

Bayerische blätter für das gymnasialsc...

...

W. Bauer, Gottfried
Friedlein, A. Kurz,
Andreas ...



BLÄTTER

FÜR DAS

GYMNASIAL-SCHULWESEN

HERAUSGEGEBEN VOM

BAYER. GYMNASIALLEHRERVEREIN

REDIGIERT VON

DR. JOHANN MELBER.

~~~~~  
DREISSIGSTER BAND.  
~~~~~



MÜNCHEN 1894.

J. LINDAUER'SCHE BUCHHANDLUNG.
(SCHÖPPING.)

L31

B5

V.30

Inhalts-Verzeichnis.

I. Abteilung.

Abhandlungen.

	Seite
Boll, Fr., Alois Patins Heraklitstudien	577
Gerathewohl, B., Catilina und die senatus auctoritas	606
Hailer, E., Kritische Bemerkungen zu Tibull	265
Henrich, E., Zum Pentathlon der Griechen	367
Höger, Ch., Bemerkungen zu Horaz' Satiren	599
Jaecklein, A., Hugo von Trimberg, ein Bamberger Schulmann	460
Menrad, J., Über ein neuentdecktes Genfer Homerfragment und den Wert seiner Varianten	449
Nusser, J., Die allgemeine Bildung des humanistischen Gymnasiums	65
Pohlig, C. Th., Der goldene Schnitt	98
Preger, Th., Die neuen Ausgrabungen in Troja	193
Preger, Th., Berichtigung	373
Preger, Th., Zu Hesychius s. v. <i>κοκάντες</i>	208
Reiserl, K., Interest	205
Scholl, F., Übersetzung-proben aus Seyfferts palaestra (Fortsetzung VI)	267
Semenoff, A., Zum Bürgereid der Chersonesiten	199
Spengel, A., Zu Homer Ilias XVI 80 und 114—118	595
Stadtmüller, H., Zu Aeschylus' Prometheus und zur neuesten Ausgabe dieses Dramas	16
Stadtmüller, H., Zu den Schutzflehenden des Aeschylus	613
Stadtmüller, H., Zu Herondas und der neuen Herondasausgabe von Crusius	456
Staeblin, O., Die diesjährige Inselreise des deutschen archäologischen Instituts in Athen	321
Stoecklein, Joh., Beobachtungen über den Zusammenhang zwischen Sprache und Volkscharakter	335
Stroebel, Ed., Die Handschriften von Ciceros Jugendwerk de inventione	90
Sturm, J. B., Der iterative Konjunktiv bei Cäsar	94
Thomas, R., Über die Möglichkeiten des Bedeutungswandels	705
Ulrichs, H. L., Über den Eucrinomenos des Künstlers Alkamenes	609
Weninger, A., Die deutschen Hausaufgaben in der IV. und V. Klasse unsererer Gymnasien	257
Weyman, C., Zu Arnobius I, 49	270
Weyman, C., Das Evangelium und die Apokalypse des Petrus	81
Weyman, C., Zu Lukanus	80
Weyman, C., Paulus Manutius und Firmicus Maternus	732
Wunderer, K., Zur Rezension des Polybios	357
Zimmerer, H., X. deutscher Geographentag in Stuttgart	1

Dr. J. M., Herrn „Geheimrat“ Prof. Dr. von Christ 193

II. und III. Abteilung.

Rezensionen und literarische Notizen.

	Seite
<u>Achelis, Th., Die vergleichende Religionswissenschaft (Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftl. Vorträge, Heft 182)</u>	177
<u>Adlers deutscher Zeichenlehrer-Kalender 1891/95, bespr. v. Pöhlig</u>	567
<u>Aeschylus' Prometheus. Für den Schulgebrauch erklärt von N. Wecklein, bespr. von Stadtmüller</u>	16
<u>Andresen, Karl Gustav, Sprachgebrauch und Sprachrichtigkeit im Deutschen, 7. Aufl.</u>	63
<u>Anecdota Maredsolana. Vol. II. Saucti Clementis Romani ad Corinthios epistulae versio latina antiquissima, ed. D. Germ. Morin, bespr. von Weyman</u>	396
<u>Anleitung zur Schreibung und Aussprache der geogr. Fremdwörter für die Zwecke der Schule, 2. Aufl., bespr. von Koch</u>	763
<u>Anthologia Graeca epigrammatum Palatina cum Planudea ed. H. Stadtmüller, vol. I, bespr. von Pregor</u>	750
<u>Archäologisch-Epigraphische Mitteilungen aus Österreich-Ungarn. Herausgegeben von O. Benndorf und E. Bormann. Jahrgang XVI. Heft 1, bespr. von H. L. Urlichs</u>	46
<u>— Heft 2</u>	701
<u>Ausonius. Die Mosella des Decimus Magnus A., herausgeg. und erkl. von C. Hosius, bespr. von Weyman</u>	642
<u>Bachmann, A., Mittelhochdeutsches Lesebuch mit Grammatik und Wörterbuch, bespr. von Brenner</u>	482
<u>Bahlsen, L., Der französische Schulunterricht im neuen Kurs, bespr. von Wohlfahrt</u>	142
<u>Bardey, E., Algebraische Gleichungen, 4. Aufl., bespr. von A. Müller</u>	753
<u>Bauer, J., Englert, A., Link, Th., Französisches Lesebuch, bespr. von Herlet</u>	142
<u>Baumann, J., Elemente der Philosophie, Logik, Erkenntnistheorie und Metaphysik, Moral, bespr. von Wirth</u>	21
<u>Bayerns Mundarten. Beiträge zur deutschen Sprach- und Volkskunde, herausgeg. von Brenner und Hartmann. II. Bd., 1. Heft, bespr. von Jacobi</u>	110
<u>Behacker, Ant., Lehrbuch der Logik zum Gebrauche an Gymnasien und zum Selbstunterrichte, bespr. von Wirth</u>	107
<u>Beloeh, Julius, Griechische Geschichte. I Bd., bespr. von Melber</u>	671
<u>Bender, F., Klassische Bildermappe, bespr. von W. Wunderer</u>	417
<u>Bender, Hedwig, George Eliot. (Sammlung gemeinverst. wissenschaftl. Vorträge; Heft 170)</u>	697
<u>Benecke, Alb., English Pronunciation and English Vocabulary. 7. Aufl., bespr. von Wolpert</u>	233
<u>Benecke, Alb., Französische Exercitien und Extemporalien</u>	320
<u>Benecke und d'Hargues, Französisches Lesebuch, 3. Aufl.</u>	446
<u>Benecke, Alb., Französische Schulgrammatik. 2 Teile, 9. Aufl.</u>	447
<u>Berg, Walter, Aufgaben zu deutschen Aufsätzen und Vorträgen, bespr. von Nicklas</u>	219
<u>Bernhard, J., Empirische Psychologie für Gymnasien, bespr. von Wirth</u>	23
<u>Biese, A., Die Philosophie des Metaphorischen, bespr. von Thomas</u>	733
<u>Bilder aus dem Universitätsleben von einem Grenzboten, bespr. von Fleischmann</u>	25
<u>Biltz, Karl, Zur deutschen Sprache und Literatur</u>	316
<u>Blafs, Fr., Die attische Beredsamkeit, III, 1: Demosthenes. 2. Aufl., bespr. von Bürger</u>	223
<u>Bleske-Müller, A., Elementarbuch der lateinischen Sprache für die unterste Stufe des Gymnasialunterrichtes, bespr. von Schüllein</u>	35
<u>Blum, Hans, Das deutsche Reich zur Zeit Bismarcks, bespr. von Markhauser</u>	759

<u>Bodensteiner, E., Scenische Fragen über den Ort des Auftretens und Abgehens von Schauspielern und Chor im griechischen Drama, bespr. von Melber</u>	418
Börner, H., Lehrbuch der Physik, bespr. von Zwerger	531
—, Leitfaden der Experimentalphysik, bespr. von Zwerger	533
Börner, O., Lehrbuch der französischen Sprache	417
Böttcher u. Kinzel, Das Nibelungenlied im Auszuge, bespr. von Nusch	378
—, Denkmäler der älteren deutschen Literatur. I. Deutsche Heldensage	698
Boileau, L'art poétique. Erklärt von Schwalbach, 2. Aufl., bespr. von Wohlfahrt	406
<u>Bonnells Lat. Übungstücke. neu bearb. von P. Geyer und W. Mewes, I. und II. Teil, 13. Aufl.</u>	184
<u>Borchardt-Wustmann, Die sprichwörtlichen Redensarten im deutschen Volksmunde, 2. Aufl.</u>	701
Bork, H., Die Elemente der Chemie und Mineralogie, 3. Aufl., bespr. von Piechler	442
Boussset, Alice, Zwei Vorkämpferinnen für Frauenbildung (Sammlung gemeinverst. wissenschaftl. Vorträge, Heft 163)	697
<u>Brettschneider, Harry, Hilfsbuch für den Unterricht in der Geschichte für die oberen Klassen. I. Teil: Geschichte des Altertums, bespr. von Markhauser</u>	55
Breusing, A., Das Vereben der Kugeloberfläche für Gradnetzentwürfe	443
Büchenschütz, B., Griechisches Lesebuch, 5. Aufl.	765
<u>Bürklen, O., Methodisches Hilfsbuch für den Vorunterricht in der Geometrie und das geometrische Zeichnen</u>	185
Büttner, Orthographisches Übungsheft für Schüler	63
Bugge, Der französische Gymnasiallehrer, bespr. von Wohlfahrt	277
Buschau, Gg., Leben und Treiben der deutschen Frauen in der Urzeit (Sammlung gemeinverst. wissenschaftl. Vorträge, Heft 186)	698
<u>Buschmanns deutsche Lesebücher. 1. Teil für untere Klassen, 10. Aufl.; 2. Teil f. mittlere Kl., 8. Aufl.; 3. Teil für obere Kl. 4. Aufl., bespr. von Brunner</u>	478
Busolt, Gg., Griechische Geschichte. I. Bd. 2. Aufl., bespr. von Melber	669
Bufler, Fr., Die Elemente der Mathematik für das Gymnasium. Teil I und II, bespr. von Schmitz	661
C. Jul. Caesaris commentarii de bello Gallico ex rec. B. Kübler, ed. maior et minor, bespr. von Köhler	739
Capellanus, G., Sprechen Sie Lateinisch? Moderne Konversation in lat. Sprache. 2. Aufl.	184
Capps, Edw., Vitruvius and the Greek Stage, bespr. von W. Wunderer	48
<u>Catalogus Dissertationum Philologicarum Classicarum zusammengestellt von Gustav Fock</u>	318
<u>Catulli Veronensis liber, rec. Baehrens. Nova ed. a K. P. Schulze curata, bespr. von Weyman</u>	636
Caner, Friedr., Philotas, Kleitos, Kallisthenes, bespr. von Melber	653
Chadwick, John, W., Religion ohne Dogma. 6 Vorträge	694
<u>Chateaubriand, Génie du Christianisme, herausg. von Bauer und Link, bespr. von Geist</u>	232
Cholevins, L., Praktische Anleitung zur Abfassung deutscher Aufsätze, in Briefen an einen jungen Freund. 6. Aufl., bespr. von Nicklas	218
Christ, W., Das Theater des Polyklet in Epidauros, bespr. von Bodensteiner	541
Cicero, Ausgewählte Briefe. Für den Schulgebrauch erkl. von Jos. Frey, bespr. von Ammon	497
Cicero, Auswahl aus seinen Briefen. Für den Schulgebrauch herausgeg. von A. Lange, bespr. von Ammon	494
Cicero, Ausgewählte Briefe. Für den Schulgebrauch herausgeg. von Hans Luthmer, bespr. von Ammon	494
Ciceros Rede für den Dichter Archias. Für den Schulgebrauch herausgeg. von R. Nohl. 2. Aufl.	181

	Seite
Ciceros Rede für den Dichter Archias, erklärt von Richter und Eberhard. 4. Aufl. von Nohl	698
Ciceros Reden für L. Murena und für P. Sulla, erklärt von K. Halm. 5. Aufl. bes. von G. Laubmann	181
Ciceros Reden für den Oberbefehl des Cr. Pompejus, für Q. Ligarius und für den König Dejotarus	701
Ciceronis de oratore libri tres recensuit Th. Stangl, bespr. von Ammon . . .	31
Claudii Claudiani carmina recogn. J. Koch, bespr. von Weyman	641
Cloetta, W., Beiträge zur Literaturgeschichte des Mittelalters und der Renais- sance. II. Bd.: Die Anfänge der Renaissance-tragödie, bespr. von Muncker . . .	27
Cohn, H., Was kann die Schule gegen die Masturbation der Kinder thun? . . .	695
Corpus scriptorum ecclesiasticorum latinorum, vol. XXVI. XXVIII. XXIX. 1, bespr. von Weyman	502
Curtius-Hartel, Griechische Schulgrammatik. 21. Auflage, bespr. von Zorn . . .	36
Cybulski, Steph., Tabulae, quibus antiquitates Graecae et Romanae illus- trantur. Tafel VI: Die römischen Soldaten I. bespr. von Melber	50
— —, Tafel VIII. Das römische Lager. Tafel XI. Das römische Haus, bespr. von Melber	158
Daniel, H. A., Deutschland nach seinen physischen und politischen Ver- hältnissen geschildert. 6. Aufl. v. Volz, I. Bd., bespr. von Koch	565
Daniel, K., Systematisches Lehrbuch der deutschen Rechtschreibung, bespr. von Schwenk	118
Daubenspeck, Herm., Die Sprache der gerichtlichen Entscheidungen	62
Debes, E., Neuer Handatlas über alle Teile der Erde. Lfg. 1, bespr. von Koch . .	59
Delbrück, B., Syntax. (Brugmann und Delbrück, Grundriß der vergleichenden Grammatik der indogermanischen Sprachen. III. Bd., bespr. von A. Dyroff	209
Denk, O., Geschichte des gallo-fränkischen Unterrichts- und Bildungswesens bis auf Karl den Großen, bespr. von Fr. Schmidt	271
Diekman, J., Anwendungen der Determinanten und Elemente der neueren Algebra auf dem Gebiete der niederen Mathematik, bespr. von Lengauer . . .	410
Dieterich, Albr., Nekyia. Beiträge zur Erklärung der neuentdeckten Petrus- apokalypse, bespr. von Weyman	81
Disterwegs populäre Himmelskunde und mathematische Geographie. Neu bearb. von M. W. Meyer und B. Schwalbe	190
Ditscheiner-Wessely, Handwörterbuch der deutschen Sprache. 3. Aufl. bespr. von Brunner	30
Doeberl, M., Monumenta Germaniae selecta. 5. Bändchen, bespr. von B. Sepp . . .	306
Dörpfeld, W., Troja 1893. Ausgrabungsbericht, bespr. von Preger	537
Donadt, A., Rechenbuch für höhere Schulen, bespr. von Sondermaier	301
Duden, Konr., Etymologie der neuhochdeutschen Sprache, bespr. von Schwenk . .	280
Dünzelmann, E., Das römische Straßennetz in Norddeutschland, bespr. von Kottmann	425
Dyroff, Adolf, Geschichte des Pronomen reflexivum. 1. Abt. Von Homer bis zur attischen Prosa, bespr. von Stapfer	137
Eberle, P. Melchior, Der hl. Bonifazius, Apostel von Deutschland	176
Eitle, Joh., Grundriß der Philosophie, bespr. von Wirth	464
Ellendt-Seyfferts Lateinische Grammatik. 37. Aufl. Bearb. von M. A. Seyffert und W. Fries	183
Ellinger, Gg., Kirchenlied und Volkslied. Geistl. und weltl. Lyrik des 17. und 18. Jahrhunderts	315
Engelmann, Emil, Die Frithiof-Sage für das deutsche Haus	179
— —, Das Gudrunlied für das deutsche Haus	179
— —, Das Nibelungenlied für das deutsche Haus	179
Fafsblätter, Fr., Kleine lat. Sprachlehre, bespr. von Gebhard	512
Fecht, Kuno, Griechisches Übungsbuch für Untertertia. 3. Aufl.	180
Felsch, K., Das Verhältnis der transcendentalen Freiheit bei Kant zur Mög- lichkeit moralischer Erziehung, bespr. von Nasser	620

	Seite
Fetter, Jos., Inwiefern läßt sich beim Massenunterrichte individualisieren?, bespr. von Nusser	621
Fischer, Curt. Th., De Hannonis Carthaginiensis Periplo (Untersuchungen auf dem Gebiete der alten Länder- und Völkerkunde, Heft 1), bespr. von Melber	249
Fischer, F. W., Armin und die Römer, bespr. von Rottmann	759
Flierle, Jos., Über Nachahmungen des Demosthenes, Thukydides und Xenophon in den Reden der römischen Archäologie des Dionysius von Halicarnas, bespr. von C. Wunderer	127
Forsyth, Andrew Russell, Theorie der Differentialgleichungen. I. Teil: Exakte Gleichungen und das Pfaffsche Problem. Autorisierte deutsche Ausgabe von H. Maser, bespr. von Günther	43
Fränkel, Arthur, Flore und Blancheffur	316
Frankfurter, S., Graf Leo Thun-Hohenstein, Franz Exner und Herman Bonitz, bespr. von Fleischmann	23
— —, Die Mittelschulreform in Preußen und das österreichische Mittelschulwesen	445
Franzifs, Franz, Bayerns nationale und internationale Stellung, bespr. von Markhauser	253
Frick, O., Schulreden, herausgegeben von Gg. Frick	697
Froitzheim, J., Friederike von Sesenheim, bespr. von Muncker	213
Gaebler, Ed., Schulwandkarte von Afrika, bespr. von Koch	59
Cl. Galeni protreptici quae supersunt ed. Kaibel, bespr. von Helmreich	652
Galland, Antoine, Histoire d'Ali Baba, herausg. von Bauer u. Link, bespr. von Geist	231
Ganzmüller, C., Beiträge zur Ciris, bespr. von Weyman	639
Gebhardt, Bruno, Handbuch der deutschen Geschichte, 2 Bde., bespr. von Markhauser	426
Gelbe, Theod., Die Stilarbeiten. Anleitung und Dispositionen, bespr. von Nicklas	218
Gelcich u. Sauter, Kartenkunde, bespr. von Koch	314
Glinzer, E., Lehrbuch der Elementargeometrie. I. Teil, 4. Aufl., bespr. von Schmitz	661
Glöde, O., Die deutsche Interpunktionslehre	445
Gneifse, K., Schillers Lehre von der ästhetischen Wahrnehmung, bespr. von Muncker	278
Goeringer, Adalb., Der goldene Schnitt, bespr. von Pohlig	98
Goethe, Egmont, herausgegeben von Burghauer	316
Graberg, F., Werkriffslehre, bespr. von Pohlig	46
Grätz, L., Physikalische Revue. 1. u. 2. Band in 12 Heften, bespr. von Zwinger	534
Grafsmann-Kraft, Abrifs des geometrischen Kalküls, bespr. von Günther	45
Greif, Martin, Agnes Bernauer, bespr. von Deuerling	476
Grieb-Schröer, Englisch-Deutsches und Deutsch-Englisches Wörterbuch. 10. Aufl., bespr. von Wolpert	409
Günther, S., Grundlehren der mathematischen Geographie und elementaren Astronomie, 3. Aufl., bespr. von Zwinger	41
Guhl u. Koner, Leben der Griechen und Römer. 6. Aufl. bes. von R. Engelmann, bespr. von W. Wunderer	533
Gutschmid, A., Kleine Schriften. Herausgeg. von Fr. Rühl. 4. Bd., bespr. von H. Welzhofer	635
Handel, Elementar-synthetische Kegelschnittslehre, bespr. von Günther	44
Harder, Fr., Griechische Formenlehre zum Gebrauch an Schulen bearbeitet, bespr. von Stapfer	138
Hartung, O., Die deutschen Altertümer des Nibelungenliedes und der Kudrun, bespr. von Golther	737
Hauck, Guido, Lehrbuch der Stereometrie. 7. Aufl., bespr. von Schmitz	661
Hauptregeln der griechischen Syntax. Zusammengestellt von einem Schulmanne, bespr. von Zorn	36

	Seite
Heberdey, Rud., Die Reisen des Pausanias in Griechenland, bespr. von Beneker	664
Heinze, Adolf, Praktische Anleitung zum Disponieren deutscher Aufsätze, bespr. von Nicklas	217
Hercher, B., Lehrbuch der Geometrie, 1.—3. Heft, bespr. von Schmitz	663
—, Lehrbuch der analytischen Geometrie, bespr. von Schmitz	663
Hermann-Thumser, Lehrbuch der griechischen Antiquitäten. I. Bd. Staatsaltertümer, 1. u. 2. Abt., bespr. von Melber	49
Heron dae mimiamibi iterum edidit O. Crusius, bespr. von Stadtmüller	457
Heron das Mimiamben Deutsch mit Einleitung und Anmerkungen von O. Crusius, bespr. von Wevman	227
Herzog, Aug., Der Anschauungsunterricht auf dem Gymnasium	62
Hirzel, K., Zeitfragen aus dem Gebiete des württemb. Gymnasialwesens I., bespr. von Deuerling	470
Hoecker, P. O., Der Olympier. Kulturgeschichtliche Erzählung aus dem Zeitalter des Perikles	185
Höfler u. Maifs, Naturlehre für die unteren Klassen der Mittelschulen, bespr. von Fiechler	414
Hoffmann, E., Sylloge epigrammatum Graecorum, bespr. von Prager	748
Hoffmann, G. u. Groth, E., Deutsche Bürgerkunde	767
Holm, Adolf, Griechische Geschichte, IV. Band, bespr. von Melber	547
Hommel, Fr., Der babylonische Ursprung der ägyptischen Kultur, bespr. von Knoll	155
Hopf u. Paulsiek, Deutsches Lesebuch für höhere Lehranstalten. Abt. f. Obersekunda. 8. Aufl., bespr. von Nusch	383
Hoppe, Englisch-deutsches Supplements-Lexikon, bespr. von Jos. Steinberger	300
Horaz, Satiren und Episteln. Für den Schulgebrauch erklärt von G. T. A. Krüger, 13. Aufl. bes. von Gustav Krüger. I. Teil: Satiren, bespr. von Höger	598
Hübners Geographisch-Statistische Tabellen aller Länder der Erde. Ausg. 1893	190
Hüttinger, H., Tassilo II., bespr. von Menrad	474
Hupe, H., Elementar- und Lesebuch der engl. Sprache, bespr. von Wolpert	526
Ihne, W., Römische Geschichte. I. Band, 2. Aufl., bespr. von Rottmanner	552
Jacobi, C., Bibel-Atlas. 7. Aufl., bespr. von Markhauser	55
Jahresberichte der Geschichtswissenschaft, herausgeg. von J. Jastrow. XV. Jahrg. 1892, bespr. von Simonsfeld	560
Jebb, R. C., Homer. Übersetzt von Emma Schlesinger. Bespr. von Seibel	515
Jeep, L., Zur Geschichte der Lehre von den Redeteilen bei den lateinischen Grammatikern	182
Jelineck, Laur., Logarithmische Tafeln für Gymnasien und Realschulen	184
Jentzen, Elemente der Prigonometrie zum praktischen Gebrauche für Unterrichtszwecke an mittleren technischen Lehranstalten, bespr. von Schmitz	237
Junge, Fr., Geschichtsrepetitionen f. d. oberen Klassen. 2. Aufl., bespr. von Markhauser	252
Kalender des Berliner Tierschutzvereins	191
Kehrein, Jos., Entwürfe zu deutschen Aufsätzen und Reden. 8. Aufl., bespr. von Nicklas	215
Keller, O., Lateinische Etymologien. Zur lat. Sprachgeschichte. 1. Teil, bespr. von Häufner	509
Kiepert, H., formae orbis antiqui. 1. Lief., bespr. von Zimmerer	690
Killing, W., Einführung in die Grundlagen der Geometrie, 1 Bd., bespr. von Lengauer	754
Kirchner, Fr., Englische Gedichte, stufenmäßig geordnet, bespr. v. Wolpert	234
Klee, Ausgeführter Lehrplan für den deutschen Unterricht an den Unter- und Mittelklassen eines sächsischen Gymnasiums, bespr. von Schwenk	489
Kleist, H. v., Prinz Friedrich von Homburg, erläutert von J. Heuwes. (Schöninghs Ausgaben deutscher Klassiker mit Kommentar. 17. Bänden). bespr. von Baldi	212
Kloock, H., Kritische Grundlegung der Arithmetik	184

Klufsmann, R., Systematisches Verzeichnis der Abhandlungen etc. 2. Bd. 1886—1890	318
Knilling, Rud., Einführung in die stilistische Entwicklungslehre, bespr. von Nicklas	215
Koch-Foelsing, Elementarbuch der englischen Sprache. 25. Aufl., bespr. von Wolpert	523
Kögel, Rud., Geschichte der deutschen Literatur bis zum Ausgang des Mittelalters, bespr. von Golther	622
Kohl, Otto, Griechisches Lese- und Übungsbuch vor und neben Xenophons Anabasis. 1. Teil. 2. Aufl.	180
Kohlrusch, F., Leitfaden der praktischen Physik. 7. Aufl., bespr. von Zwerger	413
Kratz, Logik. Grundzüge einer Lehre vom Denken, bespr. von Wirth	374
Krebs, G., Leitfaden der Experimentalphysik für Gymnasien, 3. Aufl., bespr. von Zwerger	533
Kretschmer, P., Die griechischen Vaseninschriften ihrer Sprache nach untersucht, bespr. von Sörgel	416
Krumbach, Sprich lautein und richtig!, bespr. von Schwenk	491
—, Deutsche Sprech-, Lese- und Sprachübungen, bespr. von Schwenk	491
Krumbacher, K., Mittलगriechische Sprichwörter, bespr. von Kurtz	128
Kühn, K., Französisches Lesebuch für Anfänger, bespr. von Wohlfahrt	39
—, Französische Schulgrammatik, 2. Aufl., bespr. von Wohlfahrt	38
Kühner-Blafs, Ausführliche Grammatik der griechischen Sprache. I Teil: Elementar- und Formenlehre. 2. Bd., 3. Aufl., bespr. von A. Dyroff	292
Kunze, Alfr., Sallustiana. 2. Heft, bespr. von G. Landgraf	386
Lafaye, G., Catulle et ses modèles, bespr. von Weyman	637
Lange, J., Synthetische Geometrie der Kegelschnitte nebst Übungsaufgaben	185
Lange, Rud., Frucht- und Blumenlese aus Goethes Schriften	317
Langenbeck, R., Leitfaden der Geographie für höhere Lehranstalten. I. Teil.	189
La Roche, J., Beiträge zur griechischen Grammatik, bespr. von J. Haas	228
Lattmann, J., Lateinische Übungsbücher: für Quinta 7. Aufl., für Quarta 7. Aufl., für Tertia 2. Aufl. bearb. von H. Lattmann, bespr. von Gebhard	286
Lattmann, J. und Müller, H. D., Griechisches Übungsbuch für Tertia. 1. Hälfte für Untertertia. 4. Aufl.	318
Lattmann, J., n. Müller, H. D., Grammatisches Hilfs- und Übungsbuch für den griech. Unterricht in Untersekunda, bespr. von J. Haas	519
Legerlotz, Gust., Mittelhochdeutsches Lesebuch, bespr. von Nusch	381
Lehmann, C. A., De Ciceronis ad Atticum epistulis recensendis et emendandis, bespr. von Ammon	390
Lehmann-Hohenberg, Einiges Christentum. Volksschrift zur Förderung der Bestrebungen M. von Egidys. 5. Heft	177
— — 6. Heft	443
Leimbach, K., Die deutschen Dichter der Neuzeit und Gegenwart. V. Band, bespr. von Zettel	630
Lessings sämtliche Schriften, herausgeg. von Lachman. 3. Aufl. bes. v. Fr. Muncker, bespr. von Baldi	384
Lessing, Nathan der Weise, herausgegeben von Netoliczka (Freytags Schulausgaben)	316
Leuzinger, R., Kurven-Reliefs, bespr. von Koch	254
Lieber u. Köhler, Arithmetische Aufgaben. Auflösungen hiezu, bespr. von Sondermaier	523
Lieber u. Lühmann, Anfangsgründe der Trigonometrie, bespr. von Schmitz	238
Lieber u. Lühmann, Unendliche Reihen. Elementare Theorie der Maxima und Minima, bespr. von Schmitz	660
Lind, P., Kants mystische Weltanschauung, ein Wahn der modernen Mystik, bespr. von Wirth	464
Linnig, Fr., Deutsches Lesebuch. 1. Teil, 10. Aufl.	446
Lippert, Deutsche Sprachübungen für entwickeltere Schulen	317
T. Livi ab urbe condita lib. XXIX. Für den Schulgebrauch erkl. von Fr. Luterbacher, bespr. von G. Landgraf	499

	Seite
T. Livi ab urbe condita libri, ed. A. Zingerle. Pars VI. fasc. I, l. XXXVI—XXXVIII, bespr. von G. Landgraf	220
Livius, Auswahl aus L. XXI—XXX, für den Schulgebrauch bearbeitet von Volbrecht, bespr. von Reissermayer	501
Löwe, H., English Grammar. I. Part, bespr. von Wolpert	526
Löwenberg, J., Das Weltbuch Sebastian Francks (Sammlung gemeinverstä. wissenschaftlicher Vorträge, Heft 177)	188
Löwl, Ferd., Die gebirgbildenden Felsarten, bespr. von Koch	440
Lucani de bello civili liber I, par Paul Lejay, bespr. von Weyman	640
Lucianus. Recogn. Jul. Sommerbrodt. vol. II, 1, bespr. von Preger	291
Lüddecke, G., Der Beobachtungsunterricht in Naturwissenschaft, Erdkunde und Zeichnen	697
Lutsch, O., Lehr- und Lesebuch für Sexta, 2. Aufl.	699
—, Lehr- und Lesebuch für Quinta, 2. Aufl.	699
Lyon, O., Handbuch der deutschen Sprache, Teil I, 4. Aufl., Teil II, 3. Aufl., bespr. v. Schwenk	488
—, Abriss der deutschen Literaturgeschichte. 3. Aufl., bespr. von Muncker	483
Mangold, W., Gelöste und ungelöste Fragen der Methodik auf dem Gebiete der neueren Fremdsprachen	141
Mangold u. Coste, Lehrbuch der französischen Sprache. 2. Teil, 2. Aufl., bespr. von Wohlfahrt	407
Manitius, Analekten zur Geschichte des Horaz im Mittelalter (bis 1300)	319
Martus, Leitfaden für den Unterricht in der Paumlehre. 1. u. 2. Teil, bespr. von A. Müller	753
Marx, Fr., Chauvinismus und Schulreform im Altertum	696
Matzat, H., Erdkunde. 3. Aufl.	189
Mau, Führer durch Pompei, bespr. von W. Wunderer	242
Meffert, F., Übungsbuch zum Übersetzen in das Englische, 3. Aufl., bespr. von Wolpert	408
Meisel, Ferd., Die Gradnetze der Landkarten	189
Mentz, Ferd., Bibliographie der deutschen Mundartenforschung für die Zeit vom Beginn des 18. Jahrh. bis 1839	178
Menzel, K., Wolfgang von Zweibrücken, der Stammvater des bayr. Königshauses, 1526—1569, bespr. von Reissermayer	554
Merguet, Hugo, Lexikon zu den philos. Schriften Ciceros. 2. Bd., bespr. von Stangl	645
Merkel, E., So sollt ihr rechnen! Methodische und praktische Anleitung zum Denkrechnen, bespr. von Sondermaier	301
Meusel, H., Coniecturae Caesarianae, bespr. von H. Schiller	388
Meyer, Eduard, Geschichte des Altertums. 2. Bd., bespr. von Melber	676
Meyer, Hans, Lehrbuch der Geschichte für die unteren und mittleren Klassen. 1. Heft: Alte Geschichte. 2. Aufl.	187
— 2. Heft: Deutsche Geschichte im Mittelalter	188
— 3. Heft: Deutsche Geschichte von der Reformation bis auf Friedrich d. Gr.	320
Mayers Konversations-Lexikon, 5. Aufl. Bd. 2 und 3	176
—, Bd. 4, 5 und 6	700
Mitteilungen der Gesellschaft für deutsche Erziehungs- und Schulgeschichte herausg. von K. Kehrbach, Jahrg. II, Heft 1, Jahrg. III, Heft 3	445
Molenbroek, P., Anwendung der Quaternionen auf die Geometrie, bespr. von Lengauer	755
Moltke, La guerre de 1870. éd. franç. par E. Jaegló. III. Teil	320
Monumenta Germaniae Paedagogica. Bd. XIII. Die siebenbürgisch-sächsischen Schulordnungen, herausgegeben von Fr. Teutsch	108
— Bd. XIV. Geschichte der Erziehung der bayerischen Wittelsbacher von Dr. Fr. Schmidt, bespr. von Fleischmann	108
Morgenstern, O., Curae Catullianae, bespr. von Weyman	638
Morin, H., Naturkunde für die humanistischen Gymnasien; II. Teil. Zoologie. III. Teil. Mineralogie, bespr. von Stadler	174

	Seite
Mozin, Franz-deutsches und deutsch-franz. kleines klassisches Wörterbuch, 4. Aufl., bespr. von Wohlfahrt	40
Mühlefeld, K., Die Lehre von der Vorstellungsverwandtschaft und ihre Anwendung auf den Sprachunterricht, bespr. von Thomas	722
Müller, C. H., Stereometrische Konstruktionen, bespr. von Sondermaier	531
Müller, Dr. Iwan von, Handbuch der klassischen Altertums-Wissenschaft. I. Bd., 2. Aufl., bespr. von Orterer	119
Mueller, Lucian, Der Dichter Ennius (Sammlung gemeinverst. wissenschaftl. Vorträge, Heft 185)	698
Müller, W. Max, Asien und Europa nach altägyptischen Denkmälern, bespr. von Knoll	243
Münch, P., Lehrbuch der Physik. 10. Aufl., bespr. von Zwirger	533
Muret, Ed., Encyclop. Wörterbuch der englischen und deutschen Sprache. Teil I. Englisch-deutsch. Lfg. 6 und 7, bespr. von Wohlfahrt	142
— Lfg. 8 und 9, bespr. von dems.	657
Neumann, C., Die Haupt- und Brennpunkte eines Linsensystems. 2. Aufl., bespr. von Günther	235
Neutestamentliche Schriften im Zusammenhang erläutert für höhere Schulen. 1. Heft: Der Galaterbrief von P. Schultze	443
2. Heft: Das Evangelium des Markus von M. Sorof	695
Nicklas, J., Abriss der deutschen Grammatik in Beispielen, I.—III. Teil, bespr. von L. Bauer	481
—, Methodische Winke für den deutschen Unterricht an den 3 unteren Klassen, bespr. von L. Bauer	482
Niese, Bened., Geschichte der griech. und macedon. Staaten seit der Schlacht bei Chäronea. 1. Bd, bespr. von Melber	680
Noack, R., Leitfaden für physikalische Schülerübungen, bespr. von Zwirger	535
Norden, Ed., Beiträge zur Geschichte der griechischen Philosophie, bespr. von Boll	102
Nordmeyer, Gust, De Octaviae fabula, bespr. v. A. Steinberger	124
Oblert, Der Unterricht im Französischen. 2. Aufl., bespr. von Wohlfahrt	522
Olbricht, R., Lehrbuch der Prozent- und Zinsberechnung, bearb. nach dem System Kleyer, bespr. von Sondermaier	303
—, Die wichtigsten Rechenregeln nebst Musterbeispielen. 3. Aufl., bespr. von Sondermaier	302
Oppel, A., Erdkarte, darstellend die Entwicklung und Erkenntnis vom Mittelalter bis zur Gegenwart, bespr. von Koch	60
Overberg, B., Von der Schulzucht. Herausgeg. von Alb. Richter	697
Ovid. Auswahl aus seinen Werken von Heinrich Bone. 4. Aufl. von K. Bone, bespr. von Hellmuth	283
Ovid, Morceaux choisis des métam. d'Ovide par Paul Lejay, bespr. von Weyman	640
Ovidii Nasonis Metamorphoses. Auswahl für den Schulgebrauch von Meuser-Egen. 5. Aufl., bespr. von Hellmuth	282
Ovidii Nasonis Metamorphoses. Auswahl für Schulen von Siebelis-Polle. 15. Aufl. 1. Heft, bespr. von Hellmuth	231
Ovid, Methodischer Lehrerkommentar zu Ovids Metamorphosen von Lange, bespr. von Hellmuth	284
Ovid, Präparationen zu den Metamorphosen von Fritz und Julius Ranke. 2. Heft, neu bearb. von Merklein, bespr. von Hellmuth	283
Ovidius, Schulwörterbuch zu Heinrich Stephan Sedlmayers ausgewählten Gedichten von Jurenka. 2. Aufl., bespr. von Hellmuth	284
Ovidius, Schülerkommentar von Schwertassek, bespr. von Hellmuth	284
Pariser, Z., Seb. Brant, Luther, Hans Sachs, Fischart mit einer Auswahl von Dichtungen des 16. Jahrh.	315
Pavec, Joh., Der junge Lateiner. Lateinische Grammatik in kurzer Fassung	183
Paulsen, Friedr., Über die gegenwärtige Lage des höheren Schulwesens in Preußen, bespr. von Fleischmann	377

	Seite
Pauly-Wissowa, Realencyklopädie der klassischen Altertumswissenschaft, I. Halbband, bespr. von Melber	755
Peiper, R., De Senecae tragoediarum lectione vulgata, bespr. von A. Stein- berger	505
Perthes' Atlas antiquus, Taschenatlas der alten Welt von Dr. A. v. Kampen	183
Petersen, Joh., Faust u. Brand. Hamlet. 2 Vorträge, bespr. von Muncker	736
Phaedri fabulae Aeopiae. In usum scholarum selectas recogn. J. M. Stowasser	64
Philodemi volumina rhetorica ed. Sudhaus, bespr. von Ammon	289
Pickard, John, The relative position of actors and chorus in the Greek theatre of the fifth century, bespr. von Bodensteiner	238
Planck, Max, Schulreden	697
Plattner, Ph., Elementarbuch der französischen Sprache. 3. Aufl., bespr. von Wohlfahrt	141
Plauti, Comoediae ex recensione Georgii Goetz et Friederici Schoell. Fasc. II Bacchides Captivus Casinam complectens, bespr. von Weninger	122
Ploetz, Dr. Gustav, Zweck und Methode der französischen Unterrichtsbücher von Dr. Karl Plötz, bespr. von Wohlfahrt	140
Polybii historiae, ed. Bittner-Wobst, vol. III., bespr. von K. Wunderer	357
Pröhle, Heinr., Abhandlungen über Goethe, Schiller, Bürger und einige ihrer Freunde	316
Plutarchi Chaeronensis Moralia recogn. G. N. Bernardakis, vol. V., bespr. von Weifs	405
Rademacher, Auswahl volk-tümlicher Lieder und Gedichte, bespr. von Brunner	477
Rappold, Vorbereitung für die Aufnahmeprüfung der Gymnasien und Real- schulen aus der deutschen Sprache und dem Rechnen	63
Raumer, Sigmund von, Die Metapher bei Lucrez	181
Rauschmaier, A., Hebräisches Vokabularium für Anfänger	191
Ravensteins Volksturnbuch. 4. Aufl. von Alfred Böttcher	190
Reichel, O., Die Grundlagen der Arithmetik unter Einführung formaler Zahlbegriffe. II. Teil	184
Rein, B., Anschauungstafel für den Glockenzuß	446
Rein, W., Encyklopädisches Handbuch der Pädagogik, 1.—3. Liefg., bespr. von Fleischmann	466
—, 5. Liefg.	764
Reineck, K., Erfurt und das tolle Jahr. Ein Geschichtsbild, bespr. von Markhauser	52
Rethwisch, Conr., Deutschlands höheres Schulwesen im 19. Jahrh., bespr. von Fleischmann	618
Reum, Albr., Französisches Übungsbuch für die Unterstufe, bespr. von Wohlfahrt	523
Reuter, M., 75 Stücke zur Einübung franz. Sprachregeln. 2. Aufl.	447
Reyer, Ed., Geologische und geographische Experimente. 1. Heft. De- formation und Gebirgsbildung. 2. Heft. Vulkanische und Massen- eruptionen, bespr. von Günther	147
Ricken, Wilh., Neues Elementarbuch der französischen Sprache, bespr. von Wohlfahrt	407
Röder, H., Auflösungen der Aufgaben aus der ebenen Trigonometrie	185
Rosenstein, Alfr., Das Leben der Sprache (Sammlung gemeinverst. wissen- schaftl. Vorträge, Heft 187) bespr. von Thomas	706
Rothert, K., Karten und Skizzen aus der vaterländischen Geschichte der letzten 100 Jahre, bespr. von Markhauser	688
Rudio, F., Archimedes, Huygens, Lambert, Legendre. Vier Abhandlungen über die Kreismessung, bespr. von Günther	146
Sachs-Villatte, Französisch-deutsches Supplement-Lexikon, bespr. von Wolpert	748
Sachse, J. J., Des Lehrers Rüstzeug im Kampfe der Schule gegen die Sozialdemokratie	696

	Seite
Saure, N., Französisches Lesebuch. 2. Aufl., bespr. von Wohlfahrt . . .	403
Schack, Adolf, Friedrich, Graf v., Anthologie abendländischer und morgen- ländischer Dichtungen in deutschen Nachbildungen, bespr. von Ott .	115
Schack, Gedichte des Grafen Adolf Friedrich v. Sch. Für Schule und Haus ausgewählt und erläutert von K. Halling, bespr. von Muncker . .	26
Schauffler, Th., Althochdeutsche Literatur mit Grammatik, Übersetzungen und Erläuterungen	178
Schauffler, Th., Erläuterungen zum Quellenbüchlein zur Kulturgeschichte des deutschen Mittelalters	319
Scheindler, Aug., Wörterverzeichnis zu Homeri Iliadis A - J, 3. Aufl. . .	696
Schellhorn, O., Das Wichtigste aus der französischen Grammatik	63
v. Schenckendorff-Schmidt, Jahrbuch für Jugend und Volksspiele. 3. Jahrg., bespr. von Hagenmüller	692
Schillmann, Rich., Schule der Geschichte. 3. Teil: Deutsche Geschichte von der Reformation bis auf Friedrich den Gr. — 4. Teil: Von Fried- rich d. Gr. bis auf die neueste Zeit, bespr. von Markhauser	53
Schillers Wallenstein. 2. Teil der Erläuterungen von M. Evers (E. Kuenen und M. Evers, Die deutschen Klassiker. 8 Bdeh.), bespr. von Baldi .	29
Schmid, K. A., Geschichte der Erziehung vom Anfang bis auf unsere Zeit; fortgef. von Gg. Schmid, bespr. von Fleischmann	467
Schmidt, H. und Wensch, W., Elementarbuch der griechischen Sprache, 10. Aufl.	764
Schmitz, Guil., Commentarii notarum tironianarum, bespr. von Ruedf. . .	643
Schoedel, M., Lateinische Elementargrammatik für die drei unteren Gymnasialklassen, bespr. von Gebhard	33
Scholl, K., Übungsaufgaben zum Übersetzen aus dem Deutschen ins Französische	521
Schwab, O., Historische Syntax der griechischen Comparison, bespr. von Burger	402
Schwarz, Franz v., Alexander des Großen Feldzüge in Turkestan, bespr. von Melber	159
Schwering, K., Anfangsgründe der Arithmetik und Algebra	529
—, Trigonometrie, bespr. von Sondermaier	529
Schubert, H., Aufgaben aus der Arithmetik und Algebra, bespr. von Sondermaier	528
Schütze, F. W., Entwürfe und Katechesen über Dr. M. Luthers kleinen Katechismus. III. Bd. I. Abt. II. Hauptstück, 1. Artikel, 4. Aufl. . .	176
Schützet die Tiere	191
Schultz-Weisweiler, Lateinisches Übungsbuch für die unteren Klassen, 15. Aufl., bespr. von Gebhard	513
Schultz, W., Werkmaß und Zahlenverhältnisse griechischer Tempel, bespr. von Sörgel	154
Schulz, Bernh., Auswahl aus den Gedichten Walthers von der Vogelweide. 3. Aufl.	179
Schurtz, H., Die Speiseverbote. Ein Problem der Völkerkunde. (Sammlung gemeinverst. wissensch. Vorträge, Heft 184)	697
Seyffarth, Der römische Kaiserpalast in Trier, bespr. von Sörgel	668
Sickenberger, Adolf, Leitfaden der Elementarmathematik. 2. Teil: Plani- metrie. 2. Aufl., bespr. von Schmitz	236
Soennecken, F., Der neue Gummihalter und der neue Schraffierer, bespr. von Pohlgr	566
Sophokles' Tragödien zum Schulgebrauche mit erklärenden Anmerkungen versehen von N. Wecklein. 2. Bändchen, Ödipus Tyrannos. 3. Aufl., 5. Bändchen, Ödipus in Kolonos, 2. Aufl., bespr. von Brams	225
Sophokles' Elektra. Deutsch von A. Müller, bespr. von Brams	401
Sophokles' Elektra. Für den Schulgebrauch herausgegeben von Rappold, bespr. von Stadtmüller	649
Sophokles' Elektra, f. d. Schulgebrauch erklärt von Gust. Wolff 4. Aufl. von L. Bellermann	699

	Seite
Sophokles' Elektra von F. W. Schneidewin. 9. Aufl. von Aug. Nauck . . .	699
Souvestre, L'Elusier de l'ouest, herausgeg. von Bauer und Link, bespr. von Geist . . .	230
—, Au Coin du Feu, herausg. von Bauer und Link, bespr. von Geist . . .	231
—, Au Coin du Feu, erklärt von Güth-Lücking (Weidmann'sche Sammlung), bespr. von Herlet . . .	657
Spamers illustrierte Weltgeschichte, I. Band . . .	186
—, V. Band . . .	187
—, VI. und VII. Band . . .	766
Sperl, Aug., Lebensfragen. Aus den Papieren eines Denkers herausgegeben, bespr. von Raab . . .	617
Spicker, Th., Lehrbuch der Arithmetik und Algebra, bespr. von Sondermaier . . .	303
Spiecker, Th., Lehrbuch der ebenen Geometrie. 3. Aufl. . . .	185
Spitta, Phil., Die Passionsmusiken von Seb. Bach und Heinr. Schütz. (Sammlung gemeinverst. wis-enschaftl. Vorträge, Heft 176) . . .	191
v. Spruner-Sieglin, Handatlas zur Geschichte des Altertums, des Mittelalters und der Neuzeit. I. Abteilung: Atlas Antiquus, bespr. von Zimmerer . . .	562
Staël, Mme. de, De l'Allemagne, herausgeg. von Bauer und Link, bespr. von Geist . . .	231
Stahl, H. und Kommerell, V., Die Grundformen der allgemeinen Flächentheorie . . .	447
Stegmann, K., Lateinische Schulgrammatik. 6. Doppel-Auflage . . .	183
Stegmann-Lengauer, Die Grundlehren der ebenen Geometrie. 4. Aufl., bespr. von Stengel . . .	148
Stein, Armin, Schillers Jugendleben . . .	316
Steinel, Osk. und Keppel, K., Schülerbuch für den deutschen Aufsatz-Unterricht an den Mittelschulen, im Sinne der Schulreform, bespr. von Muncker . . .	116
Stern, Gg., Französische Grammatik I. Teil, bespr. von Wohlfahrt . . .	523
Stephan, G., Die häusliche Erziehung in Deutschland während des 18. Jahrh. . . .	445
Steuerwald, W., Prüfungsaufgaben aus der Haupt-Prüfung der Lehramtskandidaten für neuere Spr. in Bayern, bespr. von Herlet . . .	656
—, Übersetzung der Absolutoriaufgaben aus der französischen und englischen Sprache, bespr. von Wohlfahrt . . .	524
Stich, H., Lehrbuch der Geschichte für die oberen Klassen. I. Teil: Das Altertum, bespr. von Markhauser . . .	555
Stiehler, Ernst, Auswahl französischer Gedichte für höhere Lehranstalten, bespr. von Herlet . . .	146
Stier, G., Französische Sprechschule. 3. Aufl., bespr. von Wohlfahrt . . .	408
Stilgebauer, Edw., Grimnellsbausens Dietwald und Amelinde, bespr. von Petzet . . .	629
Stolz, O., Grundzüge der Differential- und Integralrechnung. I. Teil: Reelle Veränderliche und Funktionen, bespr. von Günther . . .	235
Stowasser, J. M., Lateinisch-deutsches Schulwörterbuch, bespr. von Menrad . . .	222
Strauch, Fr., Der lateinische Stil. I. Abt. Aufgaben für die 5. Klasse, bespr. von Gebhard . . .	126
Sturm, R., Die Gebilde ersten und zweiten Grades der Liniengeometrie in synthetischer Behandlung. I. und II. Teil, bespr. von Günther . . .	45
Süddeutsche Blätter für höhere Unterrichtsanstalten. II. Jahrgang . . .	444
Syriani in Hermogenem commentar. ed. H. Rabe. vol. I et II., bespr. von Ammon . . .	653
Terentiana Scholia collegit et disposuit Fr. Schlee, bespr. von Weninger . . .	505
Θερτιανός, Διάγραμμα Στοιχῆς φιλοσοφίας, bespr. von Wirth . . .	466
Toëpffer, Rodolphe, Nouvelles Genevoises, herausg. von Bauer und Link, bespr. von Geist . . .	232
Toëppe, Abrégé de l'histoire de la littérature française, 3. Aufl. von M. Benecke . . .	447

True, E. und Jespersen, O., Spoken English. 2. Aufl., bespr. von Wolpert	233
Tschache, G., Thematika zu deutschen Aussätzen in Dispositionen und Ausführungen, 4. Aufl., bespr. Nicklas	216
Uhle, Th., Walther von der Vogelweide. (Sammlung gemeinverst. wissenschaftl. Vorträge, Heft 196)	698
Umlauf, Fr., 6900 Themen zu deutschen Aufsätzen und Redeübungen, bespr. von Nicklas	219
Unger, Fr., Grammatische und orthographische Aufgaben, bespr. von Schwenk	491
Unterrichtsstoff für die deutsche Grammatik und Orthographie, zusammengestellt von Lehrern der kgl. Vorschule in Berlin	317
Vademecum für die Kandidaten des Mittelschullehreramtes in Österreich. I. und II. Teil	700
Varnhagen, H., Über die <i>fiori e vita di filosafi</i> , bespr. von Golther	752
Varnhagen-Martin, Systematisches Verzeichnis der Programm-Abhandlungen, Dissertationen und Habilitationsschriften aus dem Gebiete der romanischen und englischen Philologie, bespr. von Wolpert	409
P. Vergilii Maronis opera iterum rec. O. Ribbeck, vol. I. Bucolica et Georgica, bespr. von Weyman	638
Vergil. Eine Auswahl aus seinen Werken von H. Bone. 2. Aufl. von K. Bone	181
Vietor, W., Phonetische Studien, VI. Bd. 2. und 3. Heft, bespr. von Jent.	655
Vietor und Dörr, Englisches Lesebuch. Unterstufe. 3. Aufl., bespr. von Wolpert	526
Vietor und Dörr, Englische Schulgrammatik. I. Teil: Laut- und Wortlehre. 2. Aufl., bespr. von Wolpert	526
Vogel, Friedr., Lehrbuch für den ersten Unterricht in der griechischen und römischen Geschichte	307
—, Lehrbuch für den ersten Unterricht in der deutschen Geschichte, bespr. von Markhauser	307
Vollert, Joh., Leitfaden für das Geräterturnen an höheren Schulen	190
Vollmer, Fr., <i>De funere publico Romanorum</i> , bespr. von Melber	164
Wagner, Jos., Realien des griechischen Altertums, bespr. von Melber	304
Wallentin, J. G., Einleitung in das Studium der modernen Elektrizitätslehre, bespr. von Zwerger	411
Warburg, E., Lehrbuch der Experimentalphysik, bespr. von Zwerger	300
Weissenborn, E., Aufgabensammlung zum Übersetzen ins Griechische, 3. Aufl.	765
Weifsmann, K., Die scenischen Aufführungen der griechischen Dramen im 5. Jahrh., bespr. von Melber	423
Weitzenboeck, Lehrbuch der französischen Sprache, I. Teil, bespr. von Wohlfahrt	659
Weldig, Griechisches Lesebuch für Tertia, bespr. von J. Haas	520
Weller-Wolff, Lateinisches Lesebuch aus Herodot, 18. Aufl.	765
Westermaier, Max, Kompendium der allgemeinen Botanik für Hochschulen, bespr. von Stadler	441
Wetzel, M., Griechisches Lesebuch mit deutschen Übungsstücken für Unter- und Obertertia, 3. Aufl., bespr. von J. Haas	520
Wide, Sam., Lakonische Kulte, bespr. von Melber	544
Wiesengrund, B., Die Elektrizität, bespr. von Zwerger	536
Wilk, E., Grundbegriffe der Meteorologie, 2. Aufl., bespr. von Zwerger	536
Wilke, Deutsche Wortkunde, bespr. von Schwenk	493
Wingerath, Hub., <i>Choix de Lectures françaises à l'usage des écoles secondaires</i> . I. Teil, 7. Aufl., bespr. von Herlet	144
—, <i>Lectures choisies d'après la methode intuitive</i> . 4. Aufl., bespr. von Herlet	144
Winter, Alb., Deutsches Sprach- und Übungsbuch, bespr. von Nicklas	633
Wirth, Ch., Zu den 36 Gründen gegen das deutsch-fremdsprachliche Übersetzen an humanistischen Gymnasien, bespr. von Fleischmann	376
—, Übungsfragen zum Geschichtsunterricht. Pensum der 7. Klasse, bespr. von Markhauser	58

	Seite
Wohlfahrt, Theod., Französische Grammatik für die bayerischen Gymnasien, II. Teil: Syntax, bespr. von Geist	295
Wolff, Ed., Übungsbuch zum Übersetzen aus dem Deutschen ins Lateinische im Anschlusse an Wellers lat. Lesebuch aus Herodot	766
Woytt, Gustav, 22 Vorhängetafeln für den Zeichenunterricht an Gymnasien, I. Lief., bespr. von Pohlig	693
Zahn, A., Prüfungsaufgaben für das Lehraut der Mathematik und Physik, der Handelswissenschaften, der Chemie und der beschreibenden Naturwissenschaften, der deutschen Sprache, der Geschichte und Geographie	764
—, Wandtafeln für den Unterricht in der Stereometrie, bespr. v. Braun	153
Zeehe, Andr., Lehrbuch der Geschichte des Altertumes für die oberen Klassen der Gymnasien, bespr. von Markhauser	166
— Dasselbe, 2. Auflage	693
Zeitschrift für Kulturgeschichte. Herausgeg. von Steinhausen, bespr. von Markhauser	687
Zernial, Englische Grammatik nebst Lesebuch für Obersecunda, bespr. von Wolpert	527
Zettel-Nicklas, Deutsches Lesebuch für höhere Lehranstalten I.—III Teil, bespr. von L. Bauer	479
Ziemer, H., Lateinische Schulgrammatik (11. Aufl. der Schulgr. von Gillhausen), bespr. von Gebhard	398
Zimmermann-Gutersohn, Lehrbuch der englischen Sprache. II. Teil, 41. Aufl., bespr. von Wolpert	525
Zweck u. Bernecker, Hülfsbuch für den Unterricht in der Geographie, bespr. von Koch	762

IV. Abteilung.

Miscellen.

Zur Abwehr von Prof. Dr. Fleischmann	192
Archäologische Fundnotizen von Dr. Löschhorn	767
Archäologisches aus Griechenland von Dr. Löschhorn	702
Archäologisches aus Italien und Germanien nebst Fundnotizen von Dr. Löschhorn	569
Berichtigung von Dr. O. Stählin	576
Frequenz der hum. Gymnasien und Lateinschulen Bayerns 1893/94	571
Institutsnachrichten (für 1893/94)	64
— (für 1894/95)	704
Programme der K. Bayer. Humanistischen Gymnasien 1893/94	570
Progymnasien	573
Prüfungskommissäre zur Abhaltung der mündl. Absolutorialprüfung (1893/94)	572
Taschenbuch, neues, für die Lehrer an den höheren bayerischen Unterrichtsanstalten	418

Personalnachrichten.

	Seite		Seite		Seite
Ackermann, Rich.	576	Barnickel, Karl	573	Bilz, Friedr.	575
Amend, Andr.	576	Barthel, Jak.	576	Binder, Franz	573
Ammer, Engelb.	574	Baur, Karl	574	Bodensteiner, Ernst	418
Amsdorf, Jos.	574	Behr, Gg.	320	Böhner, Aug.	573
Auer, Fr. Nav.	192, 576	Bencker, Max	574	Brater, Karl	575
Auracher, P. Placid.	574	Berger, Eugen	575	Britzelmayr, J. †	320
Backmund, Joh. B. †	192	Bentlhauser, Mich.	448	Brunco, Wilh.	574
Bauer, Barth.	574	Beyer, Friedr.	576	Büttner, Heinr.	574

	Seite		Seite		Seite
Commerer, Klem.	574	Haubenstricker, Ferd. †	320, 576	Landgraf, Gust.	574
Degenhart, Jos.	575	Hauch, Heinr.	576	Lang, Otto	320
Denk, Jul.	574	Hauck, Gg.	575	Laurer, Jos. Christ.	573
Deschauer, Corn.	574	Hauck, Jak.	192	Lechner, Max	192
Diem, Gg.	575	Heeger, Ant.	575	Lederer, Christ.	320
Diesbach, Heinr.	575	Heerwagen, Aug.	574	Lederer, Friedr.	574
Dietsch, Karl	573	Heigel, Jos.	320	Lederer, Joh. Friedr.	575
Diptmar, Joh.	574	Held, Herm.	192	Lieberich, Heinr.	576
Döll, Matth.	575	Herrlein, Joh.	574	Liebl, Joh.	575
Dreykorn, Joh.	192	Herrmann, Jos. †	448	Lochner, E. H.	320
Ducrué, Aug. †	192	Herzer, Jak.	574	Lommer, Fr. Xav.	574
Dürrwächter, Ant.	574	Hetz, Karl	575	Maisel, Joh.	574
Dusch, Frd.	192	Hey, Oskar	574	Mayr, Alois	576
Dyroff, Adolf	574	Hillgärtner, Joh.	574	Meiser, Wilh.	575
Eberl, Gg.	574	Himmeler, Gebh.	574	Meyer, Mich.	574
Ebert, Andr.	574	Höhl, F.	575	Meyer, Paul	574
Eibel, Jak.	192	Höhl, Heinr.	575	Meyer, Wilh.	576
Eilles, Jul. †	192	Hoferer, Max	574	Meyer, Wilh. Friedr.	573
Eisels, Fr. Xav.	320	Hoffmann, Karl	573	Mögelin, Adalb. †	576
Endrafs, Magn.	537	Hoffmann, Friedr.	574	Mosl, Joh.	574
Englert, Seb.	192	Hoffmann, Karl	575	Mufsgnug, Ludw.	575
Ettenreich, Ludw.	192	Holler, Gg. Friedr.	574	Nieberle, Jos.	574
Ferber, Joh. B.	513	Hornöber, Ferd.	576	Nusser, Joh.	448
Fink, Jos.	575	Huber, Simon †	192, 576	Pickel, Joh.	575
Frauenhofer, Gg.	192	Hussel, Karl	573	Plank, Andr.	576
Fries, Karl	576	Jahn, Erh.	575	Popp, Ernst	575
Fritz, Wilh.	192	Jacobi, Franz	192	Preufs, Sign.	575
Fronmüller, Wilh.	575	Juncker, Ign.	574	Probst, Jos.	575
Füger, Jos.	573	Jungwirth, Gg.	575	Probst, Konr.	575, 576
Führer, Jos.	575	Käsbohrer, Leonh.	574	Reffel, Heinr.	575
Fugger, Joh.	574	Kästner, Heinr.	576	Rehn, Eugen	576
Gampert, Emil †	320	Kelber, Christ.	574	Reich, Heinr.	574
Gantner, Max	575	Kempf, Joh.	320	Retzer, Karl	320
Gebhard, Friedr.	574	Keppel, Aug.	575, 576	Riefs, Georg	574
Georgii, Wilh.	574	Keppel, Theod.	575	Röckl, Seb.	574
Glaser, Max	192	Kinateder, Gg.	574	Rötter, Ed.	574
Gleber, Konr.	575	Kissel, Ferd.	574	Röttinger, Konr.	575
Gleitsmann, Ant.	574	Klein, Gg.	320	Roos, Wilh.	448
Glöckler, Gg. †	192, 576	Klug, Jos.	574	Rosenhauer, Joh.	574
Gögelein, Lor. †	192	Knoll, Ernst	443	Roth, Karl	573
Götz, Heinr. †	448	Koch, Alwin	573	Rothlauf, Bened.	575
Götz, Karl	575	Koch, Fr. Jos.	192	Rück, Karl	574
Götz, Leonh.	574	Köberlin, Karl	574	Rummelsberger, Ign.	573
Gollwitzer, Theod.	575	Köhler, Alb.	574	Rupp, Jos. †	704
Griesbach, Joh.	320	Köppel, Lor. †	576	Schedlbauer, Joh. †	320
Gros, Eduard	575	Kohl, Ad.	573	Schefflein, Joh.	574
Gros, Ludw.	574	Kraus, Joh. †	448	Schiller, Ludw.	320
Grosmann, Wilh. †	576	Krebs, Franz	192	Schmaderer, Joh.	320
Grünenwald, Luk.	575	Krebbiehl, Heinr.	320	Schmitt, Joh. Jos.	
Gückel, Mart.	192	Krell, Emil	575	Herm.	573
Gürthofer, Gg.	574	Kroll, Jul. †	576	Schmutterer, L.	192
Habersang, Heinr.	575	Kuchtnr, Joh.	574	Schneider, Heinr.	575
Hämmerle	192	Künneht, Heinr.	320	Schnitzlein, Aug.	575
Hahn, Ludw.	575	Kuissel, Cölest.	576	Schöntag, Theod.	573
Hanser, Emil	574	Kunz, Joh.	704	Schöll, Max	574
Harbauer, Jos.	574	Kustermann, Gg.	574, 704	Schreiegg, Jos.	704
Hartwig, Karl	575	Lagally, Max	576	Schub, Ant.	575
Hatz, Gottl.	574			Schubeck, Jos.	575

XVIII

	Seite		Seite		Seite
Schubert, Ant.	574	Summa, Wilh.	574	Vogelgsang, Friedr.	575
Schumann, Joh.	573	Thomas, Rob.	575	Wakenbut, Friedr.	704
Sedlmayr, Alf.	574	Toussaint, Max	575	Walder, Erh. †	448
Seufert, Ferd.	576	Treuner, Moritz	576	Weissenberger, Burk.	574
Seywald, Ludw.	576	Trumpp, Paul	575	Will, Phil.	192
Sievert, Heinr.	192	Tüchert, Alois	576	Winter, Mart.	192
Simon, G.	576	Übel, Friedrich	575	Wittig, Fr. Jos.	576
Spälter, Friedr.	192	Ulmer, Karl †	192	Wolff, Wilh.	575
Spieß, Ernst †	448	Ulrich, Joh. B.	320	Wollenweber, K.	574
Stählin, Otto	574	Ungemach, Heinr.	440	Zeller, Jos.	574
Stöcklein, Joh.	575	Ungewitter, Joh.	575	Zierer, Gg.	574
Strehl, Karl	575	Unrub, Friedr.	574	Zink, Karl	192
Streifinger, Jos.	574	Vogel, Friedr.	574		





I. Abteilung.

Abhandlungen.

X. deutscher Geographentag in Stuttgart.

Die feierliche Eröffnung fand Mittwoch den 5. April im großen Königsbausale statt. Derselben wohnten die württembergischen Majestäten, sämtliche Prinzen und Prinzessinnen des königlichen Hauses, die Minister und etwa 400 Mitglieder des Geographentages an. Der Ehrenpräsident, Prinz Hermann zu Sachsen-Weimar-Eisenach, begrüßte die anwesenden hohen Herrschaften und die Teilnehmer des Geographentages mit begeisterten Worten. Geh. Admiralitätsrat, Prof. Dr. Neumayer aus Hamburg, eröffnete als Präsident des Zentralausschusses den X. deutschen Geographentag, indem er zugleich die Aufgaben und Ziele desselben mit folgenden Sätzen darlegte: „Als wir in Wien vor 2 Jahren den Beschluß faßten, die X. Tagung hier stattfinden zu lassen, gingen wir von der dem Inslebentreten des deutschen Geographentages zu Grunde liegenden Idee aus: Vereinigtes Streben aller Fachgeographen und solcher, die sich für die Förderung dieser Wissenschaft interessieren, zur wissenschaftlichen und praktischen Pflege derselben in Deutschland und Oesterreich-Ungarn . . . Mit Rücksicht auf diesen Punkt eröffnete Stuttgart eine vielversprechende Aussicht. Welche Fülle riesiger, über Jahrhunderte sich hinziehender geistiger Arbeit kommt in der geographischen Ausstellung hier zu unserem Bewußtsein! Die Namen eines Kepler und Bohnenberger und der Topographen und Geodäten, die uns Herr Inspektor Regelman in vortrefflicher Weise vorgeführt hat, bürgen dafür. Wenn der deutsche Name in Verbindung mit dem Weltereignisse der Entdeckung Amerikas für alle Zeit verknüpft bleiben wird, so verdanken wir dies in erster Linie der geistigen Arbeit und der Thatkraft des schwäbischen Volkstammes und der benachbarten Franken. Wir können uns daher als Geographen nicht verhehlen, daß die Welsler, die Fugger und die Hochstetter nicht nur die ersten Ansiedler in den neu entdeckten Ländern waren, sondern daß sie auch die ersten waren, die Schiffe ausrüsteten, um mit der Flotte des Portugiesen Almeida vereint in Ostindien dem deutschen Handel einen Boden zu erringen. Die Schwaben sind bis auf den heutigen Tag dieser Tradition treu geblieben; sie haben die Geographie um der geographischen Forschung und der Erkenntnis willen alle Zeit gepflegt und die zahlreichen wissenschaftlich und humanitär wirkenden Missionen, ein Ferdinand v. Hochstetter,

ein Karl Mauch u. A. legen dafür beredtes Zeugnis ab. Es ist eine Pflicht, auch heute an dieser Stelle Friedrich List's, des großen Bürgersohnes von Reutlingen, dankbarst zu gedenken. Der hingebende Vaterlandsfreund empfahl in jenen frühen, national gedacht, traurigen Tagen die Pflege einer starken Seemacht Deutschlands und trat mutig ein für die Erwerbung von Kolonien und die Ausbildung des Verkehrs der Völker untereinander zu Wasser und zu Lande*.

Auf den Vorschlag des Präsidenten des Zentralausschusses übernahm der Vorstand des Ortsausschusses, Graf Karl v. Linden, den Vorsitz über die erste Sitzung. Als 2. Vorsitzender wurde Dr. Freiherr v. Richthofen, Professor an der Universität Berlin, berufen, während als Schriftführer Prof. Dr. Lampert aus Stuttgart und Dr. Karl Diener aus Wien thätig waren. Der Vorsitzende erteilte hierauf das Wort Hrn. Dr. J. J. Rein, Professor an der Universität in Bonn, der sich in einem fein durchdachten, durch gedankenreiche Vorführung einer historisch-geographischen Parallele zwischen dem Niedergang der alten spanischen Monarchie und dem Emporblühen der neuen amerikanischen Welt ausgezeichneten Vortrag über die Rückwirkung der neuen auf die alte Welt verbreitete.¹⁾

Es folgte dann der mit Spannung erwartete Vortrag des bei seinem Erscheinen lebhaft begrüßten Afrikareisenden Dr. Franz Stuhlmann über die Zwergvölker am Ituri unter Vorführung der beiden von ihm mitgebrachten Akkazwerginnen (Schikanajo und Asmini), die wir mittlerweile auch in München in der letzten allgemeinen Sitzung des Kolonialvereins und der geographischen Gesellschaft zu sehen Gelegenheiten hatten. Es erregte ein eigentümliches Gefühl, diese Vertreterinnen von Pygmäenvölkern vor sich zu sehen, von denen schon Homer und Herodot zu berichten wußten, und die man so lange in das liliputanische Reich, das Swift geschaffen hat, verweisen wollte. Beigegeben war dem Vortrage in München eine zur Verteilung gelangte Übersichtskarte über die Verbreitung der Zwergvölker in Afrika. Hier möge es gestattet sein, auf die Literatur und die Pygmäenfrage überhaupt nach Alfred Wiedemann (Herodots zweites Buch, mit sachlichen Erläuterungen, Leipzig, Teubner 1890) S. 139 ff. hinzuweisen, in der auch das prophetische Wort des Aristoteles zitiert wird (hist. anim. 8, 14) *οὐ γὰρ ἔστι τοῦτο μῦθος, ἀλλ' ἔστι κατὰ τὴν ἀλήθειαν γένος μικρόν*. Finden sich auch die Pygmäen in den ägyptischen Inschriften nicht mit Sicherheit, so ändert das nichts daran, daß Herodots Angabe den tatsächlichen Verhältnissen vollkommen entspricht. Wie nach ihm, so leben auch nach den modernen Reisenden die Zwergvölker in der noch Diodor (I, 32) bekannten, von den Spähern Neros erreichten (Seneca, nat. quaest. VI, 8; cf. Plin. VI, 29) zentralafrikanischen Sumpfreion. Genau aber

¹⁾ Dieser Vortrag ist am 6. April im Wortlaut im „Schwäbischen Merkur“ erschienen, dessen Berichten wir auch für die übrigen Vorträge teilweise gefolgt sind, wo wir nicht selbst die Gelegenheit wahrnahmen, unsere selbständigen Aufzeichnungen einzustreuen.

die Stelle zu finden, welche er im Auge hat (II, 22), wird erst dann gelingen, wenn diese Äquatorialgegenden eingehender erforscht, die Richtung ihrer Ströme, die Lage der Städte und Ruinen bekannt sein werden. Herodot hat jedenfalls hier eine Nachricht über ferne Gegenden gehabt, welche vollkommen richtig ist, wenn die betreffende Kenntnis auch in der Folgezeit bald verloren ging. Eine tief eindringende Erforschung dieser Frage dürfen wir von dem zur Subskription von der geogr. Verlagshandlung von Dietrich Reimer in Berlin ausgeschriebenen Werke Dr. F. Stuhlmanns in Jahresfrist erwarten: „Mit Emin Pascha in's Herz von Afrika. Mit Beiträgen von Emin Pascha in seinem Auftrage geschildert. Im amtlichen Auftrage der Kolonialabteilung des Auswärtigen Amtes herausgegeben von F. St., mit Illustrationen von Kuhnert nach den Originalaufnahmen des Verfassers und 2 Karten von R. Kiepert“. Das 20. Kapitel der zweiten Abteilung: „Die Reise mit dem Pascha in das Waldland“ handelt von dem „Volk der Pygmäen“. Dieser erste (Text-)Band des Reisewerks wird mit Ende dieses Jahres erscheinen. Ein zweiter mit den wissenschaftlichen Resultaten wird voraussichtlich im nächsten Jahre als Anfangsband einer Monographie von Deutsch-Ostafrika und den angrenzenden Ländern folgen und enthalten: Die Anthropologie von Virchow, Ethnographie von Luschan, Kartographie von R. Kiepert, Astronomie (Ortsbestimmung) von Brix, Meteorologie und Höhenbestimmung von Danckelmann, Linguistik von Büttner und 3 große Karten, viele Abbildungen und Beilagen.

I. I. M. M. der König und die Königin besuchten unter Führung der Ausschussmitglieder mit den anwesenden Herrschaften im Anschluss an die erste Sitzung eingehend die **Geographische Ausstellung.**¹⁾

Sie bot ein reiches und übersichtliches Bild alles dessen, was in Württemberg in der Kartographie und den verwandten Gebieten geleistet worden ist. Der wichtigste Zweig, die Kartographie, war historisch geordnet und zerfiel in zwei Abteilungen, die erste von 1482 bis 1818, die zweite von da bis zur Gegenwart. Ein in Kohlhammer's Verlag erschienener Abriss einer Geschichte der Württembergischen Topographie und nähere Angaben über die Schieckhart'sche Landesaufnahme Württembergs diente als wertvoller Leitfaden für die Gruppen I u. II der Ausstellung, verfasst von Inspektor C. Regelman als Sonderabdruck aus den W. Jahrbüchern für Statistik und Landeskunde. Jahrgang 1893. Die Anfänge der K. sind bezeichnet durch Männer wie Hol, Stöffler, Münster und Gadner in den Jahren 1482 bis 1596. Da fiel zuerst ein schön gearbeiteter Globus des Pfarrers Stöffler von Justingen, späteren Tübinger Professors, auf. Eine Kopie der berühmten Rottweiler Pürschgerichtstafel war von der Firma Lambert u. Stahl hergestellt, während das Original der entsprechenden Tafel von Gmünd ausgestellt war. Eine Reihe älterer Forstkarten schloß sich

¹⁾ Ausführl. Bericht darüber vgl. in d. Zeitschrift f. d. Schulgeographie. XIV. 10. 1893. Wien.

an. Dann folgten kostbare alte Kartenwerke: der älteste württembergische Landkartendruck, auf Pergament von Leonhard Hol in Ulm aus dem Jahre 1482 (Ptolemäuskarte); weiter eine Ausgabe des Ptolemäus von 1486 (Ulmer Holzschnitt). Dann die *Choreographia ducatus Wirtembergensis* auf 29 Pergamentblättern, in einem Band von Oberrat Gadener 1596, die Seekarte von Württemberg von Joh. Ramminger 1596, die Stuttgarter Amtstafel von D. Gg. Gadner, 1589 (die einzige aus dem Lusthaus gerettete). Die erste gemessene Karte ist von Heinrich Schickhart, der die Kartenzeichnung auf die trigonometrische Messung gründete. Ein gewaltiges Werk ist die altwürttembergische Forstkarte von Kriegsrat A. Kieser (1680—87); eine Anzahl der dazu gehörigen 280 Mefstischblätter war ausgestellt; ebenso lagen dicke Folianten mit Zeichnungen und Beschreibungen auf. Eine Landtafel von Wangen im Allgäu und Lindau, hergestellt von Andreas Rauh, stammt aus dem Jahre 1617; sie ist wegen ihrer zierlichen Zeichnungen und der erstmals in Anwendung gebrachten Bergschraffierungen bemerkenswert; dieselbe Tafel ist 1647 in Kupfer gestochen worden. Vom Wappenmaler Rudolf Mohl rührt eine Karte der Herrschaften Wolfach, Kislegg, Waldsee und Waldburg her. Zu erwähnen ist auch die Karte des Herzogtums Württemberg von Pfarrer Majer, 1710 in Gemeinschaft mit dem Nürnberger Homann hergestellt. Es folgten die Leistungen der Herzoglichen hohen Karlschule zu Stuttgart und des Corps des Guides (1710—1795), Blätter der von 1763—95 aufgenommenen *Topographie W's.*, der Atlas Moreau's von Württemberg und Schwaben, die Karte Bohnenbergers mit genauen Triangulationen (1795—1818). Mit dem Jahre 1818, wo die Katasterkommission eingesetzt wurde, begann eine neue Art der Topographie. Das Katasterbureau und das statistische Landesamt, die Eisenbahndirektion, die Forstdirektion, die Zentralstelle für Landwirtschaft u. s. f. hatten ihre kartographischen Schätze zur Verfügung gestellt, deren Besichtigung den Beweis von dem ununterbrochenen Fortschreiten dieser Wissenschaft lieferte. Wir nennen nur die geologische Spezialkarte *W's.* 1 : 50 000, die hydrographischen und Höhenkurvenkarten 1 : 25 000 resp. 1 : 2500. Anziehend war auch eine Reliefkarte der Albwasserversorgung; ferner Villfahrt's riesiges Relief der Stadt Stuttgart. Auch Industrielle hatten ausgestellt: neben einer Sammlung alter Globen und Vermessungsinstrumente begegneten wir den neuesten Erzeugnissen auf dem Gebiete der astronomischen und geodätischen Messungen; die Firmen Tasdorff u. Kutter (Stuttgart), Ott (Kempten) und Sickler (Karlsruhe) seien als Aussteller hervorgehoben.

Vergessen darf auch nicht werden die zur Ansicht gebrachte umfassende Literatur, ferner eine Kollektion exotischer, kolonialer Gegenstände von Württembergern im Auslande gesammelt, sowie eine umfangreiche, sorgfältig ausgewählte Lehrmittelausstellung. Der große Saal des Königsbaues barg außerdem noch eine Menge von Objekten, die in den Rahmen der w. Landes-Ausstellung nicht paßten, Karten aller Länder, Photographien und Aquarelle mit Wüstenansichten für den Vortrag Prof. Walthers, Dr. Holubs Tagebücher und Reisefunde.

Als eine wesentliche Fortsetzung des im Königsbau Gebotenen mußte die ständige Ausstellung der Gesellschaft für Handelsgeographie in der Gewerbehalle betrachtet und besucht werden, besonders für den Kaufmann und Handelsschüler durch die in natura vorgeführten, zahllosen Ex- und Importartikel belehrend und anregend. Die ethnographische Sammlung war erst kurz durch Geschenke des Gouverneurs von Ostafrika, Frhr. v. Soden, bereichert worden.

Die zweite Sitzung fand am 5. April von Nachm. 3 Uhr an unter dem Vorsitz des Geh. Rats Prof. Dr. Wagner aus Göttingen statt. 2. Vorsitzender war Oberstudienrat v. Henzler aus Stuttgart; zum Schriftführer wurde Dr. F. Regel aus Jena bestellt. Der Sitzung wohnten u. a. S. H. Prinz Weimar und Fürst Karl von Urach an. Hauptmann Kollm., Generalsekretär der Gesellschaft für Erdkunde in Berlin, berichtete über die stetige Zunahme der Mitglieder des deutschen Geographentages, deren Zahl von 532 auf 743 gestiegen sei. Die Zahl der Besucher der Stuttgarter Versammlung bezifferte sich bis jetzt auf 437 (darunter aus Bayern nach Ausweis der Präsenzliste 5!)¹⁾

Professor Dr. Frhr. v. Richthofen erstattete Bericht Namens der Kommission für die Aufstellung eines Denkmals zu Ehren des Afrika-Reisenden Dr. Nachtigall. Der Vorsitzende brachte die Wahl des Ortes für den nächsten Geographentag im Jahre 1895 zur Sprache. Es wurde Bremen in Aussicht genommen. Dafs im Herbst 1895 der internationale Kongress in London tage, wurde als kein schwerwiegendes Hindernis angesehen, da der deutsche Geographentag statuten-gemäfs in der Osterwoche stattfindet.

Der Vorsitzende machte hierauf die Mitteilung, dafs die für Freitag Nachm. bestimmten Vorträge von Dr. Cicalc aus Wien über wirtschaftliche Geographie und Prof. Dr. Götz aus München über die Moore und ihre Umwandlung in Kulturland ausfallen, dafs sich aber Prof. Dr. Brückner aus Bern bereit erklärt habe, seinen auf heute festgesetzten Vortrag am Freitag Nachm. zu halten.

Nun erhielt Dr. Kapff, Professor am K. Olgastifte in Stuttgart das Wort. Anknüpfend an die Gruppe der Ausstellung, welche ein Bild der geographischen Leistungen von Württembergern im Auslande gibt, sprach er über Württembergische Forschungsreisende. Indem der Redner die Entdeckungsgeschichte der einzelnen Erdteile zu Grunde legte, wurde gezeigt, welche Lücken der geogr. Kenntnis durch w. Reisende ausgefüllt worden sind, welche Bedeutung somit diese durch die Ergebnisse ihrer Reisen für die Entdeckungsgeschichte der Erde haben. Er führte die Hörer durch eine stattliche Gallerie verdienter Missionäre und Forscher wie Flad, Heuglin, Kinzelbach, Krapf, Rebmann, Erhardt, Mauch, Hahn, Böhm, Olpp, Jordan, Klunzinger für Afrika; Gmelin, Waldburg-Zeil, Veesenmeyer, Pfander, Fraas, Wolff, Schumacher, Euting, Gundert, Mögling, Haug, Trumpp, Warth,

¹⁾ Herr Oberst Neureuther, Prof. Dr. Oberhummer aus München, Professor Stauber aus Augsburg, H. Leo Woerl, Hofbuchhändler aus Würzburg und der Berichterstatter.

Martens, Bellon, Lechler, Lörcher, Eitel, Bälz für Asien; die Herzoge Paul, Wilhelm und Eugen von Württemberg und Fürst Karl von Urach, Schott, Rominger, Weinland, Hahn, Fritzgärtner, Ludwig, Kappler, Woff, Lechler für Amerika; Hochstetter, Faber, Weinland für Australien. So führte der Redner die Zuhörer rings um die Erde und zeigte, wie die Entdeckungsgeschichte derselben auf das engste mit schwäbischen Namen verknüpft ist.

Professor Dr. Theobald Fischer aus Marburg sprach über das Thema: „Grundzüge der Bodenplastik von Italien“. Nachdem unter den vielen Kulturaufgaben, welche das neue Königreich Italien ungelöst vorfand, die zwei für den Geographen wichtigsten: Herstellung einer topographischen Karte und geologische Durchforschung des Landes nunmehr als im wesentlichen gelöst angesehen werden können, ist die Möglichkeit geboten, die Bodenplastik Italiens auf wissenschaftlicher Grundlage aufzubauen, wie dies der Vortragende in einem nächsten erscheinenden Werke über Italien versucht hat. Wir dürfen also, nach dem Inhalte des Vortrages zu schließen, ein würdiges Seitenstück zu Nissens *Italischer Landeskunde* (Berl. 1883, I), Junge's *Geographie von Italien* (Nördlingen 1889) und Victor Helms *Italien* (1886) erwarten, bekanntlich den 3 besten Büchern, die seit Goethes italienischer Reise über die Apenninenhalbinsel geschrieben worden sind. „Da in Italien überall leicht zerstörbare Felsarten vorherrschen, so ist dies wohl dasjenige Land der Erde, dessen Relief sich sozusagen unter den Augen des Menschen am raschesten und unablässig verändert“ (vgl. J. Wimmer, *Historische Landschaftskunde*, S. 28 f. Innsbruck 1885).

Auch an diesen lichtvollen Vortrag schloß sich keine weitere Erörterung an und die Versammlung ging zum letzten Gegenstand der Tagesordnung über, nämlich zu dem Antrage von Prof. Dr. Köppen in Hamburg, betr. die Schreibung geographischer Namen. Da Dr. K. verhindert war, zum Geographentage zu kommen, hatte er Dr. Sieger aus Wien beauftragt, seine gedruckt vorliegenden Anträge zu vertreten. Er wünscht, daß der Geographentag eine Kommission niedersetze, die für den Gebrauch der deutschen Geographen eine möglichst einheitliche Schreibweise geographischer Namen auszuarbeiten hätte. Nach den Ausführungen von Dr. Sieger soll es sich bei dieser schwierigen Aufgabe nur um eine mittlere Genauigkeit, nur um einen Kompromiß zwischen den auseinandergehenden Ansichten handeln, und es soll durch eine nationale Feststellung, wie dies auch von Seiten der Engländer, Franzosen und Spanier geschehen ist, einer internationalen Einigung vorgearbeitet werden. Nachdem Prof. Supan aus Gotha die Ansicht vertreten hatte, daß nur durch die Reichsregierung die Sache geregelt werden könne, und daß sich deshalb der Zentralausschuß mit der Bitte um eine solche Regelung an die Reichsregierung wenden solle, sprach sich Prof. Dr. Frhr. v. Richthofen dahin aus, daß eine Kommission niedergesetzt werden solle, die der Reichsregierung bestimmte Vorschläge zu unterbreiten hätte. Diese wären zunächst an Ostern 1895 vor den XI. deutschen Geographen-

tag zu bringen und könnten dann im Herbst 1895 dem internationalen Kongress in London vorgelegt werden.

Ein zwangloser Empfang fand am Abend des ersten Sitzungstages in dem Palais des Vorsitzenden des Ortsausschusses, Oberkammerherrn Karl Grafen v. Linden statt.

Die dritte Sitzung wurde am Donnerstag, Vorm. von dem 1. Vorsitzenden Dr. A. Kirchhoff, Prof. an der Universität Halle, eröffnet. 2. Vorsitzender war Dr. A. Penk, Prof. an der Universität Wien; als Schriftführer waren Dr. Sieger aus Wien und Oberlehrer Dr. Görcke aus Dortmund gewählt.

Der 2. Vorsitzende Prof. Dr. Penck erstattete einen sehr klaren, eingehenden Bericht über die Thätigkeit der Zentralkommission für die Pflege der wissenschaftlichen Landeskunde Deutschlands, die seit dem 2. deutschen Geographentage besteht und seither auf allen Versammlungen desselben ein Gegenstand der Verhandlungen gewesen ist. Die Thätigkeit der Kommission ist besonders auf die Herstellung einer umfassenden geogr. Bibliographie gerichtet und die Anregung, die sie in dieser Richtung gegeben hat, ist nicht bloß in Deutschland sondern auch in den Nachbarländern, namentlich in der Schweiz mit reichen Erfolgen gekrönt worden. Die Forschungen zur deutschen Landes- und Volkskunde herausgegeben von Dr. A. Kirchhoff in Halle (Stuttgart, Engelhorn 1893) sind schon auf 7 stattliche Bände mit 39 Heften gediehen; darunter befindet sich Bayern mit Monographien von Dr. Chr. Gruber, Das Münchener Becken, Ein Beitrag zur physikalischen Geographie Südbayerns (I, 4), die landeskundliche Forschung Südbayerns in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts (in Vorbereitung).¹⁾ Dabei ist aber die Kommission nur auf die Spende des preussischen Kultusministeriums, sonst auf ihre eigenen spärlichen Mittel angewiesen. Es wurde deshalb der Kommission auf dem IX. deutschen Geographentage in Wien der Auftrag erteilt, die Gründung eines Vereins für deutsche Landeskunde vorzubereiten, der, ähnlich wie der deutsch-österreichische Alpenverein, die verschiedenen geogr. Gesellschaften Deutschlands in sich aufnehmen und ein Verbindungsband zwischen denselben bilden sollte. Der Aufruf zum Beitritt wurde in der Versammlung verteilt und eine zugleich in Zirkulation gesetzte Subskriptionsliste ergab in kürzester Zeit über 150 Unterzeichner. Nach Schluß dieses Vortrages machte H. Graf E. Zeppelin die Mitteilung, daß sich S. M. der König für die künftige Errichtung eines Lehrstuhles der Geographie an der Landesuniversität Tübingen ausgesprochen habe. Hierauf erhielt das Wort Prof. Dr. Hartmann. Derselbe gab in seinem Vortrage einen Rückblick auf die landeskundliche Erforschung Schwabens und die schwäbische Besiedelung. Zugleich gelangte eine Abhandlung des Redners über die Besiedelung des w. Schwarzwaldes

¹⁾ Die Bibliographie für die in den Jahren 1887—1892 zur Landeskunde Bayerns erschienene wissenschaftliche Literatur wurde alljährlich im Jahresbericht der Geographischen Gesellschaft in München von demselben Verfasser besorgt.

insbesondere des oberen Murgthales, mit einem Kärtchen, als Sonderabdruck aus d. W. Jahrb. f. Statist. u. Landeskunde. Jahrg. 1893 (Stuttg. Kohlhammer), zur Verteilung.

E. Graf v. Zeppelin aus Ebersberg bei Konstanz verbreitete sich in dem nächsten Vortrage über die Gestalt (das Relief) des Bodenseebeckens unter Vorzeigung des vom eidgen. topogr. Bureau in Bern zur Aufstellung gelangten Kartenmaterials. Graf Zeppelin, der beim IX. Geographentage in Wien über Arbeitsprogramm und Methode der von den 5 Bodenseeuferstaaten für Herstellung einer neuen Seekarte und wissenschaftliche Erforschung des Bodensees überhaupt eingesetzten Kommissionen berichtet hatte, verwies auf die aufgestellte neue Karte und im übrigen auf seine und seiner Kollegen in den Schriften des Vereins für Geschichte des Bodensees demnächst erscheinenden Berichte. (Zur Verteilung gelangte ein kurzer Vortrag von Major a. D. von Tröltzsch aus Stuttgart über die archäologische Aufnahme des Bodenseegebietes). Die merkwürdigste Entdeckung ist die des unterseeischen Rinnsals des Rheines. Forel erklärt die nur im Bodan und Léman vorkommenden Rinnsale richtig damit, daß die kälteren und somit schwereren Wasser des Rheines und der Rhone mit starker Strömung unter die wärmeren Wasser der Seen untertauchen müssen, eine Erscheinung, die man hier im sog. „Brech“, dort in der „bataillère“ mit bloßem Auge wahrnehmen kann.

Privatdozent Dr. Willi Ule aus Halle sprach sodann über die „Temperaturverhältnisse der baltischen Seen“. Dem Vortrage waren Messungen der Temperatur zu Grunde gelegt, welche im vorigen Herbst in zahlreichen Seen Ostholsteins und Ostpreußens ausgeführt wurden. Der Vergleich derselben mit gleichen Beobachtungen in den Alpenseen zeigte, daß die Wärmeverhältnisse in den norddeutschen Gewässern von jenen erheblich abweichen. Vor allem besitzen die baltischen Seen außerordentlich warmes Wasser in den tieferen Regionen. Der Grund hiefür liegt wahrscheinlich in der starken Grundwasserspeisung dieser Seen, wenigstens steigt im Allgemeinen die Tiefentemperatur nicht über die T. des Grundwassers in der Seeumgebung. An diesen Vortrag schlossen sich eingehende Erörterungen an, bei denen Privatdozent Dr. Hergesell und Dr. Langenbeck aus Straßburg sowie Dr. Rohrbach aus Gotha sprachen, wobei die ersteren über den Weissen See in den Vogesen besonders auffällige Mitteilungen machten, die sich namentlich auf die „Sprungschicht“, ihr Wesen, ihre Perioden und ihre Ursachen bezogen. — Die Präsenzliste ergab heute die stattliche Zahl von 514 Teilnehmern des Geographentages.

Die vierte Sitzung Nachm., war von Prof. Dr. Fischer-Marburg präsiert; 2. Vorsitzender war Rektor Schumann-Stuttgart. Das Schriftführeramts lag in den Händen von Dr. Ule-Halle und Gymnasiallehrer Dr. Bludon aus Pr. Friedland. Der Sitzung wohnten außer den mehrfach genannten Hoheiten der Staatsminister des Kirchen- und Schulwesens Dr. v. Sarwey an.¹⁾

¹⁾ Vgl. die „Schulgeographie auf dem X. D. G.“ in der Zeitschrift „Das Humanistische Gymnasium“ 1893. H. I u. II. S. 61--63.

Die vierte Sitzung war der **Erdkunde als Unterrichtsgegenstand** gewidmet. Welch' große Wichtigkeit die Versammlungen der deutschen Geographen jederzeit der Schulgeographie und der für den Schulbetrieb schwebenden Fragen beigemessen haben, das möge ein kurzer **Rückblick** auf die Leistungen und Verhandlungen der verflochtenen 9 deutschen Geographentage auf dem Gebiete der Pädagogik beweisen.

Gleich der erste Geographentag zu Berlin 1881 trat mit voller Entschiedenheit in die Besprechung und teilweise Entscheidung von drei durch Prof. Kirchhoff-Halle ausführlich begründeten Thesen ein und stellte in der dazu niedergesetzten Kommission dieselben in folgender Fassung auf:

1. Die Geographie ist auf den höheren Schulen als selbständiges Unterrichtsfach zu behandeln; denn ihre Verknüpfung mit der Geschichte, als deren nebensächliches Anhängsel, führt erfahrungsgemäß zu einer den Schulunterricht überhaupt schädigenden Vernachlässigung.

2. Die Geographie ist in sämtlichen Klassen mit eigenen Lehrstunden zu bedenken, da sie als das einzige Fach, welches naturwissenschaftlich-mathematisches mit geschichtlichem Wissen verbindet, ein kräftiges Gegenmittel gegen schädliche Zersplitterung bildet; auch hat sie gerade für die oberen Klassen darum eine hohe Bedeutung, weil in ihnen jenes doppelseitige Wissen seinen Gipfel erreicht.

3. Es ist in hohem Grade wünschenswert, daß die Geographie in der Staatsprüfung der Lehrer einerseits als selbständiges Fach anerkannt, andererseits nicht nur dem historisch-philologischen, sondern auch dem mathematisch-naturwissenschaftlichen Fach als wesentlich unterstützendes Nebenfach beigeordnet werde.

An demselben Tage hielt Prof. H. Wagner-Göttingen einen lehrreichen Vortrag über die zeichnende Methode beim geographischen Unterricht. Zum Schlusse desselben verlas der Redner die von ihm gestellten Thesen, die nach kurzer Debatte in folgender Fassung angenommen wurden:

1. Der deutsche Geographentag empfiehlt das Zeichnen im geographischen Unterricht als ein unerläßliches Mittel zur Förderung klarer Anschauungen und als einen kräftigen Hebel zur Erweiterung der Selbstthätigkeit der Schüler.

2. Die Versammlung erklärt sich auf das Entschiedenste gegen die noch weit verbreitete Unsitte, den Schülern das Zeichnen einer Karte als häusliche Aufgabe aufzuerlegen, ohne daß dieselben durch eine langsam fortschreitende methodische Anleitung zu solchen Leistungen befähigt wurden.

3. Sie verwirft die Ersetzung aller Linienelemente der Karte durch gerade resp. gebrochene Linien (Lohse'sche Methode), da dies Verfahren nicht geeignet ist, den Formensinn der Schüler zu entwickeln,

vielmehr seinen Geschmack in Bezug auf Kartenbilder geradezu verderben muß.

4. Sie erklärt sich entschieden gegen die systematische Durchführung der sogenannten konstruktiven Methode im Unterrichte, da dieselbe ein zu künstliches System von Hilfslinien und Stützpunkten erfordert, deren Kenntnis zumeist an sich gar keinen Wert für den Schüler hat, und welche daher das Gedächtnis in hohem Maße auf unfruchtbare Weise belasten.

5. Obgleich die Kenntnis der kartographischen Elemente für das Verständnis der Karte (Kartenlesen) unerlässlich ist, erklärt sich die Versammlung dennoch gegen eine systematische Vorschule des topographischen Zeichnens, da dieselbe über die Bildungszwecke der höheren Schulen hinausgeht.

6. Sie empfiehlt die Methode der Entwerfung freier Skizzen einzelner Erdräume zur Wiedergabe typischer Verhältnisse der betr. Kartenbilder, da dieselbe in Umfang und Ausführung dem jedesmaligen Standpunkt des Auffassungsvermögens und der Handgeschicklichkeit des Schülers am leichtesten angepaßt werden kann.

7. Sie erklärt sich gegen die Verbreitung der sog. Faustzeichnungen und ähnlicher derber Skizzen in gedruckter Form innerhalb des Schülerkreises, da dieselben niemals den Ausgangspunkt des Unterrichts bilden dürfen, und die Gefahr nahe liegt, daß sie die Karte verdrängen.

Dies waren und blieben die leitenden Grundsätze der folgenden Tagungen für die Behandlung der Erdkunde im Unterrichte; sie sind gewissermaßen im Laufe der Zeit die zehn Gebote der Geographen geworden, ein Kanon, dessen Vorschriften zum größten Teile bereits in die Schulordnungen der deutschen Staaten Aufnahme gefunden haben.

Der zweite Geographentag in Halle 1882 brachte in den Verhandlungen über schulgeographische Fragen einen Vortrag von Kropatschek-Brandenburg zur geschichtlichen Entwicklung des geogr. Unterrichts; von Paulitschke-Wien über die Behandlung verkehrswissenschaftlicher Themen im geogr. Unterrichte; Günther-Ansbach erläuterte „die wahre Definition des Begriffes Küstenentwicklung“; Wagner-Göttingen sprach über Durchführung des metrischen Maßes im geogr. Unterrichte; Krumme-Braunschweig über den Unterricht in der astronomischen Geographie in den unteren und mittleren Klassen höherer Schulen.

Der dritte deutsche Geographentag in Frankfurt a. M. 1883¹⁾ war ebenfalls reich an Vorträgen über schulgeographische Fragen. Finger-Frankfurt empfahl die Heimatskunde als eine Vor-

¹⁾ An dieser Stelle möchten wir an den Vortrag erinnern, den G. Biedermann über den Unterricht in der Geographie bei der XIII. bayerischen Philologenversammlung in München am 28. März 1883 gehalten hat, und der in ausführlicher Weise die Ziele und Grenzen des G. Unterrichts an den bayerischen Gymnasien darlegte. Über den g. Unterricht in der ersten Lateinklasse hat in unseren Blättern (1885, S. 205 ff.) auch H. Maisel in Homburg gehandelt.

bereitung zur Erdkunde; Zdenek-Prag trug vor über kartographische Darstellbarkeit verschiedener Gegenstände; Votsch-Gera über die geogr. Schulbücher Michael Neanders; Coordes-Kassel behandelte die Frage: „Welche Grundsätze sollen bei Herstellung und Begutachtung von Schulwandkarten maßgebend sein?“

Der vierte d. Geographentag in München 1884 hatte für den pädagogischen Teil die Herstellung von Schulwandkarten auf sein Programm gesetzt, ein Thema, welches Vinzenz Haardt von Hartenthurm aus Wien ausführlich erörterte; daran schloß sich ein Vortrag von Gerster in St. Margarethen über Herstellung von Schulatlanten.

Die fünfte Geographenversammlung tagte zu Hamburg 1885. Hier demonstrierte Reallehrer Mang aus Baden-Baden die von ihm konstruierten sinnreichen Apparate zur Veranschaulichung der astronomischen Erdkunde, Schmidt-Wien das von ihm verfertigte Tellurium und Schubert-Hamburg einen von Alex. Brix in Frankfurt a. M. konstruierten Apparat, welcher geeignet ist, die durch die verschiedenen Stellungen der Sonne im Laufe eines Tages und im Laufe eines Jahresbedingten Beleuchtungsverhältnisse für jeden beliebigen Ort der Erde sowohl im allgemeinen wie auch in Zahlen sichtbar zu machen.

Der sechste d. Geographentag in Dresden 1886 enthielt wieder einen Vortrag über das Zeichnen im länderkundlichen Unterricht von Matzat-Weilburg, mit einer Kartenskizze von Mittelitalien, daran knüpfte sich eine pädagogisch äußerst wichtige Diskussion, auf die wir natürlich hier nicht eingehen können. Oskar Schneider in Dresden regte durch seinen kritisch-polemischen Vortrag über schärfere Begrenzung geographischer Begriffe eine bewegte Debatte an.

Der siebente d. G. in Karlsruhe 1887 gab zwei Schulmännern Gelegenheit, nämlich Reallehrer Mang in Baden, sich über die Erweckung des allgemeinen Verständnisses für die astronomische Geographie und Professor Stauber in Augsburg, über die Förderung des geographischen Studiums und Unterrichts, den Inhalt seiner gekrönten Preisschrift, auszusprechen. August Böhm in Wien zeigte eine belehrende Methode über Gebirgsgruppierung; O. Perthes in Bielefeld handelte über die Notwendigkeit der Atlaseinheit in den einzelnen Klassen; W. Krebs-Altona über Kartenzeichnen in der Schule.

Der achte d. G. in Berlin 1889 führte nicht minder pädagogisch anregende Fragen der Versammlung vor. Hotz-Linder aus Basel verbreitete sich über die Verwertung der Schulausflüge zu Zwecken des geogr. Unterrichtes und zeigte durch seine Beispiele aus der Heimat, daß die Schweiz in dieser Beziehung als Muster gelten könne. Das Gymnasium von Basel besitzt einen Fond von 17,000 Franken für Schülerreisen; ähnliches ist zu berichten von den Schulen Burgdorfs, Neuenburgs und Chauxdefonds. In Aarau gibt der Staat den Kantonsschülern einen Geldbeitrag zum Zwecke solcher 5—10 tägiger Schulausflüge in die Centralalpen, an die Schweizer- und oberitalienischen Seen, ja bis in die lombardische Tiefebene und

zu den Lagunen Venetiens. — Über Geographische Bildersammlungen gab Prof. Penck aus Wien beachtenswerte Winke.

Der neunte D. G. endlich, welcher zu Wien 1891 tagte, brachte für die Schulgeographie eine der fruchtbarsten Anregungen, indem Gymnasialprofessor Umlauf in Wien mit Nachdruck auf die Errichtung eines geographischen Schulkabinetts als unentbehrlich für den Anschauungsunterricht gerade in diesem Fache hinwies. Die reiche Literatur, die sich seitdem an diese Frage geknüpft und die Nachahmung, welche seither die in Wien, Graz, Pilsen, Dresden, Zürich und Herisau gegebenen Beispiele gefunden haben, hat die Wichtigkeit und Dringlichkeit des geogr. Schulkabinetts bewiesen. Der Vortragende schlug vor, es sei eine Kommission zu wählen, welche die Aufgabe hätte a) festzustellen, was ein g. Sch. enthalten solle; b) zu beraten, auf welchem Wege die Mittel zur Begründung solcher geographischer Schulkabinetts zu beschaffen wären (vor allem, ob die Unterrichtsbehörden um ihre Mitwirkung angegangen werden sollen); c) über ihre Thätigkeit dem X. deutschen Geographentage Bericht zu erstatten, damit dieser auf Grund des Berichts eventuell zu einer Beschlussfassung schreiten könne. — Max Klar in Sternberg i. M. empfahl das Relief als Unterrichtsbehelf in längerem Vortrage. — Poruba-Wien behandelte die Verwendung von Projektionsapparaten für den geogr. Unterricht.

So reich also war, wie wir gesehen haben, das Material von Beobachtungen und Vorschlägen, auf dem nunmehr der X. Geographentag weiter bauen konnte; kaum — sollte man meinen — blieb eine Frage für den Unterricht übrig, die noch nicht behandelt worden wäre, und doch waren auch der Stuttgarter Versammlung würdige Aufgaben gestellt.

Dr. Neumann, Prof. an der Universität zu Freiburg i. B., sprach zunächst über die Geographie als Gegenstand des Akademischen Unterrichts. Er wies darauf hin, wie es immer mehr nötig werde, wissenschaftlich gebildete Männer auszusenden, nachdem im modernen Zeitalter der Entdeckungen die Reisen in fremde Erdteile immer mehr den Charakter wirklicher Forschungsreisen angenommen haben, andererseits das ins Ungeheure anwachsende Material der Heimkehrenden zu ordnen und systematisch zu verarbeiten in erster Linie die Lehrer der Hochschulen berufen seien, um so die Kluft (?) zwischen dem neuen, allseitig zuströmenden Stoff und dem überlieferten Lehrbegriff unserer Schulen (!) zu überbrücken. Da keine der zahlreichen Nachbarwissenschaften der G. diese Zwecke besonders verfolgt, sondern sie vielleicht nur gelegentlich streift, sei die Errichtung eigener geographischer Professuren geboten. Daraus folgte die scharfe Begrenzung der Geographie als Wissenschaft, welche er definierte als die Lehre von den tellurischen Erscheinungsformen in ihrer räumlichen Anordnung und in den durch diese bedingten Wechselwirkungen, d. h. als die Lehre von der Lage, Größe, Gestalt und Belebung der Erdoberfläche an sich und in Beziehung auf den Menschen. Die aus dieser weitgespannten Umgrenzung für

die Disziplin sich ergebenden Schwierigkeiten wurden offen dargelegt und die Erdbeschreibung als die Brücke zwischen den Natur- und Geisteswissenschaften bezeichnet. Richtig aufgefasst sei die G. das beste Mittel gegen die Gefahr der Einseitigkeit bei Lehrern und Schülern und bilde demnach für unsere Zeit die Vermittlung der für die „Einheitsschule“ verlangten Leistungen.

A. Kirchhoff ergriff hierauf das Wort über die Vorbereitung der Geographielehrer für ihren Beruf.

Wie schon in seinen frühesten Thesen auf dem I. Geographentag wies der Redner auch jetzt wieder nachdrücklich auf die Notwendigkeit fachmännischer Ausbildung der künftigen Geographielehrer an höheren Schulen hin mit der Begründung, das 1. diese nur dann in Wahrheit über dem Schulleitfaden stünden, 2. das sie nur so Wesen, Methode und Hilfsmittel des erdkundlichen Studiums zur Genüge kennen lernten, 3. den vorbildenden Anfangsunterricht in der Heimatskunde zu erteilen vermöchten, der vollkommene Forscher-vorarbeit zur Voraussetzung hat. Die Verpflichtung aller Kandidaten des g. Lehramtes, akademische Studien zu betreiben, sei ernst ins Auge zu fassen. Die Ministerien, Schulräte und Schuldirektoren hätten darüber zu wachen, das nur solche Lehrer in der Geographie unterrichten, die durch Staatsprüfung den hierfür erforderlichen Befähigungsnachweis erbracht haben. Reisestipendien und Ferienkurse für die Lehrer der G. seien als Lohn und Sporn empfohlen. In der Diskussion, welche sich an die eindrucksvollen, formvollendeten Ausführungen des Altmeisters der G. knüpfte, wies Prof. Dr. Palacky aus Prag auf die geogr. Seminare Österreichs hin, die sich vorzüglich bewährt haben, und Dr. Penck-Wien betonte, das in Österreich bereits streng darauf geachtet werde, nur solchen Lehrern Lehrauftrag zu erteilen, die in ihrem Fache geprüft sind. Beklagenswert sei aber auch in Österreich noch die Verbannung des g. Unterrichts aus den oberen Klassen der Gymnasien.

Dr. Carl Peucker aus Wien begann seinen Vortrag über Terraindarstellung auf Schulkarten mit der Forderung, das für die Geländezeichnung die farbig abgetönte Schichtendarstellung die Grundlage zu bilden habe und diese durch Böschungsschummerung bezw. Schraffierung zu ergänzen sei. Kiepert's Wandkarte von Österreich-Ungarn dürfte das Ideal schulgemäßer Zeichnung ziemlich erreichen. Eine Neuerung habe der Redner auf seinen Karten (im Institute Artaria) dadurch eingeführt, das er die Darstellung des Firms und Eises in Weiß vorzog, aus dem Grunde, weil Firn und Eis als dritte Grundform der Erdoberfläche neben Wasser und Festland anzusehen seien.

Prof. Dr. Oberhammer aus München hatte den Antrag gestellt, der X. d. G. wolle die allgemeine Anwendung des Myriameters als Metermeile für grössere Strecken und Flächen empfehlen, weil dadurch das Nebeneinander von □ Kilometern und □ Meilen in der Geographie verschwinden würde und nicht nur die Linearabmessungen, sondern namentlich die Arealabmessungen dadurch wesentlich einfacher an-

gegeben werden könnten. Als jedoch Prof. Wagner und Kirchhoff gegen diese Neuerung gewichtige Bedenken äußerten, zog der Antragsteller seinen Antrag zurück.

Das Festessen vom 6. April nahm unter großer Beteiligung in den festlich geschmückten Räumen des oberen Museumssaales einen glänzenden Verlauf.

Die fünfte Sitzung begann Freitag den 7. April Vorm. Der 1. Vorsitzende war Geh. Admiraltätsrat Prof. Dr. Neumayer-Hamburg, 2. Vorsitzender Prof. Dr. Hartmann-Stuttgart. Als Schriftführer waren Dr. Jonas-Oppeln und Dr. Krückenberg-Sigmaringen aufgestellt. Den ersten Vortrag hielt Dr. Joh. Walther, Prof. an der Universität Jena. Wir begleiten den Redner auf seinen Reisen in die Wüste auf der Sinaihalbinsel, in die Wüsten in Nordamerika, besonders in Utah und ganz besonders in die Sahara. Die seither geläufigen Anschauungen über das Wesen und die Entstehung der Wüsten sind in der neuesten Zeit vielfach geändert worden, wie aus dem höchst belehrenden Vortrage hervorging. Redner sprach über Denudation in der Wüste an der Hand der Ausstellung einer Sammlung von Wüstenbildern und Wüstensteinen. Er legte dar, daß die Denudation d. h. die zerstörende und abtragende Wirkung der meteorologischen Kräfte in zwei Stadien zerfällt: zuerst wird das Gestein durch Verwitterung gelockert, dann werden die Verwitterungsprodukte transportiert, die eigentlich transportierende Kraft ist bei der Denudation der Wüste die Thätigkeit des Windes. Der in 4 Glaskästen ausgestellten, höchst anziehenden Sammlung von Wüstengesteinen aus Nordafrika und Nordamerika, von Wüstensalz und verschiedenen Arten von Wüstensand waren folgende Erklärungen beigegeben: 1. Sandschliff. Der sandbeladene Wüstenwind schleift und wetzt an der Oberfläche aller Gesteine. 2. Insolation. Durch die bis 80° C betragenden Temperaturschwankungen zerspringen einfarbige Wüstengesteine mit scharfen Sprungflächen. 3. Verwitterung durch chemische Kräfte. In sandarmen Wüstengegenden überwiegt die chemische Verwitterung. 4. Braune Schutzrinde. Durch Einwirkung der Sonnenhitze bräunen sich viele Gesteine in der Wüste.

In der dem Vortrage folgenden Erörterung sprach Dr. Weyhe aus Dessau über verschiedene Ursachen der Zerbröckelung der Gesteine, Dr. Hergesell aus Straßburg über die Beobachtung der Schnelligkeit der Luftbewegung, vorgenommen am Straßburger Münster; Prof. Rein aus Bonn mit Bezug auf Verhältnisse in Australien über die Stärke und Wirkung des Taues; Prof. Loczy aus Budapest wies besonders auf Erscheinungen in der Wüste Gobi im Inneren von Asien hin, die in vielfacher Beziehung, namentlich auch was die Vegetation betrifft, zwischen den verschiedenen Arten von Wüsten die Mitte halte.

Privatdozent Dr. A. Schenk-Halle sprach sodann über Gebirgsbau und Bodengestaltung von Deutschsüdwestafrika. Der Redner, welcher auf dem 8. Geographentage in Berlin 1889 über Glacialerscheinungen in Südafrika gesprochen hatte, gab an der Hand einer Reihe von Aquarellen und Photographien ein Bild der ersten deutschen Kolonie, die so viel Hoffnung und Enttäuschung gebracht hat.

Dr. H. G. Schlichter-London führte im 3. Vortrage „eine neue Präzisionsmethode zur Bestimmung geographischer Längen auf dem festen Lande vor. Eine Anzahl von photographischen Negativbildern des Mondes, eines Sternes u. s. f., die der Redner im Laufe seines Vortrages zirkulieren liefs, trugen zur Erläuterung desselben wesentlich bei. Privatdozent Dr. A. Hettner aus Leipzig sprach als vierter Redner über den Begriff der Erdteile und seine geographische Bedeutung. Gegenüber der kritischen Ausführung des Redners will Prof. Kirchhoff mehr das historisch Überkommene festhalten und die Erdteile als Summe der geographischen Eigentümlichkeiten auffassen, namentlich auch die dazu gehörigen Inseln nicht trennen.

Die sechste und Schlußsitzung des Geographentages fand am Freitag Nachm. statt. Den Vorsitz führte Ministerialdirektor Dr. von Dorn aus Stuttgart. Es wurden die auf die Schlußsitzung zurückgestellten Anträge und Beschlüsse erledigt. Hierauf erfolgte die Wahl des Centralausschufses für den XI. Geographentag und der Centrakommission für wissenschaftliche Landeskunde in Deutschland.

Dr. E. Brückner, Prof. an der Universität in Bonn, erstattete Bericht über das Projekt einer einheitlichen Erdkarte im Mafsstabe 1 : 1,000,000.

Dr. Loczy-Budapest berichtete noch über die Ergebnisse der Reisen des Grafen Béla Szechenyi in Ostasien während der Jahre 1877 bis 1878. Nach Schluß der Verhandlungen gab Prinz Weimar im Festsaal seines Schlosses einer Reihe hervorragender Besucher der Tagung ein Festmahl. Am Abend erfolgte die Begrüßung des Geographentages von Seiten der Stadt Stuttgart in den Sälen des Stadtgartens. Am Samstag den 8. April war der Vormittag der Besichtigung der wissenschaftlichen Sammlungen und sonstigen Sehenswürdigkeiten Stuttgarts gewidmet. Nachmittags waren die auswärtigen Mitglieder des G. Tages auf Schlofs Wilhelma Gäste des Königs, der über 1½ Stunden in ihrer Mitte weilte. Abends hatte Generalkonsul Schönlanck aus Berlin den Prinzen Hermann zu Sachsen-Weimar, den Fürsten Karl von Urach, den Stadtvorstand und die Ausschufsmitglieder des G. T. zu einem Diner in das Hotel Marquardt geladen.

Gleichzeitig hatte der Alpenverein in den kleinen Museumssaal Einladungen erlassen. Der Redner des Abends Dr. C. Diener aus Wien, schilderte in einem größeren Vortrage die von ihm im vorigen Jahre zum Zwecke geologischer Untersuchungen unternommene Reise in den Himalaya, in das Quellgebiet des Ganges. Im Anschluß an den G. T. waren zwei Ausflüge geplant. Der erstere bewegte sich Sonntag 9. April unter der geologischen Führung von Dr. E. Fraas nach Metzingen und Urach in das Gebiet der schwäbischen Vulkane. Den zweiten führte Prof. Penck aus Wien Montag den 10. April nach Oberschwaben und dem Bodensee.¹⁾ Leider konnte der Berichterstatter

¹⁾ Ein ausführlicher Bericht darüber findet sich in der Zeitschrift „Globus. B. 64 H. 6. 1893, von Dr. R. Sieger in Wien; sowie in den Deutschen Geogr.

an dem letzteren nicht mehr Anteil nehmen, da ihn seine Berufsgeschäfte wieder nach München zurückriefen, die auch die Abfassung des vorliegenden Berichtes bis heute verzögert haben.

Als Festgeschenke erhielten die Teilnehmer des in jeder Beziehung befriedigend verlaufenen G. Tages aufser den bereits gelegentlich genannten Schriften eine Festschrift des Oberrheinischen Geologischen Vereins zu Stuttgart und Hohenheim, die Vereinszeitschrift des Schwäb. Albvereins 1892/93, ein Programm der Gemeindelateinschule und Realschule Kornthal über „Kartenzeichnen mit Benützung gleicher Entfernung“, endlich die zwei stattlichen Bände der Landesbeschreibung des K. Statistischen Landesamtes, ein Werk vergleichbar unserer Bavaria: Die Beschreibung des Oberamtes Ehingen und Reutlingen. Mit vielen Abbildungen und Karten. 8°. 261 u. 500 SS. Stuttg., Kohlhammer 1893.

München.

Dr. H. Zimmerer.

Zu Aeschylus' Prometheus und zur neuesten Ausgabe dieses Dramas.

An alten und neuen Freunden wird es der neuen Prometheusausgabe von Wecklein — es ist die dritte Auflage nach der im Jahre 1872 erschienenen ersten — nicht fehlen. Ihre Vorzüge zu nennen ist nicht nötig; ohnedies kann sie niemand entbehren, der es mit dem Studium des Dramas ernst nimmt. Nur zu wenigen Stellen seien hier kurze Bemerkungen gestattet, die durch die Textgestaltung der genannten Ausgabe veranlaßt sind.

V. 51 hält Wecklein die Überlieferung:

ἔγρωκα τοῖσδε, καὶδὲν ἀντιελπεῖν ἔγω.

Meist ändert man, ich meine mit Recht; *τοῖσδε* ist neben *ἔγρωκα* nicht haltbar, ich finde darin die Überreste von *οἶδα*; ob nun *ἔγω σάγ' οἶδα* oder *ἔγω τὰδ' οἶδα* das ursprüngliche war, wage ich nicht zu entscheiden. Für beides lassen sich gleichermaßen Parallelen anführen, *ἔγω* scheint mir unentbehrlich, und darum eine andere Wendung, auf die man kommen könnte: *ἔγρων, σάγ' οἶδα* ausgeschlossen.

Auch V. 223:

κακαῖσι ποιναῖς τοῖσδε μ' ἐξημείβετο

verteidigt Wecklein das überlieferte *κακαῖσι*; das Adjectiv bleibt immerhin befremdend, vielleicht stand ursprünglich das Adverbium, also:

κακίσια ποιναῖς τοῖσδε μ' ἐξημείβετο.

Dagegen kann ich mit dem Verf. nicht einverstanden sein, wenn er V. 155 das Adverbium *ἀγρίως* für überliefertes (*δρασμοῖς ἀλέτοις*) *ἀγρίοις*

Blättern, Bremen 1893. XVI, 2 von Brakebusch in dem allgemeinen großen Referate von Dr. Lindemann über den X. D. G. T. — Eingehend hat noch E. Träger-Nürnberg im „Ausland“ 1893. N. 28, 29, 30 u. 31 über den G. T. und die Ausstellung gehandelt, am ausführlichsten Prof. A. Stauber in d. Bayer. Ztschr. für Realschulwesen. München (Septemberheft) 1893. I. 3 u. 4: „Die Geographentage, insbesondere der X. d. G. T. z. St. 1893“.

<στυνάζει> γένος; vielleicht aber ist die *ὀλιγοδραμία* als das von Natur dem Menschen bestimmte Los bezeichnet, dann stand ein Ausdruck in dem Sinne von *πέφικεν*, also: *ἀλαῶν <τελέθει> γένος*.

Eine viel behandelte Stelle ist V. 1030:

ὡς ὄδ' οὐ περιλασμένος
ὁ κόμπτος, ἀλλὰ καὶ λίαν εἰρημένος.

Von der Richtigkeit der Überlieferung kann ich mich auch jetzt nicht überzeugen, halte vielmehr an meiner vor Jahren veröffentlichten Konjekture: *ἀλλ' ἐκ καρδίας εἰρημένος* fest. Es war mir erfreulich, daß F. W. Schmidt ohne Kenntnis meiner Herstellung zu der gleichen gelangte, die er in sehr eingehender Weise begründet hat. Einen ähnlichen Gegensatz wie hier *κόμπτος* und *καρδία* bilden bei Euripides, irre ich nicht, *λόγος* und *φρήν*. Denn der falsch überlieferte Medea-vers 708 *λόγῳ μὲν οὐχί, καρτερεῖν δὲ βούλεται* ist, wie ich jetzt meine, so zu korrigieren:

λόγῳ μὲν οὐχί, κάρια φρήν δὲ βούλεται.

Es liegt also nur der Schreibfehler *καριτερεῖν* aus *κάρια φρήν* vor. Sollte jemand an der Stellung von *δὲ* nach zwei Worten Anstofs nehmen und *φρήν δὲ κάρια β.* verlangen, so verweise ich auf die lange Reihe von Beispielen in dem Index Tragicæ Lectionis (ed. Nauck) p. 129 ff. —

V. 807 hat W. im Text die Überlieferung:

τιλοροῶν δὲ γῆρ
ἤξεις κελαινὸν γῆλον,

hält aber *τιλοροῶν δὲ γῆς* für das ursprüngliche. Der Anschluß der persönlichen Apposition an *τιλοροῶν γῆρ* wird wohl mit Recht beanstandet. Das Aethiopenland ist das fernste Ziel von Jos Wanderung; dem Lauf des Flusses folgend kommt sie dann an den Ort der Erlösung. Um der Gequälten willen beklagt Prom., daß jenes Ziel ein allzu fernes ist, man hat

τιλοροῶν δ' ἄγαν
ἤξεις κελαινὸν γῆλον

zu lesen: *δὲ γῆρ* also entstanden aus *δ' ἄγαν*; ich bemerke noch, daß *ἄγαν* bei den Tragikern sehr häufig die letzte Stelle des Trimeters erhält.

Sollte noch niemand an *ἄχλον μὲν οὖν τὸν πλεῖστον ἐκλείψω λόγων* (827) Anstofs genommen haben? Aeschyl. hat, meine ich, *ἄχλον μὲν οὖν περισσὸν ἐκλείψω λόγων* geschrieben, ich erinnere an *τά γὰρ περισῶα πανταχοῦ ληνίῳ ἔπη* Soph. fr. 79, 2 (N²).

Die Verse über die Erzeugung des Epaphos 848:

ἐνιαῦθα δὴ σε Ζεὺς τίθεισαν ἐπιφρονα
ἐπαφῶν ἀταρβέι χειρὶ καὶ θηῶν μόνον

enthalten in *θηῶν* sicher ein Glossem zu *ἐπαφῶν*; das hat Heimsoeth erkannt, auch *μόνον* richtig in *γόνον* geändert; im übrigen ist, meine ich, weder die Einfügung von *τ'* nach *ἐπαφῶν* noch die Tilgung von *καί* und die Änderung der zweiten Participendung (*γαιύει* schreibt Wecklein mit Heimsoeth) notwendig; man kann sich begnügen mit:

ἐπαφῶν ἀταρβέι χειρὶ καὶ θῶν γόνον,

wenn man nicht wegen des folgenden Verses (*ἐπώνημον δὲ τῶν Λιῶ;
γεννημάτων*) vielmehr καὶ γενῶν τόκον einsetzen will.

Der gewaltige Sohn des Zeus wird auch Poseidons Dreizack vernichten V. 924:

*Θαλασσίαν τε γῆς τινάκειραν νόσον
τρίαιναν, ἀχιμῆν τὴν Ποσειδῶνος σκεδῆ.*

Man findet in dem verkehrten νόσον die Überreste eines erklärenden ἔννοτον, ἐννοσίχθων; das ist sehr wahrscheinlich, Herwerden setzt dafür πῆθρον oder πέδον, Wecklein πέδων; der Ausdruck γῆς τινάκειρα entspricht genau dem Worte ἐννοσίγαιος, das dem Dichter ohne Zweifel vorschwebte, und bedarf keines weiteren Zusatzes; ein solcher wie πέδων hat sogar eine abschwächende Wirkung, indem er an Stelle des Ganzen (γῆς im Gegensatz zu Θαλάσσιον) seine Teile treten läßt. Nicht der Gegenstand der Handlung, sondern die Handlung selbst sollte mehr veranschaulicht sein; bei σκεδῆ denkt man an verschiedenartig zerstreute Trümmer des Dreizacks; dies setzt einen ihn zertrümmernden Schlag voraus, das verbum θείνειν findet sich bei Aeschyl. ziemlich häufig, also:

*Θαλασσίαν τε γῆς τινάκειραν θείων
τρίαιναν, ἀχιμῆν τὴν Ποσειδῶνος σκεδῆ.*

vgl. auch Eurip. Cycl. 7 *ἴειαν μέσην θείων*. Übrigens spricht für meine Herstellung einigermaßen auch die älteste Überlieferung; im Mediceus ist νόσον aus νόσων korrigiert.

Man glaubt mehrfach Interpolationen in der Tragödie entdeckt zu haben; auf eine, die mir unzweifelhaft scheint, möchte ich hier aufmerksam machen. Prometheus schließt seine Rede an Jo folgendermaßen (873):

*τοιόνδε χρησμὸν ἢ παλαιγενῆς
μήτηρ ἐμοὶ διήλθε Τιτανὶς Θέμις
ὅπως δὲ χῶπι, ταῦτα δεῖ μακροῦ λόγον
εἰπεῖν, σὺ τ' οὐδὲν ἐκμαθοῦσαι κερδαεῖς.*

In dem vorletzten Vers befremdet die Formel ὅπως δὲ χῶπι; der Wortlaut verlangt die Ergänzung διήλθε, der Zusammenhang ein ταῦτα γενήσεται. An μακροῦ λόγον εἰπεῖν hat man schon in alter Zeit geändert, χρόνον für λόγον steht in den geringeren Handschriften, annehmbarer wäre μακροῦ πόνον; aber jede Änderung ist vom übel. Die Worte τοιόνδε χρησμὸν — Θέμις bilden den Schluss der Rede. Man kann bemerken (und der Grund der Erscheinung ist unsicher zu erkennen), daß dieses τοῖον häufig die Einleitung des Schlusssatzes zu einer kürzeren oder längeren Auseinandersetzung bildet. Die auf Θέμις folgenden Worte ὅπως — εἰπεῖν sind von fremder Hand beifügt: eine derartige Wiederholung, daß auf das erste μακροῦ λόγον δεῖ ταῦτα ἐπεξελεθεῖν τορῶς (870) nur 4 Zeilen später, in gleichem Zusammenhang mit Bezug auf den gleichen Gegenstand ταῦτα δεῖ μακροῦ λόγον εἰπεῖν folgt, ist darum eine Unmöglichkeit, weil der von Aeschylus vorgeführte Prometheus nicht

an seniler Wiederholungssucht krankt. Die folgenden Worte jedoch *σὺ τ' οὐδὲν ἐκμαθοῦσα κερδανεῖς* gehören nicht dem Interpolator an; sie sind auf eine, wie sich nachher ergibt, erklärliche Weise an ihrer ursprünglichen Stelle übersehen, dann am Ende der Rede nachträglich beigefügt worden. Welches aber war die ursprüngliche Stelle? Sie standen natürlich nach dem Verse, den der Interpolator mit geringer Variation wiederholt hat, um jene Worte passend anzuschließen. So lautet von 870 an der Schluß der Prometheusrede folgendermaßen:

μακροῦ λόγον δεῖ ταῦτ' ἐπιξελλθεῖν τορῶς. 870

σὺ τ' οὐδὲν ἐκμαθοῦσα κερδανεῖς, <κόρη> 876

σπορῶς γε μὴν ἐκ τῆσδε γύσεται θρασὺς 871

τόσοισι κλεινὸς ὄσος, ὅς πόνων ἐμῆ

λύσει τοιάδε χρησμὸν ἢ παλαιγενῆς

μῆτιρ ἐμοὶ δὴλθε Τιτανὶς Θέμις. 874

Der Abschreiber geriet, wie man sieht, von *τορῶς* auf *κόρη*, und auch die Buchstabenähnlichkeit des folgenden *σπορῶς* mag zu dem Versehen beigetragen haben.

Diese und einige andere Zweifel an der Weckleinschen Textgestaltung oder Einwände gegen sie sind an Zahl verschwindend gegenüber den Fällen bedingungsloser Zustimmung; am wenigsten dürfen sie als Minderschätzung eines Buches gefaßt werden, das den Rang einer Musterausgabe in gar mancher Beziehung beanspruchen darf.

Heidelberg.

H. Stadtmüller.

II. Abteilung.

Rezensionen.

Elemente der Philosophie. Logik, Erkenntnistheorie und Metaphysik, Moral (praktische Psychologie). Für das akademische Studium und zum Selbstunterricht von Dr. J. Baumann, o. ö. Professor der Philosophie an der Universität Göttingen. Leipzig, Veit u. C. 1891. 196 u. VII Seiten. 8°.

Das Buch ist von einem ruhigen und vorsichtigen Denker verfaßt, der die Dinge im Lichte eines gesunden, realistischen Theismus betrachtet. Solche Schriften dürften sehr geeignet sein, die große Mißachtung zu vermindern, in welcher die Philosophie, leider nicht ohne eigene Schuld, bei der Mehrzahl der wissenschaftlich Gebildeten heutzutage steht.

In der Logik tritt B. (S. 14) der ziemlich verbreiteten Ansicht entgegen, daß die Sprache lediglich angewandte Logik sei, indem er sagt: „Es ist überhaupt ein Irrtum, in der Sprache rein einen Ausdruck des logischen Denkens im engeren Sinne zu sehen; sie ist ein Ausdruck des Vorstellens und der geistigen Zustände überhaupt, sie drückt auch das Unlogische aus . . . Die Sprache hat daher einen viel weiteren Umfang als das logische Denken“. S. 27 erklärt er sehr richtig die sog. unendlichen Urteile (z. B. die Seele ist nicht-sterblich) als kein eigentümliches logisches Gebilde, weil sie dem Sinne nach auf ein Bejahendes oder Verneinendes Urteil hinauskommen. S. 66 verwirft er mit Recht die englische Theorie des sog. mathematischen Calculs in der Logik, welche Hillebrand („die neuen Theorien der kategorischen Schlüsse“ S. 91) Quantifikationstheorie nennt, besonders deshalb, weil die Logik dem mathematischen Calcul stets übergeordnet sein müsse und ihm daher nicht gleich sein könne. Mir scheint eine Hauptschwäche desselben die Thatsache zu sein, daß mathematische Größen in völlig gleiche Teile zerlegt gedacht werden können, während die Begriffsumfänge dies niemals gestatten.

In der Erkenntnislehre huldigt B. dem Realismus und bekämpft den Idealismus. Deussen wird ihn deshalb als „Halbphilosophen“ verachten, wir aber wollen uns freuen, daß es unter den heutigen Philosophen doch auch noch unverdrehte Köpfe gibt. S. 91 f. verwirft er den Materialismus, der nach den Ergebnissen der exakten Naturforschung sich auch nicht als Hypothese aufrecht erhalten lasse, S. 123 die absolute Philosophie Hegels und Schellings, welche fehler-

haft Allgemeinbegriffe in Dinge umwandelte, und ebenso den Pessimismus Schopenhauers und Hartmanns, welcher sich auf den mythologisierenden Buddhismus berufe. Der probabelste positive Ausdruck für die einheitliche Weltursache scheint ihm ein persönlicher geistiger Gott als Schöpfer (S. 126).

Sein Moralprinzip bezeichnet B. kurz als das der Erhaltung und Förderung der Menschheit (S. 158), während er die 3 Haupttugenden in der Thätigkeit, dem Wohlwollen und der praktischen Verständigkeit erblickt (S. 159). Dieses Moralprinzip scheint mir nicht ganz ausreichend zu sein, und erlaube ich mir in dieser Beziehung auf meinen Aufsatz „Ein Wort über sittliche Bildung“ (Band X (1874) dieser Blätter, S. 1—10) zu verweisen. Thätigkeit (= Fleiß), Wohlwollen und praktischer Verstand scheinen mir an sich keine Tugenden zu sein, weil sie auch für schlechte Zwecke aller Art verwendet werden können. Sonst müßte man ja vielleicht auch die körperliche Schönheit eines Paris und die Tapferkeit eines Räuberhauptmanns für Tugenden erklären.

S. 189 sagt B.: „Der Spiritualismus in dem Sinne, daß unser Geist, bei jedem sein eigener, eine eigentümliche Wesenheit ist mit eigentümlichen, über die Empfindung hinausgehenden Inhalten, blieb noch immer philosophisch über die menschliche Seele das letzte Wort.“

Hie und da möchte ich Behauptungen des Verf. bestreiten. Z. B. sagt dieser S. 1: „Man kann in eine Betrachtung verloren sein, die uns doch sehr kalt läßt und keinerlei Streben für oder gegen sich erweckt.“ Das halte ich für unmöglich. Wir vertiefen uns immer nur in Dinge, die uns lebhaft interessieren. S. 11 zählt er 3 Hauptklassen von Vorstellungen auf, nämlich: 1. Dingvorstellungen, 2. prädikative Vorstellungen, gewöhnlich durch Adjektiva und Verba ausgedrückt, 3. Relations-, Verhältnis- oder Beziehungsvorstellungen. Ich dünkte, es gäbe nur Dingvorstellungen, gleichwie es in Wirklichkeit auch nur Dinge gibt. Ein näheres Eingehen auf diesen Punkt ist leider hier nicht möglich. S. 12 bezweifelt B., daß die Grundlagen der Erkenntnis bei Tier und Mensch die nämlichen seien. Aber das ist doch wohl Thatsache. Nur hat eben der Mensch den inneren Willen vor dem Tiere voraus, d. h. die Fähigkeit, seine Vorstellungen nach Belieben im Bewußtsein festzuhalten oder aus demselben zu verdrängen.

Wenn ich nun auch nicht überall dem Verf. zustimmen kann und besonders in der Sittenlehre meine im J. 1874 in diesen Blättern ausgesprochene Ansicht für richtiger und vollständiger halte als die Baumanns, so muß ich doch gestehen, daß mir das Lesen seines Buches ein geistiger Hochgenuß war. Möchten doch an allen unseren Hochschulen solche Lehrbücher einer gesunden Philosophie den Studierenden geboten werden!

Empirische Psychologie für Gymnasien von J. Bernhard, k. k. Professor am Gymnasium zu Leitmeritz. Prag. Dominicus (Grufs) 1892. 133 Seiten 8°.

Diese Arbeit scheint mir nicht ganz auf der Höhe der Wissenschaft zu stehen.

Der Verf. hält das allgemein anerkannte Gefühlsvermögen der Menschenseele für eine widerlegbare Hypothese (S. 114 f.). Er meint, das Gemütsleben habe lediglich seinen Sitz im sinnlichen Begehren (S. 119). Aber sind denn nicht die religiösen Gefühle ein wichtiger Teil des menschlichen Gemütslebens, und haben etwa diese ihren Sitz im sinnlichen Begehren?

S. 97 polemisiert B. sehr schwach gegen den Determinismus. Er sagt nämlich: „Wenn ein Wesen zwischen Gut und Böse unterscheiden kann, so muß es auch zwischen beiden wählen können; kann es aber nicht zwischen beiden wählen, so kann es auch nicht zwischen beiden unterscheiden, weil diese Unterscheidung völlig zwecklos wäre.“ Das ist doch ganz verkehrt. Ein armer Mensch z. B. kann sicherlich zwischen Reichtum und Armut unterscheiden. Kann er aber zwischen beiden auch frei wählen? Dann wäre sicherlich bald keine Armenpflege mehr nötig.

Diese beiden Proben vom Philosophieren des Verfassers mögen genügen, um mein obiges Urteil über den Inhalt des Buches zu begründen. Auch die Form läßt manches zu wünschen übrig. So z. B. besteht die Überschrift des II. Teiles (S. 23) aus acht, sage acht vollen Druckzeilen. S. 121 steht: „des Affens“.

Bayreuth.

Ch. Wirth.

Dr. S. Frankfurter, Graf Leo Thun-Hohenstein, Franz Exner und Hermann Bonitz. Beiträge zur Geschichte der österreichischen Unterrichtsreform. Wien 1893. Hölder. 167 S.

Der Verfasser hat die Absicht eine Geschichte des österreichischen Mittelschulwesens zu schreiben; als ein Beitrag hiezu erschien die vorliegende Schrift bei Gelegenheit der letzten Wiener Versammlung der Philologen und Schulmänner und der Einweihung des Thun-Exner-Bonitz-Denkmalns in der Wiener Universität.

Graf Thun, dessen Charakter und Verdienst im ersten Teile dieser Schrift dargestellt wird, übernahm das Ministerium des Kultus und Unterrichts in Österreich im Juli 1849 und behauptete seine Stellung bis zum Oktober 1860. Er war für die Leitung des Unterrichtswesens auch durch Lauterkeit der Gesinnung und hervorragendes Interesse für allgemeine Studien besonders geeignet und war selbst literarisch thätig gewesen. Als er Minister wurde, war der sogenannte „Organisationsentwurf“, durch welchen der Unterricht der österreichischen Gymnasien und Realschulen auf neue Grundlagen gestellt wurde, bereits ausgearbeitet; „Graf Thun,“ so berichtet der Verf.

S. 109, „unterzog ihm einer gründlichen Prüfung; er ging auf die Grundsätze desselben rückhaltlos ein und erwirkte seine provisorische Einführung (September 1849) und seine definitive Sanktion im Jahre 1854.“ Indes erfahren wir nichts Näheres über die Art und Bedeutung dieses Prüfens und Eingehens auf die neuen Lehrpläne; der Grundsatz des hier angestrebten Gleichgewichts zwischen den realistischen und humanistischen Lehrfächern unterlag doch ersten Bedenken, und man möchte gerne wissen, ob solche im Rate der Urheber und Förderer des Entwurfs nicht ebenfalls auftauchten; sehr verdienstlich war es jedenfalls, daß Thun später „sich jedem Versuch widersetzte, die naturwissenschaftliche Lehre aus den Mittelschulen zu verdrängen“. Auch Einrichtungen und Unterricht an den österreichischen Hochschulen wurden unter Thun vielfach im Sinne des Fortschrittes umgestaltet.

Der zweite umfangreichere Teil der Schrift ist der Erinnerung an Franz Exner und Hermann Bonitz gewidmet. Dabei konnte der V. in Bezug auf letzteren eingehendere Darstellungen seines Wirkens in Österreich von seinen bedeutendsten Schülern Schenkl, v. Hartel und Gomperz benützen, während ein ausführlicheres Lebensbild Exners bisher nicht vorlag. Der V. hat überall nicht bloß die vorhandenen Druckschriften, sondern auch Briefe, handschriftliche Aufzeichnungen und das Aktenmaterial sorgfältig herbeigezogen.

Exner, 1802 in Wien geboren, erhielt seine Vorbildung zunächst in den Grammatikal- und Humanitätsklassen des Gymnasiums; daran schloß sich damals ein dreijähriges philosophisches Studium an der Universität; darauf trat er in die juristische Fakultät über und brachte auch ein Jahr an der Universität Pavia zu. Nach Vollendung der juristischen Studien bestimmte ihn aber seine Vorliebe für die Philosophie, eine Lehrstelle in diesem Fache anzustreben, und nachdem er mehrere Jahre aushilfsweise an der Wiener Universität Philosophie und Erziehungskunde vorgetragen hatte, erfolgte 1831 seine Ernennung zum Professor in Prag. Dort wurde er, unterstützt durch ein hervorragendes pädagogisches Talent, bald ein gefeierter Lehrer; in seinen Vorträgen schloß er sich immer mehr an Herbart an, auf den er schon während der Universitätsstudien sein Augenmerk gerichtet hatte, und verbreitete dessen Philosophie in Österreich. Im Jahre 1842 wurde er zuerst durch eine Schrift gegen die Psychologie der Hegel'schen Schule in weiteren Kreisen bekannt. Nicht unerwähnt mag bleiben, daß die Anlehnung an Herbart auch einen Konflikt mit den kirchlichen Behörden veranlaßte: „nur dadurch, daß es ihm . . . gelang, die vorgetragenen Theoremen als auch vom kirchlichen Standpunkt aus unanfechtbar darzulegen, wurde die Sache beigelegt.“ Exners Ansehen war dadurch nicht gemindert worden; sein Wissen und sein klarer Blick wurde vielmehr von den leitenden Schulbehörden immer mehr anerkannt und sein Gutachten in wichtigen pädagogischen Fragen eingeholt. Im Jahre 1848 wurde er als „wissenschaftlicher Beirat“ in das Ministerium einberufen; man hatte etwas spät eingesehen, daß man zur Leitung aller wissenschaftlichen Bildung auch wissenschaft-

licher Kräfte bedürfe. Von da an wirkte E. fast nur noch als Verwaltungsbeamter und erwarb sich um das gesamte österreichische Unterrichtswesen im Sinne fortschreitender Entwicklung große Verdienste. Sein Körper aber war der außerordentlichen Anstrengung nicht gewachsen; schon 1850 verfiel er einem Siechtum, dem er 1853 in Padua erlag.

Bonitz wurde durch Vermittlung Exners, welcher ihn als Gymnasiallehrer am grauen Kloster 1842 in Berlin zuerst kennengelernt hatte, 1849 als Professor der klassischen Philologie nach Wien berufen. Mit seltener Thatkraft nahm er die mannigfachen Aufgaben, welche man ihm stellte (s. S. 100), in Angriff und wurde so der Reformator des österreichischen Gymnasialschulwesens. Vor allem entstammt der neue Organisationsentwurf für die Gymnasien der gemeinsamen Arbeit von Bonitz und Exner; die damit verbundenen „Instruktionen“ sind zumeist auf den praktischen Schulmann zurückzuführen. Die außerordentliche Wirksamkeit, welche er von da an bis zum Jahre 1867 zur Hebung des österreichischen Gymnasiums und seines Lehrerstandes entwickelte, erklärt sich aus der Vereinigung von Eigenschaften, welche sich nicht so häufig zusammenfinden: B. war ein Gelehrter von staunenswerter Arbeitskraft und er war zugleich ein ebenso geistvoller wie praktisch-verständiger Lehrer. Es ist hier nicht der Ort, auf die Principien des Gymnasialunterrichts näher einzugehen, welche B. damals in Oesterreich und später als vortragender Rat im preussischen Unterrichtsministerium in den Lehrplänen von 1882 geltend machte; nur das eine sei bemerkt, daß jeder Versuch ein Gleichgewicht zwischen den sprachlich-historischen und mathematisch-naturwissenschaftlichen Studien herzustellen die Gefahr der Überbürdung oder die oberflächlicher Behandlung in sich birgt; je mehr sich die Lehrfächer häufen, umso eher muß man dem Gedanken näher treten, wenigstens in den oberen Klassen des Gymnasiums der individuellen Neigung größeren Spielraum zu gewähren.

Bilder aus dem Universitätsleben von einem Grenzboten.
Leipzig. Brunow 1892.

Das sind vortreffliche Zeichnungen, der Wirklichkeit unseres Studentenlebens entnommen und doch von echt künstlerischem Geiste durchhaucht. Wie lebenswahr empfinden wir das erste Bild „Der alte Korpsstudent“, ein Kabinetsstück köstlichen Humors und treffender Satire! wie ergreifend wird im „Hohenzollernlied“ Stimmung und Geschick des für Deutschland und die Hohenzollern schwärmenden, von hohen poetischen Idealen erfüllten ostpreussischen Jünglings dargestellt! Beide Lebensbilder tönen tragisch aus; die Schilderung „Pedell Papendick“ gehört fast durchgehends der Nachtseite des menschlichen Daseins an: der alte, dem Trunk ergebene Soldat mit dem roten, aufgedunsenen Gesichte und dem Refrain: Ich kriegs nicht mehr aus den Knochen — die verfluchte Kälte vor Paris, und sein von dem polnischen Studenten verführtes Lieschen sind eindrucksvolle

Typen. Außerdem kommt es zu einer mehr heiteren oder wenigstens beruhigenden Lösung. In dem Bilde „Die Studentin“ steht der armen, verlassenem Geheimrathstochter, welche durch ernstes Studium ihre Lage zu verbessern hofft, der weiberhassende Professor zuerst schroff gegenüber, aber sein gutes Herz läßt ihn bald die Reue über sein rücksichtsloses Verfahren in edelster Weise bethätigen; dabei fallen auf das „Ewig-Weibliche“ allerlei bedeutsame Schlaglichter. Schön eingekleidet ist das „Der Landpfarrer“ überschriebene Abenteuer des armen Studenten am Schillertage, welcher seinen „vom Schillerfeste niedergeworfenen“ Professor im alten Kreuzgang der Leipziger Universität trifft und dafür, daß er ihn glücklich nach Hause und zu Bette bringt, später sein Schwiegersohn wird. Mit Heiraten gleich dem dramatischen Lustspiel endigt auch „Die Wahlschlacht“: Professor Lommert, „der kleine, giftige Bücherwurm“, wird von seiner ehrgeizigen Frau Henriette in einen gefährlichen Wahlkampf gehetzt, aber von seinen Prüflingen, dem vielgewanderten Hauslehrer und dem weltmännischen Redakteur gerettet, wofür denselben der Lohn nicht ausbleibt. Von besonders feiner Beobachtung zeugt auch „Der jüdische Student“; wir hören von der Zerrissenheit einer ernst strebenden Judenseele, welche in einem Urtheile eines Freundes des Israeliten den bezeichnendsten Ausdruck findet, wenn derselbe ihm schreibt, „er sei voll Haß und Verachtung gegen seine materialistischen, glaubenslosen und abtrünnigen Glaubensgenossen, aber identifiziere sich sofort mit ihnen und kämpfe für sie wie ein Verzweifelter, sobald ganz berechnete Angriffe gegen sie gerichtet würden.“ Eine Episode aus dem geistigen Leben der Berliner Studenten „Eine Studentenaufführung“ schließt dieses wirkungsvolle Gemälde studentischer Sitte und Art unserer Zeit ab.

Bamberg.

J. K. Fleischmann.

Gedichte des Grafen Adolf Friedrich v. Schack. Für Schule und Haus ausgewählt und erläutert von Karl Halling, Dir. der städtischen höheren Mädchenschule und des Lehrerinnenseminars zu Meimel. Dresden, Verlag von L. Ehlermann, 1890. (XVI u. 204 S. gr. 8^o).

Halling hat sich bereits in mehreren Schriften und Aufsätzen als feinsinnigen Kenner und begeisterten Verehrer der Werke des Grafen Schack bewiesen. Nun bietet er eine sorgfältig und mit gutem Geschmack veranstaltete Sammlung ausgewählter lyrischer Gedichte seines Lieblingsautors, die im Ganzen alles Lob verdient. Die echten Dichtereigenschaften Schacks, namentlich die Verbindung eines tiefen Gedankengehalts mit einer bis zur Virtuosität meisterhaft behandelten künstlerischen Form, die seine besten poetischen Werke durchweg auszeichnet, treten auch an den verschiedenen Nummern dieser Auswahl unverkennbar hervor. Nicht minder der sittliche Adel des Verfassers, der seine Gedichte ganz besonders zur Pflege in Schule und Haus

geeignet macht. In der Schule selbst zwar dürfte für die Lektüre dieser Gedichte wie anderer Werke unserer neuesten Literatur kein Raum sein; hier kommen einzig die Klassiker, nicht aber ihre Epigonen in Betracht. Wohl aber mag man mit Halling wünschen, daß seine Auswahl aus Schacks Gedichten einen Platz in den Schülerbibliotheken finde; auch kann sie solchen, die ein Lesebuch oder eine Mustersammlung für Schüler durch Gedichte Schacks bereichern wollen — was, nebenbei bemerkt, nur recht und billig wäre —, einen vortrefflichen Anhalt gewähren.

Den Gedichten fügt Halling ziemlich ausführliche Erläuterungen bei, die, soweit sie sich auf Historisches, Sprachliches und besonders Metrisches beziehen, meistens ungeteiltes Lob verdienen. Geschickt ist bei den größeren Gedichten eine Gliederung des Inhalts in übersichtlicher Form angegeben. Sorgfältig sind namentlich auch die erklärenden Anmerkungen zu geschichtlichen Ereignissen und Personen, die Schack erwähnt oder besingt; hier schöpft der Herausgeber fast immer aus den neuesten und besten Specialwerken. Vor allem dankenswert sind jedoch die Citate aus Schacks Selbstbiographie, die er zur Erläuterung sehr oft und stets in umfangreichem Maße verwertet. Bisweilen wäre ihm dabei freilich etwas mehr geistige Selbstständigkeit gegenüber dem bewunderten Autor zu wünschen; daß er z. B. S. 148 Anm. sogar der von Schack verteidigten Ansicht, die Homerischen Dichtungen rührten von einem einzigen Rhapsoden her, ohne Einschränkung beitrifft, geht doch etwas zu weit. So laufen denn auch seine ästhetischen Betrachtungen über die einzelnen Gedichte regelmäßig in einen überschwänglichen Hymnus auf die Kunst des Verfassers hinaus und bieten bei dem völligen Mangel einer nüchternen Schätzung dem Leser nicht genug bestimmte Ergebnisse. Warum schädigt Halling seine außerdem tüchtige Arbeit durch diesen falsch übertreibenden Enthusiasmus? Wer, wie Schack, ein wirklich großer Dichter ist, dem sollte ein derartiges Übermaß des Lobes billig erspart bleiben.

Beiträge zur Literaturgeschichte des Mittelalters und der Renaissance von Wilhelm Cloetta, Privatdocent der romanischen Philologie an der Universität Göttingen. II. Band: Die Anfänge der Renaissance- Tragödie. Halle a. S., Max Niemeyer, 1892. (X und 244 S. gr. 8^o. Mark 6).

Während das eigentliche Mittelalter mit den Tragödien Senecas sehr wenig vertraut war, begann gegen 1300 die gelehrte Forschung sich eindringlicher auch mit diesen Überresten römischer Dramatik zu beschäftigen. In Italien insbesondere gab sich Lovato de' Lovati (Lapatus) zu Padua, gestorben 1309, zuerst ernstlich dem Studium Senecas hin. Auch seinen Freund und Schüler Albertino Mussato (1261—1329), der in der Geschichte Paduas als Staatsmann und Krieger eine große Rolle spielte und als Geschichtschreiber seiner Zeit

sowie als lateinischer Dichter sich mannigfach hervorthat, regte Lovato zu diesem Studium an. Die Frucht desselben waren Argumente zu den Tragödien Senecas und eine lateinische Tragödie „Ecerinis“ (1314), deren Inhalt die Greuelthaten Ezzelinos bildeten. Das Werk bewegte sich zwar noch vielfach in den Bahnen der mittelalterlichen „elegischen Tragödie“, d. h. des Epos, mischte in die unmittelbar lebendige Vergegenwärtigung der Handlung durch Reden und Gebärdenspiel gelegentlich noch bloße Erzählung ein, verstiefs selbst gegen die notwendigsten Erfordernisse der dramatischen Einheiten, war zweifellos auch nur zur Deklamation und nicht zur Aufführung bestimmt, näherte sich aber trotz des teilweise christlichen Kostüms und des modernen Stoffes im Ganzen wie in zahlreichen Einzelstellen außerordentlich der Seneca'schen Tragödie und muß, obwohl es nur ein episch-dramatischer Zwitter ist, doch als erste Erneuerung derselben gelten. Erst 1387 folgte den Spuren Mussatos Giovanni Manzini mit einem künstlerisch ganz wertlosen Tragödienfragment über den Sturz Antonios della Scala. Zur Nachahmung der „Ecerinis“ und ebenso der Werke Senecas dürfte ihn vor allem auch Coluccio Salutati ermuntert haben, damals einer der eifrigsten Leser und Kenner des römischen Tragikers, dem denn auch der junge Antonio Loschi aus Vicenza (geboren bald nach 1360, gestorben 1441, später als päpstlicher Gesandter wiederholt auch in Deutschland) die Anregung zu seiner vermutlich 1387—1389 entstandenen Tragödie „Achilles“ verdankte. Aus Dares Phrygius entnahm Loschi den mythologischen Stoff, den er ganz unselbständig, oft farblos und gedankenlos, nach dem Muster des im Einzelnen geradezu geplünderten Seneca bearbeitete. Aber eben auf diese Weise und namentlich, indem er aus der dramatischen Form nirgends mehr in die epische zurückfiel, brachte er die erste wirkliche Renaissancetragödie zu stande. Von dem „Achilles“ wieder abhängig ist die 1428—1429 gedichtete „Progne“ des Venetianers Gregorio Corraro (etwa 1411—1464), die von den Zeitgenossen (z. B. von Aeneas Sylvius) hochgerühmt wurde, während ihr Verfasser selbst später in starr asketischer Gesinnung nur mit Schmerz und Scham auf die mannigfaltigen Dichtungen aus seinen Jugendjahren zurückblickte. Die „Progne“ ist wieder ein bloßes Lesedrama, stellenweise sogar wieder ganz episch geartet, im Wortlaut von Seneca und Ovid, dem der Stoff entlehnt ist, von Anfang bis zu Ende sklavisch abhängig; und doch steht Corraro seiner Vorlage künstlerisch freier gegenüber als Lussato und Loschi. Er setzt nicht bloß wie jene, die epische Erzählung der Quelle in Dialog um, sondern weiß den Stoff besser zu konzentrieren und wagt, um die dramatische Wirkung zu steigern, hin und wieder auch eine neue Anordnung der überlieferten Einzelheiten.

Die Geschichte dieser lateinischen Tragödien des 14. und 15. Jahrhunderts, die für die folgende Entwicklung des neulateinischen und namentlich des italienischen und französischen Dramas von größter Bedeutung ist, stellt Cloetta mit ungemeinem Fleiße und einer alles Einzelne genau untersuchenden Sorgfalt dar. Ältere Arbeiten zu berichtigen und ergänzen, findet er Schritt für Schritt reichliche

Gelegenheit. Er thut auch dies mit aller erdenklichen Vorsicht, um sich durch die Polemik nicht etwa in das dem bekämpften Fehler entgegengesetzte Extrem locken zu lassen, und prüft mit gewissenhafter Strenge jedesmal in umfassender Weise alle Belege. Manchmal streift diese Genauigkeit sogar ein wenig an Pedanterie, so bei der jedesmaligen Ausrechnung, wie weit die Einheit der Zeit gewahrt sei. Auch mag man fragen, ob in der That so überschwänglich viele Beispiele nötig waren, um die Nachahmung Senecas in jedem einzelnen Falle zu beweisen. Bei der Seltenheit der besprochenen Drucke hat andererseits diese Ausführlichkeit auch wieder viel für sich. Cloetta beschränkt sich übrigens keineswegs auf die Untersuchung der genannten Tragödien allein; er beleuchtet daneben das ganze Leben und sonstige Schaffen der behandelten Dichter genau und behandelt schliesslich noch in mehreren Anhängen verschiedene dabei in Betracht kommende Detailfragen mit Aufgebot einer tüchtigen Specialgelehrsamkeit. Sein Buch, dem es übrigens auch an allerlei feinen Bemerkungen zu den Tragödien des Seneca selbst nicht fehlt, darf daher philologisch geschulten Lesern warm empfohlen werden.

München.

Franz Muncker.

E. Kuenen und M. Evers, Die deutschen Klassiker, erläutert und gewürdigt für höhere Lehranstalten und zum Selbststudium. 8. Bändchen. Schillers Wallenstein. 2. Teil der Erläuterungen von M. Evers. H. Bredt. Leipzig 1891.

Auch für dieses Bändchen gelten die allgemeinen Bemerkungen, welche bei Gelegenheit der Besprechung des 3. Heftes dieser Sammlung im 27. Jahrgang dieser Blätter vom Referenten gemacht worden sind. Wenn auch nicht ungewürdigt bleiben darf, was der Herausgeber in seinem Vorwort bezüglich der Notwendigkeit einer reichhaltigen und gründlichen Behandlung und Erläuterung von schwierigeren Schöpfungen unserer Klassiker sagt, so kann doch andererseits auch nicht in Abrede gestellt werden, daß durch eine allzu umfangreiche und sich in Einzelheiten verlierende Entwicklung des Inhaltes die notwendige Klarheit und Übersichtlichkeit sowie der Zusammenhang des Ganzen selbst den Schülern oberer Stufen mehr oder weniger verloren geht. Abgesehen davon ist die vorliegende Bearbeitung des „Wallenstein“ ihrer besonderen Anlage nach wohl geeignet, zu einer gründlichen Vertiefung in den kunstvollen und verwickelten Aufbau der Gesamthandlung des Dramas gute Dienste zu leisten, besonders wenn man noch dazu nimmt, daß in einem besonderen Bändchen, (in dem 1. Teile der Erläuterungen des „Wallenstein“) Gesamtübersichten über das ganze dreiteilige Stück gegeben sind.

Druck und Papier der bisherigen Ausgaben entsprechen nicht ganz den Anforderungen, die man besonders an ein Buch für die Hand des Schülers zu stellen berechtigt ist.

Würzburg.

A. Baldi.

Ditscheiners Handwörterbuch der deutschen Sprache. Dritte vollständig umgearb. u. verm. Auflage von Dr. Ig. Wessely. Leipzig 1892. Rob. Friese.

Dieses Buch, von dem auf S. 307 dieses Bandes die ersten drei Hefte angezeigt wurden, ist nunmehr vollständig erschienen. Unser über jene Erstlingslieferungen ausgesprochenes Urteil können wir nunmehr auf das ganze Werk ausdehnen. Es bringt viele Wörter, namentlich auch niederdeutsche, die man sonst vergebens sucht, z. B. Pfette (= Dachstuhlbalken), Pralum (Wasserfahrzeug), Mittfasten, Kombuse (= Schiffsküche) [sonst Kombüse], Oleomargarin, zu passe (gelegен, nach Wunsch) u. a. Nicht scharf aneinandergehalten sind die verschiedenen Wörter Schanze (in die Schanze schlagen), das bekanntlich aus dem Französischen stammt, und Schanze = Befestigungswerk. Bei „Schere“ hätte auf Schären verwiesen werden sollen. Scharfen Tadel verdient die Schreibweise „Baier“, um so mehr, als der neue Herausgeber in München lebt. „Belegen“ (z. B. belegenes Zimmer = gelegen) sind wir geneigt, für einen nordd. Provinzialismus zu halten, obwohl es auch Sanders bietet. Sehr mit Recht ist vor dem hier zu Lande üblichen Genitiv „Arztens“ (z. B. Arztensgattin) gewarnt, aber ebenso nötig wäre es wohl gewesen, den Plural „Jungens“ als falsch zu bezeichnen. — Der Druck ist gut, weniger das Papier.

München.

A. Brunner.

M. Tulli Ciceronis de oratore libri tres. Recensuit Th. Stangl. Vindobonae et Pragae, Lipsiae (Tempsky und Freytag), 1893. 8. 232 S. (nur Text). M. 1.25.

Mit Freuden wird man auch nach dem Erscheinen des 2. Bandes der opera rhetorica Ciceronis von W. Friedrich die Herausgabe des rhetorischen Hauptwerkes, der drei Bücher de oratore, von Th. Stangl¹⁾ begrüßen, einmal weil man nun vergleichen kann, welche verschiedene Stellung die Herausgeber in der Verwertung des handschriftlichen Materials und des Vorrats an Emendationsversuchen einnehmen, sodann weil Stangl einen mustergültigen Text, namentlich auch für die Schullektüre geliefert hat, während Friedrichs Ausgabe gerade nach dieser Richtung viel zu wünschen übrig läßt (vgl. meine Besprechung im 28. Bd. d. Gymn.-Bl. S. 616 ff.). Die Rückseite des Titelblattes macht uns bekannt: „Apparatus criticus huius editionis, isque omnibus quicumque sunt uberior, aliquot annis separatim emittetur“. Also eine eingehendere Besprechung der Handschriftenfrage und der Textgestaltung wird man für diesen Zeitpunkt aufsparen müssen. Indes die Frucht der kritischen Arbeiten liegt vor und gestattet uns schwer einen Einblick in die Werkstätte.

Hatte sich Friedrich durch allzuenges Anschließen an die mutili (M) — die eine Handschriftenklasse, die den Text von de oratore

¹⁾ Im gleichen Verlag ist von Stangl erschienen der orator 1885, der Brutus 1886.

und orator lückenhaft enthält — verleiten lassen, an vielen Stellen falsche oder minderwertige Lesarten in den Text zu setzen auf Kosten der integri (L), der anderen Handschriftenklasse mit vollständigem Text, so ist Stangls Verdienst vor allem eine verständige Abwägung und sachkundige Wertschätzung der handschriftlichen Varianten. Etwa anderthalbhundert Stellen habe ich mir notiert, an welchen Stangl mit Recht den integri den Vorzug gibt; hier seien folgende angeführt:

Stangl mit L	Friedrich mit M
I 1 decursu honorum	cursu honorum
I 3 iis fluctibus qui	[iis] fluctibus qui
I 5 adolescentulis nobis ex	adulescentulis nobis aut ex
I 8 gubernare r. p. possent	gubernare r. p. possint
I 9 difficile est enumerare cf. I 18 moderatione elaborent u. II 230 magis elevandum	difficile est numerare moderatione latorent magis levandum
I 107 in verbi controversia positam	in verbis controversia posita
I 125 cuius autem	qui autem
I 171 ferre maximam	ecferre maximam
II 25 ea quae scriberet	[ea quae scriberet]
II 63 in rebus magnis memoriae dignis	in rebus magnis memoria digna
II 121 primum in nostros	primum in nostros
II 200 in liberum loco	in liberum locum
II 216 [ut] misericordia	ut misericordia
II 217 de ipsis facetiis	de ipsius facetiis
II 246 est hoc scurrile	[est] hoc scurrile
II 270 oratoris dictionibus	oratoris actionibus
II 287 cur ademptum sibi equum diceret	cur ademptum sibi equum [diceret]
II 292 boni quod habeat	boni quod habeam
II 323 quod et attenti	quod [et] attenti
III 8 non ardentem invidia und gloria praestitisset	[non] ardentem invidia [gloria] praestitisset
III 129 quaestionemque vocaretur	quaestionemque revocaretur
III 138 contra pop. hom. diceret	contra pop. hom. doceret
III 143 et ipse conticuit et a ceteris silentium fuit	[et] ipse conticuit [et ceteris silentium fuit]
III 160 quod ingenii specimen est quoddam transilire ante pedes posita	quod ingeni specimen est quiddam transilire ante pedes positum
III 180 quam antennae, quam vela	quam antennae [quam vela]
III 185 quid causae est aliud (L quid est aliud causae)	quid causa aliud

Stangl gerät aber auch nicht in das entgegengesetzte Extrem. Es läßt sich den angeführten Stellen eine ganz stattliche Anzahl

gegenüberhalten, an denen der Herausgeber den *mutili* folgt (meist in Übereinstimmung mit Friedrich), z. B. I 14 *exercitationis ullam vim* (L *exerc. ull. viam*), II 178 *apud doctos et semidoctos* (L *ap. d. et semidoctos*), II 276 *exclamat Nasica domi non esse* (L *excl. N., se domi non esse*), III 145 *aliquando spissius* (L *aliquanto spissius*). Ja, an einigen Stellen würde ich lieber die Lesart der *integri* im Text sehen, wo auch Stangl die der *mutili* bietet. Z. B. I 190 *quod iam [diu] cogito, diu om. M*, kaum mit Recht, cf. I 47 und 255; II 216 *eam tu potissimum nos docere* (L *eam tu nos potissimum docebis, Futur beizubehalten*); III 144 *quam tibi erat attributum a nobis [ac denuntiatum]*, *ac denuntiatum* fehlt in M; III 149 *ergo utimur*, L *ergo utemur*, für das Futur spricht u. a. or. § 81 und 82 und 149 (*ergo . . . erit . . . utetur, collocabuntur igitur*).

In der Auswahl der aufgenommenen Emendationen zeigt sich der feine Kenner des Ciceronianischen Sprachgebrauchs. Von Stangls eigenen Textesverbesserungen hebe ich folgende hervor: I 133 *plus nos [ad]sequamur* statt *adsequamur*, II 91 *si vero etiam vitiosi aliquid est, id sumere et in eo curiosum* (für *vitiosum*) *esse*, II 94 *ecce tibi exortus Isocrates magister disertorum* (für *istorum*) *omnium*, II 314 *firmissimum quidque* (für *quodque*) *sit primum*, III 50 *maioribus <natu>*, III 51 *quam alias res agamus quamque [te] inviti [audiamus] adduci possimus*, Tilgung zum Teil nach Bake, der *quam te inviti audiamus* streicht; III 79 *Stoicos* (für *istos*) *quidem*; III 200 liest Stangl *non solum . . . habendam pute[n]t]*, *sed etiam cum venustate movea[n]tur* und scheidet das Folgende aus *ut ii qui . . . versantur, sic . . . utatur*. II 310 schreibt er *ut ad eorum mentes apud quos res agetur* (so richtig L) *movendo permanere possint*, M hat *permovere*, P¹ *permanere*; Friedrich liest (mit Sorof) *ut ad eorum mentes apud quos res agitur* (so M) *movendas pertinere possint*; im Hinblick auf Stellen wie *Tusc. II 42 qui contortulis quibusdam et minutis conclusiunculis nec ad sensus permanentibus effici volunt non esse malum dolorem et pro Rosc. Am. § 66 si macula concepta est, non modo elui non potest, verum usque eo permanat ad animum, ut summus furor atque amentia consequatur* (s. auch III 91), wird man an *permanere* nicht rütteln lassen; auch *movendas* ist wohl nicht zu ändern, cf. I 60 *num admoveri possit oratio ad sensus animorum atque motus vel inflammandos vel etiam extinguendos*. III 107 ist die handschriftliche Lesart in *utramque partem dicendi animos et vim et artem habere debemus* beibehalten (auch von Friedrich), schwerlich mit Recht.

Für den Schulgebrauch hat Stangls Ausgabe vor der Friedrichs auch das voraus, daß er nicht alle orthographischen Verschiedenheiten und Schreiberlicenzen in den Text hineinträgt; als minder üblich führe ich nur an die Genetive *Pericli*, *Demostheni*, *Abl. colu II 277*, in *furace servo II 248*, *promisce III 72*, *contremescam I 121*, *repuerescere II 22*, *Syracosius II 57* und III 137, die Schreibung *exurgere* (von *surgo*), *exanguis*, die Trennung *non nullus, non numquam, eius modi*.

Vermissten wird mancher am Schluß einen *index nominum*. Die

Ausstattung, namentlich der schöne, fehlerlose Druck empfiehlt die treffliche Ausgabe noch mehr. Sie kann anderen ein Muster sein.

München.

Dr. Ammon.

Lateinische Elementargrammatik für die drei unteren Gymnasialklassen und die entsprechenden Klassen anderer höheren Lehranstalten. Bearbeitet von Martin Schödel, Lehrer an der Mochmannschen Lehr- und Erziehungsanstalt in Dresden. Leipzig, Teubner 1892. S. VI und 170. Geb. 2 M.

Der ausgesprochene Zweck dieses Buches ist, dem lateinischen Unterrichte in den drei unteren Gymnasialklassen zu dienen. Das Bedürfnis nach einer solchen Anfänger-Grammatik wird damit begründet, daß „die Schüler dieser Klassen sich erfahrungsgemäß nur schwer in den umfangreicheren systematischen Grammatiken zurechtfinden und selten wahrhaft heimisch in ihnen werden.“ Allein dieser Grund ist nicht stichhaltig. Denn auch in den vollständigen Grammatiken sind die Deklin., Konjugat., Kasuslehre, also die Gebiete, um die es sich in den drei untersten Klassen zunächst handelt, so geordnet, wie hier. Ein Mangel an Übersichtlichkeit beträfe also lediglich jene Teile, die jenseits der genannten Abschnitte liegen, nämlich das Notwendigste aus der Lehre von den nominalen Verbalformen, von den Tempora, Modi in Nebensätzen; dieser Abschnitt ist aber verhältnismäßig sehr wenig umfangreich; er nimmt bei Sch. 16 Seiten ein! Das Motiv für die Einführung einer speziell für die Vorstufen berechneten Grammatik erscheint demnach nicht glücklich gewählt. Ja, ich möchte sogar umgekehrt sagen: eine zweifache Grammatik den Schülern in die Hände zu geben, ist gerade deshalb nicht ratsam, weil sich die Schüler dann schieflich in keiner von beiden recht heimisch fühlen werden: es gibt ja nur eine Heimat! Und doppelt mißlich wird die Sache, wenn auf der höheren Stufe etwa eine nach anderen Grundsätzen, von anderem Verfasser bearbeitete Grammatik, mit anderer — ich sage damit nicht „besserer“ — Terminologie etc. zur Benützung gelangt. Nur einen einzigen Vorteil würde ich in der Aufstellung zweier Bücher erblicken; es ist der rein äußerliche, daß das erste Exemplar in der Regel nach 3—4jährigem Gebrauche so abgenützt ist, daß es sich schon aus — Geschmacksrücksichten empfiehlt, ein neues Buch an seine Stelle treten zu lassen: dieses neue Buch müßte aber von dem nämlichen Verfasser sein und müßte den Teil, der schon in den früheren Klassen durchgenommen wurde, noch einmal enthalten.

Sollte sich der Verf. hierüber keine Rechenschaft gegeben haben? Ich kann es kaum glauben und vermute, daß diesem ersten Teil zur rechten Zeit der zweite folgen wird. Es schien mir nötig, über den vom Verf. angegebenen Zweck diese Bedenken zu äußern. Eine andere Neuerung des Verf. verdient nach meiner Ansicht volle Zustimmung:

er ist nämlich überall von dem Beispiele ausgegangen und hat diesem die Regel angeschlossen; wo letztere aus den Beispielen augenscheinlich hervorging, liefs er sie mit Recht ganz weg. Dabei ist die Fassung stets sorgfältig und präzise, wie überhaupt das Buch Zeugnis ablegt von praktischem Geschick und Verständnis für die zu erreichenden Ziele; der Verf. hat auch da, wo er sich an Vorarbeiten anschloß, — die wichtigsten davon nennt er im Vorwort — vom Besten das Beste gewählt, und das ist auch eine Kunst.

Im einzelnen möchte ich Folgendes hervorheben: Die Stammtheorie ist mit Vorsicht verwertet und so, daß sie auch unberücksichtigt bleiben kann; es ist ja auch keineswegs ausgemacht, ob sie bei Schülern, die noch in den Kinderschuhen stecken, nicht mehr schadet als nützt; der Sinn für verstandesmäßige Entwicklung fehlt da noch in der Regel, dagegen lernen sie tapfer auswendig, was man ihnen aufzibt: es ist das noch die Zeit des Aufnehmens auf Treu und Glauben. Etwas anderes ist es mit dem Zurückgehen auf die Grundbedeutung der Wörter und die Entstehung der Wort- und Satzkonstruktionen. Damit kann man nicht früh genug beginnen, und daher ist es verdienstlich, wenn schon bei der Erlernung der unregelmäßigen Verba, dann bei der Kasuslehre immer die adäquate Bedeutung mitangegeben wird, ebenso die Entstehung des Acc. m. Inf. u. s. w. Sehr willkommen sind auch die im Anschluß an eine Reihe von (unregelm.) Zeitwörtern aufgeführten Phrasen: sie sind in übersichtlicher Weise gegeben, nämlich jeweilig als Fußnoten. Die anhangsweise beigefügte Elementarstilistik und -Synonymik ist als angemessen zu bezeichnen.

Der Verbesserung scheint Folgendes bedürftig: In der Deklinationslehre kann die Beifügung der Übergangsformen z. B. *carnem* (für *carinem*) verwirren; mindestens sollte hier ein anderer, etwa ein kleinerer Druck angewendet sein, als bei der richtigen Form. — Nicht glücklich gewählt ist manche adäquate Bedeutung; so § 138 *civium interest* eig. „es muß in der Sache der Bürger etwas ausmachen“; dies ist weder sachlich noch sprachlich gelungen; § 116 *sequor te* ich verfolge dich? Die Grundbedeutung ist doch vielmehr „begleiten“; eig. „einen an sich anschließen, einen sich zum Genossen (*socius*), Gefährten machen; ähnlich, nur mit verändertem Standpunkt, *ἐπισθαι τινι* sich an einen anschließen, sich einem zum Genossen, Gefährten machen. — § 153 1b *Caesar pontem fieri iussit* = „Cäsar verlangte eine Brücke geschlagen zu werden“ sollte man wenigstens nicht drucken, sonst macht es am Ende der ungeschickte Schüler in seinen Aufsätzen nach; ebenso verhält es sich mit *sentit animus se moveri* = „es fühlt der Geist sich in Bewegung zu sein“. — § 132 *nudo capite* „in bloßem Kopfe einhergehen“? — § 145, 1: der „abl. modi mit cum“ ist eine *contradictio in adiecto*; der *abl. modi* ist ein *Abl.* ohne *Präpos.*; es ist demnach § 145, 3 u. 4 an den Anfang zu stellen. — In § 146 ist manche *Präpos.* in Klammer zu setzen, z. B. a bei *prohibere*, *ex* bei *pellere*, *egredi*. — Für *Prädicativum* (S. 116) empfiehlt

sich Prädikativ, das sich dann auch deklinieren läßt; cf. Adjektiv. Verdruckt ist § 140 paci statt pace.

Die Ausstattung des Buches ist geschmackvoll.

München.

Dr. Gebhard.

Dr. F. Bleskes Elementarbuch der lateinischen Sprache. Formenlehre, Übungsbuch und Vokabularium. Für die unterste Stufe des Gymnasialunterrichts bearbeitet von Dr. Albert Müller. 10. Aufl. Hannover 1892 (C. Meyer). 1,80 M.

Seitdem das alte Bleskesche Elementarbuch durch Dr. Albert Müller einer Neubearbeitung unterzogen und nach und nach durch Kürzung und Vereinfachung des Stoffes zu einem Buche speziell für Sexta umgewandelt worden ist, hat sich dasselbe beim Unterricht praktisch bewährt und darum in Norddeutschland vielfach Verbreitung gefunden, weiterhin begünstigt durch den Umstand, daß 1889 auch eine Fortsetzung für Quinta erschien, besorgt von Dr. Hans Müller in Stettin. So bestehen denn die wesentlichen Veränderungen unseres Elementarbuches seit Erscheinen der 9. Auflage (1890) darin, daß eine große Anzahl von Paragraphen gestrichen und der gebotene Stoff auf dasjenige Maß beschränkt wurde, welches für die unterste Klasse als ausreichend angesehen wird. Die vorliegende 10. Auflage weist abermals Verbesserungen auf und ist nach Maßgabe der neuesten Bestimmungen umgearbeitet. Der grammatische Lehrstoff wurde noch mehr beschränkt, von den Einzelsätzen ist eine erhebliche Anzahl in Wegfall gekommen, wofür die zusammenhängenden Übungsstücke eine Vermehrung erfuhren. Aus letzterem Grunde wurden schon frühzeitig die Paradigmen des Praes., Impf., Perf. im Aktiv und Passiv sämtlicher Konjugationen eingeführt, zu deren Einübung jedesmal eine entsprechende Anzahl von Einzelformen dienen soll. Die zu den Übungsstücken gehörenden Vokabeln sind an zwei Stellen des Buches (S. 48 u. S. 130) zusammen aufgeführt, woran sich dann je ein weiteres Vokabularium schließt, das die wichtigsten vorkommenden Wörter sachlich geordnet enthält. Den Schluß bildet ein Verzeichnis der Eigennamen.

Was die Anordnung des Stoffes anlangt, so kann man dieselbe im ganzen als zweckentsprechend bezeichnen. Das Übungsmaterial ist meist mit Geschick verarbeitet und übersteigt nirgends die Anforderungen, die man an einen Schüler auf dieser Bildungsstufe billigerweise stellen darf. Formell haben die Sätze im allgemeinen eine einfache, knappe, leicht ansprechende Art, und auch die zusammenhängenden Stücke sind mit wenigen Ausnahmen glatt und gefällig. Freilich finden sich hin und wieder Sätze, die einen recht dürftigen, teilweise geradezu läppischen Inhalt aufweisen. Vgl. z. B. Sätze wie: Anna tanzt gern. — Anna verkauft gern. — Die Pflanzen schweigen. — Wir suchen die Kreide. — Ich werde gelobt, wenn ich tanze. — Die Männer sticken nicht. — Knabe, gib dem Elefanten das harte

Brot! — Das Wasser der Bäche ist lieb der Nachtigall. — Die Schwerter der Knaben sind nicht scharf u. dgl. Die Ausmerzung solcher und ähnlicher Ollendorffiaden könnte den Wert des Buches nur erhöhen.

Freising.

Schühlein.

Hauptregeln der Griechischen Syntax. Zusammen- gestellt von einem Schulmanne. Zweite, unveränderte Auflage. Wien, 1893. Hölder. IV u. 32 S.

Der Verfasser bemerkt zwar im Vorwort, die Erfahrung habe gelehrt, dafs Schüler, welche sich diese im Anschluß an die Grammatiken von Curtius-Hartel und Hintner zusammengestellten Regeln samt den Musterbeispielen zum bleibenden geistigen Besitz gemacht hatten, sowohl für die Lektüre über das unumgänglich notwendige grammatisch-syntaktische Rüstzeug verfügten, als auch für die Bearbeitung der deutsch-griechischen Aufgaben hinreichend vorgebildet waren. Ich hätte aber doch Bedenken gegen den Gebrauch des Büchleins im Unterricht. Wer von der griechischen Syntax nur weiß, was auf diesen 32 Seiten steht — und die Benützung zweier Lehrbücher für denselben Gegenstand neben einander perhorresciere ich grundsätzlich —, hat eben doch nur lückenhafte Kenntnisse. Besonders gilt dies von der Syntax des Verbums. So ist z. B. beim Passivum über Konstruktionen wie *ἀποκόπτομαι τὴν χεῖρα*, *ἐπιτρέπομαι τὴν γυλακίην* nichts gesagt; bei den Conditionalsätzen fehlt der Fall der Wiederholung; auch das über die Consecutiv- und Temporalsätze Gesagte reicht nicht aus; nach welchen Verben und Ausdrücken *ὅτι* stehen kann oder muß, ist nirgends angegeben. Solche Dinge muß der Schüler aber doch unbedingt wissen, wenn er beim Arbeiten das Gefühl der Sicherheit haben soll. Das Büchlein müßte also, um zu genügen, mehrfach erweitert werden.

Dr. G. Curtius' Griechische Schulgrammatik. Einund- zwanzigste Auflage, bearbeitet von Dr. W. v. Hartel. Leipzig, Frey- tag. 1891. 8°. VIII und 304 S. — Preis: geh. 2 M., geb. 2 M. 40 Pf.

Da die neue (21.) Auflage abgesehen davon, dafs die Kürzungen in der Syntax, welche die 18. Aufl. im Vergleich mit der 17. zeigt, aufgegeben sind, und der den homerischen und herodotischen Dialekt betreffende Anhang mit der Grammatik vereinigt ist, was beides ungeteilte Zustimmung finden dürfte, wesentliche Veränderungen nicht erfahren hat, so kann ich von einer Besprechung des trefflichen Buches nach allgemeinen Gesichtspunkten absehen und mich darauf beschränken, auf einzelnes hinzuweisen, was mir bei sorgfältiger Prüfung der Neu- auflage als einer Änderung bedürftig erschienen ist; vielleicht findet die eine oder andere meiner Bemerkungen in der nächsten Auflage

Berücksichtigung. Ich folge bei dem, was ich zu sagen habe, dem Gange des Buches.

In § 2 vermisste ich eine Bemerkung über die Aussprache von $\alpha\chi$ und $\pi\varphi$. — § 6, 2 würde wohl besser lauten: Aus der Verbindung der kurzen harten Vokale u. s. w., § 8: Dem Klange nach gleiche (§ 6, 4) Vokale u. s. w. — Auf S. 17 Z. 4 v. u. würde „*ἴτε* geht (*ι*)“ passender sein als „*ἴθι* gehe (*ι*)“. — In § 25, 1 c heisst es ungenau „*ὁ ἦ μείραξ* der Knabe“, ebenso in § 26 c „Die Ausgänge *οι* und *αι* des Nom. Pl.“ statt des Nom. u. Vok. Pl. und in § 36 „Mehrere Wörter . . . können . . . zusammenziehen“ statt „ziehen regelmässig zusammen“. — Die Übersetzung von *ὁ αὐτός* mit derselbe in § 65 kann unter Umständen irre führen; der Zusatz von der nämliche würde das verhüten. — Die beiden Perfekta von *πράσσω* wollen in die Theorie des § 104 nicht recht passen; nach der siebttletzten Zeile dieses Paragraphen mufs man *πέπραχα* für ein schwaches Perfekt halten, während es auf S. 87 Z. 5 v. o. als starkes angeführt ist. Vielleicht läfst sich so helfen, dafs man eben von *πράσσω* zwei starke Perfekta annimmt, ein transitives aspiriertes und ein intransitives nicht aspiriertes. Von demselben Verbum sollte in der Tabelle auf S. 102 neben *πέπραχα* auch *πέπραγα* angegeben sein. — Auf S. 135 Z. 9 v. u. fehlt „die“ vor Angelegenheiten. — Beim Akkusativ des äufseren Objekts vermisste ich eine Bemerkung darüber, dafs manche Verba intransitiva, namentlich solche der Bewegung, durch Zusammensetzung mit Präpositionen transitiv werden. — In § 155 A sollte der Vollständigkeit halber auf § 145, 2 Anm. b verwiesen sein. — In § 158 könnte vielleicht bemerkt werden, dafs zu *αἴτιος* und *ἄξιος* ausser dem Genetiv nicht selten auch noch ein Dativ tritt. — Dafs zur Bezeichnung des Mafses nur *πολύ* und *ὀλίγον* neben den betreffenden Dativen gebraucht werden, andere Akkusative aber ausgeschlossen sind, sollte in § 172, c schärfer hervorgehoben sein. — In § 191, 1 dürfte es gut sein, ausdrücklich zu bemerken, dafs das direkte Medium im ganzen selten ist und das reflexive Verhältnis gewöhnlich durch das Aktivum mit dem Reflexivpronomen ausgedrückt wird, weil erfahrungsgemäfs in diesem Punkte sehr häufig von den Lernenden gefehlt wird. — Dafs beim Passivum die Verba, welche bedeuten: auftragen, überlassen, und ferner diejenigen, bei denen im Deutschen die Person im Dativ und der Körperteil im Objektsakkusativ steht, im Gegensatz zu früheren Auflagen jetzt nicht mehr erwähnt sind, scheint mir nicht gut. — Bei der Lehre vom Gebrauch der Modi in unabhängigen Sätzen sind die deliberativen Fragen der Vergangenheit (Was hätte ich thun sollen? Warum hätte ich mich fürchten sollen?), wenn ich recht sehe, nicht berücksichtigt. — In welchen Sätzen *ὄτι* stehen kann oder mufs, ist nirgends im Zusammenhange vorgetragen. — In § 223 Anm. 1 sollte es heifsen: Nach den Verben . . . steht auch ein mit *ὄτι* oder *ὡς* eingeleiteter Aussagesatz. — Von (*τὸ*) *μή* und (*τὸ*) *μή* *οὐ* mit Infin. ist an verschiedenen Stellen die Rede, ohne dafs irgendwo die Sache ganz klar gestellt wäre; schon dafs es bald negative, bald negierte Verba heifst, ist störend. — Zu beanstanden ist auch die Fassung der

Anm. 1 am Schlusse der S. 212. Heißt *gaίνει ψεύδεσθαι* wirklich apparet iam te mentiri? Auch die Bemerkung: „Auf *φανερών, δῆλον εἶναι* folgt auch *ὄρι*“ ist unklar; es ist doch zwischen der persönlichen und unpersönlichen Konstruktion zu unterscheiden. — In § 232, 3 a ist von möglichen und unmöglichen Wünschen statt von erfüllbaren und unerfüllbaren die Rede. — Der Druck ist korrekt; doch sei auf Folgendes aufmerksam gemacht: Auf S. 8 sind die letzten Buchstaben der Z. 1 u. 19 v. o. versetzt; S. 32 Z. 2 v. u. steht *ὁ μῦς, μῦός* statt *ὁ μῦς, μῦός*; S. 81 Z. 11 v. u. muß es heißen § 85, nicht 95; ferner steht auf S. 86 Z. 2 v. u. *ὄρ-ὄρχῶα*, S. 110 Anm. *εἶμαι* für *εἶμαι*, S. 144 l. Z. (*τῆν*) *ἀρχνὴ* *ὄν*, S. 151 Z. 21 v. u. *magi* für *magni*. Endlich ist beim Schema des Hexameters und bei dem des jambischen Trimeters zweimal das gleiche Versehen des Setzers stehen geblieben; es heißt S. 268 $\overset{\sim}{\cup} \overset{\sim}{\cup} \overset{\sim}{\cup}$ u. s. w. und S. 272 $\overset{\sim}{\cup} \overset{\sim}{\cup} \overset{\sim}{\cup} \overset{\sim}{\cup}$ u. s. f.

Regensburg.

Friedr. Zorn.

Kühn, Karl, Französ. Schulgrammatik. Zweite umgearb. Aufl. Bielefeld u. Leipzig. Velhagen u. Klasing. 1892. VIII u. 195 S. 8°. M. 1,30.

Der Verfasser, Oberlehrer am Realgymnasium zu Wiesbaden, hat sich seiner Zeit besonders durch seine energischen Kürzungen der franz. Schulgrammatik und durch sein Eintreten für die Reform des neusprachlichen Unterrichts bekannt gemacht. In dieser 2. Auflage zeigt sich eine gewisse Modifikation seiner früheren Ansichten, indem er in der Vorrede zugesteht, daß die auf die Phonetik gegründete Lautlehre der 1. Aufl. fast allgemeinen Widerspruch gefunden habe und daß er deshalb und wegen der sehr großen Schwierigkeiten, welche eine derartige Behandlung für den Unterricht biete, wieder die Schrift, statt des Lautes, zur Grundlage genommen habe. Auch die Übersetzungen aus dem Deutschen sind wieder zu ihrem Rechte gelangt, indem in der Vorrede angekündigt wird, daß drei Hefte zusammenhängender Übersetzungsübungen, wenn auch nicht vom Verfasser, so doch von einem Kollegen und im Anschluß an des ersteren Grammatik und Lesebuch erscheinen werden. Die vorliegende Grammatik ist für die mittleren und oberen Klassen der Realgymnasien und Oberrealschulen bestimmt; den Gymnasien und den Realschulen soll des Verfassers „Kleine franz. Schulgr.“ (Bielefeld 1890) dienen. Auch in der Syntax hat der Verfasser an der 1. Aufl. mannigfache Änderungen vorgenommen. Die Beispiele sind zum größten Teil der Unterstufe seines franz. Lesebuchs entnommen. Ferner sind noch die Seiten des Lesebuches zitiert, wo der Schüler weitere Beispiele finden kann, damit er diese Belegstellen herausschreibe, was der Verfasser als eine für die Schüler recht nützliche Übung ansieht. Rec. würde vorschlagen, das nächste Mal diese Beispiele, wenn der Verf. Wert auf dieselben legt, lieber gleich in die Grammatik zu setzen: sie erscheint dann nicht mehr so kahl, denn bei dem vom Verfasser vorgeschlagenen Verfahren schreibt der Schüler entweder die Beispiele

des Lesebuches in die Grammatik, wodurch die Sauberkeit des Buches leidet, oder er schreibt sie in ein eigenes Heft, dann hat er gleichsam doppelte Buchführung und weifs nicht, wozu er seine Grammatik eigentlich hat, oder, wie es am wahrscheinlichsten ist, er schlägt sie gar nicht nach. In der Behandlung der einzelnen Kapitel der Syntax zeigt sich eine lobenswerte Kürze, doch kann sich Rec. nicht verhehlen, dafs ihm hierin manchmal doch zu wenig geboten erscheint. Ein Schüler, der so viele Stunden Unterricht im Französischen hat, wie die der norddeutschen Realgymnasien, sollte doch Veranlassung haben, mehr in seiner Grammatik zu suchen, als er hier finden kann. Damit soll keineswegs unnötiger Detaillierung und damit der Überbürdung das Wort geredet sein; es erscheint nur wünschenswert, dafs der Schüler in seinem Buche auch Aufschluß über Dinge finden kann, die ihm nicht zum Lernen aufgegeben werden, die ihm aber doch einmal auftauchende Zweifel lösen können. Dafs der Verfasser in der Darstellung des *subjonctif* in Nebensätzen statt der erprobten Einteilung nach Satzgatungen, der mehr philosophischen auf Grund des Inhalts folgt, ist nicht zu loben, denn die letztere ist entschieden unübersichtlicher und lückenhafter als die erste. Durch die Einteilung in einen Konjunktiv des Zugeständnisses, des Affekts, der Willensäuferung, der blofsen Annahme, Ungewifsheit oder Nichtwirklichkeit ist der Verf. genötigt, Adverbial-, Relativ- und Substantivsätze zusammenzuwerfen und z. B. die unpersönlichen Ausdrücke an 4 Stellen stückweise vorzubringen. Das sind kleine Ausstellungen, die nur deshalb gemacht werden, weil der Verfasser einerseits die grammatischen Dinge erleichtern und vereinfachen will, dieselben aber durch diese Anordnung in einigen Stücken erschwert hat. Der Schüler merkt offenbar leichter die Regel, dafs nach den unpersönlichen Ausdrücken der *subjonctif* steht, mit Ausnahme der affirmativ gebrauchten Ausdrücke der Gewifsheit, als dafs er sich bei jedem unpersönlichen Ausdruck fragt, ob derselbe ein affektvolles Urteil oder ein billiges oder mifsbilliges Urteil enthalte, oder ob es ein verneinter, fragender oder hypothetisch gebrauchter Ausdruck des Geschehens oder der Gewifsheit sei. Im Anhang findet sich eine kurze Verslehre und in 60 Nummern die wichtigsten Synonyma, die recht sachgemäß und ansprechend definiert sind, und schliesslich eine Übersicht der *termini technici* der französischen Grammatik (deutsch und französisch). Wir würden uns endlich einer groben Unterlassung schuldig machen, wenn wir nicht noch die ganz auferordentliche Güte des Papiers und die hohe Schönheit des Druckes hervorheben würden: das Buch ist gedruckt wie eine französische Luxusausgabe, so dafs es eine Freude ist, darin zu lesen.

Kühn, Karl, Französ. Lesebuch f. Anfänger. Bielefeld u. Leipzig. Velhagen und Klasing. 1892. XVI u. 70 S. 8° M. 0,80.

Dieses sehr schön ausgestattete Büchlein soll hauptsächlich als Einleitung und Ergänzung zu des Verfassers Franz. Lesebuch (Unterstufe) dienen. Es enthält auf 4 Seiten Texte in Lautschrift, auf

6 Seiten 9 Gedichtchen mit ihrer Melodie in Notenschrift, dann 40 Seiten Gedichtchen und Prosa. Das Wörterbuch nimmt 30 Seiten ein und ist nicht alphabetisch, sondern schließt sich an die einzelnen Nummern des Lesebuchs an. Die Lesestücke sind passend ausgewählt und dem Alter der Schüler, für die sie bestimmt sind, entsprechend. Interessant ist, was Herr Kühn über die Herstellung dieser Sammlung sagt: „Nachdem der Versuch, passende Texte für Schüler im Alter von 9—10 Jahren von Franzosen anfertigen zu lassen, zweimal mißlungen war, mußte ich mich wohl oder übel dazu verstehen, einen Teil der Texte selbst abzufassen. Selbstverständlich verfuhr ich dabei mit der größten Vorsicht. Ein großer Teil der Ausdrücke und Wendungen ist den in Frankreich gebrauchten Schulbüchern entlehnt. Dann wurde der Text von zwei Franzosen, M. Mailly aus Avize bei Epernay und M. Paul Passy inbezug auf die Form revidiert; letzterer hat auch die Texte in Lautschrift korrigiert.“

Mozin, franz.-deutsches und deutsch-franz. kleines klassisches Wörterbuch zum Schul- u. Privatunterricht. 4. Aufl. Umgearbeitet u. bedeut. vermehrt von Peschier, Gaille und Besson. 2 Teile. Stuttgart. J. G. Cotta 1891. 8°. I. Teil (Frz.-d.) 534 S. II. Teil (D.-frz.) 978 S. M. 6.—. In einem Halblederband 7.50.

Der Titel „klassisches Wörterbuch“ könnte die Vermutung rege machen, daß man nur die Sprache des Zeitalters Ludwigs XIV. darin vertreten sehen könnte. Wenn es nun auch richtig ist, daß die Herausgeber unter Benützung der französ. Spezialwörterbücher zu Corneille, Racine, Molière, Lafontaine u. s. w. die wichtigsten Eigentümlichkeiten im Sprachgebrauch dieser Autoren am gegebenen Orte verzeichnet haben, so ist doch auch den neuesten technischen Wörterbüchern das Unentbehrlichste entnommen. Dem Titel „klass. Wörterb.“ entspricht ein dem frz.-d. Teil vorhergehendes Blatt „Abréviations littéraires“, auf welchem die Namen von 55 franz. Schriftstellern mit Angabe des Geburts- und Todesjahres verzeichnet stehen. Der deutsch-franz. Teil ist fast noch einmal so ausgedehnt, als der franz.-deutsche, der Druck ist klein, aber deutlich; nur fürchten wir, ist der Preis etwas hoch gegriffen, nicht an sich, aber im Verhältnis zu den konkurrierenden Wörterbüchern.

Fischer, Hugo, Realgymnasiallehrer in Dessau. Übungsstücke zu Kühn, kleine franz. Schulgramm. Unterstufe. Bielefeld u. Leipzig. Velhagen u. Klasing 1892. VI u. 88 S. 8°. M. 0.80.

Diese deutsch-franz. Übersetzungsübungen sollen eine Ergänzung zu Kühns kleiner franz. Gramm. sein und enthalten im engen Anschluß an Kühns franz. Lesebuch (3. Aufl.) Material zur Einübung der wichtigsten gramm. Regeln während der ersten zwei bis drei Jahre des franz. Unterrichts an Gymnasien und Realschulen. Die Benützung

ist von dem genannten Lesebuche abhängig, zuerst soll das betreffende Stück in dem französ. Lesebuch gründlich und vielseitig eingeübt werden, bevor diese Variationen jener Stücke übersetzt werden. Diese Arbeit ist sehr verdienstlich und sehr geschickt gemacht und auch um deswillen erfreulich, weil sie eine Verleugnung des Reformschlagwortes darstellt, dafs das Übersetzen aus dem Deutschen eine Arbeit sei, die die Schule nichts angehe.

München.

Dr. Wohlfahrt.

Günther, Dr. S., Grundlehren der mathematischen Geographie und elementaren Astronomie. Dritte, durchaus umgearbeitete u. revidierte Auflage. München, Ackermann 1893. 8°.

Wie alle Werke dieses äußerst fruchtbaren Gelehrten und Schriftstellers zeichnet sich auch das vorliegende Buch durch erstaunlichen Reichtum des Inhaltes und durch formgewandte Darstellung aus. Der Stoff ist im großen und ganzen in dem Umfange behandelt, welchen die bayer. Schulordnung vom Jahre 1891 vorschreibt; wir wissen es aber dem Verfasser zu Danke, dafs er sich auch in der neuen Auflage nicht davon abhalten liefs, Schülern, welche für die Sache ein tieferes Interesse haben, an vielen Stellen die Mittel zu weiter gehenden Studien in diesem Gebiete an die Hand zu geben; (in der Schule mag ja der Lehrer derartige „Ausblicke“ füglich übergehen). In methodischer Beziehung geht der Verfasser von dem vollberechtigten Gedanken aus, dafs der Studierende in minimaler Verjüngung selbst nochmals all diejenigen Prozesse durchzumachen habe, welche sich im Geiste der vor kämpfenden Fachmänner vollzogen haben. Dafs der Verfasser diesem Gedanken treu gehandelt hat, möge man an Aufschrift und Reihenfolge der zwölf Kapitel erkennen, von welchen das Buch handelt: „Die ersten Wahrnehmungen am Himmel und auf der Erde. Die von der täglichen Umdrehung unabhängigen, scheinbaren Bewegungen der Himmelskörper. Die drei Koordinatensysteme der Himmelskugel; Sphärische Astronomie. Thatsachen, welche sich bei Änderung des Beobachtungspunktes ergeben; Gestalt der Erde. Theorie der geographischen Ortsbestimmung. Erste Zweifel an der Wesenheit einer Himmelskugel; Entfernung und Gröfsenverhältnisse der Gestirne. Erklärung der Bewegungserscheinungen vom geozentrischen Standpunkte aus. Vertauschung des geozentrischen Standpunktes mit dem heliozentrischen; Reform von Copernikus und Kepler. Erscheinungen der allgemeinen Schwere; Physische Astronomie. Übersicht der beschreibenden Astronomie; Astrophysik. Astronomische Chronologie. Instrumente und graphische Hilfsmittel.“ Weiter auf den Inhalt der einzelnen Kapitel einzugehen, ist hier nicht möglich; doch sei noch die Bemerkung gestattet, dafs auch innerhalb eines jeden derselben der Gedankengang strenge der historischen Entwicklung entspricht und dafs die Namen aller bedeutenden Forscher nebst ihrer Lebenszeit aufs genaueste angegeben sind.

Die neueste Auflage des Buches stellt sich nun in der That als

eine vollständige Umarbeitung der früheren dar; der Verfasser hat vielfach Kürzungen vorgenommen und zwar nicht blos in sprachlicher Beziehung durch eine knappere, aber nicht minder klare Ausdrucksweise, sondern auch in Hinsicht auf den Inhalt des Buches; manche Mitteilung der zweiten Auflage, welche zwar vom historischen Standpunkte aus Interesse bietet, für den Neuling gleichwohl aber nicht wissensnotwendig ist, wurde weggelassen, (siehe z. B. die §§ 16 u. 35, ferner 45, 46 u. 57 der zweiten Auflage). Dafür hat aber das Buch eine ansehnliche Bereicherung erfahren durch eingehendere Begründung der Behauptungen sowie namentlich durch Einfügung vieler gut gewählter Zahlenbeispiele (siehe die §§ 15, 16, 19, 21, 29, 35, 71 der neuen Auflage). Durch diese Ergänzungen hat das Buch in seiner Eigenschaft als Lehrmittel an unseren Gymnasien ohne allen Zweifel wesentlich gewonnen; denn erst bei praktischer Anwendung der Theorie wird diese selbst dem Schüler zum vollen, richtigen Bewußtsein kommen. Sehr dankenswert ist auch die Wiedergabe des Musterbeispiels Seite 26; vielleicht könnte sich der Herr Verfasser entschließen, bei einer weiteren Auflage auch noch ein solches beizufügen, aus welchem der Schüler erkennen kann, wie er vorzugehen hat, um bei einer Zweideutigkeit des Winkels, wie sie ja bei trigonometrischen Berechnungen gerade in diesem Gebiete so häufig vorkommt, den richtigen Entscheid zu treffen. Eine erfreuliche Neuerung ist auch die Beifügung der Randnoten, welche kurz den Inhalt des betreffenden Abschnittes anzeigen, sowie die der beiden Karten mit den Hauptsternbildern. Empfehlenswert wäre wohl die Beigabe eines alphabetisch geordneten Inhaltsverzeichnisses; in keinem Teile der Naturwissenschaften gibt es so viele, erklärungsbedürftige termini technici als in der Astronomie, über welche der Schüler oft schnell Aufschluß haben soll; da wäre ihm ein solches Verzeichnis sicherlich erwünscht. Auch schiene es dem Unterzeichneten gut, wenn in dem vorhandenen Inhaltsverzeichnisse auch die Kapitelüberschriften Platz fänden. Verbesserungsbedürftig erscheint die Figur 6 Seite 20, in welcher die Gerade $S_1 S_2$ bei der angenommenen Lage des Widderpunktes eine andere Richtung haben muß. Ferner sollte der Definition des Stundenwinkels in § 15 der Anfangspunkt und die Richtung der Zählung beigefügt sein, endlich wirkt der Druckfehler in § 67 Zeile 4 „feste“ statt flüssige Materie sinnstörend; in § 86 Zeile 3 fehlt der Teil des Satzes „sich fühlbar zu machen begann“.

Das Buch wird sich in der neuen Gestalt sicherlich seine alten Freunde bewahren, neue erwerben.

Gleichsam eine Ergänzung zu dem obigen Lehrbuche bildet desselben Verfassers

Physikalische Geographie. Stuttgart, Göschen 1891, klein 8°, VIII. 0.8 M., ein Büchlein, in welchem der Autor in durchaus populär und fließend geschriebener, leicht faßlicher Darstellung kurz die Resultate der modernen Forschungen in diesem Gebiete mitteilt, es auch nicht verschmäht, die wichtigsten Hypothesen darzulegen, ohne sich aber zu sehr auf Beweise für dieselben oder auf Kontroversen

einzulassen. In 11 Abschnitten erfährt der Leser das Wichtigste über die Erde als Weltkörper, die Gestalt, Dichte und Schwere der Erde, über Erdwärme und Erdinneres, die Erdrinde, Vulkane und Erdbeben, ferner über elektrisch-magnetische Erdkräfte, die Lufthülle, das Meer, die Gewässer des Binnenlandes, über Schnee und Eis der Hochgebirge und endlich über die Gestaltung der Erdoberfläche. Den wissbegierigeren unserer Schüler, welche mit den Grundlehren der Physik sowie mit denen der mathematischen Geographie vertraut sind, wird das Büchlein sicherlich willkommen sein; gibt es ihnen doch die Möglichkeit, sich aus demselben in Fragen Rat zu holen, die in der Schule teils gar nicht, teils nur sehr kurz behandelt werden können, die sich aber trotzdem dem Lernenden in diesem Gebiete naturgemäß aufdrängen. Auch der reife Laie, der sich im großen und ganzen über den gegenwärtigen Stand unseres Wissens in der physikalischen Geographie orientieren will, wird das Werkchen nicht ohne Befriedigung lesen. Ein gut geordnetes Sach- und Namenregister erleichtert das Nachschlagen.

Würzburg.

Dr. Zwirger.

Theorie der Differentialgleichungen von Dr. Andrew Ruffell Forsyth, F. R. S., Professor am Trinity College zu Cambridge. Erster Teil: Exakte Gleichungen und das Pfaff'sche Problem. Autorisierte deutsche Ausgabe von H. Maser. Leipzig, 1893. Druck und Verlag von B. G. Teubner. XII. 378 S. gr. 8°. 12 M.

Ein gewöhnliches Kompendium der Lehre von den Differentialgleichungen will das vorliegende Buch nicht sein, sondern es geht über die ersten Anfangsgründe weit hinaus und kann ohne Vorkenntnisse sowie ohne eine gewisse Vertrautheit mit der Denkweise der neueren Mathematik nicht wohl verstanden werden. Aus diesem Grunde kann eine didaktische Zeitschrift des höchst verdienstlichen Werkes nur kurz Erwähnung thun, nicht aber ausführlicher dabei verweilen. Wir sagten dafs dasselbe durchaus von einem modernen Geiste getragen werde, indessen ist dies im vorliegenden Falle nicht so aufzufassen, als ob die funktionentheoretische Behandlung der Probleme im Sinne eines Fuchs, Koenigsberger, Hermite u. s. w. im Vordergrund stünde, sondern es kommt dem Verf. darauf an, die Integrale oder Integralsysteme einer vorgelegten Gleichung wirklich aufzufinden, und aus diesem Grunde wird der Studierende aus der an eigenartigen Ideen und Gesichtspunkten reichen Darstellung den größten Vorteil ziehen, umso mehr, da auch für die Beigabe von instruktiven Übungsaufgaben gesorgt ist. Die Verdeutschung ist, wie dies von Herrn Maser erwartet werden durfte, untadelhaft.

Elementar-synthetische Kegelschnittslehre. Zum Gebrauch an höheren Lehranstalten bearbeitet von Dr. Handel, Oberlehrer am k. Realgymnasium zu Reichenbach i. Schl. Mit 60 in den Text gedruckten Figuren. Berlin, 1893. Weidmannsche Buchhandlung. 91 S. gr. 8°. Preis M. 1.45.

Würde an und für sich die Frage aufgeworfen, ob eine elementare Darstellung der Lehre von den Kurven zweiter Ordnung als ein Bedürfnis zu betrachten sei, so müßte man mit Rücksicht auf die verdienstlichen Schriften von Milinowski, Weinmeister, Krimmel, Erler u. a. eine verneinende Antwort erteilen. Trotzdem kann die besondere Art der Durchführung einer neuen Konkurrenzschrift auch wieder eine besondere Existenzberechtigung verleihen, und so dürfte es sich wohl auch im vorliegenden Falle verhalten. Denn es ist nicht zu leugnen, daß die Art und Weise der Ableitung der wichtigsten Wahrheiten eine durchaus einfache und klare ist, und daß durchweg nur solche Vorkenntnisse in Frage kommen, welche von den Schülern der Oberklasse eines Gymnasiums unbedingt erwartet werden müssen. Die Ableitung ist fast durchweg eine rein synthetische, doch werden auch die Gleichungen der drei Kegelschnitte in ihren einfachsten Formen aufgestellt, und hiezu, sowie zur Bestimmung der Flächeninhalte von Parabel und Ellipse — von der Quadratur der Hyperbel wurde mutmaßlich wegen der dabei notwendig werdenden Reihenentwicklungen abgesehen — konnte einige Rechnung nicht umgangen werden. Auf die von den drei Linien einzeln handelnden Abschnitte folgt ein vierter, welcher jene als Schnitte des geraden Kreiskegels zu betrachten lehrt; hier wird auch von polaren und harmonischen Beziehungen Gebrauch gemacht, und zwar stützt sich der Verf. dabei mehrfach auf Hilfssätze über Tangentengebilde, welche er in einer älteren Programmabhandlung bewiesen hatte, und durch welche in der That eine nicht unbedeutliche Vereinfachung mancher Deduktionen erzielt wird. Im Einklange mit den meisten Schriftstellern betrachtet auch der Verfasser den Zylinderschnitt als einen speziellen Fall des Kegelschnittes, allein im Geiste der Griechen wäre eine solche Spezialisierung nicht gelegen, und da dieser sonst im ganzen Buche nach Möglichkeit gewahrt wird, so hätte wohl besser ein nach Art des Serenus geführter Beweis Platz gefunden, durch den unmittelbar dargethan wird, daß die aus einem Zylinder herausgeschnittene Kurve auf den Mantel eines beliebigen Kegels gelegt werden kann.

Sehr dankenswert ist die Beigabe eines reichhaltigen und geschickt ausgewählten Übungsstoffes. Da stets auf die Sätze und Aufgaben hingewiesen ist, an deren Hand die Lösung der Einzelaufgabe zu erfolgen hat, so werden auch minder begabte Schüler, wenn sie diesen Anhang durcharbeiten, einen guten Einblick in die Anfänge der höheren Geometrie zu erlangen imstande sein.

Abriss des geometrischen Kalküls. Nach dem Werke des Professors Hermann Günther Graßmann bearbeitet von Ferdinand Kraft, Privatdozent an der Universität Zürich. Mit in den Text gedruckten Figuren. Leipzig 1893. Druck und Verlag von B. G. Teubner. XII. 255 S. gr. 8°. 6 M.

Der Verfasser dieses Buches ist ein begeisterter Verehrer der sogenannten „Ausdehnungslehre“; er entwickelt die Grundlehren derselben in sehr eingehender Weise und berücksichtigt auch die Quaternionen-Theorie. Vielleicht hätte es dem Programm entsprochen, auch dem „Situationskalkül“ H. Schefflers einige Beachtung zu teil werden zu lassen. Für die Einführung in jenen ganzen Anschauungskreis, innerhalb dessen die Worte „Addition“ und „Multiplikation“ in einem umfassenderen Sinne als dem euklidischen definiert werden, ist die Schrift sicherlich ein guter Leitfaden, und der Schulmathematiker kann ihr wenigstens mannigfache Anregung entnehmen.

Die Gebilde ersten und zweiten Grades der Liniengeometrie in synthetischer Behandlung von Dr. Rudolf Sturm. Leipzig, Druck und Verlag von B. G. Teubner. gr. 8°. I. Teil, 1892. Der lineare Komplex oder das Strahlengewinde und der tetraëdrale Komplex. XIV. 386 S. 12 M. II. Teil, 1893. Die Strahlenkongruenzen erster und zweiter Ordnung. XIV. 367 S. 12 M.

Die hauptsächlich von Plücker und Clebsch begründete Liniengeometrie beruht auf der Thatsache, daß der unendliche Raum ebensogut als Aggregat von geraden Linien wie von Punkten oder Ebenen aufgefaßt werden kann; der Raum enthält ∞^3 Punkte, ∞^3 Ebenen und ∞^4 Grade, indem ja durch jeden der ∞^3 Punkte wieder einfach unendlich viele Linien hindurchgehen (ein sogenanntes Strahlenbündel). Hierauf baut sich nun unter den Händen von Dr. Sturm (Prof. a. d. Universität Breslau) ein vollständiges System der Raumgeometrie auf. Durch Aufstellung einer einzigen Bedingung kann man ∞^3 Linien ausscheiden, welche zusammen einen „Komplex“ erfüllen; ist die Anzahl der Bedingungen eine doppelte, so hat man es mit einer „Strahlenkongruenz“ zu thun, und eine einfach unendliche Anordnung gerader Linien, die somit durch das simultane Bestehen von drei Bedingungen gekennzeichnet erscheint, ist als „Regelfläche“ bekannt. Diesen Gebilden sowohl in genere als auch im besonderen solchen, welche ein höheres individuelles Interesse in Anspruch nehmen können, sind die beiden Bände gewidmet. Die Entwicklung ist eine rein synthetische; die Zahl und Formel spielen nur insofern eine gewisse Rolle, als auch auf Betrachtungen im Sinne der „abzählenden“ Geometrie großes Gewicht gelegt wird. Lehrer der Mathematik werden die Erörterungen der Einleitung zum ersten Bande teilweise auch für Schulzwecke verwerten können.

Werkrifslehre von F. Graberg. Zürich bei Orell Füssli 1892—93, Heft I und II, à 1 M.

Das erste Heft behandelt „Maßstabeln und Aufgaben über Grund- und Aufrifs“, das zweite „Klassenaufgaben“ für Grund- und Aufrifs“. Der Verfasser schlägt in seiner Werkrifslehre (Projektionslehre) einen selbständigen Weg ein. Er beginnt nicht, wie dies allgemein üblich ist, mit der graphischen Bestimmung von Punkten und Geraden, sondern er faßt den Stier bei den Hörnern, indem er das Augenmerk der Schüler sofort auf die Lage der einzelnen Flächen eines Körpers richtet und daraus mit fleißiger Benützung von Modellen die Körper gestalten läßt. Das Werkchen hält sich fern von theoretischen Weit-schweifigkeiten und behandelt den Stoff in schlichter und knapper Weise. Man kann demselben vielleicht den Vorwurf machen, daß es zu wenig wissenschaftlich und systematisch bearbeitet ist (auch stören mancherlei neue Bezeichnungen), aber dem Verfasser war es wohl hauptsächlich darum zu thun, möglichst viele praktische Beispiele zu geben und deren Bearbeitung ohne besondere wissenschaftliche Vorkenntnisse zu ermöglichen. Es ist wohl nicht zu leugnen, daß auch dieser Standpunkt seine Berechtigung hat, denn es kommt eben hier auf die Umstände, d. h. auf das vorhandene Schülermaterial an. So wird man die Projektionslehre an einem Realgymnasium ganz anders betreiben können, als dies beispielsweise an einer gewerblichen Fortbildungsschule möglich ist. Der erste Blick auf das Werkchen läßt uns die praktische Richtung desselben erkennen. Es beschränkt sich nicht auf den engen Kreis der einfachen Körperformen — Prismen, Pyramiden, Zylinder, Kegel u. s. w. — wie dies in den meisten Lehrbüchern geschieht, sondern es führt uns eine große Anzahl von in der Praxis gebräuchlichen Körperformen, besonders aus den Gebieten des Bau- und Maschinenwesens, vor. Ist das Werkchen auch der ganzen Anlage nach mehr für Schulen gewerblicher Richtung geeignet, so findet doch auch der Lehrer der Mittelschulen mancherlei Anregung in demselben.

Regensburg.

Pohlig.

Archäologisch - Epigraphische Mitteilungen aus Oesterreich-Ungarn. Herausgegeben von O. Benndorf und E. Bormann. Jahrgang XVI, Heft 1. Mit 18 Abbildungen. Prag F. Tempsky, Wien F. Tempsky, Leipzig G. Freytag 1893. (112 S. Preis dieses Heftes 6 Mark. Jährlich erscheinen 2 Hefte).

Willkommen muß jedem Altertumsfreunde das neue Heft dieser Zeitschrift sein; denn sie genießt einen guten, auf 15jährige Erfahrung gegründeten Ruf. Eine gediegene, von dilettantischen Versuchen freie Lokalforschung legt in derselben ihre Ergebnisse nieder, die Archäologie im weitesten Umfange und die Epigraphik beider Sprachen werden durch zahlreiche, teilweise treffliche Arbeiten bereichert: Vorzüge, die der mustergiltigen Einrichtung des archäologisch-epigraphischen

Seminars der Wiener Universität und dessen weitsichtiger und zielbewußter, von der Regierung unterstützter Leitung verdankt werden. Das vorliegende Heft bringt die Fortsetzung der „Beschreibung der Sculpturen im Augustustempel in Pola“ von Reichel, einen „vergessenen archäologisch-epigraphischen Bericht“ aus Marseille von Oberlin in Straßburg 1776, herausgegeben von Jung. „Altertümer in Pola“, vorwiegend lateinische Inschriften, veröffentlicht Weisshäupl. von Domaszewski handelt über die „Lustratio exercitus“. Die epigraphischen Ergebnisse eines Ausfluges nach „Westungarn“ sind von Frankfurter und Kubitschek auf Seite 22 ff. niedergelegt. Sticotti gibt in seinem „Berichte über einen Ausflug nach Liburnien und Dalmatien 1890 und 1891“ außer zahlreichen Inschriften die Abbildung eines neuen Fundes, des Bruchstückes einer plastischen Gruppe aus Kalkstein, Venus wird von zwei Meergottheiten in einer Muschel aus dem Meere gehoben. Die Quellen der griechischen Geschichte werden behandelt in einem Aufsatz von Swoboda über „Arthmios von Zeleia“. In die Tridentinischen Alpenthäler führt Campi, indem er das Heiligtum des Saturnus auf den schwarzen Feldern (campi neri) bei Cles untersucht und einen kürzlich ausgegrabenen Kopf des Gottes abbildet. Was bei einer methodischen Durchforschung der Altertümer eines Landes in Verbindung mit den Behörden erreicht werden kann, lehrt der „Bericht über eine Reise in Bosnien“ von Patsch, besonders wertvoll deshalb, weil jeder von uns daraus lernen kann, wie er in seiner eigenen Heimat nach dieser Richtung hin thätig sein soll. Für die weitesten Kreise interessant ist der Beitrag von Mommsen, Zweisprachische Inschrift aus Alykanda (in Lycien): Die Provinz Lycien und Pamphylien bittet den Kaiser Maximinus und seine Mitregenten um Ausrottung der Christen. Der Aufsatz von Hiller v. Gaertringen über „Nikagoras, ein rhodischer Stratege“ bereichert die Geschichte der Stadt Karpathos. Den Schlufs bildet eine Arbeit von Kubitschek „Azinum“, in der eine kürzlich gefundene Grabschrift aus der Umgebung von Spalato behandelt wird, wichtig auch für Plinius maior nat. hist. 3, 140.

Die Inhaltsangabe zeigt, daß die Zeitschrift insbesondere auch deshalb in keiner wissenschaftlichen Bibliothek entbehrt werden kann, weil sie Forscher der verschiedensten Gebiete benützen müssen. Darum wird sich hoffentlich immer mehr die Erkenntnis geltend machen, daß durch die Herausgabe der „Archäologisch-Epigraphischen Mitteilungen“ in unserem engverbündeten Nachbarstaate ein nachahmenswertes Vorbild wissenschaftlicher Thätigkeit gegeben wird. Mit Spannung darf dem Erscheinen des nächsten Hefes entgegengesehen werden; eine Übersicht über den Inhalt wird baldigst veröffentlicht werden.

München.

Heinrich Ludwig Urlichs.

Vitruvius and the Greek Stage by Edw. Capps. Chicago, the University Press of Chicago. 1893. 23 S. 8.

Die vorliegende Schrift eröffnet als erstes Heft die „Studies in Classical Philology“, die von nun ab in freier Folge erscheinen sollen als Publikationen der philologischen Professoren der Universität Chicago.

Der Verfasser E. Capps hat schon früher in der Frage nach der Bühne des griechischen Theaters das Wort ergriffen (the Stage in the Greek Theatre according to the extant Dramas, publiziert in den Transactions of the American Philological Association 1891). Er stellt sich entschieden auf den von Höpken inaugurierten, am eingehendsten von Dörpfeld begründeten, seitdem von vielen anderen angenommenen Standpunkt, daß im griechischen Theater bis in die römische Zeit hinein kein Logeion, keine erhöhte Bühne vorhanden war, daß Chor und Schauspieler nicht räumlich getrennt waren. Dieser von Archäologie und Philologie gleichmäÙig geforderte Sachverhalt bietet eine ernstliche Schwierigkeit, das ist die bekannte Schilderung des Vitruvius, de a. V. 8. Vitruv spricht dort klar und deutlich beim griechischen Theater sowohl wie beim römischen von einer Bühne, auf der gespielt wurde, von einem Logeion von 10—12 Fufs Höhe. Während nun Dörpfeld und andere einen Irrtum des sonst allerdings sehr zuverlässigen Baumeisters annehmen, hat in neuester Zeit Dyer im Jour. of Hell. Stud. 1891 (Vitruvius' account of the Greek Stage) es versucht, diese Schwierigkeit aus dem Wege zu räumen und die neue Theorie mit der Tradition des Vitruvius zu versöhnen. Er gibt eine neue Interpretation der fraglichen Stelle, indem er zwischen *proscenium* und *proscenii pulpitem* unterscheidet. Das erstere ist ihm mit Dörpfeld nur die vor dem Bühnengebäude aufgerichtete Dekorationswand, der Spielhintergrund und der schmale, unbenutzte Raum unmittelbar dahinter, das *pulpitem* aber oder *λογεῖον*, auf dem Vitruv die Schauspieler auftreten läÙt, hält er für ein hölzernes Podium vor der Mitte jener Dekorationswand. Die Hypothese ist zweifelsohne sehr verlockend, aber Capps weist in der vorliegenden Schrift, wie mir scheint, überzeugend nach, daß die Interpretation Dyers völlig unhaltbar ist. Erstlich bleibt auch so noch eine Schwierigkeit, weil Vitruv die Höhe des *pulpitem* oder *λογεῖον* mit 10—12' angibt. Gerade an dieser Höhe aber hat man Anstofs genommen, weil sie den Verkehr zwischen Chor und Schauspieler ausschließt. Vitruv müÙte sich also auch nach dieser Interpretation wenigstens in der Angabe der Höhe geirrt haben, der Irrtum wäre nur geringer. Dann aber ist nach dem ganzen Wortlaut der Stelle, bei einer unbefangenen Betrachtung kein Zweifel möglich, daß Vitruv die Termini *pulpitem*, *proscenium*, *proscenii pulpitem* und *λογεῖον* ganz in demselben Sinne gebraucht. Dies geht besonders aus einer Vergleichung mit der parallelen Schilderung des römischen Theaters d. a. V. 6 hervor: Capps hat den Nachweis hiefür in scharfsinniger Weise geführt. Vielleicht hätte noch schärfer hervorgehoben werden dürfen, daß die Annahme dieses hölzernen Podiums vor der *Prosceniumis*front überhaupt mit den Fundberichten unvereinbar

ist, da die Prosceniumsfront in Athen, Epidaurus und anderen Theatern bis auf den Boden der Orchestra herabreicht, jedes hölzerne Podium demnach in einer für griechische Augen unerträglichen Weise die Architektur derselben durchschneiden mußte.

Die Vitruvstelle wird also wie bisher das Fragezeichen hinter der neuen Theorie bleiben, und wir müssen uns mit der bisher besten Erklärung desselben begnügen, das Vitruv, wie Dörpfeld vermutet, das *λογεῖον* verwechselt hat mit dem *θεολογεῖον*.

Würzburg.

Dr. Wilhelm Wunderer.

K. F. Hermanns Lehrbuch der griechischen Antiquitäten. I. Bd. Staatsaltertümer. 6. vermehrte und verbesserte Auflage. Nach der 5. von J. Ch. F. Baehr und K. B. Stark besorgten Auflage umgearbeitet und herausgegeben von V. Thumser, Professor am k. k. Gymnasium im IX. Bezirk zu Wien. 1. Abteilung XVIII u. S. 1—272, 2. Abteilung VII und S. 273—801, Freiburg i. B. 1892, Akademische Buchhandlung von J. C. B. Mohr, 16 M.

Über die Grundsätze, welche der neue Herausgeber befolgt hat, spricht er sich in einer eigenen Vorrede zur 1. Abteilung aus. Es sollte auch in der neuen Auflage das Buch soweit wie möglich Hermanns Werk bleiben. In sachlicher Hinsicht konnten sich also seine Änderungen nur auf Tilgungen inzwischen unhaltbar gewordener Ansichten und auf Erweiterungen beziehen, welche die Bereicherung der Quellen und die neuere Literatur bot. Aus diesen Gründen erscheint die 1. Abteilung, welche aufser der Vorrede und der Einleitung die Anfänge der Staatenbildung und des Völkerrechtes in Griechenland und die Geschichte des dorischen Stammes, insbesondere der Lakedaimonier enthält, nicht so sehr verändert, wenn schon eine Reihe von Paragraphen stark umgearbeitet und erweitert worden sind.

Ganz anders verhält es sich mit der 2. Abteilung: „Der Athenische Staat und seine Geschichte“. In Bezug auf das Verhältnis der 6. zur 5. Auflage, sagt Thumser im Vorwort, mußte er diesmal eher auf die geringe Zahl der wenig oder im Text nahezu unveränderten Paragraphen hinweisen. Der Grund liegt hier vor allem in dem Reichtum der neuen Quellen und deren fleißiger Benützung durch die Forscher aller Nationen. Abgesehen von den Inschriften ist vor allem des Aristoteles *Ἀθηναίων πολιτεία* für die Einsicht in die Entwicklung und das System der attischen Verfassung von weittragender Bedeutung, und es beginnt mit ihr für die Forschung eine neue Epoche. Thumser hat seinen Standpunkt dem wichtigen Funde gegenüber nicht wie Gilbert in seinem Handbuch in einer eigenen umfangreichen Vorrede dargelegt, sondern er bemerkt nur, das er der neuen Quelle nicht im blinden Autoritätsglauben gefolgt, vielmehr stets bestrebt gewesen sei, nach ruhiger Überlegung aller in Betracht kommenden Momente die Entscheidung zu treffen.

Die Einteilung des Stoffes ist insofern von der in den übrigen Handbüchern verschieden, als sie eine Art von Vermischung des historischen und antiquarischen Teiles darstellt. Der neue Herausgeber behandelt im 1. Kapitel die innere Geschichte Athens bis zur Befestigung seiner Demokratie S. 275—412 und zwar in 3 Abschnitten: 1. Vorgeschichtliche Zeit bis auf Theseus, 2. Von Theseus bis Solon, 3. Von Solon bis Aristides. Sodann ist der antiquarische Teil eingeschoben; II. Der Staatsorganismus der athenischen Demokratie in 4 Abschnitten: 1. Vom Personenrecht im allgemeinen und dem Bürgerrecht im besonderen; 2. Vom Rat und der Volksversammlung, 3. Von den Gerichten und ihren Vorsitzern, 4. Von den Beamten. Daran reiht sich zum Schlusse wieder ein historischer Teil: III. Innere Geschichte der athenischen Demokratie in 3 Abschnitten: 1. Politische und finanzielle Entwicklung, 2. Parteikämpfe und Umwälzungen, 3. Entartung und Untergang d. h. die Wandlung, welche die athenische Demokratie im Laufe der Zeiten erfahren, wird bis auf die Verfassung Athens unter den römischen Kaisern dargestellt.

Außerlich ist die Darstellung im einzelnen so gegliedert, dafs zu Beginn jedes Paragraphen ein Verzeichnis der Quellen sowohl wie der Literatur in kleinerem Druck gegeben ist, während den Text überreiche Anmerkungen begleiten, wie dies überhaupt bei den K. Fr. Hermannschen Lehrbüchern der Fall ist. Diesen umfangreichen Anmerkungen stehen oft nur wenige Zeilen Text gegenüber. Was den Text der *Ἀθηναίων πολιτεία* des Aristoteles anlangt, so benützt Thumser noch die Ausgabe von Wilamowitz-Kaibel, es mufs also auch die Ausgabe von Blafs samt dessen aus eigener Vergleichung des Papyrus sich ergebenden neuen Lesungen zur Rektifizierung mancher Stellen herangezogen werden. Im übrigen hat der Herausgeber ganz besondere Mühe darauf verwendet, in den Literaturangaben möglichste Vollständigkeit zu erzielen und in dieser Beziehung dürfte ihm kaum etwas entgangen sein. Wenn daher das vorliegende Werk zwar nicht zur Lektüre sich eignet und noch weniger zum zusammenhängenden Studium der Staatsaltertümer, zum Lernen, gebraucht werden kann, so wird es doch als Nachschlagebuch treffliche Dienste leisten, und namentlich für alle unentbehrlich sein, welche auf irgend einem zu den Antiquitäten gehörigen Gebiete selbständig weiter arbeiten wollen. In dieser Beziehung wird freilich seine Brauchbarkeit sich noch erhöhen, wenn nach Vollendung der 3. Abteilung das ganze Werk einen umfassenden Index erhalten wird.

Stephan Cybulski, *Tabulae. quibus antiquitates Graecae et Romanae illustrantur.* (Petersburg 1891, A. Deubner). Im Kommissionsverlag der K. F. Köhler'schen Buchhandlung in Leipzig, 1893. (Tafel VI: Die römischen Soldaten I. Preis 4 M.)

Stephan Cybulski, Oberlehrer am Nicolaigymnasium zu Zarskoje Selo bei Petersburg läfst seit 1891 eine Reihe von farbenprächtigen Tafeln erscheinen, welche den Zweck haben, die wichtigsten Kultur-

verhältnisse des antiken Lebens, soweit sie für die Schule in Betracht kommen, in neuer, anregender Form, bei mäßigen Preisen vorzuführen. Dieses neue Anschauungswerk beginnt nun seit dem heurigen Frühjahr auch in Deutschland im Kommissionsverlag von K. F. Köhler in Leipzig zu erscheinen. Dasselbe ist auf 3 Serien zu je 15 Tafeln in der Größe 80 : 63 cm berechnet und soll u. a. Kriegs- und Seewesen, häusliches Leben, Theaterwesen, Handel, Kultus, Kleidung, Wohnung umfassen. Jede der Tafeln kostet 4 M., aufgezogen auf starken Karton und lackiert 1 M. 20 Pf. mehr, aufgezogen auf Leinen und lackiert 1 M. mehr. Um eine Vorstellung von dem Kreis der Darstellungen zu geben, lasse ich eine Übersicht des Inhalts der 1. Serie folgen: 1. Verteidigungs- und Angriffswaffen der alten Griechen, 2. die griechischen Krieger, 3. das Seewesen der Griechen, 4. das griechische und römische Lager, 5. die römischen Verteidigungs- und Angriffswaffen, 6. die römischen Soldaten I, 7. die römischen Soldaten II, 8. die Kriegsmaschinen der Griechen und Römer, 9. die griechischen und römischen Münzen, 10. das griechische Haus, 11. das römische Haus, 12. und 13. das griechische Theater (2 Blätter Preis 9 M.), 14. Plan der Stadt Athen (Doppelblatt 80 : 120 cm, Preis 10 M.), 15. Plan des alten Rom (Doppelblatt). Jede Tafel ist einzeln käuflich.

Uns liegt zur Beurteilung vor Tafel VI, die römischen Soldaten (Blatt I): Dieselbe stellt dar 1. einen Krieger der republikanischen Zeit nach einer Gliederpuppe gezeichnet, die sich im Artilleriemuseum in Paris befindet, und nach einem Relief im Louvre, 2. einen Legionär der Übergangsperiode nach dem Relief der Trajanssäule, 3. einen Leichtbewaffneten nach einem Grabdenkmal im Museum zu Mainz, 4. einen Schleuderer nach der Trajanssäule. Die einzelnen Figuren sind etwa 30 cm hoch. Unter jeder ist in deutlichem Druck die Bezeichnung der dargestellten Figur angegeben z. B. miles impeditus principatus aetate. Dagegen scheint es mir für die Zwecke des Unterrichts überflüssig, das Original der Darstellung beigelegt ist, zumal sich dieses ja auch in dem beigegebenen erläuternden Text verzeichnet findet. Was soll der Schüler z. B. mit der Angabe zu Fig. 1: simulacrum exstat Parisiis in museo tormentario? Fällt diese weg, dann kann das Übrige noch größer und kräftiger gedruckt werden. Die wichtigste Vervollkommnung dieses neuen Anschauungsmittels ist die farbige Darstellung; die Farben wirken nur bei Fig. 1 etwas zu bunt und grell, sind aber sonst vortrefflich gewählt und geben dem Schüler ein vorzügliches Bild; denn was die Farbe hier ausmacht, erkennt man erst, wenn man dem Schüler z. B. die treffliche plastische Nachbildung des römischen Legionärs, welche das Mainzer Museum liefert, neben farblosen Bildern vorführt. Man mußte sich bisher mit den bekannten Müller'schen Bleisoldaten behelfen, aber diese sind ja nur 6—7 cm hoch. Zu diesem Vorzug der Farbe kommt auch noch der der Genauigkeit der Darstellung. Abgesehen von Fig. 1, die in der That einen etwas puppenhaften Eindruck macht, habe ich die Bilder mit getreuen Ab-

bildungen der angegebenen Originale verglichen und gefunden, dafs sie vollkommen zuverlässig sind. Ich hätte nur einige Wünsche für eine etwaige neue Auflage: 1. bei Fig. 2 (Legionär mit Gepäck) ist die Tragstange ungeschickt gezeichnet, so dafs das Gepäck über dem Kopfe des Soldaten zu schweben scheint; man vergleiche dagegen Baumeister, Denkmäler Nr. 2277. 2. Fig. 3 hat im Original auf dem Grabstein in Mainz in der linken Hand zwei Rollen, deren Bedeutung nicht recht festgestellt ist. Diese Rollen sind bei Cybulski weggelassen, aber an der Haltung der linken Hand ist trotzdem nichts geändert, das ist unnatürlich. Bei derselben Figur sollten der am linken Arm hängende Rundschild und das sagum durch die Farbe deutlicher geschieden sein.

Doch das sind Kleinigkeiten, ich möchte vielmehr hiemit unsere Rektorate auf dieses neue, treffliche Anschauungsmittel, auf dessen gute Verwendbarkeit auch Prof. Dr. Conze auf der Delegiertenversammlung in Wien hingewiesen hat, aufmerksam machen und zunächst die besprochene Tafel zur Anschaffung angelegentlich empfehlen. Über die weiteren Tafeln hoffe ich nach ihrem Erscheinen gleichfalls eingehend berichten zu können.

München.

Dr. J. Melber.

Erfurt und das tolle Jahr. Ein Geschichtsbild von Karl Reineck in Arnstadt. Hamburg. Verlagsanstalt und Druckerei A. G. (vormals J. F. Richter), Königl. Schwed.-Norw. Hofdruckerei und Verlagshandlung. 1893.

Reinecks „Geschichtsbild“, im 166. Heft der Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge, neue Folge, 7. Serie, enthalten, erzählt die Vorgänge und Verhältnisse, die zu dem sogenannten tollen Jahr 1509, einem Aufruhr schlimmster Art, führten, welcher in der 1510 erfolgten Hinrichtung des Obervierherrn Heinrich Kellner seinen vorläufigen Abschluss fand. Andeutungsweise werden noch die weiteren Ereignisse bis zu dem mit der 1664 eingetretenen Kurmainzer Herrschaft völligen Aufhören aller Selbständigkeit und politischer Freiheit der altberühmten Stadt Erfurt verfolgt. Dem Vortrag liegt in seinem wichtigsten Bestandteile die Arbeit des Archivdirektors Dr. Burkhardt in Weimar „Das tolle Jahr“ (Archiv für die sächsische Geschichte) zu Grunde. Der auch für weitere Kreise interessante Inhalt, die geschickte Gruppierung und die korrekte Diktion lassen das Schriftchen zugleich für die Schüler-Lesebibliotheken der beiden obersten Gymnasialklassen empfehlenswert erscheinen. In dieser Hinsicht ist zu bedauern, dafs die Orthographie nicht durchweg die amtlich vorgeschriebene ist, und dafs sich ein paar gröbere Druckfehler eingeschlichen haben.

Schillmann, Dr. Richard, Oberlehrer a. D.: Schule der Geschichte. Dritter Teil. Deutsche Geschichte von der Reformation bis auf Friedrich den Großen. Obertertia. — Vierter Teil. Von Friedrich dem Großen bis auf die neueste Zeit. Untersekunda. Berlin 1892. Nicolaische Verlagsbuchhandlung R. Stricker. S. 72 und 84. Preis je 1 M.

Wodurch der ungewöhnliche Titel „Schule der Geschichte“ für diese Art von historischen Unterrichtsbüchern veranlaßt wurde, ist aus den zwei vorliegenden Heften nicht ersichtlich. Ihrem Inhalte und ihrer Form nach läßt sich von ihnen sagen, daß sie in der Geschichte nicht mehr und nicht weniger schulen als andere derlei Schriften, die unter der Überschrift „Abriss“, „Erzählungen“ u. dgl. zahlreich genug im Umlauf sind.

Bei der Behandlung der Reformationsgeschichte ist der Standpunkt des Verfassers der ausschließlich protestantische; sonst ist auf das konfessionelle Element wenig Bedacht genommen. Von der zweiten Hälfte des dritten Teiles an beschäftigt sich die Erzählung vorzugsweise mit der brandenburg-preussischen Geschichte, die, wo sie nicht allein das Feld beherrscht, doch allenthalben mit Geschick und Behagen in den Vordergrund gerückt ist. Bei dieser Gesamthaltung hat es nichts Befremdendes, wenn, um nur eines zu erwähnen, im dritten Teil S. 13, natürlich ohne Angabe der Quelle, erzählt wird, in München, von wo der Beginn der Verfolgungen des Protestantismus ausgegangen, seien 49 Ketzler hingerichtet worden, und wenn im gleichen Heft S. 45 berichtet wird, „die Verbrennung von 41 Juden auf dem Neuen Markt in Berlin habe (lediglich) großes Aufsehen erregt“.

Indes lassen wir den eingenommenen Parteistandpunkt im weiteren auf sich beruhen! Im folgenden ein paar Belege dafür, daß in sachlicher Beziehung mancherlei nachzubessern ist.

Im dritten Teile wird S. 33 für den Krieg in der Pfalz das Jahr 1626 angegeben statt 1622 bis 1623. S. 40 ist wie in allen derartigen „Sammelwerken“ von den Friedrich I. von Brandenburg verschriebenen „100,000 Goldgulden“ die Rede, ohne daß dem Schüler mit einem Worte angedeutet wird, welches der Wert eines solchen war; vgl. die 70,000 Dukaten der S. 57. Pfalzgraf Wolfgang von Zweibrücken starb 1569; nicht er also war an dem 1609 beginnenden Jülichischen Erbfolgestreit beteiligt, wie S. 49 gelehrt wird, sondern dessen Enkel Wolfgang Wilhelm von Neuburg, nicht von der Pfalz, wie für seinen Vater auf der gleichen Seite irrtümlich zu lesen ist, auch nicht von Neuenburg, wie für Wolfgang Wilhelms Sohn Philipp Wilhelm S. 60 falsch gelehrt wird. IV, S. 2 Z. 1 von oben war statt 1746 zu setzen 1741; S. 13 ist der Satz: „Karl Theodor war leicht zu bestimmen, sein Erbrecht an Niederbayern, Teile von Oberbayern wie die Oberpfalz an Kaiser Joseph zu verkaufen“, so ungenau als möglich. S. 23 war das längst als Kosciuszko nicht angehörig erwiesene Wort *finis Poloniae* doch nicht neuerdings zu wiederholen.

Der Vertrag über die Abtretung der hohenzollernschen Fürstentümer wurde im Dezember 1849 errichtet, nicht 1852. (S. 57). Die Belagerung von Paris im Kriege von 1870 begann am 19. September, nicht am 9. (S. 73). Die Schlacht bei Beaumont gehört dem 30. August an, nicht dem 20. (S. 84).

Die Aufnahme einer längeren Stelle aus dem Aufruf Friedrich Wilhelms III. „An mein Volk“ vom 17. März 1813 (IV, S. 44 f.) und einer andern, aus dem Aufrufe Wilhelms I. an das deutsche Volk aus dem Jahre 1870 (S. 67 f.) ist zu loben; hingegen wäre (III, S. 70 f.) der Abdruck einer Stelle aus einem Briefe Friedrichs II. an seinen Vater in einem Schulbuche besser unterblieben. Vollends Stellen wie III S. 17: „In München machten Weiber Sprünge, als wollten sie auf-fliegen“, oder wie IV S. 7: „Grofs war die Beute bei Rofs-bach, auch an Frauenkleidern und Pomade“; desgleichen die auf der gleichen Seite ausgehobene mager witzige Stelle aus einer Spottschrift gegen Soubise, oder gar die III, S. 66 aufgenommenen Zeilen: „König Friedrich Wilhelm I. gründete eine Lehranstalt für Butter- und Käse-bereitung. Bauernmädchen, die sie gelernt und eine Prüfung bestanden hatten, erhielten eine Aussteuer, auch wohl einen „langen Kerl“ zum Manne“ sind einem richtigen an Sekundaner zu erteilenden Geschichts-unterrichte nicht angemessen.

Der Satzbau der Schrift ist korrekt, der Erzählungston ansprechend. Eine rhetorische Frage findet sich in den zwei Teilen nur III, S. 61; auch sie wäre besser vermieden worden.

Der Ausdruck ist mitunter nicht frei von Trivialitäten, die einem Schulbuche schlecht ziemen. So steht im dritten Teil S. 41: „Dietrich von Quitzow machte sich aus dem Staube“; „Georg Wilhelm verlor das Heft ganz aus der Hand“ (S. 50); im vierten Teile: „Die Franzosen waren heimgeschickt (statt besiegt) worden“; „Bazaine war in Metz festgenagelt“ (S. 71). Auch Wendungen wie „Sickingens Feste, den Landstuhl“ (III, S. 11); „eine gewesene Nonne“ (S. 13); „Albrecht Achilles hätte die Kraft des Landes gern zusammengegriffen“ (S. 43); „die Kaiser aus dem habsburgischen Hause, ganz von der Sorge für die Erhaltung und Erweiterung ihrer Hausmacht hingenommen“ (S. 51) werden kaum viel Beifall finden.

Wenig befriedigt die Drucksauberkeit der beiden Hefte. Dabei wird nicht an Druckfehler gewöhnlicher Art gedacht, selbst wenn sie recht störend sind, wie z. B. wenn IV S. 7 steht Dann statt Daun. Allein Hufs statt Hus; Altorf statt Altdorf (III S. 26); Franke statt Francke (S. 62); Hochstadt statt Höchstädt (S. 63); Kleinschellendorf für Kleinschnellendorf (IV S. 3); Fink statt Finck (S. 10); Dornberg statt Dörnberg (S. 39); Satyre statt Satire (S. 32); zum Abschlusse statt Abschlusse (S. 80); Herrmann und Dorothea (S. 22 und 34), parthenopäisch statt parthenopeisch (S. 25); endlich die immer wiederkehrende Inkonsequenz, in der Richtiges mit Falschem wechselt, hier gesamt, dort gesammt, hier Generale dort Generäle, hier Kölln dort Köln; bald Goethe, bald Göthe; bald Krim, bald Krimm: all das zeugt doch unwidersprechlich dafür, dafs es unserer „Schule der

Geschichte* in mancherlei Beziehung an Schulung recht elementarer Art mangelt.

Die äußere Ausstattung verdient Lob.

C. Jacobi, Bibel-Atlas zum Gebrauch an Lehrerseminarien, Gymnasien und Realschulen sowie für Geistliche und Lehrer. Neun Karten mit erklärendem Text. 7., vollständig umgearbeitete und erweiterte Auflage des „Atlas zur biblischen Geschichte“. Gera, Druck und Verlag von Theodor Hofmann. S. 46. Grofs 4. Preis 1 M. 20 Pf.

Jacobis Bibel-Atlas wird in der vorliegenden Gestalt den Schulen mehrfach gute Dienste leisten. Er orientiert als Nachschlagebuch in alphabetischer Ordnung meist zweckdienlich über die in der Bibel vorkommenden geographischen und topographischen Namen und Verhältnisse. Die neuere Literatur ist benützt. Die Kritik ist für Schulszwecke bedenklich weitgehend geübt. So heifst es, um nur ein Beispiel anzuführen, S. 37: „In Nazareth soll der Sage nach der Engel Gabriel der Maria erschienen sein und ihr die Geburt des Heilandes verkündigt haben“. Die Ausstattung des Textes ist eine schöne; auch die Karten verdienen das Lob der Sauberkeit und Zweckmäßigkeit.

Brettschneider Harry, Gymnasiallehrer in Insterburg, Hilfsbuch für den Unterricht in der Geschichte für die oberen Klassen höherer Lehranstalten. Teil I: Geschichte des Altertums (Lehraufgabe der Obersekunda) nebst einem Anhang: Einiges aus der griechischen und römischen Literaturgeschichte. Halle a. S., Verlag der Buchhandlung des Waisenhauses. 1892. SS. X u. 167.

Ogleich ein Mangel an Büchern dieser Art wahrlich nicht besteht, kann man sich das vorliegende doch recht wohl gefallen lassen. Es ermangelt eines Vorwortes; dagegen gedenkt sich der Verfasser über Zweck und Art desselben nach Beendigung des Ganzen in einem Nachwort auszusprechen. Das Gebotene gibt für sich einen vollständigen Beweis dafür, dafs er es mit seiner Aufgabe nicht leicht nahm. Die verständige Auswahl des aufzunehmenden Stoffes, die übersichtliche Gruppierung des verarbeiteten Materiales, die nachdrucksvolle Hervorhebung des Wichtigeren und Zurückdrängung des minder Belangreichen in der Darstellung, die Korrektheit der Data, die überall ersichtliche Benützung der neueren Literatur, eine meist zutreffende Beurteilung der besprochenen Personen und Verhältnisse und die vorzügliche Ausstattung lassen das Buch als eine wertvolle Bereicherung der einschlägigen Schulliteratur erscheinen.

Um auf einige Einzelheiten des zu Beanstandenden einzugehen, sei zunächst bemerkt, dafs uns eine Eigenart der Diktion im Buche am wenigsten zusagt. Da vom grammatikalischen Standpunkt aus nur

äußerst selten etwas auszusetzen und da die Schreibart lichtvoll ist und ohne Überschwänglichkeiten allenthalben von einer auch in einem Schulbuch erwünschten Wärme zeugt, so wird der Verfasser nach dieser Richtung vielleicht am wenigsten eine Beanstandung erwarten. Wir kommen über die korrekt gebauten, aber für ein Lernbuch viel zu komplizierten Perioden auf S. 70 f., ferner S. 72, 89 u. 105 un schwer hinweg, da der Lehrer leicht Abhilfe zu leisten vermag, und wir stoßen uns nicht an der S. 39 Z. 1 v. u. sich findenden ungeschickten Satzverbindung mit und, da sie völlig vereinzelt steht. Gefallen uns auch nicht die „gewesenen Beamten“ S. 69 und die „gewesenen Quästoren“ S. 97; nicht Wendungen wie die S. 60: „Die religiösen Vorstellungen der Etrusker zeichneten sich aus durch wüsten und finsternen Dämonenglauben“, oder S. 85: „Massinissas Chikanen ertrugen die Karthager geduldig, bis ihre Geduld zu Ende war“, so wird ob derselben schon darum wenig Aufhebens zu machen sein, weil sie sich nur ausnahmsweise eingeschlichen haben. Was hingegen unseres Erachtens in einem Schulbuch ernstlich zu beanstanden ist, das ist einmal der bei den Schülern so beliebte und dem Verfasser in einem weitgehenden Maße eigene Mißbrauch von Epitheten wie „entsetzlich“, „furchtbar“, „fürchterlich“, „greulich“, „scheußlich“, „unendlich“, „grenzenlos“, „riesig“, „ungeheuer“ u. dgl. m. Noch weniger vermögen wir uns in einem Schulbuche mit Wortbildungen einverstanden zu erklären wie ostrakisieren (S. 27, 30 u. 31); Intervallierung (S. 87), Sacrosanctität (S. 113). Was uns aber in der Diktion eines Lernbuches am wenigsten behagen will, das ist das, allerdings bei Meistern wie Curtius und Mommsen so häufig sich findende, aber mit nichten für die Schule sich empfehlende Modernisieren antiker Terminologien, die Ausdrucksweise einer keineswegs musterhaften Journalistik, die mitunter selbst an das Burschikose streifenden Redensarten der Jugendlichkeit. Es scheint uns bedenklich, den „Kronprinzen Alexander“ und des Königs „General Antipater“ (S. 52), den „ägyptischen Offizier Achilles“ (S. 108) und alle die allüberall im Buch auftretenden ägyptischen, persischen, macedonischen, griechischen und römischen Generale und Offiziere in die Schule einzuführen; nicht minder bedenklich L. Sergius Catilina als den „verwegensten, energischsten und kraftvollsten der vornehmen Desperados“ (S. 102) oder „die terroristischen Zeloten Jerusalems, die zugleich Kommunisten waren“ (S. 122).

Zur Charakteristik dieser Seite des Buches seien noch ein paar andere Proben mehr oder minder ähnlicher Natur ausgehoben.

S. 15 ist von „spartanischer Drillung“, S. 31 von „militärischem Drill“ die Rede. „Die Römer vernechteten die unterworfenen Völker nicht“ (S. 73). „Es gelang den römischen Diplomaten, sich als Vorkämpfer der Freiheit der Griechen aufzuspielen“ (S. 81). „Der aristokratische Heißsporn L. Opimius“ (S. 91). „Eine vom Wurmfraß ergriffene Demokratie“ (ibid.). „Mit den Cimbern war die Welle der später „Völkerwanderung“ genannten Sturmflut gegen die Grenzen des Imperiums geprallt“ (S. 93). „Mithradates VI., ein Kraftmensch

von wildem Despotismus nach Art der türkischen Sultane“ (S. 96). „Sulla, ein Mann von genialisch-liederlicher Lebensführung“ (S. 98). „Pompejus, Soldat von Kindesbeinen an“ (S. 99). „Lucullus legte den Rittern in Kleinasien ihr schmachvolles Handwerk“ (S. 101). „Die Pharisäer suchten bei hermetischem Abschlufs gegen das Ausland — ihr Ideal“ (S. 102). „Cicero wendete sich der Advokatenlaufbahn zu“ (S. 103). „Catilina, wieder durchgefallen“ (ibid.). „Cäsars perfides Verfahren“ (S. 106). „Die vom Staat gefütterten Proletarier“ (S. 109). „Die Ermordung Cäsars war ein dummer Streich“ (S. 110). „Der teuflische Sejan“ (S. 119). „Claudius war ein gelehrter Pedant“ (ibid.). „Nero, ein Mensch von unglaublicher Liederlichkeit und Trägheit“ (S. 120). „Die Hunnen hatten die Alanen überrannt“ (S. 133). Dafs manche dieser Ausdrücke auch in der gleichen Anwendung keineswegs neu sind, ist bekannt genug; hier handelt es sich lediglich um ihre Einführung in ein Lernbuch.

Hinsichtlich der Orthographie ist das Buch sehr sauber gehalten, dafs z. B. Frohnden, S. 8 die Form Agbatana, S. 54 Ekbatana steht; dafs S. 23 Laurisch; S. 33 laurisch geschrieben ist, und dafs in der Schreibung von derlei Adjektiven auch sonst manchmal gewechselt wird; dafs der Verf. Octavian, später Diokletian schreibt, kommt nicht in Betracht. Schlimmer wird S. 58 Koppernikus geboten.

Einen Wink für die Aussprache bietet das Buch einzig nur S. 114 für Regina Castra.

Auffällt, dafs der Wert eines Talentos S. 23, wo ihn der Schüler zuerst braucht, nicht angegeben ist, später wiederholt. Den Wert eines Obolos erfährt der Schüler aus S. 29, den eines Sesterz aus S. 113, nicht den eines Dareikos auf S. 10.

Dafs Maluentum später aus Mißverständnis der Etymologie Beneventum genannt wurde, wird dem Schüler aus der S. 72 gegebenen Bemerkung kaum klar werden.

Die Christenverfolgung unter Nero schlechthin als „Legende“ zu bezeichnen (S. 120), war der Verf. mit Rücksicht auf Tacitus ann. XV, 44 u. Oros. hist. VII, 7 nicht berechtigt.

Die S. 135—148 beigegebene Zahlen-Tabelle ist zweckmäfsig, eben so der S. 149—167 angeführte „Einiges aus der griechischen und römischen Literaturgeschichte“ behandelnde Anhang.

Wir wiederholen gern, dafs das Buch im allgemeinen als eine willkommene Leistung bezeichnet zu werden verdient; wo wir im Vorstehenden eine abweichende Ansicht zur Geltung zu bringen suchten, glaubten wir ihm und der Schule einen Dienst zu erweisen.

Chr. Wirth, K. Gymnasialprofessor in Bayreuth: Übungsfragen zum Geschichtsunterricht. Pensum der 7. Gymnasialklasse (31 v. Chr. bis 1268 n. Chr.). Nach Pütz und Preger bearbeitet. Bayreuth. Heinrich Heuschmanns Kunstverlag, 1892. S.S. 45. Preis 60 Pf.

Absicht und Einrichtung des vorliegenden zweiten Heftes sind die gleichen wie die des ersten; die Fragen können als Unterrichtsmittel in den Händen der Schüler, sich über das aus Pütz und Preger, dort und da auch über das aus dem mündlichen Vortrage des Lehrers im Gedächtnisse Haftende Rechenschaft zu geben, zweckmäßig genannt werden. Aber auch bei der häuslichen Vorbereitung für die betreffende Unterrichtsstunde werden sie den Schüler auf mancherlei aufmerksam machen, worauf er sonst nicht geachtet hätte. Zugleich lassen sie sich, hat sich der Lehrer vorerst mit ihnen eingehend vertraut gemacht, beim Unterrichte selbst sowohl für die Förderung des historischen Wissens als für den Zweck einer mündlichen Vortragsübung im Deutschen geeignet verwerten. Schade, daß so gar viele allzuinhaltsleere Fragen eingestreut sind, während es an zusammenfassenden im zweiten Hefte eher noch mehr gebracht als im ersten. Auch die S. 40—45 angereihten „Vermischten Fragen“ stehen nicht wesentlich höher. Man fragt sich bei den letzteren häufig, was denn ihre Ausscheidung aus den übrigen veranlaßt haben mag. Anzuerkennen ist die eingefügte, freilich recht knapp gehaltene Berücksichtigung der bayrischen Geschichte.

Wird von Ausdrücken wie z. B. „einen Aufstand machen“ (S. 13 u. 38), „jemand zum Herzog machen“ (S. 26) und der Frageform: „Zwischen wem wurde 1212 bei Tolosa eine Schlacht geliefert?“ (S. 44) abgesehen, so ist an der Diktion der Fragen wenig zu beanstanden.

Ein nennenswerter Druckfehler fällt nur S. 42 auf, welche Tassilio bietet. Da S. 17 u. 18 die richtige Form Bonifatius geben, so hätte S. 42 um so weniger Bonifazius gedruckt werden sollen. S. 40 findet sich die Form gotisch und gothisch nebeneinander, sonst nur die erstere Schreibweise. Auch der beobachtete Wechsel in der Pluralform Herzöge und Herzoge empfahl sich nicht. Warum von namhaften Historikern nur Raumer und Giesebrecht berücksichtigt werden (S. 36 u. 45), ist schwer abzusehen. S. 37 finden sich nebeneinander die Fragen: „Wann und in welcher Weise fand die erste Teilung Bayerns statt?“ und „In welche Linien teilte sich das Haus Wittelsbach im Jahre 1255?“ S. 23 bietet für Heinrich I. den Beinamen „Finkler“, der (auceps) erst in der Mitte des 12. Jahrhunderts beim Annalisten Saxo zum ersten Mal vorkommt. S. 21 ist die Frage gestellt: „Was ist von der Tochter Garibalds I. von Bayern bekannt?“ Hiezu ist aber zu bemerken, daß Theudelinde Garibalds Stieftochter war, zweitens, daß sie noch eine an den Herzog Evin von Trident verheiratete Schwester hatte.

Schulwandkarte von Afrika, bearb. u. gez. von Ed. Gäbler.
Kartogr. Verlagsanstalt von Georg Lang in Leipzig. Preis: 22 M.

Diese neue Wandkarte aus der Hand eines der berufensten Kartographen der Gegenwart erfüllt alle Forderungen, die man an eine gute Schulwandkarte zu stellen berechtigt ist. Durch den großen Maßstab wird möglichste Deutlichkeit der Darstellung erzielt, die mit schöner Farbenabttönung in der Terrainzeichnung und weiser Beschränkung in Verwertung des reichen topographischen Materials verbunden, in wohlthuedendster Weise das Auge berührt. Auch die Meerestiefen sind bei der Farbengebung gebührend berücksichtigt. Eine erwünschte Bereicherung sind die im Maßstabe von 1:640 000 und 1:3,200 000 ausgeführten großen Karten des Nildeltas und der deutschen Kolonialbesitzungen in Afrika. Es darf daher diese Karte mit Recht als eine vorzügliche Bereicherung unseres Schulwandkarten-Materiales angelegentlichst empfohlen werden.

E. Debes' Neuer Handatlas über alle Teile der Erde in 59 Haupt- und weit über 100 Nebenkarten mit alphabetischen Namensverzeichnissen zu den einzelnen Karten. Ausgeführt in der geographischen Anstalt von H. Wagner und E. Debes in Leipzig. Lfg. 1. Preis M. 1.80.

Der Name des Herausgebers E. Debes hat in allen Kreisen, besonders aber in der Lehrerwelt einen guten Klang, da seine Schulatlanten zu den vorzüglichsten Lehrmitteln gerechnet werden. Man ist deshalb berechtigt, mit hohen Ansprüchen an diesen „Neuen Handatlas“ heranzutreten, dessen Erscheinen die Verlagsanstalt soeben ankündigt und durch die erste Lieferung würdig inaugurirt. Und in der That sieht man sich in denselben nicht getäuscht. Das stolze Selbstbewußtsein, das aus dem beigegebenen Prospekte spricht, wird durch die vorgelegten ersten Karten vollauf gerechtfertigt, und es ist nicht zu viel versprochen in den Worten: daß der Atlas an Schönheit und Gefälligkeit der äußeren Erscheinung nicht hinter seiner wissenschaftlichen Gründlichkeit, Korrektheit und Zuverlässigkeit zurückbleiben werde.“ Eine Prüfung dieser ersten Lieferung, die auf 3 Karten Elsaß-Lothringen und Nordostfrankreich, Westrußland und Ostasien bringt, überzeugt leicht, daß es nicht etwa nur große Worte sind, mit denen die Verlagshandlung ihre neues Unternehmen dem kauflustigen Publikum empfiehlt, sondern daß es sich in Wahrheit um eine große That handelt. Man wird mit Bestimmtheit darauf rechnen können, in den Besitz eines Kartenwerkes zu gelangen, das bei mäßigem Preise (1.80 M. pro Lieferung) in jeder Hinsicht auch die höchsten Erwartungen zu befriedigen vermag und durchaus dem augenblicklichen Stande der geographischen Wissenschaft angepaßt ist. Jede der ganz neu bearbeiteten und gestochenen Karten trägt den Vermerk des Tages ihres Abschlusses. Bei dem sehr großen Formate 37 × 49 cm konnte bei

einer ziemlichen Anzahl von Karten der Mafsstab von 1:1 000 000 gewählt werden, der aufergewöhnliche Reichhaltigkeit mit vollster Berücksichtigung der Lesbarkeit und Übersichtlichkeit ermöglicht. Selbst wenn man in hohem Mafse, wie z. B. Referent, kurzichtig ist, fühlt man sich auch durch längere Betrachtung doch nicht angestrengt und ermüdet, da die Schärfe des Druckes auch die feinste Schrift gut zu lesen gestattet. Ein sehr sorgfältig ausgearbeitetes Namensverzeichnis erleichtert die Auffindung jedes Ortes ungemein. Mit dem Schlusse des Werkes soll außerdem ein alphabetisches Generalregister zum ganzen Atlas erscheinen, zu dessen Abnahme aber der Abonnent nicht verpflichtet wird. Die Lieferungsausgabe bringt die Karten ungefalzt, obwohl sie, um die Handlichkeit zu erhöhen, darauf eingerichtet sind, gebrochen zu werden. Dies ist auch beim Drucke der Namensverzeichnisse berücksichtigt worden. — Da die politische Weltlage vorzugsweise die Aufmerksamkeit des gebildeten Publikums auf unsere westlichen und östlichen Nachbarn in Frankreich und Rußland lenkt, die durch ihr Freundschaftsbündnis den Dreibund im Schach zu halten bestrebt sind, so war es eine durchaus glückliche Wahl der Verlagsanstalt, gerade mit diesen Karten zuerst hervorzutreten, auf denen die gewaltigen Befestigungssysteme der beiden Nationen sich durch farbigen Druck besonders deutlich herausheben. Nicht minder aktuelles Interesse bietet die 3. Karte für den Politiker, der die französische Aktion in Hinterindien genau zu verfolgen wünscht. Dieses letzte Blatt ist außerdem ganz besonders geeignet, einen Begriff von der Schönheit und Gediegenheit der Ausführung und der Fülle des verarbeiteten Materiales zu geben, und kann als beste Empfehlung des „Neuen Handatlas“ dienen. Hervorgehoben soll noch werden, dafs in demselben die jetzt allgemein gültige Greenwicher Meridianzählung streng durchgeführt und das metrische Mafssystem in allen Angaben zur Anwendung gelangt ist. Alles in allem genommen liegt hier ein Kartenwerk vor, das der deutschen Wissenschaft und Kunst gleich hohe Ehre zu machen verspricht und den Anspruch erheben darf, allen Ständen unentbehrlich zu sein.

Erdkarte, darstellend die Entwicklung und Erkenntnis vom Mittelalter bis zur Gegenwart in Stufen von Jahrhunderten, entworfen und gezeichnet von Dr. A. Oppel. Äquatorialmafsstab 1:20,000,000.

Es ist ein dankenswertes Unternehmen gewesen, die Entwicklung der Erdkenntnisse bei der schier erdrückenden Fülle des Quellenmateriales in einer solchen Karte zum erstenmale zu übersichtlicher Anschauung zu bringen und damit das Verständnis der Entdeckungsgeschichte nicht unwesentlich zu fördern. Da die Gröfse der Karte jede Rücksicht auf Deutlichkeit und Übersichtlichkeit erlaubt und eine das Auge angenehm berührende Farbengebung gewählt wurde, so erscheint von diesen äußerlichen Gesichtspunkten aus jedes Lob als wohlverdient. Als erläuternde Beigabe hat der Verfasser ein 24 Seiten

starkes Heftchen bearbeitet, welches sich über Zweck, Quellen, Material und Bearbeitungsmethode der Karte ausspricht und ein genaues Verzeichnis aller auf der Karte eingetragenen Reisen enthält. Nur bezüglich Afrikas ist eine Ausnahme gemacht, indem auf eine Schrift des Prof. Supan und einen Abschnitt aus dem Werke des Prof. Sievers „Afrika“ verwiesen wird, da bei der übergroßen Anzahl von Reisen die Namenangaben das Kartenbild nahezu zerstört haben würden. Wollte die Karte aber ihren Zweck ganz erfüllen, so durfte nicht erst auf andere Werke verwiesen werden, ohne welche die Karte nicht lesbar ist. Zugegeben, daß die Darstellung in Merkators Projektion einer größeren Ausführlichkeit an manchen Länderflächen abträglich erscheint, so hätte doch gerade in Afrika die Namenangabe zu den bedeutendsten Reisen nicht fehlen dürfen, zumal eben Deutschland es ist, welches unter den Afrikaforschern die ersten Namen aufzuweisen hat. Befreundeter Hand verdanke ich den Hinweis, daß Oppel in seiner mehrfach zitierten Schrift *terra incognita* Seite 8 und 9 sich selbst in Widerspruch stellt mit seiner auf S. 6 des Heftchens gemachten Bemerkung, daß während des Mittelalters die Erdkunde nicht von den christlichen Völkern, sondern von den Arabern gefördert wurde. Hat er dabei des fördernden Einflusses der Kreuzzüge, der Seefahrten der Normanen, der Unternehmungen der italienischen Handelstädte, Marko Polos u. a. vergessen? — Die Erwartung des Verfassers, daß diese mehr geschichtlichen Zwecken dienende Karte auch in den mittleren Gymnasialklassen, etwa den Tertien, mit Erfolg gebraucht werden könnte, wird berechtigtem Zweifel begegnen, da sie ein vielzu umfangreiches Material für diesen Standpunkt bearbeitet hat. Erst in höheren Klassen der Gymnasien oder anderer höherer Lehranstalten wird sie sich zweckdienlich erweisen. Der Freund der Geographie und der Geschichte aber wird sie als ein sehr brauchbares Hilfsmittel willkommen heißen.

Frankenthal.

Koch.

III. Abteilung.

Literarische Notizen.

~~~~~

Der Anschauungsunterricht auf dem Gymnasium. Einleitende Bemerkungen von Dr. August Herzog, Tauberbischofsheim, J. Lang's Buchdruckerei. 1893. 16 S. Der Verf., ein Schüler und begeisterter Verehrer unseres Altmeisters der Archäologie, will die von Brunn in seiner Rektoratsrede und von anderen gestellte Forderung eines einheitlich betriebenen Anschauungsunterrichtes in Verbindung mit den Lehrern der Mathematik und des Zeichnens am Gymnasium zu Tauberbischofsheim in Angriff nehmen. Hiczu soll obiges Schriftchen als Einleitung dienen. Das Zeichnen soll obligatorisch werden für alle Klassen, es soll in Sexta damit beginnen, die Dinge so wiederzugeben, wie sie in die Erscheinung treten, dann soll das Ornament, am besten zunächst das der Frührenaissance, später das antike, an die Reihe kommen, sodann die Architektur, wofür ein Apparat von ausgesuchten Modellen gefordert wird (Pensum der Tertia).<sup>\*</sup> Von hier soll das Zeichnen in 2 Wochenstunden fortgesetzt werden, eine kann das Lateinische abgeben. In Sekunda soll das Landschaftzeichnen hinzukommen, der Primaner endlich soll sich ein Verständnis der menschlichen Körperformen im Einzelnen, wie in ihrer Gesamtheit erwerben. Damit muß der übrige Unterricht Hand in Hand gehen, zunächst der naturwissenschaftlich-mathematische, ferner das Deutsche (Beschreibung von Gegenständen der Natur und Kunst) und die Geschichte (Geschichtsbilder sollen in der Klasse aufgehängt und Beschreibungen derselben verlangt werden); wichtig ist der S. 11 aufgestellte Grundsatz: „Für die Auswahl von Denkmälern ist angezeigt planmäßige Beschränkung auf das, was bei wirklich künstlerischem Wert und möglichst vollständiger Erhaltung Hauptseiten alter Kultur uns innerlich nahe bringt.“ Archäologisches Fachinteresse darf nicht überwiegen. Auch die Geschichte der Renaissance und die deutsche Kunst dürfen nicht vernachlässigt werden (Rafael, Dürer, Holbein, die großen Niederländer). Freilich, um das Erreichen zu können, was der Verf. anstrebt, ist eine geringere Schülerzahl in den einzelnen Klassen unerläßlich, die Ausbildung der Zeichenlehrer muß eine andere werden, und auch die übrigen Lehrer (Mathematiker, Naturforscher, Historiker, Philologen) müssen durch eine Prüfung von der erworbenen Fähigkeit intensiver Anschauung Zeugnis ablegen. Man darf also wohl gespannt sein, wie der angekündigte Versuch sich praktisch wird durchführen lassen.

Herm. Daubenspeck, Reichsgerichtsrat, Die Sprache der gerichtlichen Entscheidungen. Berlin 1893, Fr. Vahlen. 50 S. Preis 1 M. Der Verfasser, welcher schon in einem früheren Aufsätze die heutige Sprache in den gerichtlichen Urteilen einer Kritik unterzogen hat, soweit sie den Thatbestand des Urteils betrifft, behandelt hier von der sprachlichen Seite die Begründung des Urteils, die Urteilsformel und das Rubrum. Er verlangt für die Sprache bündige Kürze, Einfachheit und Klarheit, sie soll edel und vornehm gehalten sein, soll veraltete fremdsprachliche Kunstausdrücke vermeiden u. s. w., lauter Vorschriften, die man sofort billigen muß. Daß das Schriftchen an dieser Stelle überhaupt besprochen wird, dazu gibt das Schlußwort S. 48-50 Veranlassung, worin die Hauptschuld an dem nationalen Unglück, daß dem Juristen oft die elementarsten Kenntnisse der deutschen Grammatik fehlen, natürlich wieder der



Schule zur Last gelegt wird, wo der abgeschmackte Vorwurf wieder auftaucht, der Schüler habe zum Abiturientenexamen zwar eine Menge Namen von römischen, ägyptischen und assyrischen Königen (!) auswendig gelernt, sei aber in den Geist seiner Muttersprache nicht eingedrungen. Schlußfolgerung S. 50: „Die Schule muß hier zunächst eingreifen; aber auch bei Ausbildung der jungen Juristen wird die sprachliche Seite mehr als bisher zu berücksichtigen sein“. Das lautet schon anders, damit scheint uns der richtige Grund des Übelstandes gefunden zu sein. Was nützen alle Bemühungen der Schule, wenn bei uns z. B. der junge Jurist vom Abiturientenexamen bis zum Staatskonkurs (= 7½ Jahre) bisher keinerlei streng kontrollierte Übung in der Muttersprache mehr hatte? Auch beim philologisch-historischen Hauptexamen fällt der deutsche Aufsatz oft auffallend schlecht aus, aber hier hat bei uns wenigstens die vorgesetzte Behörde den Grund richtig erkannt und macht dafür nicht die Schule verantwortlich.

Büttner, Orthographisches Übungsheft für Schüler. Berlin, Weidmann. 3. Aufl. 1893. 50 Pf. Die neue Auflage dieses Werkchens, das zu den entsprechenden §§ des orthographischen Regel- und Wörterbüchleins eine große Anzahl Wortbilder (einheimische und fremdsprachliche) bietet, ist im ganzen unverändert geblieben, nur ist ihm ein 16 S. umfassender Anhang beigegeben worden, welcher ein kurzes alphabetisches Wörterverzeichnis enthält. Dasselbe führt zumeist Fremdwörter mit ihrer Bedeutung an. Hiezu ist zu bemerken, daß Apostroph besser mit Auslafzeichen, Accuratesse mit Genauigkeit, Gendarm mit Scherge wiedergegeben wird; bei Sauce fehlt Tunke; bei adrett ist sein zu streichen. In der Schreibung mancher Fremdwörter tritt auffallendes Beibehalten der fremden Form entgegen; es hätte unbedenklich geschrieben werden dürfen: Attacke, Bankier, Fassade, Kontor, Kristall, Leutnant, Ozean, Sabbat, Veloziped. Verschiedene Fremdwörter, die wir früher als überflüssig vermerkt hatten, sind gestrichen worden.

Rappold, Vorbereitung für die Aufnahmsprüfung der Gymnasien und Realschulen aus der deutschen Sprache und dem Rechnen. Wien 1893. Pichlers Witwe u. Sohn. 80 Pf. Das Büchlein enthält 32 kleinere Aufgaben und eine größeren Umfangs zum Diktieren. Da das Maß, das in den 4 unteren Klassen der Volksschule erlangten Wissens vorausgesetzt wird, und auch die Orthographie in einigen Punkten von der unsrigen abweicht, so paßt es nicht so eigentlich für bayer. Verhältnisse, kann jedoch auch hier mit Nutzen verwendet werden, da an jede Aufgabe sich lehrreiche und gut gewählte Fragen anschließen, welche das Rechtschreiben, Biegen, die Wortbildung, das Abwandeln und das Zergliedern der erweiterten einfachen Sätze betreffen. In einem „Schlüssel“ ist die Beantwortung der Fragen gegeben, damit allenfalls auch Eltern oder ältere Geschwister den Vorunterricht leiten können. Die 150 arithmetischen Aufgaben erstrecken sich über die vier Rechnungsarten mit ganzen unbenannten Zahlen bis zur 9. Stelle. Das Büchlein kann empfohlen werden.

Sprachgebrauch und Sprachrichtigkeit im Deutschen von Karl Gustav Andresen. 7. Aufl. Leipzig, Reiland 1892. Frühere Auflagen des Werkes sind im 17. und 22. Bd. dieser Blätter angezeigt worden. Die neueste Auflage hatte der nunmehr verstorbene Verf. noch ganz für den Druck vorbereiten können. Das Buch ist „durch eine Anzahl neuer Untersuchungen und Nachträge mannigfacher Art bereichert worden“; es ist nunmehr in lateinischer Schrift gedruckt und hat Kolumentitel erhalten. Daß Andresens Buch unter den Schriften über deutschen Sprachgebrauch den ersten Platz einnimmt, unterliegt wohl keinem Zweifel, aber es berührt doch recht eigentümlich, daß noch immer verlangt wird, Scheitschub (statt Schlitschub) und Küssen (statt Kissen) zu schreiben.

Schellhorn, Dr. O., Das Wichtigste aus der franz. Grammatik. Zum Gebrauche beim Unterricht und zur Rep. für Examina. Jena 1893. Manke. gr. 8°. 66 Seiten. br. M. 0,80. Das Büchlein enthält, nach dem Ausdruck des Verfassers, das Résumé der gramm. Erscheinungen, das der Schüler auswendig

zu lernen hat. Es umfasst Formenlehre und Syntax, und trotz der Absicht, die Regeln recht kurz und leichtverständlich zu fassen, ist doch bei der Aufstellung derselben möglichste Vollständigkeit im Auge behalten worden.

Phaedri fabulae Aesopiae. In usum scholarum selectas recognovit J. M. Stowasser. Vindobonae et Pragae-Lipsiae 1893. F. Tempky-G. Freytag. 8°. VIII 57 S. Der Herausgeber ist in der Constituierung des Textes, der nach seiner Ansicht, *doctorum virorum magis incuria quam iniuria temporum* gelitten hat, mit gewohnter Kühnheit zu Werke gegangen. So schreibt er z. B. gleich im Prolog des 1. Buches v. 6 *quod adeo res (arbores' codd.) loquantur, non tantum ferae*, da ja *arbores nullibi loquantur apud Phaedrum, verumtamen inanima ut lima IV 8'*. Aber sind wir denn nicht verpflichtet, uns an die Überlieferung zu halten und aus dieser zu folgern, daß unsere Sammlung der Phädrusfabeln unvollständig ist? I 11, 8 bereichert er sogar durch ein eigenes Fabrikat unsere Lexika, indem er *novoque turbat bestias miraculo* (scil. *asinus*) für das überlieferte *miraculo* setzt. Wozu? Die Stimme des Esels ist für die Tiere des Waldes ein *miraculum*, weil sie ihnen, wie wenige Verse vorher gesagt wird, ungewohnt (*insueta voce* v. 5) ist. — Mit der Ausschheidung der geschlechtliche Verhältnisse berührenden Fabeln wird man, da es sich um eine Schulausgabe handelt, wohl allerseits einverstanden sein.

## IV. Abteilung.

### Miscellen.

#### Institutsnachrichten.

In Rom werden die öffentlichen Sitzungen mit der Winckelmannsitzung am 8. Dezember beginnen. Zur selben Zeit wird der erste Sekretar, Herr Petersen, seine Demonstrationen in den römischen Museen anfangen, verbunden mit Übungen im Aufnehmen antiker Bildwerke im Vatikan. Der zweite Sekretar, Herr Hülsen, wird vom 15. November bis 15. Dezember über Topographie der Stadt Rom im Altertum, besonders vor den Monumenten, etwa dreimal wöchentlich und von Mitte Januar bis Ende März zweimal wöchentlich über lateinische Epigraphik, vornehmlich in den kapitolinischen und vatikanischen Sammlungen, vortragen. — Für das Frühjahr werden Ausflüge in die Umgegend (Ostia, Palestrina, Tivoli, Corneto) unter Führung der beiden Herren Sekretare in Aussicht genommen. — Anfangs Juli wird Herr Mau, wie bisher, einen achtägigen Kursus in Pompeji abhalten.

In Athen beginnen die öffentlichen Sitzungen des Instituts am 6. Dezember und werden an jedem zweiten Mittwoch bis zum April abgehalten werden. — Der erste Sekretar, Herr Dörpfeld, wird seine Vorträge über die Bauwerke und die Topographie von Athen, Piräus und Eleusis anfangs November beginnen und wöchentlich einmal bis zum April fortsetzen. — Der zweite Sekretar, Herr Wolters, wird vom Dezember bis zum April Übungen zur Einführung in die Antiken-Sammlungen Athens halten. — Anfangs April wird voraussichtlich die gewöhnliche Reise durch den Peloponnes unternommen werden. Da die Zahl der Teilnehmer nur eine beschränkte sein kann, ist eine möglichst frühzeitige Meldung beim Sekretariate in Athen empfehlenswert. — Eine Reise nach den Inseln des ägäischen Meeres wird wahrscheinlich Ende April stattfinden und möglicher Weise bis Pergamon und Troja ausgedehnt werden. Meldungen dazu sind bis Anfang April beim Sekretariate in Athen einzureichen.

# I. Abteilung.

## Abhandlungen.

### Die allgemeine Bildung des humanistischen Gymnasiums.

Die Schulordnung für die humanistischen Gymnasien in Bayern bezeichnet höhere allgemeine Bildung als jene Grundlage des Gymnasialunterrichtes, auf welcher die Jugend zu selbständigem Studium vorbereitet und zu religiös-sittlicher Tüchtigkeit erzogen werden soll.

Der Gymnasialunterricht hat also mit Hilfe der allgemeinen Bildung einen für das spätere Leben vorbereitenden Grund zu legen, indem er den jugendlichen, heranreifenden Geist allmählich mit jenem Wissen, jenen Fertigkeiten, Anschauungen, Grundsätzen und Trieben ausstattet, worauf die Selbständigkeit im Denken, die Tüchtigkeit und Verlässigkeit im sittlichen Handeln beruhen soll. Als die zwei koordinierten Ziele des Unterrichtes erscheinen mithin geistige Reife im Denken und moralische Festigkeit, während aus dem Begriff der höheren allgemeinen Bildung der Lehrstoff, sozusagen der Nährstoff des wachsenden Jugendgeistes abzuleiten ist. Aus dem deutlich bezeichneten Ziele des Unterrichts muß nun in deduktiver Weise eine Lehrmethode konstruiert werden, welche die Erreichung des Zieles verbürgt. Das Unterrichtsziel verlangt notwendig, um die Methode kurz anzudeuten, eine gleiche Rücksichtnahme auf die Entwicklung der Intelligenz und der moralischen Faktoren, des Gemütes und des Willens.

Indem ich diese Lehrmethode auf eine andere Gelegenheit verschiebe, möchte ich im folgenden nur den Begriff der höheren allgemeinen Bildung verfolgen. Denn eine bestimmte Begriffsabgrenzung ist um so notwendiger, als heutzutage der Unterricht an den Mittelschulen, also gerade die Mitteilung allgemeiner Bildung, Gegenstand der mannigfachsten, mit Feuereifer verfochtenen Reformvorschläge geworden ist.

#### I. Umfang der allgemeinen Bildung.

Die Schulordnung spricht von einer höheren allgemeinen Bildung. Dieser höhere Grad läßt sich nicht eher bestimmen, als bis man den umfassenderen Begriff der allgemeinen Bildung deutlich umschrieben hat. Denn allgemeine Bildung ist ein Gattungsbegriff, dem als Artunterschiede höhere und niedere Bildung untergeordnet sind. Daher ergibt sich zuerst die Frage: Was versteht man unter allgemeiner

Bildung? Ich schiebe noch voraus, dafs das Wort Bildung hier nicht in dem subjektiven Sinne des schon angeeigneten, geistig schon verarbeiteten Wissensstoffes, der fertigen Geistesbildung, sondern in dem objektiven Sinne von Lehr- und Lernstoff zu fassen ist, der erst zum Zwecke der geistigen Bildung verarbeitet werden soll.

Die erste Forderung nun an diesen Lehrstoff ist, dafs er allgemein sei. Diese Forderung scheint einerseits ins Unendliche zu gehen, andererseits in ein tausendfaches Vielerlei sich zu zerfasern. Doch ist es nur scheinbar, und die Furcht ist unbegründet. Es wird für die allgemeine Bildung jene Universalität gefordert, welche alle Gebiete der menschlichen Interessen umfaßt und diese Allgemeinheit wieder in eine Einheit der Weltanschauung konzentriert.

Die menschlichen Interessen umfassen aber nur drei grofse Gebiete, Gott, Mensch und Natur. Diese drei bilden daher die wesentlichen, notwendigen und unerläßlichen Bestandteile der allgemeinen Bildung. Die zentrale Stellung des Menschen ergibt sich aus seinem Wesen, indem er einerseits der Natur Gottes verwandt ist durch den Besitz einer unsterblichen Seele, andererseits mit seinem sterblichen Leibe ein Bestandteil der vergänglichen Natur ist. Die Wissenschaft vom Menschen also, von seinem Geist und seinem Leib, muß den Mittelpunkt der allgemeinen Bildung ausmachen. Zudem führt dieses Wissen vom Menschen einerseits zu Gott hinauf, weil die seelischen Triebe dorthin streben, andererseits zur Natur herab, weil der leibliche Organismus naturgemäfs nach der Materie gravitiert. Der Mensch ist aber nicht blofs der Mittelpunkt der allgemeinen Bildung, sondern er füllt auch den breitesten Raum darin aus. Denn es ragen nicht blofs Gott und Natur in sein Gebiet herein, sondern er umfaßt, da er in einem beständig fortschreitenden Werdeprouzess vom Unvollkommenen zum Vollkommenen sich befindet und da er in dieser Entwicklung kaum jemals einen Stillstand erreichen wird, einen ebenso grofsen Raum, als die Geschichte des Menschentums umspannt. Der Mensch bewegt sich zwischen zwei Polen von unendlicher Entfernung, zwischen Natur und Gott. Bedürfnis, Mangel, Unvollkommenheit treiben den Menschen auf diesem Wege vorwärts und drängen ihn zur geistigen und leiblichen Thätigkeit. Zunächst beherrschen ihn die Bedürfnisse seines irdischen Daseins. Zu diesem Zwecke schließt er sich eng an seine Mitmenschen an, woraus die Geselligkeit, Gemeinde- und Staatsverbände hervorgehen, die für ihn wiederum wertvolle Güter werden. Denn diese Verbände sind die notwendige gesellschaftliche Form, in welcher der Mensch seine leibliche und geistige Vervollkommnung bethätigen kann. Dieses soziale Gut des Staatsverbandes sichert ihm nicht blofs die leiblichen Güter, sondern ermöglicht ihm auch noch die Vervollkommnung seines Geistes durch die Pflege und Entwicklung der idealen, geistigen Güter.

Somit haben wir drei Seiten des menschlichen Lebens aufgefunden, die Bemühungen um die leiblichen, sozialen und geistigen Güter, deren Spitze zu Gott hinauf führt, und deren breite Basis auf der Kenntnis der Natur aufgelagert ist. Wir müssen naturgemäfs die

sozialen Güter in die Mitte setzen, weil sie zunächst aus den leiblichen sich entwickeln, und weil erst in einem geordneten Staatsleben als Letztes und Höchstes die geistigen Güter gedeihen.

Die allgemeine Bildung umfaßt also als breite Mitte die Kultur-entwicklung des Menschen, an die sich nach oben die Kenntnis von Gott und nach unten die von der Natur anzuschließen hat.

## II. Inhalt der allgemeinen Bildung.

Die allgemeine Bildung soll also den Menschen einführen in die drei unerläßlichen Gebiete Gott, Mensch und Natur. Der allgemein Gebildete soll den Gottesbegriff in möglichster Reinheit und Vollkommenheit in sich entwickeln, er soll die Beziehungen zwischen Gott und Mensch in sich zur klaren Überzeugung bringen. Er soll ferner das Verhalten und die Grundgesetze der ihn umgebenden und beeinflussenden Natur erfassen und kein Fremdling bleiben in dem großen irdischen Wohnhaus der Menschen. Seine umfassendste Aufgabe wird aber die Erkenntnis und spätere Mitwirkung an der kulturellen Entwicklung seines Volkes werden müssen. Diese Kulturentwicklung der Menschheit wollen wir ihrem Inhalte nach näher betrachten. Wir werden damit zugleich die Gebiete Gott und Natur mit eingeschlossen finden, weil die Kulturentwicklung der Menschheit mit der Natur beginnt und mit der Gottheit endet.

Wir haben oben gesehen, daß der Mensch drei Stufen der Entwicklung durchzumachen hat, eine materielle, eine soziale und eine geistige Entwicklung. Das leibliche Bedürfnis treibt ihn an, die materiellen Güter sich zu erwerben. Er sieht sich genötigt, für Nahrung, Kleidung und Wohnung zu sorgen. Es entwickeln sich dadurch Ackerbau, Gewerbe und Handel, deren Aufgabe es ist, der Gesamtheit alles das zu verschaffen, was sie zur Erhaltung des Lebens nötig hat. In der Befriedigung dieser elementaren Bedürfnisse ist jedoch eine stufenweise Entwicklung von roher Einfachheit bis zu Üppigkeit und verschwenderischer Pracht möglich. Denn es ist mannigfaltig verschieden, wie und wovon der Mensch sich nährt und kleidet, wo und wie er wohnt.

Die Teilnahme aber an diesen produzierten Gütern des Leibes ist nur in der Gemeinschaft der Menschen möglich und darum entstehen die Gemeinden und Staaten. Dies sind Schöpfungen der Not und der Geselligkeit, eine That des Geistes der staatlich Zusammengehörigen, es sind Formen und Gesetze des gegenseitigen Verkehrs, die der Ausdruck eines überlegenen und ordnenden Geistes sind. Sie werden zu wertvollen Gütern des sozialen Lebens. Wir sind damit zu einer zweiten Klasse der Bevölkerung emporgestiegen, zu denen nämlich, welche die Aufgabe haben, diese sozialen Güter des Volkes zu wahren, den Staat zu erhalten und zu regieren. Aus der Entstehung des Staates folgt, daß die entstandene Staatsgewalt das befördern muß, weswegen eben der Staat geworden ist. Es ist also ihre erste und natürliche Aufgabe, die Hervorbringung der Kulturgüter auf alle Weise zu fördern und allen Angehörigen des Staates

zugänglich zu machen. Die Hebung des Ackerbaues, der Industrie und des Handels ist also der erste Segen, den eine einsichtige Staatsgewalt der Gesamtheit zu teil werden läßt. Es ist so durch das Zusammenwirken vieler dem Menschen der Kampf ums Dasein erleichtert, der als ererbtes Übel ihn schwer darniederdrückt.

Das Zusammenleben der Menschen bringt aber ein Heer von Schwierigkeiten mit sich. Der Kampf mit des Lebens Notdurft ist zwar erleichtert, aber es erhebt sich ein neuer Kampf, der Kampf des Menschen mit dem Menschen. Und zwar erhebt er sich infolge der bösen Natur des Menschen. Habsucht und Geiz, Raub und Diebstahl, Lug und Betrug, Gewaltthat und Mord, Neid und Zank drohen die eben geschlossene Gemeinschaft wieder zu zersplittern. In dieses wilde Chaos hat die Staatsverwaltung Ordnung zu bringen. Es müssen Schranken errichtet werden, welche den einzelnen nach außen Schutz und nach innen Freiheit der Bewegung gestatten. Die Staatsgesetze, welche diese Ordnung beabsichtigen, müssen eine positive und eine negative Tendenz zugleich verfolgen, sie müssen sowohl Sicherheit und Schutz gegen fremde Eingriffe als auch Freiheit und Förderung der einzelnen Berufsthätigkeit gewähren. Durch Zwangsmaßregeln gegen Übergriffe, durch Furcht und Strafe wird die Ordnung aufrecht erhalten. So wird sich allmählich eine Staatsmoral entwickeln, die auf dem Satze beruht: Was du nicht willst, dafs man dir thut, das füg' auch keinem andern zu!

Zur Aufrechterhaltung dieser Ordnung sind zwei Gewalten nötig, die positiv eingreifende und fördernde Verwaltungsbehörde und die negativ thätige, durch Strafen hemmende Gerichtsbarkeit. Die segensreichen Folgen dieser sowohl Sicherheit als Freiheit gewährenden Ordnung werden sich äußern in dem Aufblühen von Ackerbau, Gewerbe und Handel, ferner in dem friedlichen Benehmen der Menschen gegen einander, kurz in der Zunahme des Wohlstandes und in der das Leben verschönernden Geselligkeit, die in der gegenseitigen Achtung und Duldsamkeit sich manifestiert. Am festesten jedoch wird diese staatliche Ordnung und Geselligkeit aufrecht erhalten, wenn ihnen ein ewiges, unzerstörbares, der menschlichen Meinung entrücktes Fundament gegeben ist, wenn das weltliche Gesetz sich aufbaut auf dem göttlichen Gesetz der Nächstenliebe, welches in den Herzen aller feste Wurzeln geschlagen hat. Dadurch wird die Geselligkeit zur Sittlichkeit. Statt des weltlichen Zwanges herrscht dann die freiwillige That der Liebe. So wird das Staatsleben veredelt und vergeistigt, indem das gesellige Zusammenleben der Menschen, die irdische Staatsidee zu einer gottgewollten Institution erhoben wird. Aus der Liebe zum Einzelnen und Nahestehenden soll sich dann die Liebe zum Ganzen, die Vaterlandsliebe, entwickeln; denn das Vaterland ist es, welches die Güter des Lebens erringen hilft und beschützt.

Wie ferner der einzelne im Staat einen Schutz gegen den einzelnen nötig hat, ebenso erfordert die Sicherheit und Freiheit des Ganzen einen kräftigen Schutz gegen andere, abgesonderte Staatengebilde, einen Schutz des einen Staatenindividuums gegen das andere.

So ergibt sich die Notwendigkeit einer gemeinsamen Wehrkraft, einer Militärmacht, deren naturgemäße Aufgabe die Verteidigung des Vaterlandes nach außen ist. Und die naturgemäße Zusammensetzung dieser Macht wird aus den wehrhaften Kräften der Staatsangehörigen erfolgen müssen.

Der Staat wird also gesichert durch ordnende, strafende und schützende Kräfte nach innen und außen. Nun aber werden die gegenwärtigen Menschen sterben und neue, jüngere werden an ihre Stelle treten, der Staat wird sich erneuern. Die Staatslenker müssen also ihr Augenmerk darauf richten, daß die neu eintretenden Staatsbürger die Bildung und Kraft der vorausgehenden in gleichem oder wo möglich in erhöhtem Grade besitzen. Sie werden daher frühzeitig Veranstaltungen treffen, wodurch die Jugend, der heranwachsende Staat, der Staat der Zukunft, zur Übernahme und Erfüllung der Staatspflichten hinlänglich befähigt wird. Sie werden Schulen gründen, welche den Übergang zu bilden haben von der Familie zum Staate, von der kleinsten sozialen Gemeinschaft zur größten des Staatsganzen. Der Staatsbürger wurzelt also in der Familie, wächst und kräftigt sich in der Schule und bringt Blüten und Früchte im Staate. Glücklicher der Mann, der in dem geschützten, der Öffentlichkeit unzugänglichen Innern der Familie einen gesunden und segensreichen Nährboden gefunden hat, wo er kräftige Wurzeln entwickeln konnte. Glücklicher derjenige, der in dem freieren und offeneren Felde der Schule so reichlich Licht, Luft und Bewegung bekommen, daß sich die Kräfte des Wachstums frisch und gesund entfalten und eine vielversprechende Blüte entwickeln konnte. Also auch die Familie und die Schule sind hohe Güter des sozialen Lebens. Beide werden im einheitlichen Zusammenwirken den förderlichsten Eindruck auf die Erziehung und Bildung der Jugend machen und dem zukünftigen Staate gut vorbereitete Bürger zuführen. Schlimm wäre es daher, wenn Familie und Schule einander widerstreben würden, wenn andere Lehren in der Schule, andere zu Hause auf den jungen Geist einströmen würden, um ihn zu verwirren.

Der erste Zweck der staatlichen Gemeinschaft ist also die Förderung der leiblichen Güter, die jedem zu gewährende Freiheit des Erwerbs. Der zweite Zweck ist die Sicherstellung dieser Güter, der Schutz dieser Freiheit. Freiheit kann aber nicht ohne Einschränkung des einzelnen sein, ohne die staatliche Ordnung und das Gesetz. Daraus entwickeln sich Gesittung und Sittlichkeit auf dem festen Untergrunde der Religion. Die Sicherheit des Ganzen nach außen verlangt eine Wehrkraft, und der Nachwuchs des Staates muß erzogen und gebildet werden. Auf diese Weise erhalten wir folgende Staatsinstitutionen: Verwaltung, Gerichtsbarkeit, Armee und Schule vertreten durch den Stand der Verwaltungs- und Justizbeamten, der Soldaten und Lehrer.

Der Mensch ist aber noch nicht befriedigt, wenn er auf die beste Art für seine leiblichen Bedürfnisse gesorgt, wenn er Sicherheit und Freiheit seines Erwerbes innerhalb der menschlichen Gesellschaft

genießt und ein Vaterland gewonnen hat, er findet noch einen höheren Trieb in sich: Der göttliche Bestandteil seines Wesens, seine Seele, strebt nach höheren, unvergänglichen Gütern, nach der Nahrung des Geistes, nach der idealen Dreieit des Schönen, Wahren und Guten, entsprechend den drei Seiten seines Seelenlebens, Gemüt, Verstand und Wille. Das Gemüt erfreut sich im Anblick des Schönen, der Verstand sucht die Wahrheit zu erfassen, und der Wille trachtet das Gute zu erreichen. Das Schöne findet seine Darstellung in der Kunst, das Wahre ist das hohe Ziel der Wissenschaft, und das absolute, in sich selbst Gute zeigt uns die Religion. Deshalb sind Kunst, Wissenschaft und Religion die idealen Güter der Menschheit, welche uns über die Materie des Gemeinen emporheben und dem reinen, erhabenen, göttlichen Ziele näher führen, zu dem wir bestimmt sind. Wie aber Seele und Leib ein einheitliches Wesen bilden, und eines nicht ohne das andere thätig ist, wie nie der eine Teil unbekümmert um den andern seinen Zweck verfolgt, so sollen auch diese idealen Güter nicht abgesondert von den andern Gütern des Lebens wie auf einer fernen, einsamen Insel des Oceans ein abgeschlossenes Dasein führen, sondern sie sollen mitten im praktischen Leben gedeihen, sollen auf Staat, Schule und Familie segensreich zurückwirken, sollen sogar die Bemühungen um die zeitlichen Güter vervollkommen und verschönern und der sozialen Ordnung feste Fundamente und höhere Zwecke verleihen. Auf diese Weise werden sie zu mächtigen Hebeln der Kultur, zu starken Triebkräften des Fortschritts; auf diese Weise verschönern, erleichtern und veredeln sie das gesellige Zusammenleben der Menschen. Ohne sie würde Stillstand, Rückgang, Auflösung und Barbarei eintreten. Darum haben auch diese idealen Güter eine zweifache Richtung, die eine nach unten, welche die Verbindung mit den irdischen Gütern sucht, die andere nach oben, welche uns in das Reich der Ideen und zu Gott führt.

So findet, wer ein Auge hat, im alltäglichen praktischen Leben den Widerschein der Kunst in tausendfacher Form. Der Schönheitssinn, das Geschenk der Kunst, wird in allen Beziehungen des Daseins sichtbar, der Geschmack kultiviert die äußere Form des Lebens. Die vervollkommnete Art und Weise, wie der Mensch sich nährt, wie er sich kleidet, wie er seine Wohnung gestaltet, wie er spricht, geht und sich bewegt, ist ein Gradmesser der Kultur. Dies ist der praktische Einfluss der Kunst. Ihr eigentliches Wesen aber ist geistiger Natur geradeso wie ihre Ziele. Sie ist eine That, eine Veräußerlichung der Seele und wirkt auch auf die Seele. Sie erregt das Gemüt des Beschauers, weckt in demselben edle, erhabene, heilige Empfindungen und schafft ein wirksames Gegenwicht gegen die gemeinen tierischen Empfindungen und Strebungen des Körpers. Und da das Gefühl unser Wollen und Thun am stärksten beeinflusst, so ist der politische und erzieherische Wert der Kunst hoch anzuschlagen; denn edle, hohe, heilige Begeisterung kann Wunderthaten verrichten. Von allen den schönen Künsten nun, den bildenden einerseits, die durch das Auge ihren Weg zum Geiste nehmen und den redenden andererseits, die



durch das Gehör in unser Inneres dringen, ist die Poesie die schönste doch, die Mutter und Gebieterin, die *πόινα μήνηρ* der übrigen. Mit musikalischem Wohlklang und Rhythmus erfreut sie das Gehör, plastische Gestalten und architektonische Schöpfungen zaubert die Phantasie hervor, farbenreiche Bilder entrollt sie vor dem geistigen Blick. Ihr Reich ist das weiteste, ihr Können ist fast unbeschränkt, sie schwingt sich hoch hinauf bis an den Thron des Allerhöchsten und steigt wieder durch alle Schichten des unendlichen Raumes in die Tiefen der Hölle hinab, sie wandelt über den Erdball, über Berge und Thäler, durch Wald und Heide und auch bei den Menschen kehrt sie ein. Sie spricht zum einzelnen und singt ihm von Lenz und Liebe, von seliger, goldener Zeit, von all dem Schönen und Süßen, was Menschenbrust erfreut. Sie tritt auch hinein ins Vaterland und singt allen von Freiheit, Männerwürde, Treue und Heiligkeit. Und steigt dann ins Reich der Ideen hinauf zu allem Hohen, was Menschenbrust erhebt. Die Poesie ist ferner die deutlichste und verständlichste von allen Künsten. Denn der Stoff und die Form, in die sie sich kleidet, die Sprache nämlich, ist des Menschen eigenster Besitz, sie Inhalt und Bewegung unseres eigenen Geistes. Deshalb findet die Poesie den unmittelbarsten Widerhall in unserem Herzen. In der Tiefe des Gemütes haften die Wurzeln der That. Wo man also Thaten hervorbringen will, müssen Impulse auf das Gemüt einwirken. Die Erziehung beginne also mit der Bildung des Gemütes, mit der ästhetischen Gestaltung der Gedankenkreise. Wie weit die anderen Künste in der Jugend-erziehung herbeizuziehen sind, wird weiter unten angedeutet werden.

Das zweite der idealen Güter, das unseren Verstand beschäftigt, ist die Wissenschaft, welche die Wahrheit sucht. Auch sie hat, wie die Kunst, eine doppelte Richtung, einerseits nach dem praktischen Leben, andererseits nach den Ideen. Die Wissenschaften sind einerseits befruchtende Kanäle, welche alle Schichten des Volkes durchziehen und allen praktischen Berufsarten ihre Erfindungen zuführen. Indem sie die Tüchtigkeit des Menschen in seinem praktischen Berufe fördern, sind sie die eigentlichen Impulse des Fortschritts und der Kultur. Während nämlich die Kunst auf die Form des praktischen Lebens umgestaltend wirkt, ändert die Wissenschaft den Inhalt desselben, indem sie mit ihren Erfindungen die Produktionskraft erhöht und auf neue Gebiete leitet. Sie verbessert die Geräte des Ackerbaues, baut dem Gewerbe sinnreiche Maschinen, schafft dem Handel neue Bewegungsformen, gibt dem Soldaten furchtbare Waffen und heilt den Körper von Krankheiten, stellt überhaupt die Kräfte der Natur in den Dienst der Menschheit, den Dampf und auch den elektrischen Funken. Doch nicht bloß das materielle Leben beherrscht die Wissenschaft, sie wirkt auch aufklärend, läuternd und umgestaltend auf das politisch-soziale Zusammenleben. Sie bietet den Regierenden die rechten Grundsätze und Regeln des Herrschens dar. Sie gewinnt aus den Thaten der Vergangenheit einen reichen Schatz der Belehrung für die Gegenwart. Sie hält den geschichtlichen Zusammenhang des Volkes mit sich selber aufrecht und bietet ihm die Richtschnur nach den

kommenden Zielen seiner Entwicklung. Das eigentliche Wesen der Wissenschaft aber ist geistiger Art. Denn sie sucht das immaterielle Gesetz in der tausendfachen Mannigfaltigkeit des Stoffes, sie sucht das Ruhende und Bleibende in der Flucht der Erscheinungen. Sie konstruiert ein System von Begriffen, Gesetzen und leitenden Ideen, welche die Materie durchdringen und beleben, wie der Menscheng Geist den Körper. Sie sucht das Wahre, Unvergängliche und Ewige in der Geschichte der Menschen und damit nähert sie sich immer mehr der ewigen Wahrheit, die Gott selbst ist. Auch in dieses Reich des Wissens und der Wahrheit muß der allgemein Gebildete eindringen; wie weit jedoch und in welcher Weise soll unten näher erörtert werden.

Das höchste endlich der idealen Güter ist die Religion, welche uns das ewige und absolute Gute bringen will. Sie soll noch weniger als Kunst und Wissenschaft vom praktischen Leben sich trennen, sie soll vielmehr das ganze Denken und Thun der Menschen durchdringen und ihm Stetigkeit, Festigkeit und Richtung verleihen. Sie soll dem geschäftlichen Verkehr der Welt den Stempel der Güte d. h. der Offenheit, Gerechtigkeit und Ehrlichkeit aufdrücken; sie soll dem staatlichen Verbands der Menschen sittlichen Halt verleihen, indem sie zur Gerechtigkeit und Pflicht auffordert um des göttlichen Gesetzes willen. Sie soll selbst die beiden anderen idealen Güter, Kunst und Wissenschaft, vor Irrwegen bewahren, indem sie ihnen stets das Ideal des Guten vorhält, mit dem wirklich Schönes und Wahres nicht im Widerspruche stehen darf. Diese umfassende Bedeutung der Religion fordert laut und eindringlich eine gründliche Einführung in ihre Lehren, Anschauungen, Grundsätze und Bestrebungen. Im Rahmen der allgemeinen Bildung darf sie also nie und nimmer fehlen.

So haben wir Umfang und Inhalt jener Gebiete bestimmt und abgegrenzt, welche der allgemeinen Bildung angehören müssen: Verständiges Erfassen der umgebenden Natur, welche zugleich die Grundlage für die materielle Existenz des Menschen bildet. Vernünftige und liebevolle Auffassung der menschlichen Gesellschaft, Begeisterung und endlich übersichtliches Verständnis für die idealen Güter der Menschheit, die ihr letztes Ziel und endliche Beglückung in Gott findet, welcher Anfang und Ende alles Bestehenden ist.

### III. Mitteilung der allgemeinen Bildung.

Die in der Kulturentwicklung der Menschheit ausgeprägten Güter, Kenntnisse und Bestrebungen bilden in breitester Ausdehnung den objektiv gegebenen Stoff, aus dem die persönlich anzuregende allgemeine Bildung gezogen werden muß. Denn die Kulturgüter sind aus dem Wesen und dem Bedürfnis der menschlichen Natur hervorgegangen und sind also auch die natürlichste Nahrung für die nachwachsenden Geschlechter, indem sie dieselben nicht bloß stärkt und vorbereitet für die Uebnahme und Fortsetzung der überkommenen Kultur, sondern auch in allen ihren körperlichen und geistigen Bedürfnissen zu befriedigen vermag. Sie stellen in ihrer Gesamtheit

und Reinheit ein Ideal der Humanität vor Augen, welches das endliche Ziel der allgemeinen Bildung werden soll.

Bevor wir aber der Frage näher treten, wie dieser reiche Bildungsstoff der Jugend mitgeteilt werden soll, müssen wir eine Vorbetrachtung anstellen. Vor allem ist nämlich der Zweck der Aneignung für die Menge und die Art des auszuwählenden Lehrstoffes maßgebend. Wir müssen den Begriff der Bildung von jenem der Wissenschaft trennen. Die Mittelschule will Bildung und nicht Wissenschaft erzeugen. Der Kulturstoff liegt uns in verschiedener Gestalt vor. Auf der einen Seite rohe Empirie der arbeitenden Menschen, auf der anderen Seite wissenschaftliche Systematisierung und Begründung. Die Bildung ist weder das eine noch das andere, sie ist vielmehr ein neues Produkt, das in der Schule erarbeitet werden muß. Sie entsteht durch eine Mischung, indem man von der Empirie die Anschauung und von der Wissenschaft das Verständnis d. h. den Zusammenhang und die Begründung zusammengießt. Ausgeschlossen ist also technische Gewandtheit und systematische Vollständigkeit. Daraus folgt unmittelbar, daß für die allgemeine Bildung eine weise Beschränkung des aufgehäuften Bildungsstoffes einzutreten hat, indem nur das Notwendige und Beste, das Mustergiltige und Vorbildliche auszuwählen ist. Mit der technischen Fertigkeit und der systematischen Vollständigkeit ist die Berufsbildung von der allgemeinen Bildung ferngehalten. Denn die mannigfache Berufsbildung hat es abgesehen auf die Praxis des Lebens, auf das Hervorbringen von Gütern der leiblichen sowohl als auch der sozialen und geistigen. Diese Ausbildung wird auf Fachschulen erreicht für den Ackerbau, das Gewerbe und den Handel, für Beamte, Militärs und Lehrer, für Künstler, Gelehrte und Geistliche, auf Ackerbau- und Handelsschulen, auf Akademien und Universitäten. Ihr Ziel ist die technische Fertigkeit und wissenschaftliche Vollständigkeit. Die Bildung der Mittelschule dagegen ist nur Anschauung, übersichtliche Erkenntnis des Kulturlebens, sie ist Orientierung in dem weiten Gebiete der Menschenthätigkeit. Die allgemeine Bildung schwebt gleichsam über dem Getriebe der Welt und gewinnt von hoher Warte aus Einblick, Überblick und Urteil über das Ganze; sie atmet im Allgemeinen (Begriffen, Gesetzen, Ideen) und sieht unter sich das einzelne Besondere. Hier ist sie am meisten der Philosophie verwandt. Erst nach Absolvierung der Mittelschule steigt sie herab in das einzelne Gebiet der Berufsthätigkeit, wo der einzelne im Comptoir, im Bureau, in der Schule, im Atelier, in der Studierstube und auf der Kanzel seine individuelle Kraft in einer bestimmten Richtung anwendet, wo die übrige Welt größtenteils seinen Blicken entwindet. Daß er nun hier in seiner begrenzten Berufsthätigkeit das große Ganze nicht vergißt, vielmehr sein Ich geschickt in das Getriebe der großen Maschine einsetzen kann, daß er seine Bestimmung und seine Pflichten nicht mit egoistischer Kurzsichtigkeit auffaßt, sondern auf die Allgemeinheit bezieht und das Ganze von

seinem Standpunkt aus zu fördern weiß, das bezweckt vorzugsweise die allgemeine Bildung.

Also Anschauung und Verständnis des Kulturlebens der Menschheit. Es wäre eine Einseitigkeit und eine Mangelhaftigkeit der allgemeinen Bildung, wollte sie sich nur auf die Kultur des eigenen Volkes beschränken: jedenfalls darf die höhere allgemeine Bildung, welche die Mittelschule vermitteln will, diesen Mangel nicht an sich tragen. Es würde durch die Vernachlässigung anderer Nationen manche Erscheinung des eigenen Kulturlebens unverständlich, ferner wäre das Urteil über den Fortschritt wegen des mangelnden Vergleichs erschwert und manche Errungenschaft der fremden Nation ginge zu unserem Schaden verloren. In der allgemeinen Bildung muß und kann sich neben einem kräftigen Nationalbewußtsein auch ein aufgeklärter Kosmopolitismus entwickeln.

Nachdem nun Umfang, Inhalt und Ziel der allgemeinen Bildung gefunden sind, muß die Forderung aufgestellt werden, daß die Lehrfächer des Gymnasiums einen Überblick und ein Verständnis des Kulturlebens ermöglichen und eine Weltanschauung gewähren, die in Gott, Mensch und Natur einen geordneten Zusammenhang erkennt. Diese allgemeine Bildung soll nach unserer Schulordnung in einem höheren Grade erworben werden. Diese höhere Auffassung besteht, wie oben schon angedeutet, darin, daß neben der anschaulichen Betrachtung eine gewisse wissenschaftliche Vertiefung stattfindet, welche zwar systematische Vollständigkeit vermeidet, dagegen in dem ausgewählten Stoff den inneren kausalen Zusammenhang, die herrschenden Gesetze und leitenden Ideen aufzusuchen strebt. Also Anschauung, Übersicht und Zusammenhang sind die methodischen Hauptregeln des Gymnasialunterrichtes.

Welche Lehrfächer des humanistischen Gymnasiums gewähren eine solche anschauliche und zusammenhängende Uebersicht über das Kulturleben der Menschheit? Welche Fächer machen mit der Natur, welche mit dem Menschen und welche mit Gott bekannt? Die Kenntnis der Natur vermitteln Naturgeschichte, Physik und Geographie. Indem wir aber Naturkenntnis ins Bereich der menschlichen Kulturentwicklung ziehen, sagen wir: diese drei Unterrichtsfächer sind geeignet, einen Einblick in das materielle Leben des Menschen zu gewähren. Die Naturgeschichte vermittelt die objektive Anschauung der Naturgegenstände, auf welche sich das Interesse des Menschen bezieht. Die Physik lehrt die Gesetze kennen, welchen die Naturerscheinungen unterworfen sind. Sie gibt wissenschaftliche Erkenntnis des inneren Zusammenhangs. Dadurch wird die Beschäftigung mit der Natur erst zur Bildung. Jetzt erst findet die Natur ein Verständnis beim Menschen und ist kein bloßes Rätsel mehr. Eine Ergänzung dazu bringt die mathematische Geographie, welche uns aufklärt über das Verhältnis unserer Erde zum Weltganzen und über ihre eigenen Gesamtdimensionen. Die eigentliche Geographie endlich als Länderbeschreibung bringt in nächste Berührung mit dem Menschen und seiner materiellen Existenz. Sie ist es, die uns Aufschlüsse er-

erteilen muß über die materiellen Güter der Menschen, über Ackerbau, Gewerbe und Handel, über die Wechselbeziehungen zwischen Land und Leuten, über den Wohlstand und die Wirtschaft der Völker. Die Erde ist aber nicht bloß der Nährboden des Menschengeschlechtes, sie ist auch das „Erziehungshaus“ desselben. Und damit greift die Geographie in das soziale Gebiet hinüber und vereinigt sich mit der Geschichte. Zugleich wirken Naturgeschichte und Physik zusammen zu einer wissenschaftlicheren Auffassung der Geographie. Auch in das Gebiet der idealen Weltanschauung reicht die Geographie hinein, indem die Schönheit, Pracht und Größe der Natur unsere Bewunderung hervorruft und an den allweisen und mächtigen Schöpfer erinnert, von dem die sichtbare Welt eine Offenbarung ist. Nach allen diesen Richtungen betrachtet ist die Geographie in den engsten Zusammenhang mit den sonstigen Interessen des Menschen gebracht, so daß sie ein notwendiges und fruchtbares Glied der allgemeinen Bildung wird.

Die Geographie ist ferner die Vorläuferin und Begleiterin der Geschichte. Diese soll ebenfalls vielseitig sich gestalten und sowohl mittels der Geographie die Einflüsse des Bodens auf die Thätigkeit und die Entwicklung der Völker hervorheben, als auch hauptsächlich die Bestrebungen der Menschen um die sozialen Güter der staatlichen Ordnung, Freiheit und Sicherheit klar machen, den inneren kausalen Zusammenhang der Thaten aufdecken und endlich die höhere, göttliche Fügung in den Schicksalen der Menschheit zur Kenntnis bringen. Wenn auch die Geschichte vorzugsweise das politisch-soziale Gebiet behandelt, so berührt sie doch auch die materiellen und idealen Interessenssphären der Menschheit, sie ist nicht bloß Staaten-geschichte, sondern auch Kulturgeschichte.

Die höhere Bildung verlangt aber sicherlich, daß das Geschichtsstudium sich nicht beschränkt auf eine einzelne Nation, daß es vielmehr das Ganze zu umfassen strebt, daß es zur Geschichte der Menschheit wird. Gerade die Betrachtung verschiedener Nationen vertieft und vervollkommnet die geschichtliche Erkenntnis. Vor allem gewinnt man das unschätzbare Mittel des Vergleichs, andererseits werden die Einflüsse klar, die von einem Volk auf das andere übergegangen sind. Ein wissenschaftlicher Betrieb der Geschichte kann auf diese Allgemeinheit der Betrachtung nicht verzichten. Eine Konsequenz dieses Bestrebens ist die Forderung der einschlägigen Sprach- und Literaturkenntnis. Denn die soziale Entwicklung und die Kultur der Völker ist hauptsächlich in seiner Sprache und Literatur niedergelegt. Die Überlieferung der Sprache und Literatur ist also neben den Denkmälern der Kunst und der Technik die Hauptquelle der Geschichte.

Welche Zeiten und Völker sind aber zum historischen Vergleich zusammenzustellen? Solche Zeiten, die mit den unseren in einem kausalen oder kontinuierlichen Zusammenhange stehen, von denen wir nur eine Fortsetzung sind; ferner solche Völker, die in ihrer Kultur-entwicklung Großes und Vorbildliches geleistet haben für alle kommenden Zeiten. Die Wissenschaft der Weltgeschichte führt uns drei bedeutende, innerlich zusammenhängende Kulturepochen vor in der Dar-

stellung der hellenischen, römischen und germanischen Entwicklungsgeschichte. In dieser Ausdehnung ist die Weltgeschichte nichts anderes als europäische Völkergeschichte. Der Begriff der Weltgeschichte ist aber damit noch nicht erschöpft. Es haben sich vielmehr noch weitere Kreise und Völker angeschlossen infolge der Entdeckung und Erforschung neuer Länder und infolge der vervollkommenen Sprachwissenschaft. So bildeten sich Ansätze nach vorne in die früher dunklen Gebiete der asiatischen und ägyptischen Vorzeit und Ansätze nach rückwärts in die neu entdeckten und neu bevölkerten Erdteile. Da aber diese neu gewonnenen Zeiten der Geschichte das Leben der europäischen Völker und ihre Kultur nicht nahe genug berühren, darf es genügen, von diesen neuen Errungenschaften kurz Kenntnis zu nehmen. Dagegen ist es für die höhere allgemeine Bildung unerlässlich mit der Entwicklung der europäischen Kulturvölker wissenschaftlich vertraut zu sein. Also Griechisch, Römisch und Germanisch sind drei einander ablösende und geistig verflochtene Kulturepochen, deren Beschaffenheit, Zusammenhang und gegenseitige Beeinflussung dem allgemein Gebildeten übersichtlich und wissenschaftlich bekannt sein muß. Wo einer dieser drei Teile fehlt, ist die allgemeine Bildung unvollständig und zeigt eine klaffende Lücke. Denn diese drei Epochen haben nicht einen zufälligen zeitlichen, sondern einen organischen Zusammenhang, indem ein Volk dem andern seine erreichte Kultur mitteilte, die von dem zweiten und dritten weiter entwickelt und ergänzt wurde. Die Hellenen haben vorzugsweise die idealen Güter der Menschheit Kunst, Wissenschaft und Religion zur Blüte gebracht, darauf beruht hauptsächlich ihre welthistorische Bedeutung. Diese Schätze sind zunächst den Römern zu gute gekommen, welche sie durch eine neue, eigenartige Zuthat erweiterten, indem sie, was den Griechen mangelte, die sozial-politische Organisation der Menschen ausbildeten, wodurch sie den kommenden Zeiten vorbildlich geworden sind. Die Germanen endlich haben sowohl die römische Staatsklugheit als auch die griechische Idealität als Erbgut übernommen und durch ein drittes Eigenartiges ergänzt, was die beiden vorausgehenden Kulturvölker nicht in diesem Grade besaßen. Die germanische Kulturperiode hat nämlich durch Vervollkommenung der leiblichen Güter, durch Hebung der Landwirtschaft, der Industrie und des Handels den Kreis der Kulturgüter erschöpft und hat in dieser Beziehung das ganze Altertum übertroffen. Idealität, Politik und Realität folgen so aufeinander und ergänzen sich zur vollen Humanität; denn leibliche, sozial-politische und geistige Güter machen den vollen Kulturbesitz des Menschen aus. Die Germanen haben sich also von den Hellenen die Idealität, von den Römern die soziale Bildung angeeignet, dann erst trat der eigene, selbständige Geist hervor in der Erforschung alles Realen. Durchforschung des Erdballs und Entwicklung der Naturwissenschaften hatten eine außerordentliche Förderung der materiellen Güter zur Folge.

Da es nun, wie oben gezeigt, überhaupt Aufgabe der höheren allgemeinen Bildung ist, eine wissenschaftliche Anschauung

der Kulturentwicklung zu besitzen, so sieht das humanistische Gymnasium mit vollem Rechte in der unmittelbaren Erkenntnis griechischer, römischer und germanischer Kultur d. h. der eigentümlichen Vorzüge dieser Völker, der griechischen Idealität, der römischen Politik und des bei den Germanen zusammengefaßten Ganzen den Mittelpunkt seines Unterrichtes in der Zusammenstellung von Deutsch, Latein und Griechisch. Das Geschichtsstudium erweitert sich also am humanistischen Gymnasium als Klassikerlektüre in ein Kulturstudium des Altertums und der Neuzeit. Und da die wertvollen Leistungen der Antike einerseits in politischen, andererseits in idealen Bestrebungen liegen, so gewinnt auch der Unterricht des humanistischen Gymnasiums eine ganz entschiedene Richtung zum Idealen, welches ein erwünschtes Gegengewicht zum modernen Realismus der Naturwissenschaften bildet.

Die unmittelbare, wissenschaftliche Erkenntnis antiker Kultur erfordert aber auch das Verständnis der antiken Sprachen, in deren Literatur die Entwicklung des griechischen und römischen Altertums hauptsächlich niedergelegt ist. Daraus ergibt sich unmittelbar auch das richtige Verhältnis des Sprachunterrichts zum Zweck des Gymnasiums. Es ist zunächst nur ein Mittel zur Erkenntnis der antiken Kultur. Aus Übersetzungen den Geist des Altertums kennen lernen zu wollen ist ein Widerspruch mit dem Begriff der höheren allgemeinen Bildung, welche unmittelbare, wissenschaftliche Anschauung verlangt. Die Erkenntnis also der gegenwärtigen Kultur, sowie des organisch damit zusammenhängenden römischen und griechischen Altertums verlangt eine ausgebreitete Lektüre deutscher, römischer und griechischer Klassiker. Die Literatur vermittelt uns nämlich die Nachrichten über die staatlich-soziale Entwicklung der Völker, über ihre Bestrebungen in der Gesetzgebung, ihre Leistungen im Krieg, ihre Grundsätze in der Erziehung, über ihre Gewohnheiten in der Führung des Lebens. Sie vermittelt uns ferner die Erzeugnisse der Völker in Poesie und Wissenschaft und ihre religiösen Anschauungen. Nicht genügend freilich vermag die Literatur über die Produkte bildender Kunst zu orientieren. Hier müssen wir zu einem Ersatz oder vielmehr zu einer Ergänzung der Literatur unsere Zuflucht nehmen. Die Schöpfungen der Baukunst, Plastik und Malerei sind in Abbildungen oder in Wirklichkeit den Schülern zur Anschauung zu bringen.

Während uns die Literatur mit den sozialen und idealen Bestrebungen der Nationen vertraut macht, führen uns Naturlehre, Physik und Geographie ins materielle Leben ein. Sie zeigen uns, auf welchem Grund die Menschheit steht, wie sie die Erzeugnisse der Natur benützt und sich ihre Kräfte dienstbar macht zur Hervorbringung der materiellen Güter, zur Erleichterung des irdischen Daseins. Darum ist auch die Ergänzung der Geographie durch Physik und Naturlehre eine einsichtsvolle Neuerung im Lehrplan des humanistischen Gymnasiums. Diese drei Fächer können eine der höheren allgemeinen Bildung entsprechende übersichtliche Erkenntnis der Natur bieten, indem sie sich ebenso sehr von systematischer Vollständigkeit fernhalten

als sie sich bestreben, die durchgreifenden allgemeinen Gesetze zu entwickeln.

Es entsteht nun noch die Frage, in wie weit die Kulturen der andern mit uns gleichzeitig lebenden Völker Europas Gegenstand des Gymnasialunterrichtes werden sollen. Die allgemeine Bildung scheint zu verlangen, daß wir auch die hochentwickelten Kulturvölker Europas zur Vergleichung mit unserer Kultur heranziehen. Die Konsequenz dieser Forderung wäre, daß wir auch ihre Sprachen kennen lernen, nämlich Französisch, Englisch, Italienisch, Spanisch, Russisch, Schwedisch, Dänisch etc. Abgesehen aber davon, daß diese Aufgabe die Kräfte der Jugend übersteigen würde, kommt noch die Erwägung dazu, daß die gegenwärtigen Völker Europas infolge des ununterbrochenen internationalen geistigen und kommerziellen Verkehrs eine solche Gleichmäßigkeit der Kulturleistungen erreicht haben, daß die Kenntnis der vaterländischen Kultur uns auch schon eine Vorahnung von der Thätigkeit der anderen geben kann. Doch bleibt immerhin der Vergleich ein hochbedeutsames Förderungsmittel der eigenen Leistungsfähigkeit. Da aber ein so ausgedehnter Vergleich unmöglich ist, so hat sich das humanistische Gymnasium auf die Literatur derjenigen Völker beschränkt, die mit der unseren historisch in nächster Beziehung stehen. Es ist zunächst Französisch und in zweiter Linie Englisch und Italienisch ausgewählt. Im Englischen und Italienischen ist, weil der Unterricht nur fakultativ ist, kaum etwas mehr als Kenntnis der Sprachformen und einige Fertigkeit im Lesen zu erreichen. Eine Vertiefung in die französische Literatur ist eher ermöglicht wegen des eingeführten obligatorischen Zwangs und der größeren Stundenzahl. Doch scheint auch hier der Gewinn für die allgemeine Bildung gering zu sein, da eben der Kulturunterschied der modernen Nationen zu wenig zur Kritik und Vergleichung herausfordert. Deshalb macht sich auch die Tendenz geltend, das Französische nicht sowohl vom Standpunkt der allgemeinen Bildung aus zu würdigen als vielmehr vom praktisch-nützlichen Gesichtspunkte aus. Und in der That ist die Kenntnis und die Fertigkeit in der französischen Sprache vom beruflichen Standpunkt aus höchst schätzenswert. Der Gewerbetreibende, der Kaufmann, der Offizier, der Staatsmann und der Gelehrte wissen diese Fertigkeit hoch anzuschlagen. Eine dritte Art des Betriebs dieser Sprache als sprachlich-logische Bildung wird an unseren Gymnasien nicht aufkommen können, da diese Aufgabe im eminenten Sinne dem Lateinischen angewiesen ist. Deshalb wird das Französische an den humanistischen Gymnasien nie eine hervorragende Bedeutung beanspruchen können.

Das Kulturstudium der Völker hat uns bisher bekannt gemacht mit den materiellen, sozial-politischen und idealen Interessen, welche die Humanität begründen. Von den letzteren ist aber eines noch nicht hervorgehoben worden. Über Kunst und Wissenschaft steht nämlich als höchstes Interesse die Religion. Auch dieses hohe Gut war, bevor es eine göttliche Offenbarung gab, ein Gegenstand der menschlichen Kulturentwicklung von der höchsten Bedeutung. Und es bleibt



für das humanistische Gymnasium ein höchst anziehender Gegenstand, die Entwicklung der griechischen und römischen Mythologie im Verhältnis zur christlichen Offenbarung kennen zu lernen. Interessant ist das Suchen und Forschen der Zeiten und Völker nach dem Inhalte des jenseitigen Lebens, nach der wahren Idee von Gott und seinem Verhältnis zum Menschen. So fällt auch am humanistischen Gymnasium die Religion unter den Gesichtspunkt der Kulturentwicklung der Völker. Die Religion Christi hat jedoch die Vollendung und Erfüllung gebracht, nach der sich Jahrtausende gesehnt haben. Und von nun an hat Religion den praktischen Gesichtspunkt anzunehmen, wie sie nämlich das Leben, die Gesinnungen und Thaten der Menschen zu beeinflussen und ihnen den Weg zur Ewigkeit zu zeigen hat.

Was bisher gelehrt und gelernt werden sollte, war die Aufnahme von Thatsachen, war die Aneignung von Kenntnissen. Nun aber darf dieser Schatz von Wissen kein toter Reichtum sein, er muß auch produziert, muß in Worte und Thaten umgesetzt werden. Es müssen also noch die Produktionskräfte, die Fertigkeiten dazu gewonnen werden. Es müssen dem jungen Menschen Formen zur Verfügung gegeben werden, mit denen er sein Wissen offenbaren kann; denn erst durch das Offenbare zeigt er seine Bildung und befestigt sie. Um diese Geisteskraft zu entwickeln hat das humanistische Gymnasium von den Künsten Musik und Zeichen und von den Wissenschaften Grammatik und Mathematik und die religiösen Übungen zu Hilfe genommen, um den drei Seiten der geistigen Interessen dem Schönen, Wahren und Guten zu genügen. Die umfassendste Produktionskraft aber, die alle Gebiete beherrschen soll, und die der eigentliche Ausdruck der allgemeinen Bildung sein muß, ist der deutsche Aufsatz.

Nachdem der Schüler in der poetischen Literatur und den zur Anschauung vorgestellten Kunstwerken eine Empfindung des Schönen gewonnen hat, soll er dasselbe auch produktiv darzustellen suchen im Reden, Schreiben, Deklamieren, Singen und Zeichnen. Er soll sich gehoben und begeistert fühlen im Vortrag poetischer Schöpfungen, soll mit Wärme die harmonische Schönheit der Lieder empfinden. Sein Gemüt soll für das Schöne sich öffnen. Grammatik und Mathematik dagegen wollen ihn befähigen, sein Wissen nach logischen Gesetzen, nach richtigen Urteilen zu produzieren und ihn an die strenge, dem Inhalte des Gedankens adäquate Form gewöhnen. Sie sollen ihn zur logischen Strenge und Wahrheitsliebe führen. Die Grammatik soll ihn befähigen, mit kritischem Ernste fremden Gedanken auf den eigentlichen Grund zu sehen, und die Mathematik ihn gewöhnen, mit Folgerichtigkeit seine Gedanken zu entwickeln. Die Religion ferner soll seine sittliche Tüchtigkeit befestigen. Sie soll seinen Willen an feste Grundsätze fesseln, die sie seinem Gewissen eingepflanzt hat. Die Bildung des Gewissens ist das praktische Ziel des Religionsunterrichtes. Glänzend freilich hat sie erst ihren praktischen Einfluß geübt, wenn sie sich noch die Überzeugung des Verstandes und die Wärme des Gefühls hinzu erobert hat. Dann besitzt und beherrscht sie den ganzen Menschen. Das ist dann der sittlich tüchtige Jüngling.

Über das Ganze der allgemeinen Bildung erstreckt sich jedoch nichts so sehr als der deutsche Aufsatz. Er ist die Blüte des Unterrichts. Der deutsche Unterricht mit den Aufsatzübungen hat nicht blofs die Aufgabe, eine korrekte, fließende und geschmackvolle Ausdrucksweise in der Muttersprache zu erzielen, sondern besonders den in den Geist allmählich und vielleicht zerstreut aufgenommenen Wissensstoff nach wertvollen Gesichtspunkten zu ordnen und zu gruppieren und infolge dieser Ordnung zum übersichtlichen, klaren und bleibenden Besitz des Geistes zu machen. Er hat die Aufgabe, jenes einheitliche Bewußtsein des Geistes zu erzeugen, welches bei dem Besonderen stets das Ganze überschauen kann. Er hat die Aufgabe, jene Ordnung und jenen Zusammenhang im Innern des Menschen herzustellen, welcher ein Abbild vom Zusammenhang Gottes und der Welt genannt werden kann. Der deutsche Aufsatz ist der Konzentrationspunkt des gesamten Unterrichtsstoffes. Die Aufsatzübungen müssen daher alle Unterrichtsgebiete berühren und sie in Beziehung zu einander bringen. Sie sollen genommen sein aus dem Bereiche der Natur und der materiellen Güter der Menschen, aus dem sozial-politischen Gebiete, sowie aus dem Reich des Idealen. Zusammenfassende Darstellungen, die sich über alle Güter und Bestrebungen der Menschen erstrecken, gehören in den Bereich der Kultur und Humanität. Dies kann in der Charakteristik eines Volkes oder eines einzelnen Mannes zum Ausdruck kommen. So wird der deutsche Aufsatz zu einer wahrhaft philosophischen Disziplin, welche die richtige Weltanschauung vermittelt, so daß der ins Leben hinaustretende Jüngling nicht blofs eine klare Übersicht über die Welt und die Güter des Lebens hat, sondern auch jedem Ding und jeder Erscheinung des Lebens den rechten Platz anweisen und sie ihrem wahren Werte nach bestimmen kann. Diese Sicherheit der Weltanschauung und des Urteils ist der höchste Ausdruck der allgemeinen Bildung. Und darauf beruht, was die Schulordnung verlangt, die Selbständigkeit im Denken und die Tüchtigkeit im sittlichen Handeln.

Würzburg.

J. Nusser.

---

### Zu Lucanus.

Der neueste Herausgeber des Epos über den Bürgerkrieg (vgl. diese Blätter XXIX [1893] 521 f.) erklärt in der Vorrede: „omnes fere emendationes et priorum et meas ipsius in apparatusum criticum remisit“ (p. XXVIII). Aus dieser lobenswerten Zurückhaltung ist er bei dem nach der einstimmigen Überlieferung „vultusque exanimis oculosque in morte minaces“ lautenden Verse II 26 herausgetreten, indem er zwar die Vermutungen von Bentley („natantes“) und Grotius („iacentes“) „unter den Strich“ verwies, aber seine eigene oder vielmehr Oudendorps (vgl. p. XXXIII) Conjekture „micantes“ in den Text aufnahm. Er hat dabei übersehen, daß ein Nachahmer Lucans seine schützende Hand über das handschriftliche „minaces“ hält. Schon

Petschenig hat zu Paulinus Petricordiae vita Martini I 380 ‚lumina torva nimis vultumque in morte minacem‘ den vorbildlichen Lucanvers beigeschrieben (Poetae christiani minores I p. 170).

### Das Evangelium und die Apokalypse des Petrus.

Da von den drei neuen griechischen Texten, welche U. Bouriant in den ‚mémoires publiés par les membres de la mission archéologique Française au Caire‘, tom. IX. fasc. 1 (1892) aus einem zu Akhmim (Panopolis) in Oberägypten gefundenen Pergamentcodex<sup>1)</sup> herausgegeben hat, in diesen Blättern noch nicht die Rede war, so glaube ich im Interesse der Leser zu handeln, wenn ich die Anzeige des mir von der Redaktion zugestellten Buches von Albrecht Dieterich „Nekyia. Beiträge zur Erklärung der neuentdeckten Petrusapokalypse (Leipzig 1893. Teubner. VI 238 S. 8<sup>o</sup>) in eine kurze Orientierung über den für Philologen und wissenschaftlich gebildete Theologen gleich erfreulichen und aufschlußreichen Fund verflechte.

Sehr rasch kann ich über die neuen griechischen Bruchstücke des Henochbuches, von dem wir bisher nur eine aus dem Griechischen geflossene äthiopische Übersetzung und einige durch den byzantinischen Chronisten Georgios Synkellos aufbewahrte griechische Fragmente besaßen, hinweggehen. Dieselben dienen nicht nur an zahlreichen Stellen zur Verbesserung der äthiopischen Version, die ihrerseits — man möchte sagen aus Dankbarkeit — mehrfach die Handhabe zur Emendation des griechischen Textes bietet, sondern liefern auch eine glänzende Bestätigung der verbreiteten Annahme, daß die Urschrift des ohne Zweifel in Palästina entstandenen Henochbuches<sup>2)</sup> hebräisch oder wahrscheinlicher aramäisch war<sup>3)</sup>. Um die kritische Herstellung und Verwertung des von Bouriant „mit allen Fehlern der Handschrift, ohne Accente und Interpunktion“ abgedruckten griechischen Textes haben sich besonders zwei Gelehrte verdient gemacht, A. Dillmann<sup>4)</sup> in Berlin, der Herausgeber und Übersetzer der äthiopischen Fassung, und A. Lods<sup>5)</sup>, ein Schüler der protestantisch-

<sup>1)</sup> S. VIII.—IX. nach H. Omont, s. VIII. nach O. v. Gebhardt (jetzt in Gizeh).

<sup>2)</sup> Den Inhalt desselben bildet „eine Reihe von Offenbarungen, welche dem Henoch bei seinen Wanderungen durch Himmel und Erde und seinem Verkehr mit den himmlischen Geistern zu Teil wurden.“ (E. Schürer, Gesch. d. jüd. Volkes im Zeitalter Jesu Christi II 619).

<sup>3)</sup> Für die Übersetzung ins Hebräische, welche Lazarus Goldschmidt Berlin 1892 erscheinen ließ, konnten die neuen griechischen Fragmente leider nicht mehr herangezogen werden. Vgl. Schürer, Theol. Literaturzeitung 1893, 75.

<sup>4)</sup> „Über den neugefundenen griechischen Text des Henoch-Buches“ (Sitzungsberichte d. Berl. Akad. 1892, 1039 ff. und 1079 ff.). Vgl. Schürer, Theol. Literaturzeitung 1893, 74 f. und 292.

<sup>5)</sup> „Le livre d'Hénoch, fragments grecs, découverts à Akhmim (Haute Égypte), publiés avec les variantes du texte éthiopien, traduits et annotés“. Paris 1892. Vgl. Schürer a. a. O. 72 f. 187. [Neuerdings erschien: Charles, The Book of Enoch Oxford 1893. Vgl. Theol. Literaturblatt 1893, 572 f.]

theologischen Fakultät zu Paris. Dafs das Henochbuch auch in lateinischer Version existiert habe, hat Th. Zahn scharfsinnig aus einem Citate in der pseudo-cyprianischen Schrift ‚ad Novatianum‘ (c. 16 p. 67, 11 H.) erschlossen, und einige Monate nach der Veröffentlichung des Akhmimer Fundes konnte der rührige Engländer James in seinen ‚Apocrypha anecdota‘ (Cambridge 1893)<sup>1)</sup> p. 146 ff. ein Henoch c. 106, 1—18 umfassendes lateinisches Fragment mitteilen, welches er in einer dem achten Jahrhundert angehörenden Handschrift des Britischen Museums aufgefunden hatte.

Zu etwas längerem Verweilen nötigt uns das Bruchstück aus dem Evangelium des Petrus. Das wichtigste Zeugnis des christlichen Altertums über ein Schriftstück dieses Namens liegt in dem Schreiben des Bischofs Serapion von Antiochia vor, aus welchem Eusebius Kirchengeschichte VI 12 Mitteilungen macht<sup>2)</sup>. Wir erfahren aus demselben, dafs der genannte Bischof der Gemeinde zu Rhossos (Rhosos) in Syrien die Lektüre (schwerlich die liturgische Lesung) ‚*τοῦ λεγομένου κατὰ Πέτρον εὐαγγελίου*‘ gestattet habe, bis ihm zu Ohren gekommen, dafs „einige“ infolge dieser Lektüre ‚*εἰς ἐιεροδόξους διδασκαλίας*‘ verfallen seien. Erst dann habe er die fragliche Schrift einer genauen Prüfung unterzogen und sich dahin geäußert, dafs dieselbe zwar im allgemeinen dem rechten Glauben entspreche (ἐνόμην τὰ μὲν πλείονα τοῦ ὀρθοῦ λόγον τοῦ σωτήρος), aber einige Zusätze (τινὰ δὲ προσδιεταμμένα) enthalte, welche aus häretischen, näherhin doketischen Lehren geflossen seien. An einer zweiten Stelle des Eusebius (Kirchengesch. III 3, 2; vgl. Hieronym. de vir. ill. c. 1) erscheint ‚*τὸ κατ’ αὐτῶν* (d. h. Πέτρον) ὀνομασμένον εὐαγγέλιον‘ unter den ‚*οἷδ’ ὅλως ἐν καθολικαῖς παραδεδομένα*‘. Es unterliegt nun nicht dem geringsten Zweifel, dafs uns in dem Akhmimer Evangelienfragmente ein Teil dieses Buches wiedergeschenkt worden ist. Aus v. 60 ‚*ἐγὼ δὲ Σίμων Πέτρος* u. s. w.‘ geht hervor, dafs der ganze Bericht dem Petrus in den Mund gelegt ist, und die Bemerkung v. 10, dafs Jesus während der Kreuzigung geschwiegen habe ‚*ὡς μηδὲν (μηδένα) πόνον ἔχων*‘, sowie der zur Bezeichnung seines Todes gebrauchte Ausdruck ‚*ἀνελήθη*‘<sup>3)</sup> (v. 19) rechtfertigen die dogmatischen Bedenken des Serapion. Das Fragment beginnt mitten im Passionsberichte mit den Worten „Von den Juden aber wusch sich keiner die Hände, auch Herodes nicht noch einer von seinen Richtern“, und bricht nach der Erzählung von den Frauen am Grabe mit dem Satze ab „Ich aber, Simon Petrus, und mein Bruder Andreas nahmen unsere Netze und gingen ans Meer, und es war mit uns Levi, des Alphäus Sohn (Matthäus), den der Herr . . .“

<sup>1)</sup> ‚Texts and Studies. Contributions to biblical and patristic literature, edited by J. A. Robinson‘. vol. II. Nr. 3. Vgl. E. Preuschen, Theol. Literaturzeitung 1893, 543 ff.; Th. Zahn, Theol. Literaturblatt 1893, 489 ff.

<sup>2)</sup> Scharfe philologische Interpretation der Eusebiusstelle bei P. Lejay, Revue des études grecques VI (1893) p. 59 ff. Über Serapion: Harnack, Gesch. d. altchristl. Lit. I 503 ff.

<sup>3)</sup> Vgl. Orig. (Ruf.) hom 18, 4 in Exod. (X p. 226 L.) ‚vel discesserit inde vel evanuerit vel assumpta sit (stella)‘.

Neben zahlreichen Übereinstimmungen<sup>1)</sup> mit den Synoptikern sowohl, als mit Johannes, welche zur Annahme nötigen, daß der Verfasser diese bereits vor sich gehabt habe, begegnet uns eine Reihe teils ungereimter, teils phantastischer Besonderheiten, welche es wohl begreiflich erscheinen lassen, daß die alte Kirche diesen Bericht nicht als eine den in den Kanon aufgenommenen Evangelien ebenbürtige Darstellung vom Leben und Sterben ihres Stifters betrachtet hat. Als ungereimt muß es bezeichnet werden, wenn v. 2 nicht Pilatus, sondern Herodes den Befehl zur Exekution erteilt<sup>2)</sup>, oder wenn v. 3 Joseph von Arimathäa den Leichnam Jesu vor dessen Hinrichtung erbittet; phantastisch und zwar grotesk phantastisch ist die mit gnostischen Elementen versetzte Schilderung der Auferstehung, die ich, um den Lesern dieser Blätter einen Einblick in den Charakter des Werkes zu ermöglichen, nach Harnacks Übersetzung hier mitteile. „In der Nacht aber, die mit dem Anbruch des Herrentags endete — so lesen wir v. 35 ff. —, während die Soldaten je zwei und zwei auf dem Posten Wache hielten, erscholl eine große Stimme am Himmel, und sie sahen die Himmel geöffnet und zwei Männer<sup>3)</sup> von dort herabkommen in strahlendem Lichtglanz und dem Grabe sich nähern. Jener Stein aber, der an die Thür gestellt war, wälzte sich von selbst fort und wich zur Seite, und das Grab öffnete sich, und die beiden Jünglinge traten ein. Als das nun jene Soldaten sahen, weckten sie den Centurio<sup>4)</sup> und die Ältesten — denn auch sie waren als Wächter anwesend — und indem sie erzählen, was sie gesehen hatten, sehen sie wiederum drei Männer aus dem Grabe hervorschreiten und die zwei den einen stützen und ein Kreuz<sup>5)</sup> ihnen folgen, und die Häupter der zwei bis zum Himmel reichend, das Haupt des von ihnen Geführten

<sup>1)</sup> In der von Funk seiner Ausgabe (Theol. Quartalschr. LXXV 266 ff.) beigegebenen lateinischen Übersetzung sind die Bestandteile des P.-E., welche auch in den kanonischen Evangelien sich finden, durch Cursivdruck gekennzeichnet, ebenso in der französischen Übersetzung Jacquiers (L'Université catholique N. S. XIV 6 ff.).

<sup>2)</sup> Dieser Zug kehrt noch in dem „wohl dem 4. Jahrhundert angehörigen“ Dialog des Adamantius ‚de recta in Deum fide‘ wieder und darf wohl zu den Nachwirkungen des Petrus-evangeliums gerechnet werden (Funk, Theol. Quartalschr. LXXV 349). Es ist bemerkenswert, daß er auch in der lateinischen Übersetzung des Rufinus (Caspari, Kirchenhist. Anecdota I 98) beibehalten worden ist.

<sup>3)</sup> Nach E. Nestle Moses und Elias.

<sup>4)</sup> Derselbe hieß nach v. 31 Petronius. Es ist für die Apokryphen charakteristisch, daß sie derartige untergeordnete Persönlichkeiten aus der Anonymität zu erretten suchen, in welcher sie die — nicht zur Befriedigung kleinlicher Neugierde geschriebenen — echten Quellen belassen haben. So hat der Verf. der sog. ‚excerpta latina Barbari‘ aus irgend einem apokryphen Evangelium den Namen der Magd bezogen, welche bei der Verleugnung des Petrus eine Rolle spielt (Chronica min. I p. 344, 24 Frick). Vgl. Revue crit. 1893 II p. 53. 210 ff.

<sup>5)</sup> Mit Recht hält Harnack S. 70 der alsbald anzuführenden Schrift Du h m gegenüber daran fest, daß ‚σταυρός‘ in seiner eigentlichen Bedeutung (nicht gleich ‚σταυρωθῆς‘) zu fassen sei. Ich verweise auf die von Preuschen Theol. Literaturzeitung 1893, 546 bei Phot. cod. 114 nachgewiesene Imitation des Petrus-evangeliums und die ungeachtet der Verschiedenheit der Situation nicht der Beweiskraft ermangelnde Stelle der passio Pionii (c. 13 p. 194, 6 der Regensburger Ausgabe der

aber die Himmel überragend, und sie hörten eine Stimme aus den Himmeln, die sprach: „Hast du den Schlafenden verkündigt?“ Und gehört wurde vom Kreuze her als Antwort: „Ja“<sup>1)</sup>. Es erwogen nun jene miteinander, ob sie weggehen und es dem Pilatus anzeigen sollten, und während sie sich noch besannen, erschienen die Himmel wieder geöffnet und ein Mann<sup>2)</sup> herabkommend und in das Grab hineingehend. Als das der Centurio und seine Leute sahen, eilten sie nachts zu Pilatus, das Grab verlassend, das sie bewachten, und erzählten alles, was sie gesehen hatten, in großer Angst und sprachen: „in Wahrheit war er Gottes Sohn“. — Was die Heimat des Petrus-evangeliums betrifft, so weisen der oben erwähnte Bericht des Eusebius und die von Harnack nachgewiesene Benützung in der syrischen Didaskalia (der Grundschrift der sechs ersten Bücher der Apostolischen Konstitutionen), in der Curetonschen syrischen Übersetzung der Evangelien<sup>3)</sup> und in Ephräms Kommentar zu Tatians Diatessaron (Evangelienharmonie) mit einer gewissen Bestimmtheit auf Syrien hin, als seine Abfassungszeit aber ergibt sich aus der Thatsache, daß bereits Justinus der Martyrer in seiner wahrscheinlich 138 geschriebenen ersten Apologie (vgl. bes. I 35, *διασφουριτες αὐτὸν ἐκάθισαν ἐπὶ βήματος καὶ εἶπον· κρῖνον ἡμῖν* mit Ev. Petri 6 f. *σφουριμα*<sup>4)</sup> *τὸν υἱὸν τοῦ Θεοῦ . . . . καὶ ἐκάθισαν αὐτὸν ἐπὶ καθέδραν χριστῶς λέγοντες· δικαίως κρῖν ε, βασιλεῦ τοῦ Ἰσραὴλ*) sich mit demselben vertraut zeigt, mit Sicherheit das erste Drittel des zweiten Jahrhunderts. Ich brauche die günstigen Konsequenzen, welche sich aus letzterem Resultate für die positive Theologie, speziell für die Kanongeschichte ergeben, hier nicht zu ziehen, dagegen ist es mir eine Herzenssache, dem Wunsche Ausdruck zu geben, es möchte in Zukunft literarischen Funden von der Art des uns eben beschäftigenden auch von Seiten der katholischen Theologen etwas mehr Beachtung geschenkt werden, als es bisher der Fall war! Die Mißstimmung, welche einem angesehenen (jetzt nicht mehr unter den Lebenden weilenden) Dogmatiker die Entdeckung der Didache verursachte, und die Naivetät, mit der kürzlich ein theologisches enfant terrible eben dieses köstliche Dokument für

acta martyrum), an welcher Pionius den Juden die Behauptung zur Last legt „dominum Jesum Christum cum cruce (*μετὰ τοῦ σταυροῦ*)“ hat die noch unedirierte Originalfassung der Akten, wie mir der künftige Herausgeber, O. von Gebhardt, freundlichst mitgeteilt hat) ad superos facta umbrarum excitatione remeasse“.

<sup>1)</sup> Ohne Zweifel beziehen sich die Frage und die Antwort auf die Höllenfahrt Christi, deren Schilderung nach der (mir nicht einleuchtenden) Vermutung meines Freundes Lejay (a. a. O. p. 68) durch absichtliche Auslassung seitens des Schreibers uns vorenthalten worden ist. Der Jesuit Clemens Blume hätte sich dieses alte Zeugnis für den „descensus ad inferos“ nicht entgehen lassen sollen (Das apostolische Glaubensbekenntnis. Eine apologetisch-geschichtliche Studie, mit Rücksicht auf den „Kampf um das Apostolicum“. Freiburg i. B. 1893 S. 163 f.).

<sup>2)</sup> Der „Mann“ ist der Engel der kanonischen Evangelien.

<sup>3)</sup> Über die Entdeckung eines mit dem Curetonschen Syrer nahe verwandten Palimpsestes auf dem Sinai vgl. Theol. Literaturztg. 1893, 220, 244.

<sup>4)</sup> So lese ich mit O. v. Gebhardt für das handschriftliche *σφουριμα*.

„häretisch“ erklärte<sup>1)</sup>, lehren freilich, daß noch nicht alle sich zu der klaren Erkenntnis durchgerungen haben, daß durch eine neu auftauchende Urkunde nicht die geschichtliche Wahrheit, sondern nur eine geschichtswidrige Konstruktion, nicht der Glaube, sondern höchstens eine „Meinung“ gefährdet werden kann. Bevor ich zum dritten der durch den Codex von Akhmim aufbewahrten Texte, der Petrusapokalypse, übergehe, bemerke ich, daß unter der massenhaften Literatur<sup>2)</sup>, welche die Entdeckung der beiden pseudopetrinischen Schriften in Deutschland, Frankreich und England hervorgerufen hat, zwei Publikationen eine hervorragende Bedeutung besitzen, die des Leipziger Oberbibliothekars Professor Oskar von Gebhardt und die des berühmten, in der jüngsten Zeit von Freund und Feind so oft genannten Berliner Theologieprofessors Adolf Harnack. Jener hat durch sein Prachtwerk<sup>3)</sup> „Das Evangelium und die Apokalypse des Petrus. Die neuentdeckten Bruchstücke nach einer Photographie der Handschrift zu Gizeh in Lichtdruck herausgegeben“ (Leipzig, Hinrichs 1893) die Grundlage geschaffen, auf der jede philologisch-kritische Beschäftigung mit den beiden Texten fußen muß, dieser hat in seinem Buche „Bruchstücke des Evangeliums und der Apokalypse des Petrus“, welches durch Erweiterung des der Berliner Akademie in den Sitzungen vom 3. und 10. November 1892 erstatteten Berichtes entstanden ist und bereits in zweiter, verbesserter<sup>4)</sup> und vermehrter Auflage (Leipzig, Hinrichs 1893. Texte und Untersuchungen zur Geschichte der altchristlichen Literatur Bd. IX Heft 2) vorliegt, eine erstaunliche Fülle gelehrten Materiales zur Erklärung, sowie zur kirchen- und dogmengeschichtlichen Verwertung der Inedita gesammelt und verarbeitet und — wenigstens für das Petrus-evangelium — „un véritable manuel de la question“ (Lejay a. a. O. p. 62 n. 1) geliefert.

In höherem Maße als die beiden besprochenen kommt den Interessen der klassischen Philologen das dritte Fragment entgegen, welches sich durch die Übereinstimmung von v. 26 (Dieterich, Nekyia S. 6, 70) *καὶ προϊρόχοιο ἐξ αἰῶν* (d. h. von den unzeitig geborenen Kindern) *ἀκίνας πρὸς καὶ τὰς γυναῖκας ἐπλήσσον καὶ τῶν ὀφθαλμῶν* mit dem Zitate des Clemens von Alexandria eclog. proph. 41 *Πέτρος ἐν τῇ ἀποκαλύψει φησὶ καὶ ἀστραπή πρὸς πηδῶσα ἀπὸ τῶν βρεγῶν ἐκείνων καὶ πλήσσοσα τοὺς ὀφθαλμοὺς τῶν γυναικῶν* als ein Bestand-

<sup>1)</sup> Vgl. Beilage der Allg. Zeitg. vom 19. Mai 1893 S. 6.

<sup>2)</sup> Vgl. das Verzeichnis in der gleich anzuführenden Schrift O. v. Gebhardts S. 37–41 und die Berichte Schürers in der Theol. Literaturztg. 1893, 33 ff., 187 f., 477, f., v. Schuberts ebenda 498 ff. [Harnacks ebenda 1894, 9 ff.]

<sup>3)</sup> v. Gebhardts Lichtdrucktafeln sind nicht nur billiger, als die in den *Mémoires . . . de la miss. archéol. franç. au Caire* t. IX fasc. 3 mit einer Einleitung von Lods erschienene „réproduction en héliogravure“ der ganzen Handschrift, sondern auch treuer. Facsimilierung einer Seite in der Rev. des ét. gr. VI 267.

<sup>4)</sup> Den Exkurs, in welchem Harnack nachzuweisen sucht, daß die johanneische Perikope von der Ehebrecherin aus dem Petrus-evangelium stamme (S. 45 ff.), kann ich, so scharfsinnig er ist, nicht zu den Verbesserungen zählen.

teil der Petrusapokalypse<sup>1)</sup> entpuppt hat, einer in der ersten<sup>2)</sup> Hälfte des zweiten Jahrhunderts, aller Wahrscheinlichkeit nach in Ägypten, entstandenen Schrift, die vom Alexandriner Clemens in seinen Hypotyposen gleich den katholischen Briefen erklärt wurde (Euseb. hist. eccl. VI 14, 1), im ältesten Kanonverzeichnis der römischen Kirche, dem sog. Fragmentum Muratorianum<sup>3)</sup>, neben der Johannesapokalypse, allerdings mit dem Beisatz ‚quam quidam ex nostris legi in ecclesia nolunt‘ aufgeführt wird, und noch im fünften Jahrhundert, obwohl sie bereits in der Kirchengeschichte des Eusebius und im Schriftstellerkatalog des Hieronymus (s. o. S. 82) mit dem Petrus-evangelium auf die Liste der Apokryphen gesetzt ist, bei einigen Gemeinden Palästinas ihren Platz in der Liturgie der Karwoche behauptete (Sozom. hist. eccl. VII 19 Patrol. gr. LXVII col. 1477 B). Den Inhalt unseres Bruchstückes, welches mit den zu einer eschatologischen Rede Christi gehörenden Worten „Viele von ihnen werden Lügenpropheten sein“ einsetzt, und in einer Schilderung der Höllenstrafen mit dem Satze „Das (nämlich die Weiber und die Männer, deren Folterung unmittelbar vorher erwähnt wurde) waren die, welche den Weg Gottes verlassen hatten“ endet, bildet eine phantastische Beschreibung von der Seligkeit der Gerechten und den Qualen der Sünder im Jenseits, in welches der Herr dem Petrus, der v. 9 und von v. 12 an in der ersten Person des Singular spricht, während vorher die Gesamtheit der Apostel (vgl. v. 5 *ἡμεῖς οἱ δώδεκα μαθηταί*) als erzählendes Subjekt eingeführt wird<sup>4)</sup>, auf einem Berge Einblick gewährt. Die Gerechten wohnen in einem glanzerfüllten, mit duftenden Blumen und Gewächsen bedeckten Lande, lockiges Haar<sup>5)</sup> fällt auf ihre Stirnen und Schultern herab, ihre Leiber wetteifern mit dem Schnee an Weisse, mit den Rosen an Röte<sup>6)</sup>, Engel weilen unter ihnen, und mit einer Stimme preisen sie Gott den Herrn. Die Sünder aber, in 14 Gruppen abgeteilt, werden an finsternem Orte mit den ausgesuchtesten Martern

<sup>1)</sup> Der Ansicht Dieterichs (Nekyia S. 10 ff.), im Akhmimer Fragmente liege nicht ein Teil der Petrusapokalypse vor, sondern ein Abschnitt des Petrus-evangeliums, und erst aus diesem Abschnitte habe sich „die selbständige Petrusapokalypse“, auf welche sich die Zitate bei Clemens u. a. beziehen, „herausentwickelt“, kann ich mich nicht anschließen.

<sup>2)</sup> Für Dieterichs Ansatz (S. 17) vermisste ich die Beweise.

<sup>3)</sup> Zuletzt bei Preuschen, *Analecta* S. 129 ff. (Krügers Sammlung kirchen- und dogmengesch. Quellenschr. Heft 8).

<sup>4)</sup> Nach Harnack a. a. O. S. 7 ist in einem solchen Falle, wie er auch in einem weiteren Stücke der pseudopetrinischen Literatur, dem wahrscheinlich im ersten Viertel des 2. Jahrhunderts entstanden und „den Übergang von der altchristlichen zur apologetischen Literatur“ bezeichnenden Kerygma (Predigt) Petri (E. v. Dobschütz, *Texte und Unters.* XI 1 S. 66), wiederkehrt, Petrus als der Sprechende und als der Schriftsteller gedacht.

<sup>5)</sup> Am Leichnam des durch Feuer getöteten Martyrers Pionius nehmen die Gläubigen ‚meliores crines‘ und ‚barbam florentem‘ wahr (Pass. Pion. 22 p. 198, 14 ed. Ratisb.).

<sup>6)</sup> Die Mischung von Schnee und Rosen riecht stark nach der Vorratskammer der alexandrinischen Erotiker: vgl. z. B. Rohde, *Roman* S. 153 A. 2. — Nach Origenes *περὶ ἀρχαῖν*, übersetzt von Rufinus II 5, 93 p. 218, 32 Redep., hat es Leute gegeben, die verschiedene Grade des „rötlich strahlen“ im Jenseits an nahmen.



gepeinigt. Die Låsterer des „Weges der Gerechtigkeit“ sind an den Zungen über loderndem Feuer, die eheblicherischen Weiber an den Haaren über aufbrodelndem Schlamme, ihre Buhler an den Fen, den Kopf im Schlamme, aufgehngt, die Mrder werden in Gegenwart der Seelen ihrer Opfer von bsem Gewrm zerkressen, und was dergleichen Scheufllichkeiten mehr sind. Hier drngt sich gebieterisch die Frage auf: „Woher nahm der altchristliche Apokalyptiker die Farben, den Ort der Seligkeit und der Qual zu malen?“ (Dieterich a. a. O. S. 1), eine Frage, zu deren Beantwortung — dank dem erfreulichen Aufschwunge, den die Beteiligung der Philologie an der Erforschung und Ausbeutung der altchristlichen Literaturdenkmler in den letzten Jahren genommen hat — sich alsbald Vertreter der klassischen Altertumswissenschaft meldeten<sup>1)</sup>. Noch ehe Albrecht Dieterich mit seinem im Eingang dieses Aufsatzes genannten Buche an die ffentlichkeit trat, wies Eduard Norden in einer an weitere Kreise sich wendenden Skizze<sup>2)</sup> auf die „antiken Vorbilder“ der Petrusapokalypse hin, aber die Frage allseitig, in grosem religionsgeschichtlichem Zusammenhange und mit Verwertung smtlicher, auch der entlegensten Quellen behandelt zu haben, ist das bleibende Verdienst des erstgenannten Gelehrten, der allerdings durch seine frheren Forschungen<sup>3)</sup>, wie kein zweiter, fr die Bearbeitung dieses Themas vorbereitet war. Nach langer und beschwerlicher, in ber- und unterirdische Regionen fhrender Reise, deren Hauptetappen gleich Meilensteinen die Kapitelberschriften<sup>4)</sup> „Griechischer Volksglaube vom Totenreich“, „Mysterienlehren ber Seligkeit und Unseligkeit“, „Orphisch-pythagoreische Hadesbcher“, „Snder und Strafen im Hades“, „Jdische Apokalyptik“, „Die Entstehung der Apokalypse von Akhmim“ markieren, gelangt er an sein Ziel: die sichere Erkenntnis, das die Auffassung von den „letzten Dingen“, wie sie uns in der Petrusapokalypse entgegentritt, im wesentlichen griechischen Ursprungs ist. Freilich, vom griechischen Geiste in des Ausdrucks landlufiger Bedeutung weht uns nur aus der Schilderung der Seligen und ihres paradiesischen Wohnortes ein Hauch entgegen, der mit groser Genauigkeit ausgefhrten Kehrseite des

<sup>1)</sup> Eine kurze Andeutung des richtigen Sachverhaltes auf Grund einiger von Diels nachgewiesener Stellen des Plato und Aristophanes bei Harnack a. a. O. S. 86.

<sup>2)</sup> Beilage zur Allg. Zeitg. vom 18. April 1893. Dieterich hatte sein Manuskript bereits „im wesentlichen abgeschlossen“, als ihm dieser Aufsatz zu Gesicht kam.

<sup>3)</sup> Abraxas. Studien zur Religionsgeschichte des spteren Altertums. Leipzig 1891. „De hymnis Orphicis capitula quinque“. Marburg 1891. Habilitationsschrift.

<sup>4)</sup> Die Einleitung enthlt Text und bersetzung der Apokalypse, sowie die Begrndung der S. 86 Anm. 1 erwhnten Hypothese. — Methodisch bedeutet m. E. Dieterichs „Nekyia“ dem „Abraxas“ gegenber, in welchem der Verfasser hie und da zu rasch mit Parallelen zwischen biblischen und griechisch-mythologischen Bildern bez. Wendungen bei der Hand war, einen Fortschritt. Doch ist er selbstverstndlich vollkommen in seinem Rechte, wenn er Nekyia S. 217 A. 3 gegen einen Vergleich seines Abraxas mit dem auch in diesen Blttern (XXIX 357 ff.) entsprechend gewrdigten Buche von Wirtb „Danae in christlichen Legenden“ energisch protestiert. Sehr hbsch ist Nekyia S. 95 ff. der Exkurs ber „ἀναψύχων“ — ‚refrigerare‘, doch vernisse ich eine Andeutung ber das Verhltnis von Stellen wie LXX Ps. 65, 12 zum hebrischen Originale.

Bildes, dem Straforte mit seinen Sünderklassen und seinem grauen Marterapparate, ist der unverkennbare Stempel orphischer, näherhin orphisch-pythagoreischer Lehren und Vorstellungen aufgeprägt. „Die Höllenstrafen der Petrusapokalypse haben keine anderen Analogien als die unterirdischen Strafen der orphisch-pythagoreischen Nekyien“, d. h. jener in Großgriechenland entstandenen und weit verbreiteten Hadesdichtungen (*καταβάσεις*).<sup>1)</sup> in welchen „in Form des Berichtes über einen Hinabstieg zum Hades . . . über alles das, was der Hinabsteigende gesehen, von diesem selbst berichtet wird“, aus welchen Empedokles und Pindar<sup>2)</sup>, die Dichter der orphischen Verse auf den Goldtäfelchen von Thurii und Petelia<sup>3)</sup>, Plato<sup>4)</sup>, und Vergil<sup>5)</sup>, ja — sei es direkt oder indirekt — noch Plutarch und (allerdings nicht zu erbaulichen Zwecken) Lukian, mit dem wir bereits in die Entstehungszeit unserer Apokalypse gelangen, geschöpft haben. Mit diesem Ergebnisse, das durch die Betrachtung der „ganz und gar verschiedene eschatologische Bilder“ aufweisenden altjüdischen Apokalyptik eine gewichtige Bestätigung erhält, ist es selbstverständlich vollkommen vereinbar, daß einzelne Züge der pseudopetrinischen Höllenbeschreibung aus jüdischen und christlichen Vorstellungskreisen entlehnt werden konnten. So ist es nicht undenkbar, daß für die eine oder andere Marterart die Qualen, welche christliche Blutzeugen zu erleiden hatten<sup>6)</sup>, vorbildlich wurden, und braucht es nicht eigens gesagt zu werden, „daß gewisse Sündentypen, des Verlassens des Weges der Gerechtigkeit, des Götzendienstes und der Schmähung Gottes, noch nicht in den älteren griechischen Nekyien gestanden haben können“. Das Gesamtergebnis wird durch diese in der Natur der Sache begründeten Modifikationen nicht erschüttert. Sollte es aber jemand für auffällig oder gar für unmöglich halten, daß eine Schrift, die in solchem Maße mit antik-heidnischen Elementen versetzt war, nicht alsbald von kirchlicher Seite „reprobiert“ worden sei, so möge er folgendes erwägen: 1. Wir müssen uns streng hüten, die einerseits geläuterte, andererseits nicht mehr ganz unbefangene Auffassung unserer

<sup>1)</sup> Die *καταβάσεις* als Literaturgattung hat eingehend behandelt Ettig, Acheruntica (Leipziger Studien XIII [1891] 251 ff.

<sup>2)</sup> Scharfsinnige Rekonstruktion eines Threnos S. 119 ff.

<sup>3)</sup> Vgl. über dieselben jetzt Rohde, Psyche S. 509 ff. Die zweite Hälfte dieses inhaltlich und formell gleich ausgezeichneten Werkes ist wenige Wochen nach dem Erscheinen von Dieterichs Buch ausgegeben worden und bietet in dem Abschnitte über die Orphiker (S. 395 ff.) zahlreiche stoffliche Berührungen mit demselben dar.

<sup>4)</sup> In der Annahme einer Quelle für die eschatologischen Partien im Phädrus, Phädon, Gorgias und Staat ist Dieterich mit A. Döring, Archiv f. Gesch. d. Philos. VI (1893) 475 ff. zusammengetroffen.

<sup>5)</sup> In der Besprechung dieser (bekanntlich für die spätere römische Epik maßgebenden) Unterweltsschilderung setzt sich Dieterich mit dem ihm während der Drucklegung zugegangenen Aufsätze Nordens, Hermes XXVIII (1893) 360 ff. auseinander. Im „Hauptergebnisse“ stimmen die Ausführungen der beiden Forscher überein. [Vgl. jetzt auch Schermann, Zu Vergils Vorstellungen vom Jenseits. Programm von Ravensburg 1893.]

<sup>6)</sup> Vgl. z. B. zu v. 30 Prud. perist. V 257 ff. Paul. Nol. epist. XIX 7.

Zeit auf das Urchristentum zu übertragen. 2. Eine Reihe starker Indicien bezeichnet als Heimat der Petrusapokalypse Ägypten, d. h. jenes Land, welches in den ersten Jahrhunderten unserer Zeitrechnung das Zentrum des lebhaftesten religiösen und philosophischen Gedankenaustausches war, jenes Land, in welchem griechische und jüdische, orientalischn-agnostische und christliche Spekulationen sich kreuzten, jenes Land endlich, welches eben infolge dieser eigenartigen Verhältnisse einer spezifisch ägyptisch-christlichen Literaturgruppe das Leben gab, zu welcher sehr wahrscheinlich das pseudo-phokylideische Gedicht<sup>1)</sup> und das zweite Sibyllenbuch, vielleicht auch die Didache<sup>2)</sup> zu zählen sind. 3. Noch der Verfasser der mit Unrecht Cyprians Namen tragenden Schrift ‚de laude martyrii‘ (III p. 26 ff. ed. Hartel), über deren Entstehungszeit eine Untersuchung<sup>3)</sup> vorbereitet wird, malt Paradies und Gehenna mit so gut heidnischen<sup>4)</sup> Farben aus, dafs, wenn zufällig c. 20 u. 21 allein erhalten wären, man nur aus einzelnen Worten („Christus“, „martyr“ u. dgl.) die christliche Herkunft des Textes zu erkennen im Stande wäre. Stören wir also den aus dem Grabe zu Akhmim auferstandenen Vorläufer Dantes nicht im Besitze seiner orphischen Quelle, sondern freuen wir uns des hellen Lichtstromes, der aus den vergilbten Pergamentblättern, die seine Visionen enthalten, auf den grosartigsten Übergangsprozefs, den die Geschichte der Menschheit kennt, gefallen ist<sup>5)</sup>.

München.

Carl Weyman.

<sup>1)</sup> Über dieses merkwürdige Werkchen urteilt D. anders und wohl auch richtiger als J. Bernays in seiner schönen Abhandlung. Während letzterer einen Juden als Verfasser annahm und die Spuren christlicher Anschauung durch kritische Operationen verdrängte, läfst D. eine alte griechische Gnomensammlung sich allmählig weiterentwickeln, weiter verändern und erweitern und setzt „für die Fertigstellung des Gedichts, wie wir es haben“, die Jahre 80 bis spätestens 130 an.

<sup>2)</sup> Gegen den ägyptischen Ursprung der Didache spricht sich z. B. Funk, Patr. apost. opp. I (1887) p. CXXXVI aus.

<sup>3)</sup> Um dieser nicht vorzugreifen, gehe ich auf die Sache nicht näher ein. Eine beachtenswerte Notiz bei A. Zingerle. Kl. philol. Abhandl. III 75 adn. 1. — Nachwirkungen der Petrusapokalypse wurden z. B. in den Apokalypsen des Paulus und der seligsten Jungfrau bei James (vgl. o. S. 82 A. 1) und in den Acta Thomae (ed. Bonnet Lips. 1883) gefunden.

<sup>4)</sup> Für die Unbefangenheit, welche in dieser Hinsicht vielfach in der alten Kirche herrschte, kann u. a. der Preis der Biene in der ursprünglichen Fassung des wunderschönen ‚Exultet‘, unter dessen Absingung der Diakon in der Karsamstagliturgie die Osterkerze weihet, angeführt werden. Aus den späteren Texten ist dieser von Vergilreminiscenzen wimmelnde Abschnitt ganz weggelassen worden. Duchesne, Origines du culte chrétien p. 245.

<sup>5)</sup> Hier noch einige kurze Bemerkungen zu Dieterichs Buch S. 49: Kerberos als „Fresser“ Apul. met. I 15 p. 10, 12 E; IV 20 p. 68, 20. — S. 67 A. 3: Über die Entstehungszeit des bekannten epidaurischen Epigramms ‚ἀγνὸν χορὴ νηοῖο u. s. w.‘ H. L. Ulrichs in diesen Bl. XXVIII 532 f. (gegen Preger, inscript. gr. metr. 207 p. 164). — S. 126 A. 1: In dem kürzlich veröffentlichten testamentum Abrahæ (Texts and Studies II 2; vgl. meine Bemerkung Byzant. Zeitschr. II 642 f.) erscheint „merkwürdigerweise“ Abel als Richter der Seelen. Vielleicht darf daran erinnert werden, dafs er Matth. 23, 35 und Hebr. 11, 4 ‚δικαιὸς‘ genannt wird. — S. 138 A. 2: Über die ‚τελώνια‘ s. jetzt auch Krumbacher, Mittelgriech. Sprichw. S. 171. — S. 164: Sind die ‚γίλοι‘ bei Eurip. fragm. 311 N<sup>2</sup> die

### Die Handschriften von Ciceros Jugendwerk de inventione.

Während wir von Ciceros späteren rhetorischen Schriften jetzt treffliche Ausgaben besitzen, ist dies bei seinem Jugendwerk, den zwei Büchern de inventione, noch nicht ganz der Fall, indem auch der neueste Herausgeber Friedrich nur unzureichende Kollationen der maßgebenden Handschriften benützen konnte. Der Text genannter Schrift beruhte bisher vor allem auf 3 Hss. aus dem 9/10. Jahrhundert. Nachdem ich die codd. Heribipolitanus und Parisinus selbst neu verglichen und durch Friedrichs Güte eine neue Kollation des cod. Sangallensis erhalten hatte, suchte ich Philol. XLV S. 469 ff. nachzuweisen, daß diese Hss. in die zwei ziemlich gleichwertigen Klassen HS und P zerfallen, sowie daß S den beiden anderen an Bedeutung bei weitem nachstehe. Zu diesen 3 Hss. gesellte jüngst Friedrich noch eine vierte gleichaltrige, nämlich den cod. Vossianus LXX m. s. IX (= V), dessen Kollation er im Programm von Mühlhausen 1889 veröffentlichte. Über den Wert des Kodex und sein Verhältnis zu den anderen macht er hier auf S. 7 nur wenige, allgemeine Bemerkungen und hat sicher nicht recht damit, wenn er von ihm behauptet: „Est hic, ni fallor, unde Sangallensis liber originem duxit.“ V gehört vielmehr enge mit P zusammen und ermöglicht nun eine bessere Bestimmung des gegenseitigen Verhältnisses der beiden Hssklassen als früher, da P für sich allein stand. S dagegen geht auf dieselbe Quelle wie H zurück und hat mit V sehr wenig gemein. Zum Beweise hiefür dient z. B., daß abgesehen von I 18 <et confirmatione> und II 58, wo ich mich über P irrte, V sämtliche von mir a. a. O. S. 475 von HS aufgeführten Fehler nicht hat. Durch viele Beispiele könnten dieselben noch vermehrt werden. Besonders bezeichnend sind auch abweichende Wortstellungen, z. B. p. 148, 15 (editio Teubneriana) tuum malis uirum HS, tuum uirum malis PV; 205, 6 quem accuset ipse HS, quem ipse accuset PV. Umgekehrt weisen PV auch viele irrtümliche La. auf, wo HS das Richtige überliefern. Wenn es nun auch mehrfach vorkommt, daß VS zusammen sofort die richtige La. darbieten, während in H<sup>1</sup>P<sup>1</sup> zunächst Fehler sich finden, so spricht dies doch nicht für eine gegenseitige Abhängigkeit, sondern zeigt nur, daß HP an diesen Stellen den Archetypus genauer wieder geben, während in VS bereits Korrekturen vorliegen (vgl. a. a. O. S. 493). Bemerkenswerter erscheint mir öfters die Annäherung von V an H, die nicht immer leicht zu erklären ist, vgl. z. B. p. 128, 17 [ex] scriptionis, 134, 21 quod [non] ex ipsa, 141, 28 <&> ex, 186, 27 sepa[ra]ri, 192, 6 ostendimus, 202, 7 gauderet [oportuerit]ne und noch einige, jedoch weniger bedeutende Fälle. Erwähnenswert ist 138, 31 permixtum HV, wodurch meine a. a. O. S. 500 ausgesprochene Ver-

„Angehörigen“? — S. 170 ff.: Über die Lasterkataloge vgl. jetzt auch O. Zöckler, das Lehrstück von den 7 Hauptsünden, München 1893 (Bibl. und kirchenhist. Stud. Heft 3). — S. 209 A. 1: Über die „goldene Regel“ J. Bernays, Ges. Abhandl. I 274 ff. Otto, Sprichw. S. 16.

mutung, dafs auch hier permixtim zu lesen sei, verstärkt wird. — 169, 23 rebus, quae personis aut quae (S et quae, P atque) negotiis sunt attributae — 196, 37 approbata quaedam a consuetudine aut uero (H<sup>2</sup>SP a uero) utilia uisa.

Abgesehen von mehreren Stellen, an denen V sofort das Richtige überliefert, während in HSP dieses erst durch Korrektur hergestellt wurde, weist V auch an einigen Stellen ganz allein das Richtige auf. Die wichtigsten sind: p. 143, 2 possint, 165, 7 sola (?), 179, 35 uidetur ut, 196, 19 blofs nullo ohne in, 203, 35 animaduuerterit, 207, 31 infertur, 209, 23 futurum (mit S). Auferdem weichen PV noch recht oft von einander ab. P ist jedoch der bessere Kodex und V kommt wie S erst in zweiter Linie in Betracht, hat aber an sich viel gröfsere Bedeutung als S. Ein Hauptfehler von P ist es, dafs er viele Auslassungen, die freilich meist ergänzt sind, aufweist; auch bei V ist dies ziemlich im gleichen Mafse der Fall. Was aber die anderen Arten von Fehlern anlangt, so verdient P entschieden den Vorzug. Man stöfst in V mehrfach auf kleine Zusätze, z. B. p. 136, 37 <re>-seruabuntur, 146, 29 et tum <enim>, 161, 8 ostende<re>tur, 162, 36 cum <in> eo, 192, 8 <non> oportebit, 198, 19 instituent (st. statuerent) etc. — Ferner auf eigene Änderungen, indem V die Fehler, die uns in P vorliegen, zu verbessern suchte, z. B. p. 124, 18 re <quidem> ipsa (P re <quod> ipsa st. re ipsa), 127, 17 utile comprobatur (P utile cum st. utile contenditur), 137, 26 dilucide exornateque disponitur (P d. exornate expon. st. d. et ornate expon.) etc. — Nicht zum Vorteil gereichen V endlich auch Stellen wie folgende: p. 180, 30 eum, erst V<sup>2</sup> darüber si inimicitiarum, 186, 12 causa (st. culpa), 23 compositionem, V<sup>2</sup> darüber constitutionem, 194, 14 primum, V<sup>2</sup> darüber poena, 207, 2 et st. ac, 15 Inter (st. habet) etc.

Die Handschriftenklasse, welche die 4 behandelten Kodices bilden und die ich A nenne, genügt jedoch nicht für die Textgestaltung von *de inventione*, sondern daneben mufs noch eine zweite Klasse B angenommen werden. Hierauf weist sofort schon der Umstand hin, dafs in A vor allem 2 gröfsere Lücken sich finden, nämlich I 62 (p. 153, 5) — 76 (p. 158, 33) und II 170 (p. 233, 31) — 174 (p. 235, 12). In P und S sind diese Lücken von einem zweiten Schreiber ergänzt, natürlich nach einer anderen Quelle. Nur aus dieser erhalten auch viele fehlerhafte La. von A, vornehmlich auch Auslassungen von einem oder mehreren Wörtern, ihre Verbesserung. Zum Beweise dafür, dafs sich auch A nicht von eigenen Änderungen fern hielt, erwähne ich hier nur p. 194, 4, wo nach B cum in accusatione alia etc. gelesen wird, während A, in dem cum ausgefallen war, autem nach accusatione einfügte.

Die Zahl der jüngeren Hss. nun, die *de inventione* enthalten, selbst derjenigen, welche dem 11. oder 12. Jahrhundert angehören, ist eine sehr grofse. Unsere Schrift wurde ja äusserst viel gelesen und benützt; es gibt daher wohl keine gröfsere Bibliothek, die nicht das eine oder andere Manuskript enthielte. Nicht weniger als 26 Hss. des 11.—13. Jahrhunderts fand ich in den Bibliotheken Italiens, näm-

lich 11 in Rom (7 Vaticanus, 1 Ottobonianus, 1 Reginensis, 1 Urbinas, 1 Barberinus), 7 in Mailand, 4 in Florenz, 3 in Neapel. Die Kollation eines Genuensis verdanke ich Herrn Dr. Stangl. Vor allem verglich ich zunächst 1 92 — Schlufs des Buches (d. h. S. 166 mit 173), von mehreren Hss. aber fast sämtliche maßgebenden Stellen. Da mir hier wohl kaum der Raum dafür gewährt würde, die einzelnen abweichenden La. von A und B am Schlusse des ersten Buches einander gegenüber zu stellen, so möge die Bemerkung genügen, dafs sich hier ziemlich viele charakteristische La. vorfinden, dafs B in Änderungen und Zusätzen natürlich viel weiter geht, dafs er aber auch viele Fehler von A verbessert und daher für die Textgestaltung unentbehrlich ist. In seiner Ausgabe führt Friedrich auch die La. zweier jüngerer Hss., des cod. Bernensis 469 (=  $\beta$ ), den ich in Bern auch verglich, und des cod. Casselanus (= c) an. Wenn auch beide zu den besseren der jüngeren Hss. gehören, so genügen dieselben meiner Ansicht nach doch nicht, um ein richtiges Bild von der Überlieferung in B zu geben. Zwar beabsichtige ich durchaus nicht, den kritischen Apparat einer geplanten Ausgabe unnötigerweise zu belasten: ich halte es für ganz überflüssig, Fehler, die offenkundig  $\beta$  oder einem andern jüngeren Kodex allein eigen sind, zu verzeichnen. Allein ich glaube, dafs es erst durch genaue Erforschung mehrerer Hss. des 11. und 12. Jahrhunderts möglich wird zu erkennen, was dem Archetypus der zweiten Klasse, was jedem einzelnen Kodex eigen sei. Hat man doch auch zwischen den jüngeren Hss. Unterscheidungen zu machen, wie z. B. p. 157, 29 zeigt, wo  $\beta$  mit 7 der mir bekannten Hss. *aut contrarium conclusionis inferemus hoc modo* überliefert, während 10 andere richtig *aut ita ut ex contrario sententia conficiatur hoc modo* lesen. Nur P<sup>2</sup> und die neben P bedeutungslosen codd. Angelomontanus und Turicensis haben die Stellung *conficiatur sententia*. Recht erschwert wird die Feststellung der Überlieferung von B freilich dadurch, dafs die Hss. Klasse A auf die jüngeren Hss. vielfach eingewirkt hat.

Dieselben zerfallen vor allem in zwei Gruppen. Erstens in solche, als deren Quelle A zu gelten hat. Hieher gehören wenige, z. B. cod. Laurentianus 50, 12 m. s. XI und cod. Vaticanus 3234 m. s. LXII, die sehr enge mit HS zusammenhängen. Wörtliche Abschriften sind sie freilich nicht; in letzterem findet sich bisweilen auch eine richtige La. gegenüber A. So lesen wir p. 135, 27 *leuitate*, 137, 2 *ad eam*, 160, 11 *nemo est quin*, 170, 22 *obulentiam*. Ebenfalls ein Abkömmling von A ist cod. Ambrosianus N 181 sup. m. s. XII, er teilt jedoch auch viele teils gute teils schlechte La. mit den jüngeren Hss., so dafs eine Einwirkung von B angenommen werden mufs. Die Güte der Hss. beweisen La. wie 166, 9 [*dicens*], 168, 36 *et querat a uobis*, 170, 22 *opulentiam*, 171, 3 *aliis peccatis quae constat esse peccata*, 172, 11 *proferuntur*, 32 *ut ad equum*.

Die zweite und hauptsächlichste Gruppe bilden diejenigen Hss., welche von B herkommen, wobei man freilich bekennen mufs, dafs sich bald ein gröfserer bald ein kleinerer Einflufs von A bemerklich macht. Unter den hier gehörigen von mir verglichenen Hss. hebe

ich jetzt besonders cod. Vaticanus 3236 (=  $\delta$ ) m. s. XI und cod. Vaticanus 1698 (=  $\epsilon$ ) m. s. XII hervor, indem ich glaube, dafs sie als gute Vertreter der Klasse B mit angesehen werden können.

Bemerkenswerte La. von  $\delta$  sind folgende: p. 122, 31 neque eo quo eius ars quam edidit . . . uideatur. Ich halte quo, nicht quod für die ursprüngliche La., da sich dasselbe auch in der gleichzeitig geschriebenen Rede pro Quinctio 5 findet: Non eo dico, C. Aquili, quo mihi veniat in dubium tua fides. — 126, 31 ipsa ohne et, wie Weidner schreibt — 127, 26 animaduerterunt und 27 retulerunt — 133, 20 putat. Die falsche La. putant kann leicht entstanden sein, da ja adversarii vorhergeht. — 133, 24 abalienavit — 136, 5 quod dictum est, dann freilich auch sit — 142, 34 obsoleuerint, so auch der von Lindemann mit Leid. II bezeichnete Kodex, der überhaupt sehr nahe mit  $\delta$  verwandt ist. — 144, 32 offendere — 147, 34 ad inuentionem ratio argumentandi — 179, 13 ex quibus constitutio est quaestio est. So auch noch 3 andere; darnach liegt hier sicher eine Glosse vor, vgl. Philol. XLV S. 504 — 186, 8 necessitudini [aut] persuasioni, 16 quod instet — 188, 20 si modo, so bisher nach Weidner — 202, 34 accuset — 205, 19 honestatis — 207, 31 infertur, 37 commotis — 208, 7  $\delta^1$  arcersierunt,  $\delta^2$  arcessierunt — 211, 21 ignouerint — 214, 19 communicari, 26 delibari — 218, 13 defendet — 221, 26 eius [rei] — 229, 16 nach illectos nos ducit ist die gute Schreibweise einiger Herausgeber vor Friedrich nos illectos ducit zu billigen — 229, 36 sint — 231, 21 clementia per quam animi temere in odium alicuius concitati inuectio comitate retinetur scheint eine gute, auch von Ernesti und Schütz vorgenommene Änderung der fehlerhaften Überlieferung zu sein.  $\epsilon$  liest ebenso, nur inuectio concitati — 234, 5 siue uelint, 19 pariter — 235, 3 delibatum.

Unter den La. von  $\epsilon$  verdienen Erwähnung: p. 128, 10 utrum potius aut quid potissimum [sit] vgl. a. a. O. S. 500 — 141, 9 B hat et haec gar nicht, dadurch erweist sich in natura consideranda um so deutlicher als Randbemerkung, zumal da in  $\epsilon$  auch diese Worte fehlen. — 148, 23 utrum tuamne an illius malis, wie Knackstedt und Weidner konjicierten — 156, 33 ohne Zusatz: nisi id, quod scriptum est in lege, sequimini, quin istum contra legem fecisse iudicatis (so!) — 157, 10 at metuere, 17 Hic satis esse proponere et assumere; quod conficiatur quoniam perspicuum sit complexionis rem non indigere. Ich stehe auf Weidners Seite und behalte die Stelle in dieser Fassung bei, vgl. a. a. O. S. 485 — 166, 2 qui dicit — 171, 3 aliis peccatis quae constat esse peccata — 217, 33 in eo — 225, 35 induci ut (st. uti),  $\delta$  hat induci quo — 226, 2 si fieri poterit,  $\delta$  potuerit — 230, 17 natura ius.

Von den guten La., die  $\delta$  und  $\epsilon$  gemeinsam überliefern, sind erwähnenswert: p. 132, 11 ad summam rē. p. — 158, 15 cum (st. quando) — 180, 4 aut <in> commodum aliquod maioris adipiscendi <commodi> causa — 182, 18 maius esse — 183, 33  $\delta^1$  faciles cognitu,  $\epsilon$  facile ē cognitu. So ist zu schreiben, da sich so die Entstehung

der Überlieferung *faciles cognitu sunt* am leichtesten erklärt. — 221, 4 *eius rei [causa]* — 223, 17 *atqui*.

Absichtlich liefs ich manche Stelle weg, wo  $\delta$  mit  $\beta$  zusammen die richtige La. darbietet, um den besonderen Wert von  $\delta$  zu zeigen. An sehr vielen Stellen stimmt dieser Kodex ferner mit A überein und ist so vielfach von den Fehlern der anderen jüngeren Hss. frei. Wiederholt teilt er aber auch die falschen La. der älteren, namentlich die von S, eines Kodex, der sich ja am meisten den jüngeren Hss. nähert. Derartige Stellen sowie sogar Vereinigung der La. von A und B wie p. 220, 12 *haec si qua*, wo A *haec quae* und B *si qua* überliefern, zwingen zu der Annahme, dafs  $\delta$  zwar aus B herrührt, aber doch, wenn auch nicht so viel wie  $\beta$ , von A beeinflusst ist. Das Gleiche gilt von  $\epsilon$ . Durch besondere Fehler scheint  $\delta$  weniger als die anderen jüngeren Hss. entstellt zu sein, soweit ich bis jetzt nach meinen noch unvollständigen Kollationen urteilen kann. Gerne änderte  $\delta$  die Wortstellung, so dafs auch Stellungen, wie die folgenden, keine Beachtung verdienen, so gut sie auch an und für sich wären: p 215, 2 *se non pretium*; 168, 24 *tum ut ante dictum est*, 36 *et sic quaerat*; 170, 26 *atque id quoque a feris*. An den letzten 3 Stellen stimmt  $\delta$  mit cod. Ambrosianus R 17 sup. m. s. XI überein, einem guten Kodex, der jedoch neben  $\delta$ , mit dem er sehr nahe verwandt ist, keine Bedeutung hat. — Dagegen bin ich der Ansicht, dafs man I 95 p. 166, 36  $\delta$  in der Umstellung von *aut si, cum de certa re quaeretur, de communi instituetur oratio* hinter *ut si qui . . . demonstret* (p. 167, 3) folgen müsse. Da nämlich neben  $\delta$  noch 14 andere Hss. die Worte in dieser Weise überliefern, so ist wohl die Annahme gerechtfertigt, dafs dies die ursprüngliche La. von B sei. Durch diese Umstellung werden die von Lambin bis Linsmayer mit Recht erhobenen Bedenken beseitigt, vgl. a. a. O. S. 502 f. Falsche Stellungen finden sich auch sonst in A, vgl. p. 158, 37 *tum approbatione . . . uti* gestellt hinter 159, 4 *periclitari licet* — 166, 6 *Caepionis legem iudiciariam laudet* schon Zeile 4 nach *uidetur*, ferner 187, 15; 203, 10; 218, 9. In A und B aber findet sich umgestellt 144, 2 *et quod aequae magnum* hinter 3 *quo de agitur*. Unter meinen Hss. hat nur cod. Laurentianus Acquisti 120 m. s. XI die Worte am rechten Platze. Es ist dies eine Hs. der Klasse B, die ziemlich häufig willkürliche Änderungen aufweist, die aber trotzdem einige Beachtung verdient, da sie mehrmals gute La. darbietet, von denen ich bereits früher Philol. XLVII mehrere mitteilte.

Nürnberg.

Dr. Ed. Ströbel.

### Der iterative Konjunktiv bei Caesar.

Nach der herrschenden Ansicht der Grammatiker haben die römischen Schriftsteller des goldenen Zeitalters in Nebensätzen, die zum Ausdruck einer wiederholten Handlung in der Vergangenheit dienen, gewöhnlich den Indikativ, selten den Konjunktiv gebraucht.



Dies trifft für Caesar nicht zu. Wie ich in meiner Programm-Abhandlung „Über iterative Satzgefüge im Lateinischen“ zeigte, hat Caesar in Wiederholungssätzen der Vergangenheit nach cum häufig den Konjunktiv gesetzt. Leider sind mir trotz sorgfältigen Lesens drei iterative Konjunktive bei Caesar entgangen, auf die ich durch die Schrift von Gardner Hale, die Cum-Konstruktionen, übersetzt von Neitzert aufmerksam gemacht wurde. Ein Beispiel hat Hale Meusels Lexikon Caesarianum, das mir nicht zur Verfügung steht, entnommen; es findet sich b. g. VII, 35, 1. Die Lesart der besseren Handschriften ist hier: Cum uterque utrinque exisset exercitus, in conspectu fereque e regione castra ponebant. Dispositis exploratoribus, necubi effecto ponte Romani copias traducerent, erat in magnis Caesaris difficultatibus res, ne etc. Dagegen schreiben nach den interpolierten Codices die Ausgaben von Kraner<sup>12</sup>, Doberenz-Dinter<sup>8</sup>, Rheinhard<sup>6</sup> und Prammer: Cum uterque utriusque esset exercitus in conspectu fereque e regione castris castra poneret, dispositis etc. Sicherlich richtet sich Meusel nach der ersten Lesart, wenn er hier iteratives cum annimmt; denn die andere Variante läßt schwerlich einen iterativen Gedanken zu. Die Frage, warum die meisten Herausgeber die Lesart der besseren Handschriften verwerfen, würde uns zu weit führen und ist auch für unsern Zweck nicht von Belang. Jedenfalls ist die verschiedene Überlieferung ein Grund, die Stelle als sicheres Beispiel von iterativem cum abzulehnen.

Die zwei andern von Hale p. 291 bezeichneten, von mir aber übersehenen Fälle eines iterativen Konjunktivs kommen b. g. VII, 36, 3 und b. c. II, 15, 2 vor.

B. g. VII, 36, 3: At Vercingetorix . . . horribilem speciem praebebat principesque earum civitatum, quos sibi ad consilium capiendum delegerat, prima luce cotidie ad se convenire iubebat, seu quid communicandum, seu quid administrandum videretur. V. befahl den Häuptlingen, täglich sich bei ihm einzufinden, so oft und falls er glaubte, ihnen etwas mitteilen oder sonst eine Maßregel treffen zu müssen. — Hier kommen zwei Arten der Aussage: Wiederholung und Bedingung in einem Prädikate zusammen, was Caesar veranlaßte, den Konjunktiv zu setzen. Sonst findet sich sive-sive bez. seu-seu bei Caesar im ganzen noch 15 mal: 7 mal in obliquen Form stehend mit Konjunktiv, 4 mal ohne Verba = aut-aut (b. g. I, 12, 6; 27, 4; III, 13, 6; b. c. III, 79, 6), 1 mal seu quod-sive eo quod mit Konjunktiv, wo der Sinn nicht iterativ ist (b. g. I, 23, 3), 1 mal = si — aut ob — oder mit Konjunktiv (b. g. VII, 32, 2), 1 mal mit historischem Praesens, nicht iterativ (b. c. II, 27, 2), und schließlich 1 mal mit Imperfect, ebenfalls nicht iterativ (b. c. III, 61, 3). Es steht also dem einzigen Falle eines iterativen Konjunktivs nach seu-seu keine Stelle mit Indikativ bei Caesar gegenüber.

Das dritte von mir außer acht gelassene Beispiel findet sich b. c. II, 15, 2: Ubi aut spatium inter muros aut imbecillitas materiae postulare videretur, pilae interponuntur (= interponebantur). So oft und falls der breite Raum zwischen den Mauern oder die

Schwäche des Holzes es zu fordern schien, wurden Pfeiler darunter gesetzt. — iterativ-kondicionale Aussage.

Bei der Feststellung der Frage, wie oft bei Caesar der iterative Konjunktiv neben dem noch gebräuchlicheren Indikativ sich findet, kommt es darauf an, alle in obliquen Form stehenden und von Konsekutivsätzen abhängigen sowie in den Handschriften verschieden überlieferten und zweifelhaften Fälle wegzulassen. Die von Konsekutivsätzen abhängigen fünf Stellen sind: b. g. II, 27, 3; III, 12, 1; 13, 9; b. c. I, 79, 4; III, 84, 4. Infolge der schwankenden oder anstößigen Lesarten können ferner nicht mitgerechnet werden: b. g. V, 19, 2 (eiecerat und effunderet); 34, 2 (quotiens procurrerat und procurreret); VII, 35, 1 (schon oben besprochen); b. c. II, 9, 6 (wegen der verschiedenen Interpunktion); III, 44, 6, wo die Codices das anstößige quae haben und daher schon Bentley quaecunq̄ue vorschlug; 112, 3, wo die Überlieferung der Handschriften unpassend ist. Ebenso bleiben jene Stellen unberücksichtigt, von denen es zweifelhaft sein kann, ob sie einen Iterativ enthalten, so: b. g. II, 6, 3 cum concicerent — erat; V, 5, 4 cum abesset — verebatur; VII, 17, 4 cum appellaret et diceret — petebant; b. c. I, 45, 3 cum vellent — premebant; 82, 5 si proelium committeretur — dabat; III, 24, 2, cum appropinquassent — refugiebant; 50, 1 cum animadvertissent — conciciebant et recipiebant; 51, 7 si reciperent — verebantur.

Somit bekommen wir folgende sechs iterative Konjunktive nach cum bei Caesar: b. g. I, 25, 3: cum ferrum se inflexisset — poterant (zwei Arten der Aussage: Wiederholung und Grund); II, 20, 1: vexillum, quod erat insigne, cum — oporteret (zwei Modi: Wiederholung und Bedingung); VII, 16, 3: cum — procederent, adoriebatur (so oft und weil); b. c. II, 41, 6: Cum — procurrissent, effugiebant (zwei Arten der Aussage: Wiederholung und Bedingung in einem Prädikatsverbum); III, 47, 7: cum daretur — recusabant (iterativ-koncessiv); 48, 2: cum — obiectarent, iaciebant (iterativ-kausal).

Diesen konjunktivischen Stellen mit cum, die auch von Meusel und Hale als iterative anerkannt werden, stehen nun folgende acht indikativische gegenüber: b. g. III, 14, 6; 15, 1; IV, 17, 4; V, 35, 1; 35, 3; VII, 22, 2; b. c. I, 58, 2; 79, 3. Daraus folgt, daß Caesar in Iterativsätzen der Vergangenheit nach cum fast gerade so häufig den Konjunktiv wie den Indikativ gebraucht hat.

Si mit iterativem Konjunktiv findet sich bei Caesar (nach Weglassung der zweifelhaften Beispiele) 2mal gegenüber acht indikativischen Stellen. Die zwei konjunktivischen Fälle sind: b. c. III, 110, 4: si quis — prehenderetur, eripiebatur (zwei Arten der Aussage: Wiederholung und Bedingung) und b. g. V, 35, 4: sin autem vellent, relinquebatur (= so oft und falls). Die acht indikativischen stehen: b. g. I, 48, 6 u. 7 (3mal); III, 12, 3; VII, 67, 4; b. c. I, 79, 2; II, 6, 2; 8, 2; im übergeordneten Satz steht immer das Imperfekt, im untergeordneten mit si das Imperfekt bez. Plusquamperfekt Indikativ.

Seu-seu mit Konjunktiv ist oben besprochen. Dem 1mal vor-

kommenden, bereits durchgenommenen Fall von ubi mit iterativem Konjunktiv (b. c. II, 15, 2) stehen vier mit Indikativ in der Vergangenheit gegenüber: b. g. IV, 26, 2 ubi conspexerant, adoriebantur; VI, 34, 2 ubi cuique offerebat, conederat; b. c. II, 9, 7 ubi videbatur, instruebant; 29, 2 ubi tradiderat, videbantur. Qui mit iterativem Konjunktiv zum Ausdruck einer Wiederholung in der Vergangenheit kommt nur 1mal b. g. II, 5, 5 vor, während die Beispiele mit Indikativ zahlreich (13mal) sind.

Wir finden also den sog. iterativen Konjunktiv bei Caesar nach cum 6mal, nach si 2mal, nach ubi, seu-seu und qui je 1mal, im ganzen demnach 11mal. Wenn man diese Zahlen den indikativischen Fällen entgegenhält, so geht daraus hervor, daß Caesar den in Frage stehenden Konjunktiv schon ziemlich oft angewendet hat<sup>1)</sup>.

Ausschließlich mit Indikativ konstruiert Caesar in Nebensätzen zum Ausdruck einer Wiederholung in der Vergangenheit die Konjunktionen und Pronomina ut quisque, das Relativ mit quisque und ubique, quantus, quicumque und quisquis.

Ut quisque: b. g. III, 4, 2 (im Hauptsatz steht historischer Infinitiv, im Nebensatz Imperfekt); VII, 48, 2 (Imperfekt — Plusquamperfekt); b. c. I, 2, 8 (histor. Präsens — hist. Perfekt); III, 43, 2 (hist. Perfekt — Imperfekt). Relativ mit quisque: b. g. II, 21, 6 (im Haupt- und Nebensatz hist. Perfekt); VI, 43, 2 (Imperfekt — Plusquamperfekt); VII, 28, 6 (Indikativ trotz der Abhängigkeit von einem Konsekutivsatz); b. c. I, 74, 1 (hist. Präsens — Imperfekt); III, 103, 1 (der übergeordnete Satz in Partizipialkonstruktion, im untergeordneten Imperfekt). Relativ mit ubique: b. g. III, 16, 2 (beidemale Plusquamperfekt); b. c. I, 36, 2 (im Haupt- und Nebensatz histor. Präsens). Quantus: b. g. VII, 22, 4 (Imperfekt — Plusquamperfekt); b. c. I, 81, 3 (ebenso); III, 102, 1 (mit cunque, beidemale Imperfekt). Quanto: b. g. V, 45, 1 (Imperfekt). Quicumque: b. g. IV, 26, 1 (Imperfekt — Plusquamperfekt); V, 40, 5 (hist. Präsens); 57, 4 (Imperfekt); VII, 4, 3 (hist. Präsens); b. c. I, 87, 2 (histor. oder konstatierendes Perfekt); II, 15, 3 (hist. Präsens); 41, 4 (Imperfekt — Plusquamperfekt); III, 47, 2 (beidemale konstatierendes Perfekt); 64, 2 (Imperfekt). Quisquis: b. g. VII, 46, 2 (Imperfekt — Plusquamperfekt); b. c. II, 11, 1 (hist. Präsens — hist. Perfekt); 15, 2 (ebenso).

Nachdem wir nun gefunden haben, daß Caesar in Iterativsätzen der Vergangenheit nach cum, si, seu-seu, ubi und qui den Konjunktiv ziemlich häufig gesetzt hat, entsteht die weitere Frage, ob der Schriftsteller auch in Nebensätzen zum Ausdruck einer Wiederholung in der Gegenwart den Konjunktiv gebrauchte. Behufs dessen sind vier Stellen ins Auge zu fassen: 1) b. g. VI, 17, 3. Die Handschriften lesen hier quae superaverint, was keinen Sinn gibt; E. Hoffmann schlägt qui superaverint vor, die meisten Ausgaben bieten: cum superaverunt. 2) b. g. VI, 19, 2. Die Codices haben teils uter superavit (angenommen

<sup>1)</sup> Auch Cicero hat den sog. it. Konj. nach cum häufiger, als man bisher annahm, gebraucht, was mir ein Kollege, der sich speziell mit diesem Schriftsteller beschäftigt, versicherte; vgl. hierüber auch Hale-Neitzert p. 292.

von Koch, Rheinhard und Prammer), teils uter superaverit. Eine große Anzahl Herausgeber schreibt superavit. 3) b. g. VI, 23, 9: qui venerunt (fast alle Herausgeber), qui venerint (Koch). 4) b. g. VI, 27, 2: si coniderunt (fast alle Herausgeber), si coniderint (Koch).

Man sieht, daß die Überlieferung an allen diesen Stellen schwankend ist, weshalb kein sicherer Schluß gezogen werden kann. Wenn wir aber nur auf die unzweifelhaft überkommenen Fälle Rücksicht nehmen, so erhalten wir folgende Ergebnisse: Cum mit Indikativ: b. g. I, 1, 4; IV, 2, 3; 33, 1; VI, 13, 2; 15, 1; 16, 5; 17, 3 cum constituerunt; 19, 3; 23, 4; 27, 4 u. 5. Si mit Indikativ: b. g. VI, 13, 5, 6 u. 9; 19, 3 (2mal); b. c. II, 24, 4. Ubi mit Indikativ: b. g. II, 6, 2; VI, 23, 7; VII, 3, 2 (mit cunque). Relativ mit quisque und Indikativ: b. g. V, 14, 5; VI, 23, 6; VII, 22, 1. Ut quisque mit Indikativ: b. g. VI, 15, 2. Quantus mit Indikativ: b. g. VI, 19, 1. Qui mit Indikativ: b. g. IV, 1, 5; 2, 2; V, 56, 2; VI, 13, 7; 16, 2; 20, 3; 23, 8; 28, 4. Überall ist hier der Indikativ überliefert, während in den oben erwähnten vier Beispielen der Konjunktiv unsicher bleibt. Wir können also hieraus mit Recht schließen, daß Cæsar in Nebensätzen, die zum Ausdruck einer Wiederholung in der Gegenwart dienen, den Konjunktiv vermieden hat. Dagegen gebrauchte er, wie wir gesehen haben, in der Vergangenheit ziemlich häufig diesen Modus.

In meiner Programm-Arbeit führte ich diesen Konjunktiv auf doppelte Modalität d. h. auf das Bestreben, zwei Modi durch ein Prädikatsverbum auszudrücken, zurück. Durch den Indikativ wollten die lateinischen Schriftsteller in Iterativsätzen lediglich das rein zeitliche Verhältnis des Satzes, durch den Konjunktiv dagegen aufser der Wiederholung noch eine zweite Art der Aussage — Begründung, Bedingung oder Einräumung — zum Ausdruck bringen. Durch den Konjunktiv wird also gewissermaßen auf das kausale, kondicionale oder concessive Verhältnis noch besonders aufmerksam gemacht. Diese Erklärung ist einfach und auch für unsere Schüler leicht verständlich.

Speier.

J. B. Sturm.

### Der goldene Schnitt<sup>1)</sup>.

Unter dem „Goldenen Schnitt“, „sectio aurea“ auch „sectio divina“ (göttliche Proportion) genannt, versteht man die Teilung einer Linie in der Art, daß sich der kleinere Teil zum größeren verhält, wie der größere zur ganzen Linie. Dieses Verhältnis läßt sich arithmetisch nicht ganz genau feststellen, es ist ein irrationales, wird aber annäherungsweise ausgedrückt durch die Zahlen 2, 3, 5, 8, 13, 21 u. s. w.,

<sup>1)</sup> Der goldene Schnitt und seine Beziehung zum menschlichen Körper, zur Gestalt der Tiere, der Pflanzen und Kristalle, zur Kunst und Architektur, zum Kunstgewerbe, zur Harmonie der Töne und Farben, zum Versmaß und zur Sprachbildung mit Zugrundelegung des goldenen Zirkels von Adalbert Goeringer, (prakt. Arzt und Kunstmaler in München, verunglückte leider im vergangenen Sommer auf einer Wanderung im Ötztal), München 1883, Lindauer'sche Buchhandlung (Schöpping).

so daß immer die vorletzte Zahl zur letzten addiert wird. Wenn man mit diesen Zahlen eine Gleichung herstellt, z. B.  $3 : 5 = 5 : 8$ , so ergibt sich immer eine kleine Differenz, nämlich  $5 \times 5 = 25$  und  $3 \times 8 = 24$ , und wenn man noch so hoch in der obigen Zahlenreihe hinaufgreift, so bleibt doch stets eine Differenz, die zwar mit der Größe der Zahl immer kleiner wird, aber nie ganz verschwindet. Geometrisch jedoch läßt sich das Verhältnis des goldenen Schnittes genau darstellen und zwar auf folgende Weise:

Man errichtet auf der zu teilenden Linie  $a b$  in  $a$  oder  $b$  eine Senkrechte  $b d = \frac{1}{2} a b$ , schneidet auf der Hypotenuse  $d a$  die Länge  $d e = d b = \frac{1}{2} a b$  ab und überträgt  $a e$  auf die gegebene Länge  $a b$ , so ist  $c$  der Punkt, welcher  $a b$  nach dem goldenen Schnitt teilt. Es verhält sich der Minor  $b c$  zum Major  $a c$ , wie dieser letztere zur ganzen Länge  $a b$ .

Am eingehendsten hat Dr. A. Zeising in seinem Werke „Neue Lehre von den Proportionen des menschlichen Körpers aus einem bisher unerkannt gebliebenen, die ganze Natur und Kunst durchdringenden morphologischen Grundgesetz entwickelt, Leipzig 1854“ den Gegenstand behandelt. Aus älterer Zeit sei erwähnt „Fra Luca Pacioli, Divina proportione“; Venedig 1509. In neuerer Zeit haben sich damit beschäftigt Konrad Hermann, Wittstein, Bocheneck, Pfeifer, Mathias u. a., so daß also bereits eine ansehnliche Literatur über dieses interessante Thema vorhanden ist.

Die Ausführungen Dr. Goeringers bringen über den Gegenstand selbst nichts neues, aber ihm gebührt das große Verdienst, daß nunmehr die Lehre vom goldenen Schnitt allgemein und nutzbringend angewendet werden kann durch die Erfindung seines „goldenen Zirkels“, eines Instrumentes, mittels dessen jede beliebige Strecke nach dem Verhältnisse des goldenen Schnittes geteilt werden kann.

Bisher war die praktische Anwendung des goldenen Schnittes dadurch erschwert, daß mehr oder weniger umständliche Rechnungen ausgeführt werden mußten, was in der Regel nicht nach dem Geschmack des Künstlers und auch nicht nach dem vieler anderer Leute ist. Mit der Erfindung des goldenen Zirkels ist es dem Künstler, dem Baumeister, dem Kunsthandwerker ohne weitere Umstände möglich, seinen Schöpfungen ein harmonisches Gepräge zu verleihen. Das Problem, ein Instrument zu erfinden, welches die Teilung nach dem goldenen Schnitt automatisch bewerkstelligt, hat Dr. Goeringer in äußerst genialer Weise gelöst. Sein goldener Zirkel ist von einer geradezu verblüffenden Einfachheit. Man denkt dabei unwillkürlich an das Ei des Kolumbus und wundert sich, daß diese Erfindung nicht schon längst gemacht worden ist.

Man denke sich einen gewöhnlichen Zirkel, dessen Schenkel wechselseitig nach dem goldenen Schnitt geteilt sind, so zwar, daß an dem einen Schenkel der Major, an dem anderen der Minor zu oberst ist, in den Teilpunkten je ein Gelenkstück = dem unteren Teil des betreffenden Zirkelfußes und die beiden Gelenkstücke unten in einem Drehpunkt vereinigt, wobei dieser dritte Punkt in jeder Zirkelstellung

die Teilung nach dem goldenen Schnitt bewerkstelligt, das ist das ebenso einfache als sinnreiche Instrument. Der Zirkel wird vom Verf. in 2 Größen hergestellt. Der gröfsere hat eine Spannweite von 2 Metern, so dafs man ganze Figuren in Naturgröfse damit messen kann; der kleinere misst 30 Centimeter, es lassen sich aber auch mit diesem, und zwar durch Visieren, gröfsere Abmessungen vornehmen. Mit dem goldenen Zirkel hat der Verfasser zahlreiche Messungen, sowohl am lebenden Modell, als auch an anatomischen Objekten gemacht, und dabei haben sich die wechselseitigen Verhältnisse des menschlichen Körpers in ebenso ungezwungener als naturgemäfsere Weise ergeben.

Es ist klar, dafs der Künstler in der Folge lieber den goldenen Zirkel zu Rate ziehen wird, als die Proportionslehre eines Schadow, Carus, Karl Schmidt oder Trost, mit ihren vielfach divergierenden Mafsangaben und endlosen Zahlenreihen, so verdienstvoll die genannten Werke auch an und für sich sind.

Nächst dem menschlichen Körper sind es vor allem die Werke der Architektur, an denen das Verhältnis des goldenen Schnittes zur Geltung kommt. Messungen an griechischen Tempelbauten haben ergeben, dafs das Verhältnis der Breite zur Höhe des Gebäudes, des Säulenschafes zum Oberbau, der Ausbauchung und bezw. des Beginns der Verjüngung der Säule nach oben und vieles andere häufig dem Verhältnisse des goldenen Schnittes entspricht. Läfst sich doch aus Euklid, Elemente 4. Buch, entnehmen, dafs den Griechen der goldene Schnitt nicht unbekannt war. Wahrscheinlich wurde er schon von den Egyptern angewendet, wie dies vornehmlich am Tempel zu Denderah zu Tage tritt. Von den Egyptern ist diese Kenntnis wohl den Griechen überliefert worden, was auch mit anderen Mafsverhältnissen, z. B. dem Stadium, das egyptischen Ursprungs ist, der Fall war. Wir dürfen ferner annehmen, dafs die Lehre vom goldenen Schnitt den Baukünstlern des Mittelalters bekannt war. Zu keiner Zeit war die Kunst der Geometrie und des geometrischen Zeichnens so populär, gewissermafsen in Fleisch und Blut des Volkes übergegangen, wie im Mittelalter. In Kunst und Gewerbe spielte Zirkel und Winkel die gröfste Rolle, alles beruhte auf geometrischen Konstruktionen. „Zirkels Kunst und Gerechtigkeit ohn Gott niemand ausleit“<sup>1)</sup> finden wir als Motto in des Regensburger Dombaumeisters W. Roritzers Büchlein „Von der Fialen Gerechtigkeit“. Besonders wurde diese Kunst in den Bauhütten des Mittelalters gepflegt, und die hochaufstrebenden gotischen Dome mit ihrer wunderbaren Verteilung von Kraft und Last, mit ihrem reichen Mafswerk, das sich wie Filigran bis an die Knäufe der Turmhelme hinaufzieht, mit ihrer schrankenlosen Vergeistigung der Materie, geben hievon beredtes Zeugnis.

Der goldene Schnitt war wohl auch den Baubrüderschaften des Mittelalters nicht fremd, denn in einer grofsen Anzahl romanischer und gotischer Kirchen treffen wir diese Regel angewendet. So finden sich

<sup>1)</sup> auslegt.

solche Beziehungen im Dom zu Goslar, in St. Godehard zu Hildesheim, zu Limburg a. d. Hardt, in den Domen zu Naumburg, Münster und Köln, der Elisabethkirche zu Marburg, im Dom zu Regensburg, Ulmer Münster, Stephansdom zu Wien u. a. m., und es wäre sehr wünschenswert, wenn hierüber eingehende und genaue Untersuchungen stattfänden.

Nun würde es aber verfehlt sein, wenn man alles Schöne, was geschaffen worden, auf die Kenntnis der Lehre vom goldenen Schnitt zurückführen wollte. Nichts wäre verkehrter als das. In Gegenteil, wir dürfen annehmen, daß nur ein kleiner Teil jener Meister zu den Wissenden gehörte, daß vielmehr die meisten jener Schöpfungen, welche wir als schön bezeichnen, dem angeborenen Schönheitsgefühl gottbegnadeter Naturen entsprossen sind. Aber dieses Schönheitsgefühl ist eben nichts weiter, als die unbewusste Anwendung des goldenen Schnittes. Die Proportionen des goldenen Schnittes werden von jedem Auge als gefällige, als schöne, empfunden. Wir sehen dies schon an Gegenständen des gewöhnlichen Gebrauches. Ein Buch z. B., welches nach Höhe und Breite dem goldenen Schnitt entspricht, hat ein ansprechendes Verhältnis, neben welchem jedes andere dem Auge als minderwertig erscheint. Die schwedischen Zündholzschächtelchen geben ziemlich genau das Verhältnis des goldenen Schnittes. Die Länge als Einheit betrachtet, ergibt die Breite genau den Major, die Dicke nahezu den Minor.

Nach Zeising und Goeringer erstreckt sich das Gesetz des goldenen Schnittes aber nicht nur auf den menschlichen Körper, auf Architektur und Kunstgewerbe, sondern auf die ganze organische und anorganische Welt. Es soll in gleicher Weise auf das Krokodil, den Walfisch und das Pferd, wie auf Pflanzen und Kristalle Anwendung finden. Und wenn dieses Gesetz für alle Schöpfungen unseres Erdballs gilt, warum sollte es nicht auch für das ganze Weltall gelten? In der That bejaht Zeising diese Frage. Er will sogar die Fixsterne, die Billionen von Meilen auseinanderliegen, mit diesem Gesetz in Beziehung bringen, was selbst Dr. Goeringer als zu weit gehend erachtet, der nur die Anwendung auf unser Sonnensystem zugibt. Interessant ist es, was Goeringer über das Walten des goldenen Schnittes in Musik und Sprache mitteilt, doch dürften wohl auch hier noch genauere Untersuchungen abzuwarten sein.

Es ist begreiflich, daß die Verfechter einer neuen Lehre, die Entdecker eines aufgefundenen Naturgesetzes, gerne ins Ungemessene schweifen und alles in ihr System zwingen möchten. Es sind daher solche weitgehende Perspektiven zum mindesten mit großer Vorsicht aufzunehmen, und man darf dabei nicht vergessen, daß sich die Natur nicht an ein einziges Gesetz bindet, sondern daß sie ihre Bildungen auch nach anderen Gesetzen — ich erwähne beispielsweise nur das Gesetz der Symmetrie — hervorbringt. Aber eines der wunderbarsten ist und bleibt die Regel vom goldenen Schnitt.

Regensburg.

C. Th. Pohlig.

## II. Abteilung.

### Rezensionen.

Norden Eduard, Beiträge zur Geschichte der griechischen Philosophie. (Bes. Abdruck aus dem 19. Suppl.-Bande der Jahrb. f. klass. Philologie). Leipzig 1892 (S. 367—462). Preis M. 2,40.

Der durch Scharfsinn und Belesenheit hervorragende Verfasser gibt in diesen „Beiträgen“ 5 Abhandlungen zur Geschichte der nachsokratischen Philosophie. Die umfangreichste und bedeutendste darunter ist wohl die zweite „Zu den Briefen des Heraklit und der Kyniker“. Norden betont in seinem Vorwort mit Recht, immer mehr breche sich die Erkenntnis Bahn, das ein eingehendes Studium der Kirchenschriftsteller für jeden, der sich mit griechischer Philosophie beschäftigt, unerläßlich sei. Wieviel wichtiges Material zur Geschichte der alten Philosophie hier noch ungehoben und kaum beachtet ruht, lehrt die Thatsache, das es dem Verfasser dieser Beiträge gelungen ist, einem Forscher von Jakob Bernays' Bedeutung auf dessen eigenem Gebiete mit Erfolg entgegenzutreten. Bernays hatte den 4. heraklitischen Brief ebenso wie den 7. und 9. mit Recht als Fälschung eines Juden oder Christen erklärt; jedoch fand er, das in dem Brief Dinge ständen, die man wiederum „nur bei einem heidnischen Schriftsteller erwarten könne“. Er sah sich deshalb zu der Annahme genötigt, der jüdische oder christliche Fälscher habe nicht den ganzen Brief verfaßt, sondern einen ihm vorliegenden Brief eines heidnischen Schriftstellers interpoliert. Auf Grund ergiebiger Sammlungen aus Philo und aus christlichen Autoren zeigt Norden die Hinfälligkeit dieser Annahme: weder die Verwendung heidnischer Mythologie und die Verherrlichung des Herakles noch das Lob der *παιδεία* sind jenen so fremd, wie Bernays vorausgesetzt hatte. Wichtiger noch ist das 2. Stück dieser Abhandlung, „über den 28. Brief des Diogenes“, wo Bernays' Annahme einer christlichen Fälschung gleichfalls mit reichem Material zurückgewiesen und die vielfachen Berührungen zwischen dem jungen Christentum und dem Kynismus besonders aus Schriften des Kaisers Julian, des Johannes Chrysostomus und des Gregor von Nazianz nachgewiesen werden. Am Ende dieses Aufsatzes bespricht N. den Schluß der Rede des Aristides *ὑπὲρ τῶν τετιάρων*; die wütende Invective des Rhetors gegen seine persönlichen Gegner, „vielleicht das Interessanteste, was in dem ganzen Aristides steht“, wurde in alter Zeit auf griechische Philosophen (Kyniker), von einigen neueren Erklärern auf



die Christen gedeutet. N. entscheidet sich mit gutem Grunde für die erstere Ansicht. Diese sicheren Einzelergebnisse werden an Wert übertroffen von dem methodischen Gewinn der Gesamtuntersuchung, der in den Satz zusammengefaßt ist, „dafs in den ersten Jahrhunderten unserer Zeitrechnung die Grenzmarken, welche die griech. Philosophie, speziell die kynische, von den Ideen des Christentums trennen, keineswegs sehr scharf hervortreten, sondern dafs auf einem großen Stück gemeinsamen Bodens die alten Gedanken fortwucherten und die neuen aufkeimten“. Mit umfassendem Blick hat Edwin Hatch in seinen gedankenreichen (von N. noch nicht benützten) Hibbertvorlesungen dieses Verhältnis geschichtlich entwickelt (deutsch von E. Preuschen unter dem Titel „Griechentum und Christentum“, Freiburg 1892; vgl. hier namentlich die 6. Vorlesung<sup>1)</sup>).

Unter den übrigen Abschnitten der Nordenschen „Beiträge“ handelt der erste über einige Schriften des Antisthenes. Der Doppeltitel *Περὶ τῶν σοφιστῶν φυσιογνωμονικός* im Schriftenverzeichnis bei Diog. La. VI 1, 9, 15 wird, nach Ablehnung einer allzukühnen Hypothese Dümmlers, auf eine Streitschrift gegen das eitle und prunkvolle Auftreten der Sophisten gedeutet<sup>2)</sup>. Rich. Förster weist in dem soeben erschienenen 1. Band der *Scriptores Physiognomici* (p. CXC) die Dümmlersche Vermutung gleichfalls zurück, bezweifelt aber die Zusammengehörigkeit der beiden Titel und hält daher N.'s Aufstellung für unsicher. Mir scheint hier N. Recht zu haben; gerade das einzige Fragment, das Athenäus XIV 565 F erhalten hat (*Ἀντισθένης δ' ἐν Φυσιογνωμονικῷ „καὶ γὰρ ἐκείναι τὰ δελγᾶκια πρὸς βίαν χοριάζουσα“*) läßt sich ungezwungen nur mit N. als Anspielung auf die Sophisten deuten und bestätigt so den Doppeltitel, obgleich Athenäus nur dessen zweite Hälfte nennt. In den antisthenischen Schrifttiteln *Κύριος ἢ ἐρώμενος, Κύριος ἢ κειύσκατοι* erkennt N., der die von Cobet angenommene Lesart des Florentinus (*Κῦρος* statt *κύριος*) verwirft, wichtige Schlagworte des alten Kynismus: *κύριος* heißt der kynische Weise als Herr seiner Leidenschaften und so auch als Herr aller Unweisen; *ἐρώμενος* ist er im sokratischen Sinn und endlich *κειύσκατος* als der gottgesandte Ergründer der menschlichen Fehler und Leidenschaften<sup>3)</sup>. Das Wort klingt noch in dem *spectare* bei Horat. epist. II 1, 97 deutlich nach.

Der 4. Beitrag versucht die Rekonstruktion der Varronischen Satire *Prometheus liber* oder *liberatus*; ein Anhang zu diesem Abschnitt geht der Frage nach, wann Prometheus zuerst als Menschenbildner aufgefaßt worden ist. Indem N. die Reste jener Satire durch

<sup>1)</sup> Zu Norden S. 394, Anm. 2: Wenn Odysseus im 19. Kratesbrief *πάντων μελικρότετος ἑταίρων* genannt wird, so geht diese Bezeichnung, die N. nicht zu deuten weiß, vielleicht auf Odys. x 190 ff., wo erst die mutlose Ansprache des Odysseus die Gefährten mit Angst und Schrecken erfüllt; vgl. dazu die *ἀπορία* und *λύσις* bei Porphyrius (Quaest. hom. ad Odys. pertin. coll. H. Schrader p. 98): *ἀλόγων ἴστι τὸ τοὺς ἑταίρους ἀθμίαι περιβάλλειν . ἴσεται δὲ ἐκ τοῦ καιροῦ κτλ.*

<sup>2)</sup> Dieselbe Deutung hatten schon vorher Ad. Müller de Antisth. vita (1860) p. 44 u. Henrychowski in einem Gnesener Progr. (1870) gegeben.

<sup>3)</sup> Vgl. auch Zeller, Sitzgsber. d. Berl. Akad. d. Wissenschaften, 1893 S. 129 ff.

Analogien aus der philosophischen Literatur über die *πρόνοια* und aus der Fabeldichtung erläutert, gibt er abermals ein anziehendes Beispiel seiner schon in seinen *Observat. sel.* in Varronis sat. Menippeas (1891) bewährten Kunst, durch scharfe Auffassung und mit Hilfe einer umfassenden Belesenheit die traurig verstümmelten Überbleibsel der varronischen Dichtungen in ihren ursprünglichen Zusammenhang zurückzusetzen und so aus dem Einzelnen das Ganze, aus dem Ganzen die Einzelheiten mit glücklicher Kombination aufzuhellen. Den hier und in den *Observ.* Varron. von N. angeführten Stellen alter Autoren, wo über die Zweckmäßigkeit von Bau und Einrichtung des menschlichen Körpers verhandelt wird, ist noch eine wichtige bisher m. W. nicht beachtete Auseinandersetzung darüber hinzuzufügen, das 7. Kapitel von Gregors von Nyssa Schrift *de officio hominis* (*Migne Patrol.* gr. 44, 140—144): *Αἰὰ τί γυμνός τῶν ἐκ φύσεως ὄπλων τε καὶ προκαλημμάτων ὁ ἄνθρωπος.* Die Angriffe der neukademischen Skepsis kommen hier ausführlicher zu Wort als bei Seneca *de benef.* II 29; sie sollen durch den Nachweis widerlegt werden, daß gerade diese Bedürftigkeit den Menschen nötige, sich die Herrschaft über die Tiere zu sichern: *τὸ δοκοῦν ἐπιτεεῖ τῆς φύσεως ἀγορῆ πρὸς τὸ κρατεῖν τῶν ἰποχειρίων ἐστίν*<sup>1)</sup>. — Der 5. Aufsatz „Über den Streit des Theophrast und Zeno bei Philo *περὶ ἀγθαρσίας κόσμου*“ verteidigt mit neuen Gründen Zellers Annahme, daß bei Philo Theophrast gegen den Stifter der stoischen Schule polemisiere, namentlich gegen v. Arnims Bedenken. N. weist auf die vorher nicht verwertete Tatsache hin, daß die meisten der von Theophrast bekämpften Beweise für die *φθορὰ κόσμου* auch bei Lucretius (V 235—415) vorkommen und macht es sehr wahrscheinlich, daß Lucretius auch hier auf Epicur, nicht auf eine stoische Quelle zurückgeht (namentlich mit Bezug auf fr. 305 Us.). (Ich bemerke übrigens, daß Arnim seinen Standpunkt sofort gegen N.s. Einwände [in den *Jahrb. f. klass. Philol.* 1893, Heft 7] zu wahren versucht hat)<sup>2)</sup>. S. 452 hätte N. den Stellen, wo Seneca den Weltuntergang erwähnt, auch noch den Schluß der *consolatio ad Marciam* hinzufügen können.

Es bleibt noch die 3. Abhandlung zu besprechen: „Philosophische Ansichten über die Entstehung des Menschengeschlechts, seine kulturelle Entwicklung und das goldne Zeitalter“. N. beweist hier, mit Benützung einer interessanten Stelle in den auf Plutarch und Proclus zurückgehenden Scholien des Tzetzes zu Hesiods *ἔργα*, daß schon bei Epikur selbst der scheinbare Widerspruch vorkam, der bei Lucretius und Tzetzes auffällt: einerseits nämlich werden die Urmenschen als hilflose und täglich um ihr armseliges Leben ringende Geschöpfe ge-

<sup>1)</sup> Über die Lehre des hl. Gregor von Nyssa vom Urzustande des Menschen hat neuerdings Adam Krampf in einer Würzburger theologischen Dissertation (1889) gehandelt: irgendwelche Kenntnis griechischer Philosophie würde man jedoch in ihr vergeblich suchen. Doch wird sie der Philologie nicht ohne alles Interesse lesen, da hier mit fast erheiternder Naivetät die Grundsätze ausgesprochen und durchgeführt sind, die man auf gewisser Seite als „Methode“ ansieht.

<sup>2)</sup> Auch die Annahme, die Schrift *περὶ ἀγθαρσίας κόσμου* sei dem Philo untergeschoben, will Arnim auch jetzt noch gegen Cumont u. a. aufrechterhalten.

schildert, andererseits wird ihr Zustand als das Ideal gepriesen gegenüber der verdorbenen Kulturmenschheit. N. weist für die Vereinbarkeit der Vorstellung eines rohen mit der eines glückseligen Zeitalters sehr richtig auf Rousseau hin (ähnliches bei E. Weber, Leipz. Stud. X 125, 1). S. 417. Anm. 1 hätte statt der Lucrezstudien von Bruns wohl die Greifswalder Dissertation von Rusch, de Posidonio Lucreti auctore in libro VI (1882) erwähnt werden sollen. Für die Ausflucht der stoischen Teleologie, die wilden Tiere seien gleichfalls des Menschen wegen *γυμνασίων ἐρέξεν* geschaffen, hat schon Zeller III<sup>9</sup> I, 172, 1 eine Reihe von Stellen gesammelt; vgl. auch Wendland, Philos. Schrift über die Vorsehung, S. 80, 4. — Posidonius versuchte die epikureische Ansicht vom rohen Urzustand zu verbinden mit der populären Vorstellung über das goldene Zeitalter, indem er dieses erst mit der Erfindung der Künste des Ackerbaues, der Schifffahrt u. s. w. durch die „Philosophen“ beginnen liefs. N. behauptet, diese Lehre des Posidonius habe auf die dichterische Darstellung des goldenen Zeitalters wenig Einfluß gehabt: außer Vergil (Aen. VIII, 319 ff.) habe sie nur noch Ovid übernommen (das Zitat muß heißen fasti IV, 395 ff.; der Druckfehler 805 ff. steht schon in Schmekels Dissertation). Dabei ist jedoch gerade der Hauptvertreter der Anschauung des Posidonius übersehen: der sogen. Manilius folgt wie überall in seinen philosophischen Exkursen, so auch hier (I, 40 ff.) dem Posidonius. Ich gehe hier auf die Sache nicht näher ein, da ich in meinen im Druck befindlichen „Studien über Cl. Ptolemäus“ das Verhältnis des Manilius zu Posidonius im Zusammenhang erörtert habe. Statt dessen möchte ich hier N.s Abhandlung in einem andern Punkte ergänzen. Er führt aus der Vorrede des 1. Bandes der Schneiderschen Theophrastausgabe (1820) einen anonymen Traktat an, „dessen Verfasser verhältnismäßig sehr gut orientiert ist“; aus ihm entnimmt er eine Auseinandersetzung über die Entstehung der Lebewesen, die er auf dieselbe Quelle wie das Tzetzescholion zurückführt, auf einen Autor, bei dem das spezifisch Epikureische beseitigt ist. Es scheint sowohl Norden als seinem Rezensenten P. Wendland (vgl. Theolog. Literaturzeitung 1893 Nr. 20 und Berl. Philol. Wochenschr. 1893 Nr. 47) unbekannt geblieben zu sein, daß der Anonymus 10 Jahre nach Schneiders Theophrast bereits vollständig veröffentlicht worden ist; das Buch führt den Titel: *Incerti auctoris christiani dialogus Hermippus s. de astrologia libri II nunc primum edidit O. D. Bloch, Havniae 1830* (VIII, 64 S.). Der Dialog, am Anfang der Schrift nicht ohne Eleganz zwischen dem Anonymus und seinem Schüler Hermippus geführt, verläuft von I 2 an in eine zusammenhängende Ausführung, die nur am Anfang des 2. Buches wieder zur Dialogform übergeht. N. hat nach dem kurzen Fragment, das ihm bekannt war — es ist Kapitel 1 und 2 des 2. Buches und steht in Blochs Ausgabe S. 29 ff. — den Autor vollkommen richtig beurteilt; er ist in der That sehr gut unterrichtet und liefert nicht nur Beiträge zur Geschichte der epikureischen, sondern auch der stoischen, neuplatonischen, pythagoreischen Philosophie; seinen eigenen Standpunkt gegenüber biblischer und heid-

nischer Weisheit hat er im 1. Kapitel mit auffallendem Freimuth ausgesprochen. Einzelnes aus der Schrift habe ich in meinen Ptolemäusstudien verwertet; ein Demokritfragment aus ihr hat ganz kürzlich H. Diels bekannt gemacht<sup>1)</sup>. Hier will ich noch einiges über die Quellen des Anonymus bemerken. Der Leser der Schrift kann nicht in Zweifel geraten, daß der Verfasser den bedeutendsten Einfluß vom Neuplatonismus erfahren hat. Es ist also sehr wohl möglich, daß er seine Kenntnis der epikureischen Lehre aus demselben Schriftsteller schöpft wie Tzetzes, entweder aus Proklus oder direkt aus Plutarch. Selbst daß er gerade einen Hesiodkommentar benützt hat, ist nicht ganz unwahrscheinlich, obwohl ich die Sache zur Zeit noch nicht entscheiden möchte. Im 12. Kapitel des 2. Buches (p. 45 ff.) verlegt er nämlich das Elysium und gleich darauf das Paradies (vgl. Rohde Gr. Rom. 205, 1) in die Äquatorialgegenden und erklärt, nirgendwo anders als dort habe das Leben des goldenen Zeitalters begonnen, das Hesiod gepriesen habe (aus den *ἔργα* führt er eine Anzahl Verse an). Ein Zeugnis für seine Behauptung liefert ihm die Annahme, der Mensch sei von Natur nicht zum Fleischgenuß geschaffen; also müsse ihm die Natur einen Wohnsitz angewiesen haben, wo er ohne Tötung der Tiere leicht sich habe nähren können. Gegen die Fleischnahrung hebt er 2 Gründe hervor: ἡ τε γὰρ τοῦ σιόματος καὶ τῶν ὀδόντων κατασφηνὴ οὐ τοιοῦτον αὐτὸν ἀπογαίνουσιν findet sich auch bei Plutarch (de esu carn. I, ed Wyttenb.). Ausführlicher wird der erste Grund behandelt: Das Herrschende muß ἀνιάρχεσις sein als das Beherrschte; nun aber brauchen wir, wenn wir Fleisch essen, die Tiere viel nötiger, als sie uns irgendwann brauchen; also ist die Fleischnahrung der Natur zuwider. Daran reiht sich die Frage: Ἄρα οὐκ οὕτω καὶ πρὸς τοιαύτην κατέσταναν γέγονε τὴν ἀρχὴν ἢ χρόνῳ ἕστερον εἰς τροφήν καὶ ἡδονὴν ἐπιπέσων καὶ τοῦτων ἐδεῖσθαι, ἢ μᾶλλον αὐτοῦ δεῖσθαι γέγονε; ἐγὼ μὲν τοῦτω πλέον ἢ ἐκρίνω τίθεμαι. καρπῶν γὰρ παντοῖα εἶδη καὶ ὠραίων καὶ λαχάνων ἀνόματος χορηγία, εἶτι δὲ πρὸς ποτὸν αἰ πηγαί, ἀφθόνως πανταχοῦ γῆς ἕρπονται. ἀπραγματέον τοῦτω πανδασίαν παρέρχοντι ἂν, εἰ σωφρονεῖν ὅλως ἐξουλίετο, καθαρὸς τε ἂν ἔν καὶ τῆς ἀπὸ τῶν ζῴων τροφῆς. Man sieht hier deutlich, wie für die neuplatonische Forderung eine Stütze in der epikureischen Lehre über ἀνιάρχεια und λιότης gesucht wird, ähnlich wie im 1. Buch von Porphyrius de abstinentia. Zu unserer Stelle sind in Useners Epicurea fr. 458 ff. zu vergleichen; die epikureische Anschauung, daß die φύσις τὰ ἀναγκαῖα ἐποίησεν ἐπιπόρεια, liegt ihr unverkennbar zu Grunde. Unsicherer ist der Bezug auf Epikur an einer anderen Stelle. Der Anonymus macht den Astrologen im 4. Kapitel des 2. Buches folgenden Einwand: τί κοινὸν τοῖς οὐρανόις πρὸς τὴν ἐπὶ καιροῦ δυναστείαν, εἰ πάντες παρ' ἐκείνους ὁμοίμοι; τίς δὲ κοινωνία πρὸς πλοῦτον. ἢ γε οὐκ ἐφθῆς τῆ τοῦ παντός συνεισλήθε γενέσει, ἀλλὰ χρόνῳ ἕστερον κακοδαμόνων τινῶν ἀδικίᾳ καὶ πλεονεξίᾳ χρησαμένων ἐτήρηματα γέγονε; πῶς δὲ εἰκὸς τοῖς γενομένοις μάχας καὶ πολέμους συνάπτειν

<sup>1)</sup> Archiv f. Gesch. d. Philos. VII, 2.

· που γε ἐξ ἀρχῆς μὲν οὕτως τῇ φύσει ἀπείρηται, φιλίαν δὲ καὶ ὁμόνοιαν ἀσπάζεσθαι τὸ παράπαν νενομιστέηται; das kann ebensogut kynisch beeinflusst sein (vgl. z. B. Weber a. a. O. X 97 f.), wie denn auch N. nicht versäumt hat, auf diesen Berührungspunkt zwischen Epikureismus und Kynismus in der Schilderung des rohen, aber glücklichen Urzustandes der Menschheit hinzuweisen (S. 416 f.).

Druckfehler sind mir in N.s Schrift nur wenige aufgefallen; S. 390 muſs es in dem Zitat aus Pitras Anal. Sacra, die ich augenblicklich nicht einsehen kann, vermutlich heißen κατὰ τὴν Ἡρακλείους παροιμίαν νικίσασα statt καὶ τὴν κιλ. Es wird erlaubte Pedanterie sein, zu beanstanden, daſs Norden mehrmals Zeller ‚Gesch. d. Phil.‘ zitiert; bei einem Werk von diesem Range ist auch der Titel unantastbar.

München.

Dr. F. Boll.

Lehrbuch der Logik zum Gebrauche an Gymnasien und zum Selbstunterrichte von Anton Behacker, K. K. Professor am Staatsgymnasium in Linz. Mit 33 Textabbildungen. Zweite, verb. Auflage. Wien, Tempsky 1891. 146 u. VIII Seiten. 8°. Preis 1 fl.

Wir haben ein recht sauber gearbeitetes Lehrbuch der Logik vor uns, welches zwar keinen nennenswerten Fortschritt der Wissenschaft erkennen läſt, aber doch den von alten und neuen Logikern gebotenen Stoff ganz geschickt zur Darstellung bringt. Es zerfällt in 4 Abschnitte, nämlich in die Lehre vom Begriff, Urteil, Schluss und Beweis. Bei der Lehre vom induktiven Beweise habe ich mit Befriedigung bemerkt, daſs J. St. Mills Methoden der induktiven Forschung angeführt sind.

Freilich ist es für mich rätselhaft, wie unsere lieben Stammesbrüder in Österreich ein solches Werk beim Unterricht an Gymnasien als Schulbuch gebrauchen können. Ich kann die Besorgnis nicht los werden, daſs, wenn der ungemein reiche und mannigfaltige Inhalt desselben in den wenigen zur Verfügung stehenden Lehrstunden durchgepeitscht ist, der Schüler gestehen muſs: „Mir ist von allem dem so dumm, als ging mir ein Mühlrad im Kopfe herum“. Mir scheint es, als ob man in Österreich bei Abfassung und Genehmigung von Schulbüchern fast nur darauf achtet, ob der Inhalt derselben richtig und in befriedigender Form geboten ist, nicht aber auch darauf, ob derselbe unter den gegebenen Umständen geeignet erscheint, ins Bewusstsein des Schülers aufgenommen zu werden. Der Kopf des Schülers ist ja kein Sack, in den man alles Mögliche oder Unmögliche nach Gutdünken hineinpflanzen kann. Wie soll neben einem Wust von Religionslehre, von deutschen, lateinischen, griechischen, französischen, englischen, hebräischen und mittelhochdeutschen Sprachkenntnissen, von zahllosen, überaus verschiedenartigen Gedanken alter und neuer Klassiker, von Algebra, Planimetrie, Stereometrie, ebener und sphärischer Trigonometrie, Physik und Astronomie, von alter, mittlerer und neuer Staatsgeschichte, Geographie, Kulturgeschichte und Literaturgeschichte, von Kenntnissen aus der Stilistik, Poetik und Rhetorik —

auch noch ein so dickes Lehrbuch der Logik in einem armen Schülerhirne Platz haben?

Auf Einzelheiten einzugehen hätte ich wohl Lust, aber hiezu fehlt in diesen Blättern der Raum, den ich bei Besprechung anderer logischen Schriften vielleicht schon zu sehr in Anspruch genommen habe. Nur die einzige Bemerkung möchte ich mir erlauben, dafs S. 24 ein Blitz als Zustandsbegriff statt als Dingbegriff, S. 28 eine Schlacht fälschlich als ein Ding bezeichnet ist; nach meiner Ansicht sind die kämpfenden Heere Dinge, nicht aber die Schlacht, welche S. 24 richtig als Zustand oder Thätigkeit aufgefaßt ist.

Bayreuth.

Ch. Wirth.

Monumenta Germaniae Paedagogica. Bd. XIII Die siebenbürgisch-sächsischen Schulordnungen mit Einleitung, Anmerkungen und Register herausgegeben von Dr. Friedrich Teutsch, Seminardirektor in Hermannstadt. 2. Bd. 1782—1883. Berlin, Hofmann u. Komp. 1892. LXXXVIII u. 623 S.

Monumenta Germaniae Paedagogica. Bd. XIV Geschichte der Erziehung der bayerischen Wittelsbacher von den frühesten Zeiten bis 1750. Urkunden nebst geschichtlichem Überblick und Register von Dr. Friedrich Schmidt, Gymnasialprofessor in München. Berlin, Hofmann u. Komp. 1892. CXXV u. 460 S.

Die Mehrzahl der 55 in dem 2. Bande der siebenbürgisch-sächsischen Schulordnungen vorgelegten Urkunden, welche in der Zeit von 1782—1883 entstanden sind, ist hier zum erstenmal veröffentlicht. In der Einleitung verbreitet sich Teutsch wie in der zum 1. Bande (s. Jahrg. XXVI d. Blätt. S. 228) über die Fundorte der einzelnen Urkunden, über die Art ihrer Entstehung und den Einfluß der österreichischen und deutschen Schulgesetzgebung auf dieselben, auch über die Verfasser und die zur Erklärung mancher bereits vorhandene Literatur. So ist hier ein reiches und sorgfältig vorbereitetes Material gesammelt, welches die Ausarbeitung einer Geschichte der evangelischen Schulen Siebenbürgens ermöglicht.

Noch aus dem Ende des 18. Jahrhunderts sind ziemlich eingehende Instruktionen, Lehrpläne und Strafbestimmungen erhalten wie für das Kronstädter Gymnasium die Instruktion vom Jahre 1782, für das Hermannstädter Kirchen- und Schulwesen 1776—97. Epochenmachend ist dann der „Schulplan für Gymnasien“, dessen Ausarbeitung und Genehmigung sich in den Jahren 1823—1834 hinzog; derselbe erstrebt gleichmäßige Einrichtung und Anforderung in den siebenbürgischen Gymnasien; der Schwerpunkt bleibt in den alten Sprachen, doch erfolgen Zugeständnisse an die Realien. Teutsch weist den Einfluß der preussischen Ordnung von 1816, der „Unterrichtsverfassung“ von Süvern, auf diese Reform nach. Die Bestimmungen über den

griechischen Unterricht in diesem Schulplan fordern zwar „fortgesetzte Lektüre gewählter griechischer Schriftsteller“ S. 268, aber wir sehen z. B. aus dem Lustrierungsbericht über das Kronstädter Gymnasium 1845, daß man sich auch auf Chrestomathien beschränkte s. S. 350. Der von Bonitz und Ezner ausgearbeitete österreichische „Organisationsentwurf“ gelangte 1849 auch nach Siebenbürgen und wurde vom Oberkonsistorium einer Kommission zur Prüfung vorgelegt; es ist interessant zu erfahren, daß diese Kommission auch gegen das in jenem Entwurf angestrebte Gleichgewicht der sprachlichen und naturwissenschaftlich-mathematischen Fächer ankämpfte und sich für Einführung des Entwurfs nur für den Fall aussprach, „wenn der in diesem Entwurf unverkennbar hervortretenden Überbürdung der Schüler durch Reduktion der sog. Realien auf die rechte Weise vorgebeugt worden sei“; indem die Anträge des Oberkonsistoriums berücksichtigt wurden, war dann dieser Entwurf 1850—1883 auch Richtschnur für die deutschen Gymnasien und Realschulen in Siebenbürgen. Durch das ungarische Mittelschulgesetz vom Jahre 1883 wurde der selbständigen Entwicklung der sächsischen Gymnasien zunächst ein Ende gemacht; die Sammlung schließt mit den gegen die Einführung dieses Gesetzes gerichteten Petitionen des Landeskonsistoriums.

Im XIV. Bande der Mon. Germ. paed. gibt Schmidt zuerst in einem geschichtlichen Überblick, S. 1—CXXIV, Ergebnisse seiner mühsamen Sammlung und Sichtung des Urkundenmaterials über die Erziehung und Ausbildung der bayerischen Wittelsbacher. Auf Grund genauer Kenntnis der einschlägigen historischen Literatur ist hier manches Interessante über Bildungsmittel und Bildungsstand der fürstlichen Persönlichkeiten auch aus den früheren Jahrhunderten beigebracht; bestimmtere und eingehendere Nachrichten besitzen wir erst von der Mitte des 16. Jahrhunderts an, nachdem die Erziehung der bayerischen Prinzen den Jesuiten übertragen war. In den hier veröffentlichten Urkunden finden wir ihre Unterrichtsstoffe und Methodik; ihre Erziehungsgrundsätze sind auch in weniger bedeutenden Dingen festgehalten; so wird z. B. das Schwimmen untersagt und für besondere Fälle auch der Gebrauch der Rute zugelassen s. S. XLVIII. Da ein Teil der bayerischen Prinzen für den geistlichen Stand bestimmt wurde, so waren auch die sogenannten höheren Studien in Betrieb; die Prinzen stellten z. B. Thesen in der Philosophie auf und disputierten darüber. Anders gestaltete sich bald die Ausbildung der für das weltliche Regiment bestimmten Fürstensöhne. Wie in den Ritterakademien jener Zeiten wurden neuere Sprachen, juristische, staatswissenschaftliche und historische Studien, ferner Naturwissenschaften, Mathematik und Kriegskunde in den Lehrplan derselben aufgenommen. Im 17. Jahrhundert kommt auch am bayerischen Hofe französische, und infolge des Einflusses der savoyischen Prinzessin Adelheid, Gemahlin des Kurfürsten Ferdinand Maria, auch italienische Sitte und Art in der Erziehung der kurfürstlichen Kinder zur Geltung. Diesen Zeiten gehört auch eine italienische Instruktion an, welche S. 192 ff. abgedruckt ist. Indem fernerhin die Bildungsstoffe der

früheren Zeit zum Teil festgehalten werden — der Kurprinz Karl Albert disputierte 1714 über das gesamte Gebiet der Philosophie und in einer Instruktion von 1733 werden die Prinzen angehalten lateinisch zu reden, s. S. CXIV — kommen mannigfache neue hinzu: man vergleiche besonders, was S. CIV ff. über die Ausbildung der Söhne Max Emanuels mitgeteilt ist.

Das Urkundenmaterial, welches den Königlichen Archiven und der K. Hof- und Staatsbibliothek entnommen ist, hat Schmidt sorgfältig in fünf Abschnitte eingeordnet S. 1—457: I. Instruktionen. Dieselben erstrecken sich in 35 Nummern über die Zeit von 1541 bis 1733. II. Briefe. Sie wurden entweder von bayerischen Prinzen und Prinzessinnen an ihre Eltern geschrieben oder von letzteren an ihre Kinder gerichtet. „Im 16. Jahrhundert schreiben die Prinzen in der Regel an den Vater lateinisch, an die Mutter deutsch; später kommt die deutsche Sprache mehr und mehr zur Anwendung, bis mit dem Anfang des 18. Jahrhunderts Französisch die Sprache des brieflichen Verkehrs wird“. III. Berichte d. h. briefliche Mitteilungen von Hofmeistern, Lehrern und sonstigen an der Erziehung der fürstlichen Kinder beteiligten Personen an die Eltern. IV. Schulhefte. Unter diesem Titel ist von dem Herausgeber eine Inhaltsangabe von Schriftstücken dargeboten, welche entweder eigenhändig von den Prinzen geschriebene Diktate und Übungen oder von ihren Lehrern und anderen Personen verfasste Kompendien und Lehrbücher enthalten. V. Ausgaben. In diesem Abschnitt ist aus den im K. Kreisarchiv von Oberbayern befindlichen „Hofzahlamtsrechnungen“ dasjenige herausgenommen, was auf Ertlohnung für Dienste und Leistungen zum Zwecke der Erziehung und Bildung der fürstlichen Personen Bezug hat. Schmidt hat das Verdienst die meisten dieser Urkunden zuerst veröffentlicht zu haben, auch sind in den Anmerkungen wertvolle sachliche und sprachliche Erläuterungen gegeben.

Bamberg.

J. K. Fleischmann.

Bayerns Mundarten. Beiträge zur deutschen Sprach- und Volkskunde. Herausgegeben von Dr. Oskar Brenner und Dr. August Hartmann. München 1893. Verlag von Christian Kaiser. Band II, Heft 1, 160 S.

Mehr als ein Jahr war seit dem Abschlusse des ersten Bandes von B. M. verflossen, da erschien vor kurzem wieder ein Heft dieser Zeitschrift: das erste Heft des zweiten Bandes. Die lange Pause war geeignet, uneingeweihten Freunden um das aufblühende Unternehmen bange zu machen. Mußte man ja doch bald glauben, dasselbe sei als eine leibhaftige Ephemeris wieder aus dem literarischen Leben verschwunden. Dafs dem glücklicher Weise nicht so sei, lehrt die neue Erscheinung; aber sie verrät auch so halb und halb, dafs ein etwaiges Bangen um ein junges Dasein nicht völlig grundlos war. Wenigstens erfahren wir, ohne uns an zuständiger Stelle anderweitige



Aufschlüsse erbitten zu müssen, so etwas wie von einer Hemmung eines rasch und kräftig begonnenen Entwicklungsprozesses. Tragen B. M. die Schuld in sich oder verdanken sie die dermaligen Störungen ungünstigen äußeren Umständen?

Es wäre ein nicht zu begründendes Unrecht, wollte man den ersten Teil dieser Frage mit einem unbedingten Ja beantworten. Wenn wir davon absehen, daß einzelne Abschnitte, wie z. B. das erste der von Aug. Hartmann in dem neuesten Hefte veröffentlichten Regensburger Fasnachtspiele ihrer vorherrschend hochdeutschen Sprache wegen zu geringe Ausbeute für Mundartenforschung bieten und eher in eine Zeitschrift für Literatur- oder Kulturgeschichte gehören, so könnte nach unserem Ermessen eine innere Schuld höchstens in dem proportionalen Überwiegen der Behandlung von Mundarten gefunden werden, deren Lebensgebiet entweder ganz außerhalb der Grenzen Bayerns liegt oder diese nur streift. Es finden sich durch alle vorliegenden Lieferungen hindurch gerade auf diesem Felde wiederholt anerkannte, hochbedeutsame und exakte Forschungen und die Heranziehung solcher zur Erklärung von Spracherscheinungen der speziell zum Königreiche Bayern zählenden Sprachstämme ist wissenschaftlich jederzeit gerechtfertigt, um nicht zu sagen geboten. Geboten ist hier aber auch eine weise Beschränkung, wofern die Zeitschrift, die sich „Bayerns Mundarten“ betitelt, vor allem an der patriotisch lokalisierten Grundidee, die doch wohl schon ihr Titel ausdrücken soll, festhalten und nicht unter Verzicht auf eine Bevorzugung bayerischer Stämme zu einem Repertorium für oberdeutsche und mitteldeutsche Mundarten überhaupt werden will, was freilich vielleicht Leuten lieber wäre, denen die obige Grundidee zu partikularistisch vorkommt.

Verleger und Herausgeber fühlen — so scheint es — die Notwendigkeit einer solchen Beschränkung selbst; denn wir lesen auf dem Umschlage des neuesten Hefes mit ihren eigenen Worten: „Trotzdem die bisherigen Hefte fast mehr die Nachbarmundarten berücksichtigt haben als die bayrischen<sup>1)</sup>, glauben wir damit doch auch der bayrischen Mundartforschung genützt zu haben und hoffen, daß die Beiträge aus Bayern sich von Heft zu Heft mehren werden.“

Soll dies nicht heißen, daß künftig dem bayerischen Gebiete mehr Berücksichtigung zu teil werden muß?

Der leitende Gedanke entspringt nun freilich zunächst einer praktischen Erwägung. Die retardierte Entwicklung von B. M. liegt nämlich im ganzen thatsächlich weit außerhalb der Sphäre eigener Schuld. Auch dies lesen wir deutlich zwischen den Zeilen des neuesten Hefes. Wenn in einem kurzen Nachruf auf den am 10. Januar 1892 verstorbenen ersten Verleger von B. M. (II, 1, p. 149) von „nicht so bald einzubringenden Verlusten“ und anderwärts von hohen Herstellungskosten gesprochen wird, so begreifen wir die Bedeutung der fremden Schuld, die auf nichts anderem als auf dem

<sup>1)</sup> Die bunten Adjektivformen bayerisch, bayrisch, baierisch, bairisch sind auch im folgenden Texte nach dem Drucke von „Bayerns Mundarten“ gegeben.

Mangel eines allgemeinen Interesses und auf einer hiemit verbundenen ungenügenden finanziellen Unterstützung beruht.

„Viel Geld für Entbehrliches“, schreibt Schmeller über den Ladenpreis seines unsterblichen Werkes. „Viel Geld für Entbehrliches“, das war sichtlich bisher auch B. M. gegenüber die Meinung mancher Kreise, denen man gerne von Anfang an eine bessere Förderung dieses Unternehmens zugemutet hätte.

Es mag zugegeben werden, daß der nicht geringe Einzelpreis und mehr noch das zwanglose Erscheinen der Lieferungen manche kleinere Bibliothek und manchen Privatliebhaber von der Anschaffung abschrecken konnten. Diesen Bedenken abzuweichen und B. M. eine möglichst weite Verbreitung zu sichern, wird fortan „die Anschaffung dadurch wesentlich erleichtert werden, daß im Jahre durchschnittlich nur ein Heft (vielleicht in zwei Halbhefte zerlegt) zur Ausgabe gelangen soll.“ Damit wäre also das Übel der Zwanglosigkeit nahezu beseitigt und die Kosten (c. 4 M. pro Jahr) auf ein Maß reduziert, das sich selbst einer sehr bescheidenen Bibliothek- oder Privatkasse anbequemt. Leider war dies nur durch ein Mittel erreichbar, welches der quantitativen Leistungsfähigkeit der Zeitschrift vorerst wesentlich engere Grenzen setzt und eine Beschränkung in dem oben besprochenen Sinne doppelt empfehlenswert macht. Es wird auch so noch bei der neuen Lieferungsweise für Verfasser und Leser die Unannehmlichkeit übrig bleiben, daß sich der Abdruck von ausgedehnteren Arbeiten und Publikationen, auf welche man wegen ihres die Idee von B. M. zu nahe berührenden Inhaltes nicht gerne verzichten mag, jahrelang hinzieht. Gelingt es aber bei der in Aussicht stehenden Regelung noch durch maßvolle Einschränkung exotischer Artikel die Mannigfaltigkeit des engeren vaterländischen Stoffes zu erhöhen, so daß womöglich jeder der großen bayerischen Sprachstämme in jeder Lieferung vertreten ist, dann haben B. M. mehr denn je Anspruch auf die Hoffnung, neue Freunde aus vaterländischen Kreisen zu gewinnen, für welche die Zeitschrift doch zunächst ins Leben gerufen wurde, und die Bibliotheken unserer bayerischen humanistischen Mittelschulen speziell werden dann wenig Veranlassung mehr haben, sich B. M. gegenüber ablehnend zu verhalten.

Man darf sich freilich nicht verhehlen, daß die Beschäftigung mit lebenden Mundarten des engeren und weiteren Vaterlandes — die dilettierende wie die wissenschaftliche — noch häufig als der klassischen Noblesse entbehrend angesehen wird und dies unter Umständen von einer Seite, die z. B. das Studium der antiken Vulgärsprachen für zweifellos würdig und der Höhe wissenschaftlicher Bestrebungen entsprechend erachtet.

Nun insofern es sich um die Beschaffung von B. M. für Lehrerbibliotheken handelt, ist es auch durchaus nicht nötig, daß das Gros eines Kollegiums für deutsche Dialektforschung förmlich schwärme oder gar zu Spezialforschern werde. Das eine und andere Mitglied wird sich immer und überall finden, das an dem fraglichen Unternehmen Interesse hegt oder nach näherer Kenntnisnahme sich mehr

dafür erwärmt. Und wenn am Ende der einzelne Schulmann aus solchen Beschäftigungen und aus der Lektüre von B. M., die er zur Erholung in Mußestunden betreiben kann, nur eine allgemeine Anregung zur Beachtung der Mundart des Sprachstammes seiner eigenen Schüler erhält, so wird auch eine solche allgemeine Anregung der Schule und dem Unterrichte noch einigen Nutzen bringen können und damit die Unterstützung fraglicher Zeitschrift von dieser Seite rechtfertigen. Die Beachtung der Mundart steht nicht gänzlich außerhalb der Sphäre des Schulbetriebes. Es wird z. B. nicht gleichgültig sein, ob man einem Franken oder einem Schwaben die französische Aussprache lehrt; phonetische Eigentümlichkeiten der Mundart der Schüler spielen auch bei der Erlernung der griechischen Formenlehre eine kleine Rolle, z. B. in der Unterscheidung von *ε* und *α*, von *αυ* und *ου* etc., und der Einfluß des Dialektes auf die neuhochdeutsche Orthographie ist unleugbar. Der Gesichtspunkt erweitert sich, wenn man bedenkt, daß der gesamte Satzbau einer Mundart und vor allem das Tempo derselben die hochdeutschen Ausdrucksformen des Schülers und eventuell sogar das ganze Tempo seiner Geistesarbeit, soweit sie sich in der Sprache äußern muß, beeinflusst und mitgestaltet. Ein Lehrer aber, der die individuellen Schwierigkeiten, welche durch die Mundart der Schüler dem Schulbetriebe begegnen, beachtet und würdigt, wird ihren hemmenden oder gar schädigenden Einfluß leichter beseitigen als derjenige, welcher von seinem Olymp herab die lebendige Mundart als für ihn nicht existierend ansieht. Eine Art von positiver Verwertung der Dialekte beim Unterrichte ist am Schlusse dieser Anzeige angedeutet; eine solche ergäbe sich auch durch vergleichende Heranziehung derselben bei der mittelhochdeutschen Lektüre, da z. B. das Oberdeutsche und innerhalb desselben hervorragend die schwäbische und alemannische Sprache zahlreiche mittelhochdeutsche Wortformen und Wortstämme lebendig erhielt, die in der neuhochdeutschen Kunstsprache erstorben sind.

Wir brechen diesen, einer längeren Weiterung wohl fähigen Gedankengang über das Verhältnis von Mundart und Schule ab mit dem Wunsche, daß B. M. auch durch eine lebhaftere Unterstützung von seiten unserer Schulen bzw. deren Lehrerbibliotheken jene Verbreitung gewinnen mögen, welche die Zeitschrift befähigen würde, die Fülle des Stoffes und damit ihren jährlichen Umfang unter gleich günstigen finanziellen Bedingungen wieder mehr und mehr wachsen zu lassen.

Was den Inhalt des neuesten Heftes betrifft, so liefert dasselbe u. a. die Fortsetzungen mehrerer, mit der Zeitschrift schon begonnener Publikationen und Arbeiten: O. Brenner: Altbairische Sprachproben. Der Prinz von Arkadien, 3. Akt, Sc. 1—4. — C. Franke: Die Unterschiede des ostfränkisch oberpfälzischen und obersächsischen Dialektes etc. Konsonantismus, mit einer vergleichenden Tabelle. — H. Gradl: Die Mundarten Westböhmens. Schluß der Darstellung über Vokalismus in betonten Silben und 1. (?) Abschnitt über Vokale in unbetonten Silben. — M. Himmelstofs: Aus dem bairischen Wald.

Schluss der Buchstaben H mit I bis L der mundartlichen Wörtersammlung. — Neue Gaben sind: Aug. Hartmann: Regensburger Fastnachtspiele. Ein im Jahre 1618 zu Regensburg von der dortigen Schreinerzunft aufgeführtes „Schreinerspill“, den Kampf gegen die Lichtarbeit behandelnd, und eine kurze Dialektposse von Hängel dem frischen Knecht und seiner Werbung zum Soldaten. Ältestes Denkmal der bayerischen Mundart. Beides mit eingehenden und sprachlichen Erläuterungen vom Herausgeber. Die Veröffentlichung des ersteren Spieles, dessen Sprache ein Hochdeutsch bildet, „das, ohne eines landschaftlich-bayerischen Hauches ganz zu entbehren, doch für die damalige Zeit ziemlich rein ist“, wird durch den handschriftlichen Zusammenhang und die Geschichte der gleichzeitigen Aufführung begründet. — O. Brenner liefert noch kurze Bemerkungen über die Rothenburger Mundart und die üblichen kleineren Mitteilungen nebst der Bücherschau, die ziemlich reich ansfiel trotz der Klage des Herausgebers, dafs er von Verfassern und Verlegern in der Herstellung der Büchernachweise fast gar nicht unterstützt werde. — Praun: Ein Gedicht von Steinhäuser als Probe der Streitberger Mundart. — F. Rothbart: „Aus Mittelfranken“, kurze Darstellungen von Sitten und Gebräuchen mit einem kleinen Zusatze von Aug. Hartmann.

Schliesslich soll eine Abhandlung von J. Neubauer über „die im Egerlande benannten Pflanzen“ der Beachtung des Leserkreises dieser Blätter empfohlen werden, insoferne dieses Thema auch in den naturwissenschaftlichen Unterricht unserer humanistischen Mittelschulen einschlägt und als Einzelbeispiel beweisen mag, dafs die Bestrebungen von B. M. auch der Schule nicht ganz ferne stehen. Neubauer gibt seiner nachahmenswerten Arbeit eine naturwissenschaftliche Einteilung, nennt den Terminus der einzelnen Spezies und hiezu den schriftdeutschen Namen und die Bezeichnung, welche entweder die einzelnen Pflanzen oder ganze Gruppen in der Mundart — hier des Egerlandes — tragen. Sollte nicht eine derartige Behandlung unter Berücksichtigung der vaterländischen Mundarten auch unserem naturwissenschaftlichen Unterrichte zu gute kommen? Die meisten Schüler kennen z. B. eine beschränkte Anzahl heimischer und fremder Gewächse schon, ehe sie in diesen Unterricht eintreten; aber wiederum die meisten dieser haben ihre Namen aus der Eltern und des Volkes Mundart gelernt. Es ist nun für den Schüler gewifs von Interesse, wenn er auf den Unterschied bezw. die Eigenheit der von ihm als Kind erlernten Namen einerseits und der hochdeutschen bezw. wissenschaftlichen Bezeichnung andererseits hingewiesen wird oder wenn man ihm den Zusammenhang aller in einem entsprechenden Lehnworte zeigt. Auch dies gäbe ein Stückchen Fortschritt in der Erkenntnis der allgemeinen deutschen Sprache und stünde recht wohl im Einklange mit der Bestimmung unserer Schulordnung, der gemäfs der Unterricht in dieser Sprache „sich nicht blofs auf die eigens für dieses Fach angesetzten, sondern auf alle Lehrstunden zu erstrecken“ hat.

Kempten.

Fr. Jacobi.

Anthologie abendländischer und morgenländischer Dichtungen in deutschen Nachbildungen von Adolf Friedrich Graf von Schack. Zwei Bände. Stuttgart 1893. Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung Nachfolger.

Graf Schack bietet in dieser Blumenlese grundsätzlich nur Neuübertragungen und wählt fast ausschließlich unser Jahrhundert und die Gegenwart zu seinem Sammelfelde. Dadurch hat derselbe ein besonderes Anrecht auf den Dank derjenigen erworben, welche das Bedürfnis fühlen, einen Einblick zu erhalten in das dichterische und ästhetische Empfinden unserer Zeit, für welche jene Schaukästen, in denen eine zähe Tradition immer dieselben Prunkstücke aus den poetischen Schatzkammern der Kulturvölker ausstellt, kaum ein Winkelchen frei haben.

Graf Schacks Nachbildungen haben nur in wenigen Fällen Metrum und Reim des Originalen beibehalten; der alte Grundsatz möglichst wörtlicher Wiedergabe in der Form des Originalen ist hier ganz verlassen, und infolge dessen tragen die gebotenen Dichtungen keineswegs den Stempel der Übersetzungen, alles Pedantische ist ihnen fern. Der Kern ist der zerbrochenen Schale unversehrt entnommen und in eine neue Hülle gebracht, welche die frühere nicht sehr vermissen läßt.

Meisterhafte Beherrschung der Sprache, ein selten feiner Sinn für Rhythmus und Wohlklang, ein an der Weltliteratur gebildeter Geschmack, natürlich wahres, tiefes dichterisches Empfinden haben hier zusammengewirkt, um uns mit einer Gabe zu bedenken, die dem Freunde der Poesie reichen Genuß verschaffen und ihn zu herzlichem Danke verpflichten wird.

Ein besonderer Zug in der Schack'schen Übersetzungs- und Nachahmungskunst ist deren Schmiegsamkeit und Vielseitigkeit: Thackeray's „Ballade von der Bouillabaisse“ mit ihrer humoristisch-elegischen Stimmung, John Keat's gewaltige Titanomachie „Hyperion“, Wordsworth's klassisch einfache Erzählung „Wir sind sieben“, Tennyson's herrliches, in der Kunst der Wortmalerei selten erreichtes Gedicht Rizpah, alle diese in ihrer Art so weit verschiedenen Meisterwerke hat Graf Schack mit gleich tiefem Verständnis und spielender Leichtigkeit wiedergegeben.

Unter den verschiedenen Nationen nehmen die Engländer, die in der Vorrede mit gutem Rechte das erste Volk in der Poesie genannt werden, bei weitem den breitesten Raum ein. Neben ihnen sind vertreten: die Spanier, die Franzosen, die Italiener, die Portugiesen; von orientalischen Dichtungen enthält die Sammlung nur wenige Proben.

Wenn es dem vorliegenden Werke gelingt, in dem Bücher-schranke der Gebildeten sich ein Plätzchen zu erobern, so wird es nicht nur Vielen eine Quelle reinen Genusses werden, sondern auch das Vorurteil beseitigen helfen, daß unser Jahrhundert gar so arm sei an Erzeugnissen echter Poesie.

Landshut.

Dr. Ott.

Schülerbuch für den deutschen Aufsatz-Unterricht an den Mittelschulen im Sinne der Schulreform, bearbeitet von Oskar Steinel und Karl Keppel. Für Schüler von 9 bis zu 12 Jahren. Schweinfurt, im Selbstverlage von Karl Keppel, 1891. (IV und 48 Seiten gr. 8<sup>o</sup>).

Das vorliegende „Schülerbuch“ schließt sich unmittelbar an Steinels Broschüre über die Reform des deutschen Aufsatz-Unterrichts an, die bereits in diesen Blättern (Jahrgang 1893, S. 504 ff.) eine strenge Beurteilung gefunden hat. Steinels Vorschläge und ihre Begründung enthalten aber doch auch so manches Einleuchtende und unantastbar Richtige, das es angezeigt erscheint, ihnen bei Gelegenheit des „Schülerbuchs“, das den ersten Schritt zu ihrer praktischen Verwertung bedeutet, noch einige Worte zu widmen. Steinel erhebt entschieden Protest gegen die Art, wie noch bis heute in vielen Schulen die deutsche Aufsatz-Lehre betrieben wird: ohne wahres Verständnis für den Geist unserer Muttersprache und für den Wert eigener Gedanken, die der Schüler beim Abfassen eines solchen Aufsatzes zu produzieren und sprachlich zu formen lernen sollte, vielmehr nur mit Rücksicht darauf, das dem Schüler ein gehöriges Quantum fremder, oft unverständener Gedanken und schön klingender Phrasen beigebracht werde. Dem gegenüber fordert Steinel im Einklang mit Herbart, Hermann Schiller und besonders mit Rudolf Hildebrand die möglichste Pflege der Produktivität und Originalität, der Denkkraft und Beobachtungsgabe bei den Schülern. Er verwirft keineswegs als stürmischer Neuerer die bisher vornehmlich beliebte Nacherzählung ganz und gar; denn an ihr kann das Kind seine Aufmerksamkeit, sein Gedächtnis, die Kunst, eine Handlung nach ihrem Verlauf, nach der zeitlichen Folge ihrer Teile darzustellen, vortrefflich üben. Aber in dem „Schülerbuch“ findet doch eine derartige Reproduktion fremder Geistesarbeit nur ausnahmsweise Platz. Hauptsächlich soll es die Schüler anleiten, Selbstgedachtes, Selbstgesehenes, Selbstempfundenes in Worte zu fassen. Diese Fähigkeit besitzen meistens Kinder im Spiel, im kameradschaftlichen Geplauder; Aufgabe des deutschen Unterrichts ist es, die dort zu Tage tretende Produktivität richtig zu verwerten. Dazu bedarf es vor allem passend gewählter Aufsatzthemen. Steinels und Keppels Übungsbuch enthält nur Themen, die aus dem Anschauungskreis der Schüler genommen sind. Die meisten beziehen sich auf die Schule selbst, auf Unterrichtsgegenstände, Lehrstunden und Lehrmittel, dann auf die sonstigen kleinen Erlebnisse der Kinder, auf Spaziergänge, Spiele, Jahrmarktsfreuden und ähnliche Festlichkeiten in ihrem Wohnorte; gelegentlich wird auch einmal die Beschreibung eines Haustiers oder einer bekannten Blume verlangt. Nicht minder glücklich als die Wahl der Themen ist die Art und Weise der Ausarbeitung, welche die beiden Herausgeber empfehlen. Auch hier soll alles schablonenhafte Einlernen nach Kräften vermieden werden; der Schüler soll, natürlich geleitet vom Lehrer, seiner Eigenart gemäß selbst produzieren. Deshalb rät Steinel, nicht eine und

dieselbe Disposition allen Schülern aufzudrängen, sondern das Thema mit ihnen zu besprechen und so ihnen selbst allerlei Vorschläge zur Bearbeitung abzulocken, aus deren Fülle sodann der einzelne Schüler sich die ihm besonders zusagenden für seinen Arbeitsplan, den er bei der Ausführung genau einzuhalten hat, zusammenstellen mag. Dabei kann und soll der Lehrer auch Winke geben, um ungeschickte Vorschläge der Schüler umzuformen und namentlich einer unbeholfenen Anordnung der verschiedenen Punkte der Disposition vorzubeugen. Aber er soll keinen Gedanken, der dem ganzen Anschauungs- und Erfahrungskreis seiner Zöglinge direkt fremd ist, ihnen zur stilistischen Verarbeitung aufzwingen. Auch dafür bietet das „Schülerbuch“ mannigfache Beispiele, vor deren sklavischer, schablonenhafter Nachahmung Steinel aber selbst warnt. Denn er will dem Lehrer nicht minder als dem Schüler jede berechnete Freiheit und Originalität lassen. Nur in der von ihm als richtig erkannten Methode soll das Übungsbuch den Lehrer unterstützen, und das es dies thun kann, dafür bürgt Art und Sprache der Musterbeispiele vollauf: in ihnen ist alles einfach, leicht, deutlich und natürlich-wahr; nichts verleitet den Schüler zu schön aufgeputztem Geschwätze, alles lehrt ihn denken und das Gedachte knapp und bestimmt ausdrücken. Die Anforderungen, die an ihn gestellt sind, werden von Aufgabe zu Aufgabe ein wenig gröfser, so dafs er bei der Bearbeitung, fast ohne es selbst zu merken, beständig fortschreitet. Wird ihm dann nach einem oder zwei Jahren ein bereits früher behandeltes Thema wieder vorgelegt, so ergibt sich für ihn naturgemäfs eine neue, seinem jetzigen weiteren Anschauungskreis entsprechende Art der Behandlung.

Steinel und Keppel haben nach meiner Meinung bisher ihre Aufgabe vortrefflich gelöst. Schwieriger wird dieselbe in den folgenden Teilen des „Schülerbuchs“ werden, die unter anderm auch Aufsätze über sogenannte rationale Themen, über Sprichwörter, Sentenzen u. dergl. werden bringen müssen. Auch hier darf der Schüler nicht die eigne Gedankenarmut hinter ein paar vom Lehrer blindlings auf Treu' und Glauben angenommenen Gedanken zu verstecken suchen; sonst verfällt er nur wieder in hohle Phrasendrescherei. Vielmehr mufs er auch hier aus der eignen Erfahrungs- und Anschauungswelt schöpfen können; er mufs also im Schulleben, in seiner Lektüre, im Geschichtsstudium das nötige thatsächliche Material zur Bearbeitung eines mehr oder weniger abstrakten Satzes finden. Führen die Verfasser in diesem Sinne ihr schön begonnenes Unternehmen zu Ende, so dürfen sie des Dankes aller derer versichert sein, denen die Erziehung unserer Jugend zu geistiger Selbständigkeit und einem wirklich deutschen Stil am Herzen liegt.

München.

Franz Muncker.

---

Dr. K. Daniel, Systematisches Lehrbuch der deutschen Rechtschreibung für höhere Lehranstalten und zum Selbstunterricht. Braunschweig, Otto Salle, 1892. S. 82.

Das angezeigte Büchlein stellt sich dar als eine mit peinlicher Genauigkeit ausgearbeitete Erweiterung des amtlichen (preussischen) Regelbuches, indem es die hier gegebenen Vorschriften eingehender behandelt und andere in den üblichen Lehrbüchern verifizierte orthographische Erscheinungen heranzieht, vor allem aber ein wahres Füllhorn von Wörtern ausschüttet. Unberechtigt ist deshalb des Verfassers Bemerkung im Vorworte, er habe sich bei der Auswahl auf das Notwendige beschränkt. Abgesehen von einer stattlichen Anzahl plattdeutscher, in Oberdeutschland völlig unbekannter Wörter bringt er auch viele gemeindeutsche Ausdrücke, die im Munde des Volkes ganz selten, in der Schule gewiss nie gebraucht werden; namentlich in der den meisten §§ angehängten Zusammenstellung ähnlich klingender Wörter sind solche zahlreich vertreten und manchmal geradezu bei den Haaren herbeigezogen. Diese Überfülle, z. B. beim pf, erklärt sich allerdings leicht aus der plattdeutschen Aussprache, auf die der V. vielfach Rücksicht nimmt. Eine Anzahl solcher Wörter möge hier folgen: gärben, belemnern, Schnäcke, Spint, siezen, Flaps, Plinse, Pfette, Tresper, Bete (= Rübe), Fehme (Schaum), Fliete, Tiene, Rise, Plagge, bansen, Halgans, Duckstein.

Fast mit der gleichen Breite wie die deutschen Wörter sind auch die fremdländischen, darunter sogar indianische behandelt. Eine Eigentümlichkeit des Buches erblickt man darin, daß in einem eigenen § die Wortverbindung einschließlic des Bindestriches, sowie von den Eigennamen, die doch i. g. allen orthographischen Regeln sich entziehen, die Vor- und Ortsnamen besprochen werden. Dabei ist nach § 58 II nachzutragen, daß das Dehnungs-e in nnd. Eigennamen auch nach a und o steht, z. B. in Vaerst, Soest, Itzehoe.

Übungen enthält das mit einem wahren Bienenfleisse ausgearbeitete Büchlein nicht und ist überhaupt nicht für die Hand des Schülers geschrieben, sondern dient dem Lehrer als nützlicher Behelf, die vorgeführten orthographischen Thatsachen noch anschaulicher zu machen, als es im Rahmen des eingeführten Regelbuches möglich ist.

Hof.

Rud. Schwenk.

Dr. Iwan von Müller, Handbuch der klassischen Altertums-Wissenschaft. In Verbindung mit zahlreichen Gelehrten herausgegeben. I. Band: Einleitende und Hilfsdisziplinen: A. Grundlegung der Geschichte der Philologie. B. Hermeneutik und Kritik. C. Palaeographie. D. E. Epigraphik. F. Chronologie. G. Metrologie. Bearbeitet von Geheimrat Dr. L. v. Urlichs, Dr. H. Blafs, Dr. W. Larfeld, Dr. Em. Hübner, Dr. G. Fr. Unger und Dr. Heinr. Nissen. Zweite, sehr vermehrte,



teilweise völlig umgearbeitete Auflage. München. 1892. C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung. gr. 8<sup>o</sup>. XX und 914 S. Preis Mk. 15.—

Es sind genau 7 Jahre verflossen, seit wir in diesen Blättern das Erscheinen des „Handbuchs“ in einer eingehenden Besprechung des zuerst erschienenen II. Bandes dieser trefflichen Sammlung begrüßen konnten. (S. Jahrgang 1886, XXII. Bd. S. 491—499); unsere damals ausgesprochenen Erwartungen wurden seither vollauf erfüllt; freilich haben sich auch einzelne daran geknüpfte Besorgnisse als begründet erwiesen. Um in letzterer Richtung nur eines zu erwähnen: Ursprünglich war das Jahr 1887, spätestens 1888 zur Vollendung des ganzen auf neun Abteilungen berechneten Werkes in Aussicht genommen, als Preis des Ganzen 77 M. Und heute! Wir schreiben bereits 1894 und noch stehen mehrere Bände aus, so, soweit mir bekannt, des V. Bandes 2. und 4. Abteilung, der ganze VI. Band und leider auch noch immer die Schlussabteilung des IX. Bandes, welche die Geschichte der römischen Literatur zum Abschlusse bringen soll. Der Preis der bisher erschienenen Bände überschreitet bereits die Summe von 100 M., ein Betrag, der zwar, wie die Ankündigung zutreffend bemerkt „im Verhältnis zu dem Gebotenen sehr billig gestellt erscheint“, aber unzweifelhaft für ein zum allgemeinen Gebrauche bestimmtes „Handbuch“ doch ein recht namhafter genannt werden muß. Es ist ja des Weiteren immerhin ein recht erfreuliches Zeichen für Verleger und Abnehmer, dafs bereits mehrere Bände in zweiter, mehrfach auch in wesentlich veränderter und vermehrter Auflage erscheinen konnten — so der II. und VII. Band, auch die einzelnen Teile des IV. Bandes — aber auf der anderen Seite ist es doch auch für die ersten Abnehmer des Werkes nicht angenehm, wenn noch vor Erscheinen der ganzen Serie bereits einzelne frühere Teile antiquiert erscheinen. Kaum ein Teil des Werkes aber hat in seiner neuen Bearbeitung, wenigstens in einzelnen Abschnitten, eine so wesentliche Veränderung, beziehungsweise Vermehrung erfahren, wie der uns eben vorliegende I. Band der Sammlung „die einleitenden und Hilfsdisziplinen“ umfassend. Wir müssen uns mit einigen wenigen Anmerkungen zu dieser wirklich „teilweise völlig neubearbeiteten Auflage“ begnügen, zumal auch ein paar Abschnitte darin enthalten sind, deren Material sich unserer genaueren Kenntnis entzieht. Unser Zweck ist vorwiegend der, die Kreise unserer Kollegen neuerdings auf das wichtige und lehrreiche Unternehmen aufmerksam zu machen, dessen erster Teil gerade wegen seines allgemeinen und in das ganze Gebiet der Philologie einführenden Inhalts für alle ohne Ausnahme von Interesse und Bedeutung sein muß. Schon äußerlich unterscheidet sich die neue Auflage des I. Bandes wesentlich von ihrer Vorgängerin; sie ist von 712 auf 914 Seiten angewachsen, eine Mehrung des Umfangs, welche besonders dem Abschnitte „D. Griechische Epigraphik“ zugute gekommen ist, der von 146 auf 260 Seiten vermehrt worden ist; eine andere, außerordentlich begrüßenswerte Zugabe bildet ein 24 Seiten umfassendes alphabetisches Register für Sachen und Personen; wir haben bereits bei früherer Gelegenheit darauf aufmerksam gemacht, wie unentbehr-

lich gerade für derlei Werke ein zuverlässiges Register sei, und freuen uns sehr, daß wir jetzt diesen Wunsch erfüllt sehen, wenn auch naturgemäß noch mancher Nachtrag zum gebotenen Register möglich wäre. Berühren wir nur mit wenigen Sätzen die einzelnen Abteilungen des voluminösen, in Druck und Ausstattung durchaus wohl befriedigenden Werkes, so zeigt sich zunächst, daß für „die Grundlegung und Geschichte der Philologie“ nach dem leider unerwarteten Hinscheiden des vielseitigen und darstellungsgewandten L. v. Urlichs dessen Sohn eingetreten ist, der sich ebenfalls als tüchtiger Arbeiter auf dem philologisch-archaeologischen Gebiete bewährt hat. Er hat dem edlen Vater in der Vorrede zu diesem Teile -- die leider viel zu klein gedruckt ist, — eine pietätsvolle Erinnerung gewidmet und dabei auch ausgeführt, daß er des Hingeschiedenen Werk im großen und ganzen ohne umgestaltende Änderungen wiedergebe und nur die notwendigen Zusätze in Literatur u. s. w. beliebt habe; vielleicht hätte in dieser Richtung weiter gegangen werden sollen. Hartfelder hat in seiner Besprechung des Buches (Philolog. Wochenschrift 1892 S. 1195 ff.) auf mehrere Irrtümer und Unrichtigkeiten hingewiesen, die sich auch in der neuen Auflage wieder vorfinden. Urlichs Ausführungen z. B. über die Entwicklung der philologischen (humanistischen) Studien in Deutschland im Zeitalter der Reformation sind in der That teils zu dürftig in einigen Hauptpartien, teils enthalten sie positive Irrtümer in Bezug auf einige hervorragende Repräsentanten, so bei Reuchlin, Hutten und Melancthon, über dessen Lehr- und Erziehungs- wie Gelehrtenthätigkeit jetzt nach der vortrefflichen Behandlung durch Hartfelder<sup>1)</sup> volle Klarheit geschaffen ist. Nur nebenbei sei bemerkt, daß Willibald Pirklheimers „Vaterstadt“ nicht Nürnberg war, sondern daß Eichstätt auf den Ruhm Anspruch macht, ihn zu seinen Söhnen zu rechnen. Paulsen's vortreffliches Werk „Geschichte des gelehrten Unterrichts“ durfte weder S. 76 noch S. 33 unerwähnt bleiben. Auch die Anordnung des Materials in der Geschichte der Philologie der „deutschen Periode“ (neuere Zeit) läßt zu wünschen übrig. — Im zweiten Abschnitt bearbeitet Dr. F. Blafs mit bekannter Sachkunde und in recht übersichtlicher, dem Zwecke des Werkes entsprechender Weise das Gebiet der „Hermeneutik und Kritik“ ohne wesentliche Veränderungen gegenüber der ersten Auflage; daran reiht sich vom gleichen Verfasser „Palaeographie, Bücherwesen und Handschriften-Kunde.“ — Die griechische Epigraphik war in der ersten Auflage von Prof. Gustav Hinrichs, dem berühmten Epigraphiker, bearbeitet gewesen. Leider ward auch dieser tüchtige Mitarbeiter dem „Handbuch“ durch den Tod entrissen; an seine Stelle trat der Oberlehrer Dr. W. Larfeld, durch seine Jahresberichte über die griechische Epigraphik und andere Arbeiten rühmlich bekannt und zu einer Neubearbeitung dieses Teiles des Handbuches vorzüglich

<sup>1)</sup> „Philipp Melancthon als Praeceptor Germaniae“ Berlin 1889. Als VII. Band der Monumenta Germaniae Paedagogica. Vgl. meine ausführliche Besprechung des für Lehrer und Erzieher sehr beachtenswerten Werkes in dem „Histor. Jahrbuch der Görresgesellschaft“, 1892. S. 813 ff.

geeigenschaftet. Er unternahm dieselbe freilich auf ganz neuen Grundlagen und erweiterte das Gebäude der griechischen Inschriften-Kunde um ein sehr Wesentliches, wie es sich nach dem bereits angedeuteten auch schon im äußeren Umfange der Ausarbeitung ausspricht. Die 3 von ihm (S. 358—624) gebotenen Abschnitte sollen zugleich die 2 ersten Teile eines von ihm in Aussicht genommenen umfassenden „Handbuchs der Epigraphik“ bilden, während dessen drittem Bande die systematische Übersicht über den Gesamtschatz der griechischen Inschriften vorbehalten bleibt“ (S. 358). Dementsprechend ist gleich der 2. Abschnitt, der sich in der I. Auflage als „geschichtlicher Rückblick auf den äußeren Entwicklungsgang und die Grundsätze der Behandlung“ darstellte, wesentlich umgearbeitet und zu einer in 4 Teile gegliederten „Geschichte der griechischen Epigraphik“ — auf vollen 64 Seiten — umgestaltet worden; die hiezu aufgeführte Literatur aller Länder und Zeitalter ist äußerst reichhaltig; auch die „Vorgeschichte der griechischen Handschriften“ als Einleitung zum „allgemeinen Teil“ — S. 430—440 — enthält wissenswerte neue Gesichtspunkte, ebenso wie der Abschnitt zu „Kritik und Hermeneutik der griechischen Inschriften“ (S. 470—493). Der Abschnitt über Herkunft und Alter des griechischen Alphabets“ S. 494 ff. ist etwas kürzer gefaßt als in der I. Auflage; Larfeld schließt sich in der Hauptsache an Hinrichs Auffassung an, wie er sie in seiner griechischen Epigraphik bereits ausgeführt hatte, und begnügt sich hier mit der kurzen Wiedergabe des Resultates der sehr detaillierten Untersuchungen auf diesem Gebiete. Zur Illustration der Entwicklungsgeschichte der griechischen Lokalalphabete ist (zu S. 532 ff.) an Stelle der Alphabetentabelle der ersten Auflage eine sehr ausführliche und übersichtliche Schrifttafel beigegeben. Die Darlegungen in dem Abschnitte, „Sprachformeln der griechischen Inschriften“ (S. 553—624) mit den dazugehörigen „Tabellen zum Formelwesen der attischen Psephismen“ den „Formularen attischer Ephebeninschriften“ u. ä. scheint mir doch für den Zweck des Handbuchs gar zu detailliert zu sein, so wünschenswert, ja notwendig dieselben für eine abschließende Darstellung einer griechischen Epigraphik sein mögen. Es ist fast das Dreifache des Raumes der ersten Bearbeitung für diesen Abschnitt in Anspruch genommen. Die römische Epigraphik (S. 626—710) ist wieder von E. Hübner mit den angemessenen Zusätzen und Berichtigungen ausgearbeitet worden. Daran reiht sich die „Zeitrechnung der Griechen und Römer“ aus der bewährten Hand Ungers (S. 711—830), wesentlich in der früheren Form, jedoch unter Heranziehung der seit den letzten 7 Jahren nicht unbeträchtlich angewachsenen Literatur; eingehender ist das spätattische Kalenderwesen und was damit zusammenhängt, behandelt (S. 757 ff.) — Den Schluß des Ganzen bildet wie in der ersten Auflage H. Nissens Griechische und römische Metrologie, worüber hier weitere Bemerkungen nicht am Platze sind. Was wir seiner Zeit beim Erscheinen des ersten Bandes von der Sammlung gerühmt, daß wir es mit einem standard work, würdig deutschen Fleißes und deutscher Gelehrsamkeit zu thun haben, bewahrheitet sich

Schritt für Schritt beim Fortgang desselben, wenigstens was die allgemeinen Vorzüge des „Handbuchs“ betrifft, wie es unter einer so bewährten Leitung des Gesamtunternehmens wohl erwartet werden kann. Auch der neubearbeitete erste Band, der mir Gelegenheit zur neuerlichen Äußerung über das Unternehmen gegeben, entspricht im allgemeinen dem Zwecke der Sammlung recht wohl. Es erübrigt uns zum Schlusse nur noch der dringende Wunsch, daß in Erfüllung gehe, was jetzt wiederum vom Verlage in Aussicht gestellt wird, daß der Schluß des ganzen Werkes im Laufe des Jahres 1894 erhofft werden dürfe!

Eichstätt.

Dr. Georg Orterer.

T. Macci Plauti Comoediae ex recensione Georgii Goetz et Friderici Schoell. Fasciculus II Bacchides Captivos Casinam complectens. Lipsiae in aedibus B. G. Teubneri MDCCCXCIII. S. VIII. 161. 8°.

Es war eine sicher von vielen oft bitter empfundene Lücke in der „bibliotheca Teubneriana“, daß sie bisher keine Gesamtausgabe der Plautinischen Stücke enthielt, da die Textausgabe von Fleckeisen bekanntlich nur 10 Komödien umfaßt. Daher ist es als ein dankenswertes Unternehmen zu begrüßen, daß die Bearbeiter der großen kritischen Ausgabe jetzt, da diese dem Abschlusse nahe ist, sich auch entschlossen haben, jene Lücke auszufüllen. Daß die Arbeit in ihren Händen aber am besten liegt, dafür bürgt die bisherige Thätigkeit der Herausgeber, denen noch außerdem O. Seyffert seine Mitwirkung geliehen hat.

Da der Zweck dieser Ausgabe wesentlich verschieden ist von der großen kritischen Bearbeitung, so ist auch der Text natürlich nicht etwa ein Abdruck aus dieser, sondern er ist durchweg auf grund der Überlieferung hergestellt. Daher sind auch im Gegensatz zur großen kritischen Ausgabe alle die zahlreichen und weitgehenden Verbesserungs- und Ergänzungsversuche, welche dort „non nisi exempli causa ludibunda manu“ gemacht seien, vollständig ferngehalten unter Wahrung eines streng konservativen Prinzips. Um ein möglichst ungetrübtes Bild der Überlieferung zu geben, haben die Herausgeber alles bei Seite gelassen, was ihnen als nicht ganz sicher oder als weniger wahrscheinlich galt — nicht wenig bei Plautus. Nur ganz sichere Verbesserungen sind in den Text aufgenommen, und andere als solche sind auch im Apparat nicht angegeben. (Warum ausnahmsweise z. B. Cas. 357 *attulamus legisse Diomedem Schoelli coniectura est?*)

Jedes Verderbnis in der Überlieferung wird durch ein Zeichen kenntlich gemacht: der anstößige Hiatus ist bezeichnet durch eine vertikale Linie |, welche z. B. in der Casina (die Ref. allein einer näheren Durchsicht unterzogen hat) an ungefähr 25 Stellen gegenüber den verschiedenen eigenen und fremden Verbesserungsversuchen der krit. Ausgabe auftritt; größere Lücken werden angezeigt durch \* \*, kleinere durch *morae* — —, gröbere Fehler anderer Art durch +

(non liquet), wobei aber noch Dinge unbeanstandet bleiben, die von Verdacht nicht ausgeschlossen sind. Auch bei der Versteilung und beim Metrum ist möglichst genau der Überlieferung gefolgt, wobei auch wieder manches Zweifelhafte zugelassen ist; bei ganz unsicheren Stellen wird einfach der Accent weggelassen (cf. Bacch. 617. Cas. 156. 164. 678 ff. 888 ff. 895 f. 943 ff. u. a.)

Wo durch unbedeutende Änderungen etwas geholfen scheint, sind solche in den Text aufgenommen; was im Texte zu streichen ist, wird durch [ ] bezeichnet, was auf eine scenische Bearbeitung hinweist durch ( ), wobei aber nur ganz sichere Anzeichen berücksichtigt sind. Zusätze, besonders Personenangaben, welche in den Handschriften meist ausgelassen, von einer späteren Hand in B hinzugefügt sind, aber auch sonstige „addimenta“, die aufgenommen sind, werden durch < > eingeschlossen; dabei ist aber keine weitere Bemerkung im Apparat gemacht, wenn die Zusätze sich in der editio princeps (Z) oder im cod. Lipsiensis (F) finden. Geringere Abweichungen der Handschriften untereinander sind fast durchweg nicht angegeben.

In der Orthographie ist der besten Überlieferung gefolgt und eine größere Konsequenz eingehalten. Gegen die Überlieferung sind keine sog. archaischen Formen aufgenommen, hingegen sind sie beibehalten, wo die Überlieferung sie gibt. Keine Konsequenz ist angestrebt in der Assimilation der Präpositionen, da, wie es in der Praef. heisst, weder aus der Überlieferung bestimmte Gesetze eruiert werden können, noch eine Berechtigung vorliege anzunehmen, daß in der Plautinischen und in der unmittelbar folgenden Zeit in dieser Sache die Römer nach Gleichheit gestrebt haben. So lesen wir denn nebeneinander opsecro Cas. 188, (krit. Ausg. obsecro) 620, obsecro Cas. 196. 232. 321, opsonatu 719, obsonatum 441. 491. 501, optinendi 190, obtinget 300 (krit. Ausg. obtinget) u. a. Die Enclisis ist angewendet, wie bei es und est u. a., so jetzt auch bei nequid Cas. 784, numquid 750, siquid 765 etc. Eine Änderung in der Schreibweise finden wir ferner gegenüber der krit. Ausgabe: Cas. 633 peristi (periisti), 92 ibis (ibeis), 594 preti (pretei), 701 cur (quor), 896 aequomst (aecumst), 166 equis (equis), 951 cocus (coquos), 567 asto (adsto), 809 dirrumpi (dirunpi) nach A, 801 esurio (essurio), obwohl nach der krit. Ausg. in A gelesen wird E × × URIO, 233 enecas (enicas) u. s. f.

Bei der Herstellung des Textes ist natürlich auch hier vor allem die Autorität des Ambrosianus maßgebend, und die Partien, welche in diesem enthalten sind, werden am oberen Rande dadurch bezeichnet, daß den Ziffern der Vulgata ein A beige setzt ist. Sowohl Studemunds Apographum, das in der großen Ausgabe auch für die Casina nicht mehr benützt werden konnte, außer in der Appendix, als auch die eigene frühere Collation ist von den Herausgebern überall sorgfältig ausgebeutet; für einige Stellen der Casina hat Schoell den Ambr. nochmals verglichen und dabei gefunden, daß sehr oft, wo seine früheren Lesungen von denen Studemunds abgewichen sind, dieser das Richtige gesehen hatte, weshalb nur selten noch die Angabe im Apparat von

Studemund abweicht. Die Überlieferung des Ambr. ist nämlich in der Regel, wo sie erhalten ist, der der übrigen Handschriften gegenübergestellt, oder wenn im Texte die letztere aufgenommen ist (als die bessere), wenigstens im Apparat hinzugesetzt. Eine nicht geringe Zahl von Stellen hat durch die abermalige Vergleichung eine Verbesserung gefunden: z. B. Cas. 106 (si st. ubi), 544 sine eam: te nolo. 641. 658. 682. 701. 704. 750. 879. 983—990.

Dafs bei dem Streben nach möglichster Knappheit und Kürze einige Unklarheiten mit unterlaufen (so ist z. B. Cas. 414 nicht deutlich ersichtlich, dafs sich die Note del. Py (lades) auf das iam bezieht, da im Verse sowohl [Ol.] als auch [iam] mit Klammern versehen sind), kann den Herausgebern durchaus nicht zum Vorwurf gemacht werden. Es ist im übrigen vielmehr die grösste Sorgfalt zu rühmen. Abgesehen von dem Mangel an störenden Druckfehlern ist diese Sorgfalt namentlich hinsichtlich der Interpunktion zu erwähnen, welche mit grosser Genauigkeit durchgeführt ist und das Verständnis auch für einen ungeübteren Leser erleichtert. Gegenüber der krit. Ausgabe ist deutlicher interpungiert z. B. Cas. 137 sine, amábo, ted amári. 173. 236. 383. 473. 850, ähnlich 238. 540, richtiger 226. 277. 795 (264), verständlicher wird auch der Satz 279, verbessert auch 566 u. a.

Auch die Accentuierung ist gegenüber der krit. Ausg. öfter verbessert worden: z. B. Cas. 61 eandem illam amare et esse impedimentó sibi (p. eandem illam amare et esse imp. s.) 674 dicere (dicére), 846 táce (tacé), 880 sánt, quae (sunt, quae); iambisch st. trochaeisch sind gemessen 930—934. Ob die Betonung v. 432 Ut illé trepidabat sich empfiehlt, erscheint zweifelhaft.

Die in der kritischen Ausgabe bestehenden, zahlreichen Lücken sind grossenteils verschwunden (z. B. Cas. 183. 185. 197. 283/4. 616. 635/6 u. a.); gelassen sind nur die in der Überlieferung deutlich erkennbaren Lücken, welche allerdings gerade in der Casina nicht wenig sind.

Dafs wir nach all dem einen Text vor uns haben, der vielfach ein ganz anderes Gepräge zeigt wie der Text der krit. Ausg., dürfte hinlänglich dargelegt sein. Wir haben in der neuen Ausgabe damit zugleich eine wertvolle Ergänzung der andern und können nur wünschen, dafs diesem zweiten Bändchen recht bald das erste<sup>1)</sup> und dann auch die übrigen folgen mögen.

München.

Weninger.

Gust. Nordmeyer. De Octaviae fabula. Lips. in aed. B. G. Teubneri 1892. gr. °. 60 S.

Ähnlich dem griechischen Rhesos ist uns auch die römische Prätexa Octavia in Bezug auf Autor und Entstehungszeit ein „Problem der höheren Kritik“, dessen völlige Lösung wohl niemals gelingen

<sup>1)</sup> Das erste Bändchen ist inzwischen 1893 noch erschienen. D. Ref.

wird. Wie aber bei allen derartigen Fragen können auch bei dieser immer wieder neue Gesichtspunkte aufgefunden werden, die eine günstigere Beleuchtung ermöglichen, und insoferne muß auch die oben angeführte Abhandlung entschieden als eine verdienstvolle Arbeit bezeichnet werden. Vor allem ist es dem Verfasser darum zu thun, die historischen Berichte, bezw. Fragmente und Excerpte, welche uns eine *vita Octaviae* noch irgendwie ermöglichen, zu sichten und auf ihre Originalität und Zuverlässigkeit zu prüfen.

Als Quellen für den Verfasser unserer Prätexa können nur Tacitus, Sueton und Dio in Betracht kommen und unter diesen drei Autoren nimmt wieder der erstere naturgemäß den Vorrang ein. Denn nur Tac. behandelt das Schicksal der unglücklichen Heldin in einem gewissen Zusammenhange und in größerer Ausführlichkeit (ann. XVI, 59—64). Suet. berührt dasselbe nur mit wenigen Worten (vit. Ner. 35). Dios Erzählung liegt blos im Auszuge (und zwar wieder, wie Nordm. l. c. p. 261 ss. in überzeugender Weise darlegt, von mehreren, nicht einem Excerptor herrührend) vor uns. Entgegen der Meinung jener, die den Dichter unserer Tragödie fast ausschließlich den Stoff aus Tacitus entnehmen lassen, sucht Nordm. mit teilweise stichhaltigen Gründen die gegenteilige Behauptung zu erhärten (l. c. p. 263—p. 275). Besonders jener Volkstumult, der nach Tac. infolge der Verstoßung Oktavias durch Nero in Rom entstand und der nun auch in „*Octavia*“, jedoch in ganz verschiedener Weise berichtet wird, gibt dem Verf. Anlaß, auf Grund eben dieser Verschiedenheit, unserem Dichter die Verwertung des Tac. ganz abzusprechen: *Apparet ex eis, quae disseruimus, non congruere Tacitum et fabulae auctorem Itaque Tacitus fons tragoediae non est* (l. c. p. 275).

Rec. gesteht offen, daß er sich einer derartigen, apodiktischen Behauptung gegenüber nur skeptisch verhalten kann. Historiker und dramatischer Dichter, mögen sie auch so manche Berührungspunkte gemeinsam haben, gehören dennoch zwei ganz verschiedenen Reichen an: jener dem der Wirklichkeit, dieser der freien Phantasie, die ihm, auch wenn der Stoff gegeben ist, jederzeit gestattet, denselben nach seinen Intentionen umzugestalten. Aus der Verschiedenheit der Behandlung dieser oder jener Episode durch den Historiker, bezw. Poeten kann meines Erachtens nie und nimmer der Schluf gezogen werden, daß dem letzteren jener überhaupt nicht als Quelle gedient habe. — Indem der Verf. im weitern Verlaufe seiner in sechs Abschnitte geteilten Abhandlung den Nachweis zu erbringen sucht, daß *Octavia* unter der Regierung des Kaisers Domitian verfaßt worden sei (l. c. p. 310 u. p. 213 ss), also mindestens zwanzig Jahre, ehe Tac. seine *Annalen* herausgab, bleibt demgemäß nichts anderes übrig, als jene Stellen, in denen der Geschichtschreiber und der Dramatiker in wirklich auffallender Weise Ähnlichkeit zeigen (was Nordm. selber nicht in Abrede stellt, l. c. p. 275), auf einen gemeinsamen, weiteren Autor und zwar auf Cluvius Rufus zurückzuführen. — ein Versuch, der Rec. wenig geglückt erscheint. Aus der Stelle (ann. XIV. 63): „*non alia exul visentium oculos maiore misericordia*

affecit. meminerant adhuc quidem Agrippinae a Tiberio, recentior Juliae memoria obversabatur a Claudio pulsae“ auf eine spezielle Quellenbenützung seitens des großen Geschichtschreibers zu schließen und zwar lediglich auf Grund des Ausdrucks „meminerant“ dürfte denn doch allzu gewagt erscheinen.

Indes bereits mehr als ursprünglich beabsichtigt war, geriet Rec. vom Gebiet des Referierens in das der Kritik. In gar manchen Fällen spricht es aber weit eher für die Güte einer geistigen Arbeit, wenn sie auch instände ist, ihren Leser zu eigenem Urteile anzuregen, ja herauszufordern, als wenn das ingenium criticum bei der Lektüre selber niemals zum Leben erweckt wird. Das Latein ist gewandt geschrieben, die Form S. 281 Z. 7 v. o. jedenfalls bloßes Druckversehen.

Regensburg.

Alfons Steinberger.

Der lateinische Stil. Übungsbuch zum Übersetzen aus dem Deutschen ins Lateinische für obere Gymnasialklassen mit besonderer Rücksichtnahme auf die Prosalectüre der Schüler und mit Hinweisungen auf die Grammatiken von Goldbacher, Koziol, Scheindler, Schmidt, Schultz, herausgegeben von Dr. Franz Strauch. I. Abteilung: Aufgaben für die V. Klasse. Mit Erlafs des hohen k. k. Ministeriums für Kultus und Unterricht vom 14. Januar 1892, Z. 420, zum Unterrichtsgebrauch allgemein zugelassen. Preis in Leinw. geb. 66 kr. Wien 1892. Hölder. S. VII u. 43 + 51.

„Dem Weckrufe folgend, welchen der Erlafs des hohen Ministeriums f. Kultus u. Unterr. vom 1. Juli 1887, die Unterrichtsmethode in der lateinischen und griechischen Sprache betr., zugleich an die gesamte Lehrerschaft richtet, auf dafs sie zur Förderung und Verbesserung der einheimischen Schulbücher-Literatur thatkräftig beitrage“ hat der Verfasser hier einen ersten Versuch gemacht, „dem Bedürfnis nach reicherer Auswahl solcher Lehrbücher“ an seinem Teile abzuhelpen (s. Vorw. S. III).

Dem „gewichtigen pädagogischen Postulate eines konzentrischen Unterrichts Rechnung tragend“ hat er den Stoff teils nach Xenophons Anabasis (Nr. 4—16), teils nach Livius I. Buch (Nr. 17—34 = Schlufs) zurecht gerichtet. Dafs der Stoff besonders interessant gewählt wäre, läfst sich nicht sagen; es ist dies bei der einseitigen Auswahl nicht zu verwundern. Der Verfasser rät, „sofort in das eigentliche Klassenspensum einzugehen, damit der Schüler möglichst bald mit frischem Gedächtnis an die Livianischen Stücke schreite“. Dieser Stoff soll völlig und gründlich absolviert werden. Er enthält nur 24 Seiten; folglich ist dieser Wunsch erfüllbar. „Daneben aber ist eine Auswahl aus den wichtigsten Partien des ersten Teils (der auf Xenophon zurückgeht) vorausgesetzt“. Auch das läfst sich machen, und es besteht wohl auch in Österreich kein Hindernis, ihn nicht blofs in Auswahl zu übersetzen.



Der deutsche Stil ist zuweilen sehr modern gehalten, was seinen Grund darin hat, daß der Verf. neben Liv. u. Xen. auch Grote's Geschichte Griechenlands, Duncker, Peter, Geschichte Roms, Jäger, röm. Gesch. und andere neuere Historiker benützt hat. Auch scheint der Ausdruck oft etwas breit, wenig lebhaft, die Periode mannigfach langatmig. Doch kann in diesen Dingen nur die Praxis das entscheidende Wort sprechen. Anzuerkennen ist die Sorgfalt, mit welcher das Ganze bearbeitet wurde. Aufgefallen ist nur Folgendes: N. 25 „bis in die allerletzten Zeiten“ ist unrichtig; das Argument am Schlusse von 25,1 ist zum mindesten anfechtbar; Nr. 33,2: „der alte Servius wurde nicht etwa nur eines Tages von Tarquinius über die hohen Stufen der Curie in das Erdgeschofs hinabgeschleudert und, als er halbtot sich aufraffte, von nachgesendeten Dienern des Schwiegersohnes mitten auf der StraÙe erschlagen, sondern über seinen Leichnam wurde von der eigenen Tochter sogar hinweggefahren“: mißlungene Steigerung! N. 6: die Überschrift paßt schwerlich. Das Fremdwort „Factoren“ S. 7 bedarf einer Erläuterung.

Praktisch ist die Scheidung des Anmerkungsmaterials vom Texte.  
München. Dr. Gebhard.

Jos. Flierle, Über Nachahmungen des Demosthenes, Thucydides und Xenophon in den Reden der Römischen Archäologie des Dionysius von Halicarnafs. Leipzig, Fock 1890.

Der Verfasser hat sich die Aufgabe gestellt, ein entschiedeneres Urteil über die Reden des Dionysius und damit über den Geschichtsschreiber selbst zu gewinnen. Gerade die Art, wie die antiken Historiker zumal der späteren Zeit arbeiteten, wie sie ihre Quellen benützten, was sie aus rhetorischen Schriften, Sammlungen von Reden, Sprichwörtern, Citaten entnahmen, ist noch zu wenig untersucht und darum ist jede Arbeit willkommen, die darüber nach der einen oder andern Seite Licht verbreitet. — Zunächst gibt Flierle eine sehr interessante Zusammenstellung der Urteile, die Historiker und Philologen über die Reden des Dionysius gefällt haben. Madwig und Mommsen verhalten sich durchaus ablehnend, sie halten die Reden für eigenes Machwerk des Historikers ohne irgendwelchen positiven Hintergrund, dagegen behauptete Nitzsch, daß Dionysius auch in seinen Reden sich an bestimmte Quellen angeschlossen hat. Ranke nahm einen vermittelnden Standpunkt ein. Kamen die Historiker zu keiner Einigung, so erwies sich die sprachliche Untersuchung hier als unbedingt nötig, daher haben auch schon Cobet, Blafs und Jacoby auf die sprachlichen Beziehungen des Dionysius zu Demosthenes hingewiesen. Flierle unternimmt es, noch genauer die Frage zu untersuchen. Er stellt zunächst die Reden zusammen, in denen Dionysius in größerem Umfang Demosthenes, Thucydides und Xenophon nachahmt. Sovie! ist jedenfalls außer allem Zweifel, daß die Reden in der Gestalt, wie sie bei Dionysius gehalten werden, nicht in den Quellen gestanden haben können, aus ihnen hat Dionysius nur die Thatfachen, den Haupt-

inhalt genommen, während die Form von ihm selbst stammt. Es fragt sich nur, ob er seinen Stoff wirklich direkt nach den besten Mustern verarbeitete oder ob ein Zwischenglied anzunehmen ist. Flierle sagt S. 29, daß Dionysius die Ansprache des Diktators Postumius einer Rede Xenophons an die Söldner (3, 2, 9 ff) nachgebildet habe. Das gibt Flierle selbst zu, daß wörtliche Nachahmungen sich wenig finden, den Hauptnachdruck legt er auf die Grundgedanken: Xenophon und Postumius verfolgen den gleichen Zweck, die Soldaten zu ermutigen, sie weisen auf die Götter hin, erinnern an die Vorfahren, zählen die Vorteile des Sieges und die Nachteile einer etwaigen Niederlage auf. Diese Gedanken sind so natürlich, daß wir sie fast in jeder Rede eines Feldherrn an seine Soldaten finden, vergl. z. B. die Reden Hannibals und Scipios bei Polybios; sicherlich sind derartige Reden vielfach in den Rhetorenschulen gehalten worden, so daß man an eine direkte Nachahmung nicht zu denken braucht. Daß Dionysius in Demosthenes und Thukydides sehr belesen war, geht aus seinen andern Schriften hervor, aber doch glaube ich, daß auch hier Dionysius zumeist nicht die Historiker selbst als direkte Vorlage benützt hat, sondern Schemata von Reden, die er sich zum Zweck seiner Schrift *περὶ μιμήσεως* entworfen hat, natürlich im Anschluß an Demosthenes und Thukydides; in diese Form wurde dann der neue Inhalt gebracht, sonst ließe sich gar nicht erklären, daß Dionysius oft das Gegenteil sagt von dem, was Demosthenes oder Thukydides an der entsprechenden Stelle meint. Besonderen Wert möchte ich daher auf den zweiten Teil der Schrift legen und diesen auch denen empfehlen, welche sich kritisch mit Thukydides und Demosthenes beschäftigen. Flierle führt hier die Nachahmung in den einzelnen Teilen der Rede aus: Exordien, Epiloge, Figuren (transitio, praeteritio, praemunitio, subiectio, interrogatio etc.). In der That wird Dionysius derartige Sammlungen gehabt haben, denn die Nachahmung der Atticisten war eine äußerliche, wenn man auch die Grenzen noch nicht genau unterscheiden kann. Am Schluf bringt der Verfasser durch Vergleich mit Livius den Beweis, daß die Reden des Dionysius dort meist angedeutet sind, in einzelnen Fällen dem Wortlaut nach übereinstimmen, also dieselben in den Quellen beider gestanden haben müssen. Dies der Inhalt des Schriftchens, das jeder, der sich mit dem Atticismus und den Vorläufern desselben beschäftigt, gerne und mit Nutzen zur Hand nehmen wird.

Erlangen.

Carl Wunderer.

K. Krumbacher, Mittelgriechische Sprichwörter. München 1893. 272 S. 8°. G. Franz in Kommission. M. 3.—.

‘Et quorum pars magna fui’ kann K. Krumbacher von sich auch hinsichtlich der neuerdings zur Erforschung der byzantinischen Spruchweisheit betriebenen Studien sagen. Denn nachdem er schon in einer Rezension meiner Ausgabe der Planudessprüche wichtige Nachträge und Berichtigungen geliefert hatte (vgl. diese Zeitschr. 1887 S. 122 ff.),

gab er bald darauf selbst aus einem Parisinus (F) eine Sammlung von 70 Sprichwörtern heraus, die mit der des Planudes und noch mehr mit den von Sathas edierten Sammlungen (BA<sup>1</sup>E) in enger Beziehung steht (vgl. diese Zeitschr. 1888, S. 205 ff.). Seitdem hat er bei seinen ausgedehnten Studienreisen stets auch auf mittelgriech. Sprüche geachtet und denn auch das Glück gehabt, eine Reihe von neuen Sammlungen dieser Art aufzufinden, die er in dem vorliegenden, Th. Mommsen zum 50jährigen Doktorjubiläum dargebrachten Werke veröffentlicht hat.

Um den Leser zunächst einigermaßen über das von Krubacher herangezogene neue handschriftliche Material zu orientieren, — so entspricht von seinen Funden ein Barberin. (C mit 16 Sprüchen) vollständig dem von Sathas benutzten cod. B und ein Marcian. (D mit 17 Spr.) ebenso dem cod. A<sup>1</sup>. Die übrigen Handschriften, ein Marcian. (H mit 55 Spr.), ein Vatican. (I mit 75 Spr.), ein Taurin. (K mit 59 Spr.) und ein Paris. (G mit 34 Spr.), stehen wiederum zu F in näherer oder weiterer Verwandtschaft; nur lassen sie jedem Spruche die in F fehlenden theologischen Prosaerklärungen folgen. Außerdem hat Kr. die von Sathas benutzten Pariser Handschriften nochmals kollationiert und dabei aus A<sup>1</sup> die von jenem nicht entzifferten 8 letzten Sprüche unter Beihilfe von D nachgetragen. Aus diesen nach Umfang und Inhalt verschiedenen Sammlungen stellt der Herausg. eine kombinierte Sammlung von 129 Sprichwörtern zusammen, von denen 101 schon aus einer oder mehreren der früher edierten Sammlungen bekannt waren, 28 jedoch ganz neu sind.

Auch darin stimmen alle neuen Sammlungen überein, daß sie die Sprüche unverfälscht in der volkstümlichen Sprachform wiedergeben und sich jeden Versuchs enthalten, die vulgäre Ausdrucksweise derselben durch Umsetzung ins offizielle Kunstgriechisch zu ‚verbessern‘, wie es bekanntlich Planudes in ausgedehnter Weise besorgt hat. Dies sichert natürlich den an sich schon durch ihren originellen und körnigen Inhalt interessanten Sprüchen noch eine weitere Bedeutung für die Geschichte der griech. Volkssprache im Mittelalter, obwohl ihr Verständnis für uns dadurch bedeutend erschwert wird.

Leider ist dem Herausg. eine (allerdings an recht entlegener Stelle veröffentlichte) Sammlung byzantin. Sprichwörter entgangen, auf die mich Prof. A. Papadopulos-Kerameus aufmerksam gemacht hat. Sie ist im *Ἀρχαῖον Ἡμερολόγιον* aufs J. 1882 (Herausg. von E. Asopios, Athen 1881 S. 353 ff.) von N. Politis nach einer Abschrift des Archimandriten E. Bulismas ediert. Die Handschrift, deren nähere Beschreibung in demselben Kalender fürs J. 1877 (S. 324) gegeben ist und die ich mit L bezeichne, enthält 80 Sprüche mit Erklärungen in Prosa, von denen Bulismas jedoch bloß drei zur Probe abgeschrieben hat, und mit der aus H bekannten Überschrift. Sie stimmt in der Reihenfolge der ersten 34 Sprüche genau mit G überein, während sie im Wortlaut der Sprüche oft stark von G abweicht und sich viel enger an H anschließt, wie sie auch in der zweiten (in G nicht enthaltenen) Hälfte mehrfach ganze Gruppen in der gleichen Reihenfolge

wie H bietet. Zwischen 18 und 19 hat L ebenso wie H die zwei Zeilen: *Ἡ γυνή μου ἐξωλόθρεσε με ἐκ τοῦ οἴκου μου · Ἐὰ ἐξωλόθρεσε τὸν ἄδελφόν ἐκ τοῦ παραδείσου*, aber während Kr. dieselben als aus einer anderen Erklärung irrtümlich hierher versetzt einklammert, bietet cod. L (oder Politis) sie als eine selbständige Nummer mit kurzer Erklärung, — was wohl das Richtigere sein wird. Außerdem aber enthält L (als Nr. 64, zwischen 43 und 44 bei Kr.) einen bisher vollständig unbekanntem Spruch: *Ἐλα τὰ σὲ εἰπῶ εἰς τὸ ὠτίον*. — *Ἐγὼ τοῦ ὠτίου χαρμμένη εἶμι*, welcher in einem köstlichen Zwiegespräch die kluge Warnung ausspricht, sich nicht fremde Geheimnisse zuflüstern zu lassen, an denen man sich nur die Ohren (oder die Finger, wie wir sagen) verbrennt<sup>1)</sup>.

Die Mehrzahl der neuen Sammlungen nennt im Titel auch einen Verfasser: in D wird Michael Glykas, in H I K L Michael Psellos als solcher angegeben. Von Psellos ist es anderweitig gut bezeugt, daß er sich mit ähnlichen dogmatisch-moralischen Erläuterungen von volkstümlichen Ausdrücken abgegeben hat. Daß aber die vier genannten Sammlungen in ihrer jetzigen, nach Zahl und Auswahl der Sprichwörter von einander stark abweichenden Gestalt wirklich Eigentum des Psellos sind, ist kaum zu glauben. Sein Name mag also, wie Kr. richtig bemerkt, entweder in Erinnerung an die ähnlichen Arbeiten dieses Polyhistor fälschlich den Erzeugnissen einer späteren Zeit beigelegt worden sein, oder dieselben sind als freie Weiterbildungen eines von ihm verfaßten Werkes zu betrachten. Etwas anders steht es mit der Autorschaft des M. Glykas, dem Kr. die beiden kleinsten Sammlungen vindizieren will (die eine von 16 Spr. mit ausführlichen metrischen Erklärungen in CB, die andere von 17 Spr. mit kurzen Prosaerklärungen in DA<sup>1</sup>). Obwohl er gewichtige äußere und innere Gründe dafür vorbringt, spricht m. E. doch auch wieder einzelnes dagegen. Es ist ja an sich nicht undenkbar, daß Glykas auf die metrische Erklärung eine prosaische (oder umgekehrt) folgen liefs. Aber was kann ihn wohl bei der Veranstaltung seiner zweiten Sammlung veranlaßt haben, aus der ersten gleich kurzen Sammlung gerade nur die eine Hälfte d. h. acht Sprüche beizubehalten und zwar in völlig abweichender Reihenfolge, die zweite Hälfte aber durch ganz andere Sprüche zu ersetzen? Außerdem stechen die überaus dürftigen und flüchtigen *ἐπιτηδεύματα* in Prosa von den sorgfältig ausgeführten metrischen *ἐξηγήσεις* so auffallend ab, daß man sich nicht dazu entschließen kann, auch dieses Machwerk dem Verfasser der metrischen Erklärung zuzuschreiben. Endlich ist auch der Wortlaut der in beiden Sammlungen identischen Sprüche nicht immer derselbe (vgl. Nr. 1, 11, 15 in DA<sup>1</sup>). Aus allen diesen Gründen kann ich nur in der Sammlung mit metrischen Erklärungen ein Werk des M. Glykas sehen, während

<sup>1)</sup> Eine zweite bisher nicht beachtete Sammlung byzant. Sprichwörter, die N. Dosios in dem Journal *Κόσμος* (12. Febr. 1883 S. 361 f.) ediert hat und deren Kenntnis ich ebenfalls der Güte des Prof. Dr. A. Papadopoulos-Kerameus verdanke, erwies sich als ein unvollständiger (bloß 73 Nummern umfassender) Abdruck der im Baroccianus 68 enthaltenen Plandessprüche.

ich in der anderen nicht eine Originalarbeit desselben Verfassers, sondern einen (aus anderen Quellen vermehrten) Auszug von späterer Hand erkenne.

Den Nachweis der in den theologischen Erklärungen sehr häufigen Bibelstellen und biblischen Phrasen verdankt der Herausg. der Mithilfe von C. Weyman. Doch läßt sich dazu noch mancherlei nachtragen: S. 74, 2 vgl. Jerem. 15, 19; 76, 9 vgl. Matth. 25, 35; 78, 13 vgl. Jacob. 4, 14; 78, 14 vgl. Genes. 2, 15; *ἐν τῷ παραδείσῳ . . . ἐργάζεσθαι αὐτὸν καὶ φυλάσσειν*; 79, 15 vgl. Philipp. 3, 19; 81, 19 vgl. 1 Cor. 3, 13; 85, 34 vgl. Matth. 13, 42; 89, 46 vgl. 1 Petr. 2, 12; 98, 34 vgl. 2 Petr. 2, 10; ib. vgl. Psalm. 105, 37; 100, 43 vgl. Ps. 126, 1; 101, 58 vgl. Joh. 1, 30; 102, 64 vgl. Genes. 1, 26; 104, 69 vgl. Matth. 10, 6 und 15, 24; *τὰ πρόβατα τὰ ἀπολωλότα οἴκον Ἰσραὴλ*; 104, 70 vgl. Genes. 2, 16; *ἀπὸ παντός ξέλον τοῦ ἐν τῷ παραδείσῳ βρώσει φαγῆ, ἀπὸ δὲ τοῦ ξέλον . . . οὐ φάγεσθε ἀπ' αὐτοῦ*; 109, 49 vgl. Matth. 11, 15; ib. vgl. 1 Cor. 6, 18; *πᾶν ἁμαρτήμα . . . ἐκτός τοῦ σώματος ἐστίν ὃ δὲ πορνείων εἰς τὸ ἴδιον σῶμα ἀμαρτάνει*; 111, 55 vgl. Ephes. 5, 16; 115, 19 vgl. Ps. 36, 20. — In mehreren Fällen hätte die Berücksichtigung der betreffenden Bibelstelle den Herausgeber gewifs von einigen Änderungen oder Zusätzen abgehalten: S. 78, 14 ist zu *φυλάττειν* nicht *τὸν νόμον* zu ergänzen, sondern *παράδεισον* hinzuzudenken; 104, 69 ist das vor *οἴκον Ἰσραὴλ* hinzugesetzte *τοῦ* wieder zu tilgen; 104, 70 ist der Zusatz *δύνασαι* überflüssig und vielmehr *βρώσει φαγῆ* herzustellen; 109, 49 ist *ὁμοίως* vor *ἁμαρτάνει* wieder zu tilgen; 109, 51 ist *χρονίει* nicht ‚analogische Präsensbildung‘ statt *χρονίζεις*, sondern nach Sir. 14, 12 einfach *χρονιῖ* zu schreiben; 93, 55 schr. *ἐκέρδησα* nach Matth. 25, 20. — An anderen Stellen gewinnt schon durch eine kleine Veränderung der Interpunktion das Verständnis dieser oft ganz sinnlos erscheinenden *ἐρημνεία*: S. 78, 13 schr. *καὶ ὕλον ἀγάπης, μὴ σφραγίζῃς. εἰς τὸν κόσμον τοῦτον ἰδέσκειρα . . . καὶ πρὸς ὀλίγον γαινόμενα μὴ ἀγάπα, ἵνα* (so können wir der Änderung *τοῦ κόσμον τοῦτον*, sowie der Zusätze *τὰ* und *ταῦτα* entbehren); 80, 18 schr. *Ἦ ἄνθρωπε . . . καὶ ἄλιον τῶν ἁμαρτιῶν . . . χειρόγραφον λέσαι διὰ . . . ἐξομολογήσεως ὕπερ ἑπλέξης σχοινίων . . . ποικίλον κόπτε νῦν (ἄλιον gehört nicht zu *χερός*, sondern zu *χειρόγραφον*; *λέπτην* hinter *κόπτε* ist in der Handschrift mit Recht durchstrichen, da *σχοινίων* objekt zu *κόπτε* ist); 96, 23 schr. *καὶ οἶψ ἐίπεν ἐν ἀπὸ τῶν δύο* (nämlich *προσευχαί* und *ἐλεημοσύνη*); 107, 8 schr. *Λέγει . . . πρὸς τὸν Χριστὸν ἑ. Τὴν ἐξ ἐθνῶν ἐκκλησίαν τὰ τὴν εἴπω* (*ἐκκλησίαν* ist vorangestellte Apposition zum folgenden *τὴν*, vgl. 113, 12). — In anderen Fällen bedarf es zur Wiederherstellung des vom Hermeneuten gewollten Ausdrucks und Gedankens nur einer leichten Besserung: S. 84, 30 l. *ὡς ἐπιβυλῶν* (statt *ὡς ἐπιβ.*); 95, 22 l. *λέγει ἢ μὴ <ὅτι> μόνον . . . προσκυνήματα δύνανται . . . ἀλλ' οὐδ' ἁκαιοῦταις ἐκταῖον*; 101, 54 l. *μὴ καιανεύσης τῆς ἡδονῆς τῶν παθῶν καὶ βδελυκιά ἡγοῦ* (statt *ἡγοῦν*) *ταῦτα, ἢ λιβῆς τῶν αἰωνίων . . . ἀπολασῶν* (vgl. Philipp. 3, 8; *ἡγοῦμαι σκέβαλα εἶναι, ἵνα Χριστὸν κερδήσω*); 104, 68 l. *ἀνεροπολοῦσιν ἄλλ' ὡς τις ἐπάσχημα* (statt *ὅστις ἐπάσχηε*)*

τινα, ὅτι . . . οὕτως καὶ ὁ Σωτὴρ εἶπεν; 111, 55 l. mit Berufung auf Exod. 31, 15 *ἢ ἡμέρα τοῦ Σαββάτου τῆς ἀναπαύσεως* (statt *ἀνάσεως*, woraus Kr. *ἀνασιτισσεως* macht). — Auch die Heranziehung der anderweitigen Erklärungen desselben Spruches verhilft bisweilen zur Heilung einer korrupt oder lückenhaft überlieferten Stelle, wie der Herausg. es wiederholt mit Erfolg gethan hat; dazu füge noch vier Stellen, die sich nach E korrigieren lassen: S. 74, 2 l. *μᾶλλον δὲ* (statt *ἀλλ' ὄν δέ*); 76, 9 l. *πρὸς τὸν διάβολον · Τοῦτο <ἐποιήσας>*, ὅτι (vgl. unten *ἔπαθες δὲ τοῦτο*); 107, 15 l. *οὐκ ἔστιν γὰρ ἁμαρτία νικῶσα τὴν φιλευσπλαχίαν τοῦ Θεοῦ, καὶ* (statt *καὶ*) *ἄλλως τις γλῆραφῆ ἐν Νοβατιανοῖς* (über die rigoristischen Ansichten des Presbyters Novatian hinsichtlich der Lapsi vgl. J. H. Kurtz, Lehrbuch der Kirchengeschichte § 41, 3; der codex G hat *ἐν ἀββατιανοῖς*); 108, 16 l. *μετηγαμάσθη διὰ τὴν προσοῦσαν αὐτῷ ἔπασαν*. Auch L bietet eine Besserung: 94, 8 l. *καὶ αὐτὸν ἔπιων* (*ἰπιειον* L, *εἰπεῖν* J) *τὸν Ἄιδην ἐποιήσεν*.

Mit den Hilfsmitteln zur Deutung der oft schwer verständlichen Sprichwörter steht es ziemlich schlecht. Zunächst denkt man dabei natürlich an die alten *ἐριμυθία*, *λέσεις* und *ἀποκρίσεις*. Aber diese erweisen sich, da sie in abstruser und dabei monotoner Allegorisierung fast alles auf Christus und die Apostel oder Satan, auf die Seele oder den Leib deuten, für die Erkenntnis des ursprünglichen Sinnes der Sprüche, der bisweilen wohl den Hermeneuten selbst schon unklar war, meist als unbrauchbar. Sodann meint man von der sonstigen Spruchweisheit eine Unterstützung erhoffen zu können. Der Herausg. hat denn auch die Mühe nicht gescheut, den Sprichwörterschatz anderer Völker des Altertums und der Neuzeit zu durchforschen, um daraus Parallelen für die byzant. Weisheit auf der Gasse zu gewinnen. Aber weder die *παροιμίαι* und *proverbia* der alten Griechen und Römer noch die heute üblichen Sprichwörter der Völker, die einst mit den Byzantinern in nahe Berührung gekommen sind (Albanesen, Araber, Türken, Venezianer) oder in ähnlichen Verhältnissen gelebt haben (Spanier), haben dem Verf. die auf diese umfangreichen Studien verwandte Mühe in erheblicher Weise gelohnt. Nur das neugriech. Volk, das sein zähes Festhalten am Althergebrachten auch auf diesem Gebiete erweist, hat mit seinen heute kursierenden Sprichwörtern eine nennenswerte Ausbeute ermöglicht, so daß etwa zu einem Drittel der 129 Sprüche von dorthier Parallelen, z. T. in wörtlicher Fassung, herangezogen werden konnten. Von den dem Herausg. nicht bekannt gewordenen oder etwa noch in Zukunft erscheinenden Sammlungen neugriech. Spruchweisheit läßt sich kaum ein wesentlicher Zuwachs in dieser Hinsicht erwarten. Die Sammlungen der ersten Art wenigstens, die mir dank dem liebenswürdigen Entgegenkommen der Proff. G. Destunis und A. Papadopulos-Kerameus zugänglich gewesen sind (es waren 12 Sammlungen mit 2305 Sprüchen), haben keine Nachträge von besonderer Wichtigkeit ergeben. Auch die neuen Fände haben für die schon früher veröffentlichten mittelgriech. Sprüche nicht den Erfolg gehabt, den man von ihnen zu erwarten geneigt sein konnte. Nur bei vier Sprüchen (14, 52, 79, 116) sind wir jetzt mit

Hilfe der neuen Sammlungen ins Reine gekommen; im übrigen sind zu den 10 Nummern, die in der ersten Ausgabe Krumbachers (F) dunkel geblieben waren, noch 8 neue *ἀνίγματα* hinzugekommen, denen eine befriedigende Deutung zu geben selbst dem Scharfsinn und der Gelehrsamkeit des Herausgebers nicht gelungen ist.

Den Dank für die belehrenden und anregenden Ausführungen des Verf., die auch allerlei für die neugriech. Grammatik und Lexikologie bieten, glaube ich am besten zu bewähren, wenn ich der Reihenfolge der Sammlung mich anschliessend hie und da Kleinigkeiten nachtrage oder meine abweichende Auffassung darlege.

Dem Spruche in Nr. 8 möchte ich in Anlehnung an Planudes 60 lieber den Sinn geben, dafs darin die Unverschämtheit des Schuldners gegeifselt wird, der um seine Schuld gemahnt die Sache so zu drehen weifs, dafs schliesslich der Gläubiger selbst als Schuldner dasteht. Für diese Auffassung bieten die von Kr. am Schlusse angeführten neugriech. Sprüche fast identische Parallelen.

In Nr. 12 charakterisiert Kr. mit Recht die Lesart *ἀποκινύσαντος* als volksmäfsiger und ursprünglicher gegenüber dem von F gebotenen *ἐπιχειρήσαντος*. Trotzdem hat er seiner Übersetzung die letztere zugrunde gelegt: 'Das Werk ist dessen, der es vollendet, nicht dessen, der es beginnt'. Das Verbum *ἀποκινέω* ist aber mit *ἐπιχειρέω* nicht identisch, sondern heifst: fortlaufen (Suid.: *ἀπέρχεσθαι* und *ἀποιρέειν*), von einer Sache abstehen, sie fallen lassen, wie es der in der *ἐρμηνεία* angeführte Judas that, indem er sich anfangs dem Herrn anschlofs, zuletzt aber von ihm abfiel. Der Sinn des Spruches ist also vielmehr: Nur wer ausdauert, kommt zum Ziele, oder, um mit Michael Glykas (epist. 51) zu reden: *καὶ οὐδὲν οἱ προλαβόντες ὠφέλοισι κόποι τοῖς ὀλιγοδίποισι τὸ τέλος διασφείροντας*. Die von Kr. beigebrachten neugriech. Sprüche stehen somit unserem Sprichworte sehr fern.

Für die bisher noch nicht aus dem neugriech. Sprichwörterschatz nachgewiesene Zusammenstellung von Pflugschar und Nadel (Nr. 17) kann ich einen Spruch aus Imbros nachtragen: *Ἀλάσας τὸ ἔνι (ἐντίον) καὶ ἔκαρες βελόνη* (Manassidis im *Ἑλλ.γρ. Φιλ. Σύλλογος*, VIII. 1874 S. 531 ff. Nr. 81). In einem anderen neugriech. Spruche aus Trapezunt heifst es wiederum: *Τὸ ἰσονβελτοῦς (σακκοροῦμα) καὶ ἂν ἦντιαι, βολόντι κατασταίη* (Parcharidis *Ποντικὰ παροιμίαι* Nr. 372 im *Ἰστορ. τοῦ Πόντου*, Ἔτος B. Trapezunt 1886).

Für Nr. 21 findet sich ein interessanter Beleg merkwürdigerweise in den *γνώμαι Μοσχίωνος* (Nr. 103 bei A. Elter, *Gnomica II*): *Πολλοὺς <μὲν> γυλάκροῦς εἶδον, ἰούτων <δὲ> καὶ ὁ ἐργεταῖος ἐξήλθεν*. Warum fafst Kr. in dem von mir früher beigebrachten neugriech. Spruche *κοιτρούλης* als Eigenname (Kutrulis)? Wenn aber, so hätte der Leser daran erinnert werden müssen, dafs *κοιτρούλης* dasselbe bedeutet wie *γυλάκροῦς*.

Zu Nr. 25 erklärt Kr. blofs einen neugriech. Spruch zu kennen, der die Figur des Paulus beibehalten hat; ich kann einen zweiten Beleg aus Trapezunt nachweisen: *Κάθα εἶνας τὸν Παῦλον αἰ κλαίει* (Parcharidis *Ποντικὰ παρ.* Nr. 140).

Nr. 27. Im Gegensatz zu der gewöhnlichen Anschauung, daß Waisen in ihrer traurigen Vereinsamung besondere Rücksicht und Hilfsbereitschaft verdienen (Planudes 22 und Lelekas *Ἐπιδόριον* Athen 1888 I S. 159 ff. Nr. 63: *Ὁ θεὸς ὄρφανὰ κίρτει, μὰ ἔμοιρα δὲν κίρτει*), stehen zwei Sprüche bei Lelekas (ebenda Nr. 61 und 62), welche die Waisen, wie unser Spruch als widerstandskräftig und nicht leicht zu unterdrücken, mit ähnlicher Feindseligkeit als undankbar charakterisieren: *Ὀρφανὸν μεγάλωσες, φειδίου κερὰλι σήκωσες* und *Ὀρφανὸν τρέφεις, λίχο τρέφεις*.

In Nr. 28 muß m. E. zur scharfen Erfassung des Gedankens der Umstand beachtet werden, daß bei einem Streite zwischen Katze und Maus der Ausgang desselben in seinen für die letztere traurigen Folgen unzweifelhaft ist. Der Spruch richtet sich also gegen diejenigen, welche einem mit ungleichen Kräften geführten Kampfe gefühllos zuzuschauen, statt für den Schwächeren Partei zu ergreifen.

In Nr. 43 übersetzt Kr. *ἀνάλαμπή* mit ‚Anbruch‘. Heißt es nicht eher ‚Wiederaufleuchten‘? Der Sinn dieser Bauernregel wäre dann: Wenn gegen Ende des Winters nach einigen wärmeren Tagen, die den Hirten vielleicht schon verlockt haben, seine Herde auszutreiben, ein Rückschlag erfolgt (hieme refulgente), dann gibts bei ihm Klagen und Thränen.

Zu Nr. 60 vgl. das Russische: Das Glied, das du nicht heilen kannst, hau besser ab (Snegirev S. 181, 393). Die Sprüche beziehen sich natürlich auf verlorene Söhne oder überhaupt Familienglieder, die der Hausgenossenschaft nichts nützen (mittelgr.) und unverbesserlich sind (russ.). Wenn wir den Spruch so fassen, erscheint auch die Variante von J (*προσκολλᾷτω*) gar nicht so unsinnig, wie es Kr. dünkt: Von einem Gliede, das sich den Familieninteressen nicht einfügen will und seine eigenen, jene durchkreuzenden Wege wandelt, muß man sich kurzweg lossagen‘.

Zu den zwei Fassungen, in welchen uns Nr. 64 überliefert ist (F lasse ich bei Seite), kann ich aus cod. L noch eine dritte, stark abweichende hinzufügen: *Ἄγ' οὐ τὸν ἄγονον πομπέουσιν. αὐτὸν ταύτην καιροθόντι ἐν πομπῇ. γὰρ τοῦ ἀπομείνῃ*. Der für den Betroffenen wenig ermutigende Sinn des Spruches scheint zu sagen: Wenn einmal jemand in seiner Jugend sich einen Schandfleck zugezogen hat, so bleibt derselbe an ihm haften, auch wenn er sich bessert und ihn vergessen zu machen bestrebt ist. Die Fassung von K drückt in ähnlichem Pessimismus den Gedanken aus, daß, wenn einen Burschen öffentliche Schande trifft, ähnliche Vorgänge schon vorher bei ihm passiert sind. Ganz anders läßt die Fassung von J den von der Schmach Betroffenen sich leichtsinnig darüber hinwegsetzen mit dem fraglichen Troste ‚Ich bin ja nicht der einzige‘ oder (wenn wir *τοῦτος* zu *λέγει* ziehen) ‚Einmal ist keinmal‘.

Zu Nr. 70 habe ich schon früher in dieser Zeitschr. (1888 S. 206) ein neugriech. Sprichwort angeführt, das dem mittelgr. Spruche viel näher kommt, als die von Kr. erwähnte Parallele. Hierher gehört auch der von Kr. in anderem Zusammenhange (S. 162) benutzte



arabische Spruch: Beherberge du den Beduinen; er wird dir deine Kleider mitnehmen.

Zu Nr. 72 läßt sich noch aus M. Glykas (chron. p. 610, 13) der sprichwörtliche Ausdruck: *διώκων ὁ διωκόμενος γίνεται* vergleichen.

Zu Nr. 84 vermag ich eine von Kr. nicht beachtete Parallele aus dem Neugriech. anzuführen, die zu einer befriedigenden Erklärung des bisher dunkel gebliebenen Spruches verhilft. Bei Arabantinos (Nr. 28) heift es: *Ἄλλη κέμαία δὲν ἔγεννησε, μὲν ἢ Μαριά τὸν Γιάννη*. Der Satz gilt von Leuten, die von einer sie betreffenden Sache ein Aufheben machen, als ob dieselbe bei keinem anderen Menschen zu finden sei. Das Plus des neugriech. Spruches ist wohl nicht späterer Zusatz, sondern der Hermeneut war genötigt, diesen zum Verständnis eigentlich unentbehrlichen Schlufs als seiner theologischen Deutung aufs alte Testament und Christus im Wege stehend fortzulassen.

Zu Nr. 86 füge Planudes 83 hinzu, zu Nr. 88 Apostol. 8, 24 und meine Bemerkung darüber in den Neuen Jahrbüchern für Philol. und Päd. 143, 1891 S. 7.

In Nr. 102 scheint die Erklärung, dafs an einem Narren viele ihre Kunst üben dürfen, weil er mit einem nicht zufrieden sei, nicht das Richtige zu treffen. Der Sinn ist vielmehr: Der Narr findet leicht Leute, die an ihm ihre Kunst auszuüben bereit sind (oder erst erlernen wollen), da er es ja nicht merkt, wenn sie ihm alles verhunzen. Zu dieser Erklärung stimmen auch die von Kr. angeführten Parallelen viel besser; ebenso ein von Arabantinos (Nr. 288) gebotener Spruch: *Εἶναι πολλοὶ παραμπερδὲς γὰρ τοῦ σπανοῦ τὰ γένηα*. Vom *σπανός* und *γαλακρός* gilt eben, wenn auch aus anderen Gründen, dasselbe wie vom *σαλάς*: Der Kahlkopf und der Bartlose sind leicht zu scheren, weil es da nichts zu scheren gibt; der Narr ebenso, weil er mit jeder Pfluscherarbeit zufrieden ist.

Zu Nr. 109 bietet das Rumänische allein eine fast wörtlich entsprechende Parallele: Viel Liebe, viel Verdrufs (Nr. 165 bei K. E. Frauzos, Vom Don zur Donau I. S. 302 ff.). Kr. klagt darüber (S. 16), dafs ihm keine einzige rumänische Sprichwörtersammlung bekannt geworden sei. Die Sammlung von Frauzos umfaßt 320 recht interessante Sprüche; außerdem weist Düringsfeld II. S. 638 zwei leicht zugängliche Sammlungen nach.

Zu Nr. 112 trage ich eine neugriech. Parallele aus A. Jeannaraki (Kretas Volkslieder S. 283 Nr. 203) nach. Dort lautet eins der Distichen (*μαντινάδες*): *Στέκω καὶ σέλλομαζομαι μὲ σέλλογῇ μεγάλη, πῶς εἶν' ἢ θάλασσ' ἄρηρηγὴ καὶ ἀνάλειο τὸ ψάρι*.

In Nr. 121 übersetzt Kr. *ἀνάβειν* mit ‚anzünden‘. Dafs *ἀνάβειν* dialektisch für *ἀνάγειν* gebraucht wird, hat seine Richtigkeit. Aber der Hermeneut hat es anders verstanden, wenn er sagt: *ἢ γὰρ ἀνάβασας* (d. h. das Aufgehen des gesäuerten Teiges, vgl. Ζηκιάδης im *Ελλ. Φιλ. Σύλλογος* XVIII: *ἀναβαίνω = φουσκῶναι διὰ τῆς ζεμασίως* und *ἀνάβασμα, ἀνάβειν* bei Dueange) *οὐκ ἔζημον, ἀλλὰ ἐζήτην ἄριον παρσίσιον*. Hat jener Recht (woran nicht zu zweifeln ist), so haben wir in *ἀνάβειν* eine korrumpierte Form von *ἀναβαίνω* (aufgehen, vom

Teige) zu erkennen, d. h. *ἀναδῖν* = *ἀναδῖναι*. Dazu vgl. das in Nr. 100 (S. 110) von Kr. hergestellte *κατανοδοθῆν ἔχει* und zwei Stellen aus einem apokryphen Texte (bei A. Vassiliev, *Anecdota Graeco-Byzantina*. Moskau 1893 S. 7): *ἀπὸ τότε ἐργεῖν ἔχεις καὶ γενηθῆν ἔχεις ἔτη τρία καὶ πιστεύσωσιν εἰς σὲ πολλοί* (Z. 32) und *παῖν, διάβολε, ἐνεχθῆν ἔχεις*; (Z. 11).

Zu Nr. 124 bietet Konstantinos Manasses einen interessanten Beleg; denn ihm gehört wohl das anonym überlieferte moralische Lehrgedicht, das E. Miller (*Annuaire de l'association* 1875 S. 23 ff.) ediert hat. Dort heisst es v. 855: *σιόμα καὶ γὰρ σωπιλὸν οἶδε Θεὸς οἰκτιρεῖν καὶ τοὺς ἐχθροὺς ἀμύνεσθαι καὶ τιμωρεῖν ταχέως*. Zunächst denkt man bei dem ‚schweigenden Munde‘ dieses von Kr. gar zu stiefmütterlich behandelten Spruches wohl an einen Gemordeten, der selbst für ewig verstummt ist, aber in Gott einen Rächer des Mordes findet (vgl. Ibykos). Aber der Zusammenhang der oben angeführten Stelle des K. Manasses (v. 851—856) scheint darauf hinzuweisen, dafs der Spruch auch auf solche Fälle bezogen werden kann, wo jemand die Scheltworte seiner Feinde stillschweigend erträgt und die Bestrafung der Schmähsüchtigen Gott überlässt.

In dem letzten Kapitel gibt Kr. eine Reihe von Miszellen, die alle auf die byzant. Parömiologie Bezug haben. Besonders interessant ist der Nachweis, dafs, während bei den byz. Autoren im allgemeinen das gelehrte, aus alten parömiographischen Quellen entlehnte Sprichwort vorherrscht, bei einigen Wenigen, wie Michael Glykas, Johannes Klimax, Johannes Moschos und Manuel Philes sich daneben eine ausgesprochene Vorliebe für volkstümliche Spruchweisheit findet. Leider ist der Verf. auf diesen Umstand erst kurz vor Abschluss seiner Arbeit aufmerksam geworden, so dafs er für seine Zusammenstellung auf einen vollständigen Nachweis etwa vorhandener Parallelen verzichten mußte. Die Chronik des Glykas habe auch ich früher einmal auf die in ihr enthaltenen Sprichwörter geprüft und kann deshalb zu dem von Kr. Gefundenen (S. 235) folgende Nachträge geben: 78, 20 *ἀντιπελάγωσας*; 79, 19 *ἀλκονοῦιδες ἡμέραι*; 82, 21 *Τάνυστοι*; 122, 15 *ὡ καὶ κοινὸν ἔστι καὶ βελαντίω*; 165, 12 *ἄμακτι μινύουσαι*; 186, 19 *ἄλλοσθαι κατὰ κρημνῶν*; 277, 9 *ἡμαλθείας κέρως*; 302, 1 *προγῆν ἄσπασιον καὶ ἀνίροισιν*; 452, 8 *μηδὲ ἄκροισ ὠσίν*; 496, 1 *καλὸν ἐνιόστιον ἢ βασιλεία*; 522, 2 *τὸν Αἰθίοπι σπῆσαι*; 530, 7 *Μίδας ἄλλος*; 542, 4 *παιζῶν ἐν οὐ παικτοῖς*; 556, 17 *ἐπὶ τὰ ἐσκαμμένα πηδῶντες*; 567, 17 *τὸ θῆραμα ἔχων ἀρκέων*; 605, 8 *τὸν ὀρθὸν παντὸς προτιμῶν*; 610, 13 *διώκων ὁ διακόμενος γίνεται*; 613, 8 *τῷ ἀγαθῷ τοῖσι σίτω παραμυγνέντι καὶ τι ζῆζῆνον*; 613, 13 *ἄνω τὸ κῆνω ποιῆσαι*; 613, 15 *οὐαὶ πανταχοῦ*, vgl. Aesopi prov. 2; 619, 10 *ἀγγέλης ἀνὴρ καὶ γωνία τὸ μάλισια προσήκων*; 624, 12 *ὅσπερ καλὸν διαλέει*. Es ist schade, dafs Kr. nicht Konst. Manasses in den Kreis dieser Untersuchungen hineingezogen hat, da derselbe die Vorliebe für volkstümliche Ausdrucksweise mit den oben Genannten teilt<sup>1)</sup>.

<sup>1)</sup> An einem anderen Orte werde ich in nächster Zeit die bei K. Manasses vorkommenden Sprichwörter zusammenstellen.

Zu Planudes 144 (146) hat Kr. übersehen, daß beide Handschriften das nach seiner Ansicht hinzuzudenkende *γίγος* lebhaftig bieten und daß ich nach dem Bekanntwerden dieser richtigen Lesart meine erste, auf Piccolominis nachlässiger Abschrift beruhende Auffassung selbst im Philologus, Bd. 49 aufgegeben habe. Er ficht also mit seinen Deduktionen auf S. 251 gegen einen nicht mehr vorhandenen Gegner. Ebenso hat Kr., der sonst meist sorgfältig „Jedem das Seine“ zuweist, zu Apostol. 6, 54 (S. 260) übersehen, daß ich zuerst in den Neuen Jahrbüchern für Phil. u. Päd. 1891 S. 6 die richtige Erklärung von *ἀταρόγερον* aus dem Neugriech. gegeben und *γαῖανόσφορον* mit Beispielen aus Jeannaraki belegt habe. Zur Erklärung von *ἀκρωτίριον* habe ich ebenda einen Vorschlag gemacht, über den ich gerne das Urteil Krumbachers gehört hätte.

Ich schliesse mit dem Wunsche, daß weitere glückliche Funde den Verf. in den Stand setzen möchten, auch das, was in diesen beachtenswerten Überbleibseln byzantin. Volksweisheit noch unklar geblieben ist, befriedigend zu erklären.

Riga.

Ed. Kurtz.

Dr. Adolf Dyroff, Geschichte des Pronomen reflexivum. 1. Abteilung. Von Homer bis zur attischen Prosa. Würzburg, A. Stubers Verlagsbuchhandlung. 1892. 138 S. M. 4,—.

Vorliegende Schrift, welche in den „Beiträgen zur historischen Syntax der griechischen Sprache, herausgegeben von M. Schanz“ das neunte Heft bildet, gibt die Geschichte des griech. Pron. refl. — oder auch des Pronomens der dritten Person — bis zu Herodot. Dyroff ist mit grossem Geschick, gründlicher Sachkenntnis und unermüdlichem Fleisse an die gewiss nicht leichte Arbeit gegangen.

Im ersten Kapitel der Abhandlung entwickelt der Verfasser zunächst die Doppelfunktionen, welche das Pronomen der dritten Person ausübt — es ist entweder rein anaphorisch oder reflexiv —, dann die Einwirkung — das „Herüberwirken“ — dieses Pronomens auf die Bildung der Pronomina der ersten und zweiten Person. Vom zweiten Kapitel ab erhalten wir die Einzeluntersuchung über den Gebrauch des Pronomens in den Homerischen Epen (Kap. 2), in den Hesiodischen Gedichten und den Homerischen Hymnen (Kap. 3), bei den Lyrikern (Kap. 4), bei den szenischen Dichtern (Kap. 5), bei Herodot (Kap. 6).

Die Untersuchung ist sehr übersichtlich durchgeführt. Nachdem stets alle einschlägigen wichtigen Formen bzw. Stellen beigebracht sind, werden am Schlusse jedes Kapitels in einer „Charakteristik“ oder in einem „Rückblick“ die für die Geschichte des Pronomens wichtigen Erscheinungen kurz zusammengestellt.

Der Reichtum an Formmitteln, welcher der Homerischen Sprache zu gebote steht, — Verwendung verschiedener Stämme, Doppelformen einzelner Kasus — erscheint bereits erheblich reduziert in den Hesiodischen Gedichten und in den Homerischen Hymnen. Hingegen schöpft die melische Lyrik aus den Dialekten neue Formen wie *ταῖς*,

ἴρ, τίς. Letztere Form wird ein „Liebling“ der Tragiker, speziell des Euripides, der sie 248mal gebraucht. — Während bei Homer an die Zeit der undifferenzierten Numeri nur ein Beispiel *A* 142 erinnert, finden wir bei den Lyrikern wiederum häufiger die mißbräuchliche Vertauschung der Numeri, indem das demonstrative *τίς* pluralisch gebraucht erscheint und neben *σφέτερος* auch *σγός* und *σγεός* singularisch sind.“ Sehr ausgedehnt ist „diese freie Gebrauchsweise“ bei den Tragikern: „besonders gerne tritt *σφέ* für *τίς* ein, weniger oft *τίς* für *σφέ*.“ — Das Reflexivum *ἐμναιοῖ*, *σενναιοῖ*, *ἐνναιοῖ* u. s. w. kennt Homer noch nicht, er braucht dafür das Personalpronomen, zuweilen mit *αἰτός*. Bei Hesiod finden wir neben der homerischen Ausdrucksweise bereits *ἐνναιῖ*, in den homerischen Hymnen auch *ἐνναιός*. bei den Lyrikern — wenn auch nur vereinzelt — *ἐμναιοῖ*, *σενναιοῖ*, *σενναιῖ*, *ἐνναιοῖ*. Diese zusammengedrängten Formen *ἐνναιοῖ* und *αἰτός*, *σενναιοῖ* und *σενναιῖ*, *ἐμναιοῖ* erlangen größere Ausbreitung bei den Tragikern, welche die zweisilbige Form *αἰτός* und *σενναιῖ* bevorzugen. Der Plural zu der Form *ἐνναιοῖ* kommt erst bei Aristophanes vor, während bei den Tragikern als diesbezügliche Pluralform *αἰτώων* u. s. f. gebraucht ist. Bei Herodot ist die zusammengedrängte Form im Singular zur Herrschaft gekommen.

Dies sind in kurzem wohl die wichtigsten Resultate der Untersuchung. Für den zweiten Teil hätten wir blofs den Wunsch, daß derselbe nicht nur bis Platon — wie in der Einleitung bereits angekündigt ist — sondern bis Aristoteles einschl. die Untersuchung fortführt.

Dr. Franz Harder — Griechische Formenlehre zum Gebrauch an Schulen bearbeitet. Dresden. Verlag von L. Ehlermann. 1892. Preis: 1,20 M.

„Die neuen preussischen Lehrpläne lassen darüber keinen Zweifel mehr bestehen, daß der eigentlich grammatische Betrieb des Griechischen weit mehr eingeschränkt werden muß, als es bisher geschehen ist; . . . Es wird sich nun darum handeln, auch in der That alles das aus dem vorbereitenden grammatischen Unterrichte zu entfernen, was irgendwie zu entbehren ist, ohne daß der Erreichung des allgemeinen Lehrzieles „Verständnis der bedeutendsten klassischen Schriftsteller der Griechen“ dadurch in Frage gestellt würde.“ Mit diesen Worten ist der Standpunkt gegeben, von dem aus der Verfasser jedenfalls seine Grammatik beurteilt wünscht. Doch scheint mir Dr. Harder in dem Streben nach Vereinfachung, nach Ausscheidung alles Überflüssigen zu weit gegangen zu sein. Er sucht recht bündige Regeln zu geben und wird dabei unklar, er sucht die Konjugation möglichst kurz und einfach darzustellen und gibt dabei für Imperativ, Infinitiv und Partizip wohl die Bindevokale, aber keine Endungen, und wenn bei den Verben auf *ω* die Regeln gegeben werden: „sie unterscheiden sich von den Verbis auf *ω* wesentlich in folgenden Punkten: 1. Präsens . . . haben einige altertümliche Endungen. 2. Präsens . . . haben teilweise keine Binde-

vokale. 3. Präsens . . . dehnen den Stamm in einigen Formen. 4. Die Tempusstämme zeigen zum Teil eine abweichende Bildung“, so weiß der Schüler nur scheinbar etwas, in Wirklichkeit nichts. Gerade diese vagen Ausdrücke sollen in einem Schulbuche und in der Schule vermieden werden, sie fördern nur die Oberflächlichkeit.

Im einzelnen ist zu bemerken: Bei der zweiten Deklination sind eigene „Paradigmata für die Endungen“ — *λόγος, ἰούρον* — und eigene „für die Accentverhältnisse“ — *ἄρθρωπος, δονῶς, σιρατηγός* — gegeben. In einer Grammatik, die so ausgesprochen Kürze anstrebt wie die vorliegende, halte ich diese Doppelparadigmata für überflüssig; nachdem sie aber gegeben sind, so hätten bei den ersteren die Endungen auch augenfällig — allenfalls durch Trennung oder durch fetten Druck gekennzeichnet werden sollen. In der dritten Deklination klingt die Vorbemerkung: „Sie (die dritte Dekl.) umfaßt Wörter aller drei Geschlechter; das Geschlecht, soweit es nicht durch die Natur bestimmt ist, wird durch die Praxis erlernt“ ebenso eigenartig wie § 103 (p. 33) „Welche Verba zweite Zeiten haben, und welche zweite Zeiten sie haben, lehrt die Praxis und die Tabelle der unregelmäßigen Verben.“ Ich fürchte nur, daß dieses vieltache Lernen aus der Praxis oder wie es eigentlich heißen soll, aus der Lektüre eine ganz falsche Behandlung der Lektüre zur Folge hat. Und welches Vergnügen kann einem Schüler sein erster griechischer Schriftsteller bereiten, wenn ihm fast in jedem Satze ein oder mehrere unbekanntes, um nicht zu sagen rätselhafte Wortformen aufstoßen, die er erst in der „Tabelle“ und im Lexikon suchen muß?

In der Überschrift zu § 41 „Verzeichnis der wichtigsten sonst unregelmäßigen Wörter“ ist mir ebenso wie in § 101 „sonst regelmäßige Verba pura“ unklar, was das Wörtchen „sonst“ hier zu thun hat. In § 51 — Komparation — heißt es: . . . nur kann *ora* zu *ω. orēs* und *oraς* zu *orς* kontrahiert werden.“ Nach Meisterhans Grammatik der att. Inschriften und nach Schulze *Quaestiunculæ grammaticæ ad oratores Atticos spectantes* (Programm Bautzen 1889) dürfte statt des „kann“ ein „wird gewöhnlich“ gesetzt sein. Bei den Zahlwörtern dürfte eine kurze Bemerkung über die Bildung des Distributivums am Platze sein. -- In § 79 -- Paradigma der Konjugation — ist eine Trennung der Formen nach ihren Bestandteilen notwendig; erst durch diese Trennung wird das in den §§ 80, 81, 82 gegebene Verzeichnis von „Tempuscharakter, Bindevokale und Endungen“ einigermaßen verwertbar. § 84 Präsens und Imperfektum der Verba kontrakta gehört naturgemäß vor § 83 — die übrigen Zeiten der Verba kontrakta. Auch halte ich beim Präsens und Imperfektum der Verba kontrakta Paradigmata für angezeigt. In § 104 ist die Tabelle der Ablautung in den Temp. sec., weil der Schüler die diesbezüglichen Verba (s. oben) nicht lernt, wohl überflüssig. § 124 bringt die Konjugation der vier Verba *ἴδμεν, ἴμεν, δίδωμεν, ἴσμεν* wieder ohne Zerlegung der Formen in ihre einzelnen Bestandteile. Würde nur eines hiervon, etwa *ἴδμεν*, richtig zergliedert sein, so müßte der Schüler *ἴμεν* sofort ohne weiteres und *δίδωμεν* und

*ἴσσιμι* ohne besondere Schwierigkeiten selbständig entwickeln und beugen können. Diese mehr als drei volle Seiten umfassende Konjugationstabelle liefere eine bedeutende Kürzung zu. § 141 bietet die schon oben erwähnte Tabelle der wichtigsten unregelmäßigen Verben und Verbalformen. Sie ist für den Schüler, der nach dieser Grammatik gelernt hat, vortrefflich zugerichtet. Die Herausnahme einer einzigen Nummer dürfte genügen; 156. — *πι* — s. *πέτοιμαι* und *πέπω*.

In einem Anhang werden die Präpositionen, die wichtigsten Adverbien und Konjunktionen sowie Beispiele zur Einübung der Flexion gegeben. Von letzteren sagt Dr. Harder in der Vorrede: „Der Schüler soll seinen Vokabelschatz nicht aus einer Grammatik oder einem umfangreichen Vokabular für die Lektüre, sondern aus der Lektüre erwerben . . . so sind hier denn auch nur anhangsweise einige beigegeben.“ Der Begriff einige scheint mir dabei im weitesten Sinne genommen zu sein; denn zur Einübung der zweiten und ersten Deklination sind 189 Substantiva und 46 Adjektiva, für die dritte Deklination 106 Substantiva gegeben.

Den Schlufs des Buches bietet mit gutem Geschick zusammengestellt „Das Wichtigste aus der Homerischen Formenlehre.“

Der Druck ist sorgfältig; ich habe nur bemerkt: § 11  $\alpha + E = \gamma$  statt  $\alpha$ ; § 111 Viele sonst aktivischen Verba. Eine Inkonsequenz ist es wohl, wenn es bei Angabe von Verben heifst: *βλάπτω* schade (§ 86) und *πλάσσω* ich bilde (§ 86 A. 2), *εἶμι* ich bin (§ 132), *εἶμι* ich werde gehen (§ 133) und *ῥημι* sage (§ 134), *οἶδα* weifs (§ 135) etc.

München.

Dr. Stapfer.

Plötz, Dr. Gustav, Zweck und Methode der französischen Unterrichtsbücher von Dr. Karl Plötz. Nebst einem Anhang: Neubearbeitungen und neue Lehrbücher. Sechste Auflage. Berlin, Herbig 1892. Kl. 8°. 110 Seiten.

Bei der Vielfältigkeit der von Karl und Gustav Plötz herausgegebenen Lehrbücher des Französischen, sowie bei den mit der Zeit sich immer mehrenden Angriffen gegen diese Bücher haben die Verfasser das Bedürfnis empfunden, sowohl den Fachgenossen einen Leitfaden zum Zurechtfinden unter den jetzt ca. 18 Nummern umfassenden Lehrbüchern zu bieten, als auch für sich selbst eine Gelegenheit zu schaffen, um sich gegen die erwähnten Angriffe zu verteidigen oder dieselben abzuschwächen und auszusprechen, wie die Verfasser den nach ihren Büchern zu erteilenden Unterricht gestaltet wissen möchten. Bei der jetzt in Norddeutschland wieder Mode gewordenen analytischen, oder wie Klinghardt sie besser benennt, imitativen Methode haben die älteren Bücher einstweilen einen bösen Stand; dafür kommen die Plötz'schen Neubearbeitungen und neuen Bücher jener Methode soweit entgegen, dafs nicht zu zweifeln ist, dafs der Name Plötz sich auch künftig in den Verzeichnissen der gangbaren Lehrmittel vorfinden wird. Die an trefflichen didaktischen Bemerkungen reiche Schrift wird gratis an Lehrer abgegeben, welche eines der Plötz'schen Bücher beim Unterricht gebrauchen oder dieselben kennen zu lernen wünschen.

Plattner, Ph., Elementarbuch der französischen Sprache. Dritte vermehrte Auflage. Karlsruhe, J. Bielefeld 1892. 8°. 264 Seiten. Mk. 1,80.

Dieses Buch ist für Quarta und Untertertia bestimmt und nach der schon seit Jahren in Baden geübten, vermittelnden (d. h. gemäßigten) analytischen Methode bearbeitet. In dieser 3. Anfl. wurde übrigens im Verhältnis zu den früheren der grammatische Teil wesentlich gekürzt, der Lesestoff gesichtet und vermehrt, dagegen die deutschen Übungssätze beschränkt. Auf Seite 1—56 steht die Grammatik, von Seite 57—65 stehen 14 kurze, als Vorübungen bezeichnete französische Lesestücke, auf S. 66—113 folgen 36, Übungen genannte, längere französische Stücke, deren jedem in kleinerem Drucke eine französische Umbildung beigegeben ist. Unter dem Titel „Wortvorrat“ stehen von Seite 114—130 in 50 kleinen Kapiteln zusammenhängende französische Sätze über die wichtigsten Dinge und Begriffe (Erde, Natur, Körperteile, Krankheiten u. s. w.) Die SS. 131—154 enthalten deutsche Übungssätze zu den Stücken von S. 66 ff. Dann folgen von 155 bis 176 deutsche Umbildungen zu den französischen Stücken der Vorübungen und Übungen. Hierauf folgt noch ein längeres französisches Lesestück, sowie 23 Gedichte und einige Rätsel. Den Schluß bilden die Wörterverzeichnisse. Auch in diesem Buche zeigt sich wie in allen Schriften des Verfassers eine beneidenswerte Sicherheit im französischen Ausdrucke. Der reiche Inhalt an schönen nicht zu langen Erzählungen, nebst deren Variationen, die zu Schulaufgaben, Sprechübungen, Dictées u. s. w. sehr gut verwendet werden können, ferner die mit Wortvorrat überschriebenen Kapitel lassen den Besitz dieses Buches auch jenem Lehrer wünschenswert erscheinen, der sich desselben als Lehrbuches nicht bedienen kann.

Mangold, Dr. W., Gelöste und ungelöste Fragen der Methodik auf dem Gebiete der neueren Fremdsprachen. Berlin, Springer 1892. 8°. 21 Seiten. Mk. 0,60.

Diese Schrift stellt einen Vortrag dar, den der Verfasser auf dem 5. Neuphilologentag zu Berlin abzuhalten verhindert wurde. Der Autor gehört zu jenem äußersten Flügel der Reformen, welcher sowohl die Übersetzung des fremdsprachlichen Textes ins Deutsche, als auch die aus dem Deutschen in die fremde Sprache möglichst beschränkt wissen will. Über diese Reformmethode und ihre Anwendbarkeit auf unsere Verhältnisse hat sich Ref. im XXVIII. Bande dieser Blätter S. 161 ff. geäußert und begnügt sich deshalb zu konstatieren, daß zu den ungelösten Fragen nach des Verfassers Meinung namentlich die Herstellung von (deutsch-latein.-griech.-franz.-engl.) Parallelgrammatiken, dann von sowohl systematisch als auch etymologisch geordneten Vokabularen, ferner die Sichtung und wesentliche Erneuerung des Lesestoffes, sowie die Einrichtung eines literarischen Kursus mit nach neuen Gesichtspunkten abzufassenden Literaturkompendien gehören.

Bahlsen, Dr. L., Der französische Sprachunterricht im neuen Kurs. Berlin, Gaertner 1892. 8°. 66 Seiten.

Diese Schrift ist ein um circa 6 Quartseiten vermehrter Abdruck der wissenschaftlichen Beilage zum Programm der Sechsten höheren Bürgerschule zu Berlin, Ostern 1892 (M. 1.—): „Der französische Unterricht nach den Grundsätzen der Reformen dargestellt unter Berücksichtigung der neuesten ministeriellen Verfügungen.“ Die Vermehrung umfaßt die Seiten 51—63 und betrifft die Behandlung der Lektüre. Der nicht gerade anmutende Titel der Schrift verspricht etwas zuviel, indem dieselbe bloß darthut, wie der Verfasser auf Grundlage von Ulbrich's Lehrbüchern sich den Gang des französischen Unterrichts an den Berliner höheren Bürgerschulen im einzelnen vorstellt. Herr Dr. B. gehört zu „den gemäßigten Reformern, die unter gewissen Vorbehalten an gelegentlichen Extemporalien alten Stiles (d. h. deutsch-französischen Übersetzungen) keinen Anstoß nehmen.“ Außer verschiedenen, auch schon da und dort ausgesprochenen, methodischen Winken, die für alle Schulen passen, enthält die Schrift nichts für unsere Verhältnisse Belangreiches, da der französische Unterricht an den Berliner Bürgerschulen zwar wie bei uns in vier Jahren, aber mit einer Stundenzahl von 8, 8, 6, 6, also einem Plus von achtzehn Stunden erteilt wird.

---

Muret, Prof. Dr. Ed., Encyclop. Wörterbuch der engl. und deutschen Sprache. Mit Angabe der Ausspr. nach dem phonet. System der Methode Toussaint-Langenscheidt, Berlin 1891. Langenscheidt'sche Verlagsbuchhandlung. Teil I. Englisch-Deutsch. Lfg. 6 und 7). Seite 521—728.) à M. 1,50.

Unter Hinweis auf die Besprechung der ersten Lieferung im XXVII. Band S. 426 ff. dieser Blätter, konstatieren wir wieder für diese beiden Lieferungen die größtmögliche Vollständigkeit, indem wir uns beispielsweise auf den Artikel „Cunard npr. (Prsn.): Sir Samuel  $\infty$  (1787—1865). gründete 1840 die  $\infty$  Line (of steamers) zwischen Boston, New-York und Liverpool\* und auf die Thatsache berufen, daß bei dem Worte *devil* außer dem zwei Spalten füllenden Hauptartikel noch 35 durch hyphen verbundene Komposita folgen, und daß hinter *double*, das  $2\frac{1}{2}$  Spalten einnimmt, deren 213 stehen, und dabei sind wir erst bis *double-tripe* gekommen, denn hier bricht die 7. Lieferung ab.

München.

Dr. Wohlfahrt.

---

Französisches Lesebuch von J. Bauer, A. Englert und Dr. Th. Link. München und Leipzig, R. Oldenbourg, 1889. Preis geb. 3.— M. Wörterverzeichnis dazu, brosch. 1,50 M., geb. 1,80 M. Choix de Lectures francaises à l'usage des écoles secondaires par



Hubert H. Wingerath. I<sup>e</sup> partie: classes inférieures. VII<sup>e</sup> édition. Cologne, 1893. Librairie de M. Dumont-Schauberg. Ungeb. 2.— M.

Lectures choisies d'après la méthode intuitive par Hubert H. Wingerath. IV<sup>e</sup> édition. Cologne, 1893. Kart. —,80 M.

Auswahl französischer Gedichte für höhere Lehranstalten. Zusammengestellt von Dr. Ernst Stiehler. Altenburg, H. A. Pierer, 1893. 1,75 M.

Unter den vorstehend aufgeführten Büchern ist, nicht nur seiner Aufnahme in das neue Verzeichnis der in Bayern gestatteten Schulbücher wegen, das an erster Stelle genannte unstreitig am meisten der Aufmerksamkeit aller Fachgenossen würdig. Die Herausgeber sagen im Vorwort, daß sie „vor allem das Ziel im Auge gehabt haben, dem Schüler eine ebenso interessante und anziehende, wie bildende und belehrende Lektüre zu bieten“, eine Aufgabe, die sie, das können wir mit Freuden bezeugen, glänzend gelöst haben. Das Buch bietet eine fast überreiche Auswahl von interessanten Stücken aller Art, von denen Referent nur ungern eines missen möchte. Entbehrlich wäre vielleicht, wegen des längst als unrichtig erwiesenen Inhaltes, *Le Serpent devin* von Lacépède (Seite 185). Doch das ist kaum der Erwähnung wert!

Von der Reichhaltigkeit des Buches wird man sich am besten eine Vorstellung machen, wenn man folgende Aufzählung seiner einzelnen Abschnitte überblickt: Der erste Hauptteil (Prosa) zerfällt in 5 Unterabteilungen: 1. Anekdoten, Fabeln, Erzählungen (62 Nummern), 2. Geschichte, Literatur, Kunst (44 N.), 3. Geograph. Beschreibungen (24 N.), 4. Stücke naturgeschichtlichen Inhalts (26 N.), 5. didaktische, oratorische Stücke, Briefe, Dialoge (24 N.); der zweite Hauptteil (Poesie) in vier: 1. Fabeln, Märchen u. s. w. (47 N.), 2. lyrische Gedichte (21 N.), 3. didaktische Stücke (7 N.), 4. Dialoge und Reden (8 N.). Dabei muß hervorgehoben werden, daß, wie auch im Vorwort gesagt ist, die Werke neuerer Autoren in erster Linie berücksichtigt worden sind, als „nach Form und Inhalt den Bedürfnissen der Schule weit mehr angemessen“, und daß auch innerhalb der einzelnen Gruppen größte Abwechslung in Bezug auf den Inhalt herrscht; zwei Züge, welche mir zur Anregung des Interesses der Schüler einerseits, andererseits zur Aneignung eines möglichst ausgedehnten Wortschatzes von großem Werte zu sein scheinen.

Das Verzeichnis der im Buche vorkommenden Eigennamen mit Hinzufügung von sehr knappen, aber genügenden biographischen und sonstigen Notizen, das die letzten Seiten (306—333) einnimmt, kann ebenfalls mit Freuden begrüßt werden, da gerade derartige Aufschlüsse dem Schüler schwerer zugänglich zu sein pflegen.

Von der Einverleibung eines Vokabulars glaubten die Herausgeber „nach dem Vorgange namhafter Fachleute“ absehen zu sollen. Ich bin nicht sicher, ob nicht mancher Lehrer dies als einen Mangel des Buches empfinden wird, doch kann es, denke ich, wenigstens nicht

schaden, wenn der Schüler, zumal an Gymnasien, möglichst bald ein Wörterbuch der gesamten Sprache in die Hand bekommt, zu dessen Verwendung er ja längst reif genug ist und das er für die höheren Klassen, sowie für das ganze spätere Leben doch unbedingt haben muß. Die Anschaffung eines Gesamtwörterbuches werde ich, abgesehen von dem eben berührten Grunde, auch deshalb lieber bei meinen Schülern befürworten als die des separat herausgegebenen Wörterverzeichnisses, weil ich den Preis des letzteren, das ja an sich vollkommen brauchbar ist, für zu hoch gegriffen ansehe, ein Vorwurf, den ich auch anderen aus demselben Verlage hervorgegangenen Schulbüchern machen zu müssen glaube.

Der Druck des Buches ist rein und gut. Druckfehler habe ich nur sehr wenige gefunden und diese sind, wie ‚man‘ für ‚mon‘ auf S. 29 (Mitte), meist höchst unbedeutender Natur und so leicht zu verbessern, daß ich hier von der Aufstellung der kleinen Liste absehen kann. Nur zwei etwas wichtigere Versehen will ich bemerken: auf S. 154, Z. 10 von unten, muß es statt *inconnues* heißen *connues* und auf S. 179, Z. 14 von oben, gibt (*oiseaux*) *diurnes* keinen Sinn; es muß heißen *nocturnes* oder die Stelle ist durch irgend einen Zufall sonstwie verderbt.

So ist denn das Buch in Anbetracht seiner vielen hervorragenden Eigenschaften und seiner geringen Mängel, zumal da es bei der Reichhaltigkeit seines Inhaltes auch in der 8. Klasse, etwa bis Weihnachten, noch weiter verwendet werden kann (was die Schulordnung, § 12, 4, ausdrücklich gestattet) zur Einführung in unsere Anstalten im höchsten Sinne geeignet und wird wohl in Bälde die Runde durch dieselben machen.

Doeh ich muß den Herren Herausgebern auch zwei Verstöße vorwerfen, welche zwar den inneren Wert des Buches in keiner Weise beeinträchtigen, aber immerhin dazu angethan sind, den kritisch gestimmten Leser zu verletzen: der eine Punkt, an dem ich Anstoß nehme, ist, daß sich die Herren, die sich im Vorworte wiederholt als „Herausgeber“ bezeichnen, am Ende desselben als „Verfasser“ unterschreiben — ein *lapsus calami*; der zweite, ernstere, ist der Titel des Wörterverzeichnisses, der wörtlich also lautet: „Wörterverzeichnis zu: Französisches Lesebuch etc.“, ein Erzeugnis des sogenannten papierenen Stils, das sich auf dem Titelblatte eines für Schüler bestimmten Buches herzlich schlecht ausnimmt. —

In einem gewissen Gegensatze zu dem eben besprochenen stehen die beiden Bücher Wingeraths, die wir hier im wesentlichen als eines behandeln dürfen, da das kleinere, an zweiter Stelle genannte, eigentlich nur eine Separatausgabe des ersten Theiles des größeren ist mit Auslassung zweier Abschnitte und unter Einfügung einer großen Anzahl von der ersten Stufe angemessenen prosaischen und poetischen Stücken verschiedenen Inhalts<sup>1)</sup>.

<sup>1)</sup> Die dritte Auflage des größeren Buches ist nach des Verfassers Angabe in diesen Blättern, 1883, Seite 65, schon einmal besprochen worden.

Das Buch, resp. die Bücher Wingeraths können auf Einführung an bayerischen Gymnasien keinen Anspruch machen, weil sie auf einen Lehrplan berechnet sind, nach welchem das Französische weit früher angefangen wird als bei uns. Hievon abgesehen sind sie aber für jeden Fachmann von höchstem Interesse als Vertreter der neuen Richtung in der Behandlung des Sprachunterrichts. Die Bücher sind gedacht als einziges dem beginnenden Schüler in die Hand zu gebendes Lehrmittel, aus dem er, natürlich unter beständiger Leitung des Lehrers, alle Anfangsgründe zu schöpfen hat, ohne auf eine Grammatik und eigentliche deutsch-französische Übersetzungen angewiesen zu sein. Dazu bedarf es natürlich einer Einführung durch anfangs sehr leichte, geradezu kindliche, später ganz allmählich schwieriger werdende Stücke, eine Einführung, welche thatsächlich durch den 1. Teil (Lectures intuitives) und dessen erweiterte Separatausgabe geboten wird. Dieser Teil interessiert uns an dem Buche am meisten, und ich beeile mich, hinzuzusetzen, er ist vortrefflich gelungen. Ohne den Streit über alte und neue Methode auch hier wieder entfachen zu wollen, muß ich meiner Überzeugung Ausdruck geben, daßs mit dieser Methode und, wie schon gesagt, bei jüngeren Schülern, mit diesem Buche sehr schöne Resultate zu erreichen wären. Hier ist die in den meisten, wenn nicht allen französischen Lesebüchern vermifste Gradation zu finden; der Schüler wird stufenweise und ohne Mühe in die Sprache eingeführt; er wird auch veranlaßt, selbst Sätze zu bilden, da die Sätzchen, die ihm als Muster vorliegen, so einfacher Natur sind, daßs er keine Schwierigkeit dabei finden wird, sie nachzuahmen. Damit hat der Verfasser (hier, wenigstens was den ersten Teil betrifft, mit Recht so genannt) glücklich den Vorwurf vermieden, der oft mit Recht den nach der neuen Methode verfaßten Büchern gemacht wird, daßs nämlich die ersten Lesestücke zu schwierig, daßs sie mit grammatischen Erscheinungen angefüllt seien, welche noch nicht für die Anfangslektionen passen. Gerade in Bezug auf die Grammatik ist die Abstufung sehr wohl getroffen, so daßs der Schüler mit derselben ebenso vertraut gemacht wird, wie nach der alten Methode. Die in die Separatausgabe aufgenommenen poetischen und prosaischen Lesestücke verdienen, was Auswahl und besonders Abstufung betrifft, dasselbe Lob wie die vom Herausgeber selbst verfaßten Abschnitte.

Vorausgeschickt sind Leseübungen, welche in die Aussprache einführen, aber nicht den Lehrer entbehrlich machen sollen.

Mein Urteil über diesen 1. Teil zusammenfassend möchte ich denselben ein Meisterstück der Pädagogik nennen.

Etwas weniger bedeutend sind die übrigen Teile, welche sich von den üblichen Büchern der Art nicht viel unterscheiden, in denen indessen die Gradation wieder lobend hervorgehoben zu werden verdient. Doch wären auch diese Abschnitte für unsere Gymnasien nicht ohne weiteres verwendbar, da viele Stücke, wie V 1—8 (alte Mythologie und römische Sagen) und VIII 1—6 (alte Geschichte), unseren Schülern in VI zu wenig Interesse bieten würden, womit indessen keineswegs gesagt sein soll, daßs diese Kapitel an sich wertlos seien.

Dem Buche ist ein ziemlich umfangreiches Glossar beigegeben, bei welchem nur der kleine Druck beanstandet werden muß (überhaupt ist der Druck vielleicht die schwächste Seite des Buches). Interessanter sind die den „Lectures choisies“ beigegebenen Präparationen zu den eingeschalteten Gedichten, eine für den Anfangsunterricht sehr wohlthuende Einrichtung. Für die übrigen Stücke dieses Abschnittes sind die Wörter aus einem getrennt herausgegebenen Vokabular, welches dieselben nach der Reihenfolge ihres Vorkommens geordnet enthält, zu erlernen.

Besonders um dem Schüler möglichst früh einen recht ansehnlichen Wortschatz beizubringen, dürfte diese Methode und dieses Buch sehr zu empfehlen sein. —

Auch Stiehlers Auswahl ist für den Schulgebrauch bestimmt. Sie erstreckt sich über die klassische und jüngste Periode der französischen Literatur. Fast alle Nummern sind mit Geschmack und pädagogischem Takt ausgewählt und wohl verwendbar. Höchst erfreulich ist die Zugabe einiger Übersetzungen aus dem Deutschen, da solche das Interesse unserer Schüler erfahrungsgemäß sehr in Anspruch nehmen. Auch die Aufstellung eines Kanons der zu lernenden Gedichte für die verschiedenen Klassen ist sehr dankenswert, wenn derselbe auch natürlicherweise nicht für unseren Lehrplan berechnet ist. Wird indessen dieses Büchlein oder überhaupt ein ähnliches sich an unseren Gymnasien einführen lassen? Ich bezweifle es.

Die am Schlusse (S. 108—140) gegebenen „Nachrichten über die Dichter“ sind etwas weitschweifig ausgefallen. Der Hauptfehler des Büchleins aber ist die Anordnung: nach dem Alphabet! Das erinnert unlegbar an eine nach der Größe der Bücher geordnete Bibliothek. Wird jemand es nicht als höchst seltsam empfinden, wenn Boileau und Eugène Borel, oder Lachambaudie und Lafontaine unmittelbar aufeinander folgen? Eine solche Anordnung ist auch für die Zwecke der Schule nicht praktisch, denn auch hier wird es angenehm sein, die gleichzeitigen Autoren in Gruppen vereinigt zu finden. Der einzige noch zulässige Einteilungsgrund wäre der nach Dichtungsformen gewesen, wie er ja in deutschen Lesebüchern häufig zur Anwendung kommt.

Mit großer Freude begrüße ich die Aufnahme von Coppées „La Grève des Forgerons“, und zwar nicht allein wegen der vom Herausgeber im Vorwort gegebenen Gründe, sondern besonders auch wegen des hervorragenden poetischen Wertes der Dichtung.

Bamberg.

Bruno Herlet.

Archimedes, Huygens, Lambert, Legendre. Vier Abhandlungen über die Kreismessung. Deutsch herausgegeben und mit einer Übersicht über die Geschichte des Problemes von der Quadratur des Zirkels, von den ältesten Zeiten bis auf unsere Tage, versehen von Dr. F. Rudio, Professor am eidgenössischen Polytechnikum. Mit

Figuren im Text. Leipzig, Druck und Verlag von B. G. Teubner. 1892. VIII. 166. gr. 8°. Preis 4 M.

Diese sehr verdienstliche Schrift des Züricher Professors gibt einen übersichtlichen, aber trotz des geringen Umfanges allen wichtigen Momenten gerecht werdenden geschichtlichen Überblick über alle die Wandlungen, welche die Kreisquadratur im Laufe der Jahrhunderte erfahren hat — von den ersten tastenden Versuchen der Ägypter bis zu dem durch Hermite, Lindemann und Weierstraßs geführten Nachweise, daß die von uns mit  $\pi$  bezeichnete Zahl ein durchaus gesetzloser unendlicher Dezimalbruch und jedweder geometrischer Konstruktion unfähig ist. Dem Referenten war eine solche Arbeit, durch welche Montuclas „Histoire des recherches sur la quadrature du cercle“ (neue Auflage, bes. v. Lacroix, Paris 1831) überholt würde, schon lange als zeitgemäß und wünschenswert erschienen, und er freut sich, die Lehrer der Mathematik an Gymnasien, welche sämtlich des anregenden und im Unterrichte brauchbaren viel in dem kleinen Buche finden werden, auf letzteres aufmerksam machen zu können.

Der Verf. ist nun noch einen Schritt weiter gegangen. Als die Arbeiten, welche seiner Ansicht nach die Haupttappen des von ihm geschilderten Entwicklungsprozesses kennzeichnen, sind die folgenden vier zu betrachten: Archimedes' „*ἀκκλον μετρησις*“ (um 230 v. Chr.); Huygens' „De circuli magnitudine inventa“ (1654); Lamberts „Vorläufige Kenntnisse für die, so die Quadratur und Rektifikation des Cirkuls suchen“ (1766) und Legendres „Elements de géométrie“ (Note IV, Paris 1794). Diese vier fundamentalen Abhandlungen legt er uns — nur bei Lambert war dies nicht notwendig — in guter deutscher Übersetzung vor; angesichts der Schwierigkeit, der Originale habhaft zu werden, können wir diese Art und Weise, die geschichtlichen Studien zu fördern, nur billigen und ein gleiches Verfahren für andere verwandte Fälle anempfehlen.

---

Geologische und geographische Experimente. Von Ed. Reyer. Leipzig, 1892. Wilhelm Engelmann. gr. 8°. I. Heft. Deformation und Gebirgsbildung. 52 S. 2 Tafeln. II. Heft. Vulkanische und Massen-Eruptionen. 55 S. gr. 8°.

Professor Reyer in Wien gehört zu denjenigen Geologen, welche der allerdings schon früher von Pfaff, Daubrée u. a. vertretenen Lehre, daß man auf experimentellem Wege das Relief der Erdoberfläche im kleinen müsse nachbilden können, einen neuen und kräftigen Anstoß gegeben haben. Eingehend über die ausgedehnten Versuche sich zu äußern, welche in den vorliegenden beiden Lieferungen mit wünschenswerter Klarheit beschrieben und durch vorzügliche Figuren noch näher erläutert worden sind, das würde der Unterzeichnete an diesem Orte um so weniger für angezeigt erachten, als er im „Ausland“ eben diesem Gegenstande einen besonderen Aufsatz gewidmet hat. Nur mit wenigen Worten möge das Ziel, welchem der Verf. zustrebt, charakterisiert

werden. Während die ältere Theorie der Gebirgsbildung fast ausschließlich mit radial wirkenden Kräften arbeitete, durch welche die großen Gebirgsketten direkt in die Höhe gehoben worden sein sollten, geht man neuerdings zumeist von der Ansicht aus, daß infolge der stetig fortschreitenden Abkühlung und Verkleinerung des Erdballes die Massen auf ihrer früheren Unterlage keinen Platz mehr finden und infolge dessen durch den Seitenschub verzogen, gefaltet, aufgesprengt, überhaupt „disloziert“ werden müssen. Unser Autor schließt sich keiner dieser beiden Anschauungen an, sondern vertritt im ersten Hefte einen ganz neuen Standpunkt: die noch weichen und plastischen Massen der Sedimente gleiten auf geneigter Unterlage und stoßen dabei auf Hemmnisse, die sie nicht überwinden können, so daß also die mannigfaltigsten Stauungserscheinungen sich ergeben müssen. Im zweiten Hefte wird dann die Untersuchung ausgedehnt auf die zähflüssigen Ströme mineralischer Massen, wie sie sich in der geologischen Gegenwart, nämlich beim Auftriebe und Ausflusse der Lava aus vulkanischen Behältern, beobachten lassen.

Obwohl wir es ablehnen müssen, den von Reyer erwogenen und sinnfällig dargestellten Möglichkeiten den Rang eines allgemein gültigen Naturgesetzes zuzugestehen, obwohl wir also nur teilweise diese neue Interpretation der tektonischen Störungen in der äußeren Erdschichte anerkennen können, möchten wir doch den hohen Wert solch mühsamer und konsequent auf ein bestimmtes Endziel gerichteter Versuchsreihen sehr hoch stellen. Schon allein unter dem didaktischen Gesichtspunkte. Wir haben die Erfahrung gemacht, daß Anfänger (Studierende nicht ausgenommen) die ihnen vorgetragenen geodynamischen Sätze scheinbar recht gut begreifen und nachher, zumal bei praktischen Übungen im Terrain, nur allzu deutlich verraten, wie sie sich doch kein klares Bild von der Sache zu machen verstanden. Das Experiment im Reverschen Sinne, angestellt mit den allereinfachsten — auch für den Lehrer der Mittelschule jederzeit verfügbaren — Mitteln wird nach dieser Richtung hin das gesprochene Wort höchst wirksam zu unterstützen und ganz neue Vorstellungen in der Seele des fast nur mit Buchgelehrsamkeit ausgestatteten jungen Menschen zu erwecken vermögen.

München.

S. Günther.

Die Grundlehren der ebenen Geometrie. Ein Leitfaden für den Unterricht mit Übungsaufgaben von Jos. Lengauer, Prof. am Kgl. alten Gymnasium zu Würzburg. Vierte, umgearbeitete Auflage der Ebenen Geometrie von A. Stegmann. Kempten. Verlag der Jos. Kösel'schen Buchhandlung. 1893. Preis gebunden 2,55 M.

Der bereits von Professor Lengauer besorgten dritten Auflage des Stegmann'schen Leitfadens (Kempten 1886, Jos. Kösel) ist nunmehr (1893) eine vierte nachgefolgt, die in mehreren wichtigen Punkten einschneidende Änderungen aufweist, welche insbesondere im Interesse eines konzentrierten Unterrichtsbetriebes freudigst zu begrüßen sind.

Zu diesen Umgestaltungen gehört erstens die Einschaltung der Lagenbeziehungen zwischen Kreis und Gerade, Seite 30, sowie zwischen zwei Kreisen, Seite 36 und 37, in die Dreieckslehre. Diese Beziehungen werden sodann verwendet, um die Kongruenzsätze vom rein konstruktiven Standpunkt zu erledigen, wodurch spätere Wiederholungen vermieden werden. Zumal der Fall  $a, b, \alpha$  beziehungsweise  $a, b, \beta$  wird in erschöpfender und jedes Diktat ersparender Form durchgeführt (Seite 39 bis 41). Nur ein Bedenken erlaube ich mir zu diesem Kapitel auszusprechen. Dasselbe betrifft den hier als ersten auftretenden Fall  $a, b, c$ , in welchem sich durch die Konstruktion zwei symmetrische Dreiecke ergeben, deren Deckung durch Umklappen bewiesen werden soll (Seite 38 oben). Da nun aber hier die Gleichheit der an der Symmetrieachse gelegenen Winkel nicht bekannt ist, so dürfte der Deckungsbeweis einige Schwierigkeit haben; indirekt läßt sich derselbe auf Grund der Übungssätze 32 und 34<sub>2</sub> Seite 33 erbringen, worauf jedoch im Leitfaden nicht hingewiesen ist.

Eine zweite, stark hervortretende Eigentümlichkeit des Buches ist die frühzeitige und noch mehr als in der 3. Auflage betonte Verwendung des geometrischen Ortes. Infolgedessen gelingt es auch, die wichtigsten Fundamentalkonstruktionen in die Dreieckslehre selbst zu verweben und so die Behandlung der Kongruenzfälle nach jeder Richtung hin zu erleichtern (Seite 34 und 35).

Die dritte Änderung besteht in der Vertauschung der beiden letzten Abschnitte, indem nämlich die isoperimetrischen Sätze, zu deren Durchnahme in der 7. Klasse ohnehin die Zeit nicht reicht, hinter die algebraische Behandlung geometrischer Aufgaben zurücktreten.

Erwähne ich nun noch, daß auch die äußere Ausstattung des Buches an Dauerhaftigkeit und Schönheit gewonnen hat, so glaube ich diejenigen Leser, welche die älteren Auflagen bereits kennen, mit den wesentlichsten Umgestaltungen bekannt gemacht zu haben. Für solche Leser aber, die von dem vorliegenden Leitfaden zum erstenmale Kenntnis nehmen, möchte ich noch auf zwei demselben sehr zu statten kommende Vorzüge hinweisen.

Der erste besteht in der ausgiebigen Verwertung des in der Literatur vorhandenen Übungsmaterials, so zwar, daß dasselbe gut für 3 Jahrgänge ausreicht, um den aufeinanderfolgenden Schülerkursen immer wieder neue Übungssätze und neue Konstruktionsaufgaben vorlegen zu können. Dazu kommt, daß den meisten Konstruktionsaufgaben auch bequeme Maßzahlen für die gegebenen Strecken und Winkel beigefügt sind, so daß die Schüler frühzeitig zur Benützung von Maßstab und Transporteur angehalten und so an genaues Zeichnen gewöhnt werden können.

Zweitens soll als besonderer Vorzug die Anordnung des Pensums der 6. Klasse hervorgehoben werden.

Während sonst in den meisten Lehrbüchern auf die Kongruenz der Figuren sogleich die Lehre von der Gleichheit folgt — die besondere Stellung der Kreislehre ist durch die bayerische Schulordnung bedingt — geht unser Leitfaden unmittelbar zur Proportionalität der

Strecken über, welche Partie im engsten Zusammenhang mit der Ähnlichkeit der Dreiecke und unter fortwährender Betonung des konstruktiven Elements durchgeführt wird. Nun erst, nachdem alle Streckenbeziehungen an geradlinigen Figuren erörtert sind, wird zu jenen Eigenschaften übergegangen, die sich auf den Flächeninhalt beziehen, d. i. Gleichheit, Verhältnis und Ausmessung. Diese Anordnung ist nur zu begrüßen, weil auf diese Weise Sätze, die sonst in den Lehrbüchern sehr zerstreut sich vorfinden, in naturgemäßer Weise gruppiert erscheinen. Der pythagoreische Lehrsatz und zahlreiche Flächenberechnungsaufgaben beschließen das Pensum der 6. Klasse. Übrigens sei bemerkt, daß für den Lehrer durchaus kein Hindernis besteht, sich bei Durchnahme des geometrischen Pensums der 6. Klasse genau an die in der Schulordnung vorgeschriebene Reihenfolge zu halten.

Habe ich nunmehr die mannigfachen Vorzüge des Stegmann-Lengauerschen Leitfadens zur Genüge dargethan, so möchte ich doch noch über mehrere Einzelheiten meine Meinung aussprechen, nicht als ob ich glaube, daß der Standpunkt des Verfassers nicht auch wohl berechtigt wäre, sondern mehr um dadurch vielleicht eine Diskussion in diesen Blättern zu veranlassen, von der ich mir einigen Gewinn verspreche. Im Anschluß folgt noch die Angabe einiger nicht berechtigter Übersehen.

Die übliche Einleitung (Seite 1 bis 3), die ja für den Standpunkt der Schüler immer zu hoch bleiben wird, ist gegen die dritte Auflage gekürzt, indem die allgemeinen Grundsätze der Größenlehre weggelassen sind. Doch möchte ich zu bedenken geben, ob dieselben für den Schüler nicht gerade in der Geometrie eher Sinn und Inhalt bekommen, als in der Arithmetik, wo kongruente Größen (Ausdrücke) durch ihre Lage nicht unterschieden werden können, also schlechtweg identisch erscheinen.

Die Behauptung, daß „die Gerade die einfachste Linie, die Ebene die einfachste Fläche ist (S. 1, Abs. 3) kann bestritten werden, indem vielmehr Kreis und Kugel der wenigsten Voraussetzungen zu ihrer Erzeugung bedürfen.

Daß die 3 Ausdehnungen der Körper ohne weiters „Länge, Breite und Höhe“ genannt werden (Seite 2, oben), ist eine unzulässige Spezialisierung, wenigstens wenn man diese Bezeichnung als eine Folge der kinematischen Hervorbringung von Linie, Fläche und Körper hinstellt. Denn diese führt eigentlich nur zu Punktreihen, Scharen von Kurven auf Flächen und Flächenscharen im Raum. [Siehe F. Meyer, Programm des städt. Gymnasiums zu Halle, Ostern 1891].

Daß man Bogen eines Kreises „wie Strecken teilen kann“ (Seite 7, Satz 12), soll wohl richtiger heißen: „sich geteilt denken kann.“ Seite 9, Aufg. 21 muß es heißen  $\frac{1}{2}(AC - CD)$ .

Der vom Winkel handelnde zweite Abschnitt ist sehr gut und klar; nur vermisste ich eine ausdrückliche sachliche Erklärung der Winkelgröße. Das Winkelfeld (Winkelfläche) dürfte vielleicht besser



an die Spitze gestellt und auf die zweifache sprachliche Bedeutung des Wortes Winkel aufmerksam gemacht werden.

Bei der Erklärung des stumpfen Winkels (Seite 15, Erkl. 26,<sub>3</sub>) muß es heißen: kleiner als ein gestreckter.

Die Aufgabe 20, Seite 17 gibt in dieser Fassung den Schülern zu Mißverständnissen Veranlassung.

Die 4 Winkelgattungen an einem von einer Transversalen geschnittenen Geradenpaar (Seite 18, Erkl. 28) werden zu nur zweien, nämlich gleichwendigen und gegenwendigen zusammengezogen. Ohne Zweifel ist dies für die Fassung der nachfolgenden Lehrsätze sehr vorteilhaft; doch glaube ich, daß für den Schüler die Unterscheidung der vier einzelnen Arten nicht überflüssig ist und zwar in der in Bayern von jeher üblichen Weise.

Die Parallelenlehre ist ausgezeichnet gegeben; nur dürften im Interesse der Repetition die Beweise zu den Sätzen 34, 35 und 36 näher ausgeführt sein. Auf die Definition (Erkl. 31) folgt unmittelbar der Existenzbeweis und diesem das sogenannte XI. Euklidische Axiom in seiner klassischen Form. Übrigens kann dasselbe den Schülern durchaus plausibel gemacht und gezeigt werden, daß der Versuch, diesen Satz zu beweisen, auf das in andern Lehrbüchern (z. B. bei Spiecker) aufgestellte Axiom hinausführt: „Durch einen Punkt außerhalb einer Geraden gibt es zu dieser nur eine Parallele.“

Die Definition des Wortes Ebene heißt eine ebene Figur“ (Seite 24, Erkl. 42) ist anfechtbar; ein Streit hierüber ist aber ganz überflüssig, da eben das Wort Figur zwei Bedeutungen hat, das einmal die einer bloßen Zusammenfügung geometrischer Gebilde, das anderemal die eines begrenzten Teils der Ebene.

Wie denkt sich der Verfasser den strengen Beweis aller Sätze über die Mediane im gleichschenkligen Dreieck (Seite 27, Satz 50), nachdem die Kongruenzsätze doch erst später folgen?

Seite 42, Zeile 2 oben, fehlt vor „gegenüberliegenden“ der bestimmte Artikel.

Die Verbindungslinie der Mitten der 2 nicht parallelen Seiten eines Trapezes nennt Verfasser, wie allgemein üblich, Mittellinie des Trapezes (Seite 52, Erkl. 119). Ich möchte nun fragen: Wäre es nicht konsequent, auch beim Dreieck die Verbindungslinie der Mitten zweier Dreiecksseiten Mittellinie ( $m$ ), dagegen die Verbindungslinie einer Ecke mit der Mitte der gegenüberliegenden Seite Mitteltransversale ( $t$ ) zu nennen? (siehe Seite 63 unten).

Der Ähnlichkeitslehre ist eine kurze Theorie der Proportionen (Seite 69 bis 71) vorausgeschickt. Vom Proportionalitätsfaktor macht der Verfasser allenthalben Gebrauch; persönlich bin ich allerdings der Meinung, daß die Benützung des gemeinsamen Maßes diese Theorie noch durchsichtiger macht, da eine Gleichung wie  $a = \mu c$  für den Schüler immerhin dann mißlich ist, wenn  $a$  und  $c$  nicht Größen von derselben Art sind. Dabei wirkt noch verwirrend, daß  $\mu$  auf Seite 69 als Maßzahl für das gemeinsame Maß  $m$ , auf Seite 70 aber als Proportionalitätsfaktor oder Maßstab verwendet wird. Für den

Schüler ist aber die Unterscheidung dieser zwei grundverschiedenen Bedeutungen des nämlichen Buchstabens gewiß nicht leicht. Die Verwandlung der Proportion  $a:b=c:d$  in die Produktgleichung  $ad=bc$  und die hieraus abgeleitete Vertauschbarkeit der äußeren und inneren Glieder sollte nur unter beschränkenden und hier genau zu erörternden logischen Bedingungen aufgestellt sein. Die damit im Zusammenhang stehende Bemerkung (Seite 69 unten): „Man ersetzt in den Proportionen die Größen durch ihre Maßzahlen“ geht entschieden zu weit. Denn dann würde z. B. die Aussage Strecke  $AB$  : Strecke  $CD = 3 : 4$  überhaupt tautologisch werden. Bei dieser Gelegenheit erlaube ich mir anzufügen, daß ich die begriffliche (nicht formale) Erfassung der Proportionslehre als etwas für den Schüler sehr schwieriges erachte und daß es höchste Zeit wäre, die Behandlung und Verwendung der Proportionen aus der gemeinen Arithmetik ganz zu entfernen. Denn dort erscheinen dieselben als ein rudimentäres, höchst unmethodisches Überbleibsel des antiquierten Regelrechnens mittelalterlicher Rechenmeister (siehe Unger, Methodik der praktischen Arithmetik, Seite 188, sowie an verschiedenen Stellen in Hoffmanns Zeitschrift für math. und naturw. Unterricht).

Die Verwendung kleiner Buchstaben zur Bezeichnung von Ecken (Seite 80, Erkl. 151) erscheint mir inkonsequent; kleine lateinische Buchstaben sollten durchaus als allgemeine Maßzahlen für Strecken vorbehalten bleiben.

Die Definition der Gleichheit zweier Figuren (Seite 94, Erkl. 155) ist sehr streng, aber auch sehr eng gegeben: „Figuren sind gleich, wenn sie entweder kongruent oder paarweise aus kongruenten Figuren zusammengesetzt sind.“ Bekanntlich macht der konsequente Nachweis dieser Zusammensetzung große Schwierigkeiten und läßt sich wahrscheinlich auf Körper überhaupt nicht ausdehnen. Infolge dieser zu engen Fassung sieht sich der Verfasser genötigt, die Definition am Schluß dahin zu erweitern, daß er sagt: „Ferner sind solche Flächen gleich, welche aus gleichen Flächen durch gleiche Operationen entstehen.“ Folgt aber diese Definition unmittelbar aus der an die Spitze gestellten? Ist die zweite Fassung überhaupt noch eine Definition und nicht vielmehr, zumal bei den Operationen des Subtrahierens und Dividierens, ein sehr schwer zu erweisender Lehrsatz? (Siehe Rethy, mathematische Annalen, Band 38, Seite 405 ff.) Hier ist entschieden in den meisten Lehrbüchern eine wunde Stelle, die sich solange nicht gut sanieren läßt, als man sich nicht entschließt, die einfachsten Fälle der Flächenmessung der Flächengleichheit vorzuschicken.

Zu Aufgabe 4, Seite 99, bemerke ich, daß bei Teilungsaufgaben über das Dreieck und Viereck die vorgängige Verwandlung und spätere Zurückschiebung ungeeigneter Figurteile sich vermeiden läßt und man sich stets innerhalb der gegebenen Figur bewegen kann.

Übungssatz 9, Seite 100, der von den Ergänzungsparallelogrammen handelt, gehört in das Lehrgebäude.

Übungssatz 12, Seite 100, ist identisch mit Nummer 8 und daher zu streichen.

Seite 108, Aufgabe 4, muß es wohl zuletzt statt  $2:2$  heißen  $2:3$ .

Auf den XIII. Anhang erlaube ich mir besonders aufmerksam zu machen, da er schöne Textgleichungen darbietet. Jedoch dürften Aufg. 8, 12, 16 eher der 7. Klasse vorbehalten bleiben.

Seite 112, Aufg. 20, fehlt nach „zur kleineren“: und diese.

Seite 122, Satz 181<sub>3</sub>: Dafs zu gleichen Sehnen eines Kreises gleiche Bogen gehören, ist nur mit Einschränkung richtig.

Zu Aufgabe 203, Seite 129, wäre eine Figur erwünscht.

Seite 147, Bemerkung zu Satz 213 heißt es: „Diese Aufgabe (nämlich die Teilung des Kreises in  $n$  gleiche Teile) läßt sich nur dann mit Zirkel und Lineal lösen, wenn  $n$  eine Primzahl von der Form  $2^p+1$  oder das Produkt aus einer solchen Zahl in eine Potenz von 2 ist“. Hier muß es statt „nur“ heißen „immer“. Denn sonst würde der auf Seite 148, Aufgabe 216<sub>2</sub> erwähnte Fall  $n=15$  den Schüler in Verwirrung bringen. [Siehe Serret-Wertheim, 2. Auflage, Band I, Seite 192, Lehrs. V].

Der XVII. Anhang (Seite 152 bis 161) enthält sehr schönen Stoff für die Repetition in der Oberklasse.

Zu Aufgabe 37, Seite 157, wäre im Interesse stereometrischer Berechnungen eine tabellarische Zusammenstellung erwünscht.

Seite 158, Aufg. 49, muß der Ausdruck: Umfang „der Erde“ als zu wenig mathematisch beanstandet werden.

Bemerkung 2, Seite 165, ist zu allgemein gehalten. Für den Schüler ist die Erläuterung an einem Beispiele, etwa Aufg. 50, Seite 168, unbedingt nötig.

Seite 172, Aufg. 97, muß es statt: „Quadrat“ heißen Rechteck.

Zum Schlusse dieser etwas ausführlich geratenen Besprechung sei nochmals auf die große Reichhaltigkeit an Übungsmaterial und auf die ungemein übersichtliche Anordnung des Lehrstoffes hingewiesen; Lehrer und Lernende werden an dem Leitfaden eine zuverlässige Stütze besitzen.

München.

C. Stengel.

Zahn, August, Kgl. Reallehrer f. Math. u. Ph. in Ansbach. Wandtafeln für den Unterricht in der Stereometrie. Ansbach, C. Brügel und Sohn, 1892. (Mit Erläuterungen). Preis 22,30 M.

Die Absicht des Verfassers geht dahin, korrekt gezeichnete und plastisch wirkende Figuren zu liefern, die nicht etwa das Vorzeichnen an der Wandtafel unnötig machen, sondern nur zur Ergänzung dienen, wo Mangel an Zeit oder Zeichenfertigkeit des Mathematiklehrers die Herstellung einer vollständig korrekten und plastisch wirkenden, insbesondere richtig schattierten Figur verhindern. Namentlich bei Repetitionen, wo man häufig auf eine vielleicht komplizierte Figur zurückkommen muß, dürften sie sich als ein Zeit sparendes Hilfsmittel für den Unterricht erweisen.

Wenn wir uns im folgenden einige Ausstellungen erlauben, so wollen wir damit den Wert der 38 Tafeln, den wir uneingeschränkt anerkennen, nicht herabdrücken.

Fig. 14 und 10 könnten wohl zu einer vereinigt werden.

In Fig. 24 auf Tf. VIII ist ein zur Markierung eines Neigungswinkels gezeichneter Bogen stark verzerrt ausgefallen. Während der schiefe Kegel korrekt gezeichnet ist, wurde beim geraden Kegel dem verwerflichen Usus nachgegeben, nur die Hälfte des Mantels als sichtbar hinzustellen, was doch nur dann richtig wäre, wenn der Grundkreis sich als Gerade projizierte. Wir zögen es sogar vor, die Höhe des Kegels etwas kleiner zu wählen, um es den Schülern mit aller Entschiedenheit vor Augen zu führen, dafs man beim Betrachten des Kegels von oben etwas auf die Hinterseite des Mantels sehen kann. Dieselbe Ungenauigkeit bemerken wir bei der Kugel, nur noch verschärft durch die etwas altmodische Anwendung von Bogenzweiecken statt korrekter Ellipsen. Auf derselben Tafel (XXXVI) dürften die im Innern der Kugel verlaufenden geraden Linien durch eine andere Darstellungsweise besser hervorgehoben werden. Für das Beste hielten wir es, wenn sie ausgezogen würden, da eine Gefahr, sie auf der Oberfläche der Kugel zu vermuten, nicht vorhanden ist. Dasselbe gilt auch für einige andere Tafeln. Tafel XXXVIII ist beim Druck offenbar mißglückt.

Zum Schlufs betonen wir nochmals, dafs wir die Arbeit des Herrn Verfassers als eine verdienstvolle ansehen, und empfehlen das neue Unterrichtsmittel aus voller Überzeugung besonders den humanistischen Gymnasien zur Anschaffung.

Bamberg.

Braun.

W. Schultz, Werkmafs und Zahlenverhältnisse griechischer Tempel (Erechtheion zu Athen und Athene-Tempel auf Ägina). Hannover. Schmorl und von Seefeld Nachf. 1893. 60 Halbsseiten. 4<sup>o</sup>. M. 3.—

Die vorliegende Arbeit scheint hervorgerufen zu sein durch eine Ansicht Dörpfelds, der im V. seiner „Metrologischen Beiträge“ (s. Mitteilungen des deutschen archäologischen Instituts zu Athen 1890. XV) für die griechischen Bauten in vorrömischer Zeit als Werkfuß eine Länge von 328 mm berechnet und diesen „äginäisch-attischen“ Fuß als „gemeingriechisch“ in Anspruch nimmt. Gegen diese Ansicht wendet sich nun der Verfasser, und zwar zeigt er 1. dafs sich die aufgestellte Maßbestimmung aus der Erechtheioninschrift vom Jahre 408/7, dem Ausgangs- und Stützpunkte der Dörpfeld'schen Behauptung, überhaupt nicht gewinnen läßt, und 2. dafs sie in ihren beiden Punkten den thatsächlichen Verhältnissen nicht entspricht. Wenn die Gröfse des Fußes, den Dörpfeld durch Vergleichung der Maßangaben der Inschrift mit seinen Nachmessungen erhalten und zu identifizierender Baustücke gewinnt, zwischen 280 und 343 mm schwankt, so ist eben überhaupt eine Maßeinheit nicht gefunden. Die Schwierigkeiten, die

sich aus den von einander verschiedenen Mafsen der Inschrift und der Baureste ergeben, sind vom Verf. in sehr glücklicher Weise dadurch gelöst worden, dafs er die Mafsangaben der Inschrift für den Steinbruch berechnet sein läfst, so dafs sie also nicht das schiefliche Effectivmafs, sondern das endgiltige Mafs + den sogen. „Werkzoll“, das für die Bearbeitung auf der Baustelle und etwaige Beschädigung berechnete Übermafs, enthalten. Von S. 15 an folgt dann der weit-aus gröfsere positive Teil der Schrift. Während nämlich Dörpfeld mit einer gewissen Resignation ein vollkommen sicheres Resultat nur da erwartet, wo inschriftlich überlieferte sichere Mafsangaben mit wirklichen Abmessungen verglichen werden können, weist der Verf. auf die „steinernen Zeugnisse“ der Bauwerke selbst hin, d. h. darauf, dafs man durch Betrachtung der den antiken Bauwerken zu grunde liegenden Proportionen recht wohl in stand gesetzt sei, die Mafseinheit für den betr. Bau zu finden. Dieses Verfahren wird nun in umfassender und sorgfältiger Untersuchung angewendet auf das Erechtheion und den Athene-Tempel in Ägina. Durch vergleichende Würdigung der verschiedensten Mafszahlen gelangt der Verf. zu dem Ergebnisse, dafs in beiden Tempeln ein Werkfufs von etwa 308 mm angewendet wurde, also nicht der Dörpfeld'sche „äginäisch-attische“, sondern der von Hultsch und anderen ermittelte „attisch-solonische“ Fufs. Gleichzeitig wird mitgeteilt, dafs auch für viele andere Tempelbauten in Athen, im übrigen Griechenland und einem Teil der Kolonialstädte die Anwendung desselben Verfahrens denselben Fufs von etwa 308 mm ergibt, dafs also auch der Geltungsbereich des Dörpfeld'schen „gemeingriechischen“ Fusses nicht bestätigt wird. Was endlich die den beiden Tempeln zu grunde liegenden geometrischen Verhältnisse betrifft, so wird nachgewiesen, dafs in den Zahlenverhältnissen beider Bauten neben der Teilung nach dem sog. goldenen Schnitte in noch gröfserem Umfange andere Funktionen regelmäfsiger Vielecke zur Anwendung kommen und, dafs die bei der Übertragung der geometrischen Verhältnisse in die arithmetische Sprache sich ergebenden Näherungswerte für irrationale Gröfsen nicht konstant, sondern auf Reihenbildungen zurückzuführen sind. Die Schrift kann vor allem wegen der mathematischen Schärfe der Untersuchung und der interessanten Einblicke in die Gesetzmäfsigkeit des Entwurfes antiker Baupläne auch den Philologen nur empfohlen werden.

Nürnberg.

Dr. Hm. Sörgel.

Dr. Fritz Hommel, o. ö. Professor der semitischen Sprachen an der Universität München, der babylonische Ursprung der aegyptischen Kultur. München 1892. G. Franz'sche k. b. Hofbuchhandlung. VI u. 68 S. 4<sup>o</sup>. M. 5.— Autographiedruck.

Der jetzige Stand der Wissenschaft verlangt, dafs der gewissenhafte Forscher auf bestimmten Gebieten des klassischen Altertums bei der hohen Bedeutung, welche das Studium der Sprach- und Kulturgeschichte des semitischen Orients für dasselbe erlangt hat, mit den

wichtigsten Erscheinungen der Semitologie sich völlig vertraut mache. Die Frage nach dem Ursprung der griechischen Kultur muß weiter und weiter führen bis zurück auf die ersten Anfänge auch jener Völker, welche wir als direkte oder indirekte Lehrmeister der Hellenen zu betrachten haben. — Zwei Hauptcentren sind vorhanden, Babylon und Aegypten. Entwickeln sich beide selbständig, oder besteht ein Abhängigkeitsverhältnis, und wenn letzteres der Fall ist, wem von beiden verdanken wir den Ursprung aller Kultur und somit auch der Griechenlands? Die Resultate des vorliegenden Werkes entscheiden zu Gunsten Babylons.

Die Schrift zerfällt (nebst einem Vor- und Schlußworte, sowie einem Register) in fünf Abschnitte: I. Memphis und Eridu. — Eridu (die Lage desselben bezeichnet jetzt eine von den Arabern Abū Šahrain genannte Ruine am l. Euphratufer gegenüber von Sük eš Sujūh) ist die älteste Stätte Babyloniens, die wir kennen. Den ursprünglichen Namen Nun-ki Himmelsokeansort) verdrängt bald ein anderer, (G)urru-Dugga = Stadt des guten <Gottes>, später gespr. Irri-Dugga, woraus Eridu (eigentl. Iridu); neusumerisch Irri-Sibba. In Eridu wird hauptsächlich verehrt Ea, der 3. in der babylonischen Göttergenealogie (1. Nun od. Anum = Himmelsokean, 2. In-lilla = Herr der Luft), der Wasser- und Erdgott und sein Sohn Mirri-Dugga, später identifiziert mit Amar-uduk (Merodach), dem Sonnengott von Babel. Hiemit correspondieren in Aegypten: Nun (Himmelsokean), Schu (Luft), Seb (Erde) und Osiris (Uš-'ir); besondere Übereinstimmung zeigen Merodach und Osiris: die älteste Bezeichnung von M. ist das Ideogramm für Wohnsitz + Auge, und in den Pyramidentexten wird „Osiris“ geschrieben: uš (Wohnsitz) + 'ir (Auge)! M. hat den Beinamen (G)urru-Dugga = Erscheinungsform des Guten, O. den Beinamen Un-nfr, was dasselbe bedeutet, und zwar ist letzteres Übersetzung der babylonischen Bezeichnung. In gleicher Weise ist dann Men-nfr (Memphis, Ort des Guten) = (G)urru-Dugga. Stadt des guten <Gottes>, zunächst natürlich Ea's, dann aber auch seines Sohnes Merodach (oben = Osiris). Nun aber ist Men-nfr eine alte Kultstätte des Gottes Ptaḥ, jedoch eben dieser ist nur eine locale Nebenform des Osiris. Men-nfr ist also Verehrungsstätte von Merodach-Osiris und der Name des Ortes selbst nur Übersetzung des babylonischen (G)urru-Dugga-Eridu.

II. On und Nun-ki. Das eben behandelte Nun-ki (Eridu) deckt sich sprachlich und z. T. auch paläographisch mit 𐀭𐀢, geschr. 'In-nu, viell. älter Wn-nu = Un-nu, 8 Kilom. n. ö. von Kairo; also ergibt sich, daß Nun-ki-Eridu von den Aegyptern in doppelter Weise herübergenommen wurde, einmal wörtlich, und dann in der Übersetzung, Men-nfr.

III. Chnum, Chonsu und andere Gottheiten. Die Untersuchung gibt in ihrem Kern eine Reihe von Gleichungen zwischen babylonischen und aegyptischen Göttergestalten; erwähnt sei neben dem obigen Osiris = Merodach, die aeg. Wst, 'Ist, Isis = babyl. Ištar.

IV. Die Stellung des Aegyptischen innerhalb der semitischen Sprachen. Dafs das Aegyptische thatsächlich zu der semitischen Sprachfamilie gehört, dürfte nicht mehr in Zweifel gezogen werden. H. Brugsch, hierogl.-demot. Wörterbuch I, p. IX und P. de Lagarde, über das Samech, Mitt. IV. Gött. 1891. p. 370 ss. haben darauf hingewiesen, Erman, ZDMG. 46, p. 43 und Sethe begründeten es weiter, und d. V., welcher schon früher (Semiten, I, p. 95) aus den Pyramidentexten die für das ursemitische benötigten Laute **ד**, **שׁ**, **שׂ** auch für das Aegypt. erwiesen hatte, bringt hier wertvolle Beiträge für die Zugehörigkeit des Aegypt. zum semitischen Sprachstamm.

V. Das aegyptische Schriftsystem. In diesem Abschnitt wird die formelle Übereinstimmung verschiedener (34) babyl. und ägypt. Schriftzeichen dargethan. Die Zahl derselben hat sich übrigens (nach mündlicher Mitteilung d. Verf.) noch vermehrt.<sup>1)</sup>

Ref. war bestrebt, die Hauptresultate der Untersuchung in möglichster Kürze objektiv zu geben. — In Mythologie, Sprache und Schrift werden die Aegypter als abhängig von einer frühen babylonischen Kultur dargestellt.<sup>2)</sup> Dafs eine so tief einschneidende Abhandlung, welche obendrein eine so grosse Fülle von Material bringt, auch der Kritik exponierte Punkte darbietet, ist wohl selbstverständlich. Referent mufs sich hier<sup>3)</sup> nur mit Andeutungen begnügen, so lieb ihm ein näheres Eingehen namentlich auf Abschn. III und V wäre: Men-nfr wird sich als Stadt des guten Gottes kaum erweisen lassen; die Gleichheit des betr. Zeichens in Nun-ki und In-nu (𓎃𓏏) hält Ref. vom archäologischen Standpunkt aus für unmöglich (leider können hier die aus verschiedenen Hieroglyphentexten gewonnenen Anhaltspunkte nicht gegeben werden, cf. u. a. Ae. Z. 1865 p. 6 (Birch, on sepulchral figures), ib. p. 25 (Brugsch, ein geograph. Unicum); auch sind gewifs nicht alle der in Abschn. Vd. beigebrachten Schriftzeichen beweiskräftig. Das geschulte Auge des Archäologen ist hier gewifs im Stande, scharfe Kriterien für und wider aufzufinden, so möchte Ref. in dem Ideogramm für Nacht (no. 8) geradezu einen Gegensatz zwischen babyl. und aegypt. Anschauung vermuten; manche Zeichen dürften auch völlig unabhängig von einander infolge Gleichheit allgemeiner Begriffe entstanden sein. Sehr frappierend ist hingegen die Übereinstimmung des Zeichens für „Knecht“ (Nr. 14).

Wenn auch eine gewisse Skepsis, die ja bei allen Untersuchungen auf altorientalischem Gebiete geboten erscheint, nicht zurückgedrängt werden kann, so stellt doch Hommels Schrift ihrem Ge-

<sup>1)</sup> Vor Kurzem ist ein diesbez. Nachtrag d. V. erschienen in proced. of the Soc. of. Bibl. Arch. vol. XV. p. 111 s. „the ideogram dupšarru“.

<sup>2)</sup> Auch eine ältere These des Verf., dafs die Pyramiden auf die babylon. Stufentempel zurückgehen, (Gesch. Bab. u. Ass. 1835 p. 12–20; cf. Ausland, 1891 p. 401–403) ist zu erwähnen, cf. p. 13.

<sup>3)</sup> In meinem Referat über die antike Kunstgeschichte in Bursian-Müllers Jahresbericht bietet sich Gelegenheit, auf diesbez. Fragen, wenn auch von einem andern Gesichtspunkt aus, etwas näher einzugehen.

samtinhalte nach sich als eine nicht zu unterschätzende Förderung der Wissenschaft dar; in erster Linie gibt sie mächtige Anregungen zu neuen, eingehenden Untersuchungen, gerade auch da, wo der Widerspruch herausgefordert werden kann. Und hiemit sei sie dem Studium aller, welche sich mit einschlägigen Fragen befassen, bestens empfohlen<sup>1)</sup>.

München.

Dr. E. Knoll.

Stephan Cybulski, Tabulae quibus antiquitates Graecae et Romanae illustrantur. (Petersburg, N. Fenoult u. C.) Im Kommissionsverlag der K. F. Köhler'schen Buchhandlung in Leipzig 1893. (Tafel VIII. Das römische Lager. Tafel XI. Das römische Haus. Preis je 4 M.)

Von dem neuen Anschauungswerke, über dessen Einrichtung und Umfang im allgemeinen oben S. 50 ff. dieses Jahrganges berichtet wurde, liegen zwei weitere Tafeln zur Beurteilung vor. Gleich die erste derselben, Tafel VIII, das römische Lager, ist einem Gegenstande gewidmet, der meines Wissens auf einem für den Anschauungsunterricht in der Schule berechneten Blatte bisher nicht so dargestellt war. Dieselbe enthält nämlich im oberen Drittel einen Plan des römischen Lagers der Republik nach der Beschreibung des Polybios (aus der Vogelperspektive gegeben, weshalb das Quadrat verschoben erscheint); Nummern verweisen auf die technischen Ausdrücke der Lagerteile, die rechts und links vom Plane verzeichnet sind; dieser selbst ist ca. 15 cm lang und 20 cm breit. Die beiden übrigen Drittel der Tafel nimmt größtenteils der Plan des Lagers der Kaiserzeit nach der Beschreibung des Hygin ein; derselbe ist 40 cm lang und 28 cm breit; die drei Hauptteile (praetentura, latera praetorii, retentura) sind mit verschiedenen Farben markiert, die Bezeichnungen gleich in den Plan eingetragen (zu grunde gelegt ist die Tafel von C. L. Lange mit einer Verbesserung von Ursin). Den noch übrigen Raum der Tafel zu beiden Seiten dieses Planes füllen 4 etwa 20 cm hohe, sehr hübsche Abbildungen nach den Reliefs der Trajanssäule aus: 1) ein römischer Wachturm mit Signalfener, Wachtposten davor, Heuschober dahinter, wie solche Türme sich auch am limes gefunden haben, 2) der Wall, auf dem 2 Soldaten eine Nivellierungs- (oder Wurfmaschine?) aufstellen, 3) 2 Zelte, 4) ein steinernes, von Pallisaden umgebenes Vorrathshaus (horreum). Diese Nebenbilder sind in ganz einfachen Farben (des Holzes und der Steine) gehalten, von denen nur das Blau des Himmels absticht. Der beigegebene erläuternde Text ist ausführlich

<sup>1)</sup> In anderer Form und mit einer Reihe von Nachträgen versehen behandelt d. V. den Gegenstand in *transact. of the Ninth intern. Congr. of Orientalists* II. p. 218 ss.: „Die Identität der ältesten babylonischen und aegyptischen Göttergenealogie und der babylonische Ursprung der aegyptischen Kultur“. (Ungearbeitete Wiedergabe des auf dem Londoner Orientalistencongr. (Herbst 1892) gehaltenen Vortrags).



und genau, ich habe an ihm wie an der Tafel nur das auszusetzen, daß die Maße für das Lager nach Fufs, statt nach Metern gegeben sind; dies muß geändert werden. Die Tafel wird, besonders bei der Lektüre des Livius und Tacitus, dem Lehrer sehr willkommen sein.

Vollkommen zeigt sich der Vorzug des Werkes, die farbige Darstellung, auf Tafel XI, das römische Haus, welche drei Grundpläne, einen großen der ein ganzes Strafsenviereck (insula) füllenden Casa di Pansa in Pompeji, einen solchen des alten römischen Hauses nach Nissen und zweier Nachbarhäuser in Rom mit gemeinsamer Scheidewand aus der Zeit des Septimius Severus enthält, sämtliche Pläne in einfachen Farben. Prächtig sind dagegen die farbigen Darstellungen eines Längsdurchschnittes der Casa del Centenario in Pompeji, der Eingangsthüre eines pompejanischen Hauses mit der Aussicht in das Atrium, einer restaurierten Ansicht des Gartens der Casa di Sallustio mit einem Sommertriclinium im Hintergrunde (wo nur die Farbe des Mosaikfußbodens etwas geändert werden dürfte, da sie jetzt zu sehr der eines Wasserspiegels gleicht), eines sogenannten korinthischen Atriums und endlich des Vicolo del balcone pensile; ein Stückchen des freien Raumes zwischen den beiden letztgenannten Darstellungen ist geschickt mit 2 Mosaikbildchen, einer tragischen Maske und dem bekannten Kettenhunde der Casa del poeta tragico ausgefüllt. So bietet die eine Tafel bequemes Material genug zur Kenntniß des römischen Hauses; die Absicht, alles auf einem Blatte zu vereinigen, führte wohl zu der etwas kleinen<sup>1)</sup> Wiedergabe des Durchschnittes der Casa del Centenario, von der übrigens recht passend ein Querschnitt durch das Peristyl wie bei Overbeck, Pompeji<sup>4</sup> p. 353 hätte beigegeben werden können.

Doch begnügen wir uns mit dem Gebotenen, das auch so für den Anschauungsunterricht sehr förderlich sein dürfte; darum seien beide Tafeln zur Anschaffung für unsere Schulen angelegentlich empfohlen. Demnächst soll ein Blatt erscheinen, welches die griechischen und römischen Münzen darstellt.

Franz v. Schwarz, Alexander des Großen Feldzüge in Turkestan. Kommentar zu den Geschichtswerken des Flavius Arrianus u. Q. Curtius Rufus auf Grund vieljähriger Reisen im russischen Turkestan und den angrenzenden Ländern. Mit 2 Tafeln, 6 Terrainaufnahmen und einer Übersichtskarte der Feldzüge Alexanders. München 1893, Dr. E. Wolf's wissenschaftlicher Verlag, 103 S. gr. 8. Preis 6 M.

Der Gedanke an Moltke's Wort „die Örtlichkeit ist das von einer längst vergangenen Begebenheit übrig gebliebene Stück Wirklichkeit“

<sup>1)</sup> Um keine irrthümlichen Vorstellungen zu erwecken, bemerke ich, daß die Tafeln nicht bestimmt sein können, von den sämtlichen Schülern einer großen Klasse gleichmäßig gut gesehen zu werden; denn dazu sind wenigstens die Figuren dieser beiden Tafeln zu klein.

drängt sich unwillkürlich beim Durchstudieren des im folgenden näher zu besprechenden Buches auf. Manches, was nach den Berichten der Geschichtschreiber allein rätselhaft und unwahrscheinlich erschienen war, erklärt sich da in befriedigender Weise; denn die Natur des Landes, das hier in Frage kommt, ist genau dieselbe wie zu Alexanders Zeiten und ebenso wie Moltke und der jüngst auf seinen Pfaden reisende Naumann in Kleinasien zum Teil dieselben Wohnungsverhältnisse, Transportmittel etc. antrafen, wie Xenophon sie schildert, fand auch der Verfasser des vorliegenden Buches enge Beziehungen zwischen den Schilderungen des Arrian und Curtius und der heutigen Wirklichkeit in Turkestan.

Franz v. Schwarz ist ein engerer Landsmann von uns, der, soviel ich weiß, in Passau<sup>1)</sup> das Gymnasium absolvierte. In amtlicher Stellung hielt er sich als kais. russischer Astronom 15 Jahre ununterbrochen in Turkestan auf und durchkreuzte das Land auf seinen Dienstreisen nach allen Richtungen, wie die Übersicht seiner Marschrouten auf dem Kärtchen vor dem Titelblatt zeigt; da er hiebei dieselben Wege ging wie einst die Makedonier Alexanders, so erwachte in ihm die Lust, die Berichte der alten Historiker mit den tatsächlichen Verhältnissen zu vergleichen. Erfreulicher Weise hatte er sich das Interesse am klassischen Altertum gewahrt und ist daher in der Lage, seinen Studien eine selbstgefertigte Übersetzung der einschlägigen Kapitel des III. u. IV. Buches Arrians vorauszuschicken, welche, wie sich mir bei einer genaueren Nachprüfung ergeben hat, durchaus sorgfältig und zuverlässig ist, Arrians Werk wird zu grunde gelegt, Curtius nur zur Erläuterung und Vervollständigung herangezogen.

Es ist anziehend, die Berichte neuerer Geschichtschreiber über die Jahre 329—327, während welcher Alexander in jenen Gegenden sich aufhielt, mit den Untersuchungen von Schwarz zu vergleichen. Ich benützte zunächst wieder die Geschichte Alexanders des Gr. von Droysen, den III. Band der griech. Geschichte von Holm, Oskar Jägers Schriftchen über Alexander d. Gr. und endlich das neueste Werk von B. Niese, Geschichte Alexanders d. Gr. und seiner Nachfolger.

Es sei mir gestattet an der Hand des Kommentars von Schwarz den Weg Alexanders zu beschreiben und dabei interessante Beobachtungen des Verfassers besonders hervorzuheben. Alexander zog im Frühling 329 von Kabul über den Kaukasus, womit der Hindukusch gemeint ist, zunächst nach Drapsaka und rückte von da nach Aornos und Baktra, den beiden größten Städten Baktriens; erstere identifiziert Schw. mit dem heutigen Chulum, heute noch die einzige steinerne Festung zwischen Aralsee und China, letztere ist das jetzige Balch; demnach wäre dann Drapsaka die Gegend des heutigen Kundus. Also zog Alexander auf einem Umweg den Kundusfluß hinab nach der gleichnamigen Stadt und von da nach Westen. Als Übergangsstelle

<sup>1)</sup> Die Festung Ura-tübe (das alte Kyropolis) erinnert ihn durch ihre Lage lebhaft an die Feste Oberhaus bei Passau (S. 52).

über den Oxus oder Amu-darja nordöstlich von Balch weist auch Schw. den Punkt Kilif nach. Von dem Marsche dahin entwirft bekanntlich Curtius VII, 20 f. eine ausführliche Schilderung; wie Niese, S. 114, Anm. 3 bemerkt, berichtet er dabei von ungeheueren Beschwerden mit gewohnter Übertreibung; aber man lese, was Schw. S. 32 über die „meisterhafte“ Darstellung des Curtius sagt, die offenbar nach dem Berichte eines Augenzeugen wiedergegeben ist. Interessant sind die Darlegungen des § 7: Flußübergang auf ledernen Schläuchen, wo gezeigt wird, daß noch heute dieselbe Art des Überganges besteht. Der vorausgesandte Ptolemäus setzte dem Bessus nach und holte denselben beim Dorfe Jany-Kurgan ein, während Alexander selbst auf dem Wege nach Marakanda (= Samarkand) nach Karschi gelangte, in dessen Nähe er in einem Gefechte verwundet wurde. Von Marakanda sagt Arrian III, 30: *τά δέ ἐστὶ βασιλεία τῆς Σογδιανῶν χώρας*; d. h. M. ist eine Hauptstadt von Sogdiana; denn der Staat Buchara, das ehemalige Sogdiana, hatte bis in die neueste Zeit 2 Hauptstädte: Buchara und Samarkand; erstere würde nach Schw. im Altertum Sogdiana geheissen haben wie die Landschaft selbst. Diese Aufstellung ist neu. In Samarkand wohnte Alexander in der Festung, wo seiner Zeit auch Tamerlan residierte. Hier geschah im Frühjahr 328 beim Abschiedsschmaus, den Alexander dem soeben zum Gouverneur von Baktrien ernannten Klitus zu Ehren gab, die Ermordung des Klitus. Vielfach haben neuere Geschichtschreiber den Alexander wegen dieser That zu verteidigen gesucht, zuletzt Jäger in dem oben citierten Schriftchen, aber eine bessere Verteidigung als die, welche sich aus der Natur des Landes ergibt, weifs ich nicht. Schw. schildert S. 44 f. den schauerhaften Zustand des Trinkwassers in Turan während des Sommers, der, wenn man noch die entsetzliche Sommerhitze dazurechnet (48° Celsius im Schatten!), jedermann zwingt, seinen Durst mit dem dort auferordentlich starken einheimischen Wein zu stillen. In heißen Klimaten genügt aber schon ein geringes Quantum von Spirituosen, um einen Menschen betrunken zu machen; Fälle à la Klitus gehörten daher auch unter den erobernden Russen durchaus nicht zu den Seltenheiten (im Feldzug gegen Chiwa wurde eine Flasche Wasser, das von Würmern und Infusorien wimmelte, mit 10 - 20 Mark bezahlt!).

Von Samarkand zog Alexander auf der heutigen Poststrasse über Dschisak und Ura-tübe nach der Nordostgrenze des damaligen Perserreiches an den Tanais (Jaxartes, Silis), den heutigen Syr-darja; dort gründete er Alexandria Eschate, unzweifelhaft das jetzige Ghodschent. Hier erhalten wir von Schw. eine 2. wichtige Mitteilung, die allein es erklärbar macht, wie eine Stadt von 11 Kilometer im Umfang nach Curtius VII, 28 in 17 Tagen fertig gestellt werden konnte, eine Angabe, die vielen als romanhaft und unbrauchbar erschienen war. Baumaterial und Banweise sind nämlich in jenen Gegenden dieselben geblieben und sie machen das Unwahrscheinliche wohl erklärlich (Tafel I. Ansicht der Stadt Turkestan zur Veranschaulichung dieser Bauweise). — Im Rücken Alexanders erhob sich ein Aufstand, rasch

eroberte und zerstörte er 7 Städte, wovon nur Gaza und Kyropolis namentlich aufgeführt werden. Letzteres identifiziert Schw. gewiss richtig mit dem heutigen Ura-tübe. Hier wieder eine interessante Bemerkung: Die Städte sind von Alexander zerstört worden, wie kann man sie mit modernen identifizieren? Antwort: In Turkestan hängt die Existenz einer Stadt ausschließlich von dem vorhandenen Wasservorrat ab, und mag eine Stadt auch 100mal zerstört werden, sie wird an derselben Stelle immer wieder erstehen, solange nur Wasser vorhanden ist. — Bei Chodschent ging Alexander über den Syr-darja und lieferte den Skythen am Südbang des Mogul-tau eine siegreiche Schlacht, worauf er sie bis zur heutigen Poststation Mursarab verfolgen liefs (Abbildung des Schlachtfeldes auf Tafel 2). Was Arrian von der großen Hitze während der Verfolgung und dem schlechten Trinkwasser erzählt, durch dessen Genufs Alexander heftig erkrankte, paft ganz auf die betreffende Örtlichkeit. Infolge des Aufstandes des Spitamenes mußte Alexander zurück. Spitamenes hatte Samarkand belagert und das zum Entsatz gesandte Heer unter Pharnuches am Polytimetus, dem heutigen Sarawschan, vernichtet, worauf er Samarkand abermals belagerte. Es erfolgte ein Parforcemarsch Alexanders von Chodschent nach Samarkand in 3 Tagen, eine großartige Leistung, die bei Schw. S. 64 die gebührende Würdigung erfährt. Alexander entsetzte die Stadt und verfolgte die Feinde den Sarawschan entlang bis an die im Nordwesten von Buchara sich ausbreitende Wüste von Kysyl-kum; als er sah, dafs er die Feinde nicht einholen könne, kehrte er um und zog verheerend am Sarawschan hinab über Buchara und Karakul bis zum Amu-darja. Nach der Überlieferung überwinterte Alexander in Zariaspa, welches Schw. mit dem heutigen Tschardschui identifiziert (10 km südlich vom Flufs), wo jetzt die Eisenbahnbrücke über den Amu-darja führt. Diese Annahme ist neu, da man bisher Zariaspa für gleich mit Bactra (Balch) hielt oder es in der Gegend vom Merw suchte. Beide Ansichten sucht Schw. S. 65 f. zu widerlegen.

Dafs Alexander im Jahre 328 von Buchara aus nach Merw vordringen sei, erweist Schw. S. 68—70 geradezu als unmöglich. Nach abermaligem Übergang über den Amu-darja kehrte Alexander mit einer Abteilung seines Heeres auf demselben Wege, den er gekommen, d. h. über Karakul und Buchara nach Samarkand zurück, während die vier anderen Abteilungen das Land Buchara überschwemmten und so die Empörer unterwarfen. Hierauf vereinigten sich alle Abteilungen wieder in Samarkand. Hier erfolgte (Frühjahr 328) die Ermordung des Klitus. Nachdem im Laufe des Sommers Buchara unterworfen und Spitamenes, der samt den von Schw. in der heutigen Turkmenenwüste angesetzten Massageten von Koinos geschlagen und in die Wüste gescheucht wurde, von seinen treulosen Verbündeten ermordet worden war, überwinterte Alexander 328/27 in Nautaka. Dieses findet Schw. wieder in dem heutigen Schachrisabs, welches jetzt aus zwei getrennten Städten Schaar und Kitab besteht.

Von Nautaka brach Alexander 327 schon frühzeitig auf, zog über

Gusar und das eiserne Thor nach Derbent und brachte durch List den uneinnehmbaren Felsen des Arimazes (nach Curtius) oder Sogdianischen Felsen (nach Arrian) in seine Gewalt, der im Baisun-tau bei Derbent zu suchen ist. (Man vergleiche, was Schw. über die Identität der Berichte des Arrian u. Curtius S. 78 sagt). Von Derbent zog Alexander im Lande Paraitakene (offenbar das heutige Hissar oder Ostbuchara) über Baisun nach dem Thale des Surchan und von da über Hissar und Faisabad nach den Engpasse Puli-Sangin, wo sich Chorienes mit dem letzten Rest der Sogdianer festgesetzt hatte. Mit diesem Engpasse nämlich auf dem Wege von Hissar nach Baldschuan, am Flusse Wachs, da wo die Hängebrücke Puli-Sangin über den Fluß führt, identifiziert Schw. sowohl den Felsen des Chorienes (bei Arrian) als auch den des Sysimithres (bei Curtius)<sup>1)</sup>. Nachdem Alexander sich dieses Punktes bemächtigt hatte, kehrte er auf demselben Wege über Faisabad und Hissar nach dem Thale des Surchan zurück und zog auf dem rechten Ufer dieses Flusses hinab bis Termes, wo er über den Amu-darja setzte. Hierauf marschierte er nach Balch (Baktra) und kehrte, nachdem er über 2 Jahre auf turkestanischem Boden zugebracht hatte, über Chulum wieder nach der von ihm gegründeten Stadt Kabul zurück in das Land der Paropamisaden, d. h. der Vorfahren der heutigen Afghanen. Die Beschreibung, welche Curtius VII von der Bauart ihrer Häuser gibt, entspricht genau den Beobachtungen, welche der Verfasser 1878 im ganzen nördlichen Afganistan machte.

Noch möchte ich zwei sehr interessante Mitteilungen des Verfassers hervorheben. Die erste betrifft das Fortleben des Andenkens des großen Makedonierkönigs gerade in jenen östlichen Gebirgslandschaften (Badachschan, Darwas, Karategin, Fergana), welche Alexander nicht mehr berührt hat. Die jetzt entthronten Herrscher jener Gebiete rühmen sich der Abstammung von „Iskander“, in der heutigen Hauptstadt von Fergana verehrt man eine angeblich von ihm auf seinen Feldzügen gebrauchte rotseidene Fahne und sein angebliches Grabmal als Heiligtum. Offenbar sind diese Überlieferungen durch die von den Mongolen zurückgedrängten ehemaligen Bewohner Turkestans nach den centralasiatischen Gebirgen gelangt. Übrigens liefert diese Thatsache den Beweis dafür, welche überwältigende Erscheinung Alexander d. Gr. gewesen sein muß. Noch heute bringen jene Völker alles Große mit seinem Namen in Verbindung und deshalb wird Alexander sogar als Bekehrer der Völker Centralasiens zum Islam betrachtet! — Eine zweite Mitteilung betrifft den Ursprung des Namens Bucephalos. Nach Arrian hatte das berühmte Schlachtroß Alexanders seinen Namen entweder von einem eingebrannten Stierkopf oder einem stierkopfähnlichen Zeichen am Kopfe; ebenso nach Plinius und Gellius, die außerdem auch seinen wilden Blick, stierähnlichen Kopf oder zwei hörnerne Auswüchse auf seiner

<sup>1)</sup> Jetzt spricht sich auch Niese, S. 122, Anm. 1 dahin aus, daß beide Berichte identisch seien.

Stirne als Grund des Namens angeben. Nun wurde Herrn von Schwarz 1878 während einer Reise in Badachschan eine Silbermünze von der Größe eines Thalers zum Kauf angeboten, auf welcher der Kopf des Bukephalos abgebildet war, leider zu einem so horrenden Preise, daß er sie nicht erwerben konnte. Der Kopf des Pferdes erschien in herrlicher Prägung, und an dem deutlich ausgeführten Pferdegeschirr waren rechts und links zwei Büffelhörner eingesetzt, wie auf den Helmen der alten Germanen oder mittelalterlicher Ritter. Davon der Name!

Ich hoffe im Vorstehenden den Lesern einen Begriff von dem reichen Inhalt des wertvollen Buches gegeben zu haben, das ich hie-mit unseren Bibliotheken zur Anschaffung angelegentlichst empfehle. Der Verfasser führt seine Ergebnisse in einfacher und schlichter, aber überzeugender Sprache vor. Die Verlagshandlung hat keine Kosten gescheut, dem Buche eine schöne Ausstattung zu geben. Möge der gegenwärtig in München lebende Verfasser diesem Vorläufer bald sein geplantes großes Werk über Turkestan folgen lassen, das er S. 3 der Vorrede ankündigt.

---

Fr. Vollmer, de funere publico Romanorum. (Besonderer Abdruck aus dem 19. Supplementband der Jahrbücher für Philologie S. 321—364). Leipzig, Teubner 1892. M. 1,20.

Vollmer hatte im 18. Supplementbande der Jahrbücher für Philologie eine Abhandlung veröffentlicht: *Laudationum funebrium Romanorum historia et reliquiarum editio* (98 S.). Hiedurch scheint er zu der obigen Monographie veranlaßt worden zu sein; eine solche gab es bisher über den fraglichen Gegenstand, das *funus publicum*, d. h. das durch die Behörden des Staates und auf dessen Kosten ausgerichtete Begräbniß bei den Römern, noch nicht. Zwar handelt Marquardt in den röm. Privaltaltertümern mit der durch den Umfang des Stoffes seines Werkes gebotenen, bündigen Kürze darüber, aber Vollmer erklärt S. 321, Anm. 1, dieser Gelehrte habe nicht mit der nötigen Sorgfalt das *funus privatum* und *publicum* auseinandergelassen. Man erwartet daher von seiner Arbeit wesentlich neue oder berichtigte Resultate, in dieser Beziehung bin ich jedoch, wie ich gestehen muß, enttäuscht worden. Gleich der 1. Abschnitt: *Moris origo et historia* kommt nur zu dem Ergebnis, daß die Zeit der Entstehung sich nicht eruieren lasse, da den Angaben der Familienchroniken in dieser Hinsicht kein Glaube beizumessen ist. Es wird ausdrücklich darauf hingewiesen, daß man es als eine Privatsache ansehen müsse, wenn das Volk eigens eine Sammlung veranstaltete, um einen verdienten Mann standesgemäß zu begraben, wie es der Fall war bei Menenius Agrippa, Valerius Poplicola, und noch bei Q. Fabius Maximus (Consul 209) und P. Scipio Nasica (Consul 155). Weil eben dazu in älterer Zeit einer Familie öfters die Mittel fehlten, leisteten mehrere, was eine nicht konnte; man nannte dies *„aere conlato“* einen bestatten. Aber dieselbe Unterscheidung trifft auch Marquardt,

auch er nennt die Fälle des Jahres 43 (Hirtius und Pansa und die in der Schlacht bei Mutina Gefallenen) als die ersten sicheren für die Sitte des *funus publicum*; denn Vollmer stellt es ja nur als eine Vermutung hin, daß der Brauch um das Jahr 100 v. Chr. entstanden sei. Nur in dem Punkte weicht Vollmer von Marquardt ab, daß er behauptet, ein Begräbnis, wie es Königen zu teil wurde, die als Gefangene in Rom lebten, z. B. dem Syphax und Perseus, könne nicht als *funus publicum* bezeichnet werden, sondern sei zurückzuführen auf die Freigebigkeit und Gastfreundlichkeit, welche der Senat gegen Fremde stets bewiesen. Groß ist demnach der Unterschied nicht. Dankenswert für solche, die die Frage wieder aufnehmen wollen, ist das S. 326, Anm. 6 gegebene Verzeichnis der bei den antiken Schriftstellern erwähnten *funera publica* bis auf Caracallas Zeiten herab. — Der zweite Abschnitt: *Quid sit funus publicum?* p. 327—329 enthält nicht wesentlich Neues und wäre besser mit den folgenden verbunden worden, auf die auch fortwährend verwiesen wird. Das 3. Kapitel: *Quis deereverit?* stellt fest, was schon Marquardt bietet, daß die Auszeichnung auf Grund eines Senatsbeschlusses durch die Behörden des Staates erteilt wurde, indem die Quästoren die Ausführung in Entreprise gaben. Auch in den Municipien bürgerte sich die Sitte ein und erforderte hier einen vorausgehenden Beschluß der Decurionen. Umfangreicher ist der 4. Abschnitt: *De pompa atque apparatus funeris publici*, weil Vollmer hier abgesehen von einer größeren Stelle der *Consolatio ad Liviam* besonders auch die große Beschreibung des Dio Cassius von dem durch Septimius Severus für Pertinax veranstalteten *funus publicum* abdruckt. Nach diesen Beschreibungen stellt er sodann die Grundzüge des öffentlichen Begräbnisses in der Kaiserzeit fest, wie sie auch bei Marquardt ausführlich gegeben werden. Es sind folgende: 1. Ausstellung der Leiche (oder eines plastischen Portraitbildes derselben) auf dem Forum. 2. Versammlung des ganzen Volkes in Gegenwart der Senatoren und Ritter (Männer wie Frauen). 3. Aufzug der Soldaten. 4. Zug der Ahnenbilder, dadurch erweitert, daß auch andere hervorragende Männer im Bilde aufgeführt wurden, so z. B. beim Begräbnis des Pertinax *ἀνδραγμάτων πάντων τῶν Ῥωμαίων τῶν ἀρχαίων*, bei dem des Severus *ὅσα Ῥωμαίων ἐνδόξως ἐστρατηγήσαν ἢ ἐβασίλευσαν*. 5. Es folgte sodann die Leichenrede durch einen vom Staate beauftragten Magistrat. 6. Vom Forum wurde die Leiche von vornehmen Männern (Senatoren, Rittern, Centurionen) zum Scheiterhaufen getragen. 7. Diesen Zug begleiteten auch die Beamten und Priester. 8. Die Feier wurde erhöht, indem militärische Aufzüge um den Scheiterhaufen stattfanden. 9. Auch der Scheiterhaufen wird von Beamten (Centurionen, Consuln, ja sogar dem Nachfolger des Kaisers) angezündet. Man sieht, es handelt sich hier doch in erster Linie um die Bestattung der Kaiser; daß andere *funera publica* um ein gut Teil bescheidener waren, ist von vornherein anzunehmen und wird auch von Vollmer zugegeben. In einem Abschnitt 5. *Quibus decretum sit* (nur 9 Zeilen groß!) wird, wie schon bei Marquardt, ausgeführt, daß diese Ehre zunächst um den Staat ver-

dienten Männern zu teil wurde, Frauen scheinen sie erst in der Kaiserzeit erhalten zu haben. Kapitel 7: Impensae publicae ergibt nur unsere Unkenntnis in diesem Punkte; Kap. 8 endlich bespricht das sogenannte funus censorium in dem schon bei Marquardt erörterten Sinne, daß es die höchste Klasse des funus publicum darstellte, bei welchem der Tote im Purpurgewande bestattet wurde. S. 345—361 folgen 9. Documenta, d. h. aufer dem bekannten Antrag Ciceros orat. Philipp. IX, 7 Inschriften größerer oder geringeren Umfangs. Das Verdienst wird man der Schrift einräumen, daß sie die Inschriften in umfänglicherer und vollständigerer Weise heranzieht, daß sie aber zu wesentlich neuen Resultaten gekommen ist, muß in Abrede gestellt werden.

München.

Dr. J. Melber.

Zeehe Andreas, K. K. Gymnasial-Direktor in Villach: Lehrbuch der Geschichte des Altertums für die oberen Klassen der Gymnasien. Laibach 1891. Druck und Verlag von Ig. v. Kleinmayr u. Fed. Bamberg. S. VIII u. 331. Preis geb. 1 fl. 50 kr.

Der Verfasser bietet in seinem „Lehrbuch“ ein Unterrichtsmittel der erfreulichsten Art, das trotz der überreichen Produktion in diesem Bereiche sowohl hinsichtlich der Gesamtanlage als der Einzelbehandlung in seiner Vorzüglichkeit von einem andern kaum übertroffen wird. Auswahl, Anordnung und Gliederung des Stoffes lassen nicht allein erkennen, wie Z. mit allzugroßer Bescheidenheit hofft, „daß er an dem Buche längere Zeit gearbeitet hat“, sondern zugleich, daß er, ein gründlicher Kenner der neuesten wichtigeren hieher gehörigen Literatur, den Gegenstand beherrscht, daß er mitten in der Schule steht und ein volles Verständnis für einen richtigen Unterrichtsbetrieb und für die im einschlägigen Gebiete anzustrebenden Unterrichtsziele besitzt, überdies aber auch, daß er sich keine Mühe verdriessen liefs, ein Lehrmittel herzustellen, gleich würdig der gymnasialen Schule wie ihren Zwecken dienlich.

Z. verschmähte es mit Recht, für alle möglichen Arten von Mittelschulen, und wohl auch für den Selbstunterricht, wie, nicht zum Nutzen der Sache, leider so häufig geschieht, ein Lehrbuch herstellen zu wollen; er beschränkte sein Buch ausschließlich auf die Zwecke des Gymnasiums und behält dieses sein Ziel vom Beginn bis zum Schluß unverrückt im Auge.

Dasselbe umfaßt nach einer Einleitung von 4 Seiten in drei Hauptabschnitten die Geschichte orientalischer Völker — mit Ausschluss der Völker des ostasiatischen Kulturkreises — S. 7—54, der Griechen S. 55—172 und der Römer S. 173—331. Beigegeben ist anhangsweise eine Probe der Hieroglyphen und eine Probe der Keilschrift.

Während die Berücksichtigung von Namen und Zahlen auf ein thunlichst geringes Maß zurückgeführt ist, wenigstens hinsichtlich der letzteren mitunter doch wohl auf ein übermäßig geringes, sind die Verfassungs- und die Kulturverhältnisse eingehender behandelt als



sonst vielfach üblich. Eine Folge davon ist der verhältnismäßig große Umfang des Buches, wobei jedoch zu beachten bleibt, daß die splendide Ausstattung, die ausnahmslose Vermeidung des Kleindruckes und die detaillierte Gliederung des Stoffes viel Raum beanspruchen.

Worauf es dem Verfasser sichtlich vorzugsweise ankommt, das ist die Gewinnung einer ausreichenden Vertrautheit des gymnasialen Schülers mit den politischen Ereignissen und mit den kulturellen Verhältnissen des Altertums auf dem didaktisch thunlichst gangbaren und am verlässlichsten zum Ziele führenden Wege. Verbunden hiemit wird die weitere Absicht einer ausgiebigen Vorbereitung für eine verständige Autorenlektüre, aber auch für ein gedeihliches Studium der Geschichte des Mittelalters und der Neuzeit. Daher nach der zweiten Richtung die sorgfältige Berücksichtigung alles in erster Beziehung im allgemeinen Unerläßlichen, daher in letzterer die immer wiederkehrende nachdrückliche Hervorhebung des Typischen. Ist das in Zeehes Lehrbuch Vorgetragene in unserer VI. Klasse beim Schüler in Fleisch und Blut übergegangen, dann werden ihm in den drei höheren mancherlei sachliche Erörterungen breitspuriger Schulausgaben altklassischer Autoren leicht überflüssig erscheinen. Aber auch die Reformer, welche bei diesem Unterricht eine Zurückdrängung der alten Geschichte hinter die mittlere und die neuere so energisch und zuversichtlich anstreben, sollten ein Schulbuch wie das vorliegende nicht ungelesen lassen, da es wie wenige geeignet erscheint, bündig und beweiskräftig Überzeugungsfähige zu überzeugen, wie viel des allgemein Gültigen und des für eine richtige Auffassung der späteren Geschichte Unentbehrlichen insbesondere die des klassischen Altertums bietet.

Eine besondere Sorgfalt ist auf die Gliederung des Stoffes verwendet. Die sachgemäß nahezu die Hälfte des Buches in Anspruch nehmende Geschichte der Römer z. B. behandelt der Verfasser in den herkömmlichen drei Zeiträumen: Rom unter Königen, Rom als Republik und Rom unter Kaisern, wobei er den zweiten in drei Abschnitte zerlegt, den dritten in zwei. Vorausgeschickt ist dem Ganzen S. 175—188 eine gleich ansprechend wie instruktiv gehaltene Vorstufe: „Zur Geographie und zur Topographie Italiens“, „Zur Topographie Roms“ und „Die ethnographischen Verhältnisse im alten Italien“. Innerhalb der einzelnen Abschnitte ist eine reiche Gliederung beobachtet, welche den Quellen und den neueren Darstellungen der römischen Geschichte, dem Religionswesen, der Sage und der äußeren Geschichte, dem Verfassungswesen, den fremden Kultureinflüssen und der römischen Kultur und innerhalb dieser wieder der Literatur, der Kunst und der materiellen Kultur in einem musterhaft systematischen Aufbau gewidmet ist. Bei der Erzählung belangreicherer Kriege werden regelmäßig Ursache, Veranlassung, Verlauf und Ergebnis in getrennten Absätzen auseinandergeschieden. Für den Lernzweck vorzüglich geeignet werden oftmals innerhalb der einzelnen Absätze die verschiedenen Punkte mit Ziffern versehen, ein gutes Hilfsmittel für eine schärfere Auseinandersetzung derselben und eine bewährte Stütze für das Gedächtnis der Schüler.

Für besonders hervorragende Männer werden kurze zutreffende

Charakteristiken ihrer Person und ihrer Bestrebungen geboten, so in der griechischen Geschichte für Perikles, Alkibiades, Sokrates, Demosthenes, Philipp II. und Alexander den Großen.

Dem zur Geographie und zur Topographie Griechenlands im allgemeinen zu Sagenden sind zweckmäßig zunächst S. 57—62 zugeteilt, während die Geographie der einzelnen historisch wichtigeren Landschaften Lakonien, Messenien, Attika, Böotien und Macedonien je an geeigneter Stelle eingefügt ist, ebenso wie das Wichtigste aus der Geschichte Carthagos vor dem ersten punischen Kriege S. 231—234 gut in die römische Geschichte eingereiht wird.

Die Geschichte der römischen Kaiserzeit nach H. Schillers Vorschlag<sup>1)</sup> für die Zwecke der Mittelschulen nach kulturgeschichtlichen Gesichtspunkten zu behandeln, ist hier wohl zum ersten Mal der Versuch gemacht worden. Er läßt sich als gelungen bezeichnen. Es sei daher gestattet, auf ihn mit ein paar Worten näher einzugehen.

Zeehe unterscheidet, wie schon andere vor ihm, eine Zeit des Prinzipats 30 v. bis 284 n. Chr. und eine Zeit der absoluten Monarchie 284—476. Der erste Abschnitt erzählt nach einer kurzen Angabe der Quellen und einer gleich kurzen Charakteristik Octavians die Begründung und die Entwicklung des Prinzipats, reiht daran eine Beurteilung der neuen Staatsordnung und eine nach H. Schiller<sup>2)</sup> gegliederte Übersicht über die Aufeinanderfolge und Regierugsdauer der römischen Kaiser. Darauf wird die territoriale Entwicklung des römischen Reiches und sein Zustand zur Zeit des Prinzipats

a) in den romanischen Ländern des Westens,

b) in den griechischen Ländern des Ostens

behandelt; schließlich Religion (Heidentum, Christentum), Literatur und Kunst dieses Zeitraumes, die sozialen und die sittlichen Zustände, endlich die materielle Kultur desselben. Der zweite Abschnitt verweist auf die Notwendigkeit der durch Diocletian begründeten und durch Constantin den Großen vollständig ausgebildeten absoluten Monarchie, zeigt ihre Merkmale und bietet nach einer bündigen Charakteristik der beiden Herrscher ein Bild der diocletianisch-constantinischen Verfassung und Verwaltung sowie der damaligen allgemeinen Lage des im Westen 476, im Osten 1453 vollends zusammenbrechenden Reiches. Zum Schluß ist eine gleichgegliederte Darlegung kulturhistorischer Art wie im ersten Abschnitte angefügt.

Die Vorgeschichte der Germanen ist abgesehen von der auf das Unerläßliche beschränkten Erzählung ihrer bis 476 erfolgten Berührungen mit dem altrömischen Reiche richtig dem zweiten Bande vorbehalten, da sie, weil typisch, eingehender zu behandeln sein wird, und da die Aufmerksamkeit der Schüler von den Römern nicht ungebührlich lang abgelenkt werden sollte.

Soviel zur allgemeinen Charakteristik des Buches. Sie mußte dem Sachverhalte entsprechend durchweg lobend ausfallen. Werden

<sup>1)</sup> Zeitschrift für das Gymnasialwesen 1887 S. 8 u. ff.

<sup>2)</sup> Geschichte der römischen Kaiserzeit, 2 Bände 1883—1887.

im folgenden hinsichtlich mancherlei Einzelheiten Beanstandungen erhoben, so verfolgen auch sie mit nichten den Zweck zu tadeln; es gilt uns lediglich die Aufmerksamkeit des Verfassers auf den einen oder andern Punkt zu lenken, der unsers unmaßgeblichen Erachtens dessen bedarf.

Der Verf. hat sich, da manche griechische Namensformen wie z. B. Peiraeus, Plataiai u. a. doch nicht gut verwendet werden können, in orthographischer Hinsicht für die lateinische Form der griechischen Eigennamen entschieden. Da ersterem Bedenken Formen wie Alpheus, Peneus u. a. gegenüberstehen, und da auch sonst die griechische Form für die Schule mehrfach Vorzüge hat, so wäre doch wohl die griechische Schreibart vorzuziehen gewesen. Für die Eigennamen auf os hat Z. selbst eine Ausnahme zugelassen, jedoch ohne die erforderliche Konsequenz, da z. B. S. 67 u. 70 Hephästus, S. 71 Minus (!), Aeacus und Tartarus zu lesen ist, S. 313 u. 327 war epieureisch zu schreiben, nicht epicuräisch, S. 251 u. 254 negotiatores, nicht negotiatores, S. 49 Chersones, nicht Chersonnes. Ein größerer Mifsstand, der dem Verf. in keiner Weise zur Last fällt, liegt in der in den verschiedenen Staaten deutscher Zunge amtlich verschieden geregelten Orthographie. Z. hält sich natürlich an die österreichischen Vorschriften. Sollte das in hohem Grade beachtenswerte Schulbuch bei uns in entsprechendem Umfange zur Einführung gelangen, so liesse sich die Verlagsbuchhandlung, die ihm eine vorzügliche Ausstattung zu teil werden liefs, unzweifelhaft herbei, für Bayern einen Sonderabdruck herzustellen.

Hinsichtlich der Aussprache fremdländischer Eigennamen kommt der Verf. dem Schüler S. 9 für Champollion, S. 20 für Rawlinson, S. 49 für Bardija in Fußnoten zu Hilfe; Gleiches durfte dieser S. 19 für Layard, S. 301 für Solway, Firth und für Tyne erhoffen.

Der Satzbau, der Ausdruck und das grammatikalische Element im engsten Sinne des Wortes veranlassen nur äußerst selten eine Beanstandung. Ein Muster von einem Satzgebilde, wie es in einem Lernbuche nicht gestattet werden darf, indes in unserm Lehrbuch das einzige dieser Art, findet sich S. 275: „Die Juden hatten sich unter der Führung der tapfern Makkabäer oder Hasmonäer (späterer Name des Geschlechtes) und infolge der diplomatischen Unterstützung der Römer, die dadurch dem bedrängten Monotheismus, der später in der Form des Christentums den römischen Staat zersprengte, Dienste leisteten, um die Mitte des zweiten Jahrhunderts von der Herrschaft der Seleuciden, denen sie sich um 200 wegen der Bedrückungen seitens der ägyptischen Könige unterworfen hatten, unabhängig gemacht, ihr Gebiet allmählich nach N. und S. ausgedehnt und zu einem selbständigen Königreiche erhoben.“ Ein Kommentar hiezu erscheint überflüssig. Etwas schwerfällig gebaute Sätze finden sich noch S. 39 unter Ziffer 2, S. 47 unter Ziffer 2, S. 76 unter Ziffer 6, S. 77 unter Ziffer 3. Eine verkehrte Satzverbindung mit und steht S. 91: „Daher erkannten in den Perserkriegen die Griechen die spartanische Hegemonie an und Crösus sagt bei Herodot“ etc. Für Sätze

wie S. 152: „Weil Alcibiades und Critias eine Zeitlang mit Socrates verkehrten und er behauptete“ sind die Schüler oft genug zu mahnen, daß, da ein neues Subjekt eintritt, die Konjunktion (hier weil) zu wiederholen ist. Auch das Anhängsel — „worauf — wohin“ S. 241 und „wodurch — wozu“ S. 19 ist sicher keine stilistische Schönheit zu nennen. Nicht anders steht es mit Wiederholungen wie ist — ist S. 29, Römer — Römer S. 249, wurden — wurden S. 255 oder mit Gleichklängen wie Abgeschlossenheit — verschlossen S. 302 und zusammenfassen lassen S. 186, oder mit der unkorrekten Verbindung je mehr (magis) — desto mehr (plures) S. 272. Gleich wenig korrekt steht S. 73 die heiligen Sänger Orpheus und andere“. So geläufig uns auch die rosenfingerige Eos geworden ist, so scheint uns doch die Wendung dreifingerige Chalcidice S. 102 und 145, fünfschiffige Basilica S. 186, drei- oder fünfschiffige Gebäude S. 317 in einem Schulbuche nicht eben empfehlenswert; ebensowenig trotz des weitverbreiteten Mißbrauches die gewesenen Archonten S. 98; die gewesenen höchsten Würdenträger S. 252, die gewesenen Consuln S. 252 und 253, die gewesenen Quästoren S. 270, die gewesenen Tribunen S. 271, der gewesene Prätor S. 276. Wo Z. das Wort ungeheuer gebraucht, ist es begründet; dessenungeachtet hätten wir es lieber selbst da vermieden gesehen, weil die Schüler mit diesem Epitheton so gar argen Mißbrauch zu treiben pflegen. Desgleichen sagt uns S. 94 der ἄρχων als Präsident einer aristokratischen Republik wenig zu, oder S. 121 der Stratege Perikles als Präsident der Republik oder S. 146 der Prinz Philipp, weil die Schüler, wollen sie recht geistreich werden, sich gern in derlei modernisierenden Wendungen oder besser, weil in der Regel ganz und gar nicht zutreffend, Abgeschmacktheiten gefallen. Daß ein Curtius in seiner griechischen und ein Mommien in seiner römischen Geschichte sich in dieser selbst bei ihnen kaum ganz unbedenklichen Manier bis zum Übermaß gefallen, macht sie uns für Schulzwecke nicht besser. Auch Ausdrücke und Redewendungen wie die folgenden hätten in einem Lehrbuche gewifs richtiger eine andere Gestalt erfahren: Durchlässiger Boden S. 74; Philipp lernte die griechische Uneinigkeit an der Quelle kennen S. 146; die Feldherrnquästoren haben besonders die Verwaltung der Kriegskasse über S. 214; die Ädilen hatten die Volksfeste auszurichten S. 215; die Menge liefs sich fangen (überlisten) S. 260; das Andenken der Gracchen blieb geächtet *ibid.*; auf Marius' Befehl wurde fünf Tage und fünf Nächte lang geschlachtet S. 268; Cicero suchte mit den jeweiligen Machthabern daraus zu kommen. S. 277. Unrichtig steht S. 296 die freien Provinzialstädte wurden immer mehr der Aufsicht der kaiserlichen Beamten untergestellt.<sup>1)</sup>

Wie bereits bei andern Gelegenheiten angedeutet, ermangelt das Buch gar zu oft der Konsequenz. Hier zunächst eine grammatikalische Seite! Bald schreibt der Verf. des Kleinasiens, des Griechen-

<sup>1)</sup> Auch der schon von Andresen „Sprachgebrauch und Sprachrichtigkeit im Deutschen“ S. 384, gerügte *Austriacismus* des Wortes „verhalten“ gehört hieher: „Der Bischof Ambrosius verhielt den Kaiser Theodosius zur Kirchenbuße“ (S. 326).

lands, des Galliens, bald des Italien, des Illyrien, des Gallien, wobei es gleichgültig ist, ob zwischen Artikel und Nomen ein Attribut steht oder nicht; bald des Peloponneses und im Peloponnes, bald des Peloponnes und im Peloponnes, bald Materiale, bald Material; S. 194 ist geschrieben des templums, S. 212 des Pomöriums, S. 279 des Imperiums, dagegen S. 206 des Imperium. Während sonst in dieser Beziehung korrekt dekliniert wird, steht 243 die Monarchie Alexander des Großen.

Eine andere Seite des Mangels an Konsequenz! Wenn S. 9 dem Schüler für Champollion und für Lepsius das Sterbejahr angegeben wird, warum nicht auch S. 3 für Bopp, S. 19 für Boita und Grotefend? Wenn ferner der Schüler für die römische Geschichte S. 190 richtig auf Niebuhr und Mommsen nachdrücklich aufmerksam gemacht wird, warum wird für die griechische Geschichte S. 63 Gibbon gar nicht genannt, Curtius so ganz nebenher nur in einer Fußnote?

Z. ist kein Abschreiber, wie sie auf dem Gebiete der Schulbücherliteratur so üppig gedeihen. In allem, was er gibt und wie er es gibt, ist, von einzelnen Menschlichkeiten abgesehen, System und Methode. So begnügte er sich auch nicht, wie viele andere, bei der Erwähnung antiker Maße, Gewichte, Münzen und Münzwerte mit der bloßen Angabe, unbekümmert darum, was sich der Schüler dabei denkt, und ob er sich überhaupt etwas denkt. Z. setzt fast durchweg die heutigen Werte bei. Allein aus didaktischen Gründen wäre diesen jetzt allzu verzettelten Angaben eine einmalige tabellarische Zusammenstellung, an geeignetem Orte eingeschaltet, unzweifelhaft vorzuziehen gewesen. Dermalen wird der Schüler S. 24 über das Gewicht des schweren und des leichten — diese Ordnung war einzuhalten, nicht die umgekehrte — babylonischen Talenten und über seine Einteilung in je 60 Minen belehrt; S. 51 über den Wert des Dareikos; S. 122 über den Wert der Drachme und des Obolos; S. 123 über das Gewicht des äginäischen und des euböisch-attischen Talenten; S. 124 über den Wert des letzteren in österr. Gold und Papier, über seine Einteilung in Minen, Drachmen und Obolen und abermals über den Goldwert der letzteren; S. 201 über das Gewicht des älteren, schweren (libralen) As und seine Herabsetzung zur Zeit des ersten punischen Krieges auf ein Sechstel; S. 230 über den gleichzeitigen Übergang Roms zur Silberwährung; S. 236 dafs in der römischen Geschichte stets attische Talente zu verstehen sind, endlich S. 270 dafs 12,000 Denare einen Wert von 54,000 fl. beziffern, nachdem bereits S. 230 gesagt worden, dafs der Denar etwa 45 Kr. gelte, gleichgestellt der Drachme, der jedoch S. 124 ein Wert von 39 Kr. zuerkannt wird. Für den Aureus Caesars wird S. 288 und 320 ein Wert überhaupt nicht angegeben, auch mit den 1000  $\bar{n}$  Gold von S. 221 wird der Schüler wenig anzufangen wissen. Auf diesem Wege wird dieser schwerlich zu einem klaren Einblick kommen. Es ist daher nur zu billigen, wenn S. 51, 259, 274, 278, 282, 287, 295 und 318 die jeweiligen Summen lieber gleich rundweg und lediglich in österreichischer Währung gegeben werden.

Nicht ganz den Wert möchten wir auch den zahlreichen gelegentlichen Hinweisen auf sei es historische Ereignisse oder Zustände in früheren Zeiten oder bei anderen Völkern, sei es auf geographische Verhältnisse in andern Ländern beilegen, den viele neuere Didaktiker und mit ihnen Z. denselben beimessen. Sind derlei Hinweise wirklich zutreffend und erfolgen sie auf dem Schüler Bekanntes, so sind sie gewiß nur zu billigen, ja sie verdienen Lob. Allein wo dies nicht der Fall ist, scheinen sie uns geradezu bedenklich. In allen diesen Fällen müßte das zur Verdeutlichung Herangezogene vom Lehrer erst selbst verdeutlicht werden. Damit werden Lehrer und Schüler von der eigentlichen Arbeit gleich unnötig wie erfolglos abgezogen; denn jene Vergleiche führen zu einem eiteln Gerede und zu einer schwer zu rechtfertigenden Vergeudung der ohnehin allzu knapp zugemessenen Zeit und werden so eher schaden als nützen. Nichts wäre leichter als ein paar Dutzend derartiger Hinweise aus dem Buche herauszuheben. Zu einem wirklichen Verständnisse der Vergleichung der zwischen Preußen und Österreich 1866 bestehenden Verhältnisse mit den zwischen Athen und Sparta 431 obwaltenden (S. 130) gehört mehr als man von Schülern auf dieser Stufe fordern darf. Nicht anders verhält es sich mit den 1813—1815 in Deutschland tonangebenden Männern im Zusammenhalte mit den 493—449 in Athen maßgebenden Persönlichkeiten (S. 118); mit den vor der Schlacht bei Salamis sich auf die Flotte begebenden Athenern und den Wassergeusen in den Niederlanden S. 116; mit der Schreckensherrschaft des Kritias und dem Blutregimente Robespierres und Dantons S. 139 und 270; mit den griechischen Sophisten und den französischen Encyclopädisten S. 152; mit dem geistigen und kulturellen Gewinne des Alexanderzuges und dem der Kreuzzüge und der großen Entdeckungen des 15. und 16. Jahrhunderts S. 164; mit dem das *ius sacrorum* betreffenden Teil der *lex Canuleia* und dem Kampf zwischen Staat und Kirche im Mittelalter S. 209; mit der Pflege der Wissenschaften und Künste seitens der Attaliden von Pergammum und der Medici Toskanas S. 247; mit der Erhebung der Bagauden in Gallien zur Zeit Diocletians und den mittelalterlichen Bauernkriegen S. 330; mit der gesetzgeberischen Thätigkeit Lykurgs und jener des Königs Stephan von Ungarn S. 86. Doch genug! Diese und alle ebenso oder ähnlich gearteten Vergleiche werden, wo sie Neues durch Bekanntes verdeutlichen, den Unterricht beleben und fördern; wo sie hingegen Neues durch nicht oder nur ungenügend Bekanntes erläutern wollen, über den Unwert zielloser Plaudereien sich nicht erheben.

Auf einen womöglich noch ernsteren Widerstand werden wir bei dem Verf. mit dem Bekenntnisse stoßen, daß wir auch die im Buche angeführten Quellenstellen, auf die er S. III ausdrücklich großen Wert legt, erheblich geringer taxieren. Z. meint „es sollen dadurch einerseits hervorragende Männer und wichtige Ereignisse schärfer gekennzeichnet, anderseits die Namen der bedeutendsten Schriftsteller, welche öfter wiederkehren, dem Gedächtnis des Schülers eingepreßt werden.“

Der letztere Grund läßt sich wohl ohne weiteres als hinfällig

bezeichnen, denn mit Namen wie Homer, Herodot, Thukydidēs, Xenophon, oder wie Cicero, Caesar, Livius, Sallust und Tacitus wird der Schüler hoffentlich nicht erst auf diesem Wege näher vertraut zu machen sein; anderseits kommt aus nicht gerade unbedeutenden Schriftstellern wie Demosthenes, Plato und Pindar, Plinius, Vergilius und Horatius, ferner Appian, Cassius Dio und Strabo, Juvenal, Eutrop und Cato im ganzen Buche nur je eine Quellenstelle vor, Diodor und Suetonius haben es zu je zwei gebracht, Polybius zu drei. Nach dieser Richtung werden somit die Ergebnisse völlig minimal bleiben. Aber auch nach der ersteren Seite „hervorragende Männer und wichtige Ereignisse schärfer zu kennzeichnen,“ versprechen wir uns von dem beobachteten Verfahren einen nennenswerten Erfolg nicht. Um einen solchen zu erzielen, war mit weit mehr Methode vorzugehen. Es wird mit Nichten verkannt, daß mehrere der angezogenen Stellen treffend und so zweckdienlich sind; allein auf eine ziemlich große Anzahl von Stellen wird bloß verwiesen; der Schüler müßte sie also erst aufsuchen, mitunter ganze Kapitel lesen, um sie nur aufzufinden; manche sind ihm auch schwer oder selbst gar nicht zugänglich. Uns scheint daher eine beträchtliche Einschränkung dieser Stellen angezeigt und die Verweisung der Beibehaltenen in Fußnoten. Bei einem Lernbuche ist nämlich die Reinhaltung des Textes eine nicht zu unterschätzende Obliegenheit.

Endlich sei in einer andern, noch nicht berührten Beziehung darauf aufmerksam gemacht, daß uns dort und da die ziemlich stark naturalistische Auffassung und Erklärung von Göttern und Mythen nicht ganz unbedenklich scheint. Weil gleich oft bestritten wie vorgebracht ist derartiges aus Schulbüchern lieber fern zu halten. Auch die Fassung von Sätzen wie „Buddhas Leben ist, wie das der Religionsstifter überhaupt, von zahlreichen Legenden verherrlicht (S. 40), oder „auf Gallien lastete die Herrschaft der Druiden, der Priesterschaft“ (S. 280) will uns in dieser Allgemeinheit in einem Schulbuche etwas anrühlig bedünken.

Da gute Abbildungen von hervorragenden Werken der antiken Architektur und Plastik heutzutage für den Schulbedarf anderweitig unschwer zu haben sind, und da auch wir das Buch in kein Bilderbuch umgestaltet sehen möchten, so legen wir kein Gewicht darauf, daß es in dieser Hinsicht nichts bietet. Hingegen scheinen uns genealogische Tabellen zur Familie der Scipionen und zum Julischen Prinzipat erwünscht. In geographischer Beziehung wird beim Geschichtsunterricht die Schulwandkarte die besten Dienste thun. Trotzdem hätten wir die Beigabe je eines Kärtchens von Altgriechenland, Altitalien, vom Reiche Alexanders des Großen unter Andeutung seines Zuges, endlich vom Imperium Romanum, ganz auf das im Buche verwertete Material beschränkt, um so lieber gesehen, als gerade der geographische Teil in diesem Buche in einer für die Schule mangelhaften Weise behandelt ist.

Daß das Buch aber zugleich, namentlich was die didaktische Behandlung des Stoffes anlangt, in hohem Grade Beachtenswertes bietet,

ist bereits oben zur Genüge hervorgehoben. Hier sei nur daran noch erinnert, daß auch Schüler solcher Anstalten, an denen es nicht als Unterrichtsbuch eingeführt ist, aus ihm für ihre Selbstbelehrung reichen Gewinn ziehen werden.

Am Schlusse der vom Dezember 1890 datierten Vorrede bemerkt der Verfasser, die Vorarbeiten für die Geschichte des Mittelalters seien soweit gediehen, daß er das Erscheinen des zweiten Teiles des Lehrbuches bestimmt in Aussicht stellen könne. Dieses Versprechen hat er bis jetzt nicht eingelöst. So wünschenswert die baldige Fertigstellung des 2. Teiles im Interesse der Schule ist, so wenig scheint uns ein ungebührliches Drängen angezeigt. Inhaltlich und meistens auch formell Zeile um Zeile so sorgfältig überlegte Schulbücher wie das vorliegende bedürfen für das Heranreifen längerer Zeit als die Alltagsware unseres Schulbüchermarktes. Auch in der Natur gezielten edle Zweige langsamer als wilde Sprößlinge.

München.

Markhauser.

Naturkunde für die humanistischen Gymnasien, (Ausgabe A) im genauen Anschluß an die Kgl. Allerhöchste Schulordnung vom 23. Juli 1891 von Heinrich Morin, Lehrer für Naturkunde und Zeichnen am Kgl. Luitpold-Gymnasium zu München. II. Teil. Zoologie. Mit 273, großenteils vom Verfasser selbst nach Momentaufnahmen gezeichneten Illustrationen. Preis geb. M. 2.50.

Naturkunde für Mittelschulen etc. III. Teil. Mineralogie. Mit 104, teilweise vom Verfasser selbst gezeichneten Illustrationen. München und Leipzig. Druck und Verlag von R. Oldenbourg. 1893.

Der Verfasser — vielen Fachkollegen vom Ferienkurse her ohnehin bekannt — hat nunmehr seiner Botanik auch ein Lehrbuch der Zoologie und der Mineralogie folgen lassen. Das erstere betrachtet erst die wichtigsten Wirbeltiere und Wirbellosen in der Reihe des Systemes und gibt dann nach einem kurzem Rückblicke unter der Überschrift „Allgemeines“: gedrängte Anweisungen zur Anlage von Insektenansammlungen, wozu Verfasser ganz besonders berufen erscheint, sowie zur Anlage von Aquarien und Terrarien. Ein „Repetitorium“ faßt das früher Gebotene wieder zusammen unter den Titeln: Bedeutung der Farbe und Gestalt der Tiere für ihr Gedeihen; die Bewaffnung der Tiere; die Wanderungen der T.; die Baukunst der T.; Tiergeographie; die Tiere der Vorwelt und die untergehenden Tiergeschlechter der Gegenwart. Ein Anhang gibt kurze Mitteilungen über Anatomie und Physiologie der Tiere, ferner über den menschlichen Körper und seine Pflege sowie die Vermeidung von Schädlichkeiten und die erste Hilfe bei Unglücksfällen.

Ein besonderer Schmuck sind dem Buche die meisten der vom Verfasser selbst nach trefflichen Momentaufnahmen gezeichneten Ab-



bildungen, die an Lebendigkeit und Naturwahrheit alles übertreffen, was bisher in Schulbüchern zu finden war. Der Text ist eine fleißige Kompilation aus den einschlägigen populären Werken, insbesondere aus Brehms Tierleben; doch hat der Verfasser nicht verabsäumt, auch aus Eigenem hinzuzugeben.

Die Mineralogie enthält naturgemäß der Bilder weit weniger; indessen fand der Verfasser auch hier öfters Gelegenheit seine Zeichengabe zu bethätigen. Der Text beschreibt nach einer knappen Einführung in die allgemeinen Begriffe und die Krystallographie in 6 Klassen (Steinsalzgruppe, Sauerstoffsalze, Elemente, Sauerstoffverbindungen, Metallische Schwefelverbindungen und Brenze) die wichtigsten Mineralien. Hieran reiht sich eine verhältnismäßig ausführliche Erdgeschichte, die nach einer Darlegung der Gesteinslehre über die Zeitalter der Erde belehrt. Den Schlufs bildet: Die Gewinnung der Gesteine und der Bergbau, sowie einige Bemerkungen über Mineraliensammlungen.

Eigentümlich ist diesem Buche, das zugleich auf die Anforderungen der technischen Mittelschulen Rücksicht nehmen will, eine besonders eingehende Darstellung der technischen Verwendung der einzelnen Mineralien. Aus diesem Grunde sowohl als auch wegen seiner sonstigen Reichhaltigkeit dürfte sich M.s Mineralogie bei uns fast mehr für den Lehrer zu rascher Vorbereitung eignen; bietet sie doch bequem vereint eine Menge von Notizen, die man sonst mühsam da- und dorthin zusammensuchen muß.

Über des Verfassers unleugbares Geschick, den Schüler durch Erregen des Interesses zu fesseln und zu denkender Naturbetrachtung anzuleiten, habe ich mich schon früher geäußert; da mir nun hier Raum und Zeit verbieten auf Einzelheiten einzugehen, so erübrigt mir nur mehr beide Bücher der Beachtung der Fachkollegen bestens zu empfehlen.

München.

Dr. H. Stadler.

### III. Abteilung.

#### Literarische Notizen.

Von Meyers Konversations-Lexikon, dessen erster Band in diesen Blättern XXIX. Bd. (1893) S. 467 eine kurze Anzeige fand, liegen bereits Bd. 2 und 3 vor, die ein rühmliches Zeugnis von dem unbeschadet seiner Gründlichkeit rasch erfolgenden Fortgang des großartig angelegten Werkes ablegen. Die beiden eben genannten Bände, der erste von Asmanit bis Biostatik reichend, der zweite die Artikel Biot bis Chemikalien umfassend, reihen sich dem ersten würdig an und fesseln durch Gründlichkeit und Reichhaltigkeit des verarbeiteten Materials. Außer den gelungenen Nachbildungen aus dem Tier- und Pflanzenreiche, den feinen und sprechenden Karten von Ländern — darunter auch alpine S. 786 und Geschichtskarten S. 622 — den Plänen von Städten, den Darstellungen von Bahnhöfen, Bergbahnen, Brücken, Brunnen, Bauernhäusern und Burgen erregen im 2. Bd. ganz besondere Aufmerksamkeit die treffliche Autographensammlung S. 252 und die indianische Bilderschrift S. 1020. Meisterhaft ist im 3. Bd. die Darstellung der „Blutgefäße des Menschen“ S. 140. Der ausgezeichnete und reichhaltige Artikel „Buchdruckerkunst“ ist mit einem vorzüglich gelungenen Faksimile von Gutenbergs 42zeiliger lateinischen Bibel erläutert. In einer schönen und würdigen Beigabe des 2. Bandes sind die verschiedenen Phasen der Bildhauerkunst zur Anschauung gebracht. Es ist daher auch nicht zu verwundern, wenn der erste Band in seiner neuen Auflage von maßgebenden Stimmen des Auslandes als ein Muster- und Meisterwerk deutschen Fleißes und deutscher Gründlichkeit anerkannt wurde.

Der heilige Bonifazius, Apostel von Deutschland. Sein Leben und Wirken nach den Wandgemälden der Basilika in München dargestellt von P. Melchior Eberle, O. S. B., Superior von St. Benedikt in München. Augsburg 1893. Verlag der Kranzfelderschen Buchhandlung. — Das Büchlein enthält im engsten Anschluss an die einzelnen Wandgemälde der Bonifaziuskirche in München eine ausführliche und fesselnde Biographie des großen Glaubensboten. Der Verfasser, der viele Jahre als Klafslehrer am Kgl. Ludwigsgymnasium in München segensreich wirkte, beabsichtigt mit seinem Schriftchen in weiteren, namentlich jugendlichen Kreisen eine eingehendere Kenntnis des Lebens des großen Wohlthäters der Deutschen zu ermöglichen. In Ansehung dieses guten Zweckes ist dem Büchlein, das bereits wohlwollende Aufnahme fand, größte Verbreitung zu wünschen und dürfte sich dasselbe am besten für Schüler der 4. und 5. Klasse unserer Gymnasien eignen. Klafs- und Religionslehrern, sowie Direktoren von Seminarien sei hiemit das Schriftchen zur Anschaffung für Schülerbibliotheken und zur Verbreitung überhaupt angelegentlichst empfohlen. Der Preis beträgt bei guter Ausstattung 1 Mk.

Dr. F. W. Schütze, Seminardirektor, Entwürfe und Katechesen über Dr. M. Luthers kleinen Katechismus. Zweiten Bandes erste Abteilung. II. Hauptstück. I. Artikel. 4. Auflage, nach dem Tode des Verfassers besorgt von dessen Sohne Schulrat E. Th. Schütze. Leipzig, Teubner 1893. 286 S. Preis 2,25 M. Der Zweck des Buches ist, zunächst dem evangelischen

Volksschullehrer bei der Vorbereitung auf den Katechismusunterricht das nötige Material zu bieten. Aber auch von dem Religionslehrer an Gymnasien werden die vorliegenden in vierter Auflage erschienenen Katechesen über den I. Glaubensartikel bei der Erklärung des apostolischen Glaubensbekenntnisses in den unteren Klassen gut verwertet werden können. Den zuweilen freilich etwas breit angelegten Besprechungen liegt eine gute Disposition des Stoffes zu Grunde, deren logische Durchführung überall den praktischen Schulmann, der den Bedürfnissen der Schule dienen will, erkennen läßt. Aus den Anschauungen eines positiven Christentums herausgearbeitet können auch die vorliegenden Katechesen mit Recht „Bekenntniskatechesen“ genannt werden, insofern als sie der Lehre der hl. Schrift in allen Stücken gerecht werden. Dabei wird überall auf die Förderung und Bereicherung des religiösen Gemütslebens in der Behandlung des Katechismusstoffes hingearbeitet und durch stetige Bezugnahme auf die biblische Geschichte, durch Anführung zahlreicher passender Erzählungen und durch eine geschickte Verwendung der kirchlichen Dichtung das Interesse des Schülerkreises angeregt. Der jüngere Katechet wird sich bei der häuslichen Vorbereitung für die Unterrichtsstunde das Buch mit Nutzen verwenden können, aber auch der ältere wird vielfach Anregung finden und lehrreiche Winke zu einer Eindruck machenden katechetischen Behandlung des ersten Glaubensartikels erhalten.

Dr. Th. Achelis, die vergleichende Religionswissenschaft. Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge, herausgegeben von R. Virchow und W. Wattenbach. Heft 182. Hamburg. 1893. 33 S. Auf dem internationalen Orientalistenkongress in London im Jahre 1874 gab der Nestor der vergleichenden indogermanischen Sprachforschung Prof. Max Müller in Oxford die Anregung zu einer Sammlung der heiligen Bücher des Ostens im Urtext. Die fleißige Arbeit indischer, chinesischer, persischer und europäischer Sprachforscher hat das riesige Unternehmen, das auf 48 Bände im Ganzen berechnet ist, soweit gefördert, daß jetzt schon 30 Bände im Drucke vorliegen. Damit wurde eine unverrückbare konkrete Materialsammlung gewonnen für mythologische und religionswissenschaftliche Untersuchungen, die den Inhalt der beiden neuesten Werke Müller's bilden: „Die natürliche Religion“, Leipzig 1890 und „physikalische Religion“, London 1891. In klarer und außerordentlich anregender Weise wird nun im vorliegenden Hefte von Dr. Th. Achelis in Bremen über die Forschungen und wissenschaftlichen Ergebnisse, wie sie Max Müller vornehmlich im ersteren der genannten Werke niedergelegt hat, referiert. Die interessante Darstellung schließt mit einer kurzen Kritik der Müller'schen Untersuchungen, deren hoher wissenschaftlicher Wert in gebührender Weise hervorgehoben wird, die aber auch warnt vor einer Ausschlag gebenden Überschätzung der Bedeutung der Sprache und auf die Neigung des berühmten Autors hinweist, die schwer zugänglichen prähistorischen Zustände der Menschheit in einem rosigen idealen Lichte zu sehen, womit sich die tatsächlichen Beobachtungen und Analogien der Völkerkunde nicht recht in Einklang bringen lassen. So berechtigt die Forderung der Beachtung dieser Momente in einer Darstellung der Entwicklung des religiösen Geisteslebens ist, so steht es doch wohl sicher, daß für das Studium der indogermanischen Mythologie und Religion schwerlich ein kundigerer und gewissenhafterer Führer in der Neuzeit zu finden sein wird als unser Landsmann Max Müller.

Einiges Christentum. Volksschrift zur Förderung der Bestrebungen M. von Egidy's, vierteljährlich herausgegeben von Lehmann-Hohenberg, Professor an der Universität Kiel. 5. Heft. Oktober 1893. 122 S. Verlag der Volksschrift „Einiges Christentum“, Kiel. Ohne Zweifel werden diejenigen, welche der durch die Schriften des Herrn Oberstleutnant v. Egidy angeregten Bewegung auf dem Gebiete des religiösen Lebens innerlich näher getreten sind und derselben Beifall zollen, mit Interesse dieses 5. Heft einer von Prof. Lehmann-Hohenberg zur Förderung der Egidy'schen Bestrebungen herausgegebenen Volksschrift lesen. Es enthält Abhandlungen von R. Funke „zur Entwicklung des christlichen Bewußtseins“, von W. Hardt „Mosaismus und Einiges Christentum“ und eine umfangreichere Arbeit des Herausgebers:

„Soziale und philosophische Betrachtungen eines Naturforschers“. Wir können in einem „Einigen Christentum“, welches eine göttliche Offenbarung in der hl. Schrift verwirft und die Göttlichkeit Christi negiert, keinen Gewinn für die Ausgestaltung des christlichen Lebens und die „Veredlung des Menschentums“ sehen. So richtig die Forderung einer religiös-sittlichen Erneuerung unseres Denkens und Willens zur Beseitigung der zahlreichen Schäden, die das private wie öffentliche Leben der Völker aufweist, ist, so wenig Verständnis zeigt die von Egidy beeinflusste Literatur für den Weg, auf welchem allein diese religiös-sittliche Erneuerung der einzelnen Persönlichkeit, wie des gesamten Volkslebens zustande kommt. Wer übrigens über die von Egidy ausgehende religiöse Bewegung, die ja in vielen Kreisen beifällig aufgenommen wurde, sich näher unterrichten will, wird durch die Lektüre dieser neuesten Publikation auf diesem Gebiete seinen Zweck erreichen. Ob er den hier niedergelegten Anschauungen, von denen wir glauben, daß sie das Wesen des Christentums verkennen, beipflichten wird, ist eine andere Frage.

Bibliographie der deutschen Mundartenforschung für die Zeit vom Beginn des 18. Jahrhunderts bis zum Ende des Jahres 1889 zusammengestellt von Dr. Ferdinand Mentz. Leipzig, Breitkopf und Härtel, 1892. VIII u. 181 S. Das Buch erscheint als 2. Band der von Otto Bremer im genannten Verlage herausgegebenen Sammlung von „Grammatiken deutscher Mundart.“ Nach dem Plane des Verfassers soll dasselbe ein bibliographisches Verzeichnis derjenigen Schriften enthalten, welche vom Jahre 1700 bis 1889 über die lebenden Mundarten erschienen, und möchte der Verfasser damit zugleich „am liebsten das Material zu einer Geschichte der deutschen Mundarten in dem genannten Zeitraum bieten“. In Mundart geschriebene Werke sollten nur dann Aufnahme finden, wenn sie von Grammatiken oder Glossaren wissenschaftlichen Wertes begleitet sind. Bei der Schwierigkeit der Abgrenzung des Stoffes nach dieser Seite und bei der Verborgenheit so manches der einschlägigen Werke mag das eine oder andere in dem Verzeichnisse noch vermißt werden; demnach dürfte bei den 1600 gebotenen Nummern eine für weitgehende Ansprüche befriedigende Vollständigkeit erreicht und das systematisch und sehr übersichtlich gegliederte Buch mit seinem Autorenregister als neueste empfehlenswerte Erscheinung dieser Art dem Spezialforscher und Spezialliebhaber recht willkommen sein.

Althochdeutsche Literatur mit Grammatik, Übersetzungen und Erläuterungen von Th. Schauffler. Sammlung Göschen, Stuttgart 1893. 144 S. Preis geb. 80 Pf. Wenn man bedenkt, daß man sich früher das Material zur Kenntnis der althochdeutschen Sprache und Literatur nur durch den Gebrauch von umfangreicheren und darum kostspieligeren Hilfsmitteln verschaffen konnte, wobei für gar manche die Konzentration auf das Althochdeutsche dadurch erschwert war, daß die betreffenden sprachlichen Lehrbücher zum steten Vergleich der daneben aufgeführten gotischen und mittelhochdeutschen Paradigmen und Sprachformen herausforderten, so muß man erstaunen, auf wie leichte und billige Weise jetzt durch das vom Verfasser dargebotene Mittel ein Einblick in die Sprache und Literatur jener frühen Zeit unseres Volkes gewonnen werden kann. Der Inhalt des Büchleins erweist sich hiezu als trefflich geeignet: sowohl die kurze sprach- und literarhistorische Einleitung, in der auch ein Blick auf die Runen und Runendenkmäler nicht fehlt, als auch die Zusammenstellung der abd. Grammatik, die besonders durch den nirgends störend wirkenden Hinweis auf die Weiterentwicklung der Sprache interessant ist, läßt den praktischen Schulmann erkennen, der überall mit klarem Blick das Wesentliche herauszugreifen versteht, das, was einen guten Grund für die weitere Aneignung zu legen geeignet ist. Gleiches gilt auch von der Auswahl der Texte selbst, bei der die neuesten Forschungen gebührend berücksichtigt sind, wie denn auch durch die gegebenen Literaturnachweise das Verlangen nach weiterer Belehrung bei jedem, der durch das Buch sich angeregt fühlt, nur geweckt werden wird. Aus Heliand ist wohl nur deswegen so wenig mitgeteilt, weil der Überblick über die ganze althochdeutsche Zeit von Verf. als Hauptsache angesehen wird; doch hätte wenigstens die Vorbemerkung zu dieser Dichtung nicht so dürftig ausfallen und die Bedeutung derselben in ein helleres Licht gestellt werden sollen.

Das Nibelungenlied für das deutsche Haus von Emil Engelmann. Mit einem Facsimile der St. Galler und der Hohenemser Handschrift und einem Probeblatt des ältesten Drucks. Neue Ausgabe. Stuttgart 1893. Paul Neff. Vorliegende neue Ausgabe zeichnet sich durch besonders schöne Ausstattung aus. Das Format ist nicht mehr so groß wie in der ersten Ausgabe (1885), sondern den meisten Klassikerausgaben entsprechend. Außer den auf dem Titelblatt bezeichneten Beigaben findet sich demselben gegenüber auch eine sehr schöne photolithographische Darstellung der Scene, da Kriemhild an Siegfrieds Leiche Hagen des Mordes beschuldigt. Die Übersetzung, bei der die Nibelungenstrophe aufgelöst erscheint in Kurzzeilen mit je 3 Hebungen, wodurch jede Seite in zwei Kolonnen geteilt werden konnte, ist im ganzen gewandt und schließt sich je nach den Schwierigkeiten, die zu überwinden waren, und nach den Kürzungen, die vorgenommen wurden, mehr oder minder genau an das Original an. Der Übersetzung folgt zuerst eine kleine Abhandlung betitelt: „Ursprung, Dichter und Bearbeiter des Nibelungenlieds“, dann auf 4 Seiten ein Register „Namensverzeichnis und Worterklärungen“ enthaltend. Letztere beziehen sich auf Worte ältesten Sprachgebrauchs, die in der Übersetzung beibehalten sind. Die zur Erläuterung über den Ursprung des Lieds dienende Abhandlung hat ihre besondern Eigenheiten, an denen, obwohl sie in der Kritik nirgends Zustimmung gefunden haben, zäh vom Verf. fest gehalten wird. Dahin gehört namentlich, daß ein Beweis zu führen gesucht wird, daß Wolfram von Eschenbach der Verf. des Liedes sei. Übrigens liegt, da ausdrücklich betont wird, daß das so Vorgetragene sich nicht über den Bereich der Möglichkeiten erhebe, kein wesentlicher Grund vor „das deutsche Haus“ bloß wegen dieses Anhangs vor dieser neuen Ausgabe zu warnen. Leser, die eine tiefere Belehrung suchen, werden sich ja nicht auf Kenntnisaufnahme dieser einzigen Darstellung der Geschichte des Lieds beschränken.

Das Gudrunlied für das deutsche Haus von Emil Engelmann. Mit einem Facsimile der Ambraser Handschrift. Neue Ausgabe. Stuttgart 1893. Paul Neff. Die Frithiofs-Sage, das Lied von Frithiof dem Kühnen, für das deutsche Haus nach den Quellen der alten isländischen und der E. Tegnerschen Frithiofsage bearbeitet von Emil Engelmann. Neue Ausgabe. Stuttgart 1893. Paul Neff. Beide Dichtungen hat der Verf. in gleich schöner Ausstattung wie das Nibelungenlied in der Reihe der von ihm bearbeiteten „Heldenlieder“ neu herausgegeben. Die Einrichtung des Buches und die Form der Übersetzung ist auch bei Gudrun die gleiche. Da das Gudrunlied in Form und Inhalt mit dem Nibelungenlied verwandt ist, so muß natürlich der als Umdichter des Nibelungenlieds vermutete Wolfram von Eschenbach auch der des Gudrunliedes sein! Eine andere Eigenheit des Verf. ist die, daß er in viel größerem Maße eine Einheit des Liedes annimmt, als andere Herausgeber und Forscher dies gelten lassen. Manche von Andern als zweifelhafte Beisätze und Übertreibungen erklärte Episoden werden vom Verf. in Schutz genommen. Die Aufgabe, die sich derselbe hauptsächlich gestellt hat, durch geringere Änderungen und Kürzungen unter Beibehaltung der alten Einfachheit des Heldenliedes dieses für das deutsche Haus lesbarer zu gestalten, darf jedoch immerhin als im ganzen gelöst angesehen werden, weshalb das Buch auch zur Anschaffung für Schülerlesebibliotheken empfohlen werden kann. Gleiches gilt von der Bearbeitung der Frithiofsage, der auch ein kurzer Lebensabriß von Esaias Tegner nebst Porträtabbildung beigegeben ist. Die Mannigfaltigkeit der hier zu Gebote stehenden Rhythmen gab dem Verf. noch besondere Gelegenheit, seine Kunst und Gewandtheit in der Versbildung zu zeigen. Seine Bearbeitung darf den besten der deutschen Uebersetzungen dieser Dichtung an die Seite gestellt werden.

Auswahl aus den Gedichten Walthers von der Vogelweide, herausgegeben und mit Anmerkungen und einem Glossar versehen von Bernh. Schulz. 3. Auflage. Leipzig 1893. Nach einer auf 10 Seiten sich erstreckenden Einleitung, die das Notwendigste über das Leben Walthers und einiges über die lyrische Poesie des Mittelalters überhaupt enthält, folgt die in drei Teile sich gliedernde Auswahl, nämlich I. Lieder, II. Leich, III. Sprüche. Unter die letzteren sind auch die Gedichte politischer Natur eingereicht, die einer historischen Er-

läuterung bedürfen; letztere tritt jedoch sehr in den Hintergrund und ist teilweise ungenügend, da auch nicht einmal die chronologische Anordnung vom Verf. als notwendig erkannt wurde. Überhaupt ergibt sich aus der ganzen Einrichtung des Buches, daß es nur für Anfänger bestimmt ist, denen zunächst das notwendigste Verständnis des Wortlauts erschlossen werden soll. Hierzu ist nach der Anlage des Ganzen beim Schüler eine dreifache Thätigkeit erforderlich: 1) die genaue Beachtung der Anmerkungen, die sich, da ein vorheriger oder gleichzeitiger Betrieb der mhd. Grammatik offenbar nicht vorausgesetzt wird, meist auf Erklärung der Wortformen beziehen, sofern diese vom Neuhochdeutschen abweichen — manche, selbst sehr einfache Formen sind durch das ganze Buch wieder und wieder erklärt, — 2) das Nachschlagen im Wörterbuch, das daneben einzutreten hat, sobald dem Schüler auch die Bedeutung des Wortes fremd erscheint und 3) die Vergleichung der bei vorausgehenden Gedichten schon angebrachten Erläuterungen. Diese dreifache Thätigkeit macht den Gebrauch des Buches für Vorbereitung oder Wiederholung ziemlich umständlich, während vieles darin als höchst überflüssig erscheint, wenn ein Lehrer die Aufgabe der nach Bedürfnis weiterschreitenden Belehrung übernimmt. Dem Lehrplan unserer bayerischen Gymnasien entspricht demnach die Einrichtung des Buches nicht; für das Privatstudium kann es gute Dienste thun.

Dr. Otto Kohl, Griechisches Lese- und Übungsbuch vor und neben Xenophons Anabasis. I. Teil. bis zu den liquiden Verben einschließlic. Halle a. S. Verlag der Buchhandlung des Waisenhauses. 1894. 112 Seiten. Die erste Auflage des vorliegenden Buches fand in diesen Blättern — Band XXIV Seite 48/49 — warme Anerkennung. Diese kann auch der zweiten, nach den neuen preussischen Lehrplänen gekürzten und verbesserten Auflage nicht versagt werden. Einmal ist trotz der Kürzung der gebrachte Übungsstoff immerhin noch ein genügender, um nicht zu sagen reichlicher; dann sind die vorgenommenen Änderungen sämtlich lobenswert, so besonders die Ausscheidung des Dualis und die frühzeitige Einübung des Passivums. Zu rügen ist nur, daß die deutsch-griechischen Übungssätze vielfach bloß eine Variation der zuvor gebotenen griechischen Sätze sind. Diese soll meines Erachtens dem Lehrer nicht vorweggenommen werden, besonders ist die Umwandlung eines Satzes im Singular in den Plural und umgekehrt Sache mündlicher Übung in der Schule. Die äußere Ausstattung ist vorzüglich, der Druck nahezu fehlerlos.

Dr. Kuno Fecht, Griechisches Übungsbuch für Untertertia. Dritte, mit Rücksicht auf die neuen preussischen Lehrpläne bearbeitete Auflage. Freiburg i. Br. Herdersche Verlagsbuchhandlung. 1893. VIII und 169 S. Preis brosch. M. 1.25, geb. M. 1.50. Der Einfluß, den die Anforderungen der neuen preussischen Lehrpläne auf die Gestaltung der dritten Auflage des vorliegenden Buches ausübten, beschränkt sich darauf, daß nur solche Wörter, welche in den Schulschrittstellern vorkommen, angewendet sind und daß bei der Deklination die unregelmäßigen Formen auf das geringste Maß beschränkt, bei der Konjugation sogenannte Unregelmäßigkeiten (wie *ἔειπεν, πείραξα* u. s. w.) vermieden wurden. Im übrigen merkt man fast bei jedem Abschnitte die sorgsame Hand des Verfassers, der bestrebt ist, lautgewordene Wünsche, soweit sie berechtigt sind, zu befriedigen und beachtenswerte Vorschläge zu verwerten. Zu ersteren gehört die Einfügung eines besonderen Paragraphen zur Einübung der gebräuchlichsten Präpositionen (§ 31, p. 54) und die Zusammenstellung der sigmatischen Aoriste mit der (konsonantischen) dritten Deklination; in letzterem Betreffe ist ein guter Teil der von Dr. Ernst Koch in seiner Broschüre „Die Notwendigkeit einer Systemänderung im griechischen Anfangsunterrichte“ (Leipzig, bei Teubner) gemachten Vorschläge befolgt. Hierin hat Dr. Fecht es verstanden, mit sicherem Urteil die guten und in der Praxis verwertbaren auszuscheiden. — Obwohl der Übungsstoff in dieser Auflage nahezu um 30 Seiten vermindert ist, so genügt er noch vollauf. — Der Druck ist sauber, die Ausstattung gut.

Sigmund von Raumer, Die Metapher bei Lucrez. Erlangen 1893. Th. Blasching. 8°. VI, 129 S., Preis 1 M. 50 Pf. Die umfangreiche Abhandlung ist

als Programm des Erlanger Gymnasiums und zugleich als Gratulationsschrift dieser Anstalt zur 150jährigen Jubelfeier der Erlanger Hochschule erschienen. In vier Rubriken (1. Übertragung concreter Begriffe auf concrete Begriffe S. 7—67; 2. Übertragung concreter Begriffe auf abstracte Begriffe S. 71—109; 3) Übertragung abstracte Begriffe auf abstracte Begriffe S. 112—113; 4) Übertragung abstracte Begriffe auf concrete Begriffe S. 113—116) hat der fleißige und gewissenhafte Vf. die überaus zahlreichen Metaphern des lukretianischen Gedichtes zusammengestellt und soweit es die noch vorhandenen Vorarbeiten zuließen, Parallelen aus griechischen und (vorlukretianischen) römischen Dichtern, sowie gegebenen Falles die epikurischen Quellenstellen beigelegt. Läßt das quantitative Mißverhältnis zwischen dem 1. und 2. und das noch grellere zwischen dem 1. und 2. einer- und dem 3. und 4. Abschnitte andererseits einen bedeutsamen Zug in der Entwicklungsgeschichte der Metapher überhaupt klar hervortreten, so liefert die Beobachtung, daß der Sänger Epikurs mit Vorliebe seine Metaphern dem Gebiete der Natur entlehnt, daß er unter den Übertragungen von Concreta auf Concreta die Ausdrücke der Bewegung, besonders die auf das Wasser bezüglichen, in auffallender Weise bevorzugt, und daß er den früheren Dichtern seines Volkes gegenüber (etwa von Ennius abgesehen) in der Anwendung bildlicher Ausdrücke im wesentlichen originell erscheint, einen schätzbaren Beitrag zur Würdigung eines der bedeutendsten poetischen Talente der römischen Republik. — Zu Lucr. I, 300 ‚*neq. frigora quimus usurpare oculis*‘ (S. 63) war Plaut. Cas. 631 G.-Sch. ‚*unde meae usurpant aures sonitum*‘ zu vergleichen. S. V ist irrig als Erscheinungsort der großen Plautausgabe der Ritschschüler Bonn genannt. S. 4 steht ein Lucretiuscitāt ohne Buchzahl (IV).

Ciceros Reden für L. Murena und für P. Sulla. Erklärt von K. Halm. 5. umgearbeitete Auflage besorgt von G. Laubmann. Berlin, Weidmann 1893. Preis M. 1.20. Sorgfältig gefeilt und mit besonnener Benützung der vorhandenen Litteratur erscheint die neue Bearbeitung von zwei der besten Reden Ciceros. Das Bestreben des Herausgebers geht dahin, soweit als möglich eine Übereinstimmung mit dem Texte der anderen in deutschen Gymnasien gebrauchten Ausgaben herzustellen. So anerkennenswert dies ist, so sehr könnte die Selbständigkeit darunter leiden, zumal da im Interesse des Unterrichts meistens dieselbe Ausgabe bei allen Schülern verlangt werden wird. Viele Verbesserungen hat der Kommentar erfahren, wodurch diese Ausgaben an der Spitze der Erläuterungen von Reden Ciceros stehen. Eine Teilung in zwei Halbbändchen würde sich aus mehrfachen Gründen empfehlen und leicht durchführen lassen.

Ciceros Rede für den Dichter Archias. Für den Schulgebrauch herausgegeben von R. Nohl. 2. Auflage. Leipzig, Freytag 1894. 0,40 M. Eine deutsch geschriebene Einleitung führt in entsprechender Weise in die Rede ein und enthält den Gedankengang derselben, welcher letzteres von nicht unbestrittenem pädagogischen Werte ist. Ein Anhang erläutert das römische Bürgerrecht und erklärt die Eigennamen, nach den einzelnen Abschnitten der Rede praktisch geordnet. Ein kritischer Anhang fehlt. Den Schulzwecken im engeren Sinn dient die Bearbeitung in vorzüglicher Weise.

Virgil. Eine Auswahl aus s. Werken von H. Bone. 2. Aufl. von K. Bone. Köln, Dumont-Schauberg. 1893. VIII u. 263 S. M. 2. —. I. Lateinische Dichter (Auswahl f. d. Schulgebr.) mit Anmerkungen. II. Teil). Vorausgeschickt wird eine geeignete Einleitung literaturgeschichtlichen und metrischen Inhalts. Von den 3 Gedichten Virgils bietet das Buch ungefähr die Hälfte, von der Aeneis c. 4550 Verse, genau so viel wie Lange (Berlin 1892, s. B. G. Bl. XXIX, 180 f.). Zwischen den passend ausgewählten Abschnitten — Aen. III und IV hätten übrigens in umgekehrtem Maß berücksichtigt werden sollen — stehen kurz zusammengestellte Überleitungen. Der Text bevorzugt vielfach minderwertige Lesarten, so Aen. I 2, II 56. VI 186, 203. 772. VII. 211. VIII 431. IX. 400, 599. X 476. 796. 809. XI 708. Ecl. V 5; auch die Wortumstellungen Aen. I 333. 701. III 76. IV 682. X 484. Ecl. I 75 entsprechen nicht der besten Überlieferung; Aen. IX 214 ist die Interpunktion und öfters die Orthographie zu beanstanden;

VI 242 fehlt in cod. FMP und wird deshalb von andern Ausgaben ausgeschieden. Etwa ein Fünftel des Buches nimmt der umfangreiche beigegebezte Kommentar ein; derselbe kann als praktischer Handweiser für die grammatische und sachliche Erklärung empfohlen werden; dagegen darf man mustergiltige, geschmackvolle Übersetzungen von demselben nicht erwarten.

Ludwig Jeep, Zur Geschichte der Lehre von den Redeteilen bei den lateinischen Grammatikern. Leipzig, Teubner 1893. XVII und 316 S. M. 8.—. Dafs es von großem Interesse ist, einen genauen Einblick zu bekommen in die Lehrweise der lateinischen Grammatik im Altertum, ist zweifellos; finden sich ja doch Spuren jener Lehrweise noch in unseren Grammatiken, und läßt sich doch andererseits der Fortschritt der modernen Sprachwissenschaft nach dieser Richtung hin erst durch Vergleichung mit der Lehrweise der Alten vollkommen würdigen. Jenen Einblick nun in bequemerer Weise, als es bisher möglich war, verschafft zu haben, ist das Verdienst des vorliegenden, auf Grund der Ausgabe der *Grammatici Latini* von Keil ausgearbeiteten Werkes. Dasselbe bildet eine Art Fortsetzung zu dem kurz vorher erschienenen Buch Froehdes „die Anfangsgründe der lateinischen Grammatik“ (Leipzig, 1892), so dafs wir jetzt einen zusammenfassenden Überblick über die Darstellung der lateinischen Grammatik im Altertum in ihren wichtigsten Teilen haben, ohne dafs damit gesagt sein soll, dafs die Untersuchung über alle Einzelheiten bereits in jeder Hinsicht abgeschlossen ist. — Das Vorwort Jeeps dient dazu, die Aufgabe, die sich der Verf. gestellt, genauer zu bestimmen und die Leser im allgemeinen über die Materie zu orientieren. Für die schulmäßige Grammatik der Alten war die von Q. Remmius Palaemon (im 1. Jahrh. unserer Zeitrechnung) begründete Darstellung maßgebend. Für diese Thatsache bringt Jeep noch weitere Beweise, indem er einerseits die Abhängigkeit Quintilians u. a. von Palaemon durch neue Belegstellen darthut, und indem er andererseits die Stabilität der lateinischen Grammatik vom 1. Jahrh. an auch durch einen Vergleich mit der Darstellung des Altmeisters Varro deutlich macht, der trotz mancher in der Natur der Sache liegenden Bemühungen doch sehr wesentliche Abweichungen von der durch Palaemon begründeten Darstellung aufweist. Dem Vorwort schließt sich eine sehr ausführliche literarhistorische Einleitung (S. 1—101) an, die vortrefflich geeignet ist, den Leser in das Studium der lateinischen Grammatiker einzuführen; darin werden die hauptsächlichsten Grammatiker (Charisius, Dositheus, die *Excerpta Bobiensia*, Donatus und seine Commentatoren, Diomedes, Consentius, Sacerdos und Probus, Marius Victorinus, Maximus Victorinus und Andax, Priscianus, Eutyches, Phoras) dem Inhalt ihrer Werke nach und in ihren Beziehungen zu einander behandelt. Dieser Teil ist reich an neuen, wenn auch bei der Art der Überlieferung nicht immer sicheren Ergebnissen bezüglich des Verhältnisses der einzelnen Grammatiker zu einander und legt Zeugnis ab von der vollständigen Beherrschung und eindringenden Behandlung des Stoffes von seiten des Verfassers. Nunmehr folgt der Hauptteil des Werkes „die Redeteile“. Vorangeschickt sind der Behandlung derselben Abschnitte über die verschiedenen Fassungen des Begriffes *ars* und *ars grammatica* und über die Auseinandersetzungen der Grammatiker *de voce, de litteris, de syllaba, de communibus syllabis, de dictione*. In diesen Abschnitten berührt sich die Darstellung Jeeps mit der Froehdes, welche letzterer jene und andere mit denselben zusammenhängende Kapitel, wie *de lectione, de accentu* u. s. w. die „Anfangsgründe“ der lat. Gram. benennt. Die Behandlungsweise bei beiden ist insofern verschieden, als Froehde versucht, die von ihm besprochenen Teile der latein. Grammatik auf die griechischen Quellen zurückzuführen, während Jeep sich das Ziel gesetzt hat, bei der Darstellung der Redeteile den eigentümlichen Entwicklungsgang in der lateinischen Grammatik besonders für sich zu betrachten und zu erörtern (Vorwort S. XIV). Nach jenen einleitenden Abschnitten folgen die Redeteile selbst und zwar das *nomen*, S. 124—173, das *pronomen* 173—185, das *verbum* 195—259, das *participium* 259—268, das *adverbium* 268—282, die *coniunction* 283—288, die *praeposition* 288—292, die *interiection* 292—294. Der Verf. verfährt dabei in der Weise, dafs er an die Spitze eines jeden Abschnittes eine genaue Übersicht über die Quellen zu denselben nach der Ausgabe der *Grammatici Latini* von Keil stellt. Die Darstellung selbst führt uns in klarer Weise die Lehren der Grammatiker über die



einzelnen Punkte vor Augen, indem der Verf. teils das allen Gemeinsame zusammenfaßt, teils sich an die jeweilig beste Darstellung anschließt und die Abweichungen der anderen, soweit sie nicht im Texte selbst Platz finden konnten, in den Anmerkungen unter dem Texte wiedergibt. Den Schluß des Werkes bilden äußerst sorgfältig ausgearbeitete indices rerum und locorum (von Dr. Tolkiem), die es dem Benützer des Werkes ermöglichen, sich rasch und leicht über diesen oder jenen Punkt zu orientieren; ebenso machen es die oben erwähnten Quellenübersichten Jeeps leicht, auf die Quellen selbst zurückzugreifen. — Wer das Werk oder auch nur einen einzelnen Abschnitt desselben durcharbeitet, wird nicht umhin können, dem überaus großen Fleiße und der Sorgfalt des Verfassers, sowie der geschickten Behandlung des umfangreichen und spröden Stoffes alle Anerkennung zu zollen.

Ellendt-Seyfferts Lateinische Grammatik. 37. Auflage. Neu bearbeitet von Dr. M. A. Seyffert, Prof. a. d. städt. Gymn. zu Brandenburg und Dr. W. Fries, Direktor der Franckeschen Stiftungen zu Halle. Berlin, Weidmann 1893. S. IV 265. Geb. M. 2 50. Die Grammatik ist in der 37. Auflage durch Ausschcheidung entbehrlicher Einzelheiten und straffere Zusammenfassung um 2 Bogen gekürzt; sie hat gleichzeitig an Übersichtlichkeit und präziser Fassung gewonnen und macht auch äußerlich einen recht gefälligen Eindruck. Gleichwohl ist noch manche Verbesserung möglich. So wäre (besonders in der Formenlehre) eine noch häufigere Hervorhebung bedeutsamer Formen durch Fettdruck oder mindestens Kursivdruck am Platze. Anstatt oder neben den Versregeln, die ja an sich ganz wohl ihren Platz behaupten können — nur sollten sie weniger dürftig sein! —, wäre das jetzt übliche Verfahren wünschenswert, die Ausnahmen mit einem passenden Adjektiv aufzuführen; ebenso wäre bei den Adjektiven die Anführung der einzelnen Adjektiva auf Abl. — i und Gen. Plur. — um (iun) in diesen Formen sehr nützlich. Ausnahmen von den Ausnahmen sollten (in den Genusregeln) vermieden sein. Zuweilen ist in den Beispielen vorgegriffen, so § 97 b (opus esse). § 166 A 4 ist nicht präzise. § 216 2 fehlt der Potentialis der Vergangenheit. § 228 A 3: nur die indikativischen Fragesätze der 1. und 3. Person stehen in der or. obl. im Acc. mit Inf.

Stegmann, Dr. Karl, (jetzt Oberlehrer in Norden), Lateinische Schulgrammatik. 6. Doppel-Auflage. Leipzig, Teubner 1893. XII u. 250 S. M. 2 40. Die Stegmannsche Grammatik, welche — nach gefl. Mitteilung des Hrn. Verlegers — im Vorjahre nicht nur in Sachsen an einer Reihe Gymnasien eingeführt war (Annaberg, Bautzen, Chemnitz, Döbeln, Dresden, Leipzig, Pirna, Schneeberg, Wurzen), sondern auch vielfach in Preußen (z. B. in Hannover, Jever, Leer, Lingen, Stettin, Verden, Wilhelmshaven) und anderen Staaten (Braunschweig, Gera, Meiningen, Mecklenburg-Schwerin, Baden [?]) Eingang gefunden hatte, erobert sich immer weitere Kreise. Einschließlich der vorliegenden Auflage sind bis jetzt 40 Tausend Exemplare gedruckt. Da die neue Auflage ein fast vollständig unveränderter Abdruck der vorigen ist, bezieht man sich auf die Rezension dieser letzteren im Jahrgang 1892, S. 419 f. dieser Blätter.

Der junge Lateiner. Lateinische Grammatik in kurzer übersichtlicher Fassung von Joh. Pavec, Gymn.-Prof. Wien, 1893, Pichler. IV u. 129 S. in Taschenformat. Ungeb. 50 Kr. = M. 1.—. Dieses Büchlein, das „auf Grundlage der latein. Grammatik des Verfassers und anderer Grammatiken, die an österreichischen Gymnasien gebraucht werden“, verfaßt ist, enthält in abgekürzter Weise sämtliche Regeln der lateinischen Sprache. „Es ist in Taschenformat gedruckt, damit es die Schüler als ein ‚vale mecum‘ bei sich tragen können, um sich das Wiederholen des gesamten Lehrstoffs aus einer größeren lateinischen Grammatik zu erleichtern, oder um sich bei der Ausarbeitung von Aufgaben Auskunft zu verschaffen“. Der zuerst angegebene Zweck wäre ganz gut und schön; allein wie viele Schüler werden sich auf solche Weise ihr Vergnügen außerhalb des Hauses beeinträchtigen? und was den 2. Zweck anlangt, warum soll der Schüler da diese verkürzte Grammatik benützen, die ihn zuweilen doch im Stich läßt? oder soll er sie etwa in der Schule gebrauchen? so — verlohnen — unter dem

Hefte? — Es befindet sich ein alphabetisches Verzeichnis der unregelm. Zeitwörter am Schlusse; das z. B. wäre ja allerdings hiezu recht sehr geeignet.

Sprechen Sie Lateinisch? *Moderno Konversation in lateinischer Sprache.* Von Georg Capellanus, Dr. phil. 2. verm. Aufl. Leipzig, Koch 1892. 116 S. Nach zwei Jahren schon ist eine zweite Auflage dieses mit köstlichem Humor und gründlicher Kenntniss des Lateinischen in Ollendorfscher Manier allen Verhältnissen und Thätigkeiten des menschlichen (Privat-) Lebens Rechnung tragenden Büchleins nötig geworden — ein Beweis, welchen Anklang es gefunden. Cf. übrigens die Anzeige der 1. Aufl. in diesen Blättern, Jahrg. 1891, Seite 120 f.

Bonnells Lat. Übungsstücke, neu bearbeitet durch P. Geyer und W. Mewes. I. Teil für Sexta (M. 1.40). II. Teil für Quinta (M. 1.60). 13. Aufl. besorgt von Mewes. Berlin 1892 u. 1894. Goldschmidt. Die Änderungen, welche die vorliegende 13. Auflage dieses trefflichen Lesebuches erfahren hat, wurden veranlaßt durch die Bestimmungen des inzwischen erschienenen Lehrplanes für preussische Gymnasien. Der Verfasser sah sich genötigt, die Behandlung der Deponentia und die zur Einübung derselben bestimmten Stücke aus dem ersten Teile zu entfernen, um das Buch in Einklang zu bringen mit der nunmehr festgesetzten Verteilung des Lehrstoffes. Diese Stücke erscheinen jetzt an der Spitze des 2. Teiles für Quinta, dafür wurden die poetischen Fabeln, welche in der 12. Auflage am Schlusse noch angefügt waren, weggelassen, wodurch aber der Wert des Buches in keiner Weise beeinträchtigt wurde. Im übrigen hat der Verfasser Lesestücke und Präparation einer sorgfältigen Durchsicht unterworfen und manche notwendige oder wünschenswerte Verbesserung angebracht. Über die methodischen Grundsätze, welchen die Verfasser bei der Neubearbeitung dieses Buches folgten, sowie über Plan und Einrichtung desselben wurde im 27. Bande dieser Blätter Bericht erstattet.

Kloock Heinrich, *Kritische Grundlegung der Arithmetik.* Bonn 1893. Röhrscheid und Ebbecke. 64 S. Angeregt durch Dührings Werke gab sich der Verfasser kritischen Studien der elementaren Mathematik hin und legte die Früchte dieser Studien in vorliegendem Schriftchen nieder. Dasselbe zerfällt in 4 Teile: I. Auffindungszeiten und ursprüngliche Form der hauptsächlichsten Neuheiten meiner „Neuen Arithmetik“ S. 1. II. Die Arithmetik Euklids S. 20. III. Euler S. 41. IV. Dühring S. 57. Der Inhalt dieser Schrift, welche neue Gedanken, oft nur skizzenhaft hingeworfen, „Anregungen zu weiteren Untersuchungen“, auch die vom Verfasser „eingeschlagenen Irrwege“ andeutungsweise enthält, ist vielfach so schwankend, daß eine Kritik nicht sicher einsetzen kann. Es dürfte daher rätlich sein, das Erscheinen der in Aussicht gestellten „Neuen Arithmetik“ abzuwarten, welche das hier unfertig vorliegende Material endgültig in systematischer Form enthalten soll.

Dr. O. Reichel, *Die Grundlagen der Arithmetik unter Einführung formaler Zahlbegriffe.* II. Teil. Berlin, Haude und Spensersche Buchhandlung. Der zweite Teil dieses „Hilfsbuches für den Unterricht“ (Über den ersten Teil cf. d. Bl. Bd. XXIII, Seite 535) behandelt die irrationalen Zahlen. Es wird eine strenge Begründung des Irrationalen mittelst des Funktions- und des Grenzbegriffes versucht, — ohne Berücksichtigung der Fassungskraft eines Gymnasialisten. Zum Belege sei die Definition der Irrationalzahl (S. 17) angeführt: „Eine Irrationalzahl ist die äußerlich hergestellte Verbindung des Zeichens „lim“ mit dem Zeichen  $f(n)$ , wenn  $f(n)$  eine Funktion bedeutet, und für jede natürliche Zahl  $k$  die Gleichung

$$\lim_{n=\infty} (f(n+k) - f(n)) = 0$$

erfüllt ist; wenn es aber dennoch keine ganze oder gebrochene Zahl gibt, der die Funktion bei wachsendem  $n$  sich näherte“. — —

Laur. Jelineck, *Logarithmische Tafeln für Gymnasien und Realschulen.* Wien, 1893. A. Pichler. M. 1.50. Die Vorlage unterscheidet sich von

anderen fünfstelligen Logarithmentafeln durch eine größere Anzahl von Nebentafeln. Letztere enthalten: die vierstelligen Werte der ersten 40 Potenzen von  $(1 + \frac{p}{100})$  für  $p = 1,5$  bis  $p = 5$ ; die siebenstelligen Logarithmen von  $(1 + \frac{p}{100})$  für  $p = 1$  bis  $p = 6,75$ ; die goniometrischen Funktionen, und zwar die Cotangente für die ersten 14' über  $0^\circ$  von  $2''$  zu  $2''$ , die Cotangente für  $0^\circ$  bis  $1^\circ$  von  $10''$  zu  $10''$ , Sinus und Tangente für  $0^\circ$  bis  $90^\circ$  von  $2'$  zu  $2'$ ; die Bogenlänge und Segmentfläche eines Kreises für alle Grade des Centriwinkels von  $1^\circ$  bis  $180^\circ$ ; Constanten, u. s. m.

O. Bürklen, Methodisches Hilfsbuch für den Vorunterricht in der Geometrie und das geometrische Zeichnen. Stuttgart. Ad. Bonz. 1893. Diese Vorschule zur Geometrie lehrt die Fundamentalaufgaben, sowie die grundlegenden Konstruktionen über Lageverhältnisse. Sie enthält ferner zahlreiche Zeichenübungen, welche in Form von Zeichenproben die Eigenschaften der wichtigsten Konstruktionslinien (der Mittelsenkrechten u. s. f.) hervortreten lassen oder die Abhängigkeit der gegenseitigen Lage der Gebilde von gewissen Elementen zur Darstellung bringen. Der Verf. sucht hiernach geometrisches Zeichnen und Formenlehre zu verbinden. Jedem Zeichenlehrer an unseren Gymnasien möchten wir dieses Schriftchen bestens empfehlen. Unseres Erachtens würde ein im Sinne der Vorlage erteilter Unterricht im geometrischen Zeichnen den Schüler für den nachfolgenden geometrischen Unterricht gut vorbereiten.

Dr. J. Lange, Synthetische Geometrie der Kegelschnitte nebst Übungsaufgaben. Mit 55 Figuren im Text. Berlin 1893. H. W. Müller. 68 Seiten. M. 1,20. Das vorliegende Schriftchen will als Leitfaden für die synthetische Geometrie der Kegelschnitte, welche einen Teil des Lehrpensums der preussischen Gymnasien bildet, dienen. Ellipse, Hyperbel und Parabel werden zuerst als Ortslinien erklärt. Nachdem aus ihrer Entstehungsweise die Haupteigenschaften derselben erkannt und daraus gemeinsame Definitionen gewonnen sind, wird die Identität der Kurven mit den ebenen Schnitten eines geraden Kreiskegels dargehan, und sodann die Untersuchung für alle drei Kegelschnitte gemeinsam weitergeführt.

H. Röder, Auflösungen der Aufgaben aus der ebenen Trigonometrie. Breslau, F. Hirt. 62 Seiten. M. 1,25. Der Verfasser veröffentlicht hiemit die Auflösungen zu einem großen Teil seiner „Aufgaben aus der ebenen Trigonometrie“, welche in diesen Blättern (1893, S. 183) bestens empfohlen wurden.

Dr. Th. Spiecker, Lehrbuch der ebenen Geometrie. Ausgabe B. Dritte Auflage. Potsdam, Aug. Stein. 1892. Die neue Auflage enthält keine wesentlichen Änderungen.

P. O. Höcker, Der Olympier. Kulturgeschichtliche Erzählung aus dem Zeitalter des Perikles. Mit 10 Vollbildern von Felix Schmidt. (f. d. Alter von 14—17 Jahren). Leipzig, Geibel und Brockhaus. Preis 5 M. Diese Erzählung, deren Mittelpunkt Perikles ist, umfaßt die Zeit von der Einholung der Gebeine des Theseus durch Kimon bis zu Perikles' Tode. Nach der kurzen Vorrede des Verf. soll der Leser in derselben „über Leben und Sitten, Religion, Kunst, Literatur, Kriegführung, Waffen und Trachten der alten Griechen unterrichtet werden; er lernt Athen mit seinen großartigen Bauten und andere griechische Landschaften kennen, er wird zu den Spielen nach Olympia geführt und mit der Lebensweise der Frauen und Sklaven bekannt gemacht.“ Das ist etwas viel, doch der Verf. versichert uns, er habe das Buch auf Grund gewissenhafter Quellenstudien geschrieben. Man sollte also meinen, diese hielten einer eingehenderen Prüfung stand. Aber leider müssen wir gegen eine Reihe von groben Unrichtigkeiten protestieren, die sich in Bezug auf ganz bekannte Einrichtungen vorfinden, damit der lesende Schüler dieselben nicht als bare Münze hinnehme. Wo steht in den Quellen, daß zu Pericles' Zeit in der athenischen Volksversammlung, welche auf „dem“ (sic) S. 29)

Pnyx stattfindet, die Mitglieder des Areiopag und die neun Archonten die ersten Sitze einnehmen, daß der Archon Eponymos den Vorsitz führt, die Verhandlungen eröffnet, die Abstimmung vornimmt und den Beschluß verkündet (S. 30—35 und wieder S. 65), wo steht, daß man von einer gewöhnlichen Volksversammlung auf der Pnyx ohne weiteres zum Ostrakismos übergehen konnte (S. 67), obschon doch bekannt genug ist, daß in einer *συνία ἐξέλιξις* der 6. Prytanie überhaupt erst darüber abgestimmt werden mußte, ob im laufenden Jahr ein Ostrakismos stattfinden solle, und daß dieser dann in der 8. Prytanie auf der Agora vorgenommen wurde. Wie kann H. S. 168 den Perikles in Olympia plötzlich zum alleinigen Hellanodiken ausrufen lassen, da doch bekannt ist, daß diese Behörde aus 9, zuletzt 10 angesehenen Bürgern aus Elis bestand, die sich 10 Monate in Elis auf ihr schwieriges Amt vorzubereiten hatten. S. 157 wird von einer Stelle im Taygeton die schaurige Märe berichtet: „Dies war die Stelle, an der die Spartaner alle Kinder umbrachten (!), die sich schwach oder verkrüppelt zeigten. Wie poetisch manchmal die Thatsachen der Geschichte und Kunstgeschichte umgestaltet werden, will ich nicht weiter erörtern, aber es sollten doch wenigstens grobe Widersprüche vermieden werden, wie bezüglich der langen Mauern S. 15 und S. 64. Was endlich die kulturgeschichtliche Belehrung anlangt, so überlasse ich es getrost dem Urteile von Fachmännern, ob sie es z. B. geschmackvoll finden, wenn bei der Gelegenheit, wo Perikles sich zum ersten Ausgang rüstet, an ihm die griechische Tracht doziert wird. Kurz, unsere Schüler, fürchte ich, würden durch die Lektüre dieses Buches manche unrichtige Anschauung gewinnen. — Ein schöner Perikleskopf nach einem Original wäre vielleicht den sämtlichen Illustrationen des Buches vorzuziehen!

Spamers illustrierte Weltgeschichte. Mit besonderer Berücksichtigung der Kulturgeschichte. 3. völlig neu bearbeitete Auflage unter Mitwirkung anderer bewährter Fachmänner neubearbeitet und bis zur Gegenwart fortgeführt von Prof. Dr. Otto Kaemel und Dr. Konrad Sturmboefel. Erscheint in 9 Bänden, geheftet je 8,50 M., gebunden je 10 M.; in Lieferungen je 50 Pf. Erschienen ist zunächst im Frühjahr 1893 Band I: Illustrierte Geschichte des Altertums. Erster Teil: Von den ersten Anfängen der Geschichte bis zum Verfall der Selbstständigkeit von Hellas. In dritter Auflage bearbeitet von Prof. Dr. B. Volz, Dr. J. Petersmann und Dr. K. Sturmboefel. Mit 400 Textabbildungen und 41 Kunstbeilagen und Karten. Dieser 1. Band behandelt nach einer einleitenden Einführung in die Geschichte in einem I. Buch die Kulturstaaten Ostasiens, China und Indien; schon hier ist ein besonderes Gewicht auf die Darstellung der interessanten Kulturentwicklung gelegt; die Illustrationen entstammen meist den schönen Werken von Lefmann und Fergusson, nur wenige sind aus Spammers Konversationslexikon herübergenommen und etwas veraltet, so Nr. 65 oder Nr. 53. Das 2. Buch: Ägypten ist durchweg sehr anregend geschrieben und schöpft seine bildlichen Darstellungen aus den besten Quellen: Perrot-Chipiez, Lepsius' Denkmäler, Eduard Meyers Geschichte Ägyptens, Wilkinson etc. Nur einmal findet sich eine „Original-Zeichnung von Konrad Emisch: Triumphzug des Königs“ ganz in der Manier der Illustrationen zu Wagners „Hellas und Rom“ gehalten. Derlei Phantasiebilder sollten aus einem so schönen Buche ebenso verschwinden, wie die aus den Spammerschen Jugendschriften bekannten Zusammenstellungen von Kulturdenkmälern auf einem Blatt, die sich auch hier nach Zeichnungen von Döppler z. B. S. 8, S. 164, S. 356 finden, zumal die gleichfalls gebotenen Einzeldarstellungen Waffen und Geräte viel besser veranschaulichen. — Das 3. Buch behandelt Vorderasien (Mesopotamien, Assyrien, Syrien, die Phönizier, Israel, Armenien, Kleinasien, die assyrischen Großkönige, Neubabylonien). Besonders zahlreich und trefflich sind die bildlichen Darstellungen bei Assyrien, welche zugleich eine vorzügliche Vorstellung der assyrischen Kunst zu geben vermögen; ähnlich ist es bei Buch 4: Medien und Persien, nur sollte S. 430 die Darstellung der persischen Leibwache (Schmelzmalerei am Palaste des Xerxes) entschieden farbig sein, schon um einen Vergleich zu geben mit der prächtigen Farbentafel S. 362 (assyrische Wanddekoration). — Den größten Teil des Bandes (300 Seiten) nimmt im Verhältnis zu den übrigen Büchern die Geschichte von Hellas bis zur Schlacht von Chäronea ein. Die Geschichtserzählung ist auch hier, wie

im ganzen Bande, einfach und klar und berücksichtigt die neuesten Ergebnisse der Forschung, auch des Aristoteles *πολιτικὴ ἀθηναίων*, ohne jedoch in den Ton der Gelehrsamkeit zu verfallen; die griechischen Namen sind transkribiert, Bezüglich des Illustrationsmaterials aber sei es uns gestattet, hier verschiedene Ausstellungen zu machen; es ist viel zu buntscheckig und greift nicht immer nach den besten Mustern; neben trefflichen Abbildungen von Gegenden, Bauwerken und Götterstatuen oder Kunstwerken nach Originalphotographien finden sich für die Darstellung berühmter Persönlichkeiten des klassischen Altertums die ganz veralteten und unserem heutigen Geschmack durchaus nicht mehr entsprechenden Reproduktionen nach Viscontis Ikonographie, obwohl hier ebenso leicht nach Photographien hätten Abbildungen hergestellt werden können, wie einzelne Bilder zeigen; neben dem trefflichen Plan Athen-Peiraieus von A. Kaupert finden sich ganz unschöne Pläne der Thermopylen und des Schlachtfeldes von Platäa nach der Abicht'schen Herodotausgabe oder gar der armselige Plan von Syrakus nach Jähns S. 676, noch dazu verkehrt eingestellt. All das kann bei einer neuen Auflage leicht verbessert werden. Im übrigen ist der Band ein Prachtwerk, er bietet zum Teil viel mehr als etwa ein sogenannter historischer Bilderatlas und leistet jedenfalls dem Lehrer treffliche Dienste zur Belebung des Unterrichtes, kann aber auch, da die Darstellung übersichtlich, klar und einfach ist und da in Wort und Bild alles vermieden ist, was Anstofs erregen könnte, dem Schüler unbedenklich in die Hand gegeben werden.

Auf den I. Band liess die Verlagsbuchhandlung zunächst den V. Bd. folgen; Illustrierte Geschichte der neueren Zeit, I. Teil: Vom Beginn der großen Entdeckungen bis zum dreissigjährigen Kriege. In 3. Auflage bearbeitet von Prof. Dr. Otto Kaemmel. Mit 340 Textabbildungen und 40 Beilagen und Karten. Leipzig 1894, XII und 752 S. Preis M. 8.50. Fünf Bände von den 9 des ganzen Werkes sind der Geschichte der neueren und neuesten Zeit gewidmet, also die größere Hälfte des Ganzen; der vorliegende erste Band behandelt 2 Zeiträume: 1. Das Zeitalter der Entdeckungen und der Reformation; 2. das Zeitalter der Gegenreformation und der Religionskriege. Da dieser Band in seiner neuen Bearbeitung das Werk eines Verfassers ist, so zeigt er weit mehr als der erste eine einheitliche und gleichmässige Darstellung, welche für weitere Kreise berechnet ist und gelehrtes Beiwerk verschmätzt. Der Standpunkt des Verfassers ist von den Besprechungen seiner deutschen Geschichte her bekannt: es ist der protestantische; dies zeigt sich natürlich auch bei der Darstellung der Reformation und der Religionskriege ausserhalb Deutschlands. Deshalb ist das Buch nicht für die Hand der Schüler, wenigstens der katholischen, geeignet. Rühmend hervorzuheben ist die ausgiebige Berücksichtigung der Kulturgeschichte. — Uneingeschränktes Lob verdient die prächtige Ausstattung des Bandes mit bildlichen Darstellungen zum Teil größten Formates; besonders das historische Porträt ist in glänzender Weise vertreten, und es ist in dieser Beziehung den Versicherungen der Verlagshandlung wohl zu glauben, daß es große Schwierigkeiten und bedeutende Kosten verursacht hat, hier überall möglichst gleichzeitig Originalgemälde aufzutreiben und zu vervielfältigen. Auch historische Gemälde moderner Meister sind reproduziert; ob freilich damit in der Illustrierung eines Geschichtsbuches nicht zu weit gegangen wird, darüber kann man streiten. Jedenfalls aber läßt sich das Buch zur Belebung des Geschichtsunterrichtes trefflich verwenden, zumal der Preis im Verhältnis zu dem Gebotenen ein sehr mässiger zu nennen ist.

Dr. Hans Meyer, Oberlehrer am Berlinischen Gymnasium zum grauen Kloster, Lehrbuch der Geschichte für die unteren und mittleren Klassen höherer Lehranstalten. Erstes Heft. Alte Geschichte. Mit einem Abriss der alten Geographie. 2. Auflage. Berlin. Verlag v. Julius Springer. 1893. IV u. 80 Seiten. Preis 80 Pf. Eine geschickte Verteilung des Stoffes, korrekte und angenehme Diktion, Verlässigkeit der Daten und löbliche äußere Ausstattung lassen Meyers Lehrbuch als ein für unsere dritte Klasse sehr beachtenswertes Unterrichtsmittel erscheinen. Von der ersten unterscheidet sich die neue Auflage dadurch, daß in ihr nach Maßgabe der Bestimmungen der preussischen Lehrpläne und Lehraufgaben vom 6. Januar 1891 das „Allernotwendigste über die wichtigsten orientalischen Kulturvölker“ in die griechische Geschichte eingeflochten und daß die

Geschichte der römischen Kaiser nach Augustus für das 2. Heft aufgehoben ist. Auch ist die Konsequenz in der Schreibung der griechischen Eigennamen nunmehr ganz aufgegeben, „weil der lateinische Unterricht und die Schreibung auf unsere Karten es unmöglich machen, sie durchzuführen“. Wir hätten sie lieber noch konsequenter vervollständigt gesehen. Indes ist dies eine Angelegenheit von untergeordnetem Belange.

Dr. Hans Meyer, Lehrbuch der Geschichte. Zweites Heft. Deutsche Geschichte im Mittelalter. 52 Seiten. Im ganzen läßt sich das Gleiche vom 2. Heft sagen. Sollen ein paar Einzelheiten erwähnt werden, so wäre nur zu erinnern, daß da und dort einmal Veraltetes vorkommt wie z. B. die Schreibweise Bonifacius, Huf; daß ferner im ganzen Hefte der „deutschen Geschichte im Mittelalter“, sieht man vom Tage der Kaiserkrönung Karls des Großen ab, nur ein Monatsdatum angegeben ist, der 15. Juli 1099, als Tag der Einnahme Jerusalems durch die Kreuzfahrer; endlich daß in der Angabe der Betonung von Fremdwörtern recht willkürlich verfahren wurde. Wenn diese bei Herculaneum, Mogontiacum, Granada, Theophano und Paschalis, und zwar mit Recht, für nötig erachtet wird, so ist schwer abzusehen, warum ein gleiches Verfahren bei Semnonen, Tanaro, Scurcola, Medina, Antiochia, Kairo, Saladin und Dandolo unterlassen wurde. In konfessioneller Beziehung steht das Heft auf protestantischem Standpunkt, ohne jedoch nach anderen Richtungen zu verletzen.

Das Weltbuch Sebastian Franck's. Die erste allgemeine Geographie in deutscher Sprache. Von J. Löwenberg in Berlin. Hamburg. J. F. Richter 1893. Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge begr. v. Virchow und Holtzendorff; hrsg. v. Virchow u. Wattenbach. Heft: 177. 8°. 37 S. Preis 50 Pf. Der Polyhistor Sebastian Franck aus Donauwörth lebte größtenteils in Nürnberg, wo er mit Ottilie Behaim vermählt war. Seine Bedeutung als Historiker ist von Hermann Bischof, als Theolog von Hagen, Erbkam, Hase, Feldner und Chr. Sepp gewürdigt, seine große Sprichwörterammlung von Latendorf neu herausgegeben worden, als Geographen hat ihn Gosche bereits charakterisiert; Francks sozialistische Ansichten sind ausführlich in H. Wilckemanns gekr. Preisschrift erörtert, von denen auch hier umfangreiche Proben im Anhang gegeben werden. (Vgl. auch Dethloff: der Kommunismus Seb. F.'s. Progr. Schwerin 1850). Francks geogr. Weltbuch erschien 1534 und erlebte 4 deutsche Auflagen und 3 holländische Übersetzungen, ein verhältnismäßig geringer Erfolg im Vergleich zu der glänzenden Aufnahme, welche Sebastian Münsters fast gleichzeitige Kosmographie (Basel 1544) erfuhr, die in einem nicht vollen Jahrhundert über 24 Auflagen, eine Menge Übersetzungen in fast alle Hauptsprachen Europas erzeugte und überall als reichster Schatz alles geographischen, historischen und naturkundlichen Wissens galt. Aber Münsters riesige Kosmographie ist heute für den Gebrauch vollständig veraltet und nur noch eine literarische Reliquie, ein kulturhistorisches Kuriosum; Francks Weltbuch fängt erst jetzt an, in seinem Werte erkannt und geschätzt zu werden als ein getreuer Spiegel seiner Zeit mit ihren großen sozialen Kämpfen und theologischen Zänkereien. Münster wird auf seinem Grabsteine im Dom zu Basel „der deutsche Strabo“ genannt. Franck hat weder Grab noch Grabstein, aber die letzten Titelworte seines Weltbuches sind sein preisendes Denkmal, daß es ein Werk sei, „wie vormals dergleichen inn Teutsch nie aufgangen“.

Justus Perthes' Atlas antiquus. Taschenatlas der alten Welt von Dr. A. v. Kampen. 24 kolor. Karten in Kupferstich mit Namenverzeichnis. Gotha, Justus Perthes. 1893. Die Verlagshandlung hat sich durch Schaffung dieses Kartenwerkes ein nicht geringeres Verdienst erworben als durch ihren Taschenatlas, der mit Recht hohe Anerkennung und weite Verbreitung gefunden hat. Prof. Dr. v. Kampen, dem wir unter andern verdienstlichen Arbeiten auf dem Gebiete der alten Geographie auch die bei der Cäsarlektüre so nutzbringenden Descriptiones nobilissimorum apud classicos locorum. Series I verdanken, hat auch diesen ebenso handlichen wie inhaltreichen Atlas entworfen, dessen Benützung durch einen sorgfältig ausgearbeiteten 7000 Namen enthaltenden Index sehr erleichtert wird. Der Stich ist schön und klar, leider hat aber auf einigen Karten die Deutlichkeit der

Schrift unter dem allzureichen Detail der Terrainzeichnung notgelitten, so daß ein schwächeres Auge ohne Lupe Schwierigkeiten bei der Entzifferung finden dürfte. Bemerkenswert ist auch, daß nur ganz wenige Karten nach dem gleichen Maßstabe angelegt sind.

**Erdkunde**, ein Hilfsbuch für den geogr. Unterricht von H. Matzat. 3. Auflage. Mit 28 Figuren im Texte. Berlin. Verlag v. Paul Parey 1893. Ein für norddeutsche Lehranstalten bestimmtes Buch, das sich an die preussischen Lehrpläne von 1892 hält. Es schließt sich daher an die einzelnen Klassenpensas als Repetitionskapitel Gesamtübersichten an mit einer größeren Zahl statistischer Tafeln mit langen Reihen von Zahlen über Bodenbenutzung, durchschnittlichen Ernteerträgen und Viehstand in Deutschland und Europa, wobei die leergelassenen Kolonnen „auf 1 qkm und auf 100 Einwohner“ von den Schülern durch Rechnung ergänzt werden sollen. Welchen Nutzen es für Schüler haben soll, zu berechnen, wieviel Wald, Grasland, Acker und Garten, Weizen u. Spelz, Roggen, Gerste, Hafer, Kartoffeln, Pferde, Rindvieh, Schafe, Ziegen, Schweine in jedem der deutschen Staaten auf 1 qkm und 100 Einwohner kommen, ist mir nicht gelungen, einzusehen. Eine ziemlich große Anzahl kleingedruckter Partien kann nach Maßgabe des Vorwortes auch weggelassen werden. Der Inhalt derselben ist aber jedenfalls weit wichtiger und interessanter als jene statistischen Tabellen, welche den geographischen Unterricht zeitweilig in Rechenunterricht zu verwandeln geeignet sind. Der Text verzichtet auf regulären Satzbau; es sind lauter kurze fragmentarische Notizen im Gegensatze zu andern Büchern, die auf guten Stil mit Recht großes Gewicht legen. Den Schluß bildet die Allgemeine Erdkunde in 3 Kap.: 1) mathem., 2) physische, 3) statistische Geographie, letztere Ethnographie, politische und Kulturgeographie behandelnd, sämtlich für sehr vorge-schrittene Schüler berechnet.

Die Gradnetze der Landkarten. Kurze Anleitung zum Verständnisse der wichtigeren derselben von Dr. Ferd. Meisel. Mit einem Vorworte von Dr. A. Kirchhoff, ord. Prof. der Geographie an der Universität Halle-Wittenberg. Mit 33 Figuren. Halle a. S. Verlag der Buchhandlung des Waisenhauses. 1894. Nach dem empfehlenden Vorworte des Prof. Dr. Kirchhoff liegt in dieser Schrift der wohlgeleitete Versuch vor, das wahre Verständnis der Landkarten einem jeden dadurch zu erschließen, daß er in möglichst schlichter, klarer Ausdrucksweise die hauptsächlich gebrauchten Arten der Gradnetze ihrem Sinne gemäß erklärt. Ohne Trigonometrie und Gleichungsrechnungen geht es selbstverständlich bei der Projektionslehre nicht ab, so daß derjenige Leser, dessen Kenntnisse in diesen Fächern in den Lethestrom versunken sind, sich mit Weglassung der klein gedruckten Abschnitte, welche die rechnerischen Belege enthalten, bemühen muß, Einsicht in die Mysterien der Vielgestaltigkeit der Kartenetze zu gewinnen. Durch die beigelegten Figuren werden die behandelten Projektionsarten in anschaulicher Weise erläutert und dem Verständnisse näher gebracht. Behandelt werden die äußeren und inneren perspektivischen Abbildungen der Kugel auf der Ebene, Postels äquidistante und Lamberts flächentreue Azimuthalprojektion. Sodann folgen Cylinderprojektionen, unter denen Mercators Projektion die bekannteste ist, Kegelpjektionen und s. g. konventionelle Projektionen, die sich auf kein mathematisches Abbildungsprinzip gründen.

Leitfaden der Geographie für höhere Lehranstalten im Anschlusse an die preussischen Unterrichtspläne von 1892 und unter Zugrundelegung der Debes'schen Schulatlanten von Dr. R. Langenbeck. I. Teil. Lehrstoff der unteren Klassen. Leipzig. Verlag von W. Engelmann 1893. Dieser für preussische Anstalten bearbeitete Leitfaden verdient wegen seiner Beschränkung auf das Notwendigste und der einfachen, leichtverständlichen Sprache, durch welche dem Schüler die Aufgabe der Aneignung in wünschenswertem Maße erleichtert wird, empfehlende Erwähnung. Bei aller Sorgfalt in der Abwägung zwischen dem Zuviel und Zuwenig sind aber die Alpen doch ein bißchen stiefmütterlich behandelt worden. Sie vertragen nicht nur, sondern sie verlangen vielmehr reichere und übersichtlichere Darstellung. Die Einmengung der Grundbegriffe der physikalischen

und politischen Erdkunde in die geographische Schilderung, wo sich gerade der erste Anlaß dazu bietet, dürfte sich weniger als glücklicher Gedanke bezeichnen lassen, da durch solche Einschüßel der Zusammenhang der Beschreibung gestört wird. Diese Grundbegriffe dem jüngeren Schüler in systematischer Darstellung vorzulegen, taugt freilich nichts, darin hat der Verfasser recht; eine solche gehört eben nicht an den Anfang, sondern ans Ende des Unterrichtes, wo sie dann nicht mehr ermüdend wirkt. Eine Eigentümlichkeit des Buches ist sein enger Anschluß an die Debes'schen Atlanten, die allerdings jede Empfehlung verdienen. Seiner Verwendbarkeit an Anstalten, die jene Atlanten nicht benützen, möchte dieser Umstand aber doch nicht leicht wirklichen Eintrag thun können, da das sorgfältig gesichtete Material die Benützung jedes anderen Kartenwerkes zuläßt. Der Druck ist sehr deutlich und korrekt.

Otto Hübners Geographisch-Statistische Tabellen aller Länder der Erde. Herausgegeben von Prof. Fr. v. Jurasch. Ausgabe 1893. — Unter Hinweis auf die in Heft X dieser Blätter Jahrgang 1893 abgedruckte Besprechung des Jahrgangs 1892 dieser Tabellen beschränkt sich gegenwärtige Anzeige darauf, zu erwähnen, dass zahlreiche Stichproben die Sorgfalt der neuen Bearbeitung in allen Teilen haben erkennen lassen.

Disterwegs populäre Himmelskunde und Mathematische Geographie. Neu bearbeitet von Dr. M. Wilhelm Meyer und Prof. Dr. B. Schwalbe in Berlin. Mit vielen in den Text gedruckten Abbildungen, Vollbildern, Sternkarten und dem Bildnis des Verfassers. Berlin. Verlag von Emil Goldschmidt. 1893. Preis 8 Mark. Daß dieses Buch einer besonderen Empfehlung nicht mehr bedarf, ergibt sich unwiderleglich aus der Thatsache, daß jede neue Auflage, kaum gedruckt, alsbald wieder vergriffen ist und einen Nachdruck erforderlich macht. Daß bei dieser raschen Aufeinanderfolge wesentliche Änderungen gegen die vorangehenden nicht zu erwarten sind, ist einleuchtend. So behauptet sich das Buch fortwährend in der Gunst des Publikums, die es wie kein anderes durch die außerordentliche Klarheit und unvergleichliche Art seiner Methode sich erobert hat. Die vielen illustrierenden Beilagen sind durchweg vorzüglich und erhöhen den Wert des Buches beträchtlich.

A. Ravensteins Volksturnbuch. Ein Führer auf dem Gebiete des Männer- und Vereinsturnwesens; auch für Turnlehrer in oberen Knaben-Schulclassen. 4. Auflage, erneuert von Alfred Böttcher, Stadt-Turninspektor in Hannover. Mit einer Tafel und über 500 in den Text eingefügten Holzschnitten. Frankfurt a. M. Sauerländers Verlag. 1894. S. XVI u. 715. Preis 8 Mark. Das vorliegende Werk, das in seiner I. Auflage (1860) schon die berechtigte Aufmerksamkeit aller Turnlehrer gefunden hatte, erfuhr unter der Hand des sach- und fachkundigen Böttcher eine zeitgemäße Umwandlung. Wenn auch, wie schon der Titel sagt, das Buch mehr für Volks- und Vereinsturnen berechnet ist, so bietet es doch für jeden Schulturnlehrer eine reiche Fülle von Belehrungen und Anregungen. Schon im ersten Teile enthalten die Abschnitte über Geschichte des Turnens, Anlage von Turnplätzen und Geräten, Anatomie all das, was für den bereits im praktischen Wirken thätigen Lehrer nötig ist. Der zweite Teil „Die Turnlehre“ ist eine Schatzkammer von Übungen, aus deren Menge auch für den Schulturnlehrer eine nicht unbedeutliche Zahl verwendbar ist. Der dritte Teil „Turnbetrieb“ gibt an die Hand von Mustergruppen an, wie der Unterricht gehandhabt werden soll, schließt ferner noch Spielregeln in knapper, leichtverständlicher Darstellung in sich und berührt kurz die dem Turnen verwandten körperlichen Übungen des Fechtens, Schießens, Reitens und Schwimmens. Die beigegebenen Abbildungen verdeutlichen noch mehr den an sich schon klaren Text, die citierte Literatur erhöht den Wert des Buches in nicht geringem Grade.

Johannes Vollert, Gymnasialoberlehrer in Schleiz, Leitfaden für das Gerätturnen an höheren Schulen. Halle a. S. Verlag der Buchhandlung des Waisenhauses. 1893. S. VIII u. 60. Das sehr handliche Büchlein ist für die Vorturner des Schleizer Gymnasiums berechnet, an welchem, wie in den meisten



Mittelschulen Norddeutschlands, Riegenturnen eingeführt ist. Wenn die für die einzelnen Klassen angeführten Übungen von dem Gros der Klasse richtig ausgeführt werden können, dann verdienen Einrichtung und Schüler alles Lob. Sprachlich fällt uns der Wechsel von Seithang am Reck an beiden Händen und Hang mit gekreuzten Armen auf. Hängen kann man an einem Gerate und mit einem Körperteile, letzteres ist das Mittel; folglich dürfte an den Händen hängen sprachlich nicht richtig sein. Ebenso sollte es statt mit geraden Armen und Beinen (S. 10) doch besser mit „gestreckten“ heißen. In Quarta schon Beugestützübungen machen zu lassen, dürfte verfrüht sein, während andererseits nicht recht erklärlich ist, warum Prima nicht mehr an den Leitern turnt. Vom Klettern an den Stangen sind Sexta und Prima angeschlossen, für welche Klassen beide Gerate sehr gut verwendbar sind, wie auch für Prima Übungen am Pferde nicht angegeben sind. Gründe hiefür sind nicht angegeben, sind aber auch nicht leicht beizubringen. Für jugendliche Vorturner, die in der Systematik noch nicht bewandert sind, mag das Büchlein ein trefflicher Führer sein, ein Turnlehrer kann es leicht missen.

Die „Passionsmusiken von Seb. Bach und Heinr. Schütz“ von Phil. Spitta. (Heft 176 der Sammlg. gemeinver-tändlich wissenschaftl. Vorträge von Virchow und Holtzendorff). Im ersten Teile stellt sich Verf. die Aufgabe, die schiefe Haltung, welche man in der heutigen Zeit den Bach'schen Passionsmu-iken gegenüber angenommen hat, festzustellen und letztere als ganz besondere Kunstgattung mit eigentümlichem Stil zu beschreiben. Hiebei wird besonders der Unterschied betont, den Bach in Wesen und Werken Händel gegenüber aufweist, und der kirchliche Charakter der Passionen im Gegensatz zum Oratorium hervorgehoben. Der zweite Teil handelt von dem hundert Jahre älteren Heinr. Schütz und seinen Passionen, mit denen Bach außer jedem Zusammenhang steht. Schütz's Passionen sind evangelische „Historien“ ohne Instrumentalbegleitung, größtenteils einstimmiger, taktlos repetierender Gesang in den altkirchlichen Tonarten des gregorianischen Chorals fast ganz ohne Verwendung des protestantischen Gemeinde-Chorals, lauter Gegensätze zu den Bach'schen Passionen. Zum Schlusse erhofft Verf. auch für Schütz eine Auferstehung wie für Bach in unserem Musikleben.

Schützt die Tiere! So lautet der Titel eines geschmackvoll ausgestatteten Büchleins, welches der Geraer Tierschutzverein bei der Verlagsbuchhandlung von Theodor Hofmann in Gera (Renf.) zu dem überaus billigen Preise von 30 Pfennigen erscheinen ließ. Es enthält die drei preisgekrönten Arbeiten über die Frage: „In welcher Weise kann die Jugend durch Thun und Lassen praktisch Tierschutz üben?“ Um diesen ersten Mahnworten an die Jugend eine möglichst weite Verbreitung in den Schulen zu geben, sind die Partiepreise nach den getroffenen Vereinbarungen auf 7,50 Mark für 50 und 10,— Mark für 100 Exemplare festgesetzt worden. Bei Einsendung des Betrages an die obige Verlagsanstalt erfolgt portofreie Zusendung.

Ebenso hat der Berliner Tierschutzverein (Berlin Königgrätzer-Strasse 103) ein Kalenderrchen erscheinen lassen, das außer dem Kalendarium allerlei hübsche die edlen Zwecke des Vereines fördernde, unterhaltende und belehrende Aufsätze u. Gedichte enthält und gewiß Empfehlung verdient. 1 Stück kostet 20 Pf., 2 Stück 30 Pf., bei Abnahme von 5 Stück reduziert sich der Preis schon auf 10 Pf., bei 100 Stück auf 5 Pf.

Das im Jahrgang XXIX. dieser Blätter S. 584 erwähnte Hebräische Vokabularium für Anfänger mit Zugrundelegung semitischer Eigennamen von Dr. A. Rauschmaier, (Preis 80 Pf), ist, wie uns berichtigend mitgeteilt wird, seit einiger Zeit in den Verlag von R. Oldenbourg in München übergegangen.

## IV. Abteilung.

### Miscellen.

#### Zur Abwehr.<sup>1)</sup>

Es ist erfreulich, daß Herr Prof. Rich. Brandt in Heidelberg soviel Einsicht und Unbefangenheit besitzt im 29. Bd. S. 701 dieser Zeitschrift einzugestehen, der Angriff gegen mich im 20. Jahrgang der Jahrb. üb. die Fortschr. der klass. Altert. wäre besser unterblieben. Dagegen scheint es mit seiner Menschenkenntnis nicht besonders bestellt zu sein: sonst müßte er wissen, daß nicht selten so schlicht und bescheiden auftretende Menschen innerlich von Ehrgeiz zerquält sind. Wenn schließlic Herr Brandt demjenigen, der einen gänzlich unberechtigten Angriff mit gebührender Schärfe zurückgewiesen hat, Bosheit und Eigendünkel unterzuschieben sucht, so gibt er damit nur ein Zeugnis seines eigenen Charakters.

Bamberg.

Prof. Dr. Fleischmann.

#### Personalnachrichten.

Ernannt: Stadtkaplan Martin Winter in Erlangen zum Gymnasialprofessor für kath. Rel. in Dillingen (6. Okt. 1893); Seminarpräfekt Jak. Hauck in Aschaffenburg zum Gymnasialprof. f. kath. Rel. am alten Gymnasium zu Bamberg; Philipp Will, Gymnasiall. am neuen Gymn. zu Bamberg zum Gymnprof. in Neuburg a. D. (28. Okt.); Franz Xaver Auer, Assist. in Passau zum Studienlehrer in Edenkoben (28. Okt.); Wilhelm Fritz, Assistent in Nördlingen zum Studienlehrer daselbst (28. Okt.); Seminarinspektor Georg Frauenhofer in Bamberg zum Gymnasialprof. f. kath. Rel. am neuen Gymn. daselbst (17. Nov.); Stadtpfarrprediger Franz Joseph Koch in Regensburg zum Gymnprof. f. kath. Rel. am neuen Gymn. daselbst (17. Dez.); Dr. Sebastian Englert, Gymnl. in Dillingen zum Gymnprof. in Eichstätt; Max Glaser, Assist. in Amberg zum Gymnl. in Dillingen (30. Dez.); Dr. Heinrich Sievert, Gymnl. in Nürnberg (N. G.) zum Gymnprof. (Math.) in Bayreuth; Hermann Held, Reallehrer in Hof zum Gymnl. (Math.) in Nürnberg (N. G.); Jak. Eibel, Gymnl. in Würzburg (N. G.) zum Gymnl. in Dillingen.

Versetzt: Friedrich Spaelter, Gymnprof. in Ansbach nach Schweinfurt, Dr. Karl Zink, Gymnprof. in Schweinfurt nach Ansbach (18. Okt.); Mart. Gückel, Studienl. in Rosenheim als Gymnl. an das neue Gymn. in Bamberg; Ludwig Ettenreich, Studienl. von Edenkoben nach Rosenheim (28. Okt.); Studienl. Frd. Dusch in Lohr als Gymnl. nach Würzburg (N. G.); Gymnl. Dr. Haemmerle von Münnerstadt an das K. Kadettenkorps in München.

Auszeichnungen: Dr. Max Lechner, Rektor in Nürnberg (N. G.) und Joh. Dreykorn, Rektor in Zweibrücken erhielten den Verdienstorden vom hl. Michael IV. Klasse.

In Ruhestand versetzt: Georg Glöckler, Gymnprof. f. kath. Rel. in Regensburg (N. G.) für immer (7. Nov.); Franz Jacobi, Gymnl. in Kempten auf ein weiteres Jahr (28. Nov.); Dr. Franz Krebs, Gymnprof. in Eichstätt, für immer (30. Dez.); L. Schmutterer, vorm. Gymnl. in Münnerstadt auf ein weiteres Jahr; Sim. Huber, Gymnprof. in Dillingen auf 1 Jahr.

Gestorben: Johann Bapt. Backmund, Gymnprof. in Neuburg a. D. (17. Okt.); August Duerue, Kgl. Schulrat und Gymnprof. a. D. in München (24. Nov.); Lorenz Göggelein, Gymnprof. (Math.) in Bayreuth; Julius Eilles, Gymnprof. a. D. in München (31. Jan.); Dr. Karl Ulmer, Studienl. a. D. in München (5. Febr.).

<sup>1)</sup> Hietit erklären wir die Auseinandersetzungen in dieser Angelegenheit in den Gymn.-Blättern für abgeschlossen. Die Red.

Herrn  
„Geheimrat“ Prof. Dr. v. Christ.

Ὅσσα δίδωσι θεὸς τῷ γενναίῳ, ὃς διὰ πάσης  
ἐνσεβέων ζωῆς ἐν ἑδίδαξε νέους,  
ὄφρ' εἰέραν γενεὴν ἐν παιδείῳσι μαθητῶν  
γρίμματά τ' ὄρθα μαθεῖν καὶ τὰ δίκαια φρονεῖν,  
τόσσ' ἄρα σὴ κεφαλῇ τῷδ' ἐνχόμεθ' ἡμῶσι πάντες·  
ἢ γυῖος ἀμφύδιον γένιο γὰρ ἡμέτερον·  
οἷδ' ἄρα σε κρύφιον δεῖ βουλευεῖν ἡρα κέκλῃσθαι,  
ἀλλὰ τὸν ἀμφύδιον λαμπροτάτον τ' ἰδέειν.

MÜNCHEN, Neujahr 1894.

Dr. J. M.

---

## I. Abteilung.

### Abhandlungen.

#### Die neuen Ausgrabungen in Troia.

Als im letzten Sommer die Nachricht durch die Zeitungen ging, Dörpfeld habe auf Hissarlik das homerische Troia in der 6. Schicht von unten entdeckt, da schüttelte wohl mancher verwundert den Kopf. Hatte man sich doch erst seit kurzem daran gewöhnt, von den viel angegriffenen Berichten und Vermutungen Schliemanns das als Thatsache anzuerkennen, daß die 2. Ansiedelung von unten die Pergamos sei, deren Zerstörung in den Gesängen Homers nachklinge. Und nun sollte diese Ansicht falsch sein. Ist es denkbar, so fragte man sich wohl mit Recht, daß Schliemann die mächtige Burganlage der 6. Schicht vollständig übersah? — Dem Schreiber dieser Zeilen war es vergönnt, im Juni 1893 drei Tage in Troia zu weilen und unter Dörpfelds Führung die Ausgrabungen zu betrachten. Er glaubt, daß es manchem Kollegen erwünscht ist, wenn er gestützt hierauf und auf den inzwischen erschienenen Bericht Dörpfelds<sup>1)</sup> die überraschenden neuen Resultate im Zusammenhang mit den früheren Funden darzulegen versucht. Der leichteren Übersicht wegen mußte etwas weiter ausgegriffen werden.

<sup>1)</sup> Mitteil. des deutsch. arch. Inst. in Athen 1893.

Eine schmale, nicht sehr hohe Hügelkette bildet den Westrand der Troas. Biegt das Schiff bei dem nördlichsten Punkt derselben, dem Kap Sigeion, in die Strafe der Dardanellen ein, so sieht man gegen Süden das c. 5 Stunden lange, über 1 Stunde breite Thal des unteren Mendere, des antiken Skamander. Der linke Thalrand wird durch die eben erwähnten Küstenhöhen gebildet, der rechte von einem durchschnittlich 40 m hohen Hügelland, welches am Hellespont im Kap Rhoiteion endigt. Da, wo letztere Hügelkette durch ein von Osten kommendes Seitenthal des Skamander, das des Simoeis, unterbrochen wird, liegt auf dem südlichen Vorsprung das alte Troia. Der Hügel, auf welchem die Pergamos, die Herrscherburg, lag — und nur auf dieser sind eingehende Grabungen vorgenommen worden, über die Ausdehnung und Begrenzung der sog. Unterstadt wissen wir noch so gut wie nichts — hängt im Süden und Osten mit den anschließenden Hügeln zusammen, kaum durch eine kleine Einsenkung getrennt. Nach Norden fällt er zum Simoeis-, nach Westen zum Skamanderthal 20 bis 30 m ab. Von der Höhe reicht der Blick nordwärts zu dem 1—1½ St. entfernten Hellespont mit dem flachen Mündungsland des Skamander, zum langgestreckten thrakischen Chersones und den fernen Höhen Thraciens. Weiter nach Westen schauen die gebirgigen Inseln Imbros und Samothrake herüber und die Spitze von Tenedos blickt über die Hügel der Küste. Bei Sonnenuntergang unterscheidet man in weiter Ferne die Spitze des Athos. Im Süden breiten sich die Hügel und Berge der inneren Troas aus, überragt von dem Gipfel des Ida, der oft im Juni von Schnee noch nicht frei ist.

Auf dieser Warte mit ihrem weiten Ausblick grub nun Schliemann von 1872—1880 und nochmals 1890. Er ging energisch, wenn auch nicht sehr vorsichtig zu Werk und zog einen großen Graben von Süden nach Norden durch die ganze im Lauf der Jahrtausende aufgehäufte Schuttschicht, bis er in einer Tiefe von 14 m den gewachsenen Felsen erreichte. Von den 7 Lagen, welche er bei dem allmählichen Tiefergraben unterschied, zeigte bloß die zweitunterste gewaltige Burgmauern. Sie allein konnte nach seiner Ansicht das homerische Troia bergen. Diese Burg freizulegen, war Schliemanns hauptsächlichstes Bestreben, und wir können begreifen, wie er in seinem Enthusiasmus die höher gelegenen Schichten vernachlässigte, ja zerstörte, ohne vorher Aufnahmen von ihnen gemacht zu haben. Betritt man jetzt, von Süden kommend, das Ausgrabungsfeld, so schaut man in einen Trichter hinein, dessen Boden im allgemeinen von der Pergamos der 2. Ansiedlung eingenommen wird. In der westlichen Hälfte des Bodens zieht von S. nach N. der oben erwähnte Graben, auf dessen Grund allein die Reste der ersten, ältesten Stadt sichtbar sind (c. 5 m unter dem Boden der 2. Schicht). Fast alles, was über seinem homerischen Troia lag, hat Schliemann beseitigt; nur an den Rändern und an einigen großen Erdklötzen, die inmitten des Ausgrabungsfeldes stehen gelassen wurden, können wir die durchgrabenen Schichten erkennen.

Die ausgegrabene Pergamos hat einen Mauerring von c. 100 m

Durchmesser. In ihrem Innern deckte Schliemann mehrere Gebäude auf, die in ihrer Anlage mit den später gefundenen Palästen in Tiryns und Mykene merkwürdig übereinstimmen. Von diesen unterscheiden sie sich hauptsächlich dadurch, daß vor dem großen Saal (*μέγαρον*) bloß ein Vorraum sich befindet, während in den Palästen der Argolis zwei vorhanden sind. Noch schwerer als dies fiel für die Identifikation der Burg mit dem homerischen Troia in die Wagschale, daß alle Gebäude der 2. Stadt durch eine furchtbare Feuersbrunst zu grunde gegangen sind. Wer also auf dem Standpunkt fußte, daß die Zerstörung Ilios durch den Herren des goldreichen Mykene die historische Grundlage des Epos sei, der mußte Schliemanns zweitälteste Ansiedelung für die Burg des Priamos halten. Und doch sprach verschiedenes dagegen. So nahe Verwandtschaft nämlich zwischen den Bauten der 2. Schicht und denen der Argolis besteht, so verschieden ist die Kultur, wie sie uns aus den Einzelfunden entgegentritt. Während Mykene in seiner Blütezeit der Bronze völlig kundig war, gehören die Funde in Schliemanns Troia fast ausnahmslos der Steinzeit an. Und während wir in Mykene und Tiryns und vielen anderen Stätten der Ostküste Griechenlands und auf den Inseln des ägäischen Meeres einen durchgebildeten Dekorationsstil, den sog. „mykenischen“ an Schmucksachen und besonders auf den Vasen finden, zeigen die Funde im Schliemannschen Troia einen viel primitiveren Stil, welchen wir an anderen Orten bei den älteren, unterhalb der mykenischen Schicht vorkommenden Funden beobachten. Die Ausgrabungen der letzten Jahre im Gebiet des ägäischen Meeres ergaben immer deutlicher, daß der hochentwickelten „mykenischen“ Kulturepoche eine „troianische“ voranging. Und so war man gezwungen, entweder anzunehmen, daß der Herrscher von Troia auf viel niedrigerer Kulturstufe stand als seine Zeitgenossen, der Fürst von Mykene mit seinen Verbündeten, oder man mußte das historische Faktum eines Krieges der mykenischen Könige gegen Ilios leugnen. Höchstens konnte man die Möglichkeit zugeben, daß „die Erinnerung an den tatsächlichen Untergang der 2. Stadt auf Hissarlik in der Ilias nachklingen kann, ebenso wie der Ruhm und die Macht des mykenischen Herrschergeschlechts, ohne daß an einen Heereszug desselben gedacht zu werden braucht, und ohne daß die Blütezeit von Mykenai mit der von Troja hätte übereinstimmen müssen.“ (v. Rohden bei Baummeister Denkm. III, 1918).

Als nun im Jahre 1890 Schliemann unter Beiziehung Dörpfelds die Ausgrabungen wieder aufnahm, beabsichtigte er zunächst eine nochmalige genaue Untersuchung der 2. Burg, um die lächerlichen Angriffe des Hauptmanns Boetticher, der sein Troia für eine Feuernekropole erklärt hatte, zu widerlegen.<sup>1)</sup> Außerdem wurde aber auch außerhalb der Burgmauer gearbeitet. An einer noch unberührten Stelle wurde schichtenweise abgegraben. Ehe die Mauern einer Lage

<sup>1)</sup> Wer ein Urteil über den Wert der Boetticher'schen Hypothesen und die Art seiner Angriffe gewinnen will, lese die Erklärung Niemans und Steffens im Schliemannschen „Bericht über die Ausgrabungen in Troia im Jahre 1890“, S. 4.

abgebrochen wurden, wurden sie abgemessen und photographiert. Man konstatierte hierbei nicht 7, sondern 9 Schichten.<sup>1)</sup> In der 6. Schicht von unten fand man nun westlich von der zweitältesten Burg die Fundamente mehrerer Gebäude, welche denselben Grundriffs haben wie die μέγαλα der 2. Stadt. Sie sind aus großen Steinblöcken errichtet und deshalb von größter Bedeutung, weil in ihnen und in gleicher Höhe mit ihnen mykenische Topfware gefunden wurde. Die Wichtigkeit des Fundes für die Altersbestimmung der troianischen Schichten wurde von Schliemann nicht verkannt. Wenn drei, allerdings ärmliche, Ansiedelungen zwischen der 2. und der mykenischen Kulturschicht liegen, so ist es so gut wie ausgeschlossen, daß die Blüte der 2. Burganlage mit der Blüte von Mykene zeitlich zusammenfallen kann. Dörpfeld und Brückner zogen den weiteren Schluß daraus, daß die Reste der 6. Schicht wohl mit mehr Recht dem homerischen Troia zuzuschreiben seien als die Burg der zweiten. Brückner hat diese Ansicht in einem Vortrag in der Berliner anthropologischen Gesellschaft vom 18. Februar 1893 ausgeführt. „Man wird methodisch dieser [6.] Ansiedelung nachzugehen haben, wenn man die Burg desjenigen troischen Königs auffinden will, der mit dem Herrn des goldreichen Mykene Krieg geführt hat. . . . Es ist selbstverständlich, daß die Ansiedelung mykenischer Zeit so gut Festungsmauern, zugleich Stützmauern, gehabt hat, wie die zweitälteste Burg. Mögen sie auch von den Griechen zerstört sein, zum Teil danach auch, wie von Strabo überliefert wird, zum Aufbau von Sigeion gedient haben, so wird sich dennoch ihr Mauerzug und damit die größere Ausdehnung der Burg in jener Zeit noch feststellen lassen. (Verh. der Berl. anthr. Gesell. 1893 S. 138).

Nach dem Tode Schliemanns wurden im Frühjahr 1893 die Ausgrabungen auf Kosten seiner Witwe und der preussischen Regierung fortgesetzt und die Vermutungen Dörpfelds und Brückners aufs glänzendste bestätigt. Es kamen nämlich in der 6. Schicht im N.-O. der 2. Burg die Fundamente von nicht weniger als 9 aus großen Steinblöcken gefügten Gebäuden der bekannten Anlage zum Vorschein. In ihrem Inneren sowie in der ganzen Schuttschicht fanden sich wiederum mykenische Scherben. Und am nordöstlichen Abhang entdeckte man den Teil einer kolossalen, geböschten Mauer mit einem gewaltigen Turm, der in seiner Bauart den besten Mauern von Mykene nichts nachgibt. Der Turm konnte noch nicht ganz ausgegraben, auch der weitere Lauf der Mauern noch nicht festgestellt werden, da wegen der Jahreszeit die Arbeiten am 12. Juli eingestellt wurden. Aber soviel ist sicher, daß jetzt auf Hissarlik eine gewaltige Burganlage gefunden ist, deren Bewohner auf derselben Kulturstufe standen wie die Herren von Mykene. Wir können sie getrost die homerische

<sup>1)</sup> Dieselben Schichten wurden 1893 bei einer neuen systematischen Abgrabung festgestellt. Es sind, von unten an gerechnet, folgende: 1) die uralte 1. Ansiedelung. 2) Burganlage mit starken Mauern, Schliemanns Troia. 3—5) 3 ärmliche Ansiedelungen. 6) Schicht mit mächtigen Gebäuden (mykenische Kulturstufe). 7) Altgriechische Ansiedelung. 8) Hellenistische und 9) römische Stadt.

Pergamos nennen. Ihr Umfang muß ungefähr doppelt so groß gewesen sein, wie der der 2. Burg. Sie kann sich also an Ausdehnung leicht mit den andern uns bekannten Anlagen aus mykenischer Zeit messen. An Zahl der Herrschergebäude übertrifft sie dieselben sogar.

Die mykenische Töpferware, die wir in Troia finden, ist nicht dort fabriziert, sondern eingeführt; das zeigt die überwiegende Menge des einheimischen, sog. „lydischen“ Geschirrs, welches in der 6. Schicht neben dem mykenischen vorkommt. Wo der Ursprungsort der überall im Gebiet des ägäischen Meeres gefundenen mykenischen Ware ist, ob in Kleinasien, Ägypten, Kreta, oder, was mir am wahrscheinlichsten, in Mykene selbst, ist ja immer noch eine Streitfrage. Die Ausgrabungen in Troia werden schwerlich eine Lösung bringen. Aber von besonderer Bedeutung sind sie wegen des Verhältnisses der einheimischen Kultur, die einstweilen nur durch die (monochrome) „lydische“ Töpferware vertreten ist, zur mykenischen. Wichtig wäre für die Lösung dieses Problems vor allem die Auffindung der Gräber, welche die Fürsten der 6. Stadt ihren Toten errichteten. Stammen ja die reichen Funde von Mykene fast ausschließlich aus den Gräbern. Jedem, der den Hellespont befahren hat, werden die zahlreichen Grabhügel in Erinnerung bleiben, welche der nord-westlichen Troas ein so eigentümliches Gepräge verleihen. In ihnen hat Schliemann „lydische“ Scherben gefunden, die sich nun durch die letzten Ausgrabungen als charakteristisch für die 6. Schicht herausgestellt haben. Auf Leichen oder Gräber ist man in den Hügeln nicht gestossen; doch ist die Hoffnung nicht ausgeschlossen, daß genauere Nachforschungen doch noch ein besseres Resultat geben werden.

Die Blütezeit der mykenischen Kultur fällt, wie wir aus datierbaren Funden wissen, in das 16. bis 13. Jahrhundert vor Christus. Das antike Datum der Zerstörung Troias 1184 mag also ungefähr richtig sein. Die 2. Ansiedelung mit ihrer Burganlage rückt so hinauf bis in den Anfang des 2. Jahrtausends. Ist es Zufall, daß die Sage von einer zweifachen Zerstörung Ilios weifs? Der Gedanke liegt wenigstens nahe und ist auch ausgesprochen worden, daß, wie uns in der Ilias der Kampf um die 6. Stadt nachklingt, so in der Sage von der Zerstörung durch Herakles die Erinnerung an die frühere, durch Feindeshand vernichtete zweitälteste Burg erhalten ist.

Doch wir sind noch die Antwort auf die Frage schuldig: „Wie kam es, daß Schliemann bei der Wegnahme der einzelnen Schichten 1872—1880 nicht auf die homerische Pergamos stiefs?“ Allerdings hat Schliemann bei einem Graben im Südosten eine große Mauer durchbrochen und nicht weiter beachtet, welche, wie jetzt wahrscheinlich geworden ist, zu dem Burgring der 6. Stadt gehörte. Aber in den Schichten über der 2. Ansiedelung konnte er keine Reste der 6. finden, weil, wie sich 1890 und 1893 ergeben hat, bei der Gründung der hellenistischen oder römischen Stadt ein großes Plateau auf dem Hügel hergestellt wurde. In der Mitte müssen damals einige Meter mit den mykenischen Hausresten abgetragen und mit diesem Schutt das Plateau erweitert worden sein. So erklärt sich, daß Schliemann,

solange er über der 2. Burg grub, die mykenische und altgriechische Schicht nicht antraf, daſs er bloß 7 anſtatt 9 Lagen annehmen konnte. Wie das Centrum der homerischen Pergamos aussah, werden wir also nie erfahren können. Vor der hellenistischen Neugründung ragten die gewaltigen Burgmauern, wenn auch in Ruinen, jedenfalls ebenso über die Erde wie die Mauern von Mykene und Tiryns, und wir können begreifen, wie damals ein Zweifel an der Lage von Troia nicht laut wurde. Erst als durch die Neuanlage des Lysimachos die Ruinen verdeckt wurden, konnten eine Hestiaea von Alexandria (Troas) und Demetrios von Skepsis aus Lokalhaß die Identität der hellenistischen und der römischen Stadt zu leugnen wagen.

Wir sind hiemit auf die Frage gekommen, ob Troia wirklich auf Hisarlik gelegen hat. Ich habe sie bis jetzt bei Seite gelassen, da sie für mich wie für die meisten, welche die Literatur hierüber kennen, zumal nach den neuesten Ausgrabungen nicht existiert. Doch da neuerdings wieder an der Identität gezweifelt wurde<sup>1)</sup>, so mag noch einmal kurz das Hauptsächlichste erwähnt werden. Unwiderleglich ist durch die Ausgrabungen Schliemanns festgestellt, daſs auf der Höhe von Hisarlik das hellenistische und römische Ilium lag, und ebenso sicher ist, daſs fast das ganze Altertum — mit Ausnahme von Demetrios von Skepsis und seinen Anhängern — hier das homerische Troia gesucht hat. Die Gründe des Demetrios, die uns bei Strabo erhalten sind, sind einer Widerlegung nicht wert.<sup>2)</sup> Auf sie stützen sich auch seine modernen Nachfolger nicht. Nun hat Eduard Meyer in seiner Geschichte von Troas nachgewiesen, daſs wir aus der Überlieferung auſser Troia keine Stadt jener Landschaft kennen, deren Existenz vor dem 8. oder 7. Jahrhundert irgendwie wahrscheinlich wäre. Wir können also die von Schliemann aufgedeckten Ruinen keiner andern uns bekannten Stadt zuweisen. Andreerseits finden sich auf dem Balidagh bei Bunarbaschi, wo die Gegner Troia ansetzen, bloß Ruinen aus historischer Zeit, welche nicht älter sein können als das 8. oder 7. Jahrhundert. Dies haben Ausgrabungen Schliemanns und v. Hahns gezeigt.

Die Ansetzung Troias auf dieser, 150 m steil über dem Skamander (5 Stunden landeinwärts) aufsteigenden Höhe geht auf die Vermutung

<sup>1)</sup> Sittl, *Parerga* 1893, S. 19 ff. meint, aus dem Fragment des Hellanikos im Genfer Scholion zu  $\Phi$  444 („*Ἀπόλλων καὶ Πρωσιθῶν*) *τείχος ἰώνων ἐν τῷ Ἰλίῳ ἐπ' ἀξιοκρατίῳ τῶν πολεμῶν ἐν ἰερίσσει ὅ, τι τὴν Πύργου κατέτιτα*“ folge, daſs dieser Historiker Troia nicht auf Hisarlik angesetzt habe, sondern wahrscheinlich auf dem Balidagh bei Bunarbaschi. Aber kannte denn Sittl die Stelle bei Strabo 13, 1. 42 nicht: „*Ἐλλάνικος χωρίζεται τοῖς Ἰαυδαῖν . . . ἀνεγγυοῖ τὸ τὴν αὐτῆρ ἰθα πόλιν τὴν εἶν τῆ τότε?*“ Daſs mancher römische Dichter die Stätte des alten Troia auſserhalb Iliums suchte, mag sein; er folgte dann eben wie Strabo dem Demetrios von Skepsis. Sittl kämpft de-halb gegen die Identität Troias und Hisarliks, weil er in der 2. Schicht nicht Reste einer Burg, sondern eines Tel oder Semiramisgrabes sieht. — Nebenbei sei bemerkt, daſs der Name „Ilium novum“, der auf mancher Karte sich findet und wohl Anlaß zu falscher Anschauung gegeben haben mag, moderne Erfindung ist und bei keinem antiken Schriftsteller vorkommt.

<sup>2)</sup> S. Schuchardt, Schliemanns Ausgrabungen S. 29 ff.



eines französischen Reisenden Lechevalier (1787) zurück und hat wohl blofs deshalb soviel Anklang gefunden, weil Moltke sich hierfür aussprach. Wenn dieser aber sagt (Briefe aus der Türkei S. 167 vom 21. Nov. 1837): „Wir, die wir keine Gelehrten sind, liefsen uns einfach von einem militairischen Instinkt an den Ort leiten, wo man (damals wie heute) sich anbauen würde, wenn es gälte, eine unersteigliche Burg zu gründen“, so kann man diese Worte des grofsen Strategen doch höchstens als Beweis dafür anführen, dafs die Höhe ein sehr geeigneter Punkt für die Anlage einer Burg ist; und dafs dies die Alten erkannt haben, zeigen die noch jetzt vorhandenen Ruinen. Auf der Höhe von Hissarlik aber ist Moltke nie gewesen.

Wenn nun noch hinzukommt, dafs zur Lage von Hissarlik-Troia die geographischen Angaben des Epos fast völlig stimmen, während sie beim Balidagh gar nicht passen wollen, so ist für jeden ruhig denkenden die Frage entschieden. Wenn auch bei der Ansetzung auf Hissarlik manche Widersprüche zwischen der Landschaft und einigen Stellen der Ilias vorkommen mögen, „so beruhen dieselben auf unklarer Anschauung des Dichters oder zu peinlichen Ansprüchen des modernen Lesers.“ (E. Meyer, Geschichte von Troas S. 108).

In diesen Tagen beginnt die Fortsetzung der Ausgrabungen in Troia. Es gilt vor allem, den Zug der Mauern der homerischen Pergamos festzustellen, die etwa erhaltenen Thore und Gebäude der Burg aufzudecken und nach den Gräbern ihrer einstigen Herrscher zu suchen. Mit Spannung wird man den Nachrichten vom Hellespont entgegensehen; möge den Forschern das Glück auch in diesem Jahre treu sein.

München.

Theodor Preger.

### Zum Bürgereid der Chersonesiten.

Unter den vielen von der kaiserl. russ. archäolog. Kommission im Laufe der letzten zwei Jahre publizierten griechischen Inschriften, gefunden an der Nordküste des schwarzen Meeres, bietet wohl ganz besonderes Interesse eine beinahe vollständig erhaltene Eidesformel der Bürger der taurischen Stadt Chersonesos. Diese Inschrift schien so wichtig, dafs ihr russischer Herausgeber, der auch im Auslande jetzt bekannte Epigraphiker Basil Latyschew, sich beeilte, sie der deutschen Gelehrtenwelt durch seine Publikation in den Berichten der Berliner Akademie im Mai 1892 noch vor dem Erscheinen der russischen Ausgabe (im Herbst desselben Jahres) näher zu rücken. Allerdings kam Latyschew ein griechischer Gelehrter zuvor, Kontoleon, welcher die Inschrift, auf Grund einer Abschrift von Sakellarios, in der Revue des Études Grecques schon Ende 1891 publizierte, doch hatte Sakellarios nur einen Teil der Inschrift kopiert und Kontoleon sie mit sehr spärlichen Noten versehen. Wer sich daher über den Fund unseres Dokuments, die Zeit seiner Entstehung, die geographischen Details, welche es enthält, genauer unterrichten will, dem ist zweifellos die Ausgabe Laty-

schews zu empfehlen.<sup>1)</sup> Was jedoch die Bedeutung der Inschrift sowohl für die äußere, wie für die innere Geschichte von Chersonesos betrifft, so hat der geehrte Herausgeber sie unseres Erachtens nicht in verdientem Maße geschätzt. Wir glauben, daß der Vergleich der Eidesformel mit anderen uns epigraphisch erhaltenen ihn auf manche interessante Resultate geführt hätte, welche sich aus dem Dokumente allein nicht gewinnen lassen. Eine derartige Ergänzung des Kommentars von Latyschew sei uns an dieser Stelle erlaubt. Es sei uns auch gestattet, die Inschrift selbst hier noch einmal anzuführen:

Ὅμνῶ Αἴα, Γῆν, Ἄλιον, Περσέρον,  
θεοὺς Ὀλυμπίους καὶ Ὀλυμπίας  
καὶ ἡρώας ὅσοι πόλιν καὶ χώραν  
καὶ τείχη ἔχουσι τῆς Χερσονασίας.

5. τῶν ὁμονοιῶν ἑτέρῃ σωτηρίας  
καὶ ἑλευθερίας πόλεως καὶ πολι-  
τῶν καὶ οὐ προδοσῶν Χερσονύσσου  
οὐδὲ Κερκινίτιν οὐδὲ Καλὸν λιμῆ-  
να οὐδὲ τἄλλα τείχη οὐδὲ τὰς ἄλ-  
10. λας χώρας ἂν Χερσονασίται νέμον-  
ται ἢ ἐνέμοντι οὐθὲν οὐθὲν<sup>2)</sup> οὔτε Ἐλ-  
λανι οὔτε βαρβάρου, ἀλλὰ διατηρεῖ-  
σθω τῷ δήμῳ τῶν Χερσονασιῶν. οὐ-  
δὲ καταλύσῃ τὴν δημοκρατίαν οὐ-  
15. δὲ τῷ προδιδόντι καὶ καταλύοντι ἐ-  
πιτρέψῃ οὐδὲ συγκρησῶ. ἀλλὰ ἐ-  
ξαγγελῶ τοῖς δημοσποῖς τοῖς κα-  
τὰ πόλιν, καὶ πολέμῳ ἐσσοῦμαι τῷ(ι)  
ἐπιβουλεύοντι καὶ προδιδόντι ἢ ἀγα-  
20. σιάντι Χερσονύσσου ἢ Κερκινίτιν ἢ  
Καλὸν λιμῆνα ἢ τὰ τείχη καὶ χώραν  
τῶν Χερσονασιῶν καὶ δημοσποῖσιν καὶ

„Ich schwöre bei Zeus, der Erde, der Sonne, der Jungfrau, den Göttern und Göttinnen des Olympos und den Heroen, welche herrschen in der Stadt, im Lande und in den Festungen der Chersonesiten: ich werde treu sein, was das Wohl und die Freiheit der Stadt und der Bürger betrifft, und werde nicht verraten weder Chersonesos noch Kerkinitis noch den schönen Hafen noch alle anderen Festungen noch alle andern Lande, welche die Chersonesiten besitzen oder besaßen, und zwar weder einem Hellenen noch einem Barbaren, sondern werde das dem Volke von Chersonesos bewahren, und werde nicht die Demokratie auflösen, und werde das nicht erlauben einem, der sie verraten oder auflösen will, und werde es nicht mit ihm verheimlichen, sondern werde (ihn) anzeigen den städtischen Danjurgen, und werde Feind sein dem Bösen sinnenden, dem verratenden oder dem Chersonesos oder Kerkinitis oder den schönen Hafen oder die Festungen und das Land der Chersonesiten zum Abfall be-

<sup>1)</sup> Gegenwärtiger Aufsatz war bereits geschrieben, als die Publikation (also die dritte) der Inschrift von Th. Reinach in der „Revue des Etudes Grecques“ 1892 p. 405–408 erschien. Wir werden später in den Anmerkungen auf dieselbe Bezug nehmen. Sie ist sorgfältiger als jene Kontoleon's, doch läßt sie nicht die von Latyschew entbehren.

<sup>2)</sup> Prof. V. Jernstedt hat im Journal des russ. Ministeriums der Volksaufklärung (im Oktoberheft 1892 p. 312) folgende Lesart dieser Stelle vorgeschlagen: οὐδὲ τὰς ἄλλας χώρας ἂν . . . οὐθὲν οὐθὲν.

βουλευσῶ τὰ ἄρσια καὶ δικαιοῦ-  
τα πόλει καὶ πολίταις, καὶ τὸν ΣΑΣΤΗ

25. ΡΑ τῷ δάμῳ διαφυλαξῶ καὶ οὐκ ἐ-  
χφεροινθῆσῶ τῶν ἀπορορήτων οὐ-  
θὲν οὔτε ποτὶ Ἑλλᾶνα οὔτε ποτὶ βάρ(θ)-  
βαρον, ὃ μέλλει τάρῃ πῶλιν βλάβιτει(ν)  
οὐδὲ δωρεῖν δώσῶ οὐδὲ δεξοῦμαι(ι)

30. ἐπὶ βλάβῃ πόλεως καὶ πολιτῶν, οὐδὲ  
ἐπιβουλεῖσῶ ἄδικον πρῶγμα οὐθε-  
νὶ οὐθὲν τῷμ πολιτῶν τῷμ μὴ ἄγε-  
σιακότων οὐδὲ τῷ ἐπιβουλεύον(τι)  
(ιοιοῦτον πρῶγμα οὐθὲν ἐπιτρεψῶ  
οὐθε)-

35. νί, ἀλλ' εἰσαγγελῶ καὶ κρινῶ ψά(φω)  
κατὰ τοὺς νόμους· οὐδὲ συνωμο(σί)-  
αν συνωμοῦμαι οὔτε κατὰ τοῦ κοιν(οῦ)  
τοῦ Χερσονασιτῶν οὔτε κατὰ τῶμ (πο)-  
λιτῶν οὐθενός, ὅς μὴ ἀποδέδεικι(αι)

40. πολέμιος τῷ δάμῳ. εἰ δὲ τι συν(ω)-  
μοσα καὶ εἴ τι καταελαμμαι ὄρ(κ)-  
ω ἐπ' ἐγγύῃ, διαύσαιμένω μὲν ἄμ(ει)-  
νον εἴη καὶ ἐμοὶ καὶ τοῖς ἐμοῖς, ἐμ(ε)-  
νοτι δὲ τί ἐναντία· καὶ εἴ τι νί κ(αι)

45. συνωμοσίαν πῶθωμαι ἐοῦσαν (ἢ γιγ)-  
νομένην ἐξαγγελῶ τοῖς δαμ(ισθ)-  
γοῖς· οὐδὲ σῖτον ἀπὸ πεδίου ἀ(πα)-  
γώγιμον ἀποδοσοῦμαι οὐδὲ ἐξ(α)-  
ξῶ ἄλλα ἀπὸ τοῦ πεδίου ἀλλ' (εἰς)

50. Χερσονάσον. Ζεῦ καὶ Γῆ καὶ Ἄλιε (καὶ)  
Παρθένε καὶ θεοὶ Ὀλύμπιοι, ἐμμένω(ν)-  
τι μὲν μοι ἐν εἴῃ ἐν ταῦτοις καὶ ἀν(ὶ)  
καὶ γένει καὶ τοῖς ἐμοῖς, μὴ ἐμμένω(ν)-  
τι δὲ κακῶς καὶ ἀν(ὶ) καὶ γένει καὶ (τοῖς)

55. ἐμοῖς, καὶ μήτε γῆ μοι μήτε θά(λασ)-  
σα καρπὸν φέροι μήτε γυν(αῖκας . . .  
)νοταιν μήτε . . . . .

wegenden; und werde als Dami-  
urg und Buleut der Stadt und  
dem Volke dienen nach bestem  
Vermögen; und bewahren werde  
ich dem Volke. . . und werde nichts  
Geheimes weder einem Hellenen  
noch einem Barbaren verraten,  
was der Stadt schaden kann; und  
werde keine Gabe geben noch an-  
nehmen zum Schaden der Stadt  
und der Bürger und werde nichts  
Unrechtes gegen jemand von den  
Bürgern im Schilde führen, der  
nicht abgefallen ist, und werde  
das niemand erlauben, sondern  
werde (ihn) anzeigen und werde  
bei Gericht die Stimme nach den  
Gesetzen abgeben; und werde kei-  
ne Verschwörung eingehen weder  
gegen die Gemeinde der Cherso-  
nesiten noch gegen einen von den  
Bürgern, der nicht als Feind des  
Demos erklärt ist; wenn ich aber  
mit jemand mich bereits ver-  
schworen habe und jemand ge-  
genüber durch einen Eid gebun-  
den bin, so soll es mir und den  
Meinen besser sein, wenn ich ihn  
breche, anderenfalls aber das Ge-  
gentheil; und wenn ich höre von  
einer Verschwörung, die besteht  
oder sich bildet, so werde ich es  
den Damiurgen anzeigen, und  
werde kein Getreide von der  
Ebene auf anderem Wege aus-  
führen, aufser nach Chersonesos,  
Zeus, Erde, Sonne, Jungfrau und  
Götter des Olympos, wenn ich  
treu bleibe dem Eide, so möge  
es mir gut gehen, mir selbst, mei-  
nem Geschlechte und den Meinen,  
wenn ich (ihm) dagegen untreu  
werde, so möge es mir schlecht  
gehen, mir selbst, meinem Ge-  
schlechte und den Meinen, und  
es möge mir keine Frucht bringen  
weder die Erde, noch das Wasser,  
noch mögen die Frauen . . . .  
(Hier bricht die Inschrift ab).

Aus diesem Text ist zunächst ersichtlich, daß unsere Eidesformel zu der Zahl jener verhältnismäßig wenigen epigraphisch auf uns gekommenen Eidesformeln gehört, die ein selbständiges Ganze bilden und nicht zu irgend einem andern Dokumente gehören. Dieser Umstand erhöht das Rätselhafte unserer Inschrift, da wir in derselben keine klare Andeutung haben weder über die Zeit noch über die Personen, welche den Eid leisten sollten, noch über sonstige Umstände. Daher gingen die Meinungen darüber schon bei den ersten Herausgebern stark auseinander. Kontoleon will die Inschrift der Zeit des Diophantos von Sinope zuweisen, der bekanntlich um das Jahr 110 v. Chr. den Chersonesiten gegen die Skythen zu Hilfe kam.<sup>1)</sup> Diese Meinung unterstützt er durch Erklärung des unverständlichen Wortes *σαστήρ* als *σαστήρ* „Retter“, indem er annimmt, daß darunter eben jener Diophantos zu verstehen sei, welcher wohl als Retter von Chersonesos zu jener Zeit gelten konnte. Doch lesen wir auf dem Stein (wie die Phototypie in der Ausgabe Latyschews zeigt) ganz deutlich *ΣΑΣΤΗΡΑ* (*τὸν σαστήρα τῷ δήμῳ διασπλάσῳ*), und selbst wenn wir einen Fehler des Steinmetzen annehmen, bleibt es unverständlich, warum Diophantos nicht beim Namen genannt wird.<sup>2)</sup> Ferner meint Kontoleon, daß der Dorismus der Inschrift nicht rein genug sei, um uns zu berechtigen, sie einer früheren Zeit zuzuweisen als dem Ende des 2. vorchristlichen Jahrhunderts. Darauf ist zu entgegnen, daß die Kopie, welche Kontoleon vorlag, äußerst mangelhaft war; hätte er das Original oder wenigstens eine Photographie der Inschrift gesehen, so wäre sein Urteil über die Sprache wohl anders ausgefallen. Seine Gründe für Verlegung der Entstehungszeit unseres Dokumentes in das 2. Jahrhundert v. Chr. erweisen sich also nicht als stichhaltig. Viel genauer verfuhr Latyschew bei seinem Datierungsversuch. Die Beobachtung der Buchstabenform, der Assimilation von „v“ zu „u“ vor Labialen und Nasalen, die in attischen Inschriften nicht nach dem 3. vorchristlichen Jahrhundert vorkommt, der Aspiration von „x“ zu „χ“ vor „g“ wie in dem Worte *ἐχρηρομυθισῶν*, welche nur bis zum Anfang des 3. Jahrhunderts vorkommt, andererseits des Umstandes, daß „o“ nicht mehr auch für „oo“ gebraucht wird, führte den russischen Herausgeber zur Annahme, daß unser Dokument in die erste Hälfte des 3. Jahrhunderts zu setzen sei. In der Lösung der Frage, wer den Eid zu leisten hatte, gingen beide Herausgeber ebenfalls stark auseinander. Kontoleon den Umstand erwägend, daß in dem Eide das Versprechen vorkommt, ein guter Damiurg zu sein, nennt den Eid einen „serment des magistrats“. Dagegen erklärt Latyschew die Inschrift als einen Bürgereid. Das Versprechen, ein guter Beamter zu sein, ist nach seiner Meinung so aufzufassen: sämtliche Bürger hatten das Recht, zu Magistraten gewählt zu werden, und sie gaben schon in ihrem Bürgereid das Versprechen, im Falle sie gewählt würden, dem Amte gut vorzustehen. Die interessante

<sup>1)</sup> Dittenberger, Syll. 252.

<sup>2)</sup> Bréal erklärte Reinach auf sein Befragen, daß die Form „σαστήρ“ für „σαστήρα“ wohl möglich sei (Ableitung: *σῖος* kontrahiert *σῖς*; und *σῖς*, daher Verbum: *σῖζω* und Substantivum: *σαστήρ*). Jedenfalls wäre das Wort in dieser Form hier ein *ἀπὸ τῆς λέξιόμορφου*. — A. Skias erklärt in der *Ἐπιμ. ἑσθ.* 1892 S. 256 *σαστήρ* als *ἀρχων* oder *ἐπιμηλιτής* (die Red.).

Frage, warum unsere Eidesformel gerade im 3. Jahrhundert aufgezeichnet wurde, berührt Kontoleon gar nicht. Latyschew nimmt an, daß ein früher existierendes Dokument des Inhalts mit der Zeit in Verfall geriet, und daß unsere Inschrift eine erneuerte Auflage von jenem sei. Ferner glaubt er, daß das Dokument bei der jährlichen Eidesleistung der jüngeren Bürger in Gebrauch war. — Wenn wir bisher mit Herrn Latyschew vollkommen einverstanden waren, so erlauben wir uns über diese letzte Ansicht einige Zweifel. Wir können schwerlich annehmen, daß wir einen alljährlich verwendeten Eidestext vor uns haben. Wir lesen, daß der Bürger verspricht, keine Verschwörung gegen den Staat einzugehen und, wenn er eine solche bereits eingegangen hat, dieselbe aufzugeben. Da es wohl anzunehmen ist, daß der Bürgereid zu Chersonesos, wie sonst in Griechenland, von jungen Leuten von 18 Jahren abgelegt wurde, so muß der Umstand auffallen, wie es in der Formel vorhergesehen werden konnte, daß Leute von 16—17 Jahren bereits staatsgefährliche Verschwörungen eingingen! Wir glauben aus dem Texte sogar eruieren zu können, was für Verschwörungen gemeint waren; es waren das wohl Verschwörungen von Oligarchen gegen den Demos. In der Zeile 14 heißt es wirklich, daß der Bürger verspricht, die Demokratie nicht aufzulösen (nicht die *πολιτεία* überhaupt) und in der Zeile 40 wird auch der *πολέμιος τῷ δήμῳ* erwähnt, gegen welchen es erlaubt ist, Verschwörungen einzugehen. Die genannten Stellen wären ganz zwecklos, wenn es zur Zeit der Redaktion der Inschrift keine Feinde des Demos gegeben hätte, und wenn keine Zusammenstöße zwischen den Oligarchen und dem Demos stattgefunden hätten. Soweit wir sehen, hatten die ersteren den kürzeren gezogen, doch war der Demos seines Sieges noch nicht recht sicher und befürchtete neue Verschwörungen seitens der Oligarchen. Daß siegende Parteien ihren Sieg durch derartige Dokumente zu befestigen suchten, zeigt unter anderem auch die neuerdings auf Kreta gefundene Eidesformel der Bürger von Itanos (Mus. ital. 1890. col. 563). Wir erkennen daraus, daß es ihnen verboten war, *χρεῶν ἀποκοιλᾶς* zu machen — eine demokratische revolutionäre Maßnahme, die sich Solon z. B. in Athen erlaubte. Zu Itanos hatte der Demos wahrscheinlich dasselbe versucht, doch offenbar ohne Erfolg. Die siegenden Oligarchen zwangen ihn, diese Pläne aufzugeben und fügten diesen Passus in die bürgerliche Eidesformel ein. Unsere Formel dagegen scheint einen Sieg des Demos anzudeuten, wobei die gesamte Bürgerschaft neu vereidigt wurde. Aufser diesen Andeutungen einer Revolution in der Stadt selbst scheint die Eidesformel auch Winke für die äußere Geschichte von Chersonesos zu enthalten. Schon Latyschew nimmt an, indem er sich auf topographische Daten in unserer Inschrift stützt, daß, obgleich im 3. Jahrhundert v. Chr. die Chersonesiten das ganze westliche Ufer der Krym besaßen, nach dem Innern zu ihre Herrschaft nur auf einen Teil der an das Ufer stossenden fruchtbareren Ebene beschränkt war. Daher kam es, daß sie die Ausfuhr des Getreides so sehr erschwerten und in ihrem Bürgereide versprachen sie entweder gar nicht zuzulassen oder aber nur durch die Stadt. Eine Erklärung,

weshalb Chersonesos nur einen Teil der erwähnten Ebene inne hatte, kann man ebenfalls in dem Texte unserer Urkunde finden. In der Zeile 11 heisst es, ich verspreche nicht zu verraten *χωρας ἐν Χερσον-  
νασίαισι κέρμονια ἢ ἐρέμονιο οὐθένι οὐθέν*. Das Imperfectum *ἐρέμονιο*  
ist schwerlich anders zu erklären als durch die Annahme, dass die  
Chersonesiten im Begriffe standen, ein Land (wohl jene Ebene), das  
sie besessen (*ἐρέμονιο*), dann aber verloren hatten, wieder zu erobern.  
Feinde der Chersonesiten waren wohl wie sonst die Skythen, mit  
denen die griechischen Kolonisten der Nordküste des schwarzen Meeres  
fast immerwährende Fehden zu bestehen hatten. — Unsere Inschrift  
ist sehr gut erhalten. Wie man aus der Phototypie in der Ausgabe  
Latschew's ersieht, fehlt nur eine Zeile in der Mitte (da, wo der Stein  
in zwei Teile zerbrach) und der Schluss. Während die mittlere Zeile  
leicht zu ergänzen ist, kann der Schluss kaum restauriert werden, was  
um so mehr zu beklagen ist, als in dem bekannten Eide der Agelaten  
der Stadt Dreros auf Kreta der Anfang eines ganz ähnlichen Satzes  
sich erhalten hat. Der schwedische Gelehrte Danielson schlug dort  
neuerdings<sup>1)</sup> folgende sehr probable Lesart vor: *μήτε γυναίκας τίκειν  
κατὰ φῆσιν*. (*ἀλλὰ θάματα*). Sehr zu bedauern ist, dass die erhaltenen  
Buchstabenreste unserer Inschrift eine solche Lesart nicht zulassen.  
Dagegen glauben wir, dass eine andere Konjekture, welche einst K. F.  
Hermann<sup>2)</sup> für die Drerosinschrift vorschlug, sich durch den Vergleich  
unseres Dokumentes glänzend bestätigt. In den Zeilen 16—18 ver-  
spricht der Eidleistende etwaige Verschwörungen gegen den Staat an-  
zuzeigen *τοῖς δαμιουργοῖς τοῖς κατὰ πόλιν*. Der Ausdruck: *κατὰ πόλιν*  
wird von Latschew mit „städtisch“ übersetzt; er nimmt an, dass es  
städtische Damiurgen zu Chersonesos gab, welche durch dieses Epitheton  
den ländlichen entgegengesetzt werden. Wenn wir aber die entsprechende  
Stelle in der Drerosinschrift beiziehen, wo nämlich die Agelaten ver-  
sprechen, Verschwörungen anzuzeigen *τοῦ χώρου τοῖς παρῖσι* = den  
anwesenden Kosmen, so werden wir wohl auch den Ausdruck *κατὰ  
πόλιν* der chersonesischen Urkunde am besten mit „in der Stadt be-  
findlichen“ = „anwesenden“ übersetzen. Die Konjekture Hermanns  
betraf gerade dieses Wort „παρῖσι“ der Drerosinschrift. Auf dem  
Steine lesen wir *Η.Α.ΙΣΤ*. Hermann nahm einen doppelten Fehler  
des Steinmetzen an: 1. „λ“ statt „σ“ und 2. Auslassen des Buch-  
stabens ρ. Seine Konjekture war um so gewagter, als die Form *παρῖσι*  
noch schwach bezeugt war. Heutzutage ist die Form durch die große  
Gortyner Inschrift für Kreta belegt, der Ausdruck selbst durch die  
Inschrift von Chersonesos. — So sehen wir, dass durch den Vergleich mit  
andern uns inschriftlich erhaltenen Eidesformeln manches Interessante  
sich aus dem Dokumente herauslesen lässt.

Zweck unseres gegenwärtigen Aufsatzes war, auf diese Methode  
der Forschung hinzuweisen und darauf künftige Herausgeber der In-  
schrift aufmerksam zu machen. Jedenfalls verdient der Bürgereid der  
Chersonesiten ein sorgfälliges Studium im vollen Masse.

Kiew.

A. Semenov.

<sup>1)</sup> In der „Epigraphica“ (Universitets Årsskrift, Upsala 1890.)

<sup>2)</sup> Philologus IX p. 657 ff. Drerosinschrift.

**Interest.<sup>1)</sup>**

Über die Erklärung der Konstruktion des Impersonale *interest* in Verbindung mit einem Genitiv oder den Formen der Possessivpronomina *mea, tua, sua, nostra, vestra* ist man bekanntlich noch nicht einig. So sagt z. B. Schmalz (in J. Müllers Handbuch d. kl. Altertumsw., 1. Aufl. 1885, II. B. S. 271): „*Interest*“ wird mit dem Gen. poss. oder dem Acc. plur. neutr. eines Pron. poss. verbunden, also *patris interest* „es gehört unter das den Vater Angehende“ oder *mea interest* = *inter mea est* „es gehört zu meinen Angelegenheiten.“ — Die Frage wurde zuletzt behandelt von Fr. Schöll (in Wölfflins Archiv f. lat. Lexikogr. u. Gramm. II. Jahrg. (1885) S. 213—218), in einem Aufsatz, in welchem sich, wie Landgraf (bei Reisig-Haase, Vorlesungen über lat. Sprachwissenschaft, neu bearbeitet von Schmalz-Landgraf, 1888, III. Bd. S. 562, Note 528) bemerkt, „das ganze historische Material niedergelegt findet, so daß man einen trefflichen Einblick in den Stand der Frage gewinnt“. Es dürfte von Interesse sein, die bisherigen Erklärungen hier zusammenzustellen.

Nach Hoffmann (Fleckeisens Jahrb. f. kl. Phil. 117, S. 197 ff.) soll der Genitiv ebenfalls von der Präposition ‚*inter*‘ abhängen (nach ‚*ad Dianae*‘ ‚*propter Jovis*‘ ‚*a Vestae*‘ ‚*per Varronis*‘ ‚*in Scapulae*‘) und diesem Genitiv sollen die Pronomina poss. entsprechen, die demnach ebenso wie bei Schmalz, Accusative plur. neutr. wären. Die Mängel dieser Ansicht wurden besonders hervorgehoben von Anton in der Rev. Z. f. d. G. W. 1884, S. 446; derselbe bemerkt (nach Landgraf, a. a. O.) mit Recht, daß die Hoffmann'sche Erklärung eigentlich eine Erneuerung der von Calceagninus, Scaliger und Sanctius gegebenen, von Bentley und Zumpt beseitigten sei.

Ferner ist, wie Schöll (S. 218) sagt, „leider immer noch nicht verschwunden die thörichte Erklärung der Konstruktion aus einer Ellipse von *causa* oder *gratia*“. (So z. B. noch bei Kühner, Ausf. Gramm. d. lat. Spr. II. B. 1. Abt. S. 336, § 86, 6). — Nach dieser Ansicht sind also die Formen *mea, tua* etc. etc. Ablative sing. fem.

Wieder andere meinen, die Verbindung sei entstanden nach Analogie und durch Einwirkung der Konstruktion des Impersonale *refert*.

„Abenteuerlich“ nennt weiter Schöll (S. 216) die Vermutung Teubers (in der Zeitschr. f. d. Gymn. W. XXXIII, Berlin 1879, S. 431 ff.), daß ‚*int(c)rest*‘ eine Verballhornisierung sei von ‚*in re(m)st*‘ und daher auch ‚*mea*‘ für ‚*mea(m)*‘ stehe, wobei noch dazu ‚*refert mea*‘ mitgewirkt haben soll, obwohl ebenderselbe in der Einleitung bemerke: „Eine Er-

<sup>1)</sup> Über *refert* und *interest* handelt neuerdings ausführlich G. Landgraf in der neuen Auflage seiner Literaturnachweise und Bemerkungen zur lat. Schulgrammatik. Diese Abhandlung ist auch als Sonderabdruck unter dem Titel: Beiträge zur lateinischen Kasussyntax (III. *refert* und *interest*, S. 11—21), Bamberg, Buchner, 1894, erschienen. (Die Red.)

klärung durch falsche Analogie ist weiter nichts, als ein Eingeständnis, daß man mit dem bei *interest* vorkommenden Sprachgebrauch nicht viel anzufangen weifs."

Teuber selbst hat dagegen die ‚unberechtigte und völlig disparate Zusammenstellung‘ von ‚*interest*‘ c. gen. mit den Verben des Affekts (u. a. bei Dräger § 211) schlagend zurückgewiesen (s. Schöll, S. 218.)

Nachdem sich nun Schöll eingehender mit diesen von ihm versuchten Deutungen befaßt hat, entscheidet er zunächst die Frage, ob *meā* oder *meā*, also ob Acc. plur. neutr. oder Abl. sing. fem. anzunehmen sei, mit Recht (S. 216) folgendermaßen: „... es ist vollkommen unrichtig, wenn Hoffmann meint: ein prosodischer Beweis für die Quantität der Endung der Possessiva bei ‚*interest*‘ liege nicht (wie bei ‚*refert*‘) vor. Allerdings ist diese Konstruktion — aus sehr begreiflichem Grunde — ‚bei keinem Dichter nachzuweisen‘: allein Priscian XII, p. 595, 7. XVII, p. 159, 1 H. in Übereinstimmung mit Charisius p. 293, 12 K. und Diomedes p. 311, 24 K. (dazu noch Beda de orth. p. 275, 32 K.) bezeugen übereinstimmend ‚*interest meā*‘ und diese übereinstimmende grammatische Tradition geht überall in gute Zeit, wohl in das erste Jahrhundert der Kaiserzeit zurück; wenn aber Donat zu Terenz Phorm. IV, 5, 11 (noch dazu bei ‚*refert*‘) an ‚*meā*‘ und Ellipse von ‚*ad*‘ denkt, so beweist das nur, daß dies Scholion im Gegensatz zu der guten Grammatikertradition in einer Zeit des zerrütteten Quantitätsgefühls und der gesunkenen metrischen Kenntnis entstanden ist.“

Was aber überhaupt den Genitiv bei *interest* anlangt, so kommt Schöll (S. 218) zu dem Schlufs: „... so bleibt nur die Erklärung, welche ausgeht von den Beispielen wie Cic. pro Mur. II, 4 ‚*quantum salutis communis intersit duos consules esse*‘, epist. IV 10, 2 ‚*multum interest rei familiaris tuae te quam primum venire*‘ u. ä.: wohl nicht nach dem späteren Sprachgefühle, aber nach der ursprünglichen Sprachentwicklung hing der Genitiv nicht von ‚*interest*‘ ab, sondern von ‚*quantum*‘, ‚*multum*‘ und den entsprechenden Zusätzen; von solchen Verbindungen ist der Genitiv bei ‚*interest*‘ ausgegangen, ist überhaupt die Bedeutungsentwicklung ausgegangen, welche es ermöglichte, daß ‚*interest*‘ — das im älteren Sprachgebrauch nur in der eigentlichen Bedeutung des ‚*Verschiedenseins*‘ steht — zu einem Synonymum und Nachfolger von ‚*refert*‘ wurde.“ — Dazu bemerkt noch Landgraf (a. a. O.): „Übersetzen wir *interest* mit ‚es liegt dazwischen‘, so ist uns, meine ich, der Übergang der Bedeutung von *interest* zu der von *refert* verständlicher gemacht, also z. B. *quantum salutis communis intersit* ‚wieviel des gemeinsamen Wohles dazwischen liege‘, nämlich zwischen der Ernennung zweier Konsuln und der Nichternennung.“

Auch diese Erklärung von Schöll-Landgraf kann nicht befriedigen, und es möge mir daher gestattet sein, im Folgenden kurz darzulegen, in welcher Weise ich bisher im Unterrichte die eigenartige Konstruktion zu verdeutlichen suchte.

Nach dem Grundsatz, bei der Behandlung neuer Erscheinungen



und Regeln immer an bereits Gelerntes und schon Bekanntes anzuknüpfen, frage ich vor der Besprechung des Impersonale interest die Schüler: „Haben wir über das Verbum interesse schon früher etwas gehört?“ — Die meisten erinnern sich nun sofort an das beim Dativ stehende ‚interesse pugnae oder in pugna‘, beim Kampfe gegenwärtig sein, der Schlacht beiwohnen, an der Schlacht teilnehmen. (Vgl. Cic. Rosc. Am. 14: Hunc ne in convivio quidem ullo fere interfuisse...)

Von diesem interesse in pugna = an der Schlacht teilnehmen, gehe ich nun aus und erkläre den Schülern die Verbindung beim Impersonale ‚interest‘, z. B. ‚interest patris‘ als entstanden durch Ellipse aus ‚interest (in re) patris‘ = es nimmt teil = es hat Anteil an der Sache oder Angelegenheit des Vaters = es hat Anteil an Interesse (was ja res auch heißen kann) des Vaters = es liegt im Interesse des Vaters, es liegt dem Vater daran, es ist dem Vater daran gelegen. (Vgl. das Beisp. aus Cicero bei Georges s. v. interest: ‚interesse omnibus in rebus, in allen Dingen seine Hand im Spiele haben‘ = an allen Dingen teilnehmen, oder Anteil haben oder nehmen.)

Als ganz selbstverständlich ergibt sich nun weiter: ‚mea interest = (in re) meā interest‘ = es nimmt teil, es hat Anteil an meinem Interesse, mir liegt daran; ‚nostra interest = (in re) nostrā interest‘ = es hat Anteil an unserem Interesse, uns liegt daran; ‚omnium nostrum interest = (in re) omnium nostrum interest‘ = es hat Anteil an unser aller Interesse, uns allen ist daran gelegen. — Da in dieser Verbindung omnium immer voransteht, so darf, wie früher beim Genitivus partitivus gezeigt wurde (Englmann § 171, A. 1; Landgraf § 129, c, Zus. 1; Ellendt-Seyffert, § 124, A. 3), nach der Analogie von omnium nostrum expectatio nur omnium nostrum gesetzt werden und nicht nostra.

Für diese von mir angenommene Ellipse von ‚in re‘ scheinen mir auch noch die Verbindungen zu sprechen: ‚magni, permagni, parvi, tanti, quanti interest‘ = es liegt viel, sehr viel, wenig u. s. w. daran. — Ich ergänze zu magni das Substantiv ‚pretii‘ oder ‚momenti‘ (wie beim genitivus partitivus) und beziehe magni pretii oder momenti als genitivus qualitatis zu dem ausgelassenen ‚in re‘; also (in re) magni (pretii oder momenti) interest = es hat Anteil an einer Sache von großer Wichtigkeit, es liegt viel daran; oder: (in re) meā magni (momenti) interest = es hat Anteil an meiner Angelegenheit von großer Wichtigkeit = es hat Anteil an meiner wichtigen Angelegenheit = es liegt in meinem großen Interesse, es ist mir viel daran gelegen.

Dafs neben dem persönlichen ‚intersum in re = ich nehme an etwas teil‘, auch das unpersönliche ‚interest in re = es nimmt teil, es hat Anteil an etwas‘ einhergeht, daran brauchen wir uns nicht zu stofsen; wir dürfen uns nur z. B. erinnern an ‚fugio aliquem, ich fliehe jemand‘ und ‚fugit me = es flieht mich, es entgeht mir‘.

Ob sich für die vorstehende Erklärung aus den Sprachdenkmälern Beweise beibringen lassen, mag dahin gestellt sein; sie dürfte aber sicher ebensoviel oder vielleicht mehr für sich haben als alle früheren oft recht gewagten und gekünstelten Deutungsversuche. Jedenfalls wird nichts im Wege stehen, sie im Unterricht praktisch zu verwenden. Denn dafs sie geeignet ist, den Lateinlernenden die Konstruktion von interest mit einem Schlage klar und verständlich zu machen, habe ich schon oft und oft erprobt; und das ist doch sicher ein Gewinn.

Würzburg.

Dr. K. Reisert.

### Zu Hesychius s. v. *κολάπτει*.

Die in ihrer ersten Hälfte bisher unerklärte Glosse: *κολάπτει κλώθει πρὸς τῷ γόνατι ἢ γλύφει* ist ausser bei Hesych auch im Et. Gud. p. 334, 53 (wo fälschlich *κλώνθει* für *κλώθει* steht) und in der Wiener Handschrift des Aristaeus (cod. phil. gr. 310, s. Sörgel, Glossae Aristaeusae, diss. Erlang. 1893 p. 17) erhalten. Ihre Beziehung wird klar durch die schöne Entdeckung von Sophulis und Robert, dafs eine häufig in Griechenland gefundene Art thönerner Geräte die beim Spinnen verwendeten *ἐπίνητρα* oder *ὄνοι* sind (*Εφημερίς ἀρχαιολογική* 1892, 247 ff. mit Taf. 13). Wie Robert nachweist, wurde die Wolle, ehe sie um den Rocken gelegt wurde, auf dem *ὄνος*, einem über das Knie gestülpten Bock, zurechtgemacht. Auf der Vase, welche zu Sophulis' Entdeckung Anlaß gab, sitzt die Hausfrau mit dem *ὄνος* auf dem Knie da und schlägt (*κολάπτει*) eben die Wolle, daneben steht eine Dienerin mit dem leeren Rocken.

München.

Theodor Preger.

## II. Abteilung.

### Rezensionen.

Karl Brugmann und Berthold Delbrück, Grundriß der vergleichenden Grammatik der indogermanischen Sprachen. III. Bd.: Syntax von B. Delbrück. Erster Teil. Straßburg 1893 (Karl J. Trübner). XXIV und 795 S. M. 20.

Unter den Verhandlungen der 42. Philologen-Versammlung zu Wien, die bereits öfteren Wiederhall in diesen Blättern fanden, traten äußerlich die Arbeiten der jungen indogermanischen Sektion weniger hervor und haben, meist unter dem Zeichen der Accent- und Quantitätslehre stehend, vielleicht auch kein über den Kreis der Linguisten hinausreichendes Interesse für sich. Allein ein Vortrag, der in der letzten stark besuchten Sektionssitzung durch Hrn. Professor Stolz von Innsbruck, den rühmlich bekannten Grammatiker der lateinischen Sprache, gehalten wurde, wendete sich an die allgemeine Teilnahme und verdient dieselbe in vollem Maße. Herr Prof. Stolz verlangte mit Recht, daß ein verbindliches Kolleg für alle Philologen über die Grundsätze der Sprachwissenschaft an den Universitäten gelesen werde. Über die Möglichkeit und über die Art und Weise, diesen Gedanken in die Wirklichkeit umzusetzen ist Meinungsverschiedenheit möglich: dieselbe kam denn auch in der anschließenden Debatte zum Austrag. Keinesfalls aber reimt es sich mit unserer bayerischen höheren Studienordnung, dieses Fach etwa als Examensgegenstand in den Rahmen der Haupt- oder Spezialprüfungsfächer einzufügen. Jedoch könnte dem an sich etwas vagen Wunsche des Grazer Universitätsprofessors H. Schenkl, des Sohnes unseres Altmeisters Schenkl, daß an jedem Gymnasium wenigstens einer von den Altphilologen auch mit der vergleichenden Sprachwissenschaft eine nähere Fühlung habe, dadurch einigermaßen entsprochen werden, daß alle Gymnasialbibliotheken Werke von ausgezeichneter Bedeutung, wie F. Bopps nie alternde vergleichende Grammatik, W. von Humboldts Abhandlungen, Whitneys und Max Müllers Werke, H. Pauls Prinzipien der Sprachgeschichte und noch manche andere in ihr Repertoire aufnehmen. Eine heilsame Folge wäre auch die, daß das haltlose, verwegene Etymologisieren, wie es noch immer nicht ausgestorben ist, nach genauerem Studium der Lautgesetze, dem bei Ortsnamen das Studium der handschriftlichen Thatsachen, der Lokalgeschichte und der geographischen Verhältnisse zur Seite zu treten hat, von der Bildfläche verschwinden dürfte.

Zu den Werken, die den eisernen Bestand der linguistischen Abteilung der Gymnasialbibliotheken zu bilden hätten, gehört auch das oben genauer bezeichnete. Über die beiden ersten von K. Brugmann herrührenden Bände, deren Vorzüglichkeit jeder, der einmal mit denselben arbeitete, anerkennt, habe ich nicht zu berichten; die glänzende Beurteilung, die jenen zu teil geworden, darf unbedenklich auch auf den dritten Band übertragen werden, soweit derselbe vorliegt. Hatte Brugmann meisterhafte Vorarbeiten, wie die bekannten Werke Bopps und Schleichers zur Grundlage, so mußte Delbrück, im ganzen genommen, aus dem Rohen arbeiten; er wagte, was zuvor noch keiner gethan. Überblickt man die vorangegangenen Arbeiten des hochverdienten Forschers: *De infinitivo Graeco*. Halle 1863. *De usu dativi in carminibus Rigvedae commentatio*. Halle 1867. *Der Ablativ localis instrumentalis im Altindischen, Lateinischen, Griechischen u. Deutschen*. Ein Beitrag zur vergleichenden Syntax der indogermanischen Sprachen. Berlin 1867. *Vedische Chrestomathie*. Halle 1874. *Das altindische Verbum in den Hymnen des Rigveda seinem Baue nach dargestellt*. Halle 1874. *Das Sprachstudium auf den deutschen Universitäten*. Jena 1875. *Einleitung in das Sprachstudium*. Leipzig 1880 (in der Bibliothek indogermanischer Grammatiken Band 4). *Der Gebrauch des Konjunktiv und Optativ im Sanskrit und Griechischen*. 1871. *Altindische Tempuslehre* 1876. *Die altindische Wortfolge aus dem Catapathabrahmana*. 1878. *Die Grundlage der griechischen Syntax*. 1879. *Altindische Syntax*. 1888 (Bd. 1., 2., 3., 4., 5 der syntaktischen Forschungen von B. Delbrück und E. Windisch. Halle 1871 ff.). *Die neueste Sprachforschung. Betrachtungen über Georg Curtius Schrift zur Kritik der neuesten Sprachforschung*. Leipzig 1885. *Die indogermanischen Verwandtschaftsnamen. Ein Beitrag zur vergleichenden Altertumskunde*. Leipzig 1889 (in den Abhandlungen der Kgl. sächsischen Gesellschaft der Wissenschaften Bd. 21), so darf wahrlich behauptet werden, daß sich Delbrück sowohl in den Prinzipien der Sprachwissenschaft als in der Formenlehre, ohne die eine Syntax ja nie auskommen kann, und besonders in der Syntax der Einzelsprachen trefflich umgesehen hatte, ehe er an die Ausführung eines so kühnen Planes heranging, wie es eine vergleichende Syntax ist. In der That war, nachdem die ursprüngliche Absicht Brugmanns die Syntax mit ausgiebiger Unterstützung Delbrücks selbst darzustellen, nicht durchführbar erschien, niemand geeigneter die Aufgabe zu lösen als der präsumtive Mitarbeiter. Der Umstand, daß Delbrück das Keltische, Armenische und Albanische als ihm ferner liegend und noch nicht genügend bearbeitet aufser acht ließ (S. VI. 88), fällt meines Erachtens bei einem syntaktischen Werke weniger in die Wagschale.

Das Werk enthält nach der Vorrede (V—VII) eine Inhaltsangabe (IX—XIV), die wie in den meisten sprachwissenschaftlichen Büchern in nachahmungswerter Weise recht eingehend ist, dann ein Verzeichnis der wichtigsten Abkürzungen (XX—XXIV), welches in Verbindung mit der Einleitung (1—88) einen Ersatz für die im Werke selbst etwas

stiefmütterlich behandelten Literaturangaben bildet; bei einem Buche, das einen neuen Stoff von solchem Umfange behandelt, unterliegt gegenüber Brugmann, der mit vollen Händen streut, die verhältnismäßige Dürftigkeit keinem Tadel, doch hätte hier vielleicht ohne übergroße Mühe — ich erinnere an Breslauer und Würzburger Arbeiten — mehr geschehen können. Die Einleitung bildet eine interessante Ergänzung zu Delbrücks Einleitung in das Sprachstudium; sie unterscheidet sich durch die Beschränkung des Stoffes (Syntax), durch die weiter gesteckten Grenzen (Geschichte der syntaktischen Forschung von den Griechen durch die Scholastik hindurch zur neueren und neuesten Zeit) und durch die starke Betonung des Einflusses, den die Philosophie auf die Syntax geübt, während die Einleitung in das Sprachstudium gerade die Bedeutung der Philosophie für die indogermanische Sprachforschung gering wertet (S. IV). Man sieht leicht, daß der geschichtliche Teil vollständiger sein könnte, aber eben so leicht bemerkt man die Absicht des Verfassers, gerade das im allgemeinen weniger Bekannte hervorzuheben. Mit theoretischen Darlegungen und Mitteilungen über den Umfang, in dem die indogermanischen Sprachen ausgenützt sind, schließt die Einleitung zur vergleichenden Syntax ab.

In 15 Kapiteln folgt die Darstellung der Syntax, soweit sie in diesem Bande besprochen werden konnte (S. 89—774); sie umfaßt das Substantivum (Geschlecht S. 89—133, Numeri 133—172, die Grundbegriffe der Kasus und der Synkretismus 172—199, der Ablativ 200—217, der Lokalis 217—230, der Instrumentalis mit Anhang: Der homerische Kasus  $\varrho(\nu)$  231—276, der Dativ 277—306, der Genitiv 307—360, der Akkusativ 360—393, der Nominativ, Vokativ 393—400), das Adjektivum (400—460), die Pronomina (460—521), die Zahlwörter (521—535), die Adverbia (535—643), die Präpositionen (643—774). Der folgende Band wird die Lehre vom Satze, wozu auch Wortstellung, Satzbetonung und Verwendungszwecke der Wörter gehören, und vom zusammengesetzten Satze bringen (S. 84 f.). Ich halte es für durchaus zwecklos mit dem Verfasser eines derartigen Werkes über die Stoffgliederung zu rechten, zumal wenn sie, wie hier, im großen und im kleinen wohlwogen und ganz und gar nicht pedantisch ist und entgegenstehende Bedenken nicht übersieht.

Daß uns Delbrück nicht ohne genauen Index (der mit Kasus verbundenen Verba und Adjektiva sowie der Adverbia S. 775—793) entläßt, ist bei ihm, da er möglichst eingehende Indices sehr wohl zu schätzen weiß (S. 87, vgl. S. 56 Anm.), selbstverständlich. Die Nachträge und Berichtigungen (794—795) ließen sich leicht vermehren; ich will aber den Raum nicht mit der Angabe von Druckfehlern und unwillkürlich sich einstellenden Schreibinkonsequenzen verschwenden, die jeder selbst verbessern kann. Sollte der Verfasser sich dafür interessieren, so stehen ihm nach längerem Gebrauche meine Randnotizen gerne zur Verfügung.

Das ganze Werk zeichnet sich insbesondere durch die Ruhe und Klarheit aus, mit welcher der Verf. alle vorkommenden Fragen be-

spricht; so wird auch dem weniger tief Eingeweihten ein Einblick ermöglicht. Mit feinem Takte hat es der Verfasser verstanden, die gesicherten Ergebnisse der Sprachwissenschaft von problematischen, wenn auch noch so geistvoll begründeten Hypothesen zu sondern und sich bemüht, den heutigen Stand der Forschung leicht verständlich und schlicht darzulegen. Fruchtbare Anregungen zu weiteren Studien sind nicht nur dadurch gegeben, daß neue Stoffgebiete erschlossen sind, sondern auch dadurch, daß bei bereits reiflich behandelten Gegenständen neue Möglichkeiten der Erklärung aufgedeckt werden. Schwierigkeiten werden nicht verschleiert, sondern kühl und offenherzig bloßgelegt. So ist auch der Ton der Darstellung nicht der apodiktische bestimmter Selbstverständlichkeit, sondern der behagliche lehrhafter Erörterung. Interessant ist der Exkurs über die Grundbegriffe nach der indischen Grammatik, „welche sich durch die Schärfe der Fassung vorteilhaft von demjenigen unterscheiden, was in unserer europäischen Tradition Gestalt gewonnen hat“ (S. 172); die Begriffsbestimmungen der indischen Grammatik haben bekanntlich der Sprachforschung schon manche gute Dienste gethan und erst jüngst wieder hat ein berufener Kritiker im Literarischen Centralblatt 1893 Nro. 46 S. 1646 (Windisch?) auf deren Bedeutung hingewiesen. Die Beispiele sind trefflich gewählt und namentlich methodisch sehr wertvoll; man erkennt überall die ausgebreiteten eigenen Studien des Verfassers, der den Stoff souverän beherrscht.

Alles in allem; ich wüßte nicht, was man in diesem mit wunderbarer Sachkenntnis, erstaunlichem Wissen und feinem Urteile völlig neugeschaffenen Werke tadeln sollte; zu loben und mit freudiger Dankbarkeit anzuerkennen ist vieles, das Ganze und das Einzelne.

München.

Adolf Dyroff.

Schöninghs Ausgaben deutscher Klassiker mit Kommentar. XVII. Prinz Friedrich von Homburg. Ein Schauspiel von H. v. Kleist. Mit ausführlichen Erläuterungen für den Schulgebrauch und das Privatstudium von Dr. J. Heuwes. Paderborn 1892.

Das früher vielfach herabgewürdigte und erst in neuerer Zeit wieder zu entsprechender Geltung gelangte Drama verdient besonders wegen der ganz vorzüglichen Charakterentwicklung des Haupthelden, wegen der erschütternden dramatischen Gewalt der Handlung, sowie wegen der eigenartigen, kraftvollen und edlen und doch so einfachen Sprache mit in den Kanon der an unseren Gymnasien zu lesenden Dramen aufgenommen zu werden.

Das vorliegende Heft bietet alles, was zu einer fruchtbringenden Lektüre verlangt werden kann, besonders wenn man auch die Rücksicht auf das Privatstudium in Betracht zieht, teils in einem fortlaufenden Kommentar, teils in einem besonderen Anhang. Den ersten begleiten kurze Inhaltsangaben der einzelnen Auftritte sowie Hinweisungen auf den Stufengang des Dramas, von denen aber die Angaben

über besondere „Höhepunkte“ der einzelnen Aufzüge den Schüler bezüglich des dramatischen Aufbaues eher irre zu machen als zu unterstützen geeignet sind. Der Anhang bringt in der bei diesen Ausgaben gebräuchlichen Weise ziemlich ausführliche Darlegungen über den Dichter, über den Stoff der Dichtung und deren geschichtliche Grundlage mit Beigabe eines Planes der Schlacht bei Fehrbellin nach Merian, eine Übersicht über den Gang der Handlung größtenteils nach Unbescheid u. s. w.

Würzburg.

A. Baldi.

Friederike von Sesenheim. Nach geschichtlichen Quellen von Dr. J. Froitzheim. Gotha, Friedrich Andreas Perthes, 1893. (IV und 137 S. 8.)

Ein klägliches Machwerk, diese vorgeblich wissenschaftliche Untersuchung, an deren Titel außer dem Namen des Herrn Verfassers so ziemlich alles falsch ist. Froitzheim schöpft nicht aus Quellen, sondern aus Pfützen; was er für „geschichtlich“ hält, das ist zum größten Teil wertloser oder böswilliger Klatsch, unsinniges Gerede von alten Bauern und Bäuerinnen oder tollkühne Fiktion, haltlose Vermutung und schwindelhafte Hypothese. So bringt er denn ein Bild zusammen, in dem kein Mensch Goethes Friederike wiederzuerkennen vermag, ein Bild, an dessen Echtheit kein Mensch, der auch nur eine Ahnung von geschichtlicher Forschung hat, glauben kann. Dickere, ekelhafter Schmutz überall, in welchem aber Froitzheim mit Wonne herumwühlt! Da hören wir, daß Friederike Brion in Wirklichkeit ganz anders ausgesehen habe, als wir leichtgläubige Thoren auf Goethes Worte und auf sonstige gleichzeitige Äußerungen hin bisher meinten. Sie sei vielmehr ein liederliches Ding gewesen, das zuerst von Goethe verführt wurde, dann mit verschiedenen anderen recht gemein liebäugelte und zuletzt mit einem katholischen Geistlichen zu Fall kam; erst in späteren Jahren habe man ihr nichts mehr nachsagen können. Diesen Haufen von Unrat hat nun zwar Froitzheim nirgends so schön zusammengeschichtet, wie er ihn uns unter die Nase rückt, bereits vorgefunden. Vielmehr hat er sich die einzelnen Kotklumpen erst mühsam herbeigetragen und präpariert. Aus Klatschreden, Briefstellen und Urkunden schöpft er sein Wissen. In den letztern steht freilich nie das, was er sucht; aber da nimmt er flugs einige Verschweigungen oder Verdrehungen an, ergänzt nach Belieben ein paar fehlende Zwischenglieder, ändert die in den Dokumenten wirklich genannten Namen, baut Vermutung auf Vermutung, eine ungläubliche Hypothese auf die andere und ist mit seinem Beweise fertig, ehe ihm nur im geringsten zum Bewußtsein gekommen ist, daß seine Arbeit vom ersten bis zum letzten Satz durchaus hinfällig ist. Keine Spur von wissenschaftlichem Ernst, kein Begriff von Methode: der Mann kann rein gar nichts! Desto arroganter rühmt er sich seiner vermeintlichen Geistesthat; S. 44 f. versteigt er sich gelegentlich zu der famosen Bravade: „Auch Erich Schmidt . . . wird sich überzeugen, wie unklug

er gehandelt hat, mich, von dessen Gründlichkeit er noch recht viel zu lernen hat, durch hochmütigen Spott zu reizen.“ Es fehlt mir und wohl auch den Lesern dieser Blätter an Zeit und an Lust, auf das Gefasel des Herrn Froitzheim im Einzelnen einzugehen. Als einziges Probchen seiner Beweisführung — es ist lange nicht das stärkste Stück, das er sich in dem saubern Buche leistet! — diene eine Stelle auf S. 110. wo er Hermann Grimm, der auf die künstlerisch freie Gestaltung des Charakters und der Schicksale Gretchens im „Faust“ nach Friederikens Vorbild hingewiesen hat, allen Ernstes tadelt, dafs er nicht folgenden „einfacheren“ und „natürlicheren“ Schlufs zog: „Da Gretchen ihrem Geliebten ein Kind geboren, so ist bis auf Weiteres das Nämliche von ihrem Vorbild Friederike anzunehmen.“ Der Mann versteht doch wohl die Geheimnisse des dichterischen Schaffens! Warum schließt er denn nicht gleich weiter: „Da Gretchen ihr Kind und ihre Mutter umgebracht hat und daraufhin zum Tode verurteilt worden ist, so müssen wir dasselbe von Friederike glauben?“

Herr Froitzheim wird vermutlich auch künftig noch aus allerlei Staubwinkeln garstiges Kehrlicht zusammenlesen, das kennen zu lernen aufser ein paar Schmutzflinken niemand lüstern ist. Die Freude an diesen Dingen soll ihm und seinen Genossen unverwehrt bleiben; nur hüte er sich vor der unsinnigen Anmaßung, solch verderbliche Zeitvergeudung für wissenschaftliche Arbeit auszugeben!

München.

Franz Muncker.

### Neue Erscheinungen auf dem Gebiete des deutschen Aufsatzunterrichts.

Aufserordentlich viel versprechend tritt eine Schrift auf, deren einleitende Worte jeden unbefangenen Leser zu dem Ausruf veranlassen werden: Endlich ist das Universalheilmittel gefunden, durch dessen Hilfe unsere Jugend deutsche Aufsätze leicht und richtig machen lernt. Es ist diese:

Rudolf Knilling, Einführung in die stilistische Entwicklungslehre. Ein Beitrag zur Reform des Aufsatzunterrichts. München. Max Kellerer. 1893.

Sieht man jedoch näher zu, so merkt man, dafs die Brochüre eine plumpe Reklame für Schiefßls Entwicklungstheorie und eine noch plumpere für das neu entdeckte Lehrverfahren des Rudolf Knilling ist. Die Frage, ob Schiefßls Forderung berechtigt ist, dafs der Verfasser jedes deutschen Aufsatzes immer den Zweck, den er durch seinen Aufsatz erreichen will, deutlich hervorhebe, ist oft erörtert und für uns erledigt; denn jeder Aufsatz, der von vornherein nicht blofs durchblicken läfst, sondern geradezu ausspricht, warum er geschrieben ist, erscheint uns verfehlt. Der so deutlich zu Tage tretende Zweckbegriff hat höchstens in Geschäftsaufsätzen und im Briefstil eine Berechtigung; in allen anderen Fällen muß die Ausarbeitung als solche, die Sache, der Inhalt selbst wirken. Eine Anknüpfung an gewisse Vorfälle, Anlässe etc. ist



allerdings leicht, entspricht aber durchaus keinem Kunstwerke: und ein Kunstwerk ist auch der kleinste Aufsatz. Es ist hier genau wie bei einem Gemälde: läßt der Maler zu sehr die Absicht merken, welche er mit seinem Bilde hatte, dann wenden wir demselben unbefriedigt den Rücken; man merkt die Absicht und wird verstimmt. Rudolf Knilling sieht den Wald vor lauter Bäumen nicht, wenn er an seinen Herrn und Meister sich anlehnd sagt, daß Schiefel „den Urquell der stilistischen Gesetze, das erlösende Zauberwort, das uns die tiefsten Geheimnisse erschließt“, gefunden habe, daß er „der Hexenmeister sei, der die ganze Entwicklungstheorie hervorgezaubert habe“. Rudolf Knilling hätte übrigens auch wissen können, daß Schiefel mit seiner Forderung, inventio und dispositio dürften nicht völlig getrennt vorgenommen werden, nichts Neues entdeckt hat; denn es gehört ins ABC des deutschen Lehrverfahrens, die Schüler daran zu gewöhnen, daß sie im allgemeinen die Gedanken in der Ordnung aufsuchen, in welcher dieselben später auszuführen sind.

Das nagelneue Verfahren Knillings nun aber, das an jedem Aufsatz vier Dispositionen will, nämlich eine sachgemäße, eine praktische, die sich an den Zweckbegriff anschließt, eine für die wissenschaftliche oder rhetorische Ausführung geeignete und endlich eine vierte, welche alle Vorzüge der vorausgegangenen in sich vereinigt, die ästhetische, ist verkehrt, insofern der Entdecker Disposition mit Ausarbeitung, beziehungsweise Vertiefung und Feile verwechselt. Der Schüler ist nach meinem Dafürhalten anzuhalten, eine sachgemäße Disposition zu liefern, der Zweckbegriff kann bei Briefen und Geschäftsaufsätzen hervorgehoben werden, sonst ist er geradezu störend, die beiden anderen Forderungen, Berücksichtigung des rhetorischen und ästhetischen Gesichtspunktes, sind bei der Ausarbeitung zu erfüllen. Der Beweis, daß unser bisheriger Lehrbetrieb im deutschen Aufsatz ganz verkehrt sei, erscheint demnach durch die mit so viel Selbstgefühl und Pathos vorgetragene Lehre des neuen Messias auf dem Gebiete der deutschen Aufsatzlehre nicht erbracht.

Mehr in Verbindung mit den wirklichen Verhältnissen und Bedürfnissen steht

Jos. Kehrein, Entwürfe zu deutschen Aufsätzen und Reden. 8. Aufl. Paderborn. Schöningh. 444 S.

Das Buch zerfällt in vier Abteilungen, deren erste eine im allgemeinen brauchbare Theorie der Stilistik und Rhetorik, die zweite Proben von Aufsätzen, die dritte Entwürfe und die vierte Sprichwörter, Denksprüche, Themata und metrische Aufgaben enthält. In der ersten Abteilung wird eine bestimmte Scheidung zwischen Erzählung und Beschreibung vermisst: ein historischer Beweis für eine Beschreibung ist eine Verkehrtheit. Ebenso verkehrt ist es, die theoretischen Themen den historischen vorangehen zu lassen. Überhaupt vermisst man ein klares, stufenweises Vorwärtsgen: leichte und schwierige Aufgaben folgen bunt durcheinander wie in der Beschreibung, so in den Proben.

Die Beibehaltung der Chrie mit all ihren Teilen, sogar mit dem dictum cum laude auctoris, ist ein veralteter Standpunkt; die Beispiele für die Theorie der Figuren sind zum großen Teil unpraktisch gewählt, da sie nicht selten zu umfangreich sind. Unrichtig ist es wohl auch, daß die Tropen unter die Figuren, als Darstellung unter einem sinnlichen Bild, eingereiht sind; dagegen ist die Einteilung der Figuren nach den Gesichtspunkten der Aufmerksamkeit, der Einbildungskraft, der Gemütsbewegungen, des Witzes und Scharfsinns als recht angemessen zu bezeichnen. Die Aufeinanderfolge der Aufsätze: Beschreibung, Erzählung, Abhandlung, Briefe, Geschäftsaufsätze, Gespräche beweist den Mangel jeder Erfahrung. Beschreibung und Schilderung sind nicht scharf getrennt; so ist gleich das erste Beispiel (S. 63): „Waldkonzert im Walde“ keine Beschreibung, sondern eine Schilderung. Viele Proben sind veralteten Schriftstellern entnommen und können demnach nicht als Proben dienen, z. B. das Leben der alten Christen. Überhaupt sind diese „Proben“ beileibe keine Aufsatzbeispiele, sondern lediglich Lesestücke von oft sehr großem Umfang; oder soll der Aufsatz: „Die Ritterburgen“ (S. 93), der sieben Seiten umfaßt, als eine Probe für einen Schüleraufsatz gelten? soll dies der Aufsatz: „Klopstocks Messias in Goethes Familie“ (aus Goethes Wahrheit und Dichtung) oder Jean Pauls „Neujahrsnacht eines Unglücklichen“ sein? Fast komisch berührt es, den Aufruf des Königs Friedrich Wilhelm III. an sein Volk vom Jahre 1813 unter den Geschäftsaufsätzen zu finden. Eine Verteidigungsrede eines Brandstifters durch seinen Verteidiger (S. 182) gehört wohl auch kaum in ein Buch, das der Schule dienen soll.

Die Entwürfe bieten viel brauchbaren Stoff für den Lehrer, der dieselben als Grundlage seiner eigenen Arbeit benützt. An und für sich enthalten sie meist zu wenig und lassen umfassende und erschöpfende Behandlung des Themas häufig vermissen. Auch überwiegen zu sehr die moralisierenden Themen zu Ungunsten derjenigen, die sich an die Lektüre anschließen. Recht brauchbar sind dagegen die metrischen Aufgaben des Anhangs, besonders für die Stufe der mittleren Klassen des Gymnasiums, weil der Schüler durch praktische Übungen am besten in das Wesen der trochäischen, jambischen, daktylischen, anapästischen Versarten eingeführt wird.

Im ganzen und großen eignet sich das Buch wohl für die Hand des Lehrers, insofern es, mit vorsichtiger Auswahl benützt, manches Gute enthält und vielfach Anregung bietet zu weiterem Ausdenken und Ausarbeiten.

Brauchbarer erscheint

G. Tschache, Themata zu deutschen Aufsätzen in  
Dispositionen und Ausführungen. Breslau. Kern.  
196 S. 4. Aufl.

Das Buch enthält meist Stoffe für die höheren Klassen und zwar nicht selten solche, die nicht auf der gewöhnlichen Heerstraße liegen.

Leider fehlt bei den meisten Themen, soweit sie nicht historisch sind, der logische, auf innerer Begründung beruhende Beweis, andererseits ist bei sehr vielen Dispositionen eine klare Übersichtlichkeit, ein bestimmtes Einteilungsprinzip, also gerade das Rückgrat eines schulgerecht gebauten Aufsatzes entweder nicht vorhanden oder nicht einwandfrei. Bei mehreren Stücken zweifelt man, ob man eine Skizze oder eine Ausführung vor sich hat (vgl. in dieser Hinsicht die Stücke: Das Rolandslied, Charakterschilderung Hagens, Inhaltsangabe der „Alpen“, Gedankengang von Klopstocks Frühlingsfeier), bei vielen fehlt die Einleitung, z. B. bei Nro. 3, 10, 14, 15, 16, 17, 18, 19; manche andere enthalten lediglich Andeutungen oder leicht hingeworfene Gedanken, wie in Nro. 8, 14, 34, 82. Auch sieht man nicht ein, warum da und dort methodische Winke bei der Einleitung gegeben sind, statt dafs der entsprechende Gedanke angeführt ist; auch die Fassung mancher Themen läfst in Bezug auf Bestimmtheit zu wünschen übrig, z. B. Schilderung des goldenen Zeitalters und einige Bemerkungen darüber. Trotz alledem wird das Buch vielen Lehrern eine Hilfe, mindestens eine willkommene Anregung bieten, besonders deshalb, weil im allgemeinen die Themen sich an gelesene Schulschriftsteller anschließen oder sich im Rahmen des die Schüler höherer Klassen beschäftigenden Stoffes halten.

Zu den besten Dispositionsbüchern zählt meines Erachtens:

Adolf Heinze, Praktische Anleitung zum Disponieren  
deutscher Aufsätze. Leipzig. Will. Engelmann.

Das Buch, nunmehr in fünfter Auflage und gegenüber den früheren Auflagen geradezu als ein fast ganz neues Buch erscheinend, besteht aus fünf Einzelbändchen, von denen das erste Stoffe aus der politischen und Kulturgeschichte, aus der Religion, Philosophie und Ästhetik, aus griech. und röm. Werken, das zweite Stoffe aus deutschen Schriftstellern, das dritte Stoffe in Anlehnung an Aussprüche und Sinnsprüche deutscher Denker und Schriftsteller, das vierte solche aus der Geographie, dem Natur- und Menschenleben, das fünfte endlich eine Theorie über die Disposition und ein Register über die vier Hefte enthält. Die im letzten Bändchen gegebene Aufsatztheorie ist kurz gefaßt und durch passende Beispiele anschaulich gemacht. Die Dispositionen selbst, mehr für die mittleren als die höheren Klassen des Gymnasiums bestimmt, zeichnen sich besonders dadurch aus, dafs sie, aus reicher praktischer Erfahrung hervorgegangen und sich im Rahmen des für die Schule Zulässigen haltend, meist eine bestimmte logische Gliederung auf Grund eines klaren Einteilungsprinzips geben und sich über alle Gebiete des Schulbetriebs erstrecken. Wenn auch hie und da die Citate und Sentenzen zu üppig ins Kraut schiefen, so wirkt doch die ruhige und sachgemäße Entwicklung des Gedankengangs bei den meisten Themen wohlthuend. Das Buch wird in seiner neuen Gestalt sicherlich viele warme Anhänger finden.

Ein ähnlich treffliches, wenn auch in seiner ganzen Anlage von dem eben besprochenen grundverschiedenes Buch ist das gleichfalls in neuer Auflage erschienene Buch:

L. Cholevius, Praktische Anleitung zur Abfassung deutscher Aufsätze, in Briefen an einen jungen Freund. 6. Aufl. Leipzig. Teubner. 194 S. M. 2.40.

Dieses Werk hat eine ungewöhnliche Einrichtung, indem es sich von dem herkömmlichen Schematismus der Rhetorik fern hält; es wendet sich in Briefform an den Lernenden und sucht besonders schwächeren Schülern auf eine faßliche Weise zu zeigen, wie sie durch wirksame Übungen nicht bloß im Deutschen, sondern auch in den übrigen Fächern sich in den Stand setzen können, „einmal beim Abiturientenexamen mit ihrem Aufsatz einige Ehren einzulegen“. Schon daraus geht hervor, daß es kein Buch der Gelehrsamkeit ist, sondern mehr ein pädagogischer Herzenseerguß, indem es in einfach-schlichter Diktion sehr beherzigenswerte Winke gibt, wie die Schüler durch systematisches Lesen und Arbeiten allmählich nicht bloß eine Beherrschung des jeweiligen Stoffes, sondern auch die nötige Gewandtheit in der Darstellung sich aneignen können. Von den meisten Aufsatzbüchern unterscheidet es sich ferner dadurch, daß es nicht wie jene das Ziel, das der Schüler anstreben muß, sondern den Weg zu diesem Ziele angibt; besonders wirksam scheint die hier beobachtete Methode zu sein, nach welcher der Verf. nicht selten falsche Dispositionen, wie sie häufig von Schülern gemacht werden, zergliedert, um daran den verkehrten Weg zu zeigen, auf dem jene unrichtige Disposition zu stande gekommen ist. Gerade durch diese Gegenüberstellung erhält der Schüler eine klare Einsicht in die Art der richtigen Gedankenfolge und Gedankenordnung. Mag auch zu bedauern sein, daß die Beispiele, die bei Besprechung von deutschen Themen herangezogen sind, meist moralisierender Natur oder zum Teil veraltet sind, so empfiehlt sich nichtsdestoweniger das Buch schon wegen des warmen Tones, der hier angeschlagen ist, und wegen der Hoffnungsfreudigkeit, welche durch die väterlich-freundliche Aufmunterung auch in schwächeren Schüler erregt wird, endlich auch dadurch, daß viele treffliche Winke über die Art und Weise des Studiums überhaupt und über die Abfassung deutscher Aufsätze insbesondere gegeben sind. Der Inhalt desselben sollte, besonders in mittleren Klassen des Gymnasiums, etwa durch Cirkulation des Werkchens jedem Schüler zur Kenntnis gebracht werden, mindestens sollte es in keiner Bibliothek der mittleren Klassen fehlen.

Zu den brauchbaren Dispositionsbüchern zählt ferner:

Theodor Gelbe, Die Stilarbeiten. Anleitung und Dispositionen. Leipzig. Teubner. 239 S.

Die ziemlich knapp gegebene Anleitung bietet das Landläufige; Neues ist nichts zu entdecken, wenn es nicht etwa die Anleitung (S. 19) sein soll, nach der die Schüler zu leerem Phrasenmachen aufgemuntert

werden; die dort angeführten Phrasen für den Übergang: „es dürfte daher nicht überflüssig sein, diese Behauptung dürfte sich bestätigt finden durch eine genauere Betrachtung, nicht vieler Mühe wird es bedürfen, um die Wahrheit zu erweisen, oder gar: um das Thema zu beweisen, wollen wir ergründen etc. etc.“ sind grundsätzlich zu verurteilen, da sie die Schüler, die sich ohnedies gerne mit leeren Redensarten begnügen, geradezu zu ödem Geschwätz verleiten. Derlei Übergänge sind, wenn sie auch in den antiken Schriftstellern häufig vorkommen, dem deutschen Wesen und der deutschen Sprache fremd. Auch die Aufgaben sind zumeist die herkömmlichen, in kaum neuer Behandlung; nur selten begegnet man einem neuen Thema. Die Anordnung der Gedanken ist im allgemeinen klar und übersichtlich. Die Bedeutung des Anhangs, welcher Citate aus Schillers und Goethes Werken enthält, ist nicht recht verständlich; denn die Zusammenstellung ist für Lehrer und Schüler überflüssig; der Lehrer bedarf ihrer nicht und der Schüler soll durch eigenes Lesen und durch Aufzeichnung in seinem Sammelheft sich selbst einen Schatz von Citaten etc. sammeln. Im allgemeinen eignet sich das Buch mehr für Realanstalten als für humanistische Gymnasien.

Von anderen hierher gehörigen Schriften sind noch zu nennen:

Walter Berg, Aufgaben zu deutschen Aufsätzen und Vorträgen in den oberen Klassen höherer Lehranstalten. Berlin. Gärtner. 1893. 202 S. und

Fr. Umlauf, 6900 Themen zu deutschen Aufsätzen und Redeübungen an Obergymnasien und Oberrealschulen. Wien. Gräser. 1893. 244 S.

Beide Werke haben ihren Ursprung in einer Zusammenstellung von Aufgaben zu deutschen Aufsätzen nach Jahresberichten. Das erstere Werk verzeichnet die in den letzten fünf Jahren an Lehranstalten der Provinz Sachsen gegebenen Themen, soweit sich dieselben an den Unterricht in der Religion, Geschichte, Geographie und an die Lektüre klassischer Schriftwerke anschließen. Die Sammlung zeugt von großem Fleiße und von Geschick in systematischer Anordnung.

Im zweiten Werke, das gleichfalls von enormem Fleiße Zeugnis ablegt, hat Umlauf sich der noch schwierigeren Aufgabe unterzogen, die Themen nicht nur nach den einzelnen Klassen und mit Rücksicht auf den österreichischen Lehrplan, sondern auch innerhalb jeder Klasse dieselben wieder nach Fächern zu ordnen. Im Anhang dieses zweiten Werkes sind noch 511 Aufgaben zu Redeübungen und 342 Themen gegeben, wie solche an österreichischen Anstalten als Maturitätsaufgaben gestellt wurden. Die beiden Bücher verdienen als Fundgrube für deutsche Themen volle Beachtung; sie sind Sammelwerke, die dem Lehrer manche Anregung bieten und gute Dienste leisten können.

München.

Johannes Nicklas.

T. Livi ab urbe condita libri. Ed. Antonius Zingerle. Pars VI. Fasc. I. Liber XXXVI—XXXVIII. Vindobonae et Pragae 1893. Editio maior 188 S. 1,20 M. Editio minor 154 S. 1 M.

Bei der noch immer nicht endgültig gelösten Handschriftenfrage der vierten Dekade des Livius hat die Textkritik dieser Bücher mit großen Schwierigkeiten zu kämpfen. Zingerles Verdienst ist es, in verschiedenen zerstreuten Beiträgen, besonders aber in seiner neuesten Schrift „Zur vierten Dekade des Livius“ (Sitzungsberichte der Kais. Akademie der Wissenschaften, Wien 1893, Bd. 128) einige neue Streiflichter auf das Verhältnis der beiden Haupthandschriftenklassen zu einander geworfen zu haben. Durch sorgfältig angelegte und langjährig fortgesetzte Sammlungen und Beobachtungen ist er zu der uns sehr überzeugenden Annahme gedrängt worden, daß schon ziemlich frühe ein gewisser gegenseitiger Einfluß der zwei Klassen in teilweise durchkorrigierten Exemplaren stattfand, und daß auch S (= Spirensis) vielleicht mehrfach solche Spuren zeigt. Ferner hat sich ergeben, daß unter den jüngeren codices dem Lov. 2 eine besondere Aufmerksamkeit zuzuwenden sei und daß er zur etwas besseren Aufhellung mancher Fragen beitragen könne. Diese Forschungen sind natürlich auch dem neuen Texte Zingerles sehr zu statten gekommen; an nicht wenigen Stellen finden wir entschiedene Besserungen in den Text gesetzt, an anderen ist in der adnotatio der Finger auf die Wunde gelegt und in der Regel der richtige Weg zur Heilung angedeutet. Wir besprechen im Folgenden eine Anzahl der wichtigeren Stellen.

36, 9, 12 entscheidet sich Z. mit Recht für *castigatione* (Lov. 2. B *castigationes*, M *castigationibus*), wofür auch der sonstige Gebrauch bei Livius spricht. — 21, 5 wird richtig mit B *ad Hydruntem* hergestellt. Damit fällt diese Belegstelle für die seltene Nebenform *Hydruntum*. — Zu billigen ist auch 28, 4 die Schreibung *prope dicentem* <Phaeneus> *interfatus Romanum* nach cod. Voss. und unter Vergleichung von 32, 34. 2. 36, 27, 3. — Weniger Wahrscheinlichkeit hat die Änderung 41, 3 *nec denique* für *neque enim*.

37, 4, 8 schreibt Z. *necopinatam* statt *inopinatam* (*opinatam* B. Lov. 2, Voss., *inopinatam* al. rec. codd. et ed. vet.), da Livius auch sonst *necopinatus* mit Vorliebe sagt. — 13, 8 schlägt Z. vor statt des ersten iam zu lesen *inde*, ich möchte es lieber mit Madvig und M. Müller einfach streichen. — Ansprechend ist die Vermutung 16, 9 zu schreiben *levis* <*armaturae*> *excursionibus* statt *levibus* *excursionibus*, besonders wenn man die benachbarte Stelle (18, 4) vergleicht: *excursionibus equitum levisque armaturae magis lacessebat quam sustinebat hostem*. — In den Text gesetzt finden wir 18, 7 die nicht üble Vermutung *paucis* <*Syris*> *admixtis*, vgl. 40, 12. — 24, 7 überliefern BM *consurrexere omnes, contemplatae trepidationem fugamque hostium ac prope una voce omnes, ut sequerentur, exclamaverunt*. Auch wir halten mit Z. dafür, daß vor *ac* etwas ausgefallen sei (andere wollen nämlich mit jüngeren Hss. das *ac* streichen); bezweifeln aber, ob seine Einschlebung von *alacri* das Richtige trifft. Vergleichen wir Stellen wie Cic. Phil. 6, 2 *cum vos universi una*

mente atque voce conclamastis, ib. 1, 21 omnes cives una et mente et voce consentiunt; ib. 4, 8 una mente unaque voce; 7, 22 una mente atque voce; har. resp. 45 senatus acerrime una voce ac mente restiterat, so ist wohl kein Zweifel, daß wir vor ac einfach <una mente> zu ergänzen haben, der Ausfall erklärt sich durch das folgende una voce infolge Abirring des Schreibers sehr leicht. — 41, 2 ist ebenfalls etwas ausgefallen, wie Z. richtig annimmt. Dort heißt es in den Hss. nebula matutina, crescente die levata in nubes, caliginem dedit; umor inde ab austro velut perfudit omnia. Aus den auf diese Schlacht bezüglichen Stellen lat. und griech. Schriftsteller geht hervor, daß die Feuchtigkeit den persischen Bogenschützen von großem Nachteil war. vgl. Flor. 2, 8 imbre, qui subito superflusus mira felicitate Persicos arcus corruerat und Aur. Vict. 53 cum arcus hostium pluvia hebetati fuissent. Z. vermutet nun nach der letzteren Stelle, es sei pluvialis zu ergänzen. Warum er gerade dieses der Augusteischen Dichtersprache angehörige Adjektiv vorzieht, verstehe ich nicht; es liegt doch viel näher an das der Prosa bei Cicero und Sallust geläufige pluvius zu denken. — 44, 4 wird mit Recht hergestellt Magnesia ad Sipylum für ab Sipylo. Sehr instruktiv sind die reichlich gesammelten Belege für die Verwechslung der Präpositionen ab und ad in den Hss.; wir erinnern bei dieser Gelegenheit an die nicht minder häufige Verwechslung von ab und ob, worüber Thielmann handelt in den Commentationes Wölflinianae S. 253 ff. — Richtig ist wohl auch 54, 18 geschrieben in solo illo antiquo für das überlieferte modo, wenn man sich das abgekürzte modo aus einem undeutlich geschriebenen illo entstanden denkt. — Nicht befreunden können wir uns mit der 56, 2 vorgetragenen Vermutung. Die Hss. bieten: Lycaoniam omnem et Phrygiam utramque et Mysiam, regias silvas, et Lydiae Joniaeque extra ea oppida, quae . . . regi Eumeni iussa dari. Während Z. nämlich in seinem Texte Madvig folgend schreibt: et Mysiam regiam et Milyas (cf. 38, 39, 15 Phrygiam utramque . . . et Mysiam, quam Prusia rex ademerat, ei restituerunt et Lycaoniam et Milyada et Lydium etc.), vermutet er in der erwähnten Abhandlung S. 16 et Mysiam ad Rhyndacum sitam et Milyas et Lydiae etc. Die Stelle ist offenbar stark verdorben und kann nur mit Hilfe der anderen geheilt werden. In silvas steckt die bei der Aufzählung fehlende Landschaft Milyas, Gen. Milyadis und in dem verstümmelten regiam finden wir regiones. Es wird also zu schreiben sein et Mysiam et regiones Milyadis, Lydiae Joniaeque. Dann hängen auch die Genitive Lydiae und Joniae viel ungezwungener von regiones ab, als im andern Falle von oppida, weshalb Ruperti und Z. nach ihm umstellte L. Joniaeque oppida extra ea. „Doch wäre es, bemerkt Weissenborn mit Recht, auffallend, wenn nur die Städte ihm gehören sollten.“ — Gut ist die Schreibung 58, 8 ab ultimis Orientis <terminis>; orientis in B, vgl. 35, 48, 8; zweifelhaft die Änderung 38, 13, 9 von quoque in utique; wahrscheinlich 58, 8 ab senatu dignum ductum statt visum, vielleicht existimatum? vgl. Cic. har. resp. 29 u. ö.

Wir danken dem rüstigen Liviusforscher für seine ebenso sorgfältige als verdienstliche Gabe und geben zum Schlusse dem Wunsche Ausdruck, es möge ihm vergönnt sein, bald seine neue, einen unverkennbaren Fortschritt bezeichnende Liviusausgabe ihrem Ende zugeführt zu haben.

München.

G. Landgraf.

J. M. Stowasser, Lateinisch-Deutsches Schulwörterbuch. Prag-Wien-Leipzig (Tempsky-Freytag) 1894. XX und 1092 S. Preis geh. 8,40 M., geb. 11 M.

Der Verfasser, Professor am k. k. Franz-Joseph-Gymnasium in Wien, hat sich durch wertvolle, teils Miscellen teils Coniectanea zu Lucilius, Ennius u. a. enthaltende Beiträge zu Wölfflins Archiv für lat. Lexikographie einen achtunggebietenden Ruf in diesem Fache erworben, so dafs es uns nicht völlig überraschen kann, wenn wir aus so berufener Feder ein lateinisch-deutsches Wörterbuch hervorgehen sehen; wohl aber wirkt überraschend auf uns bei näherer Betrachtung die Gediegenheit des Werkes, die auf jeder Seite sich findende geistvolle, anmutende Frische des Vortrags, die formvollendete Abrundung der Artikel, denen man die mühevollste Mosaikarbeit des Zusammentragens, Sichtens und Anordnens der Details gar nicht anmerkt.

Früher fragte man bei Anschaffung eines Lexikons: ist es gut? gibt es zuverlässig Aufschluß? In zweiter und dritter Linie: hat es einen erschwingbaren Preis? Bezüglich der äufseren Ausstattung nahm man es für selbstverständlich hin, dafs möglichst kleiner und enger Druck auf dünnem, durchschlagenden Papier zu den Eigenschaften eines richtigen Lexikons gehöre. Heutzutage, in der Aera der Schulhygiene, ist die Hauptfrage: entspricht es vollkommen den Anforderungen derselben? Dafs der Preis nicht zu hoch und der Inhalt gediegen sein müsse, setzt man als selbstverständlich voraus: wie könnte sonst ein neues Werk sich auf den Büchermarkt wagen und der Konkurrenz mit altbewährten Büchern sich aussetzen?

Zu unserer Freude können wir nun zunächst auf den ersten Blick konstatieren, dafs Stowassers Werk, dank der Opferwilligkeit der Verleger Freytag-Tempsky, in schulhygienischer Hinsicht allen, selbst den phantasievollsten Anforderungen im vollsten Mafse entspricht. Die äufsere Ausstattung ist sehr geschmackvoll, fast möchte man sagen luxuriös; die deutlichen, grofsen Lettern auf starkem, glattem, hellgelbem Papier wirken äufserst wohlthuend, dazu eine prächtige Einbanddecke — man glaubt einen Band von Baumeisters Denkmälern vor sich zu haben; und dabei ein verhältnismäfsig ziviler Preis, so dafs es durch den „kleinen“ Georges (geb. 9,27 M.), der allein konkurrenzfähig ist, nur unbeträchtlich unterboten erscheint.

Doch nun zum Inhalte! Die Grundsätze, die der V. bei Anlage seines Werkes im Auge hatte, wurden von ihm auf dem jüngsten Philologentag in Wien eingehend dargelegt, sind aber noch nicht<sup>1)</sup> im

<sup>1)</sup> Inzwischen im Auszug gedruckt Zeitschr. f. d. Gymnasialwesen 1893 S. 717 (die Red.)



Drucke erschienen; durch gütige briefliche Mitteilung bin ich indes in der Lage, eine Skizze derselben vorzulegen. „Ich bin ausgegangen,“ schreibt Stowasser, „von dem ungeahnten Aufschwung, den die lexikalischen Studien in unserer Zeit genommen haben und habe auseinander gesetzt, daß in allen (?) beteiligten Kreisen kein Verständnis für die Aufgabe des Lexikons walte. Das Publikum sehe nur auf den Preis und dem sei es am ehesten zu verzeihen; die Unterrichtsverwaltung, die sonst die Schulbücher in allen Quisquilien überwacht, lasse in Bezug auf Wörterbücher eine ganz unbegründete Sorglosigkeit walten, die Fachkreise aber wollten die Aufgabe des Wörterbuchs durch „Schülerkommentare“ lösen, die ganz und gar nicht geeignet seien, irgendwie umfassende Sprachkenntnis zu begründen, da hier stets nur symptomatisch und von Fall zu Fall gehandelt, niemals aber das Erlernte zur Einheit gebunden wird. Thatsächlich sei das Wörterbuch das einzige Buch, um welches sich der ganze Unterricht gruppieren lasse . . . Der Autor wechselt von Jahr zu Jahr, die Grammatik wird — mit Recht — von Tag zu Tag dünner, die einzige Möglichkeit, den Lernstoff zu konzentrieren, liegt im Wörterbuch.“<sup>1)</sup>

Dazu tritt, daß dieses den Stoff der andern Gegenstände (Deutsch, Griechisch, Geschichte, Geographie) in tausendfachen Punkten berührt, also das ganze Wissensgebiet zu konzentrieren geeignet ist.<sup>2)</sup> — Für mein Buch beanspruche ich 1) völligen Anschluss an die thatsächlichen österreichischen Verhältnisse in Auswahl der Autoren<sup>3)</sup>; 2) über den Rahmen der kanonischen Schriftsteller gehe ich da hinaus, wo es unumgänglich nötig ist; 3) möglichst ganze Sätze sind zu bieten; 4) möglichst genaue, historisch richtige Begriffsentwicklung; 5) Erklärung alles Singulären; 6) Durcheinanderarbeit von Lexikon, Grammatik, Synonymik und andern.

Endlich formulierte ich 4 Thesen: a) Das Lexikon ist allein (?) geeignet den Unterricht zu konzentrieren; b) es soll daher approbationsfähig sein, weil es approbationsbedürftig ist; c) es ist kein Hilfsbuch, sondern ein Lesebuch<sup>4)</sup>; d) Schülerkommentare und Spezialwörterbücher sind verwerflich (mit Recht!), weil sie niemals umfassende Sprachkenntnis vermitteln.“ Soweit Stowasser.

<sup>1)</sup> Wie wird sich aber der geehrte V. die praktische Durchführung dieses Konzentrierens denken? Werden Lehrer und Schüler gemeinsam in der Schule mit dem Wb. arbeiten? Wird man vom Schüler verlangen können, ein Wb. von solchem Gewicht in die Klasse „mitzuschleifen“?

<sup>2)</sup> Die Ansicht hat wohl in sprachlicher, kaum aber in sachlicher Hinsicht vieles für sich.

<sup>3)</sup> Diese sind: Caesar Cicero Curtius Horaz Livius Nepos Ovid Phaedrus Plautus Sallust Tacitus Vergil, also abgesehen von Quintilian l. X. und der Auswahl aus römischen Elegikern die gleichen, welche die bayerische Schulordnung vorschreibt; das geringe Manco ist ohne Belang, da die letztgenannten Schriften selten und dann nur in kommentierten Ausgaben gelesen werden.

<sup>4)</sup> Dieser Satz mag für den Linguisten sympathisch klingen, schwerlich aber für den Durchschnittschüler der Jetztzeit, dem jedes Schulbuch als ein *κακόν*, ein Lexikon gar als *μέγα κακόν* erscheint; wie minimal der Prozentsatz solcher Schüler ist, die in ihren Büchern Freunde erblicken, weiß jeder von uns aus Erfahrung!

Vorausgeschickt hat der V. eine XX Seiten lange, von ihm 'Vorbegriffe' betitelte Einleitung, die man ein kurzgefasstes Kollegienheft über allgemeine Probleme der Linguistik nennen kann und die strebsamen, mit Sinn für sprachliche Erscheinungen begabten Schülern einen guten Vorgeschmack von Sprachforschung und -vergleichung bietet, gewiss eine sehr erfreuliche Zugabe.<sup>1)</sup> Diesen 'Vorbegriffen' entsprechend bildet auch die etymologische Klarstellung fast eines jeden Wortes einen besonderen Vorzug des Buches und findet sich in erster Linie bei jedem Artikel. So steht, um sich mit einem Beispiel zu begnügen, nach quattuor = τέσσαρα. τέτταρα aus τέτταρα, vgl. ðol. πύσρα, celt. petora, s. u. petor-ritum; dah. got. fiduor, woher dtsh. vier', während in dieser Beziehung die Lexika von Georges gewöhnlich nichts, oft auch Veraltetes und Zweifelhafte bieten; in dem berühmten Falle z. B. findet sich nur ein nichtssagendes 'τέσσαρες od. τέτταρες'. Man wird einwenden: gehört Etymologie überhaupt in ein Wörterbuch und erst gar in ein für die Schule bestimmtes? Wenn man sieht, welch bescheidener Raum derselben bei Stowasser angewiesen ist, wie er sie zunächst nur zur Fixierung der Grundbedeutung bezieht, so werden wir unbedenklich mit ja' antworten. Durch diese hübsche Beigabe wird des Vs. Wörterbuch das, was er wollte, ein Lesebuch für denkende Schüler, in denen es den Causalitätstrieb in sprachlicher Hinsicht frühzeitig zu wecken befähigt ist. Wenn in diesem rühmenswürdigen Streben der V. hie und da über das Ziel, welches durch das Schulbedürfnis umgrenzt wird, hinausging, so kann dies den großen Nutzen der Sache sicherlich nicht ernstlich beeinträchtigen. Einige Stellen, die bei flüchtiger Durchsicht auffielen und an denen ich eine ganz oder teilweise andere Fassung gewünscht hätte, mögen das Bemerkte erhärten. Zu *intrinsecus*: 'intrin: inter = illum, istim: ille, iste': der Ansatz einer sprachlichen Proportion ist für Schüler unverständlich. — *nemo*: 'ex ne et homo, Festus': besser den Festus beiseite und dafür 'aus ne und attlat. hemo = homo'. — *invitus*: 'die gewöhnliche Ableitung aus in privat, und velle erklärt die Form nicht; es ist wahrscheinlich von vis abgeleitet mit praepositionellem in': diese Notiz ist zu weitläufig und bietet trotzdem kein sicheres Ergebnis; andere denken an die W. vaç (begehren), skr. a-vaça, gr. ἀξοντι-, ἄκον. Für solche Fälle gilt m. E. ein 'praestat tacere'. Warum nimmt der V. 'für' als 'Lehnwort des Rechtswesens, *quôr*? Komte sich nicht in beiden Sprachen von *fêro* und *quôr* völlig selbständig sowohl für als *quôr* durch Vokalsteigerung entwickeln? — Die Fassung 'poculum, jünger poculum, mit Suffix -crum, von po- in pō-tare, πέ-πω-σι' dürfte schwer verständlich sein für: 'pō-culum, mißverständnes Deminutiv, eig. pō-clum (so Plaut.) = po-crum, vgl. ferculum eig. fer-crum'. Die (übrigens zweifelhafte) Erklärung von mulier:

<sup>1)</sup> Der wesentliche Inhalt ist kurz folgender: § 1–8 Lautgesetze, § 10–18 über einzelne Laute und Lautgruppen (v, dv, b, sv u. s. w.), § 20 sq. Lehnwörter, § 24 Volksetymologie, 25 sq. usuelle u. occasionelle Bedeutung, 32 Komposition und Juxtaposition, 39 Rückumlaut, 40 Analogiebildung, Suffixe, 43 Isolierung, 44 Rückbildungen.

'v. molère, vgl. *μυλλός*' dürfte aus anderem Grunde nicht in ein Schulwörterbuch gehören; da ist mir doch die bisher angenommene Verwandtschaft mit *mollis* (vgl. *Isid. or.* 11,2) noch lieber!

Der architektonische Aufbau der lexikalischen Artikel weicht in folgenden Punkten von der hergebrachten Methode ab, — wie man sich leicht überzeugen kann, nur auf Grund wohlbedachter Erwägungen praktischer und theoretischer Art: 1) Die Einzelbedeutungen jedes Wortes sind, in logischer Folge aus der Grundbedeutung entwickelt und gruppiert, zunächst sämtlich aufgeführt und in ihrer Besonderart als 'occasionell', 'metaphorisch', 'metonymisch', 'synecdochisch' u. s. f. gekennzeichnet; 2) hieran reihen sich in gleicher Folge die den Autoren entnommenen Belege, deren Gruppen durch senkrechte Striche übersichtlich auseinandergehalten werden. Der Benützer des Wörterbuchs hat also den Vorteil, zunächst sämtliche Bedeutungen konzentriert vor sich zu haben und wird leicht die wenigen herausfinden, die für die betreffende Stelle überhaupt in Betracht kommen, ohne den ganzen Artikel durcharbeiten zu müssen; unter der entsprechenden Abteilung der Citate kann er sich dann ebenso schnell von der Richtigkeit oder Unrichtigkeit seiner Wahl überzeugen. 3) Den Citaten sind nur die abgekürzten Autorennamen (Ci = Cicero, O = Ovid u. s. f.) ohne nähere Bezeichnung der Buchstelle, also mit Hinweglassung der für Schüler gewifs überflüssigen und verwirrenden Ziffern beigefügt.

Den Unterschied in der Gruppierung der Bedeutungen in unserm Wörterbuch und dem kl. Georges kann ein beliebig gewählter Artikel veranschaulichen, wobei wir das Urteil dem Leser selbst überlassen. Der Kürze halber sind die Citate weggelassen.

Stowasser: *säl*, *sälis*, m., vor- und nachklass. n. (*ἄλις*, § 12 ['Vorbegriffe'] dtsh. Salz, in Ortsnamen vielf. Hall, urspr. celt.) Salz; meton. Salzwasser = Meer, Salzflut *α*; plur. Salzgeschmack; metaph. Geschmack, Witz *β*. | *α salis saporem* etc. (folgen die Citate).

Georges, kl. Handwörterb.: *säl*, *sälis*, m. u. (!) n., Plur. *sales*, m., das Salz. 1) eig. u. (!) bildl. 1) eig. (Citate), 2) bildl. a) Salz für „feiner Witz“ im Reden, Scherzen etc. . . . b) der Verstand, die Klugheit, List. c) die Artigkeit, Feinheit, der Geschmack. II) meton. das (salzige) Meerwasser, das Meer.

Eine typographische Eigentümlichkeit des Stowasser'schen Wörterbuchs, nämlich die, den Spiranten *v* stets mit *u* zu bezeichnen (*paruus*, *uulgus*) möchte ich — so palaeographisch richtig sie sein mag — vom praktischen Standpunkte nicht billigen.

Möge denn Vorstehendes dazu beitragen, dem mit so trefflichen inneren wie äußeren Eigenschaften ausgestatteten Werke Stowassers eine freundliche Beachtung und Aufnahme auch in unserem engeren Vaterland zu bereiten, und so die Mühe lohnen, die der unserm befreundeten Nachbarstaate angehörige Autor in so überreichem Mafse auf dasselbe verwendet hat!

München.

Dr. J. Menrad.

Die Tragödien des Sophokles zum Schulgebrauche mit erklärenden Anmerkungen versehen von N. Wecklein. München. Lindauer'sche Buchhandlung.

Zweites Bändchen: *Ödipus Tyrannos*. 3. Aufl. 1892. M. 1.20.

Fünftes Bändchen; *Ödipus in Kolonos*. 2. Aufl., 1893. M. 1.20.

Die Trefflichkeit der Wecklein'schen Sophoklesausgabe ist allgemein bekannt und bei Besprechung der früheren Auflagen von verschiedenen Seiten hervorgehoben, so daß es überflüssig erscheint, weiter darauf aufmerksam zu machen. Diese beiden Bändchen bieten, was Text und Anmerkungen betrifft, nicht gar viele Änderungen, doch sind einige Emendationen von älteren und neueren Gelehrten, sowie eigene dazugekommen, hie und da ist auch wieder zur früher gegebenen handschriftlichen Lesart zurückgegriffen. Etwas mehr sind natürlich die Abweichungen im Oed. Col., weil zwischen dem Erscheinen der vorhergehenden und der neuen Auflage eine größere Frist verstrichen ist. Es ist hier, von der jetzt durchgeführten Schreibung  $\eta$  in der 2. Pers. Sing. des Med. und Pass. abgesehen, in etwa 60 Versen eine Änderung eingetreten, und zwar sind folgende eigene Emendationen des Herausgebers zu erwähnen: 367 *τοι* für *τε*, 424 *ἀπαναροῦνται*. 524 *ὡς* f. *ἐς*, 525 *ποιῆ* f. *μ' ἐνῆ*. 813 f. *ὄς* *σὺ* *προσελὲς* *γίλονς* *οἱ' ἀνταμείψῃ*, 1036 *ὄν*, 1083 *ἀνώθεν* f. *ἀγώνων*, 1488 *σεμὸν ἐμψῆναι λόγῳ*, 1499 *<πρόδρομος>*. An Versen sind dem Ref. nur aufgefallen: im Anhang zu Oed. tyr. V. 1500 F. H. statt F. X.: in dem zu Oed. Col. gehört die Bemerkung *ἀνοσιώται* u. s. w. zu V. 946 statt 948, während zu V. 1735 eine Angabe bezüglich der Lesart *ποῦ* vermisft wird. Anzuführen sind auch die Worttrennungen *σενέσ—τηχε* Oed. Col. S. 9 Z. 9 und ebd. in der Anmerkung zu V. 1089 *εὔαγ—ρον*, von denen letztere schon in der 1. Aufl. sich findet.

Bei den vorliegenden zwei Bändchen wird wohl jeder Lehrer eine Neuerung mit Freuden begrüßen. Sie sind nämlich in doppelter Gestalt erschienen in der Art, daß in Ausgabe A in gleicher Weise wie früher zuerst die Einleitung, dann der Text mit daruntergesetzten Bemerkungen geboten ist, worauf noch ein kritischer Anhang folgt, während die Ausgabe B in zwei Teile getrennt ist, indem B 1 Einleitung, Text und Anhang, B 2 blofs die Anmerkungen enthält. So ist es leichter zu erreichen, daß die Schüler die letzteren wirklich zu Hause studieren müssen und sich nicht gewöhnen können in der Schule, wenn sie aufgerufen werden, so oft nach dem zu blicken, was unter dem Texte steht, und sich erst daher Belehrung zu holen. Diese Art der Vorbereitung muß besonders denen ersprießlich sein, die auch mündlich geprüft werden. Wie gut ist es auch, wenn man bei dieser Gelegenheit den Absolventen das während des Jahres gebrauchte Buch in die Hand geben kann!

Was die Ausstattung betrifft, sei bemerkt, daß Papier und Druck der Verlagshandlung alle Ehre machen.

Eichstätt.

Dr. J. Gg. Brams.

Crusius (Otto), Die Mimiamben des Herondas. Deutsch mit Einleitung und Anmerkungen. Göttingen 1893. Dieterich'sche Verlagsbuchhandlung. 8<sup>o</sup>. XLIV 88 S.

Es war Professor Crusius vor zwei Jahren (1891) nicht vergönnt, den Fachgenossen eine Frucht seiner Herondasstudien an den Weihnachtsbaum zu hängen. Die ‚saevis fortuna‘ in Gestalt des Setzerstrieks vereitelte seine liebenswürdige Absicht und liefs die „Untersuchungen zu den Mimiamben<sup>1)</sup> des Herondas“ erst im Sommer 1892, nur wenige Wochen vor der Textausgabe in der Teubnerschen Bibliothek, zur Veröffentlichung gelangen. Dafür ist der oben verzeichnete ‚novus lepidus libellus‘, der sich nicht nur an die Zunft, wie die von Gelehrsamkeit strotzenden „Untersuchungen“, sondern an alle gebildeten Freunde des Altertums wendet, pünktlich zu Weihnachten 1893 erschienen. Mit ihm hat Crusius seine erfolgreichen Bemühungen um das „Skizzenbuch“ des aus dem Papyrus des britischen Museums zu neuem Leben erweckten „alten Kleinmeisters“ gekrönt. Die von kurzen Anmerkungen<sup>3)</sup> begleitete Übersetzung, für welche nicht das im Deutschen ganz anders wirkende choliambische Metrum des Originals, sondern der freigebaute dramatische Jambus gewählt wurde, erfüllt ihren zweifachen Zweck. „eine knappe Erklärung des ungewöhnlich schwierigen Dichters“ zu „geben“ und „den fernerstehenden einen lebendigen künstlerischen Eindruck zu vermitteln“, auf das vollkommenste, und die frisch geschriebene literarhistorische Einleitung gibt dem Leser alle Daten an die Hand, welche zur richtigen Beurteilung der Mimiamben als Dichtungsgattung, ihrer Vortragsart (Crusius spricht sich mit Recht für dramatische Aufführung in kleinem Kreise aus) und des Verhältnisses ihres Verfassers zu seinen (jüngeren) Zeitgenossen (Kallimachos, Theokrit) und seinen Vorgängern (Hipponax, Sophron) erforderlich sind. Der kritische Anhang (S. 63 ff.) gibt über diejenigen Stellen Rechenschaft, an welchen der Übersetzer vom Texte seiner Ausgabe oder von seiner früheren Auffassung abzugehen veranlaßt wurde. Ich empfehle diese Publikation des hochverdienten Tübinger Gelehrten besonders solchen Kollegen, welche die Bekanntheit des Herondas zu machen gewillt sind, aber nicht die für die Durcharbeitung des heiklen Originaltextes nötige Zeit erübrigen können. Es würde mich aufrichtig freuen, wenn der eine oder andere von ihnen die Empfindung des Unterzeichneten teilte, daß der derb realistische Dichter in den beiden Hauptpersonen des dritten Mimos, der Mutter, welche auf strenge Bestrafung ihres nichtsnutzigen Sprößlings dringt, und dem Lehrer, der dem mütterlichen Wunsche alsbald mit

<sup>1)</sup> Vgl. die in W. noch nicht beachtete Stelle des Amm. Marc. XXX 4, 14 ‚mimiambos . . . commentantes‘.

<sup>2)</sup> Herondas, nicht Herodas (vgl. E. Schürer, Theol. Literaturztg. 1892, 516), lautet der Name des Dichters.

<sup>3)</sup> S. 13 (Anm. zu II 50 ff.) lies „Battaros“ für „Thales“.

Eifer entspricht, Gestalten geschaffen habe, die uns unter den gegenwärtigen Verhältnissen in idealer Verklärung erscheinen.<sup>1)</sup>

München.

Carl Weyman.

Die attische Beredsamkeit. Dritte Abteilung. Erster Abschnitt: Demosthenes. Dargestellt von Friedrich Blafs. 2. Aufl. Leipzig, Teubner 1893. 16 Mk.

Sehr rasch ist der Neubearbeitung des zweiten Hauptabschnittes des großen Werkes (bespr. S. 235 f. Bd. XXIX d. Bl.) die des dritten gefolgt. Dieselbe berücksichtigt die seit dem ersten Erscheinen (1877) hinzugekommene, ziemlich umfangreiche Literatur und enthält auch sonst viele kleinere und größere Zusätze. Im Leben des D. ist manches auf grund der *Ἠολικαία Ἀγγραίων* des Aristoteles genauer bestimmt. Besonders ist die Lehre von den Rhythmen grösstenteils umgestaltet. „Der Anhang mit den in Kola zerlegten Reden und Redeteilen ist geblieben, hat aber zum Teil einen andern Zweck erhalten. Denn da die Zeilenzahlen sich kaum mehr auf Sinzeilen beziehen lassen, trotz Pseudo-Kastor, so schien es geraten, nur die Einteilung in Kola festzustellen und die sich ergebenden Rhythmen aufzuweisen“. Aber auch bei vielen einzelnen Reden (bes. d. R. über den trierarch. Kranz, gegen Aristogeiton I. u. II.) sind erhebliche Erweiterungen und Umformungen erfolgt, indem B. entweder zu weiteren oder (was seltener) zu verschiedenen Ergebnissen gelangt ist.

Schon äusserlich zeigt sich die Bereicherung der Neuaufgabe, indem dieselbe 644 Seiten gegen 534 der ersten Bearbeitung umfaßt. Das Buch läßt auch in der neuen Gestalt dieselbe Sorgfalt in sachlicher und formeller Beziehung erkennen, wie sie dem verdienten Forscher auf dem Gebiete der griechischen Beredsamkeit eigentümlich ist.

Der Druck ist äusserst korrekt. Die wenigen Druckfehler, die sich finden, sind ohne Belang.

München.

Dr. Burger.

J. La Roche, Beiträge zur Griechischen Grammatik. 1. Heft. Leipzig, Teubner 1893. S. XVIII u. 236.

Eine ausführliche griechische Grammatik, die über alle einzelnen Spracherscheinungen zuverlässige Auskunft gibt, erscheint noch immer

<sup>1)</sup> Ein paar Nachträge zu den „Untersuchungen“ mögen hier ein Unterkommen finden. S. 3 (I 9): Greg. M. hom. XXXIV 11, *dii inter homines*; S. 30 (II 28): LXX Hiob 4, 19. Sap. 15, 7. 8 *ἐκ τοῦ εἰ τοῦ ἀλλοῦ* (fehlt auch bei Otto, Sprichw. S. 202). I Clem. 38, 3 *ἀνέχομαι σέθεν . . . ἐκ ποίας ἕλης ἰγνήθησαν, ποῖα καὶ τις ἀνέβησαν εἰς τὸν οὐρανόν*; S. 32 (II 44): vgl. den „geschwätzigen“ *cunnius* bei Mart. VII 18; S. 69\*\* (III 59 f.): vgl. die Beschreibung der Exekution bei Apul. met. IX 28 p. 171, 30 E; S. 71 (III 73): Das „flagrum“ der Gallen schildert genau Apul. met. VIII 28 p. 152, 14; S. 100 (V 14 f.): Orig. *περὶ ἀρχῶν* (versio Rufini) III 11, 118 p. 255, 10 Redep. „Frequentior enim benigniores quidem domini ad eos servos qui per multam patientiam et mansuetudinem dominorum insolentiores improbioreque fiunt, dicere solent: Ego te talem feci, ego te perdidit, mea te patientia pessimum feci etc.“; S. 100 (V 15): Opt. Mil. III 3 p. 78, 15 Z. „nec homo inter homines esse voluit“. Greg. M. hom. XVIII 4; XXV 2, XXXVIII 10.

als ein dringendes Bedürfnis, indem man nicht selten über einen ungewöhnlichen Fall selbst in der besten vorhandenen Grammatik vergeblich sich Bescheid sucht. Wohl liegen bereits sehr schätzenswerte Vorarbeiten hiezu vor, wie die Sammlung des inschriftlichen Materials, die eifrig geförderte Herstellung des *corpus grammaticorum Graecorum*, die Feststellung der Texte der meisten Schriftsteller auf grund genauer Kollationen der besten Handschriften, die Schanz'schen Beiträge zur historischen Syntax u. s. w., allein eine systematische Zusammenstellung und Sichtung des vorhandenen Materials ist noch immer ein unerfüllter Wunsch.

In der richtigen Erkenntnis nun, dafs selbst die Schriftsteller zu diesem Zweck noch nicht gehörig ausgebeutet sind, ist der Herausgeber der vorliegenden „Beiträge zur griechischen Grammatik,“ welcher sich um die griechische Literatur schon so hervorragende Verdienste erworben, auch in der Zeit seines Ruhestandes in der Förderung des schönen Werkes unermüdlich thätig und will durch seine Arbeit „einzelne Bausteine zu dem Gebäude der griechischen Grammatik beistellen.“

Hiebei hat er die gesamte griechische Literatur, Prosaiker wie Dichter jeder Gattung, herangezogen; dafs er das inschriftliche Material ausgeschlossen, wird man dem Herausgeber nicht übel nehmen, der mit Recht seine Verwunderung über die Kühnheit ausspricht, mit welcher man Aoristformen wie *ἔμελλε* und *ἔρεσα* bereits in die Texte aufgenommen hat. Abgesehen von den in der Vorrede eingefügten Nachträgen, hauptsächlich über das prädikative Partizip, umfaßt das erste Heft in 21 Kapiteln eigentümliche Spracherscheinungen sowohl aus der Syntax als der Formenlehre, von letzterer besonders das Verbun; von der Deklination ist nur ein Kapitel (*πίεσις*) vertreten.

Der Herausgeber hat keine systematische Anordnung nach dem gewöhnlichen Lehrgange der Grammatik getroffen, sondern nur einzelne Abhandlungen über einen für sich abgegrenzten Stoff, zum Teil mit gegenseitiger Ergänzung geboten; dies liefs sich wohl nicht anders machen, da ja nur einzelne Teile aus verschiedenen Gebieten der Grammatik in den Kreis der Betrachtung gezogen wurden. Bei diesem Mangel einer systematischen Ordnung der einzelnen Punkte wäre das Nachschlagen und Auffinden der einzelnen Abschnitte sehr erschwert; dies wird jedoch durch zwei am Schlusse angefügte Register erleichtert, wovon das eine die in Betracht gezogenen griechischen Verba unter kurzer Angabe der eigentümlichen Konstruktionen, das andere die grammatischen Eigentümlichkeiten in alphabetischer Ordnung bietet.

Niemand wird den Wert einer solchen Sammlung verkennen; daher ist wohl die Bemerkung überflüssig, dafs das Buch in keiner Gymnasialbibliothek fehlen sollte.

München.

Dr. J. Haas.

L'Éclusier de l'ouest, par Emile Souvestre. Zum Schulgebrauch herausgegeben von J. Bauer und Dr. Th. Link. Mit Questionnaire, Wörterverzeichnis und Karte. München, 1891. J. Lindauer'sche Buchhandlung (Schöpping). Einleitung S. I—II, Text 1—51, Questionnaire 52—65, Wörterverzeichnis 66—99. Preis: 1 M. 20 Pf.

Land und Leute der rauhen, kulturfeindlichen Bretagne, eine terra incognita für unsere römisch-griechische studierende Jugend — und darum wohl um so anziehender für dieselbe — werden in meisterlichen Zügen vorgeführt.

Naturschilderungen wie p. 1, 2, 17—19, 29 u. s. f. und die Charakterzeichnungen aller Figuren der grausigen Geschichte sind gleich vortrefflich. Zwei todefeindliche Gruppen, jedoch mit mannigfach individueller Schattierung, treten bald nach Beginn (p. 5) in gegensätzliche Thätigkeit: auf der einen Seite der pflichtgetreue, entschlossene Schleusenmeister Hoarne Gravelot mit seiner lieblichen, weichherzigen Tochter Nicole, die mit treuer Innigkeit ihrem alten Lehrmeister, dem kleinen buckligen Perr Baliboulik ergeben ist, auf der andern die grausamen Zerstörer dieses stillbescheidenen Kreises, die erbitterten Feinde der fortschreitenden Kultur überhaupt, die Familie der Guivarch, eine Art Zigeunergesellschaft, nur noch rachedurstiger und mordgieriger. Grausamer als selbst Konan, das Haupt dieser Diebs- und Räuberfamilie erscheint die unversöhnliche, blinde Alte Katelle, die ihre Umgebung hartnäckig zur Rache reizt und ihren unversieglichen Groll noch an dem von ihrem Sohne erschossenen Schleusenmeister übt. Der Schlufs der ebenso anregenden als aufregenden Erzählung, Nicole im Vereine mit ihrem Allan und Baliboulik wegziehend von der brandverheerten alten Heimstätte und sorgenschwer einer unbekanntem Zukunft entgegenschauend, gemahnt an Débâcle's verheifsungsvollen Ausklang: „Le champ ravagé était en friche, la maison brûlée était par terre; et Jean, le plus humble et le plus douloureux, s'en alla, marchant à l'avenir, à la grande et rude besogne de toute une France à refaire.“ (Zola, La Débâcle, p. 636). „A voir cette troupe silencieuse et sombre suivre lentement les berges désertes aux lueurs d'un soleil qui déclinait et jeter à chaque détour un regard en arrière, on eût dit quelque famille des temps barbares chassée par la guerre, l'inondation ou l'incendie, et fuyant avec ses pénates éplorés pour chercher au loin une nouvelle patrie.“ (Souvestre).

Im ganzen ist die Lektüre wegen des ziemlich umfassenden, dabei zu bewältigenden Wortmaterials etwas schwierig und nur für die Oberklassen der Gymnasien und Realschulen geeignet, aber wegen ihrer künstlerischen und stilistischen Vorzüge als eine schätzenswerte Bereicherung des gewöhnlich für diese Stufe verwendeten Lesestoffes zu erachten. Möchte überhaupt, speziell auf dem Leserepertoire unserer Gymnasien, die novellistische Erzählung eine gleich starke Berücksichtigung finden wie die besonders früher allzu nachdrücklich betonte historische Darstellung, die nicht nur weniger spannt und fesselt,



sondern auch mit beschränkterem oder wenigstens dem Schüler bekannterem Wortmaterial sich abzufinden weiß und eben daruin weniger vielseitig fördert. Bieten doch auch schon unsere französischen Grammatiken in der Regel mehr als genug geschichtliche Stoffe und dem entsprechende Sprachelemente. An Druckfehlern sind mir nur zwei aufgefallen, S. 33, Z. 13 v. o. s'éait für s'était und S. 45, Z. 5 v. o. alrso für alors.

---

Au Coin du Feu, par Émile Souvestre. Zum Schul- und Privatgebrauch herausgegeben von J. Bauer und Dr. Th. Link. Mit Questionnaire und Wörterverzeichnis. München, 1891. J. Lindauer'sche Buchhandlung (Schöpping). Einleitung S. I—II, Text 1—64, Questionnaire 65—84, Wörterverzeichnis 85—123. Preis: 1 M. 20 Pf.

Das freundliche Bändchen enthält 4 Erzählungen, nämlich 1. Un Intérieur de Diligence, 2. Le Poète et le Paysan, 3. Le Parchemin du docteur Maure, 4. Les Choses inutiles, deren Inhalt bei der großen Beliebtheit und ziemlich häufigen Schulbenützung gerade dieser Novellen Souvestre's als bekannt vorausgesetzt werden darf.

---

Histoire d'Ali Baba, par Antoine Galland. Zum Schul- und Privatgebrauch herausgegeben v. J. Bauer und Dr. Th. Link. Mit Questionnaire und Wörterverzeichnis. München 1892. J. Lindauer'sche Buchhandlung (Schöpping). Einleitung I—II, Text 1—40, Questionnaire 41—54, Wörterverzeichnis 55—80. Preis 1 M.

Für die VIII. Klasse, vielleicht selbst schon für die VII. unserer Gymnasien geeignet, weil leichtere Lektüre, wird aber noch entsprechender den jüngeren Leuten der oberen Realschulklassen in die Hand gegeben werden können. Die Naivetät der französischen Sprache, sowie ihre bekannte Klarheit und Anschaulichkeit macht sie besonders brauchbar zu derartigen für die Jugend bestimmten, aber auch noch für viele reifere Leute jederzeit anziehenden Darstellungen.

---

De L'Allemagne, par M<sup>me</sup> de Staël. Zum Schul- und Privatgebrauch herausgegeben von J. Bauer und Dr. Th. Link. Mit Questionnaire und Wörterverzeichnis. München 1892. J. Lindauer'sche Buchhandlung (Schöpping). Einleitung I—IV, Text 1—46, Questionnaire 47—62, Wörterverzeichnis 63—91. Preis 1 M. 20 Pf.

Stoff und Darstellung des geistvollen Buches von Madame de Staël wird jederzeit für Schüler höherer Lehranstalten gleich interessant bleiben und so dürfte diese Lektüre wohl noch für lange Zeit

ihren Platz auch an unseren Anstalten behaupten. Die hier getroffene Auswahl, die sich hauptsächlich auf die Hauptvertreter der deutschen Poesie im 18. Jahrhundert beschränkt und der bekanntlich so interessanten Analysen hervorragender Schöpfungen deutscher Klassiker nicht entbehrt, verdient Anerkennung. Nur hätten wir gerade dieses Bändchen etwas dickleibiger gewünscht, um wenigstens noch einiges von dem vielem Anziehenden in Staëls Werke aufnehmen zu können. Freilich wäre dadurch der hier fast beklemmende embarras du choix noch peinlicher erhöht worden! — Seite 9, Anm. 2 wäre bei Heinse die Bemerkung „Verfasser von äußerst schlüpfrigen Romanen“ bei einer neuen Ausgabe wohl zu streichen.

*Nouvelles Genevoises*, par Rodolphe Toepffer. Zum Schul- und Privatgebrauch herausgegeben von J. Bauer und Dr. Th. Link. Mit Questionnaire, Wörterverzeichnis und Karte. München 1891. J. Lindauer'sche Buchhandlung (Schöpping). Einleitung I—II, Text 1—58, Questionnaire 59—74, Wörterverzeichnis 75—116. Preis 1 M. 20 Pf.

Fesselnd durch lebhaften Stil und anziehenden Inhalt, doch nicht ganz unbedenklich für die vielen schwächeren Schüler wegen der zahlreichen englisch-französischen Formen in „Le Col d'Anterne.“ — Warum soll man (p. 80) biftek = bif-stek sprechen? Ich hörte meist biftek, dieser in Frankreich gebräuchlicheren Schreibung entsprechend, was natürlich nicht ausschließt, daß Gebildete mehrfach das Wort annähernd, d. h. so gut sie es können, à l'anglaise aussprechen, in Übereinstimmung mit der zwar seltneren, aber ebenfalls üblichen englischen Orthographie des Wortes. Fixiert man aber einmal die abscheuliche Verhunzung biftek, so hat sich doch logischerweise auch die Aussprache, welche ja zunächst Anlaß des Schriftungeheuers war, der Schreibung biftek anzupassen.

*Génie du Christianisme* (Existence de Dieu prouvée par les Merveilles de la Nature) par F. de Chateaubriand. Zum Schul- und Privatgebrauch herausgegeben von J. Bauer und Dr. Th. Link. Mit Wörterverzeichnis und Karte. München 1892. J. Lindauer'sche Buchhandlung (Schöpping). Einleitung S. III—VI, Text 1—52, Wörterverzeichnis 53—86, Preis 90 Pf.

Als ein Hauptvorteil erwächst aus der Lektüre der warmen, überzeugungsvollen Schrift die Bekanntschaft einer Fülle von Tier- und Pflanzenausdrücken, eine oft sehr wichtige Ergänzung der vorzugsweise abstrakten, in den meistverwendeten Grammatiken und Übungsbüchern gebotenen Termini. Auch der Beobachtungssinn für Vorgänge und Erscheinungen in der uns umgebenden Natur wird durch

Chateaubriands eindringliche Beweisführung angeregt und geschärft. Die Darstellung von so vielem traut Bekannten im fremden Idiom erhöht die Freude am Bewußten und Geschauten und damit die Freude an der Sprache selbst: und was kann irgend ein Unterricht besser leisten als anregen, beleben, erfreuen? — Einige Bemerkungen der Herausgeber erscheinen angesichts des hier in Frage kommenden Schülermaterials kaum notwendig, so die auf S. 11, Anm. 1 besagend, daß Homer der mutmaßliche Verfasser der Ilias und der Odyssee oder S. 42, daß Cicero ein berühmter Staatsmann und Redner gewesen sei. — Druckfehler p. 1, Z. 10 v. o. „honheur“ statt „bonheur“.

Kempten.

Geist.

E. True und O. Jespersen. Spoken English. Everyday Talk with Phonetic Transcription. 2. Edition. Leipzig. Reisland 1893. S. IV und 60. 8°. Preis M. —.80.

Felix Frankes 1886 zum ersten Male erschienenes Heftchen: „Phrases de tous les jours“, das eine Reihe von Redensarten aus dem täglichen Leben mit phonetischer Transcription brachte, und dessen Erfolg die jetzt notwendig gewordene 2. Auflage (1893) beweist, wurde von True in's Englische übersetzt. Da auch diese Gesprächsammlung gute Aufnahme fand, ließ die Verlagshandlung von dem bekannten Phonetiker Jespersen eine Transcription dazu anfertigen, durch welche dieselbe für den Studierenden des Englischen erst wertvoll wird. Jespersen ist nicht nur ein sehr verlässiger Führer für korrekte Aussprache, er war vielmehr auch bemüht, wo es ihm unablässig notwendig erschien, die True'sche Übersetzung dem englischen Sprachgeiste anzupassen. In einer neuen Auflage aber dürfte er noch einen Schritt weitergehen und den an und für sich recht gut gewählten, aber ganz lose aufeinander folgenden Sätzen Frankes dadurch Leben verleihen, daß er sie in engen Zusammenhang untereinander brächte; dann würde „Spoken English“ neben Sweets Elementarbuch für Studierende und Lehrer ein höchst empfehlenswertes Hilfsmittel für die Kenntnis der richtigen Aussprache des Englischen sein.

Benecke, Albert. English Pronunciation and English Vocabulary. Methodische Anleitung zum Erlernen der englischen Aussprache und deutsch-englisches Vocabular. Mit Bezeichnung der Aussprache. Zum Schul- und Selbstunterricht. 7. Auflage. Potsdam. Aug. Stein. 1892. S. XVIII u. 212. 8°.

Da Beneckes Aussprachelehre und Vokabular schon längst von der Kritik als ein sehr brauchbares Lehrmittel anerkannt und an vielen Schulen eingeführt ist, kann ich mich darauf beschränken, einige Veränderungen zu erwähnen, welche dasselbe seit seiner ersten Auflage erfahren hat, und in Bezug auf wenige Punkte Wünsche über weitere Änderung bezw. Besserung auszusprechen.

In der Gesamtanlage blieb die 7. Auflage unverändert, da sich

die ursprünglich aufgestellten Gesichtspunkte in der Praxis bewährten, nur in der Bezeichnung der Aussprache wurde eine Besserung getroffen durch Einführen eines neuen Zeichens  $\text{ə}$  für den *obscure sound* und durch genauere Angabe von Haupt- und Nebenaccent, wo solches notwendig erschien; auch der Anhang wurde um einen Abschnitt vermehrt (Aussprache von u hinter l.) Die wesentlichen Besserungen gegen früher wurden schon in die 6. Auflage eingeführt, dadurch, daß Benecke die seit dem ersten Erscheinen seines Buches veröffentlichte lautphysiologische Literatur, soweit sie Ausschlaggebendes bot, zu Rate zog, vor Allem Sweets Elementarbuch, Vectors Elemente der Phonetik und Storms Englische Philologie und gleichzeitig den Aussprach-Angaben des *Etymological and Pronouncing Dictionary* von Stormonth Rechnung trug, so daß er nichts unterließ, um sein Buch auf die Höhe der Zeit zu heben. Mancher mag daran Anstofs nehmen, daß zur Bezeichnung der Vokallaute noch immer die Ziffern verwendet werden, allein der vorurteilsfreie Kritiker kann nicht umhin, zu gestehen, daß es für den Verfasser sehr schwer sein muß, sich für eines der vielen anderen Systeme zu entscheiden, und daß er sich redlich bemühte, durch den Gebrauch von Ergänzungszeichen die Mängel der Ziffernbezeichnung zu beseitigen. Darauf daß Thiemé in seinem Wörterbuche Ziffern benützt, möchte ich nicht soviel Wert legen, da wohl z. B. Köhler, der keine Ziffern hat, nicht minder allgemein in Gebrauch ist, ja von Vielen, ich glaube mit Recht, vorgezogen wird. Was ich an Benekes Buch noch für besserungsfähig halte, sind 2 Dinge: erstens hat er trotz Sweet, Victor und Storm den diphthongischen Charakter der langen Vokale noch nicht anerkannt, lehrt vielmehr noch immer „fate, sprich feht“, „no, sprich noh,“ u. s. f., dann könnte die Angabe über die Aussprache der im Deutschen nicht vorhandenen Vokallaute z. B.  $\text{á}$  in fat,  $\text{ú}$  in tub noch genauer sein: allerdings ist hier das Hauptgewicht auf richtiges Vorsprechen von Seite des Lehrenden zu legen, doch wird eine lautphysiologische, selbstredend kurze Erklärung nicht leicht zu umgehen sein. Der zweite Punkt betrifft die deutsche Ausdrucksweise bei einzelnen Wendungen, in Nr. 146 des Vokabulariums, wo wir noch immer Sätze finden, die nicht als korrektes Schriftdeutsch bezeichnet werden können, wie z. B.: Wo werden wir lang gehen? (Which way shall we go?) Es (das Dorf) ist hier dicht bei. Ich bin öfters bei ihm mit herangegangen (I called on him several times). Diese geringen Ausstellungen sollen nicht etwa dazu dienen, den Wert des Buches zu verkleinern, sondern entspringen dem aufrichtigen Wunsche, daß dasselbe in jeder Hinsicht möglichst vollendet werde.

Kirchner, Dr. Fr., Englische Gedichte, stufenmäßig geordnet mit erläuternden Anmerkungen und biographischen Notizen versehen. Leipzig. Teubner. 1892. S. VI. 97. 8°.

Diese mit feinem poetischen Gefühle und viel pädagogischem Geschick ausgewählte Sammlung enthält 4 Beilagen, von denen je eine

für eine der vier Klassen des Realgymnasiums bestimmt ist. Absicht des Herausgebers ist, nicht nur den Schüler mit den besten englischen Dichtern bekannt zu machen, sondern auch Stoff zum Auswendiglernen zu bieten. Die Erläuterungen und die biographischen Notizen sind bei ihrer Kürze zu loben; sollten letztere aber zugleich als Sprechübungen dienen, so hätten sie doch wohl in englischer Sprache verfaßt werden müssen. Das Büchlein empfiehlt sich nicht nur durch seinen Inhalt, sondern auch durch seine vorzügliche Ausstattung.

München.

Wolpert.

Grundzüge der Differential- und Integralrechnung von Dr. Otto Stolz, ord. Professor an der Universität zu Innsbruck. Erster Teil: Reelle Veränderliche und Funktionen. Mit 4 Figuren im Text. Leipzig 1893. Druck und Verlag von B. G. Teubner. X. 460 S.

An dieser Stelle kann auf das neue Werk des Innsbrucker Mathematikers, welches sich ungezwungen an dessen sehr verdienstliche algebraische Analysis anschließt, nur kurz hingewiesen werden, weil der sachliche Inhalt über das Gymnasialpensum weit hinausgeht. Allein dem Gymnasiallehrer selbst wird das Buch sich als sehr nützlich erweisen, weil er, der mit den Fortschritten der höheren Mathematik nicht gleichen Schritt zu halten in der Lage ist, in jenem eine möglichst elementare Darstellung der Infinitesimalrechnung unter Zugrundelegung der neueren Gesichtspunkte und Methoden findet, und zwar werden dieselben nicht unvermittelt eingeführt, sondern es knüpft der Autor an die Gedankenkreise an, in denen Lagrange und Cauchy sich bewegen, und die nun einmal für die mittlere und ältere Generation unserer Schulmathematiker ein normatives Gepräge tragen. Auf die Lagrangesche Begründung der Ableitungsrechnung geht der Verf. mit richtigem Takte sogar weiter ein, als man dies seit Jahrzehnten gewohnt ist. Alles, was im weiteren Sinne zu den Anfangsgründen gerechnet werden kann, sogar mit Einbeziehung der Lehre von den bestimmten Integralen, findet der Leser in diesem Teile vor, nur daß die Rechnung mit komplexen Zahlen grundsätzlich ausgeschlossen wurde. Wir zweifeln nicht, daß der Versuch des Verf., Neues und Altes im Interesse des Unterrichts zu verbinden oder, wenn man will, zu versöhnen, vielen Anklang finden wird, und wünschen in diesem Sinne dem Werke den guten Erfolg, welchen es nach Tendenz und Ausführung verdient.

Die Haupt- und Brennpunkte eines Linsensystemes. Elementare Darstellung der durch Möbius, Gauß und Bessel begründeten Theorie von Dr. C. Neumann, Professor der Mathematik an der Universität zu Leipzig. Mit Figuren im Text. Zweite Auflage. Leipzig 1893. Druck und Verlag von B. G. Teubner. VIII. 42 S. gr. 8°.

Das vorliegende Büchlein ist bereits ein alter Bekannter; denn die erste Auflage erschien vor siebenundzwanzig Jahren, als der Ver-

fasser Professor in Tübingen war. Zu ändern war kaum etwas, von der Berichtigung einiger geschichtlicher Angaben abgesehen; denn die bereits früher mustergiltig klare Darstellung liefs keine besondere Verbesserung zu. Indem der Verfasser nur die elementarsten geometrischen und trigonometrischen Kenntnisse voraussetzt, gelingt ihm die Ableitung aller der Eigenschaften, welche ein zentriertes Linsensystem einem dasselbe durchdringenden Strahlenbündel gegenüber besitzt, mit einem erstaunlich geringen Apparate, natürlich unter der Voraussetzung, dafs alle vorkommenden Winkel als sehr klein zu denken sind. Zuerst wird der Vorgang der Brechung an einer Kugelfläche im einzelnen untersucht, wobei sich zunächst der Begriff des „Brennpunktes“ und der „Brennweite“ ergibt, und hierauf gelangt man zu den Bestimmungen über konjugierte Punkte und konjugierte Ebenen lediglich durch planimetrische Konstruktion. Brennpunkte gibt es aber auch dann noch, wenn eine beliebig grofse Anzahl von brechenden Flächen der bezeichneten Art vorhanden ist; daneben aber treten jetzt noch auf die „Hauptpunkte“, welche von den Brennpunkten nunmehr um die beiden Brennweiten abstehen. Vier Fundamentalpunkte kommen sonach einem jeden Linsensystem zu, und es ist leicht, falls sie bekannt sind, mittelst eines gewissen sehr leicht zu verzeichnenden Trapezes von ihnen aus zu einem beliebig gegebenen Lichtpunkte den ihm zugeordneten konjugierten Punkt zu erhalten. Dasselbe erreicht der Verf., indem er ein zweites Paar charakteristischer fester Punkte, dasjenige der (zuerst von Moser und Listing studierten) „Knotenpunkte“ einführt. So gelingt es zum Schlusse, für einen leuchtenden Gegenstand das dioptrische Bild zu konstruieren und einen wichtigen Satz zu beweisen, welcher zwischen gewissen konjugierten Punkten und der Fortpflanzungsgeschwindigkeit im ersten und letzten Glaskörper eine algebraische Beziehung statuiert. Die experimentelle Bestimmung der Haupt- und Brennpunkte bereitet nach der in § 8 gegebenen Anweisung ebenfalls keine Schwierigkeit mehr.

Die Optik gehört nach den Bestimmungen des neuen Schulplanes glücklicherweise jetzt auch zu denjenigen Wissenszweigen, mit welchen der bayerische Gymnasiast wenigstens einige Bekanntschaft zu machen hat. Die Neumannsche Schrift wird hiebei dem Lehrer als ein sehr nützlicher Handweiser zu empfehlen sein.

München.

S. Günther.

Sickenberger Adolf, Professor und Rektor der Luitpold-Kreisrealschule in München, Leitfaden der Elementarmathematik. 2. Teil. Planimetrie. 123 S. 2. Auflage. München. Ackermann 1893.

Nachdem die erste Auflage dieses trefflichen Unterrichtsmittels schon früher eingehend besprochen worden ist, kann man sich hier auf einige kürzere Bemerkungen beschränken. Eine grofse Anzahl von Übungsaufgaben ist neu hinzugekommen. Dieselben sind teils leichter, teils schwerer und durch einen besonderen Druck von den zum System

gehörigen Sätzen unterschieden, so daß die Übersichtlichkeit und die knappe Darstellung des Notwendigen in keiner Weise beeinträchtigt ist.

Trotz des uneingeschränkten Lobes, welches das angezeigte Büchlein an und für sich verdient, muß jedoch der Berichtersteller mit Rücksicht auf die neue Schulordnung dringend wünschen, daß die nächste Neuauflage eine durchgreifende Umänderung in der Anordnung des Stoffes bringe. Die Schulordnung schreibt uns bayerischen Lehrern jetzt ausdrücklich vor, daß wir uns in der Durchnahme des Lehrstoffes an eine bestimmte Reihenfolge halten sollen. Ja es ist sogar eigens in den Instruktionen erwähnt, daß die Lehre von der Proportionalität vor jener von der Flächenberechnung genommen werden solle. Es ist diese Vorschrift jedenfalls mit Rücksicht auf die Schüler erlassen worden, welche genötigt sind, während des Jahres die Anstalt zu wechseln. In dem angezeigten Buche ist ein Teil des Stoffes der VII. Klasse dem Stoffe der VI. Klasse vorangestellt und im letztern auch nicht die offizielle Ordnung eingehalten. Ein einfaches Vertauschen der Paragraphen ist selbstverständlich kaum möglich. Daher muß der Lehrer entweder zeitweise vom Lehrbuche abgehen oder gegen die Schulordnung sündigen. Daß ersteres nicht angenehm ist, weiß jeder Lehrer, den die Erfahrung schon von der jugendlichen Genialität des Besserwissens und neue Wege Einschlagens bekehrt hat. Und letzteres möchte der Berichtersteller nicht nur aus pflichtmäßiger Loyalität, sondern auch aus innerster pädagogischer Überzeugung mißraten. Nicht derjenige ist der beste Lehrer, der das beste lehrt, sondern wer, den thatsächlichen Verhältnissen mit Rücksicht auf das Allgemeine sich unterordnend, bescheiden in dem ihm beschiedenen Kreise sein Bestes thut. „Gehorsam ist des Christen Schmuck“ und auch des Schülers, des Lehrers und des Mathematikers. Es nicht ganz logisch gesagt, aber wahr ist es doch.

Jentzen, Direktor an der Baugewerkschule in Neustadt in Mecklenburg. Elemente der Trigonometrie zum praktischen Gebrauche für Unterrichtszwecke an mittleren technischen Lehranstalten. Mit 36 Figuren. 52 S. M. 1.20. Dresden. Gerhard Kühmann 1891.

Ein ebenso schön gedrucktes wie geschriebenes Werkchen über Trigonometrie, das seinen Stoff äußerst einfach darstellt und mit Rücksicht auf die Baugewerkschüler manche Aufgaben aus der Mechanik bringt, die auch in den Physikstunden humanistischer Gymnasien Verwendung finden können.

Obwohl das Büchlein mehr einen praktischen als einen streng wissenschaftlichen Betrieb der Trigonometrie ins Auge faßt, so fehlt doch für letzteren nur der Nachweis, daß zu jedem Winkel  $\alpha$  nur ein  $\sin \alpha$ ,  $\cos \alpha$ , etc. gehört, sowie eine Andeutung über die Bestimmung dieser Funktionen. Auch die Funktionen der Winkel  $> 90^\circ$  sind etwas sehr summarisch behandelt, sind aber teilweise unnötig, weil Winkel des 3. und 4. Quadranten nicht in Anwendung kommen. Sehr zweck-

mäfsig ist die im Anhang beigegebene Tafel der trigonometrischen Funktionen, da dieselbe nicht schablonenmäfsig überall gleichviel Dezimalen, sondern für die kleinern Winkel dem Bedürfnisse entsprechend mehr als für die gröfsern bietet.

Lieber, Dr. H., Professor am Wilhelmsgymnasium in Stettin und Lühmann F. von, Professor am Gymnasium in Königsberg i. d. Neumark, Anfangsgründe der Trigonometrie, Pensum der Untersekunda. Mit 6 Figuren im Text. 22 S. Preis M. —.40. Berlin, Leonhard Simion 1893.

Das Schriftchen ist weit inhaltreicher, als man nach seiner Seitenzahl erwarten sollte. Während aber das zuvor angezeigte Büchlein auch zum Selbststudium geeignet ist, wird wohl beim Gebrauche des jetzt erwähnten ein Lehrer kaum zu entbehren sein. Es ist aber ein treffliches Unterrichtsmittel, welches auch den erfahreneren Lehrer durch seine eigenartige Darstellung interessieren kann. Über die Berechnung der trigonometrischen Funktionen ist sehr wenig, und über die Funktionalgleichungen ist nichts gesagt, da ja doch die Funktionstafeln nicht auf elementarem Wege berechnet werden; dafür sind einige zur Dreiecksberechnung nötige Formeln auf einem eigenartigen, geometrischen Wege ohne Benützung der gewöhnlich üblichen algebraischen Transformationen abgeleitet. Dafs der so häufig gebrauchte Satz „ $a^2 = b^2 + c^2 - 2bc \cos a$ “ fehlt, das kann der Berichterstatter nicht ganz beifällig erwähnen. Es ist ferner noch eine beträchtliche Anzahl vollständig ausgerechneter Zahlenbeispiele gegeben. Dies hält der Berichterstatter für sehr zweckmäfsig. Denn für die Lehrer ist es angenehm, Beispiele zu geben, für die Schüler anregend, Beispiele zu berechnen, bei denen sie durch das vorausbekannte Resultat darauf aufmerksam gemacht sind, ob sie richtig gerechnet haben oder nicht.

Münnerstadt.

Dr. A. Schmitz.

Dr. John Pickard, The relative position of actors and chorus in the Greek theatre of the fifth century. Baltimore 1893. 73 Seiten.

Unter obigem Titel ist nun eine Schrift vollständig erschienen (zunächst im American Journal of Philology XIV), deren erster Teil in deutscher Sprache als Münchener Dissertation gedruckt wurde (Th. Ackermann, 1892) und in diesen Blättern (XXIX, 379 ff.) bereits eine ebenso sachkundige als treffende Besprechung erfahren hat. Bei dem grofsen Interesse, welches der Gegenstand für sich in Anspruch nimmt, ist es wohl erlaubt, nochmals auf die Schrift zurückzukommen. Jeder, der griechische Dramatiker liest, wird sich mit den neueren Ansichten über die Gestalt der griechischen Bühne auseinandersetzen haben, und wer sie in der Schule liest, wird nicht mehr umhin können, das, was man früher über die szenische Darstellung der „Antigone“ und der „Medea“ vortrug, jetzt etwas zu modifizieren.



Nach Dörpfelds Entdeckungen und Aufstellungen über die Entwicklung des griechischen Theaters mußte man sich naturgemäß bald an die Beantwortung der Frage machen: Was sagen die Dramen dazu? Wilamowitz war vorangegangen (für die vier ältesten äschyleischen Stücke, Hermes 1886, 597 ff.). Die Münchener philosophische Fakultät gab insbesondere eine Anregung zu der Untersuchung dieser Frage. Inzwischen sind, abgesehen von gelegentlichen Beiträgen, bereits fünf Arbeiten erschienen, die das gleiche Ziel haben, darunter drei von Amerikanern.<sup>1)</sup> Man konnte einen doppelten Weg einschlagen, wenn man aus den griechischen Dramen von neuem das Material für die szenischen Fragen, zunächst unter Verzicht auf die späteren antiken Nachrichten — die möglicherweise bisher irreführend haben — sammeln wollte: entweder Dörpfelds Resultate einstweilen bloß auf die Zeit zu beziehen, aus der wirklich Bühnengebäude in Resten vorhanden sind (4. u. 3. Jahrh.), für die klassische Zeit aber, die nur eine Holzbühne hatte, lediglich aus den Dramen zu schöpfen, ohne Voraussetzungen, oder aber vom Standpunkte der neuen Ausgrabungsergebnisse aus eine Widerlegung der früheren Ansichten zu unternehmen. Den letzteren Weg hat Pickard eingeschlagen. Wäre der erste Teil der vorliegenden Schrift, die allgemeine Beweisführung auf Grund der Theaterüberreste, auch nicht vor dem Hauptteil erschienen — was s. Z. bei der Besprechung in diesen Blättern bedauert wurde —, so wäre er doch immerhin dasjenige gewesen, wovon Pickard ausgeht und was sich auch jetzt als die Grundlage seiner Ansichten erweist. Indes ist es nicht nötig, darüber lange zu streiten: haben ja doch die verschiedenen gewählten Wege zu demselben Ziel geführt.

Auch insofern ist in der Behandlung der Frage von verschiedenen Gesichtspunkten aus vorgegangen worden, als Pickard der Reihe nach an jedem einzelnen Drama seine Ansichten durchführt, während Capps das Material nach den hauptsächlichsten sachlichen Rubriken zusammengestellt hatte.

Das, worum sich jetzt alles dreht, ist die Frage nach dem Niveauunterschied zwischen Schauspielern und Chor. Die andere Frage, wie viel seitliche Bühneneingänge es gegeben hat, hängt damit zusammen; denn wenn kein Niveauunterschied bestand, wären verschiedene Parodoi für Schauspieler und Chor unnötig. Man kann aber die letztere Frage auch für sich und ohne Prämissen behandeln und kommt dabei zu demselben Schluss; mit andern Worten: man kann, wenn man zunächst von der älteren Theorie der hohen Bühne ausgeht, dieselbe von einem beliebigen Punkte aus Schritt für Schritt auf Grund der Dramen ad absurdum führen.

Die wenigen Stellen, welche direkt auf einen Niveauunterschied zwischen „Bühne“ und Orchestra, ein Hinaufsteigen zur ersteren oder Herabsteigen von derselben hinzudeuten scheinen, sind bereits mehr oder minder glücklich anderweitig erklärt worden; beziehen sie sich

<sup>1)</sup> White, The stage in Aristophanes, Harvard Studies II 159 ff., 1891; E. Capps, The stage in the Greek theatre according to the extant dramas, New Haven 1891, und Pickard.

wirklich auf eine Erhöhung, so ist dieselbe sicher nicht da zu suchen, wo die Anhänger der alten Theorie sie zu finden wünschen, sondern es handelt sich entweder um den Weg aus der *παράδος* in die Orchestra, wie Eur. Herc. fur. 119 ff. beim Einzug des Chors, oder um einen Bestandteil der Dekoration, wie in den „Vögeln“ (vgl. 49 ff.), der „Lysistrate“ (vgl. 288) und dem „Philoktet“ (29. 814. 1000).

Andrerseits müssen wir uns die vielen Stellen vergegenwärtigen, an denen die Grenze zwischen „Bühne“ und Orchestra überschritten werden müßte, ohne dafs wir, wie Pickard besonders betont, auch nur bei der einen oder andern eine Andeutung des Hinauf- oder Hinabsteigens finden.

Alle die Szenen, wo der Chor in engem Kontakt mit den Schauspielern agiert, sei es dafs er mit denselben in thätlichen Streit gerät (Aesch. Ag. 1650 ff. Soph. Oed. C. 836. 856 f. Eur. Hel. 1628 ff. Rhes. 675 ff. Aristoph. Ach. 280 ff. Equ. 247 ff. Vesp. 453 ff. Av. 352 ff.), oder dafs er sich in befreundeter Teilnahme (Soph. Ai. 1182 f. Eur. Herc. fur. 527. 1110. Or. 170 ff.), schutzfliehend (Aesch. Suppl. 208 ff. Eur. Suppl. 1 ff.), als Genosse einer Opferhandlung (Aesch. Pers. 619 ff. 686. Choeph. 85 ff. Eur. Iph. T. 159 ff.) oder bei einer Versammlung (Aristoph. Thesm. 295 ff. Eccl. 57 ff.) um sie gruppiert — all diese tragen dazu bei, eine konsequente Scheidung zwischen dem Standort des Chors und dem der Schauspieler als unmöglich zu erweisen. In welchen Teil des Spielplatzes man diese Szenen auch verlegen mag, auf jeden Fall muß entweder der Chor die „Bühne“ oder der Schauspieler die Orchestra betreten. Dafs übrigens die meisten davon in die Orchestra verlegt werden müßten, darin hat Pickard Recht; denn der Raum einer schmalen, hohen Bühne, wie wir sie uns doch denken, würde in denselben für die Menge der Personen nicht ausreichen, und für die Altäre und Grabmäler, auf deren Lage es bei den erwähnten Gruppenszenen vielfach ankommt, nimmt er einen Platz in der Orchestra in Anspruch, weil sie sonst hart vor der Front der betreffenden Gebäude stehen und so ziemlich die ganze Tiefe der schmalen Bühne ausfüllen würden (vgl. bes. p. 46).

Man wäre also — eine hohe Bühne immer noch angenommen — bereits genötigt, eine große Anzahl von Szenen wegen Platzmangels in die Orchestra zu verlegen, wobei dann die Schauspieler immer von der Bühne in den ihnen von der alten Theorie streng verbotenen Raum hinabsteigen müßten. Ferner erscheint manchmal der Chor aus dem Palast, Tempel oder Zelt im Hintergrund (Aesch. Choeph. 10 ff. Eum. 140 ff. Eur. Tro. 153 ff. Hel. 515) oder geht dahin ab (Aesch. Choeph. 1076. Eur. Hel. 385) oder tritt unmittelbar an den Hintergrund heran (Soph. Phil. 144 ff. Eur. Herc. fur. 747 f. Aristoph. Lys. 1188 ff.). Chor und Schauspieler treten mitsammen auf (Eur. Alc. 861. Aristoph. Plut. 253 ff.), und besonders häufig gehen sie mitsammen ab, namentlich am Schluss der Komödien, wo dann gewöhnlich getanzt, also die Orchestra benützt wird. Schauspieler kommen nahe an das Publikum heran (Aristoph. Pax 906. 962).

Endlich läßt sich in einer ganzen Reihe von Fällen wahrschein-

lich machen, daß auch Schauspieler, die nicht mit dem Chor erscheinen, durch die Orchestracingänge eingetreten sind: nicht nur wenn sie zu Wagen oder reitend kommen (Aesch. Pers. 150. 1001. Ag. 782 ff. Eur. Tro. 568 ff. El. 988 ff. Iph. Aul. 590 ff. Aristoph. Ran. in.), sondern auch wo gar kein Grund zu einer solchen Ausnahme vorliegt. Z. B. finden wir öfters, daß Personen, die von der Seite auftraten, sich zuerst an den Chor wenden und die anwesenden Schauspieler gar nicht zu bemerken scheinen (Aesch. Pers. 249 ff. Soph. Oed. R. 924 ff. El. 660 ff. Eur. Or. 348 ff. 456 ff. vgl. El. 107 ff.). Die sind eben durch den Orchestrazugang eingetreten und daher zuerst am Chor vorübergekommen. Andere Fälle, wo Schauspieler denselben Weg nehmen, übergehe ich, da bei Pickard auf diesen Teil der Untersuchung nicht das Schwergewicht fällt. Nach all dem Gesagten aber ist es nicht zu viel behauptet, daß in jedem erhaltenen Stück mehrmals die Grenze zwischen „Bühne“ und Orchestra überschritten worden und fast in jedem für längere oder kürzere Zeit nicht die hohe „Bühne“, sondern die Orchestra der Spielplatz gewesen sein mußte.

Es mag noch auf die Bemerkungen Pickards über die Hintergrunds-Dekoration einiger Dramen hingewiesen werden. Der Abhang vor der Höhle des Philoktet nämlich, sowie vor dem Akropolisthor in der „Lysistrate“ und vor der Behausung des Epos in den „Vögeln“ konnte auf der schmalen „Bühne“ nicht hergestellt werden, und der Scheiterhaufen des Kapaneus in Eur. Suppl., sodann das Häuschen des Sokrates in den „Wolken“ durften, da sie wirklich angezündet werden, nicht im Zusammenhang mit anderer Hintergrundsdekoration auf einer hölzernen Bühne aufgestellt sein, wegen der Feuergefährlichkeit: ich möchte sogar einen Schritt weitergehen und sagen, auch nicht auf einer mit Holz belegten Orchestra.

Bezüglich der „Snehszenen“ macht Pickard (p. 35 f.) darauf aufmerksam, daß es lächerlich wäre, z. B. die Eumeniden, die den Orestes verfolgen, oder die Salaminier auf der Suche nach Aias die Orchestra durchspüren zu lassen, wenn sich der Schauspieler nur auf der hohen „Bühne“ aufhalten durfte, also vernünftigerweise nirgends anders gesucht werden konnte.

Wir haben versucht, über die Gesichtspunkte, von denen Pickards Untersuchung geleitet ist, Rechenschaft zu geben, ohne seinen Ausführungen Drama für Drama zu folgen oder in den Citaten uns völlig an dieselben zu binden. Wir halten seine Arbeit für eine sehr gediegene. Sie hat nicht nur das Material, das die Dramen zur Begründung der neuen Bühnentheorie an die Hand geben, mit großer Vollständigkeit gesammelt, sondern auch den anderen gleichartigen und teilweise gleichzeitigen Untersuchungen gegenüber manches Neue gebracht, manchem eine neue Seite abgewonnen. So wirft sie einstweilen das letzte und vielleicht neben Capps' Arbeit das am meisten entscheidende Gewicht in die Wagschale zu ungunsten einer Bühnentheorie, an der zu zweifeln Jahrzehnte lang niemandem einfiel.<sup>1)</sup>

<sup>1)</sup> Denn Gepperts Ansichten waren doch viel zu wenig von der Vorstellung einer erhöhten Bühne unabhängig, um konsequent oder erfolgreich zu sein.

Dieses anerkennende Urteil wäre auch dann aufrecht zu erhalten, wenn behauptet würde, daß nicht alles, was der Verfasser beibringt, absolut für seine Ansicht beweiskräftig sei, und daß manches dem überzeugten Jünger Dörpfelds als selbstverständlich erschienen, wodurch sich die Anhänger des Alten noch nicht so leicht umstimmen lassen würden. Es ist ja nicht zu verwundern, wenn die Gegner der neuen Ansichten gegen die Beweise, welche die in dieser Beziehung so lang gefügig gebliebenen Dramen nunmehr bieten sollen, mißtrauisch sind. Ihnen gegenüber ist es aber doppelt geboten, vorsichtig zu sein und nicht zu viel beweisen zu wollen. Denn es ist bereits die Existenzberechtigung derartiger Untersuchungen überhaupt in Abrede gestellt worden unter Hinweis auf den bloß subjektiven Wert solcher Schlüsse aus den Dramen.<sup>1)</sup>

Bis vor wenigen Jahren allerdings, noch als Albert Müller seine „Bühnenaltertümer“ schrieb, war die Beweiskraft der Dramen unerschütterlich; sie galten als die Hauptquelle; auch jetzt aber, nachdem sie plötzlich dörpfeldianisch geworden zu sein scheinen, glaube ich, daß man bei denen, welche Schlüsse aus ihnen ziehen, bona fides voraussetzen und die Ergebnisse selbst, wenn sie nicht ganz unmethodisch gewonnen sind, beachten darf.<sup>2)</sup> Denn der Wert der Dramen an sich als der gleichzeitigen Quellen ist es wohl nicht, welcher besprochen und durch den fortwährenden Appell an die wackelige Autorität von Grammatikerepigonon betroffen werden kann; ist aber die jetzige Benützung jener ältesten und besten Quellen eine so verfehlte, — könnte dann nicht doch vielleicht der Gegenbeweis aus diesen selbst angetreten werden?

München.

Dr. Ernst Bodensteiner.

Mau, Führer durch Pompeji. Neapel, Furchheim 1893. 103 S. 16°. Mit 22 Abbildungen und einem Plane der Stadt.

Auf Veranlassung des Instituts hat der bekannte Pompejiforscher, dessen Name mit den Ausgrabungen der letzten zwei Jahrzehnte unzertrennlich verbunden ist, sich entschlossen, selbständig einen Führer durch die Ruinen herauszugeben, nachdem er bisher schon in Bäckers Reisehandbuch den Artikel „Pompeji“ zu besorgen pflegte.

<sup>1)</sup> Vgl. Wochenschr. f. klass. Philol. 1893 Nr. 39, 1057 ff. und 40, 1081 ff. (Öhmichen).

<sup>2)</sup> Dabei ist selbstverständlich zugegeben, daß wir manches aus den Dramen allein nicht erfahren würden, sondern erst durch die späteren Zeugnisse wissen. Pollux und die Scholiasten sind noch nicht dörpfeldianisch; es wird jedenfalls noch gelingen, im einzelnen zu erklären, wie sie zu ihren Angaben über das griechische Theater gekommen sind, und das römische Theater wird bei dieser Erklärung die Hauptrolle spielen. Durch die gründliche und scharfsinnige Scheidung der verschiedenen Bedeutungen szenischer Ausdrücke in Christs Aufsatz in den Jahrb. f. Phil. 1894, 27 ff. sind wir ja diesem Ziel schon wieder bedeutend näher gerückt. Es findet sich manches bei Pollux, wofür wir entweder nichts besseres wissen oder was zufällig durch die Betrachtung der Dramen bestätigt wird. Das glauben wir dann natürlich nicht deshalb, weil Pollux es uns sagt.

In der Einleitung gibt der Verfasser einen kurzen Überblick über die Geschichte der Stadt, ihre Bauperioden und ihre Zerstörung, daneben das Notwendigste zum Verständnis der Wandmalerei, insbesondere eine Charakteristik der vier Dekorationsstile. Vorzüglich gelungen ist die Schilderung des pompejanischen Wohnhauses. Wem die Zeit fehlt, eingehendere Studien zu machen, (die von Mau besorgte 4. Auflage von Overbecks Pompeji ist besonders zu empfehlen), dem mögen schon diese wenigen Seiten als Vorbereitung für den Besuch der Ruinen genügen.

Weiter führt uns nun der Verfasser an kundiger Hand durch die Porta Marina auf das Forum, und dann von Strafe zu Strafe bis hinaus zu den Gräbern vor dem Herkulaner Thor. Die öffentlichen Gebäude, Tempel, Theater, Bäder u. dgl. werden sämtlich besprochen, von Privathäusern nur die charakteristischen und bedeutenderen. Dafür aber nimmt es der Verfasser hier gründlich. Umfassendste Sachkenntnis vereinigt sich mit einem in fleißiger Übung erprobten Führertalent. Wir lernen von Schritt zu Schritt, lernen ganz besonders die Augen aufzumachen und im Geiste wieder aufzubauen. Zu diesem Zwecke werden vom Verfasser, wo es nötig erscheint, Fundberichte und Inschriften beigezogen, durch eine Reihe von Rekonstruktionsversuchen und Aufrißzeichnungen wird uns das Bild klarer. Hier hätte ich nur den einen Wunsch, daß der Verfasser für größere Gebäudekomplexe auch Grundrißpläne hinzugefügt hätte. Der Gesamtplan der Stadt, es ist derselbe wie in Bäckers Reisehandbuch, genügt nicht. Der Recensent weiß aus eigener Erfahrung, daß man dieses Hilfsmittel zur raschen Orientierung sehr schwer vermisst. Die Beigabe einer nicht zu gering zu bemessenden Anzahl von Grundrißplänen würde das Büchlein noch viel brauchbarer machen.

Neben Helbig's „Führer durch die Museen Roms“ wird künftig auch dieses Büchlein jeden Archäologen und Philologen über die Alpen begleiten. Wer seinen Weg allein suchen muß durch die Ruinen der Totenstadt, wird ihn nun mit diesem Ariadnepad leichter und mit mehr Gewinn finden können; wer aber das Glück gehabt hat, der persönlichen Führung des ebenso gelehrten als liebenswürdigen Forschers folgen zu dürfen, der wird diese Gabe freudig begrüßen als Erinnerung an weihevollere Stunden.

Würzburg.

Dr. Wilhelm Wunderer.

W. Max Müller, Asien und Europa nach altägyptischen Denkmälern. Mit einem Vorwort von Georg Ebers. Mit zahlreichen Abbildungen in Zinkographie und einer Karte. Leipzig. Willh. Engelmann. 1893. 8°. X und 403 S. 24 M.

Mit Freuden ist es zu begrüßen, daß ein guter Kenner ägyptischer Texte, als welchen sich W. M. Müller durch verschiedene in Fachzeitschriften veröffentlichte (meist grammatikalische) Arbeiten gezeigt hat, seine Studien einem Gegenstande zuwendet, welcher das

allgemeine Interesse der Altertumsforscher beanspruchen darf, und dessen eingehende Behandlung bisher auf das schmerzlichste vermifft wurde. Der Verfasser ist in vorliegendem Werke bestrebt, sämtliche Länder- und Völkernamen Vorderasiens und Europas, sowie eine beträchtliche Anzahl einschlägiger Städte, soweit uns ägyptische Nachrichten (bis zur Perserzeit) davon Kunde geben, einer gründlichen Untersuchung in Hinsicht auf ihre geographische bezw. ethnographische Stellung zu unterziehen, nicht ohne Berücksichtigung der Kultur-, Kunst- und Sprachgeschichte.

So interessant und teilweise zum Widerspruch reizend der gesamte reiche Inhalt auch ist, (z. B. die Etymologie des Namens 'ame für „Asiat“ von  $\xi\beta$  m, Wurfholz, also = Wurfholzwerfer <'a  $\beta$  mē> statt der herkömmlichen Ableitung von  $\text{𓂏}$ , Volk, p. 123 ss. die Abschnitte über die Nomadenstämme der Wüste, p. 128 ss., über Kades und das Amoriterland, p. 213 ss., über die Ethnographie Palästinas, p. 229 ss., die unsichere Untersuchung über das Land Kode, p. 242 ss., u. a. m.) so halte ich es doch für angemessen, im Rahmen dieser Zeitschrift mich im wesentlichen darauf zu beschränken, die wichtigsten Ergebnisse über diejenigen Länder und Völker mitzuteilen, welche speziell philologische Kreise am meisten berühren.

Von den asiatischen Landschaften mag das viel gebrauchte und noch mehr mißbrauchte Phoenikien in den Vordergrund treten. Als Benennung für das eigentliche Phoenikien der älteren Zeit, welches mit den Küstenstädten etwas nördlich vom Karmel begann,<sup>1)</sup> wird der oft irrig auf andere Landstriche angewendete Name  $\text{D}a-h\bar{i}$  ( $\text{D}a-he$ ;  $\text{D}a-la$  ist vielleicht nur eine kalligraphische Variante des Hieratischen der XIX. Dynastie) festgestellt. Für die Städte des Landes ist das Material recht gering; das meiste ist noch für Südphoenikien vorhanden (auf Sety's Städteliste), während für Mittel- und Nordphoenikien fast alles fehlt. Hauptquelle ist der sonst mit übergroßer Vorsicht zu gebrauchende bekannte satirische Papyrus Anastasi I. Die genaue geographische Lage gar mancher Orte bleibt übrigens nach wie vor unsicher. — Über die bedeutende Industrie geben die Inschriften mit Ausnahme der Goldschmiedekunst keine weitere Auskunft; sonst werden eine Menge Naturprodukte aus dem reichen Lande erwähnt. — Seine Bewohner sind unter dem Namen  $\text{fn}h\bar{v}$  (Fenchu) bekannt, welche Bezeichnung das Prototyp der griechischen  $\text{Φοίνικες}$  gewesen sei. Dieser allüberall als richtig verbreiteten Anschauung tritt M. in überzeugender Weise entgegen, indem er darlegt, daß  $\text{fn}h$  eine auf einen älteren poetischen Text zurückgehende, adjektivisch gebrauchte Bezeichnung der Fremdländer überhaupt ist.<sup>2)</sup> Substantivisch für „Bar-

<sup>1)</sup> Daß in vorisraelitischer Zeit der ganze Küstenstrich Syriens von Phoenikiern bewohnt gewesen sei, läßt sich nicht beweisen; später erst scheinen sie sich weiter nach S. bis Dor ausgedehnt zu haben.

<sup>2)</sup> Das Adjektiv ist abgeleitet von  $\sqrt{\text{fn}} = \text{lösen}$ ; plündern, rauben; das Land wird dadurch als ausgeraubtes, Feindesland, bezeichnet. Das n in  $\text{fn}h$  ist nicht ursprünglich, sondern ist wohl Schreibfehler, der später als archaisch sinnlos nachgemalt wurde!

baren“ steht es erst im Krönungsritual Ramses II., welches sich durch einen selbst für ägyptische Verhältnisse auffallend unnatürlichen und schwülstigen Stil auszeichnet. — Hierbei darf übrigens nicht verschwiegen werden, daß H. Brugsch in seiner 1891 erschienenen „Aegyptologie“ bei Erwähnung der Dhutmoseinschrift von Karnak (p. 466), in welcher in zwei Nebentexten die „verborgenen Völker“ allgemein fñhν genannt werden, eine Übereinstimmung von fñhν und Φοινίκες gänzlich in Abrede stellt. Daß der Name nicht semitisch ist, führt bereits Ed. Meyer (G. d. A. I. p. 218) an.

Eine ganz besonders für die Kunstgeschichte weittragende Bedeutung hat die Reklamierung des Namens Kft̄ (Kefti), welcher auf dem Dekret von Kanopus = Φοινίκη gesetzt wurde, für Kilikien, wofür die Gründe wohl beachtenswert sind. Wenn übrigens M. (p. 340) ausruft: „Ich denke, es ist höchste Zeit, den in jeder Hinsicht unhaltbaren Ptolemäerirrtum (Kefti = Φοινίκη) fallen zu lassen,“ so muß bemerkt werden, daß dies bereits vor dem Erscheinen seines Werkes geschehen ist; die ursprünglich allgemein angenommene Bedeutung hat keine Geltung mehr. Pietschmann (G. d. Phoen. p. 257, 1) nimmt Kft̄ für ein Gebiet Nordsyriens oder Kyperns, welches nach M. in den Namen Keftō (so die richtige Aussprache für Kft̄) inbegriffen war; auch Steindorff (Dezembersitzung d. arch. Ges. zu Berl. 1891, vgl. J.-B. d. arch. Inst. 1892, arch. Anz. p. 15) setzt Kft̄ nach Nordsyrien, etwa an den Golf von Issos, oder nach Kypern.<sup>1)</sup> — Eine besondere Erörterung dieses Punktes berührt aufs engste die mykenische Frage, wofür hier natürlich nicht der Ort ist.

Die Zurückweisung einer Identifizierung der Bewohner des „Götterlandes“ Pꜣnt̄ mit den Phoenikiern (Puniern, p. 110; 343 s.) ist eigentlich überflüssig, indem von selbständigen Forschern wohl nur noch H. Brugsch (Aegypt. p. 24) an dieser geradezu unmöglichen Hypothese festzuhalten wenigstens nicht abgeneigt ist. — Nach M. ist das vielumstrittene Land nur in Afrika und zwar die südlichere äthiopische Küste des roten Meeres. (Vgl. ganz besonders: J. Krall, Studien z. Gesch. d. alt. Aeg. IV. das Land Punt. S.-B. d. K. A. d. W. zu Wien 121 (1890) XI. — K. verlegt Pꜣnt̄ ebenfalls nur nach Afrika; es bezeichne die Küste um Suakin gegen Massaua hin.)

Neben den Phoenikiern erregen die Hētiter (aeg. Hē-tā, assyr. Hattē), ein Volk, mit dem herzlich viel experimentiert wurde, hervorragendes Interesse. Die durchaus noch nicht spruchreife Hētiterfrage erhält jedoch durch M. keine besondere Förderung. Das Resultat ist ein völlig negatives (p. 334 s.): „Einstweilen läßt sich über die ethnographische Stellung der Hētiter nichts sagen, als daß sie anscheinend demselben Stamme angehörten, wie die alten Kiliker, aber von der

<sup>1)</sup> Einen interessanten Beitrag für Kft̄ = Kilikien verdanke ich der Liebesherrlichkeit des Herrn Prof. Dr. Hommel, welcher auf Reg. I. 10, 28 hinweist: (Pferde) מִמְצָרִים וּמְקוֹרָה; aus M. u. K. u. Aeg. Kft̄ (etwa Kufit) = assyr. Kūi (kilikische Küste). — Vielleicht erhalten wir durch die Sprachwissenschaft einige Klarheit; vgl. Spiegelberg, zur Kft̄frage, Ztschr. für Assy. 1893. VIII. p. 384, wo nach einer Holztafel des Brit. Mus. 5617 einige Kft̄eigennamen mitgeteilt sind.

westlichen Küstenbevölkerung zu trennen sind. Ihre Verwandten mögen im Osten zu suchen sein.“ — Recht dankenswert ist die Beigabe verschiedener Abbildungen zur Erklärung hetitischer Bewaffnung und Tracht.

Über die Völkerschaften des westlichen Kleinasien geben die aeg. Nachrichten keinerlei sichere Auskunft; mit den Namen einzelner Stämme wie Ru-ka = Lykier (R. spr. L!) ist uns nicht viel gedient. Die Verfasser der einschlägigen Inschriften dürften wohl selbst über diese „Völker an den Enden des Meeres“ nur geringes oder gar kein Wissen besessen haben.

Von Europa mögen die Aegypter schon in früher Zeit einige, wenn auch recht nebelhafte Kunde gehabt haben. — Der Namen Y<sup>e</sup>-v<sup>n</sup>-<n>a weist vielleicht auf die Jonier, worauf bereits Champollion (dict. hier. 66.) aufmerksam machte.<sup>1)</sup> In den Sardin, Turš und Akayvaš glaubt auch M., wie viel andere, die Sarden, Tyrsener und Achäer zu erkennen;<sup>2)</sup> eingehender spricht er über Tracht und Bewaffnung derselben, wobei die Abbildungen gute Dienste leisten. — Übrigens ist der Abschnitt über diese vielbesprochenen „Seevölker“, welche in die mykenische Frage hereinspielen, im ganzen weniger durchgearbeitet, als sonstige Partien des Werkes; eine erschöpfende Darlegung stände auch außerhalb des Rahmens desselben.

Zu sehr dankenswerten Auseinandersetzungen führt den Verf. das sichtliche Bestreben der Aegypter, bei der Wiedergabe fremder Länder- und Völkernamen im Gegensatz zu der eigenen Schrift die Vokale möglichst genau zu bezeichnen. Die Abschnitte „über die syllabische Orthographie“ (p. 59 ss.) und „zum Konsonantensystem der aegyptischen Umschreibungen“ (p. 92 ss.) gehören zu den nützlichsten Kapiteln des Werkes. Die erste Entwicklung der syllabischen Orthographie ist jedenfalls in Aegypten selbst entstanden, indem für Kosenamen oder für Dämonennamen in Beschwörungsformeln (so bereits in den Pyramidentexten) eine genau phonetische Schreibweise sich als unumgänglich nötig erwies, ihre weitere Ausbildung aber dürfen wir mit Müller ganz sicher als Nachahmung der babylonischen Keilschrift annehmen. Im einzelnen gibt es hier noch sehr viel zu arbeiten, und manche Aufstellung M.'s wird sich modifizieren lassen. Die schroffe Angabe z. B. bei Besprechung der Liste der Nordvölker auf der großen Dhutmoseinschrift zu Karnak, daß hier alle Schwächen der Keilschrift nachgeahmt seien und h, ḥ sowie ʾ (ain) gänzlich fehlen, kann in diesem Umfang nicht aufrecht erhalten werden. ʾ ist nicht nur an den von M. zurückgewiesenen

<sup>1)</sup> Der Name ḫ3v-nbv, welcher in der Ptolemäerzeit die griechisch redenden Fremden bezeichnet, findet sich schon auf der berühmten (dem Inhalt nach auf das a. R. zurückgehenden) Liste der 9 Völker. An die Griechen ist natürlich für diese ältere Zeit nicht zu denken.

<sup>2)</sup> Die genannten von Seeraub und sonstigem Kriegshandwerk lebenden Völkerschaften finden bei Gelegenheit der Kämpfe Ramses II. als Söldner oder Bundesgenossen der Hetiter (gemeinsam mit kleinasiatischen Stämmen) sowie in den Nachrichten über den Piratenkrieg Mernptah's Erwähnung. — Sardin dienten auch im aeg. Heer unter Ramses II., welcher sie zuerst verwendet zu haben scheint, dann auch unter Ramses III.



Stellen (Mariette, Karnak ct. pl. 21; 158, 167, 170 — pl. 20, 256 ist die Cartouche oben bei dem fraglichen Buchstaben etwas beschädigt —) deutlich geschrieben, sondern es findet sich auch sonst noch öfters. An das allerdings höchst ähnliche — mi ist nicht durchweg zu denken. h steht pl. 19; 118 in Marietts Ausgabe und in der Revision der Liste von Maspero, rec. de trav. 1886, VII, p. 94; h fand ich pl. 18; 33,68. — Von andern sprachlichen Beobachtungen scheint mir der weitgehende Schlufs, welcher aus dem Stadtnamen **בִּית־יָהּ** gezogen wird (p. 312 s.), nicht „über alle Zweifel“ erhaben.

Der Abschnitt „zur Kulturgeschichte der Semiten“ (p. 293 ss.) gibt an der Hand von zweckmäßigen Abbildungen eine kurze Schilderung von Tracht und Bewaffnung der Semiten im allgemeinen, soweit Darstellungen auf aeg. Denkmälern vorhanden sind. — Von Interesse ist (in demselben Kap.) die Zusammenstellung semitischer Gottheiten, welche (im n. R.) in Aegypten eingedrungen sind und dort in erster Linie als Kriegsgötter behandelt wurden, welche das sonst friedfertige Aegypten bei Bedürfnis aus der Fremde zu importieren sich genötigt sah. So fanden Eingang Ba'al, Rešeph, der Blitzgott (über Bes s. u.), Aštoret (Istar), Anat, Kadeš (Nebenform der Aštoret), Ba'alat (Fem. von Ba'al). Neben diesen allbekannten Namen sind die Angaben M's. über einen Gott **אדם** und eine Göttin 'Asit (Femininform zu **עֵשָׂו**?) einfach zu registrieren, da eine spec. Erörterung dieser Namen, deren sie sehr bedürfen, hier nicht gegeben werden kann.

In eben diesem Abschnitt sowie an anderen Stellen kommt der Verf. auch auf Fragen der Kunst zu sprechen, wobei er sich jedoch nicht so sehr selbständig und mit dem gewaltigen Stoffe vertraut zeigt. Statt viele Einzelheiten zu berühren, wie z. B. die unbewiesene Behauptung, dafs die bekannten Darstellungen grosser Kampfszenen aus Babylon stammen (p. 5, 1), dafs die Statue des Ra-hotep uralt sei (p. 3, 1; wie ich a. O. dargethan habe, hat aller Wahrscheinlichkeit nach das vielbewunderte Bildwerk mit der Kunst des a. R. nichts zu schaffen), sei nur der Behandlung des Gottes Bes gedacht, der häufig als Prototyp des Gorgoneions sowie gewisser Heraklesbilder genommen wird. — Unrichtig ist die direkte Behauptung M's., dafs Flinders Petrie unter den Resten der XII. Dynastie in Kalun zweimal die Figur des Gottes gefunden habe. Petrie, Kalun, Gurob and Hawara, pl. VIII, Fig. 14 zeigt eine weibliche Gestalt,<sup>1)</sup> über deren Kopf als einziges Kleidungsstück ein Tierfell geworfen ist; mit Bes hat das Statuetchen gar nichts zu thun. Der Text sagt dazu (p. 30): „A very remarkable carving, which may be a toy or a symbolic figur, is executed in hard wood . . . this clearly represents a mummer or dancer in costume with a head-dress or mask and a tail.“ Pl. VIII, Fig. 27 zeigt nur eine höchst naiv gezeichnete Maske, die aber auch

<sup>1)</sup> Eine weibliche Besgestalt ist sehr selten; vgl. die Erwähnung einer Turiner Statuette: de Rossi bei Pleyte, chapitres supplémentaires du livre des Morts II. p. 136. — Vielleicht ist es nur eine Modifizierung des weibl. Gegenstückes des Bes, der Nilpferdgöttin.

gar keine Anhaltspunkte für Bes gewährt. Im Texte hiezu (p. 30) spricht Petrie von einem „Bes-like face“ (such as we see in the wooden figure, der obengen. Statuette). Aus dem Ausdruck Bes-like ist wohl die ganze Annahme entstanden, dafs Bes lange vor Dhutnose III, aus dessen Zeit wir die ältesten Beispiele<sup>1)</sup> haben, vom Volke verehrt wurde (p. 310)! — Die Erklärung des Gottes als eine Entstellung des babylonischen Nimrudtypus, was auf den ersten Blick manches für sich hat, sich aber kaum halten läfst, stammt von Erman, was bei M. nicht ersichtlich ist. Wenn der Verf. in einer angekündigten Spezialarbeit über Bes denselben als Prototyp des kindlichen, schlangengewürgenden Herkules, der Satyrn, des Pan und anderer fröhlicher Waldmenschen sowie der Harpyien nehmen will, so sind wir auf die Untersuchung gespannt, bringen jedoch ihren hier bereits mitgeteilten Resultaten herzlich wenig Glauben entgegen. Die vorsichtigen Worte seines Lehrers G. Ebers über die Besgestalt: „è difficile poi a spiegarsi, comme egli sia giunto all' onore di esser venerato quale divinità delle musica e della danza“ (an. dell' Inst. 1883. p. 78, antichità Sarde e loro provenienza) dürfte Müller wohl beherzigen und sich von voreiligen Schlüssen zurückhalten. — Von der reichen Literatur ist besonders zu erwähnen: J. Krahl, über den aegyptischen Gott Bes, Jahrb. d. kunsthistor. Sammlungen des allerhöchsten (österr.) Kaiserhauses IX. 1889, p. 72 ss. (Beigabe zu Bendorff, das Heroon zu Gjölbaschi-Trysa.)

Das Werk Müllers ist keine Arbeit mit lauter glatten Resultaten, aber eine Pionierarbeit (wie er selbst bezeichnet, p. X.) u. zwar eine recht gute; mehr kann sie ja unter den jetzigen Umständen nicht sein. Wer nur einigermaßen die Schwierigkeiten kennt, welche sich bei der Behandlung der Texte in den Weg stellen, wer weifs, wie sehr der Mangel an Vorarbeiten sich fühlbar macht und wie schwierig oft die Beschaffung von Hilfsmitteln ist, hat keine weitere Erklärung nötig. Künftige Detailarbeiten werden wohl viele von den Müller'schen Aufstellungen bestätigen, manches jedoch genauer präzisieren, manches anders darstellen; als kühne und vor allem höchst anregende Leistung wird das Buch aber seinen bleibenden Wert behalten. Wir empfehlen es zur fleissigen Benützung; sein Studium wird Früchte tragen!

Es erübrigt nur noch mit Dank und Anerkennung der Verlagsbuchhandlung zu gedenken, welche infolge ihres liberalen Entgegenkommens dem Autor die Veröffentlichung des Werkes so sehr erleichterte.

München.

Dr. E. Knoll.

<sup>1)</sup> Mariette bei Heuzey, sur quelq. répr. du dien grot. Bes et. p. 141 läfst einen Spiegelgriff mit Beskopf aus der Zeit Papi's stammen, was der Wahrscheinlichkeit entbehrt.

Untersuchungen auf dem Gebiete der alten Länder- und Völkerkunde von Curt Th. Fischer. Erstes Heft: De Hannonis Carthaginiensis Periplo. - Leipzig, Teubner 1893. 134 S. 3 M.

Es ist eine stattliche Reihe von Schriften, welche entweder ausschließlich über den Periplus des Hanno handeln oder sich gelegentlich damit beschäftigen, die der Verfasser S. 4 zusammenstellt, und doch sind es nur die neueren, welche bei Müller (geogr. gr. min. I.) noch nicht aufgeführt sind. Dafs er trotzdem diesen Gegenstand wieder zum Thema einer Abhandlung gewählt hat, dafür gibt Fischer folgende Gründe an: 1) Erst in unseren Tagen ist die Westküste Libyens genauer durchforscht worden, wodurch auch für die Erklärung des Periplus neues Material gewonnen wurde. 2) Bisher ist nur die rein topographische Seite von den Forschern berücksichtigt worden, Fischer will aber außerdem genauer feststellen, wann und auf welchem Wege der punisch geschriebene Periplus den Griechen bekannt geworden ist, welche von den späteren Geographen daraus geschöpft zu haben scheinen, und inwieweit die geographischen Anschauungen dadurch beeinflusst wurden; ferner möchte er die Frage nach der Lebenszeit des Hanno zur Entscheidung bringen. 3) Überhaupt möchte er seine Arbeit als Materialsammlung betrachtet wissen, die etwaigen späteren Forschern auf diesem Gebiete in bequemer Weise das zusammenstellt, was bisher in den verschiedensten Werken über die Expedition des Hanno geschrieben worden ist.

Die letztgenannte Absicht dürfte F. gleich mit dem ersten und ausführlichsten Kapitel (De Hannonis itinere) S. 6 - 59, resp. 72 erreicht haben. Er behandelt hier noch einmal die rein geographische Frage, indem er an der Hand der auf uns gekommenen griechischen Übersetzung des Originales den Hanno auf seiner Reise begleitet und dessen Namensangaben und topographische Schilderungen mit der heutigen Gestaltung jener Küstengegenden in Einklang zu bringen sucht. Da er jene Gegenden nicht aus eigener Anschauung kennt, so hält er sich an die genauen Angaben neuerer Reisenden über die Westküste Marokkos, insbesondere französischer. Übrigens ersetzen die genauen Karten unserer Zeit, die gewissenhaft benützt werden, einigermaßen die fehlende Selbstbeobachtung. Ganz entschieden zu billigen ist der Grundsatz, dafs Fischer sich ausschliesslich an die Angaben Hannos hält und die von diesem beobachteten Entfernungen mit dem heutigen Aussehen jener Küstengegenden in Einklang zu bringen sucht, während andere Forscher häufig die Angaben des Karthagens so corrigierten, wie es ihnen gerade paßte. Freilich bleibt die von Fischer versuchte Identifizierung der von Hanno genannten Punkte mit heutigen Namen vielfach noch zweifelhaft und unsicher. Es soll eine Zusammenstellung der wichtigsten hier folgen: 1) *Θρηματήριον* = Mehedia auf den neuesten Karten, 2) *Σολόεις, Αιβηκόν ἀκρωτήριον, λάσιον δένδρεισιν* = das heutige Cap Cantin; freilich muß man annehmen, dafs der dichte Wald im Laufe der Jahrhunderte verschwunden ist, 3) fünf Kolonien zwischen

dem genannten Vorgebirge und dem Flusse *Αἴζος*: *Κάρινον τεῖχος* = Mogador, *Γύρτη* = Vorgebirge Tufelnch; *Ἄκρα* = Agadir-n-Irir, hochgelegen; *Μέλιτα* = Stadt an der Mündung des Mesa; *Ἀραμβες* = das heutige Asaka. Übrigens bezeichnet Fischer selbst diese Ansätze nur als sehr unsichere Vermutungen, 4) *μέγας ποταμὸς Αἴζος* = Flus Draa, 5) die Insel *Κέρνη* = zwischen dem Cap Juby und Cap Bojador an der Mündung des busenförmig sich erweiternden Flusses Sakhiet el Hamra, durch dessen Bett an der Mündung man heute freilich trockenen Fusses wandern kann; nur zur Regenzeit führt er Wasser. Diesen Flus fuhr Hanno mit seinen Karthagern hinauf, dann in einen von links einströmenden Nebenflus, heute el-Dela; auf diesem gelangten sie nach kurzer Fahrt in einen See, der 3 Inseln enthielt, grösser als *Κέρνη*. Ein solcher See findet sich heute nirgends mehr, wohl aber eine fruchtbare Depression des Bodens, 500 Stadien in der Länge, der einstige See, jetzt Gerar Isig. Nach *Κέρνη* zurückgekehrt fuhr Hanno wieder südlich. 6) *ὄρη μεγάλη αἰετα* = Höhenzüge im Norden des Cap Blanco; heutzutage freilich ist die ganze Küste dort eine weite Ebene, so dafs eine wesentliche Veränderung der Küste durch die Einwirkung der Winde auf jene sandigen Hügel angenommen werden mufs. 7) *ἀμείρινον χάσμα θαλάσσης* = die Levrier Bai am Cap Blanco, wobei aber angenommen werden mufs, dafs Hanno mit seiner Bezeichnung die Levrier Bai und Arguin Bai zusammen gemeint hat, deren Ende Cap Mirik ist. 8) *Ἐσπέρον κέρας* = Cap Verde, wobei nur die ausdrückliche Angabe Hannos Bedenken erregt: *ἤλθομεν εἰς μέγαν κόλπον, ὃν ἔφασαν οἱ ἑριτυρέες καλεῖσθαι Ἐσπέρον Κέρας*, wonach ein Meerbusen darunter zu verstehen ist. 9) *Θεῶν ὄχημα* = Höhenzüge in der Nähe des Cap Mesurado. 10) *Νότον Κέρας*, das Ende der Fahrt = Cap Palmas. Übrigens sagt Hanno auch hier wieder: *ἀφικόμεθα εἰς κόλπον Νότον Κέρας λεγόμενον*. — Man sieht, fortwährend müssen Änderungen der Küsten, der Bewässerungsverhältnisse sowie der Bewaldung des Landes angenommen werden, um Hannos Angaben mit den heutigen geographischen Verhältnissen jener Gegenden in Einklang zu können. Infolge dessen können diese Identificationen nur den Wert von allerdings unsichtlich begründeten und sorgfältigen Vermutungen beanspruchen.

Ein sicheres Resultat dagegen scheint mir Fischer im II. Kapitel: De Hannonis vita et actate gewonnen zu haben. Durch genaue Abwägung der Zeitverhältnisse, unter welchen die Expedition ausgeführt werden konnte, gewinnt Fischer als terminus post quem das Jahr 465, als terminus ante quem das Jahr 450. Um jene Zeit nun lebten die 3 Söhne jenes Hamilkar, welcher 480 in Sicilien gefallen war, Himilko, Hanno, Gisgon. Da aber sicherlich zugegeben ist, dafs die Leitung jener zu Kolonisationszwecken ausgesendeten Expedition nach der Westküste Libyens nur einem bedeutenden und bereits erprobten Manne anvertraut wurde, so dürfte der Admiral Hanno mit dem Sohne Hamilkars identisch sein. Nach Hanno unternahmen Fahrten in jene Gegenden 1) Euthymenes aus Massilia, der mit Wahrscheinlichkeit in die 1. Hälfte des 4. Jahrhunderts gesetzt wird, da ihn Ephorus und

Aristoteles zuerst erwähnen, und der seine Beobachtungen gleichfalls in einer eigenen Schrift veröffentlichte; er kam nicht über die Insel *Κέρνυ* hinaus, 2) Polybius, der Geschichtsschreiber, fuhr während der Belagerung Karthagos, vermutlich i. J. 147 durch die Meerenge von Gibraltar und gelangte, nach seinen eigenen Angaben zu schliessen, bis zum heutigen Vorgebirge Draa, 3) Eudoxus aus Kyzikos, der um 100—90 v. Chr. jene Gegenden besuchte; wie weit er vordrang, ist nicht mehr zu erkennen, jedenfalls nicht mehr über die Sahara hinaus. Es bleibt also dem Karthager Hanno der Ruhm ungeschmälert, schon vor den Portugiesen im Mittelalter auch in Gegenden südlich der Sahara vorgedrungen zu sein.

Im III. Kapitel: *Quando Graecis innotuerit Hannonis periplus*, macht Fischer es wahrscheinlich, daß dies geschehen sei in den letzten Jahren des 4. Jahrhunderts v. Chr.; denn Theophrast kannte ihn bereits, Aristoteles noch nicht; und zwar wurde der Bericht des Hanno den Griechen zugänglich durch Ophellas, jenen bekannten König von Kyrene, der sich, ursprünglichlich Statthalter des Ptolemäus, von diesem unabhängig gemacht hatte und infolge seiner Eroberungspläne eine Untersuchung des nordafrikanischen Gestadelandes ins Werk setzen liefs. Es gab von ihm einen *περίπλους τῆς ἐκτὸς θαλάσσης* und in dieses gröfsere Werk scheint er den ins Griechische übersetzten Bericht des Hanno aufgenommen und so den Griechen bekannt gemacht zu haben; aber gerade durch diese Art der Übersetzung kam es, daß Hannos Werk, wie Fischer im folgenden zeigt, verhältnismäfsig wenig gelesen ward. Doch hatte dasselbe bestimmenden Einflufs auf die geographischen Anschauungen späterer Forscher, so des Königs Juba von Mauretanien, der es übrigens in der Originalsprache benützte, des Eratosthenes u. a.

Aus den angeführten Resultaten ersieht man, wie interessant und anregend der Inhalt des Buches ist, selbst da, wo Fischer nichts geben will als eine Vermutung. Soviel aber ist sicher, für alle, welche auf dem gleichen Gebiete weiter arbeiten wollen, ist das Buch geradezu unentbehrlich. Nur eine berechtigte Ausstellung sei am Schlusse gemacht: Weshalb hat der Verfasser die lateinische Form der Darstellung gewählt in einer Abhandlung, die im ersten Teil namentlich wimmelt von deutschen, französischen, englischen, italienischen und spanischen Citaten, und die für ihre zahlreichen, wissenschaftlichen termini wiederholt lästige und oft nicht einmal gut verständliche Umschreibungen erfordert? Gründe dafür werden nicht angegeben, und so fliefsend sich das Latein des Verfassers auch liest, für einen solchen Gegenstand hätte man lieber ein deutsches Gewand gewünscht; ist ja doch auch der weitere Titel: *Untersuchungen auf dem Gebiete der alten Länder- und Völkerkunde*, deutsch! Hoffentlich wird in den nächsten Heften, die recht bald erscheinen mögen, dieser Wunsch berücksichtigt.

München.

Dr. J. Melber.

Geschichtsrepetitionen für die oberen Klassen höherer Lehranstalten. Herausgegeben von Professor Dr. Friedrich Junge, Direktor des Realgymnasiums zu Magdeburg. Zweite, verbesserte Auflage. Berlin 1893. Verlag von Franz Vahlen. VII und 128 Seiten.

Unter den nicht wenigen für Schulzwecke bearbeiteten „Geschichtsrepetitionen“, „Geschichtstabellen“ oder wie sie sich sonst nennen mögen, nehmen die von Junge herausgegebenen hinsichtlich der zielbewußten Anlage, der Sauberkeit der Ausführung und der praktischen Zweckdienlichkeit unzweifelhaft eine der ersten Stellen ein. Sie sind in ihrer jetzigen Form allerdings zunächst den einschlägigen Vorschriften der preussischen Lehrpläne vom 6. Januar 1892 angepaßt, enthalten etwas viel brandenburg-preussisches Material und eine gleich weitgehende Berücksichtigung unserer gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Entwicklung bis zum Regierungsantritt des Kaisers Wilhelm II., während für das Mittelalter und die neuere Zeit die Geschichte nichtdeutscher Staaten, wenn auch nicht gerade übergangen, so doch stark in den Hintergrund gedrängt ist; indes sind sie doch auch so zugleich an nicht-preussischen Schulen brauchbar. Sie beabsichtigen dem Schüler den in der Schule zum Verständnis gebrachten Lehrstoff für die Repetitionsstunden zurecht zu legen, wobei freilich überdies noch an „die Gebildeten unseres Volkes“ gedacht ist. Dafs Junge auf dem von ihm mit Vorliebe berücksichtigten Gebiete im allgemeinen von dem Schüler etwas viel fordert, ist nicht zu leugnen; allein ebenso sicher ist, dafs durch eine ungewöhnlich sorgfältig hergestellte Übersichtlichkeit, durch die Anwendung verschiedener Druckgrößen und durch allerlei andere verwertete Hilfsmittel thunlichste Erleichterung geboten wird. Kommt dazu noch die richtige Anleitung des Lehrers, die sich nicht wird entbehren lassen, so haben die Schüler vollen Grund, diese Repetitionstabellen als dankenswert zu begrüßen. Für die systematische Behandlung des Stoffes kann auch der Lehrer aus ihnen lernen.

So viel im allgemeinen; im einzelnen beschränken wir uns auf ein paar Bemerkungen. S. 1 wird Amasis geboten, S. 4 Leläger und zweimal Peläger, S. 5 Oidipös; das sind die einzigen für die Aussprache von Fremdnamen erteilten Winke!

Wenn S. 8 homerische Gedichte, S. 33 Catilinarische Verschwörung und S. 34 Catilinarische Reden gedruckt erscheint, so ist schwer zu sagen, worin dieser Wechsel in der Schreibung begründet sein soll. Ebenso steht es mit Napoleonische Zeit (S. 110) und napoleonische Staaten (S. 119). Nicht anders mit Servianische Mauer (S. 17) und philippische Reden (S. 37). Statt Husiten (S. 68 und 73) war Hussiten zu schreiben; statt Seb. Brand (S. 77 u. 81) Brant; statt Keppler (S. 79) Kepler; statt Luxemburg (S. 101) Luxembourg; statt Stahrenberg (S. 102) Starhemberg; statt Höchstädt (S. 103) Höchstädt; ebenso S. 64 statt in Trifels auf dem Trifels; S. 26 Hannibal ad portas statt ante portas. S. 61 ist aus Versehen als Todesjahr Lothars von Supplinburg das Jahr 1127 angegeben statt 1137.

S. 38 ist Horatius nur als Lyriker erwähnt, nicht als Satirendichter. Polybius war nicht blofs S. 28 unter den nach Italien abgeführten Geiseln zu erwähnen, sondern auch unter den Historikern.

Wer die Geschichtsauffassung David Müllers-Junges kennt, wird sich nicht wundern, selbst in diesen Repetitionen protestantischen Winken zu begegnen. So bleibt es dem Kurfürsten Max I. nicht erspart, als Jesuitenzögling vorgeführt zu werden (S. 91). Die Bemerkung auf S. 93 „Eroberung und Zerstörung Magdeburgs 20. Mai — Tilly und Pappenheim“ wird kein Schüler mißverstehen und geriete er wirklich auf Irrwege, so bietet ihm S. 117 „Moskaus Brand (Rostopschin)\* den richtigen Pfadweiser.

Auch so kühne Behauptungen wie S. 88: „Kaiser Max II. blieb aus Rücksichten auf die Nachfolge seiner Söhne in Spanien und Polen (!) altgläubig“ oder S. 95 „Deutschlands Zukunft liegt nach 1648 in den Händen des evangelischen Fürstentums“ wären in Geschichtstabellen sicher besser unterblieben. Wenn doch wenigstens von Geschichtstabellen derlei fern gehalten werden wollte!

Die äußere Ausstattung des Büchleins verdient uneingeschränktes Lob.

---

Prof. Dr. Franz Franzifs, Bayerns nationale und internationale Stellung. Historisch-politische Studie. München 1894. J. Lindauersehe Buchhandlung (Schöpping).

Je schwerer es hält, zumal für den gymnasialen Lehrer, den der Jugend eigenen Optimismus sich auch in reiferen Jahren noch zu bewahren, um so aner kennenswerter erscheint es, wenn dies dann und wann einer rühmlichen Ausnahme gelingt. Das gilt vollends von dem Manne, der es versteht, seine optimistischen Ansichten zugleich hinsichtlich unserer in weiten Kreisen als zerfahren geltenden politischen Verhältnisse und alles dessen, was mit diesen zusammenhängt, aufrecht zu erhalten.

Gerade mit Rücksicht auf die in einem nicht geringen Teil der Bevölkerung Bayerns herrschende Sorge und selbst Beunruhigung bezüglich der Gegenwart und der Zukunft unsers engeren Vaterlandes gibt der Verf. des oben genannten Schriftchens eine übersichtliche Zusammenstellung und gedrängte Beantwortung der wichtigsten in Betracht kommenden Fragen. Er will beitragen, „die Meinungen zu klären, unnötige Besorgnisse zu beschwichtigen, einem gesunden Frieden unter den Volksklassen Bahn brechen zu helfen, vor allem die religiöse Gesinnung und die Vaterlandsliebe zu stärken“. Dabei kommt er zu dem Schlufsergebnisse: „Bayern für sich hat in den früheren Jahrhunderten innerhalb des Reiches nie eine hervorragendere Stellung als jetzt gehabt. An Ländergebiet, Zahl der Bevölkerung, Kraft der Finanzen, Stärke des Heeres, Förderung der geistigen und materiellen Bedürfnisse von Land und Volk, an Bedeutung und Macht ist es in früheren Jahren nie übertroffen worden; den Glanz und Ruhm Bayerns aber über die Grenzen der deutschen Gaue hinaus bis in die entferntesten Länder

der Erde hat seine Kulturthätigkeit vornehmlich in diesem Jahrhundert seit der Regierungszeit des großen Königs Ludwigs I. am mächtigsten verbreitet“.

Es wird kaum an Lesern fehlen, denen die gut geschriebene Broschüre etwas gar zu rosig zu sehen und vielleicht auch allzu blauweifs zu urteilen scheinen mag. Erwägt man aber, was in lokalem und heimatlichem Patriotismus anderswo vielfach geleistet wird, so scheinen Beanstandungen nach dieser Seite um so weniger berechtigt zu sein, als der Verfasser nicht minder für Deutschlands Wohl überall ein warmes Herz zeigt.

Da die kleine Schrift sich vorzugsweise mit Zeitfragen beschäftigt, sind Bedenken nicht ausgeschlossen, ob sie wohl auch als Schülerlektüre geeignet ist. Sie werden dadurch hinfällig, daß allenthalben die historische Entwicklung berücksichtigt wird. So ist sie für die Schülerlesebibliothek der zwei obersten Gymnasiaklassen gut verwendbar.

Noch ein paar Einzelheiten! Kärnten wurde 976 von Bayern abgetrennt, nicht 972 (S. 1); es kam 1342 nicht mit Tirol an Bayern zurück (S. 2). Der Vertrag vom 29. September 1369, der Tirol an Österreich brachte, wurde zu Schärding abgeschlossen, nicht zu Ried (S. 3). Der Kurprinz Joseph Ferdinand wurde nicht 1699 von Karl II. als Erbe von Spanien eingesetzt, sondern 1698 (S. 5). Frankreich hatte seine Führerrolle im politischen Leben der europäischen Staaten im 17. Jahrhundert doch wohl nicht als „Bannerträgerin des Christentums“ (S. 17). Die Ausdehnung, welche S. 18 dem Grundsatz *eius regio, eius religio* gegeben wird, ist bedenklich. Als wittelsbachische Sammelpätze der Künste und Wissenschaften durfte S. 21 jedenfalls Düsseldorf und Mannheim nicht ungenannt bleiben. S. 33 war Kurtz zu schreiben, nicht Kurz. Welche die 14 Regenten gewesen sein sollen, die seit Albrecht V. in Bayern herrschten (S. 45), ist schwer abzusehen; sollen die Pfalz und Neuburg mit inbegriffen sein, so waren es mehr, ohne diese weniger.

Die äufsere Ausstattung verdient volles Lob.

München.

Markhauser.

R. Leuzingers Kurven-Reliefs. Schlüssel zum Verständnis der Kurvenkarten mit Erläuterungen von G. Stucki. Bern. Verlag von Schmid, Francke u. Cie. 1893. Preis 7 M.

In eleganter Pappschachtel liegt ein Karton  $23 \times 30$  cm groß, der aus einer auf Pappe aufgetragenen festen Masse von braunroter Färbung besteht, von der sich ein relief 3 allgemeine Oberflächenformen und 12 typische Landschaftsbilder, der Schweiz, Österreich, Bayern und dem Jura entlehnt, in gelblicher Tonfärbung  $3,5 \times 5,5$  cm groß wirksam und plastisch abheben. Der Zweck dieser Kurvenreliefs, welche der bekannte schweizerische Geograph Leuzinger entworfen hat, ist der, einmal das Verständnis der immer mehr in Aufnahme kommenden Methode der kartographischen Darstellung mittelst



der Isohypsen bei der studierenden Jugend zu fördern und dann dem lernbegierigen Schüler ein praktisches Mittel an die Hand zu geben, die Isohypsenkarten selbst wieder zu Reliefdarstellungen zu benützen. Durch die bisher fast ausschließlich üblich gewesene Manier der Schraffierung und schiefen Beleuchtung erliedt der Beschauer der Karte sogleich ein eindrucksvolles Bild von der Bodengestalt, während rasches Verständnis der Isohypsenkarten längere Übung und Gewöhnung voraussetzt. Es ist daher sehr zu begrüßen, daß Leuzinger ein so zweckmäßiges Lehrmittel, das sich durch Allgemeinverständlichkeit auszeichnet, eronnen und mit glücklicher Hand entworfen hat. Diese Kurvenreliefs sind sogenannte Treppenreliefs, deren einzelne Höhenstufen aus je einer am äußeren Rande senkrecht abgeschnittenen Pappdeckelschichte bestehen, denen zu voller Natürlichkeit zu verhelfen nur nötig ist, die einzelnen Treppenabsätze mit einer plastischen Masse zu verstreichen. Dies ist aber in dem vorliegenden Lehrmittel absichtlich unterblieben, um dem Lernenden ein deutliches Bild zu geben, wie er selbst bei der Anfertigung ähnlicher Reliefkarten zuwerk zu gehen habe. Es ist daher von den allereinfachsten Oberflächenformen ausgegangen und das Lagerungsverhältnis von 2—4 übereinander ruhenden Schichten zur Darstellung gebracht worden, um das Verfahren recht anschaulich zu machen. Die nun folgenden 12 Reliefs bringen immer kompliziertere Terrainabschnitte, zu deren richtiger Auffassung die auf beiden Seiten des Deckels der Pappschachtel befindliche Wiedergabe der Kärtchen in Isohypsen und deren Übertragung auf Niveauzeichnungen bestimmt ist. Der Käufer erhält als Beigabe einen Karton zum Ausschneiden, der eben diese Isohypsenkärtchen enthält, zu 20 Cts., im Dutzendpreis zu 2 Francs. Als Begleitschrift zu Leuzingers Werk hat der ehemalige Schulinspektor G. Stucki in Bern eine Belehrung geschrieben, wie dasselbe für die Zwecke der Volksschule nutzbar gemacht werden kann. Diese Belehrung setzt aber schon sehr viel Kenntnisse und Verständnis voraus, so daß der Zweifel nicht unberechtigter erscheint, ob ein genügender Prozentsatz von Schülern das nötige Verständnis hierfür auch wirklich besitze. Meines Erachtens dürfte die Volksschule (= Elementarschule) nicht der richtige Platz für die Beschäftigung mit diesen Reliefs sein, die ihres kleinen Maßstabes halber die Nachbildung in größerem durch den Lehrer selbst unerläßlich machen, da ein Herumreichen von Hand zu Hand schon aus Gründen der Schonung des Lehrmittels, ganz abgesehen von der Disziplin, als unthunlich zu betrachten ist. In Nr. 3 der „Süddeutschen Blätter für höhere Unterrichtsanstalten“ hat Prof. Cranz in Stuttgart eine empfehlende Anzeige dieses Lehrmittels veröffentlicht, die auf diese Schwierigkeiten hinweist und außerdem erkennen läßt, daß er selbst sich zu weit gehenden Hoffnungen bezüglich der Selbstanfertigung derartiger Reliefs nicht hingibt. Dieselbe erweist sich nämlich als ein so zeitraubendes und mühsames Geschäft, daß man in Schulen darauf verzichten muß. Als Privatbeschäftigung einzelner tüchtiger und manuell besonders geschickter Schüler während der Freizeit verdient diese Nachbildung gewiß jede Förderung, da sie

das Auge und die Hand bildet und das Kartenverständnis in hohem Grade fördert, aber für die Allgemeinheit will sie sich nicht schicken. Auch der Vorschlag des Prof. Cranz, statt stärkerer Pappen sich zum Ausschneiden zu bedienen, zur Laubsäge zu greifen und die Höhengschichten auszusägen, dürfte nicht geeignet sein, den Zeitaufwand zu mindern, um den es sich bei der so vielseitigen Inanspruchnahme unserer Jugend für die unerläßlichsten Studien nun doch einmal in erster Linie handelt. Denn das Aussägen fordert in hohem Grade Genauigkeit, Vorsicht und Geschick, zumal bei ringförmigem Ausschnitte die Gefahr des Zerbrechens bedeutend wächst und die Chance des Gelingens in gleichem Maße abnimmt. Wer viel Zeit hat und als Laubsägenamateur über das nötige Geschick verfügt, wird allerdings, dem Vorbilde der Reliefs und dem Rate des Prof. Cranz folgend, es zu sehr erfreulichen Leistungen bringen können, die Schule aber wird auf die Nachbildung als Bestandteil des Unterrichtes von vornherein verzichten und wohl zufrieden sein müssen, daß ein so vortreffliches Hilfsmittel zum Kartenverständnis überhaupt zugebote steht. Erwähnt darf noch werden, daß die Königl. württembergische Kultusministerialabteilung für Gelehrten- und Realschulen in Leuzingers Kurvenreliefs „ein wertvolles Hilfsmittel zur Einführung der Schüler in das Verständnis der Höhenkurvenkarten erkannt hat“.

Frankenthal.

Koch.

## I. Abteilung.

### Abhandlungen.

#### Die deutschen Hausaufgaben in der IV. und V. Klasse unserer Gymnasien.

Dem deutschen Unterrichte in der 4. und 5. Klasse (Unter- und Obertertia) unserer Gymnasien sind durch die „Schulordnung für die humanistischen Gymnasien im Königreiche Bayern“ vom 23. Juli 1891, in gleicher Weise wie früher, je zwei Stunden zugewiesen. Bei der Bedeutung, welche dem deutschen Unterrichte allenthalben beigemessen wird, und welche namentlich auch dadurch zum Ausdrucke kommt, dafs dem deutschen Aufsatz bei der Reifeprüfung eine so hervorragende und wichtige Stellung eingeräumt ist, könnte man leicht versucht sein, zu behaupten, dafs die dem deutschen Unterrichte zugemessene Stundenzahl, wie überhaupt, so auch für die genannten Klassen nicht ausreichend sei. Indes wäre, wie von Brunner<sup>1)</sup> bereits mit Recht betont wurde, diese Behauptung „nur dann richtig, wenn, wie in anderen Fächern, so auch im Deutschen die ganze Lehraufgabe nur in den dem Unterrichtsgegenstande zugewiesenen Stunden gelöst werden könnte und sollte.“ Der Unterricht in der deutschen Sprache hat sich aber, wie unsere Schulordnung ausdrücklich vorschreibt, nicht blofs auf die eigens für dieses Fach angesetzten, sondern auf alle Lehrstunden zu erstrecken, die insofern auch deutsche Stunden sein sollen, als die Schüler im allgemeinen und insbesondere bei dem Übersetzen aus den fremden Sprachen zur Vervollkommnung des deutschen Ausdruckes und zum sprachrichtigen Antworten anzuhalten sind; und so ist mit Brunner (a. a. O.) die zur Verfügung stehende Stundenzahl „als eine entsprechende zu bezeichnen“, mit welcher das Lehrziel auf jeder Stufe zu erreichen wäre, wenn die Stunden in der richtigen Weise ausgenützt werden oder vielmehr ausgenützt werden könnten.

Wiederholt ist nun gerade in letzterer Zeit darauf hingewiesen worden, dafs „den idealen Mittelpunkt“, den unsere höhere Schulbildung früher in dem Studium des klassischen Altertums besessen habe, und der ihr heute fehle, allein die deutsche Literatur bilden könne.<sup>2)</sup> Unsere Schulordnung selbst verlangt, dafs die Lektüre von

<sup>1)</sup> Der deutsche Unterricht und die Reform der höheren Schulen in Bayern. Zeitschrift f. d. deutschen Unterricht. 6. Jahrg. 12. Hett. S. 802 ff.

<sup>2)</sup> s. Rudolf Lehmann, Der deutsche Unterricht. 1890. Vorwort.

Musterstücken der deutschen Literatur auf allen Stufen einen Hauptteil des deutschen Unterrichtes bilde<sup>1)</sup>. Daraus ergibt sich aber wohl von selbst die Forderung, dafs auch bereits in den unteren Klassen des Gymnasiums, sicher aber jedenfalls in den hier in betracht kommenden Klassen (4. und 5.) auf die Lektüre ein verhältnismäfsig grofses Teil der für den deutschen Unterricht zu gebote stehenden Zeit verwendet werden mufs. Und so hat denn schon Zettel in dem von ihm aufgestellten Lehrplan für den deutschen Unterricht<sup>2)</sup> wenigstens für die 5. Klasse sich dahin ausgesprochen, dafs eine der beiden Wochenstunden stets der Lektüre zu widmen sei. Aber auch für die 4. Klasse müssen die gleichen Gründe geltend gemacht werden, und daher genügt es meiner Ansicht nach keineswegs, dafs in dieser nur „die zweite Stunde jeder zweiten Woche“ der Lektüre zugewiesen werde. Wer die Bedeutung der Lektüre für den Unterricht, für die geistige Entwicklung, für die Weckung und Erhaltung des nationalen und patriotischen Gefühles der heranwachsenden Jugend anerkennt, der mufs unbedingt die Forderung für berechtigt erklären, in beiden Klassen eine Wochenstunde auf die Lektüre zu verwenden. Denn wie wäre es anders möglich, nach der Weisung unserer Schulordnung die Lektüre so zu betreiben, dafs die Schüler ein volles Verständnis des Gelesenen nach Inhalt und Form gewinnen, zum schönen und ausdrucksvollen Vortrag angeleitet werden und das Gelesene zum Ausgangspunkte und Vorbilde für eigene Versuche stilistischer Darstellung machen?<sup>3)</sup> Welch mühevoll und schwierige Aufgabe es ist, und welchen Zeitaufwand es erfordert, um die Schüler nur einigermaßen dahin zu bringen, dafs sie lernen, „Gedichte mit Verständnis vorzutragen“, — eine Aufgabe, die ebenfalls der Lektürestunde zufällt — dies sei, als selbstverständlich, nur nebenbei erwähnt. Wer ausserdem mit Miller<sup>4)</sup> der Ansicht ist, dafs die Schüler auf jeden Fall stets „daran zu gewöhnen sind, sich über alles, was ihnen nicht vollständig klar und verständlich ist, Aufklärung zu erholen und nicht gedankenlos darüber hinweg zu gehen“, der wird die eine Stunde in der Woche, welche für die Lektüre beansprucht wird (ca. 36 Stunden im Schuljahre, nach Abrechnung der Feiertage und sonstiger Ausfälle), eher für zu wenig als zu viel erachten. Dabei setze ich sogar voraus, dafs der Stundenplan der Lektüre eine volle, nicht eine durch eine Pause gekürzte Stunde zuweist.

Nach Abzug dieser Lektürestunde bleibt somit für die sonstigen Aufgaben des deutschen Unterrichtes nur mehr die zweite Wochenstunde übrig. Nun ist nach unserer Schulordnung (§ 28, 3) den Schülern in der 4. und 5. Klasse (wie in den drei unteren Klassen) alle vierzehn Tage „eine deutsche Hausaufgabe zu geben, welche, wie die

<sup>1)</sup> Vergleichsweise sei auch auf den Lehrplan für die hessischen Gymnasien hingewiesen: „Der Mittelpunkt des deutschen Unterrichtes ist der Lesestoff.“

<sup>2)</sup> Blätter f. d. bayer. Gymn.-Schulw. 1882. Jahrg. 18. S. 181 ff.

<sup>3)</sup> Vgl. den hessischen Lehrplan: „Ziel des Leseunterrichtes ist die rasche und durchdringende Erfassung eines Lesestückes in seinen grammatischen, logischen und stilistisch-rhetorischen, sowie ästhetischen Beziehungen.“

<sup>4)</sup> Zur Methodik des deutschen Unterrichtes. München, Pohl 1891. S. 3.

Schulaufgaben von dem Lehrer zu korrigieren und in der Klasse durchzusprechen ist.“ Wie diese Vorschrift bisher so ziemlich allgemein aufgefaßt wurde und allem Anscheine nach aufgefaßt werden mußte, so sind unter diesen Hausaufgaben auch auf unserer Stufe doch nur sogenannte „Aufsätze“ zu verstehen, d. h. schriftliche Ausarbeitungen, für welche (nach § 9, 18 der Schulordnung) in den drei mittleren, also auch in der 4. und 5. Klasse, zu wählen sind; „Beschreibungen von Gegenständen der Natur sowie von Plätzen und Gebäuden des Schulorts und seiner Umgebung, Schilderungen von Naturvorgängen und wirklichen oder erdichteten (!) Erlebnissen (teilweise in Briefform), Erzählungen und erweiterte Darstellungen nach dem in Cornelius Nepos, Cäsar, Ovid u. s. w. Gelesenen, Inhaltsangaben größerer Lesestoffe . . . , Erläuterungen von Sprichwörtern mit Beispielen aus dem Leben, einfache Abhandlungen über Sätze, die dem Gedankenkreise der Schüler entnommen sind, in der Regel nach vorher festgestellten Dispositionen.“ Wenn an anderer Stelle ausdrücklich die Bemerkung für nötig erachtet wird, daß „die deutsche Aufgabe, besonders in den mittleren und unteren Klassen, von Zeit zu Zeit auch in einer Übersetzung aus fremden Sprachen bestehen“ kann, so ist dagegen hervorzuheben, daß eine solche „Version“ von mancher Seite, wohl mit Recht, nicht als eine vollwertige Leistung anerkannt wird. Denn wenn selbstverständlich zugegeben werden muß, daß das Übersetzen aus der fremden Sprache äußerst gewinnbringend ist für das Deutsche, so wird doch dieser Gewinn hauptsächlich erreicht durch die Denkarbeit, mittelst welcher in der Schule unter Leitung des Lehrers die deutsche Übersetzung von den Schülern selbst gesucht und gefunden wird. Eine Selbständigkeit bei einer solchen Leistung von den Schülern auf unserer Stufe zu verlangen, wäre sicher verkehrt; und so liefern sie denn auch, wenn sie eine „Version“ als Hausaufgabe zu machen haben, im günstigsten Falle höchstens die in der Klasse entstandene Übertragung, oder sie bringen eine recht stümperhafte Übersetzung, wenn sie nicht zu fremder oder gar untersagter Hilfe greifen. M. E. ist daher überhaupt eine Übersetzung nur dann zu empfehlen, wenn sich ein Abschnitt dafür bietet, der in gewissem Sinne ein abgeschlossenes Ganzes bildet, und bei dem die Aufgabe so gestellt werden kann, daß immerhin auch noch einige Selbstthätigkeit erfordert wird. (So kann z. B. die Rede Divikos als Wortführers der helvetischen Gesandtschaft und die Antwort Cäsars auf dieselbe b. g. I, 13 f. in direkter Übertragung verlangt werden; ähnlich Nep. Themist. 7 „Themistokles' Auftreten in Sparta“, Paus. 2, 2 ff. „Des Pausanias Verrat“ mit indirekter Wiedergabe des Briefes an Xerxes u. a.). In der Regel sind jedoch nur solche Themen zu stellen, welche eine freiere Bearbeitung eines einzelnen Abschnittes fordern, wie gedrängte Zusammenfassungen: Die Anklage und Verurteilung des Alkibiades, Hannibals Schlaueit, Verschwörung und Tod des Orgetorix, Die Schlacht bei Bibrakte, der Entscheidungskampf zwischen Cäsar und Ariovist u. dgl.

Haben wir sonach unter den von der Schulordnung verlangten

Hausaufgaben im allgemeinen „Aufsätze“ zu verstehen, so ist entschieden die Zahl derselben in der 4. und 5. Klasse als zu groß zu bezeichnen. Es möge von vornherein betont werden, daß von der Last, welche die Korrektur dieser Aufgaben dem Lehrer auferlegt, und auf die bereits Brunner (a. a. O.) hingewiesen hat, hier ganz und gar abgesehen wird.<sup>1)</sup> Auch die Frage soll nicht berührt werden, ob nicht die Fertigung der zahlreichen Hausaufgaben für die Schüler manchmal ein Überschreiten des bestimmten „Zeitmaximums“ erforderlich macht.

Hier kommt es einzig und allein darauf an, vom pädagogisch-didaktischen Standpunkte aus auf den bedenklichen Umstand hinzu-

<sup>1)</sup> Gleichwohl darf auch dieser Punkt wenigstens Erwähnung finden, indem nicht übersehen werden kann, daß eben durch die Korrektur der deutschen Hausaufgaben doch eine wesentliche Mehrbelastung gegen früher eingetreten ist, da die Korrektur der lateinischen und griechischen Hausaufgaben, welche nach der neuen Schulordnung in Wegfall gekommen ist, weit weniger Zeit und Mühe, wenigstens an den mittleren Klassen, welche hier in betracht kommen, beansprucht hat. Vielleicht dürfen wir von einer wohlwollenden Schulbehörde auch in dieser Beziehung eine Berücksichtigung unserer Wünsche erwarten, um so mehr als ja von maßgebenden Persönlichkeiten selbst wiederholt unumwunden ausgesprochen worden ist, daß „unser Stand am meisten mit Arbeiten überhäuft ist — wenigstens an großen Anstalten“, und da sogar Se. Excellenz der K. Staatsminister Dr. von Müller unlängst (16. März ds. Js.) in der 99. öffentlichen Sitzung der Kammer der Abgeordneten erklärt hat, dem bayerischen Gymnasiallehrerstand das Zeugnis öffentlich geben zu können, „daß seine Anstrengungen das zulässige Maß bereits erreicht haben, seine Leistungen vollkommen befriedigend sind.“ Und die Lehrer der 4. und 5. Klasse haben sicher alle Berechtigung, auch auf sich dieses anerkennende Zugeständnis von seiten des Herrn Ministers zu beziehen. Doch wie gesagt, nicht pro domo soll hier gesprochen werden! Auch in eine Erörterung der Frage von dem Werte der Korrektur soll hier nicht eingegangen werden; lediglich gestreift möge im Vorübergehen dieselbe werden mit dem Hinweis auf die bekannte Tatsache, daß der vermeintliche Wert der Korrektur nicht selten, und zwar von hervorragenden Fachmännern, stark angezweifelt wird. Sehr entschieden hat sich z. B. Dr. Müller gegen den Wert der Korrekturen (in einem Aufsätze: „Betrachtungen eines Mädchenschullehrers“, Preufs. Jahrb. 1893 Maiheft S. 211) ausgesprochen: „Wer glauben sollte, daß die Leistungen der Schüler sich in dem Maße bessern, als die Korrekturen vermehrt werden, gleicht dem, welcher sein Vermögen dadurch zu vergrößern hofft, daß er sein Geld möglichst oft zählt.“ — Ich kann mir nicht versagen, auch dessen Worte über die Last der Korrekturen anzuführen; er erklärt es als „Tatsache, daß durch nichts der Lehrer so in seiner freien Zeit beschränkt wird, als durch die Korrektur, vor allem wenn er in stark besetzten Klassen unterrichtet.“ Und weiter: „Nun gibt es aber unter allen Arbeiten des Lehrers keine, die für einen geistig regen Menschen so lästig, abspannend und ermüdend ist, als die Korrekturen. Er sinkt dabei zum toten Werkzeuge, zur Maschine herab. Er ist einem Siebe zu vergleichen, das den Zweck hat, das Fehlerlose hindurch zu lassen und das Fehlerhafte zurückzuhalten. Die stundenlange gespannte Aufmerksamkeit auf tausend meist an sich wenig bedeutende formelle Versehen, die gewöhnlich der Gedankenlosigkeit, Zerstreutheit und Flüchtigkeit, d. h. der Unvollkommenheit der jugendlichen Natur entspringen, ist eine Arbeit, welche die psychische und physische Kraft weit mehr absorbiert, als der anstrengendste Unterricht selbst. Die Korrektur ist die schwerste und drückendste Last des Lehrers, besonders da er sich sagt, daß bei ihr sein eigentliches Wissen und Können gar nicht zur Geltung kommt, weil jeder fähige Schüler dasselbe (?) leisten kann.“ Mit kräftigeren und treffenderen Worten vermag wohl nicht die Arbeit der Korrektur bezeichnet werden, als es hier von einer den bayer. Gymnasiallehrern völlig fern stehenden Seite geschehen ist.

weisen, daß durch die von der Schulordnung verlangte Zahl der deutschen Hausaufgaben zu viel von der dem deutschen Unterrichte zugewiesenen Zeit aufgebraucht wird. Wenn die Durchnahme einer solchen Aufgabe nämlich nur einigermaßen für die Schüler fruchtbar und förderlich und so der Mühe des Korrigierens überhaupt wert sein soll, so wird durch sie, wie jeder zugeben muß, auch bei einer Normalklasse von 45 Schülern, geschweige denn bei einer größeren Schülerzahl, in der Regel eine Schulstunde völlig in Anspruch genommen, auch wenn man dabei der (schon von Brunner als selbstverständlich erachteten) Forderung nachkommt, „die Fehler nach Gruppen zu erörtern, die bei der Korrektur zusammengestellt wurden.“ Bedenkt man, welche Fehler bei jeder Aufgabe wiederkehren, so zunächst die gegen die Orthographie (ss - fs. th - t, tz - z, kleine und große Anfangsbuchstaben u. s. w.), Deklinationfehler, falsche Kasus, mißbräuchliche Anwendung des Pronomens, Fehler in der Satzverbindung und im Satzbau, falsche Übergänge, logische Fehler, endlich jedesmal die große Zahl unpassender oder verkehrter Ausdrücke, so wird man es kaum für eine Zeitvergeudung halten, wenn eine Stunde dazu verwendet wird, um eine deutsche Hausaufgabe in der 4. und 5. Klasse „durchzusprechen“, wie die Schulordnung es verlangt. Gehört es ja doch m. E. meist auch unbedingt zur Besprechung einer Aufgabe, nach der Kritik derselben, um mich so auszudrücken, den einen oder den andern Aufsatz von Schülern, welche gute Arbeiten geliefert haben, vorzulesen, wenn nicht vielleicht der Lehrer selbst sich der Mühe unterzieht, einen „Musteraufsatz“ anzufertigen: denn es ist nicht zu leugnen, daß letzteres in den meisten Fällen den größten Gewinn bringen wird<sup>1)</sup>, zunal die Schüler, wie hinlänglich beobachtet werden kann, immer einer solchen Arbeit des Lehrers mit großem Interesse folgen. Schließlich muß auch den Schülern die Möglichkeit gegeben werden, sich über einzelne Dinge, welche ihnen trotz der Korrektur und trotz der allgemeinen Besprechung noch unklar und zweifelhaft geblieben sind, Aufklärung zu verschaffen, ohne daß natürlich damit etwa einem Unfuge das Wort geredet werden soll, der auf solche Weise nur allzu leicht einreißen könnte, wenn nicht das richtige Maß eingehalten würde.

Treffen nun die bisherigen Ausführungen zu, so sind mit der Durchnahme der Hausaufgaben bereits 18 Stunden aufgebraucht, und es bleibt vorläufig nur in jeder anderen Woche eine Stunde übrig. Nun sind aber nach der Schulordnung mindestens 4 deutsche Schulaufgaben vorgeschrieben, die wiederum je eine Stunde für die Durchnahme beanspruchen; hiebei ist vorausgesetzt, daß für die Bearbeitung der Schulaufgaben eine andere Lehrstunde verwendet wird. Es bleiben somit von den 36 Stunden des Jahres noch 14 im ganzen übrig; würde die Bearbeitung der Schulaufgabe in der deutschen Stunde erfolgen, so wären in dem Monat, in welchem sie abgehalten wird, ohne-

<sup>1)</sup> vgl. Schöntag. *Musteraufsätze aus der Schule für die Schule*. Progr. Regensburg 1886/87.

hin bereits sämtliche deutsche Stunden in Beschlag genommen. Wann werden aber die Hausaufgaben und ebenso auch die Schulaufgaben vorbereitet? Auch diese Frage ist noch zu beantworten.

Ohne vorausgehende Besprechung soll doch selbstverständlich (wenigstens in der Regel) eine Aufgabe nicht gestellt werden. Dies verlangt ja auch unsere Schulordnung, indem bei der oben angeführten Angabe der zur schriftlichen Ausarbeitung zu wählenden Themen ausdrücklich hinzugefügt ist: „in der Regel nach vorher festgestellten Dispositionen.“ Und in der That, nichts ist so wichtig und notwendig für einen gedeihlichen Aufsatzunterricht, als daß die Schüler auf dieser Stufe bereits gewöhnt werden, die Gliederung des Ganzen und die Anordnung der Gedanken einerseits bei der Lektüre zu erfassen und andererseits im Aufsatz auch selbst zu beachten und im Auge zu behalten. Jeder Lehrer aber, der ohne Disposition ein Thema bearbeiten läßt, wird eingestehen müssen, daß er bei der Korrektur des Aufsatzes seine Wunder erleben kann — es müßte denn sein, daß er auf eine logisch richtige Aufeinanderfolge der Gedanken, auf eine Ausscheidung des Nebensächlichen vom Hauptsächlichen u. dgl. keinen Wert legt. Offenbar verlangt ferner eine vorherige Besprechung des Themas und eine Erarbeitung der Disposition in der Unterrichtsstunde auch der längst schon von Pädagogen vielfach anerkannte<sup>1)</sup> Grundsatz, daß der Schwerpunkt des Unterrichts in die Schule selbst zu verlegen ist. Wer wird nun verkennen, daß die Feststellung einer Disposition ebenfalls eine erhebliche Zeit in Anspruch nimmt? Wollte man dann gar noch dem Rate folgen, den Steinel<sup>2)</sup> zunächst allerdings für die unterste Stufe der Mittelschulen erteilt, der aber sicher mit noch mehr Recht für eine höhere Stufe Geltung bekommt, nämlich nicht eine und dieselbe Disposition allen Schülern aufzudrängen, sondern das Thema mit ihnen zu besprechen und so ihnen selbst allerlei Vorschläge zur Bearbeitung abzulocken, aus deren Fülle sodann der einzelne Schüler sich die ihm besonders zusagenden für seinen Arbeitsplan, den er bei der Ausführung genau einzuhalten hat, zusammenstellen mag — wollte man in dieser Weise alle Themen vorher in der Schule behandeln, so würde wohl meist sogar ein beträchtlicher Teil der Stunde darüber verstreichen.

Ist das Thema aus der fremdsprachlichen Lektüre (Nepos, Cäsar, Ovid) genommen, so wird selbstverständlich kein Einwand dagegen gemacht werden, daß die betreffende Stunde für die Vorbereitung der deutschen Hausaufgabe (oder Schulaufgabe) benützt wird; auch in dem Falle, wo das Thema aus dem Gebiet der deutschen Lektüre gewählt ist, mag es am naturgemäßeften sein, die Lektürestunde selbst für die Vorbesprechung der Hausaufgabe (oder Schulaufgabe) zu verwenden,

<sup>1)</sup> vgl. F. Schiller, Die einheitliche Gestaltung u. Vereinfachung des Gymnasialunterrichts u. s. w. Sammlung pädag. Abhandlgn. IV. Halle 1890; ders., Zur Reform der Gymnasien. Zeitschr. f. d. Gymn.-Wesen. 1891. Januarheft. S. 35 ff.

<sup>2)</sup> Schülerbuch für den deutschen Aufsatz-Unterricht an den Mittelschulen im Sinne der Schulreform bearbeitet von Oskar Steinel und Karl Keppel. Schweinfurt 1891, bespr. in diesen Blättern 1894. S. 116 f. von Franz Muncker.



obwohl nicht zu übersehen ist, daß dadurch der eigentlichen Lektüre selbst, der m. E. in der einen Wochenstunde die Zeit ohnehin nicht zu reichlich zugemessen ist, von vorneherein wieder zu viel Zeit entzogen wird. Es bleiben aber noch die Themen anderer Art übrig, wie sie ebenfalls von der Schulordnung verlangt sind: Beschreibungen (von Gegenständen der Natur, sowie von Plätzen und Gebäuden des Schulortes und seiner Umgebung), Schilderungen (von Naturvorgängen u. Erlebnissen), Erläuterungen von Sprichwörtern u. dgl. Die Besprechung und Vorbereitung solcher Aufgaben kann nur in den (14) deutschen Stunden geschehen, soweit sie die Durchnahme der korrigierten Haus- und Schulaufgaben noch verfügbar gelassen hat. Wieviel nun dadurch weiter an Zeit aufgebraucht wird, kommt vor allem auf die Art und Zahl der Themen an, die gegeben werden.

Was nach alledem noch an Zeit zur Verfügung steht, fällt endlich dem grammatischen Unterrichte zu. Die Vorschriften der Schulordnung in dieser Hinsicht lauten für die 4. Klasse: „Eingehendere Behandlung der Laut- und Formenlehre in ihren wichtigsten Teilen (Brechung, Umlaut, Ablaut; starke, schwache und gemischte Flexion); Umwandlung der direkten in die indirekte Rede und umgekehrt (insbesondere beim Übersetzen aus dem Lateinischen zu üben); Wiederholung und Vertiefung der Satzlehre; Bildung zusammengesetzter Perioden;“ für die 5. Klasse: „Befestigung des gesamten Lehrstoffes der vierten Klasse; außerdem Belehrung über die wichtigsten Versarten; Wortbildung.“ Ob dieser grammatische Stoff wirklich in der noch übrigen Zeit entsprechend behandelt werden kann, dürfte mit Grund bezweifelt werden, (auch wenn vorausgesetzt wird, daß einige Dinge, wie z. B. die Umwandlung der direkten und indirekten Rede nur beim Übersetzen aus dem Lateinischen geübt werden.) Meistens wird es wohl dabei bleiben müssen, gelegentlich von diesen Dingen etwas zu bemerken, und die „eingehendere Behandlung der Laut- und Formenlehre“ wird jedenfalls nur im Jahresberichte ihren Platz erhalten. Denn sollen die hier einschlägigen Gesetze (Brechung, Umlaut, Ablaut u. s. w.) den Schülern nur einigermaßen verständlich gemacht werden, — Brunner (a. a. O.) erklärt, daß auf dieser Stufe überhaupt „das nötige Verständnis nicht vorhanden ist“ — so verlangt ihre Behandlung ebenfalls wieder viel Zeit, sicher mehr, als dafür unter den jetzigen Umständen zu gebote steht. Doch wenn auch derlei Dinge nur der gelegentlichen Besprechung anheimfallen sollten, es blieben immerhin noch verschiedene Aufgaben für den eigentlich grammatischen Unterricht übrig. Zu den wichtigsten, aber auch schwierigsten Aufgaben des deutschen Unterrichts gehört es ja bekanntlich, die Schüler in das Verständnis des Satzbaues einzuweihen und sie zur Sicherheit im Gebrauch der Satzarten und -Verbindung anzuleiten; wer so viele schriftliche Leistungen der Schüler zu sehen und zu beurteilen bekommt, wie der Lehrer des Deutschen in der 4. und 5. Klasse infolge der zahlreichen Hausaufgaben, der kann es nicht für überflüssig halten, auch in der 5. Klasse sogar noch der „Vertiefung der Satzlehre“ ein ganz besonderes Augenmerk zu schenken, und öfters wird es ihm nicht

genügend erscheinen, nur eben bei der Durchnahme der Aufgaben darauf eingehen zu können. Eine besondere Zeit dafür aber wird er kaum herauszubringen wissen, gehört ja doch auch noch zum Lehrstoff der 5. Klasse die „Belehrung über die wichtigsten Versarten“ und das nicht gerade leichte Kapitel der „Wortbildung,“ bei welchem füglich auch noch das „Fremdwort und Lehnwort“ Berücksichtigung finden darf, deren Unterschied zwar nach der Schulordnung in der 3. Klasse „verdeutlicht werden soll“, zum Teil aber sicher erst zum Verständnis gebracht werden kann, wenn die Schüler bereits angefangen haben, Griechisch zu lernen. Kurz, die Zeit wird reichlich ausgefüllt, wenn auch „auf alle Liebhabereien und verschiedene von den Vätern ererbte, aber methodisch unbrauchbar gewordene Übungen verzichtet wird.“

Ich komme zum Schlusse: ich glaube durch meine bisherigen Ausführungen das ausgesprochen zu haben, was alle Lehrer des Deutschen in der 4. und 5. Klasse ohne Ausnahme empfinden, nämlich dafs durch die vorgeschriebene Zahl der Hausaufgaben zu viel von der dem deutschen Unterrichte ohnehin verhältnismäfsig kärglich zugemessenen Zeit aufgewendet werden mufs, so dafs der übrige Unterricht allzu leicht eine Einbusse erleidet. Geben wir aber sogar zu, dafs es möglich ist, in zwei Wochenstunden den Aufgaben des deutschen Unterrichtes nach allen Seiten in dem Sinne der Schulordnung gerecht zu werden, — aber es kann sicher nur auf Kosten der Lektüre geschehen, — so bleibt doch immerhin die unumstößliche Thatsache bestehen, dafs durch die Erfüllung der Vorschrift der Schulordnung in den Unterrichtsbetrieb eine Hast und Hetze gebracht wird, die ihm nicht zum Vorteil gereichen kann, und der durch eine Änderung von seiten unserer Schulbehörde baldigst entgegengearbeitet werden möge. Entweder mufs für den deutschen Unterricht in der 4. und 5. Klasse eine dritte Stunde in den Lehrplan eingesetzt werden, oder es mufs die Zahl der nach der Vorschrift der Schulordnung während eines Schuljahres zu bearbeitenden deutschen Hausaufgaben in diesen Klassen entsprechend vermindert werden. Unter den jetzigen Verhältnissen leidet der deutsche Unterricht, wenigstens in den hier besprochenen Klassen, an einer beengenden Vorschrift, welche zwar „mit der besten Absicht und nach sorgfältigster Erwägung“ getroffen worden sein mag, durch welche aber die Person des Lehrers auf einem einzelnen Gebiete seiner Thätigkeit „gebunden und gehemmt“ wird, wo eine freiere Entfaltung seiner Individualität gerade besonders wünschenswert und nützlich wäre. Es gehört auch diese Vorschrift in den Kreis jener Verordnungen, über welche sich vor kurzem Friedrich Paulsen<sup>1)</sup> in beherzigenswerter Weise folgendermaßen geäußert hat: „Ein Lehren, das geistige Bildung zum Ziele hat, gedeiht nur in der Freiheit; wird ihm diese durch beengende Vorschrift und harte Kontrolle genommen, so verliert es Freudigkeit und Kraft und wird zum notdürftigen Abrichten. Auch das haben Schulbehörden eine Neigung zu vergessen;

<sup>1)</sup> s. Artikel: Bildung. Grenzboten 1893. Nr. 48/49.

in der Absicht, den Unterricht zu heben, haben sie in diesem Jahrhundert Inhalt und Methode des Unterrichts vielfach durch so starre Vorschriften eingeengt und den Lehrer unter so scharfe Aufsicht gestellt, dafs für persönliche Auffassung und Lösung der Aufgabe wenig Spielraum bleibt. Die Folge ist, dafs der Unterricht aufhört, eine freie Kunst zu sein, dafs er zur fabrikmäßigen Arbeit herabsinkt; kein Wunder, dafs aus solchen Bildungsfabriken dann auch fabrikmäßige Ware hervorgeht, nicht gebildete Menschen.“ Wenn aber Se. Excellenz der Herr Minister Dr. von Müller selbst sich dahin ausgesprochen hat (in der 88. öffentlichen Sitzung der Kammer der Abgeordneten), dafs auch er eine grofse Gefahr in dem Übermafs von Vorschriften erblicke, und wenn er selbst darauf hinzuweisen Gelegenheit nimmt, dafs nach seiner Ansicht die Güte der Schule vom Lehrer abhängt, von der Person des Lehrers, und dafs nicht zu sehr ins Einzelne gegangen werden dürfe, ohne die Individualität der einzelnen Lehrerperson aufzuheben, so bedarf es vielleicht nur einer Anregung, um die hier besprochene Frage einer erneuten Erörterung unterzogen zu sehen, und bei der Geneigtheit, welche der Herr Minister sonst allen Verbesserungsvorschlägen entgegengebracht hat, dürfen wir sicher auch hierin die Abhilfe erwarten, welche nach der allgemeinen Anschauung der beteiligten Lehrer in hohem Grade zu wünschen ist.

München.

Weninger.

### Kritische Bemerkungen zu Tibull.

Lib. I, El. 4 v. 81 bietet die Überlieferung und mit ihr Dissen. Commentarius in Tibullum p. 105:

Heu, heu, quam Marathus lento me torquet amore!

Mit Husehke bin ich der Meinung, dafs in folgender Weise umzustellen ist:

Heu, heu, quam lento Marathus me torquet amore!

Mich bestimmen hiezu 3 Gründe:

1) Der Name Marathus, der hier allerdings zum ersten Male in dem Liede genannt ist, wird auch durch die Stellung nach der Hauptcäsus genügend betont und hervorgehoben.

2) Durch diese Umstellung ist einem öfter wiederkehrenden Sprachgebrauch des Tibull Rechnung getragen. Unser Dichter pflegt nämlich einem nomen proprium sehr gerne ein mit gleichem Laute wie dieses beginnendes Wort beizufügen z. B. im 1. Buche El. 1, 53 Messala marique; 2, 52 malas Medeae; 2, 90 Veneris vinclis; 3, 1 me Messala; 6, 2 asper Amor; 7, 12 lymphä Liger, 7, 57 Tuscula tellus. Dieselbe Gewohnheit findet sich im 2. Buch elfmal, im 3. dreimal, im 4. zehnmal.

3) Gerade das Attribut lentus, das hier „zurückhaltend, spröde“ bedeutet (ebenso II, 6, 36 u. Prop. II, 3, 38) wird durch diese Um-

stellung an den vom Dichter gewollten Platz gebracht; denn die Sprödigkeit des Knaben soll hervorgehoben werden, da diese den Dichter zur Elegie veranlaßt.

Wenn Heyne statt *torquet* mit Bezug auf das horazische *lentis uri ignibus* die Lesart *torret* empfiehlt, so möchte ich zur Unterstützung der Überlieferung erinnern an Prop. IV, 5, 39 (Lachmann)

Me quoque consimili impositum torquerier igni  
Jurabo . . .

~~~~~  
El. 6 v. 19 u. 20:

digitoque liquorem

Ne trahat et mensae ducat in orbe notas.

Bezüglich des hier ausgesprochenen Gedankens möchte ich auf Goethes Röm. Elegien verweisen XV, 15 f.

Wein floß über den Tisch, und sie, mit zierlichem Finger,
Zog auf dem hölzernen Blatt Kreise der Feuchtigkeit hin.

~~~~~  
El. 10 v. 37 u. 38: *Illic percussisque genis . . .*

*Errat . . pallida turba.*

die Worte *percussisque genis* werden von Huschke mit *timore percussus* erklärt. Mir scheint, daß *genae* hier die Bedeutung „Augen“ hat, also mit durchbohrten d. h. hohlen Augen; als Beweise für diese Ansicht stelle ich hierher: Prop. IV, 11, 26:

*Exustaeque tuae mox, Polypheme, genae*  
und V, 5, 16: *Cornicum immeritas eruit ungue genas.*

~~~~~  
Lib. II, El. 1 v. 34:

Et magna intonsis gloria victor avis

Enderlein stellt bezüglich dieses Verses im 2. Bd. der bayer. Gymn. Bl. S. 87 verschiedene Fragen, die sich von selbst beantworten dürften, wenn das Wort *victor* richtig gedeutet wird.

Dasselbe ist nämlich nicht für den Vokativ zu erklären, sondern prädikativ aufzufassen, so daß v. 33 und 34 lauten:

Messala, berühmt durch Aquitanertrumphe,
Und als Sieger ein Hochruhm bebarteter Ahnen . . .

~~~~~  
Lib. IV, El. 1 v. 2:

*virtus*

*Terret, ut infirmae valeant subsistere vires*

Daß der Verfasser des *Panegyricus*, der vielleicht ein Rhetor der augusteischen Periode war, das Verbum *terreo* analog den Verbis der Furcht konstruiert, also *ut* gleichbedeutend ist mit *ne non*, dürfte nicht besonders auffallend sein und möchte zusammenhängen mit

dem Haschen nach Sprachnovitäten damaliger Autoren. Auch Prop. verbindet obstupescere (I, 3, 29) und labescere (IV, 11, 9) mit ne = dafs.

Über des Properz Sprachgebrauch jedoch geht der Verfasser des vierten Buches hinaus, wenn er v. 13 *Molorchis tectis* d. h. das Winzerhäuschen des Molorchus schreibt; denn Prop. gebraucht den Plural *tecta* nur in der Bedeutung „Häuser“, so II, 6, 33, sonst aber im Sinne von „Palast“ z. B. I, 14, 11; III, 28, 30. — Nicht minder wird Properz von dem Panegyriker durch Häufung mythologischer Exkurse (v. 8—14, und öfter) und höchst unpoetische Proben seiner wohl in der Schule angesammelten Gelehrsamkeit übertroffen. Ich erinnere an v. 48—81 Irrfahrten des Odysseus, an naturphilosophische Ergüsse v. 19—23, an die Vorführung geographischer Kenntnisse v. 138—148, und besonders v. 152—175 (Schilderung der 5 Zonen), sowie an die Seelenwanderungstheorie v. 207 ff. Mit der Neuerungslust des Autors hängt es gewifs auch zusammen, wenn er v. 100 schreibt: *Tunc tibi non deficit*; eine Änderung in *desit*, wie einige *imperiti librarii* (Forcellini) wünschen, halte ich für ganz unnötig. Zwar wird die Form *desit* erst seit Livius gebräuchlicher (IX, 11, 6); doch findet sie sich schon bei Cic. *Tusc.* 3, 19, Verg. *Ecl.* 2, 22 und auch bei Prop. I, 1, 34.

Zu den hier nicht seltenen griechischen Konstruktionen gehört unter anderen auch v. 121 *Queis certare nequeat*. Der Dativ bei Verbis des Kämpfens, den Lucrez 3, 7 zuerst gebraucht, fand schon bei Properz reichlichere Anwendung (I, 7, 3; 14, 7 u. öfter.)

Auch in der 6. El. des 4. Buches hat sich der Verfasser eine über Properz hinausreichende Freiheit gestattet, indem er *dignus* mit Infinitiv verbindet. Bei Prop. lesen wir noch V, 11, 101: *Sum digna merendo* (vgl. Draeger *hist.* S. II p. 376).

Mir scheint es demnach unzweifelhaft, dafs der Dichter des Panegyrikus und der übrigen Elegien (die 13. ausgenommen, die ich am liebsten an Stelle der zweiten des 2. Buches einschieben möchte als der Nemesis gewidmet) in der Zeit nach dem Tode des Properz geschrieben hat.

Freising.

E. Hailer.

## Übersetzungsproben aus Seyfferts palaestra.

(Fortsetzung VI.)

Über die Sittlichkeit der alten Tragödie. (Jakobs T. III, S. 306).

Das, was der griechischen Tragödie von ihrem Entstehen an den eigentlichen Charakter der Grofsartigkeit aufgeprägt hat, ist ihre enge Verbindung mit der Religion, indem sie, als ein Mittel der Verehrung der Götter, eine Würde behauptete, die kein Aufwand der Kunst einem Gegenstande geben kann, der sich nur als geistreiche Unterhaltung geltend machen will. Nicht nur bereiteten feierliche

Reinigungen der Bühne, Gebete und Opfer die Aufführung vor, sondern die ganze Handlung war auf die Darstellung jener tiefbegründeten Idee der Gerechtigkeit gerichtet, deren Gesetze, ewig wie die Natur, von den Göttern gehandhabt werden und oft in der Geschichte ganzer Geschlechter ihre furchtbare Macht äußern. Der herrschende Glaube forderte Zusammenstimmung des menschlichen Lebens mit dem göttlichen Willen, und jedes tragische Unglück erschien ihm als ein Verkennen des Sinnes der Götter, gleichviel ob verschuldet oder unwillkürlich, oder als die Folge übermütiger Erhebung menschlicher Abhängigkeit über die Macht, die das Leben nach unwandelbaren Gesetzen leitet. Daher ist denn die alte Tragödie von Religion durchdrungen, und es ist bekannt, wie aufmerksam die Zuschauer gerade auf diese ihre Richtung waren, und mit welcher Lebhaftigkeit sie sich gegen alles empörten, was die Heiligkeit der Religion zu verletzen schien. Diejenigen, welche in der alten Tragödie nur die architektonische Kunst bewundern und ihre Wirksamkeit theils von der materiellen Beschaffenheit des Inhaltes, theils von der Art der Behandlung desselben ableiten, ohne auf ihre religiöse Grundlage zu achten, gleichen dem gelehrten Reisenden, welcher die Säulen des Tempels zählt und ihr Verhältnis mißt, aber nicht an die Gottheit denkt, der er erbaut ist, und von deren Dasein und Gegenwart er seine Weihe empfängt.

*De tragoediae graecae gravitate atque auctoritate.*

Quae tragoediae graecae vel primum nascenti accessit summa et gravitas et auctoritas, ex eo nata est, quod illa tragoedia, quoniam artissime cohaerebat cum deorum cultu, dignitatem habebat, quantum iis rebus, ex quibus sola animorum delectatio quaeritur, ne maximus quidem apparatus afferre potest. Neque enim solum solennes lustrationes scaenae et preces et sacra peragebantur, priusquam fabulae ederentur, sed argumentum ipsum ita comparatum erat, ut infixi in mentibus hominum opinio fati exponeretur, cuius leges sicut ipsa rerum natura, ex omni aeternitate fluentes a diis ita regerentur, ut saepe in maximarum gentium rebus, quantum vim haberent, declararetur. Cum illis temporibus vulgo sic statuerent, vitam humanam cum deorum voluntate congruere debere, et si cui funestius aliquid accidisset, is sive aliquo suo merito sive nullo deorum sententiam parum intellexisse, aut insolentius se extulisse et illam vim divinam sprevisse videretur, quae res humanas aeternis legibus regeret, vetus tragoedia plena religionis fuit et ii qui eam spectabant, sicut inter omnes constat, huic rationi animos maxime advertabant et si qua re religionum sanctitas laedi videbatur, vehementius commovebantur. Ii qui in antiqua tragoedia nihil nisi structuram quandam admirantur et aptam compositionem et vim eius vel in ipso genere rerum, quae tragoediae lamquam materies subiectae sunt, vel in earum tractatione positam esse censent, nihil cogitantes, eam ad religiones referendam esse, similes sunt docto homini peregrinanti, qui templi antiqui alicuius columnas dinumeret et dimetiatur nec de numine, cuius sacrum est

illud templum, cogitet, quod nisi adesset, templum illud omni sanctitate careret.

Streben der Heiden nach Heiligung. (Jakobs T. III, S. 107.)

Die allgemeinen Gesetze der bürgerlichen Gesellschaft hingen bei den Hellenen aufs innigste mit der Religion zusammen, nicht nur weil sie als ein Ausfluß der göttlichen Weisheit geachtet wurden, sondern auch weil die Gunst der Götter an ihre Befolgung geknüpft war. Dies war der Glaube des Volkes. Höher stiegen die Weisen auf, indem sie als Bedingung des göttlichen Wohlwollens Reinheit und Heiligung des Gemütes forderten. In diesem Sinne sagt Zaleucus in dem Eingange seiner Gesetze: „Jeder muß sich bemühen, seine Seele vom Bösen rein zu erhalten. Denn Gott wird nicht von einem schlechten Manne geehrt, noch ihm durch Aufwand und Prunk gedient, sondern durch Tugend und durch das Streben nach schönen und gerechten Thaten. Daher jeder, der von Gott geliebt sein will, sich bemühen muß, nach Kräften gut zu sein, sowohl durch Thaten als durch Bestrebungen“. Weiterhin erinnert er diejenigen, die sich zur Ungerechtigkeit neigen, nicht zu vergessen, daß es Götter gebe, welche die Ungerechten bestrafen und sich die Zeit vor Augen zu stellen, wo sie von dem Leben scheiden müssen. Denn in der Nähe des Todes, fährt er fort, ergreift jeden die Reue über seine Ungerechtigkeit und ein Verlangen, daß er in allem das Rechte gethan haben möchte. Wenn aber einen ein schlimmer Geist zum Unrecht treibt, so gehe er zu den Tempeln, den Altären und Hainen und flehe die Götter an, ihm die Ungerechtigkeit entfernen zu helfen. Dieselbe Bedingung göttlicher Gnade aber stellt nicht nur einer, sondern viele der Alten, und mit Hinzufügung eines würdigen und frommen Grundes der Erklärer der goldenen Sprüche des Pythagoras. Aller Prunk, sagt dieser, der den Göttern dargebrachten Gaben ehrt sie nicht, wenn sie nicht mit einem von dem Göttlichen durchdrungenen Sinne dargebracht werden. Gaben und Opfer der Unverständigen sind eine Nahrung für das Feuer, und ihre Weihgeschenke werden Räubern zur Beute; ein frommer, festgegründeter Sinn aber verbindet mit Gott!

Deos nulla re nisi pietate hominibus conciliari.

Apud Graecos leges civitatum omnium cum religionibus cohaerebant, et quod a divina sapientia manasse videbantur, et quod deorum gratia iis proposita erat, qui leges observabant. Ita quidem vulgus censebat. Sapientes vero multo rectius docebant, favorem (benevolentiam) deorum nulla re nisi animi puritate et sanctitate conciliari. (Quae cum vulgi opinio esset, doctissimus quisque adeo ab ea abhorrebat, ut . . .) Itaque Zaleucus in legum suarum praefatione postulat, ut omnes a male factis se absteineant. Deum enim, ait, a nullo homine pravo veneratione ornari nec sumptu et apparatu coli posse, sed recte et honeste factorum studio. (neque pravi hominis officio neque luxu et magnificentia coli, sed praecclare et juste factorum

studio). Quicumque igitur a deo amari vellet, ei omnia (vitae) consilia et facta ad honestatem morum (ad virtutem) dirigenda esse. Idem admonet eos, qui ad iniuriam faciendam inclinant, ne obliviscantur, esse deos, qui omnem iniuriam puniant, et ut illud tempus mente et cogitatione praecipiant, quo iis moriendum erit. Appropinquante enim morte dicit suarum quemque iniuriarum (peccatorum) poenitere simulque cupere, se in omnibus rebus recte fecisse. Si quis autem mala ingenii sui vi (prava animi indole) ad male agendum feratur, is adeat templa et lucos diisque supplicet, ut sibi iniuriae avertendae auctores fiant (ad propulsandam iniuriam adiutores existant, exoriantur). Atque in hac una eademque re deorum favorem positum esse non solum unus existimabat, sed idem multi veterum sentiebant. Hierocles quidem, qui aurea Pythagorae carmina enarrabat, addita praeclara quadam pietatisque plena causa negat deos coli posse sacrorum sumptu aut apparatu, nisi animo religione perfuso (imbuto) (animo pietatis officio incenso) offerantur. (H. quidem ait, deos non tam accuratis adorantium precibus, quam innocentia et sanctitate laetari). Sacris et donis, quae quidem ab imprudentibus ferantur, ignem tantum ali, deos nulla re nisi pietate hominibus conciliari. (Hierocles idem sentiebat. Negat enim deos donis sacrisque coli posse nisi animo puro et innocenti oblati; quae si ab imprudentibus ferantur, igni absumi, diisque consecrata diripi, deos sola pietate animique constantia obligari).

Schweinfurt.

F. Scholl.

---

### Zu Arnobius I, 49.

Zur Motivierung der in diesen Blättern XXIII (1887) S. 445 vorgeschlagenen Herstellung *limina ipsa converrerent <capillis et contererent> osculis* erlaube ich mir noch nachträglich auf folgende Stellen aufmerksam zu machen: Paneg. lat. III 10 p. 110, 6 B. *aedes sacras passo capillo suo quaeque verrebat (matres Italiae)*; Prud. c. Symm. I 208 *trivit et ipse (tener haeres v. 199) impressis silicem labris*. —

München.

Carl Weyman.



## II. Abteilung.

### Rezensionen.

Geschichte des gallo-fränkischen Unterrichts- und Bildungswesens von den ältesten Zeiten bis auf Karl den Großen. Mit Berücksichtigung der literarischen Verhältnisse. Von Dr. V. M. Otto Denk, corresp. Mitglied der kgl. Akademie der Buenas letras zu Barcelona. Mainz, Franz Kirchheim, 1892. 8°. VII u. 276 S.

Wenn schon der Übergang der antik-heidnischen in die mittelalterlich-christliche Kultur unter allen Umständen ein anziehendes Schauspiel darbietet, so tritt doch dieser Kampf der Geister und Kulturen auf dem Gebiete des Schul- und Erziehungswesens in besonders auffälliger Weise zu tage. Unter den Ländern aber, welche den Schauplatz dieser interessanten Vorgänge bildeten, nimmt ohne Zweifel das heutige Frankreich infolge seiner ganz eigenartig gestalteten Verhältnisse eine der bedeutendsten Stellen ein. Dort standen sich Jahrhunderte lang keltisch-gallische und griechisch-römische Kultur feindlich gegenüber und stritten wie in politischer Beziehung so auch auf dem Gebiete der Schule und der Erziehung miteinander um das Vorrecht. Als nun mit dem Beginne der Völkerwanderung ein neues nationales Element, das fränkisch-germanische, sich zu den bereits vorhandenen gesellte, da verlich dessen Eindringen und Umsichgreifen der Kultur des Landes ein neues Gepräge. Zu diesen nationalen Gegensätzen kam noch der tiefgreifende Unterschied zwischen Heidentum und Christentum, der die Geister mehr in Anspruch nahm, als irgend eine andere Frage.

Wie nun diese Gegensätze in Bezug auf Unterrichts- und Bildungswesen bald einander feindlich gegenüber traten, bald wieder in friedlicher Verbindung nebeneinander hergingen, bis sie sich schliesslich zu einem Ganzen vereinigten, schildert uns der Verfasser des oben genannten Buches mit genügender Ausführlichkeit und gründlicher Umsicht, so daß seine im Vorwort ausgesprochene Befürchtung, es möchte ihm „einer oder der andere germanische Heißsporn und politische Nörgler sein Buch als Verbrechen anrechnen“, gewiß unbegründet ist. Im Gegenteil muß mit freudiger Anerkennung zugestanden werden, daß der Verfasser seinen Zweck, daß sein Buch „ein Beitrag zur Geschichte der abendländischen Bildung sein und darthun solle, welchen Verlauf die Entwicklung der durch Rom vermittelten antiken Geisteskultur bei den Gallo-Franken genommen hat“, vollständig erreicht hat.

Der reichlich vorhandene Stoff, dessen Darstellung sich ebensowohl auf eine erschöpfende Herbeiziehung aller alten Nachrichten als auf eine umfassende Benützung neuerer Forschungen gründet, ist in acht Kapitel eingeteilt, auf deren Inhalt und Gedankengang wir im folgenden so kurz als möglich hinweisen wollen.

Den Anfang macht eine recht klar und übersichtlich durchgeführte Abhandlung über das Wesen und die Bedeutung des Druidentums als des „obersten und ausschließlichen Trägers aller gallisch-keltischen Geisteskultur“, wobei von der häuslichen Erziehung der keltischen Jugend, die sich auf Gehorsam und Waffentüchtigkeit beschränkt, ausgegangen wird. Was über die Gedächtnispflege, über die von den Druiden gepflegten Wissenschaften, über die Methode und das Ziel ihres Unterrichts, sowie auch über die Orte, wo sich Druidenschulen entwickelten, überliefert ist, finden wir hier zusammengestellt. Dafs am Schlusse dieses Kapitels der Einflufs, welchen Massilia als griechische Kolonie und Sitz griechischer Bildung auf grofse Teile Südgalliens ausübte, behandelt ist, mag befremden, da griechische Kultur und griechisches Bildungs- und Schulwesen sicherlich mit der römischen Kultur in näherer Beziehung als mit der keltischen steht und der Bildungseinflufs Massilias besser mit dem im nächsten Kapitel behandelten römischen Bildungswesen verknüpft worden wäre. Erwähnt doch der Verfasser selbst, dafs L. Antonius, der Neffe der Schwester des Kaisers Augustus, und Agricola, der Schwiegervater des Historikers Tacitus, sowie viele andere Römer ihre Bildung in Massilia erhielten. Von dort stammte eine ganze Reihe berühmter Grammatiker, Astrologen, Geographen, Mediziner und anderer Gelehrten. So bewahrte Massilia und die von dort aus verbreitete griechische Kultur bis ins sechste Jahrhundert der christlichen Zeitrechnung in Südgallien eine hervorragende Bedeutung.

Im zweiten Kapitel ist „das römische Bildungswesen in der Kaiserzeit im allgemeinen“ behandelt. Die erschöpfende Darstellung ist eingeleitet durch den Satz: „Von allen Ländern, welche sich vor der Macht Roms beugen mußten, hat sich keines rascher, verhältnismäfsig leichter und tiefer in römisches Wesen versenkt als Gallien, nirgends traf der lateinische Geist auf eine durch die Natur mehr unterstützte Verwandtschaft als bei den gallischen Kelten und kein Volk wurde in Sitte und Sprache so römisch wie eben dieses“. Darauf folgt eine Beschreibung des Kultureinflusses der Römer auf die gallische Bevölkerung, welcher neben der administrativen Gestaltung vorzugsweise im Schulwesen sich bewährte. Dann werden die römischen Schuleinrichtungen, die Elementarschulen, die Schulen der Grammatiker und der Rhetoren sowie Unterrichtsstoffe und Methode ausführlich besprochen. Hierbei finden sich auch Erörterungen über die Rechtsschulen in Berytos und Konstantinopel, die dem eigentlichen Gegenstande des Buches ferne liegen. Die Verdienste der einzelnen römischen Kaiser um das Schulwesen, von Augustus bis auf Honorius, werden der Reihe nach aufgezählt. Indem der Verfasser am Ende dieser Auseinandersetzungen wieder auf die Verhältnisse Galliens zu

sprechen kommt, schließt er auf S. 81 mit dem Satze: „Für Gallien vorzugsweise war, soweit nicht die zur Erlangung höherer Staatsämter geforderte juristische Vorbildung in Frage kam, längst jede Veranlassung weggefallen, die studierende Jugend zur Erwerbung der allgemeinen, in den freien Künsten niedergelegten Bildung nach Rom zu senden, nachdem das Schulwesen Galliens jenes der Tiberstadt in dem Grade überflügelt hatte, daß dieses Land nicht nur Männer, die an seinen blühenden Rhetorenschulen gebildet worden, als Lehrkräfte in reichlicher Anzahl an Rom und sogar an Konstantinopel abgeben konnte, sondern aus Rom und anderen italienischen Städten Jünglinge und Lehrer nach Gallien kamen, jene, um dort zu studieren, diese, um Verwendung an gallischen Schulen zu finden, deren vortrefflicher Zustand sie anzog.“

Die Entwicklungsgeschichte und Einrichtungen dieser „heidnischen Rhetorenschulen Galliens vom 1. bis 4. Jahrhundert“ bilden den Inhalt des dritten Kapitels. Hier werden die Städte Augustodunum, Lugdunum, Tolosa, Nemausus, Vienna, Narbo, Massilia (zum zweiten Male), Vaison, Fréjus, Atax der Reihe nach als Stätten römischer Bildung behandelt, sowie die an den Schulen dieser Städte wirkenden Lehrer und aus ihnen hervorgegangenen Gelehrten aufgezählt und besprochen. Die Blütezeit des gallischen Schulwesens fällt nach der Darstellung des Verfassers in den Beginn des dritten bis zum Ausgang des vierten Jahrhunderts. Gegen das Ende dieses Zeitabschnittes kommen zu den bereits aufgezählten Städten noch Trier, Besançon, Bordeaux, Auch, Poitiers, Angoulême und andere mit blühenden Schulen versehene Städte hinzu. Einen wesentlichen Anteil an dieser Kulturentfaltung nimmt der Dichter Ausonius in Anspruch, dessen Bedeutung von S. 93 an ausführlich besprochen wird. An seine Gedichte über die Professoren von Bordeaux knüpft der Verfasser eingehende Besprechungen über die Lebensverhältnisse und Wirksamkeit dieser und anderer römisch gebildeter, aber auch mit gallisch-keltischer Kultur innig verbundener Männer an. Es würde zu weit führen, den Erörterungen des Buches hier im einzelnen zu folgen. Man kann aber dem Verfasser auch hier das unbedingte Lob spenden, daß er uns eine erschöpfende Übersicht über die von ihm besprochenen Kulturverhältnisse gibt. Im vierten Kapitel wird die Geschichte der gallischen Rhetorenschulen des fünften Jahrhunderts dargestellt, besonders aber die Bedeutung des Sidonius Apollinaris und seiner Zeitgenossen, von denen die Mehrzahl bereits auf dem Boden des Christentums steht, auseinandergesetzt. Der gewaltige Todeskampf, den das schwach gewordene Heidentum mit dem jugendlich starken Christentum auf gallischem Boden zu bestehen hat, tritt uns hier in seinen einzelnen Erscheinungen vor Augen. „Einem Claudianus Mamertus, Sidonius, Sapaudus, Consentius, und wie sie alle heißen, die Männer der alten Riesengarde der Intelligenz, blieb zwar der Schmerz erspart, den Wissenschaften das Epitaph schreiben zu müssen, aber die meisten von ihnen waren nichtsdestoweniger Zeuge von dem zwar langsamen, doch steten Hinsiechen der antiken Geistesbildung, von der allmäh-

lichen Zerbröcklung des stolzen Baues, der in ihren Augen einst das Herrlichste gewesen war.\* Wie uns in Syagrius ein gebildeter Römer, der ein Kenner verschiedener germanischer Sprachen war, entgegentritt, so sehen wir in dem Franken Arbogast, dem Statthalter von Trier und seit 473 oder 474 Bischof von Chartres, einen Vertreter des Germanentums, der sich mit dem Römertum vereinigt und befreundet hat. Nach der Schilderung des Verfalles der alten Kultur tröstet uns der Verfasser S. 163 mit den Worten: „Freilich, verglichen mit dem ganz trostlosen Zustande der Wissenschaften in anderen Ländern beim Ausgange des 5. Jahrhunderts, verdient die geistige Regsamkeit in Gallien noch immer Anerkennung und erregt sie bis zu einem gewissen Grade unser Staunen, das nur gedämpft wird beim Anblicke der elenden Aufgabe, an welcher so viele Kräfte sich nutzlos verzehren.“

Das fünfte Kapitel, „Erziehung und Unterricht beim Volke und Adel Galliens“ überschrieben, beschäftigt sich der Reihe nach mit den Vertretern der vier voneinander wesentlich verschiedenen Elemente oder Klassen, aus denen sich zu jener Zeit die Bevölkerung Galliens zusammensetzte. Als solche unterscheidet der Verfasser 1. den Adel, aus dem die Senatoren, Konsuln, Prokonsuln, Tribunen und sonstige Würdenträger genommen wurden, die über dreihundert Jahre lang die wichtigsten Reichsämter inne hatten, 2. die Curialen oder Decurionen, vermögliche Eigentümer und Mitglieder des Municipalkörpers ihrer Stadt, 3. die freie Städtebevölkerung, die kleinen Grundeigentümer, Kaufleute, Handwerker u. a., 4. die Sklaven, Colonen, Ackerbauer, Pflüger u. s. w. Der Verfasser beantwortet nicht bloß die von ihm aufgeworfene Frage: „Wie stellten sich diese vier Klassen der Bevölkerung Galliens zum allgemeinen Bildungswesen?“ mit Rücksicht auf ihre männlichen Vertreter, sondern er handelt S. 170 ff. auch von der Erziehung und dem Bildungsgrade des weiblichen Geschlechtes, indem er auf einzelne gebildete Frauen, so auf Æmilia Hilaria, mütterlicherseits die Tante des Ansonius, Eulalia, die Gattin des Probus, und andere verweist. Die pädagogischen Grundsätze, nach denen man damals in christlichen Familien die Erziehung der Töchter leitete, lernen wir aus dem Brief kennen, welchen der hl. Hieronymus um das Jahr 401 an die fromme römische Matrone Lãta richtete, die ihn bezüglich ihrer Tochter Paula um erzieherische Ratschläge gebeten hatte. Nach einem, hauptsächlich auf Salvian beruhenden Gemälde des sittlichen Zustandes, in welchem Gallien im fünften Jahrhundert sich befand, werden die bedeutendsten Vertreter der gallischen Kirche jener Zeit, Lupus von Troyes, Auspicius von Toul, Patiens von Lyon, Mamertus von Vienne und andere charakterisiert und gewürdigt. Das sechste Kapitel beschäftigt sich mit Entstehung und Ausbreitung der Kloster- und Episkopalschulen im allgemeinen, wie besonders in Gallien. Ausgehend von den Katechetenschulen in Alexandria, Cäsarea, Antiochia, Edessa, Nisibis u. s. w., verbreitet sich der Verfasser über die Anfänge des Mönchtums, über die Ausbreitung der christlichen Katechetenschulen, über die Entstehung

der Priesterseminarien und Kathedralschulen. Von Trier aus, wo der gewaltige Vorkämpfer christlicher Tradition, Athanasius, den Keim des Ordenslebens legte, verbreitete sich die Neigung zum klösterlichen Stande bald durch ganz Gallien und rief in Tours, Poitiers und an zahlreichen Sitzen alter Kultur neues Leben hervor. Diesen schlossen sich die Kathedralschulen von Arles, Paris, Bourges, Clermont u. s. w. an. Das Konzil zu Vaison (529) rief dann eine Menge von öffentlichen Schulen ins Leben, die den späteren Pfarrschulen ähnlich waren und aus denen im Laufe der Zeit allmählich die Volksschulen hervorgingen. Nach einer Charakterisierung des Geschichtschreibers der Franken, des Bischofs Gregor von Tours, bespricht der Verfasser ausführlich die Verirrungen und wunderbaren Auswüchse „grammatikalischer Nörgelei und Kleinklauberei“, die namentlich in Toulouse den gänzlichen Verfall der altrömischen Studien erkennen lassen. Allerdings hätte diese ganze Auseinandersetzung wohl besser an das Ende des dritten Kapitels, welches die heidnischen Rhetorenschulen zum Gegenstande hat, gepaßt, als hierher, wo sie den Zusammenhang in störender Weise unterbricht. Im siebenten Kapitel werden zuerst die großen Vertreter der aus den Klöstern und geistlichen Anstalten hervorgegangenen Gelehrsamkeit, Martianus Capella, Boethius, Cassiodor, Isidor und andere, nach ihrer Bedeutung gewürdigt, worauf der Verfasser auf die inneren Einrichtungen, die Bildungsmittel und das Lehrprogramm der gallischen Kloster- und Episkopalschulen zu sprechen kommt. Man findet hier alles zusammengestellt, was den Inhalt der encyclopädischen Bildung des ausgehenden Heidentums ausmacht, aus der sich das für den Schulunterricht des ganzen Mittelalters maßgebende Trivium und Quadrivium der Schulwissenschaften entwickelte. Im achten Kapitel endlich ist zunächst eine Übersicht über das „gallo-fränkische Bildungswesen“ gegeben und der Bildungsstand hervorragender Vertreter der neuentstandenen Nation, eines Childebert, Charibert, Chilperich, Gogo und anderer, besprochen. Dann handelt der Verfasser von der Palastschule der merovingischen Könige, von den Privatschulen, Wanderlehrern und anderen Erscheinungen auf dem Gebiete der Schule. Alles dieses hätte nach der Ansicht des Verfassers den überhandnehmenden Barbarismus nicht verhindern können, wenn nicht durch die wunderbare Tätigkeit christlicher Missionäre aus Irland und England neues Leben in den absterbenden Kulturzustand gekommen wäre. Der Verfasser schildert darin die heilbringende Tätigkeit dieser nordischen Missionäre im Frankenreich mit beredten Worten und kommt dabei noch einmal auf einzelne Eigentümlichkeiten und Einrichtungen der Klosterschulen, sowie auf die Erziehung und den Unterricht des weiblichen Geschlechtes zu sprechen. Als zum zweitenmale alle Kultur zu versinken drohte und auch das Leben der Geistlichen und Mönche der Sinnlichkeit und Verweltlichung zu verfallen schien, da rettete der tiefgreifende Einfluß des Erzbischofs Chrodegang von Metz (742—766) das Frankenreich und besonders die Träger der Kultur in demselben vor gänzlichem Verfall. Deshalb wird die Persönlichkeit und Tätigkeit dieses aufser-

ordentlichen Mannes ausführlich besprochen, wonach der Verfasser mit einem Hinweis auf Karl den Großen schließt, welcher „alles das, was die Kirche vom 5. bis zum 8. Jahrhundert unter den Stürmen der Zeit mit Anstrengung gerettet hat, in Sicherheit gebracht und vor dem Untergange geborgen hat, wie ein Lotse das mit kostbarer Ladung befrachtete Fahrzeug in den schützenden Hafen führend.“

So bietet uns das Buch eine reiche Fülle interessanten Stoffes und wird wohl von jedem Leser mit Befriedigung aus der Hand gelegt werden. Hätte es dem Verfasser beliebt, das behandelte Material in einem Namen- und Sachregister übersichtlich zusammenzustellen, so wäre dadurch nicht nur der Gebrauch seines Buches wesentlich erleichtert worden, sondern er hätte selbst bei der sichtenden und ordnenden Beschäftigung mit einem solchen Register manche Wiederholung oder unangenehme Zerreißung des Stoffes entdecken und ändern können.

Hiemit wäre eigentlich die Besprechung des Buches beendet. Allein der Berichterstatter kann es nicht unterlassen, auch einige sprachliche Eigentümlichkeiten und Nachlässigkeiten des Druckes zum Gegenstand der Besprechung zu machen, selbst auf die Gefahr hin, zu der Klasse der „verbissenen Silbenriecher“ (S. 202) oder der „Stockphilologen der Gegenwart“, auf die der Verfasser auf S. 201 einen ergötzlichen Ausfall machen zu müssen glaubte, gerechnet zu werden. Hier bemerken wir zuerst einen fehlerhaften Gebrauch der Apposition in Ausdrücken wie „in Gegenwart Julians, damals gallischer Präfekt“ (S. 98), „Lehrer des Sohne des Dalmatius: Anaballianus und Dalmatius, zwei Neffen des Kaisers Constantin des Großen“ (S. 110), „als Bischof, eine Würde, die er“ u. s. w. (S. 144), „des Palladius Lebendigkeit, letzterer ein angesehener Rhetor“ (S. 148), „zu Christus, den Erlöser“ u. s. w. (S. 154), „des gelehrten Aldhelms, erster Abt des Klosters Malmesbury“ (S. 206). Ferner finden sich Verstöße gegen den Sprachgebrauch in Ausdrücken wie: „das Zusammenströmen drei verschiedener nationaler Elemente“ (S. 37), „die Sprache, derer man sich schämte“ (S. 162), „eines Vergils“ (S. 226 u. S. 229). Fehlerhaft ist auch die Konstruktion: „kein Zweig der Wissenschaft blieb ungelehrt“ (S. 37), „sie blieben der Wahl geschenkt (S. 193), „der Geist der Classicität suchte noch festgehalten zu werden“ (S. 225), sowie die Verbindung: „sowohl in Schrift und Wort“ (S. 66), unklar der Ausdruck „er besaß die Einleitung Palämons, den Nachdruck Gallios“ (S. 148), kühn die Wendungen „vom Standpunkte der Vornehmheit aus (S. 1), „ein blühendes Wirken“ (S. 95), „Bildner vorzüglicher Redner“ (S. 97), „Rat und Einschlag erteilen“ (S. 103), „ein schwach verdienter Grammatiker“ (S. 111), „die schwindlen Sphären“ (S. 120), „auf seiner Stirn runzelt stets Drohung“ (S. 130), „ein glänzender Redner“ (S. 149), „ein fleischemancipierter Jungdeutschländer“ (S. 158), „die siebenfüßigen Barbarengiganten“ (S. 163) u. a. m. Ferner gebraucht der Verfasser das Adverb „insbesonders“ (S. VII, 26 u. 66), die Adjektiva „mählig“ (S. 39), „heiligmäßig“ (S. 197 u. 255) und „finderisch“ (S. 203), das Verbum „sinnbildlichen“

(S. 58) und das Particip „sinnbildend“ (S. 92), die Substantiva „die Völle“ (S. 94), „die Harschheit“ (S. 220) u. s. w. Auch die Formen „sie anerkannten“ als Imperfekt (S. 144) und „bedräut“ (S. 255) als Particip finden wohl kaum allgemeine Annahme. Überflüssig ist der Gebrauch der Pronomina „er“ oder „sie“ nach unmittelbar vorhergehendem Subjekt S. 163, 210, 217, 257. Das Verbum „war“ oder „wurde“ ist in Nebensätzen S. 50, 87, 103, 107 weggelassen.

Ein offenkundiges Mißverständnis zeigt sich in der Übersetzung der Redensart: *manum ferulae subducere* mit „die Hand der Rute hinhalten“ (S. 56 u. 129). Von den zahlreichen Druckfehlern sei es erlaubt, nur einige Beispiele anzuführen, um zu zeigen, daß der Verfasser die auf der letzten Seite des Buches stehenden „Berichtigungen und Nachträge“ bedeutend hätte erweitern können, wenn er auf solche Kleinigkeiten mehr Gewicht hätte legen wollen. Unglaublich nachlässig ist der Druck griechischer und lateinischer Citate in den Anmerkungen behandelt, wovon man sich auf S. 16 A. 2 u. 5, S. 17 A. 1, S. 18 A. 2, S. 27 A. 1, S. 28 A. 5, S. 105 A. 1, S. 109 A. 2, S. 115 A. 4, S. 266 A. 1 u. s. w. überzeugen kann. Aber auch über dem Strich fehlt es nicht an solchen Versehen. So lesen wir auf S. 10 „diesselben“, S. 18 „schneeweis“, S. 26 fehlt die Präposition „in“, S. 34 ist die Dauer des Bataveraufstandes unter Civilis durch die Jahre 60—70 st. 69—70 bezeichnet. S. 42 und 201 steht „das“ st. „dafs“, S. 43 Besancon, S. 45 *οὐδὲν μάλλον*, S. 51 „capit“ st. „cepit“, S. 68 „Lavarium“, S. 69 „mögen gestritten zu haben“, S. 142 u. 267 „is“ st. „ist“, S. 201 „Pronomon“; S. 212 findet sich ein Druckfehler im Worte „Unterrichtswerke“, S. 257 „entsage“ st. „entsagen“ u. s. w.

München.

Friedrich Schmidt.

Bugge, Rektor in Gravenstein, *Der französische Gymnasiallehrer*. Heusers Verlag, Neuwied u. Berlin 1893. 8°. 29 Seiten. Mk. 0,60.

Die interessante, im Tone des Feuilletons gehaltene Schrift sucht ein Charakterbild des franz. Gymnasiallehrers zu entwerfen, das einen nicht ungünstigen Eindruck macht; von sachlichen Angaben entnehmen wir dem Werkchen Folgendes. Die Carrière des franz. Professeur beginnt mit einem 3jährigen Fakultätsstudium, auf welches das Examen zur Erwerbung der *licence ès lettres* (Philologie) oder *ès sciences* (Mathematik und verwandte Fächer) folgt. Hierauf wird er für mindestens ein Jahr *maitre répétiteur* an einem Gymnasium, mit welchem stets *Internate* verbunden sind. Seine Stellung entspricht hier der unseres deutschen Präfekten; er hat freie Station und durchschnittlich 700 Franken Gehalt. Nach zwei bis drei Jahren macht er das Examen *d'aptitude*, nach dessen Bestehen er *professeur* der beiden untersten Gymnasialklassen wird. Zwei weitere Jahre später unterzieht er sich dem Examen *d'agrégation*, worauf er *professeur agrégé* d. h. wirklicher Gymnasialprofessor wird, in welcher Eigen-

schaft er in einem Talar von dunkler Farbe, wozu bei festlichen Gelegenheiten noch ein Barett gehört, zu unterrichten hat. Bezüglich des Gehaltes ist zu sagen, dass derselbe an allen Gymnasien der gleiche ist, nur ist er in Versailles höher als in der Provinz, und in Paris höher als in Versailles. Die Beträge bewegen sich zwischen 1800 und 5000 Franken; in Versailles erreicht er die Höhe von 7000, in Paris die von 7500 Franken.

München.

Dr. Wohlfahrt.

Schillers Lehre von der ästhetischen Wahrnehmung von Karl Gneifse. Berlin, Weidmann'sche Buchhandlung, 1893. (XI u. 236 S. 8°. 4 Mark.)

Der Verf. beklagt im Vorwort mit Recht, dafs man bei Betrachtung und Erklärung der philosophischen Schriften Schillers sich bisher meistens damit begnügte, den Gedankengang der einzelnen Aufsätze mit Schillers eignen Worten wiederzugeben, und so nur eine Umschreibung des Inhalts dieser Aufsätze lieferte, anstatt nachzuweisen, in wie fern die darin ausgesprochenen Gedanken Teile eines in sich streng zusammenhängenden philosophischen Systems bildeten. Diesen Nachweis unternimmt Gneifse vorläufig für einen Hauptabschnitt der Ästhetik Schillers, für seine Lehre von der ästhetischen Wahrnehmung. Er geht von Schillers philosophischem Hauptwerk, den „Ästhetischen Briefen“, aus und verfährt, um möglichste Klarheit und Genauigkeit in die Entwicklung der einzelnen Begriffe zu bringen, viel strenger systematisch als Schiller selbst. Ohne sich an dessen Anordnung äußerlich zu halten, gliedert er sich seinen Stoff neu, indem er ganz langsam mit größter logischer Konsequenz Schritt für Schritt von einer Stufe zur andern emporsteigt. So untersucht er Schillers Auffassung der Wahrnehmung im allgemeinen und der ästhetischen Wahrnehmung im besonderen, baut einen Satz auf den andern auf und prüft beständig die Festigkeit des so mit aller Sorgfalt errichteten Baues. Die stilistische Leichtigkeit und Schönheit der Schiller'schen Darstellung geht bei dieser strengen Gliederung, die kein Abweichen von der gradlinigen Entwicklung der Gedanken zuläfst, freilich vollständig verloren; dafür wird aber hier deutlicher als bei Schiller selbst erkennbar, wie fest alle Sätze seiner Lehre innerlich zusammenhängen, mögen sie auch noch so weit äußerlich von einander getrennt sein, wie sie sich alle aus demselben Prinzip ergeben, wie zwischen ihnen kein Widerspruch, aber auch keine Lücke klafft. Schiller als streng systematischer Denker erscheint in Gneifses Buch unmittelbarer als in irgend einem früheren Werke über dasselbe oder ein ähnliches Thema. Erst nachträglich, nachdem Gneifse möglichst selbständig das Gerüste des Schiller'schen Systems zergliedert hat, gibt er noch besonders den Gedankengang der „Ästhetischen Briefe“ selbst übersichtlich an. Dann wendet er sich zu den früheren und späteren ästhetischen Arbeiten Schillers, die gleichfalls dem Studium Kants ihren Ursprung verdanken, und zeigt, dafs Schiller die ästhetische Wahr-



nehmung Anfangs anders erklärte als später, ja daß er seine Ansicht darüber mehrmals ummodelte, bis er endlich in wirklichem geistigem Fortschritt zu seiner endgültig bleibenden Auffassung in den „Ästhetischen Briefen“ gelangte. Zuerst war der philosophierende Dichter in dem Irrtume befangen, daß die Lust am Ästhetischen „der denkenden Auffassung seiner Zweckmäßigkeit im Zusammenhange der Erscheinungen“ entspringe. Dann erhob er sich „zu der Einsicht, zu welcher Kant bereits vorgedrungen war, als er die Lust am Schönen aus der Wahrnehmung einer Zweckmäßigkeit desselben ohne Vorstellung eines Zweckes herleitete,“ und nahm an, „daß der das Schöne wahrnehmende Geist von Lust erfüllt werde, wenn seine Vernunft in ihm [nämlich in dem Schönen] ein Symbol der Freiheit finde“. Aber noch vermochte er nicht die Wahrnehmung des Ästhetischen von dem sinnlichen Empfinden und dem abstrakten Denken rein zu scheiden. Erst in den „Ästhetischen Briefen“ gelang ihm das. Er erkannte, daß für die Erklärung der Wahrnehmung überhaupt, also auch der ästhetischen Wahrnehmung, ein Zustand anzunehmen ist, in welchem der Geist als empfindendes und denkendes Vermögen zugleich thätig ist. Nun konnte er erst den unmittelbaren Zusammenhang des Erkenntnisvorgangs mit der ihn begleitenden Lust erklären, nun erst den subjektiven Charakter dieser Lust und ihre objektive Allgemeinheit ins rechte Licht setzen, nun erst „das Zusammen des sinnlichen Stoffes und des idealen Gehaltes in der ästhetischen Wahrnehmung“ sowie die Klassenunterschiede der ästhetischen Gegenstände verstehen und die objektiven Merkmale des Ästhetischen bestimmen.

In diesem Nachweis einer allmählichen Entwicklung und mehrfachen Umformung der Ansichten Schillers von der ästhetischen Wahrnehmung liegt ein hervorragendes Verdienst der Schrift Gneifses. Die früheren Untersuchungen über Schillers Philosophie scheiden sämtlich nicht streng genug zwischen Schillers verschiedenen ästhetischen Aufsätzen; ja manche leugnen geradezu eine derartige chronologische Entwicklung der Lehre von der Ästhetik in Schillers Geist oder geben, wie noch das erst 1892 zu Paris erschienene Buch „L'esthétique de Schiller“ von Frédéric Montargis, nur zu, daß Schiller seine stets gleiche Ansicht formal verschieden ausgedrückt habe.

Diesem wichtigsten Teile seiner Schrift läßt Gneifse eine Vergleichung der Lehre Schillers von der ästhetischen Wahrnehmung mit der Kants und Fichtes folgen; er gelangt dabei zu dem Schlusse, daß Schiller von Kant und Fichte bloß allgemeine Anregungen erhielt, im Aufbau seines Systems aber durchaus selbständig verfuhr, daß ferner er allein das erstrebte Ziel vollkommen erreichte, während Fichtes Theorie ganz in der Irre ging, Kants Ästhetik aber trotz des richtigen Weges, den sie einschlug, gewissen Schwierigkeiten gegenüber versagte. Schliesslich erhärtet der Verf. noch die Vorzüge der Schiller'schen Lehre in einem raschem Überblick über die moderne Psychologie und Ästhetik und stellt der künftigen Wissenschaft die lockende Aufgabe, im Anschluß an Schillers Forschungen die psychologische Grundlage für ein System der Ästhetik zu schaffen, wie Schiller

eines plante, aber nur in lückenhaftem Grundrifs zu entwerfen vermochte.

Gneifse behandelt mit größter Sorgfalt die difficulten psychologischen und ästhetischen Fragen; seine Schrift erfordert fast immer ein abstraktes Denken und ist schon deshalb keine leichte Lektüre. Leider gesellt sich dazu noch eine gewisse Schwerfälligkeit der sprachlichen Darstellung, eine Vorliebe für Riesenperioden mit allen erdenklichen Zwischengliedern und Einschachtelungen. Vieles sollte übersichtlicher, einfacher gesagt sein. Wenn der Verf. auch von Schillers Gewandtheit im philosophischen Stil sich etwas mehr angeeignet hätte, würde die sachliche Vortreflichkeit seines Buches viel entschiedener zur Geltung kommen.

München.

Franz Muncker.

Konrad Duden, Etymologie der neuhochdeutschen Sprache mit ausführlichem etymologischem Wörterverzeichnis. München 1893, C. H. Beck. Preis 3,60 M.

Konrad Duden, der verdiente Verfasser des in weitesten Kreisen bekannten orthographischen Wörterbuches, hat es unternommen, nach Frommann (1877) eine 3. Auflage von Bauers Etymologie zu besorgen und mit dem vorliegenden Buche ein Werk zu schaffen, das vollständig geeignet ist, im Sinne des ersten Verfassers ein zuverlässiges Hilfsbuch nicht nur für Lehrer, sondern auch für Freunde einer gründlichen Einsicht in die deutsche Sprache zu sein. Den Fachgenossen will es zwar nicht neue und neueste Ergebnisse wissenschaftlicher Forschung darbieten, vielmehr enthält es nur eine dem Bedürfnisse der Belehrung suchenden Freunde der Sprache entgegenkommende Bearbeitung vorhandenen Materiales, dieses aber in einer solchen reichen Fülle, daß auch dem weitgehendsten Wunsche Rechnung getragen wird. Beweis dafür ist, daß die 940 von Frommann besprochenen Wörter in Dudens Ausgabe auf 3250 angewachsen sind. Doch nicht ziel- und planlos wurde bei der Auswahl vorgegangen, sondern nach bestimmten Grundsätzen. Aufgenommen wurden 1) solche Wörter, deren Verwandtschaft mit Wörtern nichtgermanischer Kultursprachen mit Sicherheit oder doch mit großer Wahrscheinlichkeit anzunehmen ist, 2) alle Lehnwörter, 3) alle W., die in irgend einer Beziehung etymologisches Interesse bieten, wenn auch ihre Herkunft nach dem dormaligen Stande der Forschung noch im Dunklen liegt, 4) Fremdwörter, deren richtiges Verständnis durch Angabe ihrer Abstammung gefördert werden kann. Es soll gleich hier bemerkt werden, daß die Auswahl mit peinlicher Rücksicht auf das praktische Bedürfnis getroffen ist, so daß das Werk den Nachschlagenden wohl selten imstiche läßt; auch die theoretische Erklärung verrät, daß der Herausgeber nur aus den besten Quellen schöpfte, unter denen die Arbeiten von Andresen, Fick, Grimm, Heyne, Kluge, Lexer, Rofsberg und Sanders erwähnt seien. Reiche Belehrung bietet es fast auf jeder Seite und zwar nicht bloß dem Laien, sondern auch dem, der schon auf grund

seines Fachstudiums der Sache näher zu treten gezwungen ist. Wir erfahren, wie sehr unsere Sprache durchsetzt und durchwachsen ist von fremden, namentlich slavischen und arabischen Elementen, wie viele Wörter dunklen Ursprunges sie enthält, wie manches im Laufe der rollenden Jahre ausgestorben oder umgebildet und umgedeutet ist, wie oft die ursprüngliche Bedeutung eines Wortes wechselt und um sich greift.

Das Werk besteht aus zwei Hälften, einem abhandelnden Teile und dem etymologischen Verzeichnisse; in letzterem werden in alphabetischer Anordnung die Wörter nach ihrer Herkunft besprochen, ersterer gibt die wissenschaftlichen Grundlagen und Gesetze, nach denen die Etymologie jetzt arbeitet. In einen phonetischen und logischen Unterteil zerfallend, welche das leibliche und das geistige Element der Sprache behandeln, veranschaulicht er die Gesetze des Lautes und der Wortbildung, sowie die genetische Entwicklung der Bedeutungen.

Einige Bemerkungen seien gestattet: vermifft werden Gelfas, Lohe 3. = lucus, (namentlich in Ortsnamen, wie Erlalohe, Hesellohe), Schönbart, Habseligkeiten, Sieg, Windsbraut, Grat. Zu S. 41: in Wanze ist ze nicht Ableitungselement, vgl. das Wort im etym. Teil; ebendort sollte getrennt sein Glat-ze, Kat-ze. — Zu S. 11, Z. 2 v. o. ist noch ein schönes Beispiel nachzutragen: Jammer, mhd. jämner; zu S. 111: Arbeitshaus und Arbeiterhaus, Volkskunde und Völkerkunde. — Bei Bachstelze ist der 2. Teil ohne Erklärung geblieben. — Über Amt vgl. Paul, Grdr. der g. Phil. I 303, wonach durch Thurneysen der kelt. Ursprung von ambait endgültig erwiesen sein soll. — Ob in Kleinod nicht doch am Ende od = Besitz steckt, wie Fick annimmt, nach Analogie von allod, diese Frage wollen wir dem V. zur geneigten Erwägung anheingeben. — S. 10 wünschten wir die Überschrift Unorganische Veränderungen d. V. in Anlehnung an das auf S. 4 m. Gesagte; ebenso auf S. 36 bei C. — Zu S. 49: bedeutet baere angemessen und nicht vielmehr „tragend“? — Bei Kaninchen dürfte es besser lauten: auf cuniculus zurückzuführen, welches den Minierer bedeuten soll. — Die Erklärung Köfent von conventus wird beanstandet; eher ist dies Wort auf Kufe zurückzuführen; vgl. Andresen, D. V. S. 297.

Hof.

Rudolf Schwenk.

P. Ovidii Nasonis *Metamorphoses*. Auswahl für Schulen von Siebelis. 15. Aufl. von Polle. 1. Heft I—IX Buch. Leipzig, Teubner 1892. 1,50 M.

Die letzte in diesen Blättern angezeigte Auflage der vorliegenden Auswahl ist die 12. vom Jahre 1888. Eine so rasche Aufeinanderfolge der Auflagen bringt es mit sich, daß der Herausgeber seinen Autor unausgesetzt im Auge behält, und Polle hat auch wirklich alle neuen Erscheinungen auf dem einschlägigen Gebiete verfolgt und für sein Buch verwertet; daß er selbst sich fortwährend mit seinem Gegenstande beschäftigt, zeigen ein paar ansprechende Vermutungen

über die Textesgestaltung an handschriftlich schlecht überlieferten Stellen, um die die neue Auflage bereichert ist. Leider liegt dem Texte noch immer die Merkelsche Ausgabe zu grunde, deren Verzählung mit der in der Kornschen Ausgabe, die einen kritischen Apparat bietet, nicht übereinstimmt, so daß bei textkritischen Fragen ein umständliches Nachsuchen notwendig ist. Allein die Bedeutung der Ausgabe liegt nicht auf diesem Gebiete, sondern auf den erklärenden Anmerkungen und in dieser Hinsicht überbietet sie mit der von Magnus an Reichhaltigkeit und Zuverlässigkeit alle Mitbewerber auf dem Büchermarkte. Ein doppelter Mißstand aber verhindert die unbedingte Empfehlung: das Buch will nicht ausschließlich den Zwecken der Schule dienen, es strebt auch Liebhabern und Lehrern etwas zu bieten. Allein was für diese bestimmt ist, bleibt für den Schüler nicht nur überflüssig, sondern stört ihn sogar und verleidet ihm die Arbeit; andererseits ist, was diesem dient, jenem zum Überdruß. Dann bietet das Buch für die Schule selbstverständlich eine Auswahl, strebt aber in Hinblick auf den zweiten Zweck nach möglicher Vollständigkeit; dadurch erhält es einen Umfang, der die Zerlegung in 2 Hefte rätlich macht, allein die Verwendung der einzelnen Teile ist wieder mißlich, einmal wegen der Verweisungen von einem auf den andern, dann sind dem zweiten Hefte Register beigegeben, die man zum ersten auch braucht, bei Benützung des zweiten entbehrt man der verdienstlichen biographischen Einleitung im ersten, die sich freilich wieder gar nicht an das Verständnis des Schülers kehrt.

P. Ovidii Nasonis Metamorphoses. Auswahl für den Schulgebrauch von Meuser. 5. Auflage von Egen. Paderborn, Schöningh 1892. 1,60 M.

Die Bemerkungen, die Referent zur 4. Auflage machte, sind in der 5. berücksichtigt, wie die zur 3. in der 4.; allein es blieben auch in dieser noch viele Dinge zu beanstanden, nicht zu verwundern, wenn man nur in der Einleitung liest Seite 7: „doch ist est bei dem auf das äußere Sinnliche gerichteten Geiste des Dichters nicht zu verwundern, daß eine (moralisierende) Deutung der Mythen am Ende jeder Erzählung vergeblich gesucht wird“ oder Seite 8 die freie Übersetzung der Schlußverse: „Und wenn der Tod meinem Leben ein Ende setzen wird, wird mein Ruhm zu dem Sternenzelte dringen.“ Solche Geschmacklosigkeiten und Mängel im Ausdruck, die man in einer Schülerarbeit nicht ungerügt hingehen ließe, sollten in einem Schulbuche denn doch nicht vorkommen. Weil zugleich Stilprobe und für die Verwendung an bayerischen Anstalten von Belang, möge noch hier stehen: „Die Citate sind bezeichnet durch:

S. kl. Gr. = Schulz, kleine lat. Sprachlehre

S. W. = Schultz-Wetzel, lat. Schulgrammatik

E. gr. = Ellendt-Seyffert, lat. Grammatik.“

Ovid. Auswahl aus seinen Werken von Heinrich Bone. 4. Aufl. von Karl Bone. Köln, Du Mont-Schauberg, 1893. 1,50 M.

Die knappe Einleitung behandelt auf 8 Seiten außer Ovid und seinen Werken Versmaß und Prosodie. Es folgen dann 27 Abschnitte aus den Metamorphosen, 10 aus den Fasten, 10 aus den Tristien und 3 Episteln. Den einzelnen Stücken ist vorausgeschickt eine Inhaltsangabe, bei den Metamorphosen auch eine Angabe der ausgelassenen Erzählungen, die einen zwecklosen, gezwungenen Zusammenhang herstellen soll, da aber die Verzählung die der vollständigen Ausgaben ist, gleichsam eine Einladung für den Schüler bildet, nachzusehen, warum wohl das betreffende Stück weggeblieben ist. Daran schließt sich eine aus allen Dichtungen Ovids entnommene Sammlung von Sentenzen teilweise zweifelhaften Wertes in Hexametern, Pentametern, Distichen. Kaum die Hälfte vom Umfang des Textes nehmen die sich anreihenden Anmerkungen ein, die sich fast ausschließlich auf sachliche Erklärungen und Andeutungen einer möglichen Übersetzung beschränken, ohne auf grammatikalische oder stilistische Eigentümlichkeiten, geschweige denn auf eine ästhetische Würdigung sich einzulassen. Der Druck ist nicht groß, klar, aber den Augen nicht angenehm, so daß von dieser Seite der Einführung nicht das Wort geredet werden kann.

---

Praeparation zu Ovids Metamorphosen von Fritz und Julius Ranke. Hannover, Goedel. 2. Heft, neu bearbeitet von Merklein. 0,50 M. 1892. 8. Heft. 0,60 M. 1888.

Heft 2 beschäftigt sich mit nur 3 Abschnitten aus dem 1. und 2. Buche, zusammen ungefähr 550 Verse, Heft 8 mit 8 aus dem 4—9., zusammen 660 Verse.

Die Präparationen sollen zur ersten Einführung in die lateinische Dichterlektüre dienen; warum da vor allem im 2. Hefte gerade Abschnitte gewählt sind, mit denen man gewiß die Lektüre nicht beginnen sollte, teils wegen ihres Umfangs, teils wegen des weniger leicht verständlichen Inhalts, ist nicht erfindbar; sie sollen es ermöglichen, schon nach ein paar Stunden mündlicher Anleitung in der Schule zur häuslichen Vorbereitung schreiben zu können und geben daher zunächst von vielen Wörtern, auch solchen, deren Bekanntheit man hätte voraussetzen können, die Ableitung, ursprüngliche Bedeutung und eine Brücke zu der jeweilig erforderlichen, am Fuße der Seite folgen die im betreffenden Abschnitte vorkommenden mythologischen und geographischen Eigennamen, die einer Erklärung bedürfen, noch weiter unten endlich kurze sprachliche und sachliche Erläuterungen, wie sie allenfalls der Schüler beim Unterrichte notiert. Wenn durch die Präparationen erreicht würde, daß der Schüler, ihnen entwachsen, für die weitere Lektüre sich ebenso ausgiebig und sorgfältig vorbereitete, so wären ja diese Musterpräparationen von großem Werte.

Nachdem aber diese Folge kaum zu hoffen ist, kann sich Referent für das vorliegende Unternehmen nicht erwärmen.

Zu Heinrich Stephan Sedlmayers ausgewählten Gedichten des P. Ovidius Schulwörterbuch von Jurenka. 2. Aufl. 1892, 1,80 M. — Schülerkommentar von Schwertassek. 1893. 0,75 M. Leipzig, Freytag.

Zu der vom Referenten seiner Zeit Freunden einer unkommentierten Ausgabe empfohlenen Auswahl aus fast allen Dichtungen Ovids, die offenbar eine weite Verbreitung gewinnt, hat die rührige Buchhandlung nun einen Kommentar in einem gesonderten Hefte drucken lassen. Die zahlreichen kurzen Anmerkungen nehmen dem Schüler eine häufig zeitraubende Arbeit ab und geben ihm an schwierigeren Stellen einen deutschen Ausdruck an die Hand, den er allein nicht leicht fände, greifen aber den Erklärungen und Ausführungen des Lehrers in keiner Weise vor. Gegen die Benützung an bayerischen Gymnasien würde nicht von Bedeutung sein, daß die wenigen Verweisungen sich auf Scheindlers Grammatik beziehen, die an diesen Anstalten wohl nirgends im Gebrauch ist. An die Anmerkungen schliesen sich allgemeine Bemerkungen zur Grammatik und Stilistik, die jedenfalls vom Schüler mit Nutzen gelesen würden, aber bis der Lehrer sich überzeugt, daß sie alle genau gelesen, wird er mehr Zeit versäumen, als wenn er zu vorkommenden Beispielen mündlich die Erklärung gibt. Das Wörterbuch legt nicht viel Gewicht auf die Ableitung der lateinischen Vokabeln vom Stammworte und der jeweiligen Bedeutung von ursprünglichen, sondern hat als Ziel hauptsächlich die Arbeitserleichterung. Zu einer Reihe von mythologischen Namen bietet es Abbildungen von antiken Skulpturen, nennt auch von diesen den gegenwärtigen Standort, so daß der Schüler mühelos mit hervorragenden Bildwerken und den Namen der wichtigsten Sammlungen bekannt wird.

Methodischer Lehrer-Kommentar zu Ovids Metamorphosen von Lange. 1. Heft. Buch I—V, Gotha, Perthes 1892.

In der 44 Seiten langen Einleitung werden wir belehrt, warum überhaupt Ovid und zwar seine Metamorphosen gelesen werden, dann — und das nimmt den meisten Raum ein — werden sämtliche Verwandlungen aufgeführt und besprochen, warum die einen in die Auswahl für Schulen aufgenommen sind oder sein sollten, die andern nicht; ferner wird uns eine Anleitung erteilt, in welcher Reihenfolge die einzelnen Abschnitte gelesen werden sollten, als ob je ein denkender Lehrer mit der Schilderung des Chaos und der Entstehung der Erde die Lektüre angefangen hätte; dann wird uns mitgeteilt, welche Verse wir als schön und wichtig genug zu erachten haben, um sie auswendig lernen zu lassen; sodann wird uns umständlich gezeigt, wie wir

die Schüler sollen Verse lesen lehren, und es ist nur nicht bis auf die Zahl genau angeordnet, wie oft die ganze Klasse im Chore aufsagen soll vorher schon vom Lehrer und einzelnen Schülern so und so oft gelesene Verse, die dann auch der schwächste Schüler schon auswendig weifs. Dann folgt eine Anleitung zur Behandlung der Lektüre, wie wir sie schon kennen aus pädagogischen Schriften und am besten aus den Instruktionen für die österreichischen Gymnasien. Im 4mal so starken 2. Teil werden die tauglich befundenen Abschnitte aus den ersten Büchern praktisch behandelt. A. Vorbesprechung. B. Interpretation. Katechismusartig werden die Fragen gestellt und die Antwort dazu geschrieben; die selbstverständlichen Sachen sind zwar schon weggelassen, aber auch von den hier aufgenommenen sind manche derart, daß ein Schüler unserer 5. oder 6. Klasse sich wundern würde, wenn er so einfache Sachen gefragt würde. Anzuerkennen sind dagegen die Verweisungen auf deutsche Dichtungen. Der Rückblick C. zerfällt in nicht weniger als 10 Rubriken: I. Konzentrationsfragen nach Thema, Hauptpersonen, Bildern, Schauplatz; II. Disposition; III. Inhalt; IV. Charakteristik der handelnden Personen; V. Parallelen, die unter Umständen weit über das Ziele der Schule hinausschießen, wie wenn zu Pyramos und Thisbe angeführt ist 1. Shakespeare, Sommernachtstraum. 5. Aufzug. 2. Die Sage von Hero und Leander nach Musäus, Schiller, 'Hero und Leander' und Grillparzer „Des Meeres und der Liebe Wellen“. Kindlich wirken daneben 3. zu 107 8 vgl. 1 Mos. 37. wie Pyr. aus dem blutbefleckten Schleier Thisbes, so schließt Jakob aus Josephs blutigem Rock auf dessen Tod u. 4. Die erwähnten Trauergebräuche finden sich auch bei den Hebräern. VI. Realien. Daß sich bei dieser Sparte manche Wiederholungen aus den vorigen Unterabteilungen und mit B finden, ist erklärlich, trägt aber zur Belebung des Interesses nicht bei. VII. Sprachliches: 1. Figuren und Tropen; 2. Kürze des Ausdruckes; 3. Numeri bis 12 Wortstellung. VIII. Prosodisches u. Metrisches. IX. Tonmalerei. X. Themata zu deutschen Aufsätzen, meist freie Nacherzählungen und Charakteristiken. So wird denn jedes Stück zerfetzt und zerfasert, zerknestet und zerkaugt, daß es unbegreiflich erscheint, wie der Verfasser bei dieser Behandlung 1200—1300 Verse in dem einen Jahre der Obertertia lesen will, daß es dagegen wohl begreiflich ist, wenn der Schüler ein so ausgelaugtes und ausgesaugtes Gedicht nicht wieder vornehmen mag. Kurz in ihrer ganzen Ausdehnung möchte Referent die Methode nicht anwenden. Dagegen kann das Buch für junge Lehrer, die sich keiner pädagogischen Anleitung, wie sie jetzt bald Regel sein wird, erfreuen, die auch mit der Frick'schen Manier und Schablone sich nicht anderweitig vertraut gemacht haben, manchen nützlichen Wink enthalten, wie sie selbst auf die Lektüre sich vorbereiten sollen, ja es mag ihnen sogar da und dort die Arbeit erleichtern, aber es darf nie, wie es offenbar gemeint ist, das eigene Denken und die eigene Präparation ersetzen, die Individualität des einzelnen Lehrers erdrücken und der Unmittelbarkeit und Frische des Unterrichts ein Ende machen.

Lateinische Übungsbücher v. J. Lattmann, Dr., Gymn.-Direktor a. D., Göttingen, Vandenhöck u. Ruprecht 1892: für Quinta 7. Aufl., S. IV u. 126; ungeb. 1 M. 20 Pf. — für Quarta, 7. Aufl., bearbeitet von Hermann Lattmann, Dr., S. IV und 100, ungeb. 1 M. — für Tertia, 2. Aufl., S. 192 ungeb. 2 M.

Sämtliche vorgenannte Übungsbücher sind mit Rücksicht auf die neuen preussischen Lehrpläne umgearbeitet.

Es liegt nicht in der Absicht des Referenten, die in ihnen angewendete Methode einer Beurteilung zu unterziehen; nur soviel sei bemerkt, daß es ein erlösendes Wort war, welches Stadtmüller in seiner Besprechung der J. Lattmannschen Schrift „Die Verirrungen des deutschen und lateinischen Elementarunterrichts“ (s. „Das humanist. Gymn.“ 3. Jahrg. S. 154—159) in dieser Hinsicht gesprochen hat. Bei solchen Eigentümlichkeiten, wie sie L. pflegt, ist es in der That nur zu verwundern, daß seine Übungsbücher sovieler Auflagen zu erleben vermochten, und es erscheint keineswegs veranlaßt, von „unbegründeten Vorurteilen“ zu sprechen, denen die Verbreitung der genannten Bücher begegnen, wie es die Verlagshandlung in einem Prospekte thun zu müssen glaubte.

Ref. hat es unternommen, die Bücher vorwiegend in formeller Hinsicht zu prüfen, und muß es leider gleich von vorneherein aussprechen, daß keines derselben auch nur entfernt den Anforderungen entspricht, die man heutzutage an ein Übungsbuch stellen muß, wenn man nicht selbst *dedita opera* den altsprachlichen Studien das Grab graben will. Die Logik, die deutsche Grammatik, die Orthographie, auch die Interpunktion, sodann insbesondere der Ausdruck sind hier so eigentümlich behandelt, daß man stutzen muß. Ähnlich der Inhalt, namentlich in Einzelsätzen.

Betrachten wir zunächst die Logik! Sie kommt insbesondere schlecht weg in den einzelnen Sätzen, nicht in dem gewöhnlichen Sinne des Wortes, sondern insofern als diese Einzelsätze — es sind oft bloß Teile von Einzelsätzen — des für einen gesunden Menschenverstand nötigen Zusammenhangs oder sonstigen Anhalts allzusehr entbehren. So kommen Satztrümmer vor, wie folgende: 'Solon, der der weiseste unter den Sieben war' IV S. 44<sup>10</sup>; und beziehungslose Sätze, wie IV S. 39<sup>5</sup> 'die Tempel der Götter wurden jedoch geschont': S. 40 'An diesen beiden Männern aber hat man gesehen, wieviel mehr Beredsamkeit galt als Uneigennützigkeit'; S. 21 'Der andere (wer?) erhebt sein Beil und läßt es auf den Kopf des Königs herabfallen. Dort (sic!) stellte er das ganze Heer auf und musterte es; S. 53 'Themistokles liefs auf dem ganzen Weg an Felsen schreiben, sie (die Felsen?) sollten abfallen von dem König'. Es liegt freilich vielfach an der 'Methode', daß solches vorkommt; aber wie? wenn man eine Methode nicht anerkennt, die zu solchen Verkehrtheiten führt?

Zweitens kommt die deutsche Grammatik nicht zu ihrem Rechte, indem der Verfasser hier allzusehr seine eigenen Wege geht:



so in der Deklination und Konjugation, in der Anwendung der Tempora, Modi, in dem willkürlichen Wechsel zwischen dem erzählenden Impf. und dem histor. Präsens in ein und demselben Stücke, in der Wiederholung der Tempus bildenden Wörter 'hätten', 'würden', 'wurden' etc., in Sätzen die mit 'und' verbunden sind, in der Anwendung des Konj. Impf. statt des Konj. Präs. in Nebensätzen, in der Satzbildung, in der Wortstellung, in der Bildung schwerfälliger Perioden, in willkürlicher Behandlung der Interpunktion (Unterlassung von Kommata). Die Beispiele sind unzählig; doch seien einige angeführt: Deklination: Treu 67, 6 (st. Treue), Slav V 68, 24, 14 Jahr all IV S. 37; Konjugation: sein (st. seien) IV 46, 4 III 73, 8 u. s. w.; befreien (st. befreien) III 75, 18 u. s. f.; sehr beliebt ist die Hinweglassung von 'worden' beim Pft. und Plusqpf. Pass. in durchaus sinnstörender Weise z. B. III 39, 12: 'Von diesen ist der eine durch eine Krankheit hingerafft' oder III 45, 16 'L. Sextius ist zuerst aus dem Bürgerstand zum Konsul gemacht'. Tempora: Im vorletzten Satze sollte das Impf. stehen; eine solche fehlerhafte Anwendung des Pft. für das erzählende Impf. bildet geradezu die Regel; V 73 finden sich in einem zusammenhängenden Stücke nicht weniger als neun solcher falscher Perfekte; hier, in Quinta, scheinen es Latinismen zu sein, gemacht, um Anmerkungen über das zu bildende Tempus zu ersparen; es finden sich aber solche Mißbräuche auch in Tertia (s. o.) und in Quarta z. B. S. 13, 15: 'Darius ist durch das Gewiehr eines Pferdes zum Könige von Persien gemacht'; Modi: IV S. 40, 10: 'Themistokles überredete den Xerxes, dafs er schnell nach Hause zurückkehrte'; III 83: 'Die Lokrer versprechen alles zu thun, was er beföhle (!)'; III 70: 'Wenn ich das thue, wird es scheinen, als ob ich flöhe (!)'; III 74: 'Es war gefährlich, wenn die Germanen nach Gallien kämen'. Satzbildung: III 161: 'Da meinten alle übrigen jeder sein Gebiet verteidigen zu müssen'. Wortstellung: III 33: 'Dafs es euch niemals fehlt an Getreide, Fleisch und Wein'; vgl. auch III 40, 20 u. s. f. Schwerfällige Perioden z. B. III 42 C 2. Satz. — Interpunktion: Das Komma fehlt teils, teils steht es nach versprechen, hoffen, verbieten, befehlen bei folg. Inf. mit zu; vgl. auch: 'Onomaus hatte Pferde schneller als der Nordwind'.

Drittens die Orthographie! mussten, aufgefasst, zu Grunde gehen, Niemand und ähnliches verstößt gegen die neue Orthographie.

Am bedenklichsten ist jedoch der Ausdruck; er leidet an Latinismen, Provinzialismen, Unklarheit, Unbestimmtheit in unerträglichem Mafse. Latinismen: III 39: 'Wir tadeln in (st. an) Alcibiades'; III 42 C: 'Den Athenern erwachte die Hoffnung'; III 40, 7: 'es steht zu' verwechselt mit 'es steht an'; III 44: 'eine Pest befiel (st. suchte heim)'; III 47: 'er war von großer Milde'; III 78: 'die Flotte war von größerer Gefahr für Griechenland'; III 47: '3 Jahre später, als (st. nachdem) Pelopidas gefallen war'; IV 32: 'Du aber Mettius Fufestius wirst deinen Leib zum Zerreißen hergeben'; IV 46: 'Jene Insel gilt für diesen Göttern heilig'; IV 14: 'Der gestrigen Arbeit ähnlich werdet ihr das ganze Leben hinbringen'; V 103 'Die Harpyien wurden

geschickt, die die Speisen von dem Munde des Greises fortrauben sollten'; IV 47: 'Du bist begieriger nach Ruhm als genug ist'; IV 47: 'alle hassen den der Wohlthat Uneingedenken'; IV 71: 'Als Ägeus den Theseus abschickte, schrieb er ihm vor, dafs er, wenn er als Sieger zurückkäme, weiße Segel hätte'; III 68 'sie benützten die Hausmütter als Wahrsager (!) etc. etc. — Provinzialismen: z. B. III 111: 'Meinen Sohn Quintus werde ich strenger herankriegen'. — Unklarheit und Unbestimmtheit, hie und da infolge mangelhaften Gedankengangs, z. B. III 159: 'Daher glaubte er nicht zweifeln zu dürfen, dafs er in das Gebiet der B. eindringen müfste'; III 108: 'Du könntest in wenigen Monaten bei mir sein, wenn du willst'; IV 46: 'die der Juno heiligen Gänse, die beim aufserten Mangel an Nahrung unterhalten (!) wurden, tänschten sie (wen?) nicht'; III 73: 'es wurden ihm Gerüchte überbracht'; sehr oft steht der bestimmte Artikel statt des unbestimmten oder limitierter Ausdrücke z. B. 'Themistokles eröffnete dem Aristides den Plan, welchen er vor allen Mithürgern verheimlichte'; IV 75: 'In allen Dingen sind die (!) Menschen sorgfältiger als in der Wahl von Freunden'; III 47: 'Bei der langen Dauer des Krieges (welches denn?) wurden die Sitten verdorben'.

Dabei ist die Mehrheit der Einzelsätze ihrem Inhalte nach banal; es soll dies allerdings in der Absicht des Verfassers gelegen sein; merkwürdige Verblendung! soll denn wirklich die Erlernung des Lateinischen den Schülern zum Überdruß gemacht werden? Das ist der beste Weg dazu. Ganz abgesehen von der überwiegenden Anzahl von solch bequemen Sätzchen mit „ich, du, er, wir, ihr, der Vater, der Bruder, die Kinder, der König, der Feldherr, die Soldaten, der Freund, die Feinde, der Gefährte, die Gesandten, die Frauen“ — Sätze, wie sie jeder Lehrer und jeder Schüler „aus dem Ärmel schüttelt“ und wozu es keines Übungsbuches bedarf — findet man auch solch armselige und lächerliche Sätze wie diese: V, 64: 'Wir baten den Jäger, dafs er die schwarze Katze nicht tötete'; V, 65: 'Ich rate dir, dafs du den Stier nicht erschreckest'; IV 15: 'Nur Ceres afs eine Schulter'; IV 41: 'Ich verspreche, dafs dir dieses Buch zum Vergnügen und Nutzen gereichen wird'; IV 42: 'Es scheint mir, dafs du dem Melanchthon nacheiferst, der 16 Jahr (!) alt eine Grammatik herausgegeben hat'; IV 45: 'Nur wenige unter den Schülern sind faul'; IV 53: 'Äsopus erzählt in einer Fabel, dafs der Esel seine Füfse auf die Schultern des Herr (!) gelegt habe'; IV 36: 'denn es fehlte dem Sohne des Esels (!) nicht an Vorsicht' (die Zahl der Eselsätze ist groß); IV 70: 'Da ich schon den 10. Tag schwer an Leibweh litt, bin ich auf das Land geflohen'; IV 40: 'Die Knaben (!) baten die Richter, dafs sie ihren Vater schonten'; V 28 u. 60: 'Die Gelehrten schreiben schlecht'. (Mufs man das den Knaben auch noch sagen? solche 'Geheimnisse' behält man doch besser für sich: sie merken es ja ohnedies bald selbst). — Am Schlusse des Übungsbuches für Tertia wird Cäsar, und zwar Buch I—4 den Übungen zu grunde gelegt; es wird der Zusammenhang erzählt, meist mit den nämlichen Worten wie bei Cäsar, obgleich — nebenbei bemerkt — Lattmann eine solche

enge Anlehnung und zwar mit Recht für „geradezu verderblich hält“ (s. Vorwort S. 4). der deutsche Ausdruck ist auch hier minimal; wenn Cäsar in der Klasse so dürftig übersetzt wird, so wird die Freude am Übersetzen sehr geschmälert werden.

Zum Schlusse seien noch einige Versehen erwähnt: III 36 Kaiser (st. König) Heinrich I.; ebenda 'der Tyrann Dionysius'; welcher von beiden ist gemeint? — ferner: moderare; III 111 das (st. dafs); III 50 Rindleder; daumesdick; 52: Chersommesus; 57 Sizilienser (Siciliensis kommt nur adjektivisch vor); unangenehm fällt der Wechsel zwischen Macedonen und Macedonier auf; wie die Fremdwörter Depesche und Carree zu übersetzen sind, ist nicht angegeben; V. 55 profectus = ausziehend? V 53 Z. 3 v. u. fehlt hinter sondern 'auch'; Z. 4 v. u. hinter nicht 'blofs'.

Fassen wir unser Urteil in eines zusammen, so lautet es: Man sollte denken, dafs die Zeiten, in denen solche Übungsbücher „gebraucht“ wurden, hinter uns liegen! Es wäre wirklich um des allgemeinen Besten willen dringendst zu wünschen.

München.

Dr. Gebhard.

Philodemi volumina rhetorica edidit Dr. Siegfried Sudhaus. Lipsiae, in aedibus Teubneri MDCCCXCII. 8°. S. LII u. 385.

Die „Herkulanenischen Rollen“, vielleicht die Bibliothek des Epikureers Philodemos enthaltend, waren durch die beiden Neapolitaner Ausgaben (1793—1855 und 1862—1876 in je XI Voll.), sowie durch die Oxforder 18245 in 2 Voll. zum Teil zwar zugänglich, aber nicht zum Gemeingut der Philologen geworden; neuerdings haben handliche Bearbeitungen einzelner Partien des vielschichtigen Materials in der Bibliotheca Teubneriana diesem Mangel abgeholfen. Sudhaus veröffentlicht hier unterstützt und gefördert von H. Usener und Fr. Bücheler einen Band der rhetorischen Schriften des Philodemos, dessen Hauptwerk *περὶ ῥητορικῆς ἐπισημῆματα*; nebenbei (p. XV) erfahren wir, dafs ein zweiter Band die Fragmente von *περὶ ῥητορικῆς ἐπισημηματικῶν* (papyrus 832) enthalten soll; diesem wird wohl auch der beim ersten Band vermifste Index beigelegt werden. Sudhaus schreibt alles, was in der zweiten Neapol. Ausg. Bd. VI—XI über Rhetorik handelt, dem Philodem zu (Einl. S. XVIII); ob mit Recht, sei dahingestellt.

Über den Umfang des vorliegenden Werkes *περὶ ῥητορικῆς* haben wir verschiedene Anhaltspunkte: eine subscriptio bietet *Φιλοδήμου περὶ ῥητορικῆς δ' τῶν εἰς δύο τόμους*, und am Schlusse des 4. Buches (p. 225, 9 Sudh.) verspricht der Verfasser: *ἐν τοῖς ὑστέροις γραφισμένοις λόγοις ἀποθεωρήσομεν*; aus letzterem schließt Sudhaus, dafs der Umfang die Buchzahl 5 erheblich überschritten habe; ich glaube nicht, selbst wenn *λόγοις* für „Bücher“ genommen werden müßte. Was den Inhalt anlangt, so sucht der Herausgeber auf 32 Seiten der Vorrede (p. XX—LII) Licht in die Finsternis und Ordnung in den

Wirrwarr zu bringen. Wesentlich Neues erfahren wir nicht; Philodem bekämpft auf Epikuros, Metrodoros und Hermarchos sich stützend die gegnerischen Ansichten über Wesen, Umfang (Abgrenzung), Methode und Wert der Rhetorik, behandelt also Streitfragen, welche, wie aus Cicero und Dionys von Halikarnafs ersichtlich ist, zu den aktuellsten gehörten, die aber vor und nach Philodem gewandter und geistreicher erörtert worden sind. Für die Feststellung des Inhalts der einzelnen Bücher will es auch dem Herausgeber nur schwer gelingen, einen Dispositionsgrund zu finden; ich denke, Philodem wird dem Gang der rhetorischen Techné, der allerdings manche Abweichungen zulieft, gefolgt sein. Buch I: Widmung an Gajus (nichts erhalten) und Übersicht der einschlägigen Kontroversen. Buch II: Ist die Rhetorik eine τέχνη oder nicht? „Verbi controversia, urteilt Cicero über die spinosen Unterscheidungen (de or. I § 47), iam diu torquet Graeculos, homines contentionis cupidiores quam veritatis“. Interessant ist übrigens die Definition von τέχνη (p. 69, 2 sqq. Sdh.): Ἐστὶν τοίνυν καὶ λέγεται τέχνη παρὰ τοῖς Ἕλλησιν ἕξις ἢ διὰθεσις ἀπὸ παρατηρήσεως τινῶν κοινῶν καὶ στοιχειωδῶν, ἢ διὰ πλείονων διέχει τῶν ἐπὶ μέρους καταλαμβάνονσά μ καὶ συντελοῦσα τοιοῦτον, οἷον ὁμοίως τῶν μὴ μαθόντων οὐδέτις, ἐστρατιώως καὶ βεβαίως οὐδέ στοιχαστικῶς. Hier sei auch auf die Definition der Rhetorik S. 283 und 322 Sudh. hingewiesen. — Buch III: Verhältnis der Rhetorik zur Politik; hieher möchte ich auch das Meiste von dem ziehen, was auf das vierte Buch folgt und von dem Verhältnis der Rhetorik zu anderen Wissenschaften sowie von ihrem Nutzen und Schaden handelt. Buch IV: Über den Ausdruck (λέξις) in zwei Teilen; klare, einfache, naturgemäße Sprache ist besser als das ψυχαγωγεῖν (und πελαγίζεῖν) der Rhetoren; im zweiten Teil finden sich auch einige beachtenswerte Bemerkungen über die ἑπόκρισις. Buch V: Über die Schädlichkeit der Rhetorik; ihre Stellung zur Philosophie. In zwei weiteren Büchern, liber proximus und liber ultimus von S. betitelt, scheinen ähnliche Erörterungen durch.

Den Text bis zu einem gewissen Grad lesbar zu machen, hat der Herausgeber fremde (Spengel, Gomperz, Usener) und eigene Vermutungen ausgiebig und geschickt benützt; eine Scheidung des Eigenen und Fremden ist bis auf wenige Ausnahmen unterblieben. Aber auch so ist die Lektüre eine Geduldprobe; oft halbe Seiten lang kein ganzes Wort, oft mehrere Blätter hindurch kein Gedankenzusammenhang. Überhaupt habe ich, obwohl der Herausgeber sagt, der Dichter und Philosoph Philodem sei kein „contemptor elegantiae“, und sich dafür auf das ehrende Zeugnis des Cicero (in Pis. c. 29) berufen kann, doch den Eindruck, daß das Urteil des Dionysios (de comp. p. 64 Seh.) über spätgriechische Schriftsteller auch den Epikureer aus Gadara trifft: τοιαύτας συνιᾶσεις κατέλιπον, οἷας οὐδέτις ἐπομένει μέχρι κορωνίδος διελέγειν.

Ob der Gewinn die auf den Autor verwendete Mühe lohnt oder nicht, läßt sich nicht so ohne weiteres bejahen oder verneinen. Daß unsere Kenntnis, die wir aus Cornificius, Cicero, Dionys, Quintilian u. a. schöpfen, eine grofsartige Bereicherung nicht erfährt,

habe ich bereits oben gesagt; aber die Schrift ist nicht belanglos für das System der Redekunst, namentlich nicht belanglos für die Geschichte der Rhetorik (Metrodoros, Hermarchos, Bromios, Alexis, Nausiphanes) und des Unterrichts; auch für die Geschichte der Philosophenschulen fällt einiges ab; endlich hat die griechische Grammatik und Lexikographie dem Autor manches Neue, wenn auch mit Vorsicht, zu entnehmen. Das Wichtigste aber bleibt die neue Beleuchtung der Schulstreitigkeiten; so erscheint z. B. Ciceros Dialog vom Redner nunmehr deutlicher als ein historisches Bild, begreiflicher wird die Schärfe und Gereiztheit in der Polemik des Dionys von Halikarnafs, die nach seinem eigenen Geständnis (p. 814 R) am leidenschaftlichsten war in der verlorenen Schrift *ἐπὶ τῆς πολιτικῆς φιλοσοφίας πρὸς τοὺς κατωτέρους αὐτῆς ἀδίκως*.

Doch kehren wir zur Arbeit des Herausgebers zurück! Der Druck ist sehr sorgfältig, aber anstatt das Auge durch zahllose Klammern zu ermüden, wäre es wohl besser gewesen, die modernen Ergänzungen durch eine andere Schriftgattung zu kennzeichnen. Von einzelnen Versehen führe ich nur an S. XVIII p. 224, 5 statt p. 225, 9; S. XLVI quid de divitiis indicandum statt quid de divitiis iudicandum; auch S. XXVI vermute ich einen Druck- oder Schreibfehler: *Ἰβὶ enim opus (lies finis?) rhetoricae τῷ πείθειν τις θνητῶν ἀκροατῶν definitur et finis (lies opus?) eius τὸ τοὺς ἐνδεχομένους εἰς τὰ προβλήματα λόγους εἶρεῖν* dicitur. Von den Ergänzungen wären natürlich manche zu verwerfen oder wenigstens zu beaustanden: aber hierin immer zumal auf den ersten Wurf das Richtige zu treffen, ist eben ein Ding der Unmöglichkeit. Eher könnte man dem Herausgeber vorrücken, daß die zahlreichen Parallelen aus Cicero und Dionys nicht beigezogen sind, sei es in der Einleitung, sei es als knappe Citate unter dem Text.

Überblickt man aber die Gesamtleistung, so muß man anerkennen, daß der Hs. der philologischen Welt mit seiner Bearbeitung einen dankenswerten Dienst erwiesen hat, soweit dies bei einem solchen Werk möglich war. In seinen Einleitungsworten „Si possem, haec Philodemi de rhetorica volumina retinerem et retractarem potius quam ederem“, spricht sich die gründliche Einsicht in die Schwierigkeiten und Mängel und die Bescheidenheit des Gelehrten zugleich aus.

München.

Dr. G. Ammon.

Lucianus. Recognovit Jul. Sommerbrodt. Voluminis secundi pars prior. Berolini Weidmann. 1893. 343 SS.

Der 3. Halbband von Sommerbrodts Lucian, mit dem etwa die Hälfte der ganzen Ausgabe vorliegt, umfaßt die Schriften: De hist. conser., Ver. hist., Tyrannic., Abdic., Phal., Alex., de saltat., Lexiph., em., de astrol., Demon. Die Einrichtung der Ausgabe ist dieselbe geblieben wie im 1. Band (s. diese Bl. 1889 S. 96 u. 1890 S. 474): an erster Stelle steht der Text S. 1—184, hierauf folgt eine große Reihe von Collationen S. 185—295 und die adnotatio critica S. 299

bis 343. beide mit Zugrundelegung der Teubneriana. Der Text ist gegen die früheren Ausgaben an vielen Stellen gebessert sowohl durch das neue handschriftliche Material, dessen Herbeischaffung S's Verdienst ist, als auch durch Aufnahme fremder und eigener Conjecturen. Zum Lexiphanes stellte Kaibel seine Emendationen dem Herausgeber zur Verfügung.

Größere Genauigkeit bei den Angaben der Hdschr. Lesarten wäre sehr zu wünschen; eine Vergleichung der Angaben in den Collationen und in der adnotatio critica führt zu manchen Differenzen. Auch Text und adnot. crit. stimmen nicht immer überein, wenigstens wenn wir für letztere die Bemerkungen I 2 p. IX festhalten, daſs an 1. Stelle die Lesart der Teubnerschen, an 2. die der vorliegenden Ausgabe stehe (vgl. z. B. S. 328 Alex. 4 ἀγγελίσαιτος ἢ ἀγγελίσαιτος oder S. 329 c. 5 Θάωνος ἢ Θάωνος mit dem Text).

München.

Dr. Th. Pregler.

R. Kühner, Ausführliche Grammatik der griechischen Sprache. I. Teil: Elementar- und Formenlehre. 3. Auflage in 2 Bänden in neuer Bearbeitung besorgt von Fr. Blafs. 2. Band. Hannover, Hahnsche Buchhandlung. 1892. XV und 652 S. M. 12.

Die wegen ihres Reichthums beliebte Kühner'sche Grammatik hat in dieser durch Herrn Professor Blafs (jetzt in Halle) besorgten Neubearbeitung erheblich gewonnen. Was Blafs arbeitet, ist solid, und diese Eigenschaft ist auch dem vorliegenden Buche in hohem Grade nachzurühmen. Der Berichterstatter war mehrfach veranlaſst, den ersten Band in einzelnen Dingen um Rat zu fragen und muß versichern, daſs er stets Aufschluß erhielt, wie er ihm nur wünschen konnte; die dort vorausgeschickte Abhandlung über die griechischen Dialekte und deren Vertretung in der Literatur gehört zu dem Angregendsten, was er je über diesen Gegenstand las. Es ist ganz natürlich, daſs man den trefflichen „Kühner-Blafs“ bereits vielfach in grammatischen Arbeiten mit Anerkennung zitiert findet, und niemand wird künftig über solche Dinge Untersuchungen anstellen können, ohne zuvor dieses Buch eingesehen zu haben.

Der hier der Besprechung unterstellte zweite Band, mit welchem der erste Teil seinen Abschluss gefunden hat, enthält ein Inhaltsverzeichnis (V—XI), zwei Kapitel, welche die im ersten Bande begonnene Formenlehre fortsetzen und enden, nämlich als viertes die Formenlehre des Verbums (1—246) und als fünftes die Lehre von den inflexibeln Sprachtheilen: Adverb, Präposition und Konjunktion nebst Interjektion (247—253), ferner als dritten Teil die Wortbildungslehre (254—340), dann einen Anhang mit Verbalverzeichnis (343—577), Berichtigungen und Nachträge zu beiden Bänden (578—589), einem Sachregister (590—601) und einem griechischen Wortregister (601—652), ebenfalls zu beiden Bänden. Wie man sieht, hat der zweite Band besondere Paginierung.

So ist das Werk mit allem ausgestattet, was man von einem

Nachschlagebuch verlangt. Ein Wunsch sei jedoch nicht unterdrückt: Am Schlusse des zweiten Theiles, welcher die Syntax darstellen wird, möge ein alphabetisches Verzeichnis der attischen Wörter beigegeben werden, deren Schreibung auf Grund handschriftlicher und inschriftlicher Thatsachen eine andere geworden ist oder die noch schwankend geschrieben werden. Dabei möchten, wo nicht die Grammatik selbst schon Belege und Literatur angegeben hat, derartige Verweise an Platze sein. Über Schreibungen wie *φιλονικεῖν*, *φιλονικία* statt *φιλορικεῖν*, *φιλορικία*, wobei übrigens darauf zu achten wäre, ob nicht ein Bedeutungsunterschied zwischen *φιλονικεῖν* „streitsüchtig“ und *φιλορικεῖν* „zanksüchtig“ möglich ist, u. ä. habe ich vergebens nachgesehen, *λεπτοαἰσία* u. s. w. (statt *λειπτοαἰσία* S. 327 Anm. 2) nur durch Zufall gefunden.

Im einzelnen müßte man sich wirklich große Mühe geben, um etwas zu tadeln. Ich habe nach verschiedenen Richtungen in dem Buche nachgeschlagen und geprüft; es hat mir keine Antwort versagt und die Zitate ergaben sich bei den Stichproben als richtig. Der deutsche Ausdruck ist zuweilen etwas altfränkisch („in Ansehung“, in einem gewissen Maße“, „insgemein“) und nachlässig (z. B. S. 7, Anm. S. 14 Z. 27, S. 249 Anm. 6 „jetzt“), was sich aus dem Charakter einer Überarbeitung erklärt. Der griechische Druck ist, soviel ich sehe, korrekt; die beobachteten Druckfehler im deutschen Texte sind bedeutungslos. — S. 272, 31 hätte neben *γλεγμονή*, *πληθμονή* noch *πυμονή* (zu *πυμαίνω*, *πῆμα* vgl. *πυμοσύνη*) genannt und etwas über das zu Alkman fr. 69 versuchte *δαίμονας* gesagt werden dürfen. Die Verba auf *-αίνω* scheinen mir frühere (vgl. Kühner-Blafs II S. 263), die Substantive auf *-μονή* spätere Bildungen, die erst in der Zeit der Tragiker sich breiter zu machen beginnen. Das Verhältnis dieser Substantive zu *ἐπι-μονή*, *ἔπο-μονή* (von *μένω*) zu wissen, wäre nicht uninteressant. S. 280 zu den Deminutiven auf *-ίσκος* vgl. *ὄρθαγορίσκος* lakedämonisch bei Athen. IV 140 b (Tiername). Die Literaturangaben zur Lehre von der Zusammensetzung sind dürftig: W. Christ, die verbalen Abhängigkeitskomposita des Griechischen. Sitzungsber. der philos. histor. Klasse d. bayer. Akademie d. Wissenschaften. München 1890 S. 143 ff. Vogrinz, Gramm. d. homer. Dialekts S. 155 ff. Genniges, de compositis Aeschyleis hätten Erwähnung verdient. S. 315, 6. 327: Könnten die Komposita mit *φιλο-* nicht auch durch das Adjektiv *φίλος* beeinflusst sein? Übrigens haben dieselben, wenn *φιλο-* voransteht, meist gute, wenn aber nach, schlimme Nebenbedeutung (Wortspiel mit *λογόφιλος* und *φιλόλογος* Stob. ecl. II 105, 4 Wachsm.) S. 317 Anm. 2 war zu *λειπτοαἰσιν* auf *λειπτοαἰσία* hinzuweisen; S. 321 § 339, 2a auf *διάπυρος* (zu *διαπυρόω*?). S. 329 wäre zu der Form *κλειταιμήσιρα* die Literatur erwünscht. S. 340. Neben *ἄσιν-γείτων* urbi vicinus war *κακο-γείτων* der Nennung wert, da *κακο-δαίμων* zu falscher Deutung veranlassen kann und das Wort durch Lessing (Laokoon) zu einer Art von Berühmtheit gelangt ist. S. 412 hätte ich gerne etwas über Lohsces Vermutung zu Hymn. homeric. Merc. 239 (bei Gemoll) *ἀνείλειεν* statt *ἀλλέιενεν* gehört, die ich mit Änderung in *ἀνείει-*

λει Kuhns Zeitschr. f. vgl. Sprachf. 32, 102 (1891) näher begründete. S. 423. Der Imperativ *εἶπον* findet sich auch in einem Trimeter des Stoikers Kleantes bei Galen Hipp. et Plat. plac. 5, 6. 476 Kühn, wo nach J. Müller die Handschriften *εἶπον* haben, indefs die Herausgeber *εἶπόν* aufnehmen. S. 436: *ζῆθε* bei dem Stoiker Zenon, Boissonade Anecd. gr. I 450 (jetzt bei Pearson, The fragments of Zeno and Cleanthes, London 1891, S. 230). S. 469: *κρδαίνων* vermute ich auch Hymn. homeric. Merc. 167 statt des unsinnigen *βονλέϊων*. Ich will kurz die Begründung angeben: Der ganze Hymnus, wie er vorliegt, gilt dem Preise des *κρδιμος Έρμιῆς* und seiner Mutter (vv. 46. 96. 130. 150. 253. 403. 571. *κλντιὰ ἔργα* v. 16. vgl. v. 35. 59. *Μαίης ἐρικρδέος* v. 89. 550. 461 vgl. 24. 477. 538); *κρδιμος* heisst aber „ruhmbringend“ Pind. Ol. XIV 24. *Κρδαίνονσ'* steht als Versanfang bei Simonid. Ceus 99, 4 (Bergk P. L. Gr.); die Verba auf *-αίνω* sind in epischer Poesie nicht selten, s. z. B. *δερμαίνω* als Versanfang gleich in demselben Hymnus v. 407. — Die philosophische Prosa verdiente wegen ihrer weitgehenden Einwirkung auf die Literatur auch in Grammatiken Berücksichtigung, Heraklit schon wegen seiner historischen Stellung als Vertreter des Jonismus. Die nacharistotelischen Philosophen sind für die Entwicklung der *κοινή* von Bedeutung, und die Neupythagoreer mit ihren verfehlten Nachahmungen des dorischen, auch des jonischen Dialekts für die Geschichte der Dialektforschung ebenso interessant als Isylos und Theokrit.

Das Werk ist vor allem für die Gymnasialbibliotheken zu empfehlen, und zwar sollte es, damit der Gebrauch erleichtert wird, in den Lehrerzimmern zum Zwecke bequemster Benützung fortwährend bereitstehen. Auch Kandidaten der Philologie dürften gut daran thun, sich recht oft Aufklärungen aus dem Buche zu holen. So sind die Abschnitte über die Konjugation des Plusquamperfekts, über das Imperfekt von *εἶμι*, *εἶμι* u. s. w., über die Formen *ξέρ* und *σέρ*, *ἐς* und *εἰς*, über Dual und Plural des Optativs u. a. einer Durchsicht wohl wert.

Unsere Schulgrammatiken und Übungsbücher werden sich das eine oder andere, was in dieser Grammatik anders gelehrt wird, allmählich zu nutze machen müssen. Da, wo einfach die Orthographie zu wechseln ist, wie bei *λητορογία*, *γίλωνικεῖν*, *οἰκίρω*, *ἕζων*, *ἀνοκωχί*, *διοκωχί*, oder wo eine neue Form einzeln eingesetzt werden kann wie *βασίλης* statt *βασίλεις*, wird sich das Richtige leichter einbürgern. Auch *μείγνυμι* mit seiner Sippe wird trotz *εἰγν* weniger Schwierigkeiten machen. Dagegen ist *τίνω*, *τεῖσω*, *εἰττω* u. s. w. schon unangenehm beim Unterrichte, und keine Erleichterung ist es, wenn *σῶσω* mit *iota subscriptum*, aber *ἔσωθηρ*, *σσιτηρία* ohne solche; eingeübt werden müssen; vgl. *ἀποθνήσκω*, *τεθνηκα*, *μυνησκα*, *ἐμνησθηρ*. Allein sollen wir uns durch derartige Bedenken abhalten lassen, das Richtige in die Schule einzuführen? Die Schulausgaben der Klassiker werden mit der Zeit doch auch die korrekten Formen annehmen müssen. Ich denke, es sei der beste Dank, welchen wir den verdienten Forschern, insbesondere aber Blafs für seine hervorragende,



musterhafte Leistung zollen können, daß wir uns bestreben, dieselbe möglichst fruchtbar zu machen. Vor sprachvergleichenden Konstruktionen braucht man bei Blafs nach der geharnischten Absage seiner Vorrede an die sog. Junggrammatiker kein Bangen zu haben.

München.

Adolf Dyroff.

Französische Grammatik für die bayerischen Gymnasien. Zweiter Teil: Syntax mit stilistischem Anhang und Übungsbuch. (Spezieller Titel: Französische Syntax für höhere Schulen. Mit stilistischem Anhang und Übungsbuch.) Von Dr. Theodor Wohlfahrt, Kgl. Gymnasialprofessor. München 1894. Liter.-art. Anstalt Th. Riedel. IV u. 295 S. Preis geb. 3 M.

So liegt er denn vor uns, der mit Spannung erwartete, überaus saubere Band, den zweiten Teil einer neuen, aber schon bewährten Grammatik nebst Übungsbuch in sich schließend. Und wieder beschleicht uns ein ähnliches Rezensentenzagen wie das erstmal: denn ein Schulbuch völlig richtig zu kennzeichnen, sagen wir hier lieber, gebührend zu würdigen, scheint uns fast ebenso schwer als — wir scheuen die Trivialität des drastischen Vergleichs nicht — über die Brauchbarkeit von Stiefeln zu urteilen, mit denen man noch keinen ausgiebigen Marsch durchgeführt hat. Immerhin aber berechtigten in beiden Fällen schon die Grundlinien, der äußere Zuschnitt, sowie die an manch kleinem Detail erkennbare Mache zu einem ganz respektablem Wahrscheinlichkeitsvoraussetzungen.

So glauben wir auf Grund einer sorgfältigen Prüfung jetzt schon mit Zuversicht behaupten zu dürfen, daß der II. Teil der vorliegenden Grammatik seinem bereits vielfach beliebten trefflichen Vorgänger nicht nur ebenbürtig, sondern überlegen, besonders im Übungsbuch wesentlich überlegen gegenübersteht. Diese Erscheinung liegt übrigens schon ein wenig in der Natur der Sache. An schwierigerem Stoff kann sich eine tüchtige Kraft leichter bewähren, da sie von selbst schwierigeren Aufgaben zustrebt und anderwärts schon Gebotenes zu überholen sucht.

Eröffnen wir die Besprechung des neuen Lehrmittels mit einer These, an die Adresse der Fachkundigen gerichtet, die sich selbst schon öfters in ihrer Schul- und Hausaufgabenpraxis als deutsch-französische Stilisten geübt haben. Die Hauptstärke, das Hauptverdienst einer derartigen „Schularbeit“ — es ist doch gewiß eine Arbeit für die Schule — liegt weniger in der untadeligen Komposition der grammatisch-theoretischen Partie, in der relativen Vollständigkeit der gegebenen Regeln, nicht in der wissenschaftlich absoluten Zuverlässigkeit der Darstellung des Grammatikers, der, wie der Verf., aus den besten nationalen Quellen schöpfend, auch noch die Gabe der schulgerechten Zumodelung besitzt: nein, das Wertvollste, auch für eine höhere Schule wie das Gymnasium, ist die Leistung des Empirikers, wie sie vorzüglich im „Übungsbuch“ zu Tage tritt.

Wer sich je eingehender mit Anfertigung von zusammenhängenden Übersetzungsstücken beschäftigt hat, die interessant (erste Bedingung!), bei allgemein wissenswertem Stoff zugleich instruktiv und als deutsche, sowie als französische Stilproben in gleichem Grade tadellos geschrieben sein müssen, der weiß ein Liedchen davon zu singen, was es heißen will, es allen recht zu machen (und hier muß es geschehen): der stofflichen Wahrheit und Angemessenheit, der deutschen und französischen stilistischen Richtigkeit, dem Bedürfnis des Grammatikers, seine hübschen Paragraphen und Regeln glücklich versorgt zu sehen, der Jugend, die unterhalten und interessiert werden will und dabei an allgemeiner Bildung gerade auch durch das Französische mit seinen universalen modernen Gedankenkreisen bei jeder Gelegenheit gehoben werden muß und soll. — Hiedurch wollen wir aber keineswegs zu verstehen geben, daß im vorliegenden Falle etwa der grammatische Teil dem Übungsbuche an Wert nachstehe, sondern lediglich mit Nachdruck auf die hochehrwürdige Thatsache hinweisen, daß nunmehr endlich zum ersten Male<sup>1)</sup> ein fesselnder, sachlich und formal bildender, äußerst reichhaltiger und sorgfältigst durchgearbeiteter Übersetzungsstoff im Lehrbuche selber unseren älteren Gymnasiasten zur Übung vorgelegt wird. Damit hat der Autor viel fruchtbringende Arbeit bezwungen, manch schwierige Klippe glücklich umschifft, manchen Kollegen aus der Verlegenheit, dem Bedürfnisse nach passendem Stoffe, befreit. Die vielbesprochene Frage, ob im Französischen die Anleitung zu stilistischer Fertigkeit für unsere Mittelschulen (speziell Gymnasien) als Idealziel anzusehen ist oder nicht, drängt sich hier unwiderstehlich auch uns auf, doch können wir dieselbe an dieser Stelle unmöglich noch einmal in den Bereich eingehender Erwägung ziehen. Bemerken wir nur soviel, daß der gewichtige Ausspruch Regels<sup>2)</sup>: „Ich habe die feste Überzeugung, daß deshalb so wenig idiomatisches Französisch und Englisch erzielt wird, weil man heutzutage immer noch viel zu viel in die fremde Sprache übersetzt,“ auf den neusprachlichen Unterrichtsbetrieb an den humanistischen Gymnasien unseres Königreichs schon aus dem verblüffend einfachen Grunde keine Anwendung finden kann, weil wir gar keine schulplanmäßige Zeit haben, hierin des Guten irgendwie zu viel zu thun. Indessen ist das eine gewiß: auch die neue Schulordnung verlangt immer noch, daß der Lehrer französische Stilisten<sup>3)</sup> oder,

<sup>1)</sup> Es sei hier auf die inzwischen erschienenen „Übungsaufgaben zum Übersetzen aus dem Deutschen ins Französische, Freising 1894, vom Kgl. Reallehrer A. Scholl hingewiesen, welche sich als sehr brauchbar, jedoch nicht als eigentliche Konkurrenz zu Wohlfahrts „Übungsbuch“ erweisen, da jene ausdrücklich „für die mittleren Klassen höherer Lehranstalten“ bestimmt sein sollen.

<sup>2)</sup> Dr. F. Regel, Französische Aufsätze in Beispielen, p. 62, in: „Lehrproben und Lehrgänge aus der Praxis der Gymnasien und Realschulen.“ Herausgegeben von Dr. W. Fries und H. Meier, 36. Heft, August 1893. Halle a. S.

<sup>3)</sup> Wir erinnern daran, daß weitaus die meisten unserer französischen Absolutoriaufgaben weniger als Proben auf sichere Handhabung der Formenbildung und auf Vertrautheit mit der Syntax, denn als — kurz gesagt — stilistische Rätsel sich darstellen, deren Lösung mit dem herkömmlichen, immerhin elementaren Sprachbetrieb nicht gegeben wird und auch gar nicht gegeben werden kann.

wenn dies zu hochgegriffen klingt, französische Stiljünger heranziehe; sie verlangt dies allerdings nicht mit dürren Worten, aber klarer noch als es durch Worte geschehen könnte, durch die am Gymnasialschlusse geforderte Zielleistung, welche auch künftighin und wohl noch für lange Zeit in einer deutsch-französischen Übersetzung bestehen wird. Um hier — in der allerschwersten Aufgabe, die in modernen Sprachen, ganz besonders im Französischen gestellt werden kann, — annähernd Brauchbares zu erreichen, bei einer wirklich minimalen Stundenzahl, bleibt der gewissenhafte Lehrer in den beiden obersten Klassen in erster Linie auf thunlichst intensive Beschäftigung mit deutsch-französischen Übersetzungsaufgaben angewiesen, denen gegenüber, im Hinblick auf das vorgesteckte praktische Endziel, nicht nur die mehr als genug perhorreszierte Grammatik, sondern (leider) selbst die Lektüre zurücktreten müssen. Der Stoffsseuffer „*ultra posse etc.*“ wird sich somit unserer Nicht- oder Halbreformerbrust noch lange ebenso kräftig entringen, als der des radikalen Reformers, der, wie Bierbaum, bei dem Gedanken erschauert, in eine Sprache übersetzen zu müssen, „die man noch gar nicht kennt“. Hoffentlich bilden sich die Reformer nicht ein, die Sprache selber besser zu kennen oder auch nur zu können als wir waschunechten Kollegen zweiter Klasse; die Schwierigkeiten und Miflichkeiten bei der deutsch-französischen Übersetzung bleiben für uns gleich, — somit auch die Gleichberechtigung zum Lamento über die harten zu knackenden Nüsse! Man verzeihe die scheinbare Abschweifung!

Wir sind nicht gesonnen, hier unsern Lesern eine paraphrasierte Inhaltsübersicht, noch eine Einführung zur praktischen Behandlung des neuen Lehrmittels zu unterbreiten; beides gibt der Autor auf Seite I—IV mit der ihm eigenen Klarheit und Übersichtlichkeit. Machen wir blos auf die bedeutsamen Ausführungen (auf Seite III) aufmerksam, wodurch die in dieser Grammatik (speziell im Übungsbuch) durchgeführten Grundsätze kurz, aber überzeugend dargelegt erscheinen.

Syntax Seite 1—110, Übungsbuch S. 111—239, Wörterverzeichnis S. 240—295.

Die außerordentlich reiche Exemplifizierung ist einer der typischen Vorzüge dieser Syntax. Alles tritt hiedurch — noch vor der Einübung durch Einzelsätze, (wovon das Übungsbuch mit Recht keine eigenen bringt, denn die Seiten 113—130 geben nur eine Zusammenstellung der in der Syntax enthaltenen Sätze zum Zwecke eventueller Rekapitulation) — und durch zusammenhängende Stücke sofort ins richtige Licht. Jedes grammatische Detail wird auf diese Weise als schon an der Aufnahme stelle gehörig präparierter Nährstoff nur zur weiteren Assimilierung in Fleisch und Blut übergeführt. Die Erfahrung lehrt uns täglich, wie wenig damit ausgerichtet ist, beispielsweise in §. n eine noch so ehrfurchtgebietende, vollständige Liste der Verba, die den Infinitiv mit *de* oder *à* nach sich haben, dem Schüler zu präsentieren, wenn nicht alsbald mentorgleich die „Nutzanwendung“ zur Seite tritt. Dadurch, daß diese Syntax mehr als irgend eine

andere den Regelstoff, die oft sphynxartige Paragraphenweisheit auf der Stelle in trauliche Praxis umsetzt, wird sie zur Grundlage mündlicher Ausdrucksfähigkeit, was man von den wenigsten Grammatiken sagen kann, und überbrückt die Kluft zwischen öder Vorschrift und lebendigem Gebrauch. Ferner verdient der Umstand hervorgehoben zu werden, daß die jeweils gewählten praktischen Anwendungen sich stets im Rahmen des wirklich Gebräuchlichen bewegen und den rein praktischen Bedürfnissen der modernen Sprache genügend Rechnung tragen. Nach unserer Ansicht soll das durch ein neusprachliches Lehrbuch (in Grammatik wie im Übungsbuch) vermittelte Stoff- und Wortmaterial im allgemeinen dem Denkkreise des gebildeten geistigen Mittelstandes entnommen sein. So ist denn auch in der in Frage stehenden Arbeit geschickt vermieden worden alles ausschließliche der Sprache von Spezialwissenschaften, der Poesie, dem Kanzeleistol, weniger allgemein bekannten technischen Betrieben u. s. w. Zugehörige; auch stilistischen Besonderheiten französischer Prosaiker von kühner, akademieunbotmäßiger Eigenart (Zola u. dergl.) ist die hier gebührende Nichtberücksichtigung zuteil geworden. Die gewählten Beispielsätze sind fast immer kurz, klar und bezeichnend, so daß sich des Pudels Kern (die unter die Haube gebrachte Regel) ohne langes Aufsuchen freundlichst entgegenkommend entschleiert. Besonders bemerkenswert erscheinen diese Beispielsätze aber auch durch die Fülle von idiomatischen Redensarten, die mehr als alles andere, (passende Lektüre ausgenommen), in den eigenartigen Geist der Sprache rasch einzuführen geeignet sind. Hat sich der Schüler mit einer gewissen, beiläufig gesagt, nicht unbeträchtlichen Anzahl solcher idiomatischen Wendungen vertraut gemacht, so wird er mehr oder minder gegen Germanismen gesichert sein und allmählich französischen Stil von deutschem Stil unterscheiden lernen. Es ist dies aber um so notwendiger, als die Absolutorialschrift ein thême auferlegt, welches, wenn nicht sorgfältig vorbeugend abgefäst, die Germanismen, schiefe und verschwommene Ausdrucksweise, kurz alle Todfeinde einer charakteristisch französischen Stilistik bekenntermassen förmlich herausfordert, und, wie der Brachmonat lehrt, auch in Hülle und Fülle herausfördert.

Im einzelnen gibt dieser II. Teil der Grammatik noch weniger als der I. zu Bedenken oder nach Abänderung zielenden Wünschen Anlaß. In den meisten Fällen müssen wir unsere Beobachtungen darauf beschränken, hier und da eine noch etwas schärfere Regelfassung anzustreben. So könnte man S. 6, Z. 9 v. o. das Wort „und“ durch durchschossenen oder fetten Druck noch hervorheben. In der darauffolgenden Zeile würde „Letzteres“ statt „Dies“ dem aus dem beigefügten Beispielsatz erkenntlichen Sinne des Autors vielleicht etwas besser entsprechen, d. h. diesen Sinn noch deutlicher ausdrücken, obwohl man bekanntlich, mit noch stärkerer Hervorhebung des Objektes, auch ganz richtig „C'est cet événement dont vous n'avez pas fait mention“ sagen könnte. Dieser Satz ließe sich zur Vervollständigung der gegebenen Beispiele noch beifügen. S. 7, Zeile 6

v. u. ersetze „manchmal“ durch „häufig“; Z. 4 v. u. könnte man hinter „Gerüchten“ noch „Vermutungen“ beisetzen. S. 8, Z. 7 v. o. *s'il vient* = *quand il viendra* erscheint nicht ganz unbedenklich, doch wäre es selbstverständlich vermessen, den Verf. über die Bedeutungsnuance aufzuklären zu wollen. S. 47 füge zu „*Le Télémaque*“ hinzu „*Le Cid*“. S. 61. Ist nicht *un fruit aigre* vielleicht häufiger als „*fruit sur*“, wiewohl man allerdings bei bestimmten Früchten z. B. *pomme sure* u. dergl. die Bezeichnung *sur* vorziehen dürfte. S. 83, Z. 4 v. u. schreibe „*l'Empire*, (großer Anfangsbuchstabe) *c'est la paix*“, was wohl gebräuchlicher ist. S. 91 Nr. 6 würde ich das etwas härter klingende und wohl auch seltenere *rien* in Klammern setzen und dafür das eingeklammerte *pas* freigeben. S. 93, Z. 10 v. o. ließen sich noch einige Ausdrücke beifügen, wie *tout au moins*, *tout à l'heure*. S. 95, Z. 9 v. u. Druckfehler „*ou*“ statt „*où*“. Druckfehler sind übrigens äußerst selten und nie sinnstörend; wir bemerken nur noch Charles VII. (Punkt statt Komma) auf S. 2; S. 8, Z. 2 v. o. fehlt das Komma hinter *l'entendre*. Alles dies sind, wie man unschwer erkennt, Kleinigkeiten, die eine Erwähnung kaum verdienten, handelte es sich nicht um ein Schulbuch und zwar ein solches, das der absoluten Vollkommenheit in seiner ersten Auflage schon ganz aufsergewöhnlich nahegerückt ist. Wie übersichtlich knapp und doch vollständig ist nicht die Darstellung des *subjonctif* S. 14—26, die Lehre vom Artikel S. 46—57, vom Substantiv S. 58—60 (nur Nr. 1 könnte etwas vollständiger sein) und besonders vom Adjektiv, bei welchem die Angabe eines jeweilig gegensätzlichen Begriffes S. 61 das klare Verständnis aufserordentlich fördert. — Wie anziehend und lehrreich für Schüler und Lehrer zugleich das sehr reichhaltige Übungsbuch den grammatischen Lehrstoff verarbeitet, wurde oben schon nachdrücklichst hervorgehoben. Dafs die literarhistorischen Stoffe überwiegen und im Übungsbuche ein meist monographisch gehaltener Überblick über die Hauptströmungen und Hauptfiguren der französischen Literaturgeschichte gegeben wird, verdient unbedingte Anerkennung. Hiedurch wird ja doch auch das Verständnis der gelesenen Autoren erhöht, die in den wenigen der Lektüre gewidmeten Stunden selbst bei größter Zeitsparsamkeit als Träger eines hochentwickelten nationalen Geisteslebens in den monumental Bau der französischen Literaturgeschichte irgendwie eingefügt zu werden verdienen. Eine französische Grammatik muß mehr sein als ein brauchbares Handwerkszeug, um unsere Schüler um eine Fertigkeit reicher zu machen, sie muß ein wichtiger Markstein sein auf dem Gesichts- und Bildungsfelde unserer studierenden Jugend, einer der wertvollsten Inventurgegenstände des eisernen Wissensbestandes eines wirklich allgemein gebildeten Mannes. Dieser höheren und idealen Aufgabe wird diese „Grammatik“ gerecht; möge sie in diesem Sinne aufgefaßt werden und in Wirksamkeit treten!

Englisch-Deutsches Supplements-Lexikon. Als Ergänzung zu allen bis jetzt erschienenen Englisch-Deutschen Wörterbüchern von Dr. Hoppe. Berlin 1893. Langenscheidt'sche Verlagsbuchhandlung.

Diejenigen Herren Kollegen, welche sich die im Jahre 1888 erschienene erste Abteilung dieses vortrefflichen Werkes angekauft haben, werden mit großer Sehnsucht der Fortsetzung desselben entgegen gesehen haben. Ihre Geduld ist allerdings auf eine harte Probe gestellt worden, denn erst vor kurzem erschien die erste Hälfte der zweiten Abteilung (close—do). Es hatte sich nämlich die Fortsetzung des Werkes durch die anhaltende, schwere Erkrankung des Verfassers so lange verzögert. Da indes das Material zum ganzen Werke vollständig vorliegt, und die Genesung des Herrn Professors Dr. Hoppe in Bälde zu erwarten ist, so hofft die Verlagsbuchhandlung, die Fortsetzung des Werkes in einem viel schnelleren Tempo liefern zu können. Die andere Hälfte der II. Abteilung wird baldigst erscheinen. Was Inhalt und Wert der vorliegenden Abteilung betrifft, so reiht sich dieselbe dem ersten Bande würdig an. Dieselbe Sorgfalt und die gleiche Reichhaltigkeit zeichnen auch die Fortsetzung des Werkes aus. Einzelne Wörter werden geradezu in umfassender Weise an der Hand von Stellen erklärt, die aus den verschiedensten Schriftstellern entnommen sind. (Wir verweisen nur auf die Wörter club, corporation, court etc.) Zum besseren Verständnis einzelner Artikel sind auch erklärende Illustrationen beigegeben. Im Übrigen können wir nur wiederholen, was wir bereits gelegentlich des Erscheinens der ersten Abteilung des Werkes im Jahrgang 1888 dieser Blätter gesagt haben. Wir empfehlen auch die Fortsetzung des Werkes aufs angelegentlichste den Herren Kollegen.

München.

Joseph Steinberger.

Warburg, Dr. E., Lehrbuch der Experimentalphysik. Mit 403 Original-Abbildungen. Freiburg und Leipzig. 1893. Akademische Verlagsbuchhandlung von J. C. B. Mohr (Paul Siebeck). 382 Seiten. 8°.

Dieses Buch ist in erster Linie als Handbuch zum Gebrauche neben der Vorlesung über Experimentalphysik an einer Hochschule bestimmt und demgemäß sowohl wegen seines weitgehenden Inhaltes, als auch wegen der Form der Darstellung von der Benützung als Lehrmittel an Gymnasien ausgeschlossen. Trotzdem erscheint eine Besprechung desselben in diesen Blättern angezeigt, weil es sich dem Lehrer der Physik als ein treffliches, inhaltsreiches und doch kurz gefasstes Nachschlagewerk darbietet.

Inhaltlich umfaßt dasselbe das gesamte Gebiet der Physik; die Einteilung des Stoffes in acht Abschnitte mit zahlreichen Unterabteilungen ist im großen und ganzen die allgemein übliche: Mechanik, Schall, Wärme, Optik, Elektrizität und Magnetismus. Die Theorien

sind vielfach durch gut gewählte, praktische Beispiele erläutert; dagegen verschmäht der Verfasser in einem Lehrbuche der Experimentalphysik mit Recht eingehendere Beweise theoretischer Formeln der Physik, wie er überhaupt mathematische Deduktionen nicht mehr als nötig heranzieht; auf den Gebrauch der höheren Mathematik ist völlig Verzicht geleistet. Dagegen sind die Gesetze der Physik, die Hypothesen, Versuche, kurz alles rein Physikalische eingehendst dargelegt und das in einer Weise, welche erkennen läßt, dafs das Werk die Frucht praktischer Lehrthätigkeit ist; das zeigt unter anderm auch der Umstand, dafs der Verfasser sich nicht scheut, denselben Begriff wiederholt zu erläutern, wenn es ihm möglich ist, an späterer Stelle denselben tiefer zu begründen oder seinen Inhalt zu erweitern. Sehr dankenswert sind die, wenn auch kurzen, Literaturnachweise, die jedem wichtigeren Abschnitte angefügten historischen Notizen, sowie der Anhang eines eingehenden Sachregisters.

Vielleicht dürften bei einer künftigen Auflage einige Definitionen wie etwa 199 und 238 etwas schärfer gefaßt werden; auch läßt sich die Darstellung der Wellenthäler, Fig. 129, in Form gebrochener Linien kaum rechtfertigen.

Im Übrigen zeichnet sich die Darstellungsweise aufs vorteilhafteste vor vielen ähnlichen Werken durch klaren, fließenden und doch knappen Ausdruck aus. Alle Anerkennung verdient die Ausstattung des Werkes: schönes Papier, deutlicher, die Übersicht durch größere oder kleinere Stärke fördernder Druck und klar gezeichnete Abbildungen empfehlen das Buch auch in dieser Hinsicht.

Würzburg.

Dr. Zwirger.

So sollt ihr rechnen! Methodische und praktische Anleitung zum Denkrechnen von E. Merkel. I. Abt. Das Normalrechnen. Selbstverlag des Verf. München. 1892.

Vorliegendes Büchlein, „aus langjähriger Erfahrung im Rechenunterrichte hervorgegangen“, enthält eine Reihe ganz brauchbarer Fingerzeige zur Entwicklung der Rechen-Fertigkeit und -Sicherheit der Schüler. Wenn dieselben im einzelnen auch nicht durchweg neu sind, so ist es nach der Erfahrung des Referenten um ihre konsequente Anwendung im allgemeinen noch ziemlich mangelhaft bestellt; hier Übereinstimmung zu erzielen, dürfte dies Werkchen, das natürlich in erster Linie für den Lehrer bestimmt ist, geeignet erscheinen.

Rechenbuch für höhere Schulen. Bearb. von Dr. A. Donadt, Oberlehrer an der Thomasschule in Leipzig. 1. Heft. Leipzig, O. R. Reisland. 1893.

Das Buch, „für das mündliche wie schriftliche Rechnen bestimmt“, enthält im vorliegenden ersten Heft die vier Grundrechnungsarten mit benannten und unbenannten Zahlen und die einfache Schlussrechnung;

um die Behandlung des deutschen Münz-, Mafs- und Gewichtssystems in dezimaler Schreibweise und in dezimaler Rechnung zu ermöglichen, ist in einem Vorkapitel das dekadische Zahlensystem auf Millionstel erweitert worden. Die auf das Notwendigste sich beschränkenden Erklärungen und Sätze sind in einem Anhang zusammengestellt; der Herr Verfasser hat hier, entsprechend seiner auch im übrigen zur Geltung kommenden Anschauung, das der Rechenunterricht in den Unterklassen der höheren Schulen eine Propädeutik des folgenden arithmetischen sein soll, auf eine bestimmte, mathematisch richtige Form derselben besondere Sorgfalt verwandt. Dafs dabei aber auch die andere Aufgabe des Rechenunterrichts, Erzielung von Sicherheit und mechanischer Fertigkeit im Rechnen, nicht zu kurz kommt, dafür sorgt ein sehr reichhaltiges, methodisch geordnetes Übungsmaterial. Zu weitgehend dünkt hier dem Referenten die durch das ganze Buch festgehaltene, vollständige Trennung der Aufgaben in mündlich und schriftlich zu rechnende. Der Lehrer wird ohnedies jede neue Rechnungsoperation durch hinlängliche Beispiele an solchen Zahlen, welche der Schüler mit Leichtigkeit überschauen und im Kopf behandeln kann, zum Verständnis zu bringen suchen; der Schüler aber wird durch eine Anordnung erwähnter Art verleitet, Aufgaben der zweiten Gattung vollständig schriftlich zu rechnen, statt nur das wirklich anzuschreiben, was nicht mehr im Kopfe gerechnet werden kann; „das Kopfrechnen soll nicht gewissermaßen als eine besondere Art des Rechnens, sondern als die natürliche Verfahrensart mit kleineren übersichtlichen Zahlen auch im Verlaufe einer gröfseren Rechnung angesehen werden.“

Papier und Druck ist gut; an störenden Druckfehlern fiel Ref. nur ein fehlendes „Zwei“ vor: Zahlen, die etc. etc. S. 120, Z. 3 auf.

Die wichtigsten Rechenregeln nebst Musterbeisp., insbes. Lösung aller Aufg. d. Regeldeutri verm. einh. Behandl. d. Ansatzes. 3. Wiederholung bearb. v. Dr. R. Olbricht. Leisnig, H. Ulrich. 1893.

Das vorliegende Buch bietet zunächst die wichtigsten Rechenregeln nebst Musterbeispielen zur Wiederholung und zum Nachschlagen beim Rechnen von Aufgaben in genauer, einfacher und übersichtlicher Darstellung. Hauptsächlich aber ist es (nach dem Vorwort) dazu bestimmt, der von dem Herrn Verfasser in gedrängter Form zuerst in Hoffm. Zeitschrift, Bd. 21, ausführlicher im Programm der Realschule zu Leisnig, Ost. 1893, veröffentlichten neuen Behandlung der Regeldeutri Freunde zu gewinnen und zu ihrer Verbreitung beizutragen. Des Näheren auf das Verfahren einzugehen, fehlt uns hier der Raum, daher müssen wir, behufs Kenntnisaufnahme, auf vorliegendes Buch, bzw. oben zitierte Abhandlungen verweisen; in der Hauptsache besteht dasselbe in sich leicht dem Gedächtnis einprägenden, graphisch übersichtlich darstellbaren Regeln, welche gestatten, immer dieselbe Aufeinanderfolge der in Betracht kommenden Gröfsen beizubehalten, gleichviel welche die Unbekannte ist. Während also z. B. bei den Anwendungen der



Regeldetri insbesondere auf die Prozentrechnung zur Berechnung der verschiedenen Glieder jedesmal ein neuer Ansatz aufgestellt werden muß, leistet bei Anwendung des fraglichen Verfahrens ein einziger das Gleiche. Über die Brauchbarkeit dieser Methode in der Schule, bzw. ihre Überlegenheit über den gebräuchlichen Bruchsatz kann endgültig wohl nur ein Versuch in der Schule entscheiden.

---

Lehrbuch der Prozent- und Zinsrechnung, bearb. n. Syst. Kleyer von Dr. R. Olbricht, Oberl. am K. Realgymn. zu Döbeln. Kleyers Encyclopädie der ges. math., techn. u. exakten Naturwissenschaften. Stuttgart. J. Maier. 1893. 6 M.

Vorliegender 2. Teil des Lehrbuchs des bürgerlichen und kaufmännischen Rechnens enthält: die Prozentrechnung nebst ihren Anwendungen auf Fälle des bürgerlichen und gewerblichen Lebens, der Statistik und Wissenschaft; die Zins-, Diskont- und Terminrechnung; Kontokorrenten. Die Erklärung der Begriffe und die Entwicklung der Formeln ist nach bekanntem Kleyerschen System in die Form von Frage und Antwort gekleidet; zur gründlichen Einübung des Gelernten dient eine Fülle (1520) von teils vollständig gelösten und mit Erklärungen versehenen, teils ungelösten Aufgaben, für welche letztere die Ergebnisse am Schlusse des Bandes sich zusammengestellt finden.

Das Buch ist in erster Linie zum Selbststudium bestimmt und diesem Zweck gemäß muß die Breite und Ausführlichkeit der Darstellung als vollberechtigt anerkannt werden; mag diese dem Fachmann auch oft ermüdend dünken, so wird ihm das Buch doch als Nachschlagewerk in vielen Fällen gute Dienste leisten und aus den alle Zweige des menschlichen Verkehrs berücksichtigenden Aufgaben reichliches, für die Schule passendes Übungsmaterial liefern.

---

Lehrbuch der Arithmetik und Algebra mit Übungsaufgaben für höh. Lehranstalten von Dr. Th. Spicker, Prof. am Realgymn. zu Potsdam. 3. verb. Aufl. Potsdam, A. Stein. 1888. 3 M.

Vorliegendes Buch enthält außer dem mathematischen Pensum des (bayer.) Gymnasiums: die Reihen- und Combinations-Lehre mit ihren Anwendungen auf Zinseszins-, Renten- und Wahrscheinlichkeitsrechnung; die arithmetischen Reihen höherer Ordnung; die Kettenbrüche; Diophantische Gleichungen und solche höheren Grades; Entwicklung der Funktionen in unendliche Reihen — es vereinigt also in einem Bande wohl alles zum Algebra-Pensum der höheren Schulen Gehörige. Jedem Abschnitt ist eine begrenzte Anzahl von Übungsaufgaben beigegeben, die — besonders in elementarem Teil — für eine gründliche Übung in der Schule wohl kaum ausreichend sind.

Die Darstellung ist, wie es sich bei dem durch seine Schulbücher — das Lehrbuch der eb. Geometrie ist bereits in 20. Auflage erschienen — bestens bekannten Herrn Verfasser nicht anders erwarten

läßt, klar und wohlgegliedert und bleibt immer auf das Wesentlichste eingeschränkt; die Regeln sind in knapper und exakter Form gegeben. Nicht befriedigen den Referenten die für die abgekürzte Multiplikation und Division von Dezimalbrüchen aufgestellten Regeln, da sie die Anzahl der im abgekürzten Resultat sich ergebenden Stellen von den in Betracht kommenden Zahlen statt von dem Erfordernis der gestellten Aufgabe abhängig machen.

Etwas dürftig sind die historischen Notizen ausgefallen.

München.

Sondermaier.

Realien des griechischen Altertums, für den Schulgebrauch zusammengestellt von Josef Wagner, Prof. am k. k. I. deutschen Staatsgymnasium in Brünn. Mit 2 Karten und mehreren bildlichen Darstellungen. Brünn, C. Winiker, 1892. VII u. 124 S. 2 M. 20.

In der Vorrede sagt der Verfasser, der vor kurzem auch „Realien des römischen Altertums für den Schulgebrauch“ herausgegeben hat: „Dieses Buch will nur ein belehrendes sein und als solches beurteilt werden; was es bietet, ist im allgemeinen nicht neu, sondern aus verschiedenen Hilfsbüchern geschöpft und dem Zwecke der Schule möglichest angepaßt.“ Und in der That werden auch in einer längeren Anmerkung die benützten Hilfsmittel, freilich in etwas bunter Reihenfolge, zusammengestellt. Demnach kommt es darauf an, ob das Buch für die Zwecke der Schule in praktischer Weise und mit relativer Vollständigkeit zusammengestellt ist. Um dies zu beurteilen, liegt es nahe, zur Vergleichung ein ähnlichen Zwecken dienendes Werk heranzuziehen, ich meine das auch in diesen Blättern Jahrgang 26, S. 104 f. besprochene „Kurzgefaßte Handbuch der griechischen Antiquitäten von Bojesen-Hoffa, neubearbeitet von Emil Szanto, Wien 1887“. Dieser Vergleich fällt aber sehr zu Ungunsten der Realien von Wagner aus. Die Arbeit Szantos ist doch vor allen Dingen streng systematisch: auf eine kurze Einleitung, welche von der natürlichen Beschaffenheit des griechischen Landes und dem Einfluß desselben auf seine Bewohner handelt, folgt ein Abschnitt mit allgemeinen Bemerkungen über die Entwicklung der Staatsformen, das Völkerrecht, die Staatenvereine, Amphiktionien und Colonien; dann wird das homerische Zeitalter mit Rücksicht auf Staats-, Rechts-, Sakral-, Kriegs- und Privataltertümer betrachtet, hierauf ebenso Sparta (im Anhang Kreta), dann ebenso Athen, schließlic der ätolische und achäische Bund. Wagners Realien dagegen enthalten eigentlich nur 2 ungleiche Abschnitte 1. Zu Homer (S. 1—18), 2. Athen (S. 18—82); dazu kommt ein Anhang: Literaturgeschichtliches S. 82—119. Es fehlt also jede Schilderung des griechischen Landes und Volkes, wenn man von den kurzen Abschnitten: der Schauplatz des trojanischen Krieges (S. 1—2) und Beschreibung der Stadt Athen (S. 18—21) absieht. Sodann stehen sich die beiden Abschnitte: Zu Homer, und Athen ohne jede Vermittlung gegenüber. Vergebens sucht der Schüler etwas über die Entwicklung

der Staaten, über Amphiktionien (die er doch bei der Lektüre des Herodot und Demosthenes kennen muß), über die griechischen Colonien und das Wesen der griechischen Colonisation. Mehr noch aber fällt es auf, daß in einem Buche, welches sich doch Realien des griechischen Altertums betitelt, das berühmte Sparta mit seiner ganzen Eigenart in Bevölkerung, Sitte und Verfassung auch nicht mit einem Worte erwähnt wird, gleich als ob der Schüler nie in die Lage käme, sich darüber belehren zu wollen; nicht einmal heiläufig ist darauf Bezug genommen, so daß also im Register Wörter wie *εἰλωτοί*, *περίοικοι*, *ἔγοροι* gar nicht vorkommen. Aber auch in der Darstellung der athenischen Realien sind ganz unberechtigte Lücken. Man sieht nicht ein, warum auf die historische Entwicklung gar keine Rücksicht genommen ist; von der älteren Geschichte Attikas, von der dracontischen und solonischen Verfassung, den Peisistratiden ist nirgends die Rede, als ob auch in der Geschichte und bei der Lektüre davon nie die Rede wäre, oder als ob die athenische Verfassung seit Kleisthenes keine Veränderung erfahren hätte. Die neuentdeckte Schrift des Aristoteles scheint der Verfasser noch nicht für seinen Abrifs verwertet zu haben, obschon ihm das doch möglich gewesen wäre; denn S. 31 wird noch Perikles als der Einführer des *θεωρικόν* genannt; S. 35 ist die Auslosung der Geschworenen nicht richtig dargestellt, S. 32 wird die dramatische und lyrische Choregie ganz gleich behandelt etc. etc. Endlich darf doch ein Abrifs der griechischen Altertümer nicht eine Darstellung der Verhältnisse des ätolischen und achäischen Bundes vermissen lassen! — Wenn man den Inhalt des Buches an sich prüft, so läßt sich zu seinem Lobe anführen, daß das, was der Verfasser beibringt, richtig ist, und daß es gewöhnlich auch in einer für Schüler leicht faßlichen Form vorgetragen wird. Den Schülern wollte der Verfasser auch damit einen Behelf für das Verständnis der Klassiker geben, daß er z. B. bei den einzelnen Abschnitten der homerischen Altertümer die betreffenden Epitheta anführt und erklärt, nur schade, daß der Druck dieser Partien, sowie mancher anderer Abschnitte, die als weniger wichtig gelten, so eng und klein ist, daß es dem Auge weh thut, ihn zu lesen. Hier fehlt es an der Ausstattung, und damit kommen wir auf einen weiteren Mangel des Buches. Denselben sind 2 Karten und mehrere Abbildungen beigegeben, über die aber selbst die wohlwollendste Kritik nur ein ungünstiges Urteil fällen kann. Der Verfasser dankt in der Vorrede seinem Kollegen A. Kraus für die Unterstützung bei der Herstellung des größten Teils der Illustrationen; daraus ersieht man, daß dieselben Handzeichnungen sind, die auf mechanischem Wege vervielfältigt wurden. Besonders die beiden Karten 1. die Troas (und Ithaka in einem Nebenkärtchen); 2. Planskizze von Athen (Akropolis und Piräus in Nebenkärtchen) sind geradezu miserabel; auch mit einer Lupe vermag man die den Skizzen der Akropolis und von Ithaka beigezeichneten Namen kaum zu lesen; bei den Plänen des Hauses des Odysseus und des Wohnhauses der Griechen ist dies nicht viel besser, S. 7 ist der Streitwagen beschrieben, aber wer vermag die der Abbildung beigezeichneten

Buchstaben zu entziffern, auf die sich die Darstellung bezieht? Heutzutage gilt der Grundsatz: „Für die Schule das Beste“, aber hier scheint man sich gedacht zu haben: „Für die Schule ist Alles gut genug.“ Solange also die oben erwähnten Lücken nicht ausgefüllt werden, und die Mängel der Ausstattung nicht beseitigt sind, läßt sich das Buch für die Schule nicht empfehlen.

München.

Dr. J. Melber.

Dr. M. Doeberl, *Monumenta Germaniae selecta*. 5. Bändchen: Zeit Heinrichs VI., Philipps von Schwaben, Ottos IV. und Friedrichs II. München 1894. 160 S. 3 M. J. Lindauer'sche Buchhandlung (Schöpping).

Den Inhalt des vorliegenden Heftes, mit welchem die im vierten Bändchen begonnene Sammlung von Aktenstücken aus der Zeit der Hohenstaufen zum Abschluss gelangt, bilden im Wesentlichen kaiserliche und päpstliche Schreiben, welche sich auf die Beschwerden der Curie beziehen, doch sind auch die Landfriedensgesetze Friedrichs II. und seines Sohnes Heinrich (VII.) nicht vergessen und im Anhang einige Dokumente abgedruckt, welche die Ausbildung der fürstlichen Landeshoheit und der städtischen Autonomie innerhalb des genannten Zeitraums veranschaulichen. Befremdend ist jedoch, daß der Herausgeber mit dem J. 1214 plötzlich abbricht und die Konzilsbeschlüsse von Lyon mit keiner Silbe erwähnt, obwohl die Absetzungsbulle Innozenz IV. vom 17. Juli 1245 (H. Br. VI, 319 f.) tief in die deutschen Verhältnisse einschneidet. Auch die Rechtfertigungsschriften Friedrichs II. vom 31. Juli und 22. Septbr. 1245 und Februar 1246 (H. Br. VI, 322 f. 389 f. 391 f.) gehören ohne Zweifel ebenso wie die Sendschreiben des Papstes vom März und April d. J. 1246, in welchen dieser jene Rechtfertigungsschriften widerlegt und zur Wahl Heinrich Raspes auffordert (H. Br. 396 f. und 400 f.), zu den für die deutsche Geschichte wichtigen Aktenstücken.

Wie der Umfang des Werkchens, läßt auch die Form desselben manches zu wünschen übrig, insbesondere hätte der Herausgeber mit der Erklärung dunkler Stellen der mitgetheilten Schriftstücke nicht so zurückhaltend sein sollen. Monströse Namensformen, wie in N. I Balbobergensi, Woldenensi, Lonensi waren leicht in die richtigen Babenbergensi, Fuldensi, Stablonensi zu ändern; in N. VII steht Ewalcensis für Elwacensis = Elwangensis. In Ceolre (S. 10 Z. 8 v. u.) erkennt man unschwer Zollern, in Vehingre Vehringen, was ist aber de Ceanque (S. 10 Z. 5 v. u.)? Etwa gar eine falsche Lesart für decemque? S. 13 Z. 1 v. o. wird dux Caringie den Zähringerherzog bezeichnen, wer soll aber jener dux de Bites sein? Etwa der Doge von Venedig (de Venetiis)? Warum macht uns D. nicht aufmerksam, daß unter den Leonistae (S. 43 Z. 6) die pauperes de Lugduno, unter den Arnaldistae die sog. filii Arnoldi (von Brescia) zu verstehen sind und daß der noch unerklärte Name Spononistae (al. Paronistae) auf die Waldesier angewandt wurde; daß ferner der S. 28 Z. 27 genannte

Heinricus de Chalandrino marescalcus imperii keine andere Person ist, als der S. 21 Z. 2 aufgeführte Henricus marescallus de Bappenheim, welcher den Pfalzgrafen Otto von Wittelsbach, den Mörder Philipps von Schwaben, in einem Meierhof der Mönche von St. Emmeran in Regensburg (nicht von „Ebrach“, wie B. v. Simson N. A. XIV S. 612 sagt) zu Oberndorf bei Abbach erschlug? Nicht jedem Leser dürfte bekannt sein, daß Urbs vetus (S. 3 Z. 1) Orvieto, Sibidatum (S. 68 Z. 17 und S. 71 Z. 13) das heutige Cividale in Friaul bedeutet. Auch zu N. V wäre eine nähere Angabe über die Lage von Medisina (h. Medicina südw. von Parma), Argelata (h. Agrola südl. von Parma), der terra Brittonorii (Grafschaft Bertinoro in der Romagna südl. von Faenza), von Pons Payle und Mons Fortinus (in der Campagna?) wünschenswert gewesen. Doch genug hievon! Unsere Ausstellungen betreffen nur Nebensächliches und sollen das Verdienst des Herausgebers nicht schmälern. Vielmehr stehen wir nicht an, den Fleiß, mit welchem D. in dem kurzen Zeitraum von fünf Jahren den schwierigsten Teil seiner Aufgabe erledigt hat, anzuerkennen und sehen mit Zuversicht dem baldigen Erscheinen der noch ausstehenden zwei Bändchen, welche die Zeit der Karolinger und der sächsischen Könige umfassen werden, entgegen.

Regensburg.

Dr. B. Sepp.

Dr. Friedrich Vogel, Kgl. Gymnasiallehrer am Alten Gymnasium zu Nürnberg: Lehrbuch für den ersten Unterricht in der griechischen und römischen Geschichte. V u. 108 Seiten.

Desselben Verfassers Lehrbuch für den ersten Unterricht in der deutschen Geschichte für bayerische Mittelschulen. I. Das Mittelalter. II u. 119 Seiten. Bamberg. C. C. Buchners Verlag. 1892 u. 1894.

Vogels Lehrbuch für den ersten Unterricht in der griechischen und römischen Geschichte hat für Bayern, nachdem es in das unterm 19. Juni v. Js. veröffentlichte Verzeichnis der zum Gebrauch beim Unterrichte an den humanistischen und Real-Gymnasien Bayerns zugelassenen Lehrmittel Aufnahme gefunden, im allgemeinen die entsprechende Würdigung bereits erfahren. Darin ist zur Genüge begründet, daß dieses in der nachfolgenden Besprechung nur für die eine oder andere Seite gelegentlich hereingezo-gen wurde.

Ein hoch anzuschlagender Vorzug der Vogelschen Bücher ist ihre musterhafte Übersichtlichkeit und ihre formelle Sauberkeit. Abgesehen etwa von Penolope (I S. 13) und von Paschalis III. statt II. und Rupert IV. statt III. (II S. 65 und 114) findet sich in beiden Bändchen kaum ein nennenswerter Druckfehler. Das ganze 2. Bändchen bietet keinen Satz, der nicht korrekt gebaut und schulgerecht gestaltet wäre, keinerlei Satzungetüme, keine sinnwidrige Satzverbindung, keine verrenkten Satzglieder. Auch Fremdwörter sind grundsätzlich fern gehalten. Vogels Darstellung liest sich überall glatt und anmutend, sie macht dem Schüler das Buch nicht zur Qual,

sondern zur Freude. Will man an seiner Diktion etwas aussetzen, so ist es einzig mitunter die für Lernbücher weniger geeignete voll- und hochtönige Ausdrucksweise. Ich meine dabei Ausdrücke und Redewendungen des 2. Bändchens folgender Art: „zahllos war die Menge der bei Vercellae Erschlagenen“ (S. 2), während die approximativen Zahlen sofort folgen. Ebenso ist S. 22 von Attilas „zahllosem Heere“ die Rede, S. 70 von „ungezählten Scharen“ des 1. Kreuzzuges und S. 71 von „unzähligen Opfern“ desselben, S. 83 von „unzähligen Teilen“, in die nach der Hohenstaufenzeit das Reich zersplitterte, S. 89 von „kaum zu zählenden Namen“ der Minnesänger, S. 104 von „zahllosen Angriffen“ auf das Reich zur Zeit Friedrichs III. Teils würde „zahlreich“ genügen, teils erhalte der Schüler mit der Angabe der wirklichen Zahlenverhältnisse eine richtigere Anschauung. Wird ihm z. B. gesagt, daß sich nach dem westfälischen Frieden das Reich in 1762 selbständige Teile auflöste, so weiß er, wie er daran ist, während er mit den „zahllosen Teilen“ nichts anzufangen vermag. In einem Lernbuch würden selbst Redewendungen wie die folgenden richtiger durch nüchterner gehaltene ersetzt: „Caesar konnte leicht die führerlosen Haufen hinschlachten“ (S. 4); „in der Liste der römischen Provinzen prangten auch die Namen Germania superior und inferior“ (S. 8); „den römischen Grenzwall niedertreten“ (S. 21); „Attila eilte dem Grabe entgegen“ (S. 23); „der große Theoderich hielt über die Westgoten seinen schützenden Arm“ (S. 28); „die Araber stürmten über die Pyrenäen“ (S. 31); „auf windschnellen Rossen brausten die Ungarn daher“ (S. 47); „der Geist der Absonderung hatte das Frankenreich auseinandergetrieben“ (ibid.); „die Herzoge schlugen immer tiefere Wurzeln“ (S. 54); „das Papsttum von der durch Bonifatius VIII. erstrebten Höhe herabschleudern“ (S. 94). Andernteils möchte ich den „geschorenen Childerich“ und den gleichfalls „geschorenen Tassilo“ (S. 31 u. 38) den Schülern lieber in einer zusagenderen Gestalt vorgestellt sehen; „gefangen nehmen“, wie der Verf. sonst richtig sagt, würde auch für Gibbern und Teutonen (S. 2), für Berengar (S. 53) und für die Raubritter (S. 92) besser entsprechen als „fangen“. Desgleichen ist die Wendung „mit einer Seuche an Bord fuhr das Kreuzheer ab“ (S. 80) kaum eine glückliche, so wenig als die „schmähliche“ Bedrängnis Adelheids durch Berengar (S. 51). Ich übersehe hiebei nicht, daß Vogel sichtlich das lobenswerte Ziel verfolgt, dem Schüler ein historisches Lesebuch zu ersetzen; allein der Hauptzweck bleibt doch der des Lernbuches, der somit vorzugsweise Berücksichtigung erheischt.

Es verdient volle Anerkennung, daß Vogel überall klar und deutlich sein will. Allein wenn in einem 13zeiligen Absatz S. 96 „Ludwig“ 6 mal wiederholt wird, so geschieht doch des Guten etwas zu viel. S. 89 bleibt es dem Schüler trotzdem zweifelhaft, ob Hartmann von Aue oder der arme Heinrich den Kreuzzug von 1197 mitgemacht.

Die Orthographie des 2. Bändchens ist so korrekt wie sonst gerade in Schulbüchern nicht eben häufig. Auffällt hier nur Neuchatel

statt Neuchâtel (S. 60); S. 89 Ereck statt Erek oder Erec; S. 103, 106 und 119 Husiten statt Hussiten (dagegen richtig Hus); S. 23 hat sich Vogel zur Form Appennin bekehrt; im 1. Bändchen wird S. 56 dreimal und S. 74 Appennin geboten.

Korrekt, doch nicht ganz gleich korrekt ist in der genannten Beziehung das 1. Bändchen gehalten. An Inkonsequenzen finden sich in diesem S. 17 nach Aufsen, S. 34, 62 und 98 richtig nach aufsen; S. 79 Africanus, S. 80 Afrikanus; S. 69 Asculum, S. 107 Auskulum; statt Artaphernes (S. 27) schreiben Neuere Artaphrenes, statt Mithridates (S. 86 und 108) Mithradates. Dem Regelbüchlein entsprechend war S. 63, 65, 101 und 104 gültig zu schreiben, nicht giltig; ebenso S. 67 zu gute kommen, nicht zu Gute kommen; S. 2 war um so mehr Alpheios und Peneios zu bieten, als S. 40 richtig Dekeleia steht. Und wie S. 9 Krëusa geschrieben ist, war dort auch Danaë, S. 11 Laïos zu schreiben.

Das nämliche Verhältnis der beiden Bändchen zu einander besteht in grammatischer und stilistischer Hinsicht. Da der Verfasser der Tiber schreibt, so war wohl auch die Peloponnesos aufzunehmen; jedenfalls aber S. 35 nicht das, sondern der Parthenon. Nicht zu gewöhnen sind die Schüler an das Relativum „wo“ in Verbindungen wie S. 31 am nämlichen Tage, wo, S. 57 in Zeiten, wo, S. 103 im Jahre 1455, wo, S. 104 im Jahre 476, wo, S. 57 die Kunst, worin. Verkehrt wird S. 98 die Angabe der Geburt Christi in einem Nebensatze abgemacht, noch dazu als Anhängsel zu einem inhaltlich gänzlich bedeutungslosen Hauptsatze, ganz wie S. 99 der Geschichtschreiber Tacitus in einem Nebensatze eingeführt wird. S. 75 steht „auch“ 2 mal in einer Zeile; S. 99 Z. 4 v. u. ist „auch“ zu streichen; desgleichen S. 29 „Unrecht wäre es, sie zu vergessen“; S. 68 Z. 1 und 2 v. o. ist nicht gut von einem dafs-Satze ein zweiter abhängig gemacht. Rhetorische Fragen und Exklamationen eignen sich nicht für ein Lernbuch (S. 28 und 47). Unpassend ist die Zusammenstellung S. 47 Z. 2 und 1 v. u.: Phocion war ein tüchtiger Feldherr — Isokrates starb aus Schmerz über die Niederlage bei Châronea“. Nach der Interpunktion auf S. 4 Z. 8 v. o. zu schliesen würden S. 3 Lesbos, Chios, Samos und Rhodos zu den Sporaden gehören; es war also zu schreiben „die Sporaden, ferner“ etc. S. 83 ist „ihr Vater war Consul und sogar Censor“ dem Schüler in dieser Kürze unverständlich. S. 69 ist „Pyrrhus war ein abenteuerlicher, aber höchst achtungswerter Mann“ eigentümlich ausgedrückt. Über mancherlei Phraseologisches sei hier hinweggegangen. Erwähnt mag nach einer anderen Richtung nur noch werden, dafs S. 107 Scipio minor steht, richtig S. 79 Scipio Africanus minor; ferner dafs S. 56 Z. 2 und 3 v. o. wie S. 103 der letzte Absatz mit S. 104 in die Vorrede aufzunehmen waren.

Dem Schüler Winke für die Aussprache von Fremdnamen zu geben, ist im ersten Bändchen grundsätzlich vermieden. Dafs im zweiten nach dieser Seite eine Änderung eintrat, ist sicher zu begrüßen. Der Verfasser gibt eine solche Bezeichnung prinzipiell nur beim erstmaligen Vorkommen eines Namens; lediglich die Batäver

(S. 4, 9 und 17), die Aräber (S. 20 und 27) und der Papst Paschalis II. (S. 65 f.) erfreuen sich einer ausnahmsweisen Bevorzugung. Irrtümliche Bezeichnungen finden sich bei Vogel nicht; dagegen ist eine Anzahl anderweitig falsch angegebener bei ihm richtig gestellt; ich erinnere nur an Teutönon, Tenktärer, Al so, Vindoböna, castra Regina, Ingaevönon, Istaevönon, Herminönon, Vandälen, Gisäla. Nur scheint mir der Verfasser im ganzen auch hier noch etwas zu sparsam vorgegangen zu sein. Ich habe einige 50 Namen notiert, deren Quantitätsbezeichnung der penultima oder deren sonstige Eigenart der Aussprache einem Schüler der vierten Klasse erwünscht sein müßte, die aber unberücksichtigt blieben. Natürlich ist vorauszusetzen, daß der Lehrer den Lehrstoff der nächsten Unterrichtsstunde mit den Schülern vorher eingehend bespricht und dabei auch auf derlei Dinge achtet; allein der Besitz von Schwarz und Weiß hat für Lernende doch immer einen besonderen Wert.

Nicht anders verhält es sich mit der näheren Angabe der Lage von historischen Örtlichkeiten. Hier weicht Vogel von meiner Anschauung grundsätzlich ab. „Als Schulbuch“, heißt es in der Vorrede zum 2. Bändchen, „enthält das Werkchen auch nur kurz bemessene geographische Erläuterungen. Worte können die Landkarte unmöglich ersetzen.“ Einverstanden, wenn die Schulatlanten für Mittelalter und Neuzeit die gleiche Einrichtung hätten wie der sonst in mancher Beziehung wenig schulgemäße Atlas antiquus Kiepert's. Allein sie haben diese nicht, und selbst wenn sie dieselbe hätten, wären manche der von Vogel ohne alle nähere Erläuterung hingestellten Namen nicht zu finden, weil sie in diesen Atlanten nicht berücksichtigt sind. Daher ist meine Meinung noch immer die, es sollten derartigen Schulbüchern selbst ein paar Kärtchen beigegeben sein, welche sich einzig auf die in Betracht kommenden Länder, Gebirge und Flüsse und auf diejenigen Städte- und Ortsnamen zu beschränken hätten, welche im Texte zur Besprechung gebracht sind. Daß Vogels Büchern solche Kärtchen nicht ein- oder angefügt sind, halte ich für einen Mangel. Wollte aber der Verf. oder die Verlagshandlung aus Gründen der Sparsamkeit dies nicht, so mußte in der näheren Bezeichnung der Ortsnamen mindestens um das Doppelte weiter gegriffen werden, als geschah. Arbeiterleichterung, Anschauung und Verständnis des Schülers sind auch hier von Belang. Für meine Behauptung Belege beizubringen, unterlasse ich, weil sie sich jedem Lehrer und jedem strebsamen Schüler bei der Benützung besonders des 2. Bändchens von selbst bieten.

Damit ist das sachliche Gebiet bereits gestreift. In dieser Beziehung noch einiges andere, jedoch mit ausschließlicher Beschränkung auf das 2. Bändchen.

Es ist überaus wohlthuend, Zeile um Zeile zu sehen, daß der tüchtige Verf. erst nach ernster Vorbereitung an die Arbeit ging, allenthalben erst nach sorgfältiger Prüfung aufnahm oder ausschied; daß er überall einerseits historisch billig und gerecht, anderseits schulgerecht zu sein, keine Mühe sich verdrücken liefs, hiezu aber auch



das Zeug in sich hat. Vor allem sagt er in der Vorrede mit gutem Rechte: „Konfessionelle Gehässigkeiten wird man in dem Büchlein nicht finden“, ein für unsere Verhältnisse kaum hoch genug zu wertender Vorzug. Man vergleiche nur S. 32—35 die ansprechenden Partien über die Einführung des Christentums, über Bonifatius und über die Klöster; ferner die geschickte Behandlung der Zwistigkeiten Heinrichs IV. mit Gregor VII., Ludwigs des Bayern mit den Päpsten von Avignon, endlich die Besprechung der husitischen Angelegenheiten.

Eine der schwierigsten Fragen für derartige Geschichtsabrisse bleibt immer, wieviel und wie Geartetes aufzunehmen ist oder nicht, um so schwieriger, mit je tieferen Klassen zu rechnen, je gedrängter zu schreiben ist. Nichts leichter, als eine Reihe von Daten namhaft zu machen, die nach einer anderen Auffassung noch zu berücksichtigen, oder umgekehrt, wegzulassen wären. Ich möchte, wie ich dies schon wiederholt ausgesprochen, in dieser Beziehung den Verfassern einen thunlichst weiten Spielraum gegönnt wissen. Den Unterricht dem im Buche Gebotenen anzupassen, wird Sache des Lehrers sein. Versteht er sein Metier, so wird ihm diese Aufgabe eine allzugrofse Schwierigkeit nicht bereiten. Darf ich hinsichtlich des Umfanges derartiger Bücher meine persönliche Ansicht äußern, so zielt sie auf eine weitgehende Einengung ab, aber nicht so, dafs nur noch ein unlesbares und ungenießbares Gerippe bliebe. Wenn Vogel hinsichtlich der Einengung anders urteilt, so habe ich hiegegen kein Wort des Widerspruches und zwar um so weniger, als er ja, wie schon angedeutet, ein historisches Lesebuch einsparen will. So erzählt er manches über geistige und körperliche Eigenschaften seiner Helden, über ihr Lebensalter, ihre verwandtschaftlichen und Zeit-Verhältnisse, was ich dem Lehrer überlassen würde. Wenn er aber ersucht, ihm „Abschnitte namhaft zu machen, die gekürzt oder ganz getilgt werden sollen“, so weifs ich hiefür nicht einen zu bezeichnen, eben darum nicht, weil ich den Gesamtcharakter des guten Büchleins zu schädigen fürchten würde. Nicht einmal in dem im Kleindruck oder in den Fußnoten Untergebrachten möchte ich Nennenswertes entfernen. Es werden hier zahlreiche Anregungen geboten, die im Unterrichte verwertet und, gestattete es die Zeit, weiter verfolgt werden können. Statt vieler nur ein Beispiel! S. 9 werden nahezu zwei Dutzend deutscher Lehnwörter aus dem Latein namhaft gemacht. Dieser Absatz gehört demnach zunächst in den deutschen Sprachunterricht. Indes schadet es nicht allein nichts, dafs hievon auch im Geschichtsunterricht einmal die Rede ist; richtig gehandhabt erfrischt und belebt dieses Verfahren vielmehr und läfst die Sache zugleich auch von einer anderen Seite ansehen. Desgleichen möchte ich die mancherlei etymologischen Hinweise auf Orts- und Städte-, auf Flufs- und Völker- und Personennamen mit nichten der Streichung verfallen sehen. Wer sich mit ihnen hier nicht zu befreunden vermag, lasse sie beiseite liegen. Besonders dankenswert sind die vielfachen kulturellen Einschübel. Gerade sie geben auch dem Anfangsunterrichte ein nicht blofs den Gesichtskreis der Jugend erweiterndes, sondern zugleich sie gewinnendes

und fesselndes Gepräge. Ständen diese Dinge auch nicht im Buche, so müßte doch der Lehrer von ihnen sprechen. Was ich allein ausgeschieden wünschte, sind für die Kenntnis der Schüler gänzlich belanglose Notizen folgender Art: das detaillierte Lösegeld der Römer an Alarich (S. 20); dafs in der Schlacht auf dem Lechfeld Konrad, dem Führer der Franken, als er gerade Luft schöpfen wollte, ein Pfeil in die Kehle fuhr (S. 52); die Monatsdaten auf S. 53 und 104; dafs Heinrich III. am Geburtstage seines Vaters beigesetzt wurde (S. 62); dafs Rudolf von Schwaben in der Schlacht an der Elster einen Stich erhielt (S. 65); die schnippische Antwort auf S. 87; der Hinweis auf die 50 Schreibweisen des Namens Wiclif (S. 102); dafs Friedrich III. zuweilen mit einem Gespann Ochsen seine Strafe zog (S. 105) und was dergleichen mehr ist.

Das 2. Bändchen ist ausschließlich für bayerische Mittelschulen geschrieben. „Die bayerische Geschichte wurde mit der deutschen innerlich verbunden und verwoben; es wurden nämlich nicht nur die wichtigsten Thatsachen der bayerischen Geschichte am passenden Orte ins Licht gesetzt, sondern auch zur Beleuchtung allgemein deutscher Verhältnisse gewöhnlich Beispiele aus der bayerischen Geschichte gewählt.“

Der Gedanke verdient unbestreitbar volle Beachtung. Es ist geradezu ein Jammer, wie die meisten unserer Lehrbücher der bayerischen Geschichte Lehrer und Schüler immer wieder nötigen, ganze Partien derselben als solche neu zu kauen, als ob Bayern bei der Behandlung der allgemeinen und der deutschen Geschichte in einem andern Erdteile gelegen hätte. Das läßt sich getrost behaupten, dafs mehrere unserer bayerischen Geschichtsbücher, würden sie alles der deutschen Geschichte angehörigen Stoffes entkleidet, um ein Drittel, teilweise um die Hälfte gekürzt werden könnten. Dafs hier Wandel geschafft werde, ist unerläßlich. Nun wird es allerdings nicht an Lehrern fehlen, die des Glaubens leben, bei Vogels Verfahren erhalte der Schüler keinen Überblick über das Ganze und keinen Einblick in dasselbe. Der Einwurf wäre nur dann begründet, wenn es der Lehrer nicht verstünde, schon bei der Behandlung der einzelnen Partien, insbesondere aber nach der Erledigung des Jahrespensums unter eingehender Verwertung der S. 111—114 angefügten „übersichtlichen Darstellung“ die losen Fäden aneinander zu knüpfen und so ein einheitliches Ganzes herzustellen. Bei dieser Arbeit wird er allerdings, wie die Dinge jetzt liegen, dann und wann ein Stückchen Faden vermissen und aus seinem eigenen Vorrat einzuknüpfen haben. Auch wird er durch rechtzeitiges Ausbügeln dafür sorgen müssen, dafs die Knöpfe nicht allzu fühlbar werden. Indes leisten läßt sich dies, sollte man meinen, nicht gar zu schwer. Geschieht das, so hat nach meinem Ermessen Vogel, ganz abgesehen von der Ersparung eines eigenen Buches, mit seinem Verfahren für die Sache weit besser gesorgt, als es bisher der Fall war.

Die fünf in den Text eingereihten genealogischen Tabellen sind

zweckmäfsig; nur wäre auch in den vier letzten das Todesjahr sämtlicher berücksichtigten Fürsten aufzunehmen gewesen.

Einen grossen Vorzug endlich besitzen Vogels Bücher vor vielen anderen hinsichtlich der Verlässigkeit der Daten. Im 2. Bändchen fielen mir nur folgende als einer Berichtigung oder Abänderung bedürftig auf. S. 2 wäre die Schlacht von 105 n. Chr. statt bei Arausio richtiger als an der Rhone geliefert bezeichnet worden, da nach Ihne V, 179, 3 die erstere Benennung nur auf einer Konjektur in Liv. ep. LXVII beruht. S. 11 waren die Istaevonen nach Plinius IV, 28 richtiger als am Rhein wohnend zu bezeichnen, die Herminonen als die oberdeutschen Völker bis zur Donaugrenze. Wenn S. 18 für Gallienus die Regierungszeit angegeben wird, warum nicht auch für Aurelian? In gleicher Weise ist für die deutschen Kaiser das erreichte Lebensalter bald angegeben, bald nicht. S. 30 war für Pippin den Mittleren die nähere Bezeichnung „von Heristall“ aufzugeben. Chlodwigs Gemahlin heifs Chrotechildis, nicht Chlotilde (S. 32). Denkt man an die Kaiserinnen Maria Theresia und Katharina II., oder an die Königin Viktoria u. a., so wird kaum zu billigen sein, dafs S. 39 hervorgehoben wird, in Ostrom habe im Jahre 800 „nur eine Frau“ regiert. Anderseits ist S. 46 die Angabe nicht unbedenklich, Karl der Dicke habe „infolge eines Kopfleidens die Würde des Reiches nicht zu wahren gewufst.“ S. 56 wird gesagt, Kaiser Otto II. habe den Babenbergern Luitpold und Berthold die Ostmark und den Nordgau als unabhängige Markgrafschaft verliehen. Ob Luitpold und Berthold als Babenberger bezeichnet werden können, ist mehr als fraglich; dafs die genannten Markgrafschaften nicht unabhängig waren, ist gewifs. S. 79 wird erzählt, Otto der Erlauchte sei 1214 mit der Erbtöchter des eben verstorbenen weltlichen Pfalzgrafen verlobt worden. Die Verlobung erfolgte schon 1212. Der Pfalzgraf Heinrich der Ältere überliefs wahrscheinlich im gleichen Jahre die Pfalzgrafschaft Heinrich dem Jüngeren. Letzterer starb 1214, ersterer erst 1227. S. 82 ist dem Schüler „Friedrich von Östreich (oder Baden)\*“ unverständlich: entweder war „Östreich“ wegzulassen oder zu erläutern. Auf der gleichen Seite sollte es heifsen „der spätere König Max II.“ S. 83 war dem Schüler anzugeben, welche heutigen Gebietsteile er unter „Ost- und Rheinfranken“ zu verstehen hat. S. 91 wird gesagt, Rudolf von Habsburg sei mit dem Hohenzoller Friedrich nahe verwandt gewesen. Derartig vage Angaben taugen in Lernbüchern nicht viel. Auch sonst war im Buch das wiederholt berührte Onkel- und Neffenverhältnis näher zu bestimmen. S. 105 ist „gleichsam“ zu streichen, da Friedrich III. thatsächlich, nicht blofs „gleichsam“ das Mitleid herausforderte. S. 114 pafst die Bezeichnung „Herzogtum München“ nicht zu den beigefügten Zahlen 1392—1777.

Vogel hat in den beiden, auch von der Verlagshandlung sehr günstig ausgestatteten und im Preise mäfsig angesetzten Büchelehen unserer Schule einen gern und rückhaltlos anzuerkennenden Dienst erwiesen. Möge das 3. Bändchen nicht zu lange auf sich warten lassen!

München.

Markhauser.

Kartenkunde von Direktor E. Gelcich und Prof. F. Sauter mit gegen 100 Abbildungen. Sammlung Götschen. Stuttgart. Götschen'sche Verlagshandlung 1894. Preis 80 Pf.

Die Götschen'sche Verlagshandlung in Stuttgart läßt eine Sammlung von Schulausgaben aus dem Kreise sämtlicher Lehrfächer erscheinen, deren 30. Bändchen eben diese Kartenkunde bildet, in deren Bearbeitung sich der Direktor der K. K. nautischen Schule in Lussinpiccolo Eugen Gelcich und der Professor am Realgymnasium zu Ulm F. Sauter geteilt haben. Eingeleitet wird dieses Buch sehr zweckmäßig durch ein Verzeichnis der einschlägigen Literatur. Sodann folgt ein „Vorbegriffe“ betitelter Abschnitt, der die notwendigsten Erläuterungen zum Verständnis für den I. Teil, die Kartenprojektionslehre, enthält. Dieser behandelt ganz wie die in diesen Blättern bereits angezeigte Schrift des Direktors Meisel in Darmstadt in sehr ausführlicher Weise die älteren und neueren Projektionen, zu deren Verständnis nur Kenntnis der Trigonometrie und höheren Mathematik führen kann. Dagegen ist der II. Teil, die Topographie enthaltend, wieder allgemein verständlich und durch eine Reihe guter Einzeldarstellungen erläutert, die zum teile der Peutingerschen Tafel und älteren Kartenwerken entlehnt, ein gutes Bild von der topographischen Kunst Behaims, S. Münsters und Apians geben. Zuletzt wird die Methode der Horizontal-Schichtenlinien besprochen (wir verweisen hierbei auf unsere Anzeige des Leuzinger'schen Kurven-Reliefs) und ihr Unterschied von der Schraffiermanier verbunden mit Farbengebung an der Hand sehr deutlicher Zeichnungen erläutert. Als ein treffliches Beispiel eines Bildes „aus der schrägen Vogelschau“ ist eine verkleinerte Reproduktion der großen vorzüglichen Karte von Lindau im Bodensee gegeben, welche, von P. Pfann und J. Egg im Jahre 1886 entworfen und von Wolf & Sohn in München photolithographiert, ein unübertreffliches Bild der Inselstadt gibt und allen Besuchern Lindaus als ein bleibendes Andenken aufs beste empfohlen werden muß.

Die äußere Ausstattung in Druck, Papier und Einband und der mäßige Preis von 80 Pf. für das Bändchen wird der Verbreitung des Buches nur förderlich sein.

Frankenthal.

Koch.

### III. Abteilung.

#### Literarische Notizen.

Seb. Brant, Luther, Hans Sachs, Fischart mit einer Auswahl von Dichtungen des 16. Jahrhunderts mit Anmerkungen von Dr. Z. Pariser. Sammlung Göschen. Stuttgart 1893. Wenn aus einem so großen Gebiete, wie das hier bezeichnete, für ein 154 Seiten umfassendes Bändchen, wie die der Göschen'schen Sammlung, eine Auswahl zu treffen ist, so kann selbstverständlich damit nicht dem Geschmack und Interesse von jedermann Rechnung getragen werden, weder mit dem Text noch mit den Einleitungen und Anmerkungen. Mancher wird bei den letzteren hier und dort eine für ihn nötige Belehrung vermissen, mancher hätte wohl auch bei den Texten lieber dieses oder jenes durch anderes ersetzt gesehen. Besonders trifft letzterer Wunsch vielleicht das Kirchenlied, weil manches hiehergehörige aus Gesangbüchern ohnehin bekannt ist. Auch ist von einer streng chronologischen Ordnung der Auswahl abgesehen worden, so daß eigentlich die historische Entwicklung dieser Dichtungsart als nebensächlich betrachtet erscheint; wenn trotzdem das ursprüngliche orthographische Gewand beibehalten ist, so wird offenbar beim Leser ein größeres Interesse für die Sprachbildung als für den Inhalt der Literaturproben vorausgesetzt oder ihm zugemutet. Wer aber Sinn für die deutsche Literatur besitzt, wird immerhin auch in dieser Zusammenstellung vieles Anziehende finden und wenigstens die größten Schwierigkeiten, die sich anfangs dem Verständnis bieten, durch die Erläuterungen aus dem Wege geräumt sehen.

Kirchenlied und Volkslied. Geistliche und weltliche Lyrik des 17. und 18. Jahrhunderts bis auf Klopstock. Ausgewählt und herausgegeben von Dr. Georg Ellinger. Sammlung Göschen. Stuttgart 1892. Auch dieses Bändchen der Göschen'schen Sammlung, das sich direkt an das vorhergehende anschließt, bietet ein willkommenes Hilfsmittel für den Unterricht in der deutschen Literaturgeschichte wie für die Selbstbelehrung. Die Einrichtung ist im ganzen die gleiche, die Einleitungen und Vorbemerkungen sind zwar, wie dies bei dem Plane der Herausgeber nicht anders sein kann, kurz gehalten, lenken aber das Interesse gut auf die Hauptsachen und wirken anregend durch den Hinweis auf die Quellen, aus denen für die Erläuterungen geschöpft wurde, so daß diese von strebsamen Lesern beim Weiterstudium auch selbst werden herangezogen werden. Die auf dem Titelblatt angedeutete Scheidung von Kirchenlied und Volkslied ist übrigens als dem praktischen Zwecke des Buches weniger entsprechend nicht eingehalten worden. Denn es ordnet sich zwar der zweite Teil des Buches dem Sondertitel „das deutsche Volkslied“ unter, aber in den ersten Teil sind auch viele nicht rein geistliche oder kirchliche Lieder berühmter Verfasser aufgenommen, so daß dadurch die lyrische Kunstdichtung der betreffenden Literaturperiode im allgemeinen charakterisiert ist. Befremdend ist die gar zu dürftige Vorbemerkung zu Joh. Christian Günther, der mindestens gleich gut hätte vertreten sein sollen wie Paul Fleming und Simon Dach. Auch bei Gellert hätte dessen Beziehung zu Goethe wenigstens angedeutet werden sollen. Daß bei dem neueren Volkslied die allgemeiner bekannten Erzeugnisse nicht aufgeführt und dafür einige, die mehr bekannt zu sein verdienen, eingereiht sind, ist wohl zu billigen.

Flore und Blancheffur. Kulturhistorische Erzählung für die Jugend von Dr. Arthur Fränkel. Halle a. S. Verlag der Buchhandlung des Waisenhauses 1894. 192 S. Der Verf. hat es unternommen, die schöne Sage von Flore und Blancheffur in neuhochdeutschem Gewande allen Freunden der Poesie und besonders der deutschen Jugend darzubieten. Ob er sich damit den Dank derselben verdient, möchten wir stark bezweifeln. Wenigstens bot uns die Lektüre des Büchleins nur einen mäßigen Genuß, und unsere Jugend würde wohl auch seltsame Glossen zu demselben machen. Wir sind der Ansicht, daß, wenn man die Sage, die neben dem Lieblichen doch auch manches Unnatürliche und Weichliche an sich hat, des poetischen Gewandes entkleidet und sie in nüchterne, wenn auch noch so gewandte Prosa überträgt, wenn weiter der Reiz der mittelhochdeutschen Sprache wegfällt, wenn endlich der gelehrte Verfasser zum Zweck der Belehrung an passenden Stellen lange, teilweise störend lange kulturhistorische Schilderungen einfleht, die zwar gut gemeint sind, aber in den Rahmen des Märchens einmal nicht hineinpassen, der ganze Reiz der Dichtung zerstört wird, und daß es mit der „mondbeglänzten Zaubermacht wundervoller Märchenwelt, die den Sinn gefangen hält“ vorbei ist; es regt sich allzumächtig der nüchternen Prosa entsprechend die nüchterne Kritik des Verstandes. Wir bedauern daher, daß der Verf. so viel Fleiß und so große Sorgfalt an eine undankbare Aufgabe gewendet hat, und können das Büchlein zur Anschaffung für Schülerbibliotheken nicht empfehlen.

Schillers Jugendleben von Armin Stein. Halle a. S. Verlag der Buchhandlung des Waisenhauses. 1893. 293 S. Der durch seine „Deutschen Geschichts- und Lebensbilder“ rühmlichst bekannte Schriftsteller (Pfarrer H. Nitschmann in Halle) hat als 21. Band jener trefflichen Sammlung das Jugendleben Schillers in ausführlicher und äusserst ansprechender Weise behandelt. Er erzählt uns ja nichts Neues, aber er weiß den Stoff künstlerisch zu gestalten, indem er, ohne der geschichtlichen Treue irgendwie Eintrag zu thun, das Ganze in ein novellistisches Gewand kleidet. Dadurch gewinnen die Gestalten ungemein an Frische und Lebendigkeit und das Ganze an Anschaulichkeit. Auch die Gliederung des Stoffes in kurze Kapitel mit passenden Ueberschriften trägt dazu bei, die Lektüre zu einer angenehmen zu machen. Darum empfehlen wir das hübsche Büchlein aufs wärmste zur Anschaffung für die Schülerbibliotheken der oberen Klassen.

Freytags Schulausgaben klassischer Werke der neuhochdeutschen Literatur. Leipzig. G. Freytag, 1894. Lessings Nathan der Weise, herausgegeben von Dr. Oscar Netoliczka, und Goethes Egmont, herausgegeben von Dr. Gustav Burghäuser. Auch diese beiden Ausgaben reihen sich den bisher erschienenen Bändchen der empfehlenswerten Sammlung (vgl. diese Zeitschrift, 29. Bd. S. 687) würdig an. Die Einleitung zum Nathan enthält in knapper und doch vollständiger Weise alles, was über die Entstehung und die Art der Dichtung, sowie die Behandlung des Stoffes, die religiöse Gedankenwelt derselben u. s. w. zu sagen ist; besonders in letzterer Beziehung ist das Drama kurz und richtig, dem Standpunkt der Schule gemäß, gewürdigt; mit Recht citiert der Verf. neben dem allbekanntesten Distichon Geibels die Worte Jaegers, daß eine Religiosität wie die Nathans, überhaupt erst möglich ist, seitdem das Christentum in die Welt gekommen, daß, wo sie sich finden sollte, sie unbedingt in irgend einer Weise unter dem Einfluß des Christentums erwachsen ist; vgl. dazu den Ausspruch des Klosterbruders IV. 688. — Die gleiche Anerkennung verdient die Einleitung zum Egmont; auch sie enthält das Wissenswerteste über die allmähliche Entstehung der Dichtung, über den Stoff und seine Verarbeitung, die künstlerische Form und endlich die Aufnahme der Dichtung, bei welcher letzterem Punkte auch die Rezension Schillers gestreift wird. Die Anmerkungen, welche lediglich für die Vorbereitung des Schülers dienen sollen, sind in beiden Bändchen zweckentprechend.

Karl Biltz, Zur deutschen Sprache und Literatur. Vorträge und Aufsätze. Potsdam, Aug. Stein 1888. 3 Mk. und Heinrich Pröhle, Ab-

handlungen über Goethe, Schiller, Bürger und einige ihrer Freunde. Potsdam, ebenda 1889. 3 M. Beide Bücher enthalten in Form von Vorträgen und Aufsätzen, die schon früher in Zeitungen und Zeitschriften abgedruckt waren und nunmehr hier gesammelt erscheinen, viele neue und interessante Beiträge zur deutschen Sprache und Literatur, die auf eingehenden und selbstständigen Studien beruhen. Was speziell das erstgenannte der beiden Bücher auszeichnet, ist die bei aller wissenschaftlichen Gründlichkeit gewählte und geistreiche Form der Darstellung, die in Ernst und Ironie in gleicher Weise zu Tage tritt und die Lektüre der einzelnen Aufsätze zu einem wirklichen Genuß macht. Die Aufsätze sind sehr mannigfachen Inhalts; was sie innerlich mit einander verbindet, ist, wie der Verf. selbst im Vorwort sagt, ein naturgemäßer Realismus in der Literatur; und diesen gesunden Realismus, der allem Uebertriebenen abhold ist, überall den Maßstab objektiver Kritik anzulegen sucht, können wir nur billigen. Besonders berechtigt erscheint er uns in folgenden Aufsätzen „über den Berliner Shakespeare-Kultus“, „über die gegenwärtige deutsche Jambentragödie im allgemeinen und A. Wilbrandts Kriemhild im besonderen“, „die Urteile unserer neuhochdeutschen Klassiker über ihre mittelhochdeutschen Kollegen“. Treffend ist ferner die Charakteristik Heinrichs von Kleist in der „Gedächtnisrede“ auf denselben; feine Ironie zieht sich durch den Aufsatz „die Statistik in der Dichtung“ und „Petition der Frau Komödia an die Herren Schillerpreisrichter“. Auch die hier nicht weiter genannten Aufsätze (im ganzen sind es 14) enthalten viel des Angenehmen und Belehrenden, so daß das Buch dem Freunde unserer Literatur nur empfohlen werden kann. — Proebke gibt 7 Arbeiten über Goethe, von denen wir als besonders interessant die „über Hermann und Dorothea“, dann „Goethe und der Harz“, „Wilhelmine Herzlieb“, „Goethe, Stephan Schütze und Pfeil“ hervorheben möchten; ferner drei über Schiller (Jugendjahre und Erziehung, die Räuber, Schiller, Charlotte von Lenefeld und ihr Sohn Ernst); daran schließen sich Aufsätze über Chr. Gottfr. Koerner und Karl Phil. Moritz, die beiden gemeinsamen Freunde der großen Dichter; dann drei Untersuchungen über G. A. Bürger (Schiller und Bürger, Leonore, Bürgers Leben); den Schluss endlich bilden die interessanten Briefe Knesebecks an Gleim aus der Zeit vom Feldzuge in die Champagne bis zum Rastatter Kongresse. Alle diese Arbeiten, die auf sehr gründlichen Studien beruhen, enthalten wertvolle Beiträge zu unserer Literaturgeschichte, die sich teilweise auch recht wohl für die Schule verwerten lassen.

Rud. Lange, Frucht und Blumenlese aus Goethes Schriften. Potsdam, Stein 1889. M. 1,20. Das Büchlein enthält eine hübsche Sammlung von Sentenzen aus Goethes Werken „zum Nutzen und Frommen für jedermann, insbesondere aber für Lehrer“ — im ganzen 358 Nummern. Die Quellenangabe hat der Herausgeber unterlassen, weil es dem Leser sagen hiesse: „Du kennst unseren größten deutschen Dichter nicht“. Unseres Erachtens hätte Herr Lange besser gethan, diese Phrase beiseite zu lassen und gewissenhaft die betreffenden Werke, aus denen die Sentenzen stammen, zu citieren.

Unterrichtsstoff für die deutsche Grammatik und Orthographie, zum Gebrauch in Vorschulen etc. zusammengestellt von Lehrern der kgl. Vorschule zu Berlin. Teil I. Berlin, Karl Habel. S. 216. Vorliegendes Werk enthält in breitester Ausführung Übungen, welche bestimmt sind, in der Vorschule höherer Bildungsanstalten durchgenommen zu werden, und umfaßt 4 Halbjahre. Diese Übungen beschränken sich auf Abschreiben, Sprachlehre und Rechtschreiben und bezwecken im ganzen die Einübung des Substantivs, Adjektivs und Verbums mit gleichzeitiger Berücksichtigung der Wortbildung in ihrem leichteren Teile. Auch die orthographischen Abschnitte halten sich in den engen Grenzen der Gebiete von Vokallänge und Vokalkürze. Für die Zwecke des Vorunterrichtes behufs Eintrittes in ein Gymnasium mag das im übrigen keine besonderen Vorzüge aufweisende Buch wohl brauchbar sein, für unsere I. Kl. ist es dagegen unstrittig zu elementar.

Lippert, Deutsche Sprachübungen für entwickeltere Schulen. 4 Hefte. Preis M. 1,35. Freiburg i. Br., Herder. 1893. Diese Übungen sind für

das 2.—7. (Volks-)Schuljahr bestimmt und behandeln die Grammatik (Formen-, Satz- und Wortbildungslehre), sowie die Orthographie. Heft 4 wiederholt noch einmal den gesamten Stoff, erweitert und vertieft ihn; dasselbe kann auch für das Gymnasium zum Privatunterricht oder für die Hand des Lehrers (2. u. 3. Kl.) empfohlen werden. Die dem 1. Teile beigegebenen Zungenübungen sind nicht übel. Großes Gewicht wird auf das Chorsprechen, sowie auf das Beantworten von Fragen gelegt.

Dr. R. Klufsmann, Systematisches Verzeichnis der Abhandlungen, welche in den Schulschriften sämtlicher an dem Programmaustausche teilnehmender Lehranstalten erschienen sind. Nebst 2 Registern. Zweiter Band 1836—1890. Leipzig, Teubner 1893, VII u. 235 S. 5 M. Das erste, im Jahre 1889 erschienene Klufsmann'sche Verzeichnis enthielt die Schulschriften von 1876, d. h. dem Jahre, in welchem zum ersten Male der Programmaustausch in der jetzigen Ausdehnung stattfand, bis 1885 einschließlic. Nach dem vorliegenden 2. Bande zu urteilen, sollen von nun an wohl von 5 zu 5 Jahren Fortsetzungen des Verzeichnisses ausgegeben werden. Damit ist ein wichtiges Hilfsmittel zur Benützung der jährlich an Umfang zunehmenden Programm-literatur gegeben; daß diese Benützung übrigens schon nach dem vollständigen Erscheinen der Schulschriften eines Jahres ermöglicht wird, dafür hat die buchhändlerische Centralstelle für den Programmaustausch (Teubner) durch eine dankenswerte Einrichtung gesorgt, auf welche wir hiemit besonders aufmerksam machen wollen. Um den Preis von 80 Pf. wird seit 1880 direkt von der Verlagsbuchhandlung ein einseitig bedrucktes Verzeichnis zum Auseinanderschneiden für den Bibliothekskatalog ausgegeben, das in keiner Gymnasialbibliothek fehlen sollte. — Das uns vorliegende systematische Verzeichnis von Klufsmann weicht nur in vereinzelten Punkten vom 1. Band ab, unterscheidet sich aber von ihm durch die von verschiedenen Seiten gewünschte größere Vollständigkeit, indem jetzt nicht mehr bloß solche Programme verzeichnet werden, die wirklich zum Austausch gelangt sind, sondern auch andere Schriften der am Tausch beteiligten Anstalten. Dem Inhalte nach zerfällt das Buch in einen Fachkatalog, der so gut geordnet ist, daß sich Jedermann rasch darin zurechtzufinden vermag, ein Ortsverzeichnis und ein Namensverzeichnis. Jede Gymnasialbibliothek muß im Besitze des Buches sein, um die aufgestapelten Schätze von Programmen damit der Benützung zugänglich zu machen.

Catalogus Dissertationum Philologicarum Classicarum. Verzeichnis von etwa 18300 Abhandlungen aus dem Gebiete der klassischen Philologie und Altertumskunde, zusammengestellt von der Zentralstelle für Dissertationen und Programme von Gustav Fock in Leipzig, 1894, 2 M. 50 Pf. Dieses Verzeichnis entbehrt im Gegensatze zu dem vorausgehenden des wissenschaftlichen Wertes; denn es sind in demselben nur die Fock'schen Lagerkataloge Nr. 77 *Scriptores Graeci*, Nr. 76 *Scriptores Latini*, Nr. 86 *Collectanea*, *Miscellanea*, *Geschichte der Philologie*, *Biographien von Philologen*, Nr. 87 *Alte Geschichte und Altertumswissenschaften*, zu einem Bande vereinigt, ohne daß bei den einzelnen Abteilungen eine absolute Vollständigkeit beabsichtigt wäre; denn nur der Lagerbestand der Fock'schen Zentralstelle ist maßgebend. Trotzdem soll nicht in Abrede gestellt werden, daß mancher beim Durchblättern des Kataloges da und dort auf Spezialarbeiten aufmerksam gemacht werden wird, die ihm sonst wohl entgangen wären. Insofern mag auch diese Zusammenstellung ihren Nutzen haben.

J. Lattmann und H. D. Müller, Griechisches Übungsbuch für Tertia. Erste Hälfte für Untertertia. Vierte umgearbeitete Auflage. Göttingen, Vandenhoeck und Ruprecht, 1894. IV und 60 S. Preis: M. 1.— (geb.). Die Anlage dieses Buches kann erst recht beurteilt werden mit Hilfe des „Begleit-schreibens“: „Über den Griechischen Unterricht nach den methodischen Grundsätzen der Lehrpläne von 1891. Von J. Lattmann.“ Die Verfasser gehen in dem Übungsbuche einen etwas eigenartigen, in der eben zitierten Schrift klargelegten Unterrichtsgang. Auf die drei Deklinationen folgt unmittelbar die Konjugation der Verba pura barytona im Aktivum, im Medium und im Passivum, der Verba muta und der Verba liquida. Hieran reihen sich die Lehren vom Augmentum



temporale, die Verba kontrakta, die Verba auf *μ* und die unregelmäßigen Verba. Erst im letzten Drittel kommen die kontrahierte zweite und die attische Deklination, einige Einzelheiten der dritten Deklination (*Ἡρακλῆς, γαῖς, Πειραιεύς, αἰθῶς*, die Adjektiva *μέλεις, αἰθήρων* u. s. w.), die Komparation, die Zahlwörter und die Tempora secunda der verba muta und der verba liquida. Nach dem Begleitschreiben sollten den Zahlwörtern die Pronomina folgen, diese werden aber im Übungsbuche (für die Untertertia) vermisst. — Die Verfasser verfolgen bei dieser Anlage den Zweck, „das dringende Verlangen der (preussischen) Lehrpläne nach zusammenhängender Lektüre bereits in Untertertia so weit zu erfüllen, daß die Obertertia sofort mit dem Lesen der Anabasis beginnen kann.“ Die zeitliche Verteilung des Stoffes ist folgendermaßen gedacht: Im ersten Vierteljahre werden die gewöhnlichen Deklinationsformen gelernt und eingeübt, im zweiten Vierteljahre folgt die regelmäßige Konjugation der Verba auf *ω*, das dritte Vierteljahre beginnt damit, daß *τίθημι, ἵστυμι, δίδωμι, δείκνυμι* demonstriert und gelernt werden. Außerdem sind in diesem Vierteljahre die angegebenen unregelmäßigen Verba zu nehmen. Die weiter oben angeführten Einzelheiten der Deklinationen, die Komparation u. s. w. sollen bis zur Mitte des vierten Vierteljahres genommen sein, so daß noch fünf Wochen zu einer Gesamtwiederholung des Klassenpensums übrig bleiben. — Bei Klassen mit geringerer Schülerzahl dürfte es, wenn man sich ganz genau an die im Lattmann-Müllerschen Übungsbuche gezogenen Grenzen des Lehrstoffes hält, möglich sein, dieses Pensum ordentlich durchzubringen, bei Klassen mit vielen Schülern wohl nicht. Die Auswahl der zu lernenden Wörter ist gut, der Übungsstoff, wenn auch gerade nicht reichlich, so doch noch genügend. Der Druck ist fast fehlerlos — bemerkt habe ich nur p. 15 Zeile 3 v. o. *ἀργῆ* statt *ἀργί* —, die Ausstattung gut.

Manitius, Analecten zur Geschichte des Horaz im Mittelalter (bis 1300). Göttingen 1893. Dieterich. 8°. XV. 127 S. Preis: 2 M. 80 Pf. Der Titel dieser Arbeit erinnert sofort an die berühmten *analecta ad carminum Horatianorum historiam* von Martin Hertz. In der That besteht zwischen diesen beiden Schriften ein inniger Zusammenhang. Der greise Breslauer Gelehrte hat nämlich vor einer Reihe von Jahren die Sammlungen, die er sich für die Fortführung seiner *analecta* ins Mittelalter angelegt hatte, Herrn Manitius überlassen, der sie durch Excerptierung der mittelalterlichen Literatur bis zum Beginne des italienischen Humanismus auf den Umfang des vorliegenden, in schuldiger Dankbarkeit Hertz gewidmeten Buches brachte. Dasselbe „will nichts anderes sein, als eine Sammlung von Material, auf welcher ein künftiger Geschichtsschreiber des Einflusses der Horazischen Dichtungen auf das Mittelalter sowie ihrer Überlieferung weiter bauen kann“, und ist auch nichts anderes; denn abgesehen von der Einleitung und den die einzelnen Abschnitte (Kap. I die Horazischen Dichtungen im Abendlande bis zum Ende des 8. Jahrhunderts. Kap. II. Die Horazischen Gedichte während des 9. und 10. Jahrhunderts 1) in Deutschland, 2) in Frankreich, 3) in Italien u. s. w.) eröffnenden Bemerkungen besteht es größtenteils aus Citaten. Der Anhang (S. 122 ff.) enthält „die von Hertz in seine Analecten eingetragenen Addenda, sowie die von M. gesammelten Nachträge.“ Im Verzeichnisse der horazhaltigen Schriften (S. IX ff.) vermisste ich die *Alda* Wilhelm von Blois (vgl. die in diesen Bl. XXIX 231 f. besprochene Ausgabe von Lohmeyer p. 83 f.) und die von Harster edierten metrischen Heiligenbiographien (vgl. Harster p. 181), S. 8 muß das *Carm. Saliari* (!) doch wohl dem *Carm. Saeculare* Platz machen, S. 21 hätte wegen des berühmten Berner Horazocodex auf Traube, *O Roma nobilis* S. 52 ff. verwiesen werden sollen, S. 122 hat der Dichter der *Cynegetica* ein *t* zu wenig, S. 126 der Ref. ein *n* zu viel erhalten.

Schauffler Theodor, Erläuterungen zum Quellenbüchlein zur Kulturgeschichte des deutschen Mittelalters. Leipzig. Druck und Verlag von B. G. Teubner. Die „Erläuterungen“ schließen sich an das „Quellenbüchlein“ (vgl. S. 256 des XXIX. Bandes dieser Blätter) selbst in der Paginierung (S. 121–170) unmittelbar an. Sie wollen nicht selbst eine Kulturgeschichte des Mittelalters sein, sondern sollen vor allem das Verständnis der Texte erleichtern. Manchmal sind Übersichten vorausgeschickt, dazu bestimmt, die Eingliederung der

betreffenden Stellen in den Geschichtsunterricht zu erleichtern. Mit Vorliebe ist auf das sachliche Gebiet Bedacht genommen; doch blieb auch das sprachliche nicht völlig unberücksichtigt. Die „Erläuterungen“ können wegen ihrer Zweckmäßigkeit, Kürze und Bestimmtheit zu verständlicher Beachtung bestens empfohlen werden.

Dr. Hans Meyer, Lehrbuch der Geschichte. 3. Heft. Deutsche Geschichte von der Reformation bis zu Friedrich dem Großen. 1894. 35 Seiten. Preis 50 Pfg. 4. Heft. Deutsche Geschichte von Friedrich dem Großen bis zur Gegenwart. 1894. 39 Seiten. Preis 50 Pfg. Im 3. und 4. Hefte findet sich ein Wink für die Aussprache fremder Namen nur bei Loyola; bald ist hier Joseph geschrieben, bald Josef. Die weitgehende Berücksichtigung der brandenburgisch-preussischen Geschichte dieser beiden Hefte läßt sie vorzugsweise für die Benützung in preussischen Schulen geeignet erscheinen. Wo im 3. Hefte konfessionelle Dinge besprochen werden, geschieht es vom protestantischen Standpunkte aus.

Moltke. La guerre de 1870. Éd. franç. par E. Jaeglé. Für den Schulgebrauch im Auszuge herausg. v. Dr. W. Kasten. III. (letzter) Teil. Mit 4 Karten und einem Wörterverz. Hannover. Karl Meyer 1892. kl. 8°. 112 Seiten. Geb. M. 1.40. Diese Abteilung ist interessanter als die beiden vorhergehenden, da hier die Belagerung und Übergabe von Paris gleichsam die Katastrophe des kriegerischen Trauerspiels darstellt. Immerhin ist dieser Auszug mehr von militärischem als von pädagogischem Interesse.

Benecke. Alb., Dir. Französ. Exercitien und Extemporalien. Übungsstoff in Sätzen und zusammenhängenden Stücken z. Abt. III. Ausg. B der franz. Schulgr. v. B. 2. mit Wörterb. vers. Aufl. Potsdam 1891. A. Stein. 8°. 222 Seiten. Geb. M. 1.90. Der Titel gibt die eigentliche Bestimmung des Buches an, doch kann es auch im Privatunterricht zur Vorbereitung auf franz. Prüfungen, sowie in höheren Schulen aller Art benützt werden. Es sind sämtliche Kapitel der Grammatik darin vertreten; dies ist wohl auch der Grund, warum die zusammenhängenden Stücke nur ungefähr 31 Seiten einnehmen, während die übrigen 133 S. Einzelsätze enthalten. Das Wörterbuch zeugt von der Fülle des Inhalts des Buches, es zählt etwa 4000 Wörter.

## IV. Abteilung.

### Miscellen.

#### Personal-Nachrichten.

**Ernannt:** E. H. Lochner, Assistent in Münsterstadt zum Gymn. daselbst; Joh. B. Ulrich, Assistent in Neustadt a. H. zum Gymn. in Zweibrücken; Heinr. Künneth, Assistent in Regensburg (N. G.) zum Studienl. in Kitzingen (M); Heinr. Krehbühl, Assistent in Passau zum Studienl. in Edenkoben; Karl Retzer, Assistent in Dillingen zum Studienl. in Kusel; Joh. Griesbach, Gymnl. in Hof zum Gymnprof. in Neustadt a/H.; Christoph Lederer, Assistent in Nürnberg (A. G.) zum Gymnl. in Hof; Dr. Joh. Kempf, Assistent in Würzburg (N. G.) zum Studienl. in Lohr; Dr. G. Klein, Gymnprof. (M.) am Realgymn. in München zum Rektor daselbst.

**Versetzt:** Jos. Heigel, Studienl. in Kitzingen als Gymnl. nach Burghaus (M); Ludw. Schiller, Studienl. in Edenkoben nach Dinkelsbühl; Otto Lang, Gymnprof. in Neustadt a/H. nach Landshut.

**In Ruhestand versetzt:** Ferd. Haubenstricker, vorm. Gymnl. in Regensburg (N. G.) für immer; J. Schmäderer, Gymnl. in Zweibrücken für immer; Gg. Behr, Studienl. in Kusel für immer; Frz. X. Eisele, Rektor d. Realgymn. in München für immer.

**Gestorben:** J. Britzelmayr, Gymnprof. a. D. in Eichstätt; Joh. Schedlbauer, Gymnprof. in Landshut; E. Gampert, Subrektor in Wunsiedel.

# I. Abteilung.

## Abhandlungen.

### Die diesjährige Inselreise des deutschen archäologischen Instituts in Athen.

Wie schon einige Male fand auch heuer wieder unter Leitung von Professor Dr. Dörpfeld eine Gesellschaftsreise nach den Inseln des ägäischen Meeres und einigen Punkten der Küste von Attika und Argolis statt, die sonst nur schwer zu erreichen sind. Leider konnte wegen der Quarantäne, die Griechenland gegenwärtig von allen aus türkischen Häfen kommenden Schiffen fordert, die Reise nicht bis an die kleinasiatische Küste ausgedehnt werden. Trotzdem dürfte vielleicht ein kurzer Bericht über die Reise für die Leser der bayerischen Gymnasialblätter von Interesse sein.

Es war für die ganze Reise ein geräumiger Raddampfer „Iris“ gemietet worden. Auf demselben sammelten sich am Morgen des 16. April die Teilnehmer, etwa 60 Personen. Es war ein buntes Leben auf dem Schiff, bis alles Gepäck an Bord war, allen Fahrgästen die Kabinen angewiesen waren. Händler mit Reiselektüre und Proviant kamen noch aufs Schiff, im Mittelraum standen große Körbe mit Lebensmitteln und mächtige Fleischvorräte hingen umher. Allmählich waren alle an Bord gekommen und zur festgesetzten Stunde,  $\frac{1}{2}$  8 Uhr, konnte der Anker gelichtet werden. Das erste Ziel war Sunium. Bei hellem Sonnenschein und spiegelglatter See war es eine herrliche Fahrt an Attikas Küste hin mit wechselndem Blick rechts auf das vielgestaltige Salamis und auf Ägina mit dem weithin sichtbaren Hagios Elias, weiter rückwärts auf die Berge von Argolis und Poros, links auf Piräus und Athen, die marmorglänzende Akropolis, die charakteristischen Formen des Lykabetos, die flache Pyramide des Pentelikon mit seinen Marmorbrüchen, die schönen Berglinien des Hymettos. Allmählich kamen auch die Berge um Laurion näher heran und gegen 10 Uhr konnte man mit dem Fernglas bereits die Säulen des Athentempels auf Sunium erkennen. Aber die frische Seeluft hatte auch Appetit gemacht, so war das Glockenzeichen allen erwünscht, das uns um  $\frac{1}{2}$  11 Uhr zum Mittagessen rief. Inzwischen hatte man auch die Reisegesellschaft etwas kennen gelernt. Die meisten kannten sich schon von der Peloponnesreise her, nur etwa ein Drittel war neu hinzugekommen, darunter auch mehrere Damen. Es waren die verschiedensten Länder vertreten, außer Deutschland und Österreich hauptsächlich

Amerika, Rußland und Schweden, außerdem Frankreich, Italien und Belgien. Es ist begreiflich, daß sich rasch einzelne Kreise bildeten, die sich enger zusammenschlossen, doch war auch der Gesamtverkehr auf der ganzen Reise ein äußerst gemüthlicher.

Als wir nach dem Essen auf das Deck zurückkehrten, lagen wir bereits in der kleinen Bucht vor Sunium. Die Barken des Schiffes wurden herabgelassen und brachten uns rasch ans Ufer. Auf kurzem, aber steilem und steinigem Wege, der bei dem warmen Sonnenschein Manchem etwas sauer wurde, stiegen wir zum Tempel empor. Zunächst fesselte uns die herrliche Aussicht. Wie von einer hohen Warte schaut man nach drei Seiten weit ins Meer hinaus. Landeinwärts nach Norden blickt man auf die metallreichen Höhen von Laurion, nach Osten liegt vor der Küste das langgestreckte Makronisi, hinter diesem Keos, dann weiter nach Süden Kythnos, endlich in blauer Ferne Seriphos. Direkt nach Süden ist der Blick aufs blaue Meer durch nichts begrenzt, nur das kleine Eiland Hagios Georgios schimmert draussen in der Flut. Auch nach Westen dehnt sich das Meer so weit, daß man das Einzelne, Hydra und Poros, die Höhen von Argolis, die vulkanischen Berge von Methana nur mit dem Glas unterscheiden kann; nur Ägina ist an seinem spitzen Oros leicht zu erkennen.

Nun begann Dörpfeld über den Tempel zu sprechen in seiner einfachen, ruhigen, aber aller Aufmerksamkeit fesselnden Weise, die jedem, der ihn einmal gehört, in angenehmer Erinnerung bleiben wird. Er wies zunächst darauf hin, daß diese Tempelruinen niemals unter der Erde gelegen seien; die Ausgrabungen, die Dörpfeld selbst im Auftrage des Instituts gemacht, haben nur einen Teil der Fundamente freigelegt. Daß die Ruinen selbst stets sichtbar waren, sieht man an der starken Verwitterung und an den zahlreichen Namen, die an den Säulen stehen, unter denen auch Lord Byrons Name noch gut zu lesen ist. Es stehen jetzt noch 12 Säulen aufrecht, 9 an der südlichen, 2 an der nördlichen Langseite und eine Säule des Pronaos; noch im Anfang unseres Jahrhunderts waren es mehr, und auch die jetzt noch vorhandenen Teile sind langsamem Untergang geweiht, mehrere Architrave sind durchgebrochen, und mehrere Säulen sehr stark verwittert. Nach den Fundamenten hat sich feststellen lassen, daß der Tempel ein dorischer Peripteros mit 6 Säulen an den Schmal- und 13 Säulen an den Langseiten war. Der Tempel war mit einem skulptierten Fries geschmückt, von dem Reste herumliegen. Dieselben sind aber so stark verwittert, daß kaum mehr etwas daran zu erkennen ist. Für die Baugeschichte ist es wichtig, daß dieser Fries auf einem jonischen Architrav liegt, ebenso wie es beim Theseion der Fall ist, während am Parthenon noch der dorische Architrav beibehalten ist. Aber auch über das Theseion ist der Tempel auf Sunium noch einen Schritt weiter hinausgegangen, indem hier alle drei Interkolumnien des Pronaos gleich groß sind, während am Theseion das mittlere noch in dorischer, durch die Verteilung der Triglyphen bedingter Weise größer ist als die beiden anderen. Architektonisch läßt sich also folgende Reihenfolge feststellen: Zeustempel in Olympia

mit nur dorischen Baugliedern, Parthenon mit jonischem Fries und dorischem Architrav, Theseion mit jonischem Fries und jonischem Architrav, Athenatempel auf Sunium mit jonischem Fries, jonischem Architrav und gleichen Säulenabständen.

Unter den Marmorstufen, die sehr schön und gleichmäÙig gelegt sind, kommen die Stufen eines älteren aus Porosstein erbauten Tempels zum Vorschein. Auch sonst sind von demselben verschiedene Bauglieder gefunden worden, z. B. ist in das Fundament des neuen Tempels ein Architravstück eingebaut, an dem noch deutlich die Tropfen zu sehen sind.

Wahrscheinlich war der Porostempel, wie die meisten attischen Heiligtümer, in den Perserkriegen zerstört oder wenigstens beschädigt worden, wodurch Veranlassung zu einem Neubau gegeben war. Derselbe fand aber nicht sogleich nach den Perserkriegen statt; denn die ausschließliche Verwendung von Marmor, wie wir sie hier finden, kommt vor der Zeit des Perikles nicht vor. Für eine nähere Datierung fehlt aber das Material. Auch mit der Verwendung der architektonischen Formen für die Zeitbestimmung muß man vorsichtig sein, da die Bauglieder genau dieselben Maße zeigen, wie die des alten Tempels.

Rings um den Tempel sind noch die Reste alter Befestigungen zu erkennen. Die Anlage dieser Festung fällt wohl in das Ende des 5. Jahrhunderts. Als nämlich die Spartaner 413 Dekeleia besetzt hatten, und der ganze Verkehr um Sunium herumgehen mußte, erbauten die Athener diese Festung, um den Seeweg zu beherrschen, auf dem sie vor allem das notwendige Getreide erhielten.

Allzurasch mußte man von dem herrlichen Orte Abschied nehmen. Um drei Uhr war das Schiff schon wieder in Bewegung und brachte uns nach kurzer Fahrt zwischen der Küste von Laurion und der Insel Makronisi an den Fuß der Höhe von Thorikos. Rasch war der niedrige Hügel erstiegen; ein hübscher Blick öffnete sich auf die Bucht von Laurion; zahlreiche Segelbarken lagen bereit, um die Produkte der Hüttenwerke aufzunehmen, deren Schornsteine wir auf der Herfahrt hatten rauchen sehen. Die Ruinen auf dem Gipfel sind sehr unscheinbar, aber wichtig, weil sie zu den ältesten Bauresten Griechenlands gehören. Man hat hier Scherben gefunden, die über die mykenische Periode hinaufgehen. Es sind mehrere Anlagen zu unterscheiden, die Mauerzüge gehen über einander hin. Es läßt sich deswegen der Bauplan nur bei genauer Beachtung der verschiedenen Mauerreste erkennen. Die Sage verlegt hieher die Residenz des Königs Kephalos, und unter den 12 Poleis Attikas vor dem Synoikismos des Theseus wird auch Thorikos genannt.

Von der Höhe aus sieht man auch die übrigen Punkte, an denen Ausgrabungen stattgefunden haben. Tief unten im Felde liegt eine Stoa, eine viereckige Säulenhalle, die durch eine Säulenreihe in zwei Schiffe geteilt ist. Bei den Ausgrabungen, die im vorigen Jahre dort vorgenommen wurden, fand man in der Mitte der einen Langseite einen Eingang und davor rechts und links zwei Steine, auf deren einem *ἀνέθηκεν* steht. Es war also vielleicht ein heiliges Gebäude.

Außerdem sieht man die Außenmauer des von der amerikanischen Schule freigelegten Theaters, einen antiken Wartturm aus großen Marmorquadern, sowie einige Kuppelgräber. Unter den letzteren ist besonders eines sehr interessant, an dem vorbei wir zum Theater hinabstiegen. Das Grab ist aus lauter kleinen Steinen erbaut. Ein schmaler Dromos führt zu dem Innenraum, der einen elliptischen Grundriß zeigt. Die Wände, deren Kurve sehr langsam verläuft, sind durch vorkragende kleine Steine gebildet. Die Decke ist eingestürzt.

Wer das Theater wie wir von oben betritt, ist erstaunt nach der großen Stützmauer, die außen herumführt, ein so einfaches Innere zu sehen. Die Orchestra bildet hier ein längliches Viereck, um das man mehr Zuschauerplätze anbringen konnte als um einen Kreis. Hinter der Orchestra fällt das Terrain steil ab; es kann also hier nie ein Skenengebäude vorhanden gewesen sein. Dagegen findet sich rechts neben dem Theater ein kleiner Bau mit tempelartigem Grundriß. Es ist also hier die Orchestra noch deutlich als der Platz vor dem Tempel zu erkennen. Zu den oberen Sitzreihen führen von der Orchestra aus zwei Treppen hinauf, außerdem konnte man zu den obersten Plätzen auch von außen her auf Treppen gelangen. Unter einer dieser Aufstiegtreppen weg führt ein kleines, spitzbogig gewölbtes Thörschen, durch das man zu dem Raume hinter dem Theater gelangen kann.

Vom Theater aus besuchten wir noch die Stoa; dabei überschritten wir die Eisenbahnlinie Athen—Laurion, deren Damm aus Schlacken von den Bergwerken besteht. Die Stoa liegt mitten in grünen Saatfeldern und ist noch nicht weit genug ausgegraben, daß man ein klares Bild von ihrer Anlage gewinnen könnte.

Von dort kehrten wir zum Schiff zurück. Dasselbe blieb noch bis Mitternacht in dem geräumigen Porto Mandri liegen. Als es die Anker lichtete, hatten schon die meisten ihre engen Kabinen aufgesucht. Als wir morgens wieder an Deck kamen, fuhr das Schiff bereits in die Bucht von Marathon ein. Schon von weitem erkannten wir den Sorós, den Grabhügel der Athener. An der Mündung der Charadra, des vom Dorfe Marathon kommenden Flüsßchens, landeten wir. Von dort ist es noch eine kleine halbe Stunde bis zum Sorós. Der Weg führt nach Südwesten am Meere entlang, von dem der Hügel kaum einen Kilometer entfernt ist. Er ist nur 10—12 Meter hoch, da er aber ganz isoliert in der Ebene liegt, hat man doch von seiner Spitze einen guten Überblick über die ganze Gegend. Nach Süden führt am Meer entlang der bequemste Weg nach Athen. Nach Westen zu ist die Ebene abgeschlossen durch die Ausläufer des Pentelikon, doch sind dieselben durch zwei Thäler durchbrochen, durch die Schlucht von Rapetosa, an deren Ausgang Vraná liegt, und weiter nördlich durch das Thal von Marathon, das durch die oben erwähnte Charadra gebildet ist. Nach Norden und Nordosten dehnen sich große Sümpfe aus; dieselben sind nach Osten hin erst durch die Berge begrenzt, von denen aus sich die lange, schmale Halbinsel Kynosura ins Meer herabzieht. Nach Osten dehnt sich der weite Golf von Petali und jenseits desselben steigen die Berge von Euböa aus dem Meere auf.

Der Hügel selbst galt früher unbestritten als Grabhügel der Athener; erst Schliemann, der dort gegraben und nur Pfeilspitzen aus Stein und prähistorische Scherben gefunden hatte, erklärte diese Annahme für eine später entstandene Sage. Aber Schliemann hatte nicht tief genug gegraben. Bei den neuerdings von Stais vorgenommenen Ausgrabungen fand man unter dem Hügel einen großen Platz, der mit Asche und Knochen bedeckt war, und dabei Vasenscherben, die gerade in die Zeit der marathonischen Schlacht passen.

Über die Schlacht selbst trug uns Professor Löschke aus Bonn, welcher an der Reise teilnahm, seine Ansicht vor. Er ging davon aus, daß das älteste Zeugnis über die Schlacht das von Mikon um 460 ausgeführte Gemälde sei, in welchem dargestellt war, wie die Feinde einander gegenüberstehen, wie es allmählich zum Handgemenge kommt, wie die Perser in die Sümpfe geraten und die Athener sich der persischen Schiffe zu bemächtigen suchen. Sodann betonte er, daß der Grabhügel jedenfalls an der Stelle errichtet worden sei, an der die meisten Toten lagen, also da, wo der Kampf am heftigsten getobt hätte, in der Mitte des Schlachtfeldes. Die Perser kamen natürlich vom Meere her; die Athener aber hatten ihr Lager nicht in dem ziemlich entfernten Thal von Marathon, sondern wohl im Thal von Vraná und Avlona, dessen Ausgang kaum zwei Kilometer vom Sorós entfernt liegt. Der Sieg der Athener war nur dadurch möglich, daß ein Teil des persischen Heeres, jedenfalls die Reiterei, bereits wieder eingeschifft war. Die Perser waren hier gelandet, um auf demselben Weg, den einst Pisistratus genommen, Athen anzugreifen. Aber die Athener ziehen heraus — es ist ein Marsch von 6 Stunden — und lagern sich im Thal von Vraná. Die Perser sind überrascht, bei dem ungünstigen Terrain, den vielen Sümpfen können sie ihre Reiterei nicht entfalten und beschließen deshalb vielleicht im Einverständnis mit den Pisistratiden um Sunium herumzufahren und das von Kriegerern entblößte Athen zu überfallen. Als sie schon einen großen Teil ihrer Streitmacht eingeschifft haben, stürzen sich die Athener auf ihre Nachhut. Durch ihre ungestüme Tapferkeit gewinnen sie den Sieg. Ein Teil der persischen Schiffe fährt zu früh ab, die zurückgebliebenen Perser werden in die Sümpfe gedrängt und erschlagen. Dann aber kehren die Athener eilig nach Athen zurück, und als die Perser am Phaleron landen wollen, sehen sie die Küste bereits wieder besetzt und wagen es nicht, im Angesicht der Feinde ihre Truppen ans Ufer zu setzen.

An diesen Vortrag Löschkes knüpfte sich eine Diskussion an, die sich hauptsächlich um die Frage drehte, wo die Beratung der Athener, ob man schlagen solle, stattfand, in der Stadt oder im Lager. Rektor Wecklein erinnerte u. a. an das verräterische Schildzeichen auf dem Pentelikon, das Herodot erwähnt. Es sei möglich, daß die Partei der Pisistratiden in Athen dadurch den Persern Nachricht von dem Ausmarsch der athenischen Streitmacht gegeben hätte. Darauf hätten die Perser begonnen, sich wieder einzuschiffen, aber ehe sie damit zu Ende gewesen, seien die Athener angekommen und hätten die persische Nachhut überfallen.

Bei der großen Verschiedenheit der Berichte, die uns aus dem Altertum über die Schlacht vorliegen, wird es aber nicht möglich sein, eine allgemein befriedigende Darstellung der Vorgänge zu geben.

Löschke sprach schliesslich noch davon, daß unter dem Hügel Scherben der verschiedensten Art gefunden worden seien, darunter so alte, daß ihre Entstehung bis in den Anfang des 6. Jahrhunderts zurückreicht. Dies sei vielleicht so zu erklären, daß man bei der Totenfeier eben aus den umliegenden Dörfern alles zusammengebracht habe, was an Gefäßen vorhanden gewesen sei.

Wir selbst fanden in der Erde, die man eben wieder an dem Sorós aufschüttete, um ihm seine alte Gestalt zurückzugeben, eine Anzahl Scherben, vor allem aber ziemlich viel Pfeilspitzen aus hartem schwarzem Stein.

Bei stark bewegter See fuhren wir weiter und landeten wenige Stunden später in der Hagia Marina südlich von Rhannus. Heftiger Nordwind verhinderte die Landung direkt am Fuß der Höhe von Rhannus. So hatten wir von der Landungsstelle etwa 1½ Stunden bis zu den Tempeln zu gehen. Der Weg führte zunächst über einen steinigem, mit niedrigem Gebüsch bewachsenen Sattel hinüber in eine Ebene mit Getreidefeldern, dann an einigen ärmlichen Hütten und den Fundamenten eines antiken Rundbaues vorüber und kurz darauf wieder in der Einsenkung zwischen zwei Hügeln bergan. Hat man die Höhe des Sattels erreicht, so bietet sich dem Auge eine herrliche Aussicht. Zunächst fällt der Blick auf die beiden dicht neben einander liegenden Tempel, dann aber eilt er über die weißen Marmorsäulen und die grünen Kiefern, die den Abhang bedecken, hinaus zum blauen Meer, auf dem man die weißen Wellenkämme weit verfolgen konnte. Jenseits des Euripos bezeichnet eine weiße Linie die Küste von Euböa. Scharf und rein heben sich die herrlichen Berglinien vom blauen Himmel ab; die einzelnen Bergketten schieben sich so hinter einander, daß man meint, verschiedene Inseln zu sehen. Alles überragt weit oben im Norden die gewaltige mit schimmerndem Schnee bedeckte Pyramide des Dheiph, des höchsten Berges auf Euböa.

Die beide Tempel, welche an dieser prächtigen Lage erbaut sind, waren der Nemesis geweiht. Ihr heiliger Bezirk liegt isoliert hier oben, die Küstenburg Rhannus selbst liegt etwas weiter unten auf einsamer Felskuppe. Die Grenze des heiligen Bezirks läßt sich noch an gewaltigen Stützmauern erkennen.

Der ältere der beiden Tempel ist ein Antentempel, wohl aus dem 6. Jahrhundert. Seine Außenmauern, aus polygonalen Kalksteinen erbaut, sind noch in beträchtlicher Höhe erhalten. In der Cella wurden mehrere Basen und einige Statuen gefunden, darunter die Kolossalstatue der Themis, welche jetzt im Nationalmuseum zu Athen steht.

Auffallend ist die Stellung der beiden Tempel zu einander. Einerseits stehen sie so dicht beisammen, daß man auf die Tempelstufen treten muß, um zwischen durchgehen zu können; andererseits bilden ihre Achsen keine parallelen, sondern divergierende Linien. Es ist



nicht möglich, dafs dies auf Zufall beruht. Entweder hatte man bei Anlage des neuen Tempels vor, den älteren abzubauen, oder seine Orientierung war durch irgend etwas, vielleicht durch Beobachtung des Sonnenaufgangs am Tage der Gründung, genau bestimmt.

Der neue Tempel ist ein großer Peripteralbau von 6 zu 13 Säulen, doch ist er nie ganz fertig geworden. Desto besser kann man an ihm die Technik des Tempelbaues beobachten. An den Tempelstufen ist aufsen und oben der Werkzoll stehen geblieben. Nur die Säulen, von denen noch einige Trommeln auf ihrem Platze geblieben sind, stehen schön auf dem richtigen Boden, und die Vierecke, in denen sie stehen, sind durch schmale Streifen mit einander verbunden. Auch an den Säulen sind die Kanneluren nur eine Hand breit hoch ausgearbeitet.

Von den Tempeln stiegen wir dann herab zur Burg, deren Umfassungsmauern und Türme zum Teil noch ausgezeichnet erhalten sind. An dem großen Thor, das sich gegen den Tempelbezirk hin öffnet, kann man noch deutlich die Einsatzlöcher für den Verschluss erkennen. Jetzt sind die Mauern von grünem Gebüsch unrankt und überwachsen, die ganze Lage mit der prächtigen Aussicht ist ungewein malerisch. Im Innern der Burg sind einige griechische Wohnhäuser und ein überaus einfaches Theater ausgegraben worden. Das Theater wurde als solches nur durch eine Inschrift *ἕως θεάτρων* erkannt; jetzt sieht man noch die Basis für die erste Reihe von Marmorsesseln, deren einige noch herumstehen. Von steinernen Sitzen ist sonst keine Spur zu sehen. Das Publikum safs eben einfach auf dem ansteigenden Erdwall, wie das ja auch im Stadium zu Olympia nie anders war.

Da das Schiff uns am Fusse der Burg abholen sollte, konnten wir noch gemütlich oben bleiben und uns des herrlichen Blicks erfreuen. Endlich sahen wir das Schiff um die südlich vorspringende Ecke biegen und eilten zum Strand hinab, um dort die Boote zu erwarten. Aber ehe wir ganz unten waren, sahen wir das Schiff sich wenden, und bald war es wieder unsern Augen verschwunden. Der starke Nordwind hatte die Landung unmöglich gemacht. So mußten wir wieder bergansteigen und auf demselben Weg, den wir gekommen, zurückkehren. Die Sonne war längst hinunter, und der Mond gofs sein bleiches Licht über die Meeresfläche, als die Letzten aufs Schiff zurückkamen.

Am nächsten Morgen landeten wir in der Bucht von Eretria. Auf dem Boden der alten Stadt, deren Mauern man streckenweise, namentlich im Osten noch gut verfolgen kann, liegt jetzt ein kleines Dorf, das während des Freiheitskrieges von Flüchtlingen aus Psara gegründet wurde und deshalb aufer Eretria auch Nea-Psara heifst. Seine Häuser liegen an drei parallelen Strafsen, die unter sich kaum verbunden sind. Durch eine dieser Dorfstrafsen und weiter durch einige Felder führt der Weg zum Theater, der wichtigsten Ruine aus dem Altertum. Durch Ausgrabungen der amerikanischen Schule ist das ganze Skenengebäude und die eine Hälfte der Orchestra freigelegt worden.

Das Theater liegt nicht an der Akropolis, sondern in fast ebenem

Terrain. Nach Material und Anlage lassen sich drei verschiedene Bauperioden unterscheiden. Der ersten gehört das aus hartem Kalkstein erbaute Skenengebäude an, dessen Grundriß noch deutlich erkennbar ist. Es bestand aus fünf nebeneinander liegenden Zimmern, von denen die beiden äußersten gegen den Zuschauerraum etwa um die Tiefe der drei anderen vorspringen. Es waren das die beiden Paraskenien, welche dazu dienten, das bewegliche, entfernbare Proskenium seitlich abzuschließen. Der Zuschauerraum bestand für diese Periode wohl nur in dem ebenen Platz davor, auf dem hölzerne Gerüste aufgeschlagen wurden. In der zweiten Periode wurde die Orchestra vertieft, und die dabei gewonnene Erde zur Aufschüttung von Wällen verwendet. Auf diesen wurden steinerne Sitzreihen aus Poros errichtet. Vor das alte Skenengebäude wurde noch ein großer Saal vorgelegt, der durch zwei Mauern, eine Stütz- und eine Fassadenmauer gegen die Orchestra abgeschlossen war. Ein gewölbter Gang, in den man auf Stufen aus dem hinteren Teil des Skenengebäudes gelangt, führt auf die Orchestra. Nahe an der Stelle, wo dieser Gang mündet, führt eine Steintreppe, deren Formen die einer hölzernen sind, in einen Gang hinab, der unter der Orchestra bis in die Mitte derselben läuft, wo wieder eine kleine Treppe an die Oberfläche führt. Auf diese Weise konnte ein Schauspieler plötzlich erscheinen und wieder verschwinden, wie dies bei Geistererscheinungen nötig war. Damit aber derselbe unbemerkt in den unterirdischen Gang gelangen konnte, muß vor dem Skenengebäude noch ein bewegliches Proskenium gewesen sein. Dies ist in späterer Zeit durch eine Säulenfassade ersetzt worden. Man sieht noch die Fundamente aus Poros und darüber den Stylobat aus weißem Marmor, auf dem noch die Spuren der Stützen zu erkennen sind. Dieselben hatten die Form von Pfeilern mit vorgelegten Halbsäulen. Zwischen denselben waren Pinakes, im mittleren Interkolumnium eine Thür angebracht. Zwischen Orchestra und Zuschauerraum läuft ein vertiefter Gang, der zugleich für den Verkehr der Zuschauer und für den Wasserablauf diente. Dieser Gang bildet einen vollen Halbkreis; vollendet man denselben zum Kreis, so berührt dessen Peripherie das Proskenium noch nicht ganz. Ein späterer Umbau in römischer Zeit, in der meist durch Vertiefung des den Zuschauern zugewandten Teils der Orchestra vorne eine erhöhte Bühne, *βήμα*, hergestellt wurde, hat hier nicht stattgefunden.

Vom Theater stiegen wir, den Spuren der Stadtmauer folgend, zur Akropolis hinauf. Von oben überblickt man die Lage der ganzen Stadt. Die Akropolis selbst war rings von Polygonalmauern umgeben; von ihr aus zogen sich zwei Mauerlinien dem Meere zu. Noch erkennt man die Anlage des alten Hafens, der von einer Insel und einem Molo gebildet war, dessen Fundamente noch als dunkler Strich unter dem Wasser zu erkennen sind.

Auch von hier oben bietet sich eine herrliche Aussicht. Nach Norden erhebt sich der euböische Olymp, nach Westen dehnt sich die Ielantische Ebene aus, einst der Zankapfel zwischen Eretria und Chalkis, jenseits der Meeresstraße liegt die Pyramide des Messapion, nach

der sich die Schiffer, die nach Chalkis fahren, orientieren. Südlich steigt der Parnes auf, und weit hinter ihm kommen Kithäron und Helikon zum Vorschein.

Zum Mittagessen kehrten wir aufs Schiff zurück, das uns in rascher Fahrt wieder an Attikas Küste zurückbrachte. Um 1 Uhr waren wir schon wieder am Land und wanderten durch schönen Kiefernwald dem Heiligtum des Amphiaraos zu. Bei warmem Sonnenschein und schwüler Luft war der Weg ziemlich beschwerlich; so wurde das Rauschen des Baches und das kühle Wasser der heiligen Quelle von jedem mit Freuden begrüßt. Leicht war es zu verstehen, warum die Alten hier dem Seher, dessen bildliche Darstellung schon seine Verwandtschaft mit dem Heilgott Asklepios verrät, eine Kultstätte errichtet. Ein einsames Waldthal, fern vom Lärm der Städte, eine frische, nie versiegende Quelle, mußte ein solcher Platz nicht von selbst die Ruhe und Heilung Suchenden einladen!

Es ist ein ziemlich großes Ruinenfeld, das hier von der griechischen archäologischen Gesellschaft freigelegt worden ist. Erwähnenswert ist ein großer Tempel aus hellenistischer Zeit, dessen eine Hälfte aber durch den Bach zerstört ist. Im Innern liegt noch ein gewaltiger Marmorarm des Kultbildes des Amphiaraos. Daran stößt auf der einen Seite eine Badanlage für Frauen, der am entgegengesetzten Ende des Bezirkes eine ähnliche für Männer entspricht; sie sind durch eine Wasserleitung mit einander verbunden. Auf der anderen Seite des Tempels liegt ein großer Allarbau sowie eine Menge von Basen für Statuen; dann folgt noch eine fast 200 m lange Säulenhalle, die den Kurgästen bei schlechtem Wetter als Aufenthalt dienen mochte. Die ganze Wand entlang waren niedrige Bänke angebracht, deren Füße und Marmorplatten zum Teil noch erhalten sind.

Hinter der Halle liegt ein kleines Theater. Bis vor kurzem standen hier die acht mit Halbsäulen geschmückten Pfeiler des Proskeniuns aufrecht. Vor kurzem hat sie jemand, der den Wächter um seine Stellung bringen wollte, sämtlich umgestürzt und bis auf einen einzigen alle zertrümmert. Den letzteren haben wir wieder aufgerichtet — doch für wie lange? Auch die schönen, mit prächtigen Ornamenten geschmückten fünf Marmorsessel, welche die Orchestra begrenzen, werden immer mehr zerschlagen. Als man sie fand, waren sie noch alle unversehrt; jetzt hat nur noch ein einziger seine Lehne.

Auch hier sind zwischen den Pfeilern deutlich die Einarbeitungen für die Pinakes und im mittleren Interkolumnium für die Thür zu erkennen.

Auf anderem Wege, als auf dem wir gekommen, gings wieder an den Strand hinab. Es war dies wohl der schönste Weg, den wir auf der ganzen Reise gemacht. Dem Bächlein folgend ging es abwärts zuerst durch den Wald, dann durch üppige Getreidefelder, aus denen mächtige Ölbäume hervorragten. Und dabei hatten wir fast immer den Blick hinaus aufs blaue Meer und darüber auf die schneebedeckten Berghäupter von Euböa.

Gleich nachdem wir zum Schiff zurückgekehrt waren, lichtete es den Anker und blieb fast die ganze Nacht hindurch in Bewegung.

Als wir morgens an Deck kamen, lag es in der hübschen Bucht von Gavrión an der Nordwestküste von Andros. Wir landeten hier, um einen alten Turm zu besuchen, der einigen Teilnehmern an der Fahrt aus dem Schriftchen des Griechen Miliarakis über Andros bekannt war. Rasch durcheilten wir das freundliche Städtchen Gavrión und stiegen zwischen Mauern aus Schieferplatten bergan. Nach einer guten halben Stunde erreichten wir den Turm. Er liegt etwa 170 m über dem Meer auf einem Hügel, der aus einem Thale aufragt, das sich zwischen zwei hohen Bergen gegen das Meer hinzieht. Tief unten fließt ein Bächlein, versteckt unter dem Grün von Ölbäumen, Cypressen, Citronen- und Orangenbäumen.

Der Turm selbst ist noch etwa 20 m hoch; er ist aus großen Schieferblöcken erbaut, die im unteren Teil etwa bis zur Höhe von  $3\frac{1}{2}$  m unbearbeitet, im oberen Teil glatt behauen sind. Die Steine sind alle schön horizontal geschichtet, doch stoßen sie nicht immer vertikal, sondern manchmal auch schräg aneinander. Verschiedene Öffnungen, große Thüren, Fenster und kleine Lichtschächte durchbrechen das Steingefüge. Durch eine niedrige Thür, welche die über 2 m dicke Mauer durchbricht, tritt man ins Innere. Das unterste Stockwerk war durch vorkragende Steine mit einer Kuppel bedeckt, deren Mitte eingestürzt ist. In die oberen Stockwerke gelangt man durch einen engen senkrechten Schacht, der in der Decke der Thüröffnung nach oben führt. Vom oberen Ende dieses Schachtes führt eine Wendeltreppe bis zur Spitze. Die Treppe ist durch große Platten, welche aus der Turmmauer vorspringen, gebildet und fast noch ganz erhalten. Nur an einer Stelle ist sie unterbrochen, so daß man nur mit einiger Schwierigkeit bis an den oberen Rand des Turmes gelangen kann. An der Innenseite der Mauer sieht man noch viele Spuren von Stockwerken, engen Gemächern und Nebentritten, so daß die innere Einrichtung sehr kompliziert gewesen sein muß. Daraus geht jedenfalls hervor, daß der Turm nicht als Festungs- und Zufluchtsturm für die Bevölkerung des fruchtbaren Thales gedient hat, das er beherrscht. Für einen Warturm ist seine Lage nicht geeignet, denn die Berge, die das Thal auf den beiden Seiten einschließen, versperrten einen großen Teil der Rundschau. Immerhin sieht man von der Spitze des Turmes weit hinaus ins Meer; in der Ferne unterscheidet man die Inseln Keos, Kythnos, Gyáros, Seriphos und Syra. Auf dem Rückweg zum Hafen sahen wir auch über die nördlichen Höhen von Andros hinweg den schneebedeckten Ocha Euböas herüberglänzen.

Schön war nachher die Fahrt an der Küste von Andros und Tenos entlang, freundlich grüßten die weißen Häuser und blauen Höhen herüber. Gern wären wir bei der Stadt Tinos gelandet und hätten die Wallfahrtskirche der Panagia Evangelistria besucht, aber der Nachmittag war dem Besuch von Mykonos bestimmt. Dort ist ein kleines Museum eingerichtet, das einen Teil der delischen Ausgrabungen enthält. Unter vielen unbedeutenden Sachen und einer Menge Inschriften ist auch manches Schöne, z. B. eine Anzahl archai-

scher weiblicher Figuren im Stil der „Akropolistanten“, ein paar jugendliche Köpfe, von denen einer an pergamenische Arbeit erinnert, einige prächtige Grabstelen attischer Arbeit. Aber schöner als in der Enge des Museums, das nur für wenige Besucher Platz bietet, war es draussen in dem reinlichen Städtchen mit seinen freundlichen, schön-ängigen Bewohnern und seinem guten Wein und am Strande des Meeres, das Einige schon zum Baden verlockte.

Das Schiff blieb die ganze Nacht in der Bucht von Mykonos liegen und fuhr erst in der Morgenfrühe hinüber zum benachbarten Delos. Von der Spitze des Kynthos, des höchsten Gipfels der Insel, wollten wir die Sonne aufsteigen sehen. Wir waren etwas spät daran, drum gabs einen eiligen Lauf über das ausgedehnte Ruinenfeld hin und die felsige Höhe hinan. Kaum waren wir oben, da stieg auch schon die Sonne hinter dem fernen Ikaria auf, und vergoldet von ihrem Schein wurde eine Insel nach der andern unseren Blicken sichtbar. Leider verbarg sich die Sonne bald hinter Wolken, doch blieb es hell genug, um weit hinaus die Inseln erkennen zu können. Hier oben verstanden wir gut, wie Delos der religiöse Mittelpunkt des jonischen Stammes werden konnte. Liegt doch die Insel in der Mitte zwischen Kleinasien und Griechenland an einer so günstigen Stelle, dafs man fast alle Kykladen von dort aus sehen kann — wir zählten über 20 Inseln — und am Kreuzungspunkte der Handelsstrafsren. Noch jetzt fahren die Schiffe, welche von Konstantinopel oder kleinasiatischen Häfen direkt nach Italien gehen, und die meisten Schiffe, die von Athen nach Ägypten gehen, hier vorbei.

Ein kleines Stück unter dem Gipfel liegt die Grotte des Apollo; es ist ein breiter Felsspalt, überdacht von einem Gewölbe aus mächtigen Granitbalken, von denen sich je zwei gegen einander stützen. Durch eine Öffnung oben im Hintergrund fällt Licht ein; vor der Grotte ist durch hohe polygonale Stützmauern eine Terrasse künstlich hergerichtet. In der Mitte dieses freien Platzes liegt eine grofse runde Marmorbasis, die einst einen Altar oder ein Bildwerk trug.

Von diesem ältesten Heiligtum auf Delos stiegen wir dann wieder herab auf das Ausgrabungsfeld, wo um 8 Uhr die Erklärung der Ruinen begann. Dieselben machen zunächst einen recht unerfreulichen Eindruck. Es steht fast nichts mehr aufrecht, kein Weg führt durch das Trümmerfeld, man mufs von einem Bau zum andern über Steinhäufen klettern; ein grofser Teil ist noch nicht vollständig ausgegraben. Die Orientierung ist ungemein schwer, zumal der Plan im Bädeler ganz ungenügend ist.

Ungefähr in der Mitte der Ruinen liegen drei Tempel dicht nebeneinander. Sie waren wohl alle drei dem Apollo geweiht und repräsentieren die verschiedenen Perioden, in denen auf Delos gebaut wurde. Der älteste stammt wahrscheinlich noch aus dem 6. Jahrhundert, aus der Zeit, wo Pisistratus die Insel „gereinigt“ d. h. alle Gräber aus dem heiligen Bezirk entfernt hatte. Den zweiten Tempel, dessen Grundrifs genau dem des Parthenon entspricht, erbauten wohl die Athener, während sie die Insel beherrschten. Vom dritten Jahr-

hundert ab scheint Delos selbständig gewesen zu sein und als Mittelpunkt eines lebhaften Handels eine neue Blütezeit erlebt zu haben. Aus dieser Zeit stammt wohl der größte Tempel des Apollo, ein Peripteros von 6 zu 13 Säulen.

Um diese Tempel herum gruppieren sich die anderen Bauten; im Norden und Osten die sogenannten Schatzhäuser, in der Anlage denen zu Olympia entsprechend. Westlich vom großen Apollotempel liegt die gewaltige Marmorbasis des Apollo der Naxier. Noch trägt der Stein die Weihinschrift, daneben aber auch Inschriften von Besuchern aus dem 16. und 17. Jahrhundert und der neueren Zeit. Von der Kolossalstatue liegen noch große Fragmente umher.

Südwestlich davon liegt die große von Philipp V. erbaute Säulenhalle, östlich vom Apollotempel die Stierhalle, so genannt nach den großen Stierköpfen, welche die Kapitäle von Halbsäulen schmückten. Von dort gelangt man in nördlicher Richtung zur Agora, zu der Markthalle in römischer Zeit. Dort steht noch jetzt die Statue des C. Ofellius, ein Werk der athenischen Künstler Dionysios und Timarchides. In der Nähe liegt der heilige See, an dem Leto den Apollo geboren haben soll.

Die Erklärung der Ruinen nahm den ganzen Vormittag und einen großen Teil des Nachmittags in Anspruch. Besonders ausführlich sprach Dörpfeld im Theater, das am Abhang des Kynthos erbaut ist. Er trug uns dort noch einmal seine ganze Theorie vom griechischen Theater vor. Es ist hier nicht der Platz, dieselbe zu reproduzieren. Doch möchte ich erwähnen, daß unter allen Teilnehmern der Reise wohl keiner war, der sich nicht von der Richtigkeit der neuen Theorie wenigstens in den wesentlichen Punkten hätte überzeugen lassen.

Das Theater in Delos selbst bietet wenig Besonderes. Um mehr Platz für die Zuschauersitze zu gewinnen, ist nicht nur die Orchestra etwa 2 m tief in den Boden eingeschnitten, sondern sind auch an beiden Flügeln des Theaters hohe Stützmauern aufgeführt. Der Zuschauerraum ist im Grundriß ein etwas vergrößerter Halbkreis. Zwischen der untersten Stufe und der Orchestra läuft eine schmale Wasserrinne. Von einem besonderen Umgang ist nichts erhalten. Das Interessanteste vom ganzen Theater ist das Skenengebäude, ein längliches Rechteck, das auf allen vier Seiten von Hallen umgeben war. Man sieht noch die Fundamente für die einzelnen Pfeiler. An der Vorderseite waren die Pfeiler noch mit Halbsäulen verziert. Zwischen denselben sind noch Einarbeitungen für die Thür und die Pinakes zu erkennen. Über den Pfeilern lag ein dorisches Gebälk, von dem noch bedeutende Reste vorhanden sind. Von den der Orchestra zugewandten Ecken dieser Halle war eine Verbindung mit dem Zuschauerraum hergestellt; dadurch war zugleich das Skenengebäude seitlich abgeschlossen.

Da wir erst um 7 Uhr aufs Schiff zurückkehren mußten, konnten wir noch einige Stunden nach freiem Belieben auf der Insel herumstreifen. Ein großer Teil stieg noch einmal auf den Kynthos, andre suchten sich am Gestade einen Platz zum Baden. Überraschend war

die Farbenpracht der Vegetation. Nirgends sonst haben wir eine so manigfaltige Flora mit so lebhaften Farben gefunden. Besonders die Mohnblumen, die überall in großer Menge herumstanden, zeigten ein so feuriges Rot, das man die heimische Blume kaum in ihnen erkannte. Auch die Getreidefelder, die einen großen Teil der Insel bedecken, standen sehr schön; ich zählte an einer Ähre 70 Körner. Ausser dem Wächter der Ausgrabungen hat aber die Insel gegenwärtig keine ständigen Bewohner. Hirten und Fischer kommen nur zu zeitweiligem Aufenthalt von den benachbarten Inseln herüber.

Mit Mykonos und Delos war der östlichste Punkt unsrer Reise erreicht. Nun ging es wieder herüber nach Westen. Am nächsten Morgen befanden wir uns schon in dem geräumigen Hafen von Poros. Vor uns lag das freundliche Städtchen Poros, zu beiden Seiten stiegen bewaldete Ufer an. Wir landeten bei der Stadt und stiegen durch schönen Kiefernwald hinauf zu der Höhe, wo einst Poseidons Tempel lag. Um dies Heiligtum sammelten sich einst die Mitglieder der kalaurischen Amphiklytonie, welche die Seestädte am saronischen und argolischen Meerbusen verband. Hier gab sich Demosthenes auf der Flucht vor den Schergen des Antipatros den Tod. Jetzt zeigen nur noch einzelne behauene Steine, ein paar Kapitälfragmente und andere Baukörper die Stelle des Tempels an. Doch werden die Ausgrabungen, die in diesem Sommer dort stattfinden werden, sicher noch mancherlei zu Tage fördern. Der Tempel lag nicht auf dem höchsten Punkt der Insel, aber doch an einer Stelle mit beherrschender Aussicht. Über die Halbinsel Methana hinweg erblickt man die Berge von Argolis und Megara, über den nördlichen Teil von Poros hin schaut man auf Ägina und Salamis.

Nachmittags landeten wir an der benachbarten Küste von Argolis, um die Stätte des alten Trözen zu besuchen. Etwa eine Stunde gingen wir durch die öde, hauptsächlich mit Asphodelus und Wolfsmilch bewachsene Ebene, dann kamen wir an den Fufs des Höhenzugs und damit zu den von der französischen Schule vor kurzem gemachten Ausgrabungen. Ausser den Fundamenten eines großen Peripteraltempels wurde dort namentlich ein Gebäude aufgedeckt, das sich durch seinen Grundriß von allen andern uns bekannten antiken Bauten unterscheidet. Es ist das ein großer Hof, an den sich auf der einen Seite ein großer Saal, auf den anderen drei Seiten Zimmer von geringer Tiefe anschließen. In dem Saal befindet sich eine Anzahl quadratischer Innenpfeiler, die von niederen Bänken umgeben sind, aus den Wänden springen in gleichmäßigen Abständen Basen vor, welche Einarbeitungen für Inschriftstelen zeigen und noch die alte Numerierung tragen. Auch hier sind Bänke angebracht. Wahrscheinlich befanden sich auch an den Pfeilern Urkunden, so daß der Saal eine Art Archiv war, und man den ganzen Komplex vielleicht für ein Gerichtsgebäude halten kann. Nach den Buchstabenformen und nach bemalten Terrakottafragmenten, die wir selbst an Ort und Stelle fanden, gehört der Bau noch in das 5. Jahrhundert.

Die alte Stadt muß sich von dort weiter nach Südosten aus-

gedehnt haben, denn in dieser Richtung, gegen das Dorf Dhamala zu, stürzt ein wasserreicher Bach vom Gebirge herab. Dort mag wohl die älteste Niederlassung gewesen sein. Die Stelle, wo der Bach das Gebirge verläßt, ist ungemein malerisch. In tiefer Schlucht sprudelt das Wasser über große Felsblöcke, auf der einen Seite steigen die kahlen Felsen senkrecht auf, das andere Ufer ist mit einem grünen Teppich von allerlei Farrenkräutern bedeckt und vom frischen Laub der Platanen und Ahornbäume beschattet. An der schmalsten Stelle der Schlucht wölbt sich eine uralte Brücke darüber hin. Beim Ausgang der Schlucht steht auch noch ein alter Turm, dessen unterer Teil aus großen Polygonalen erbaut ist und wohl aus griechischer Zeit stammt; auch lassen sich dort noch Reste der alten Stadtmauer erkennen.

Nachts führen wir um die Halbinsel Methana herum und landeten morgens in der Bucht von Epidaurus. Die Halbinsel, auf der die Stadt einst lag, hat zwei Höhen, die jetzt mit Bäumen und Gesträuch dicht bewachsen sind. Die höhere östliche war die Akropolis, auf der westlichen lag wahrscheinlich das Heiligtum der Athena Kissäa. Doch sind nur einige Reste von Gebäuden erhalten, dagegen lassen sich die Befestigungsmauern an vielen Stellen verfolgen. Sie sind teils aus Polygonalen, teils aus Quadern erbaut und zeigen mehrfach alte Inschriften. Die Stelle, wo das Theater lag, läßt sich im Südwesten noch erkennen.

Nun neigte sich unsre Fahrt dem Ende zu. Doch bot der letzte Nachmittag noch einen hervorragenden Genuß. Wir landeten auf Ägina, am Fuß der Höhe, auf welcher der Tempel liegt. Die Anstrengung des steilen Aufstiegs in der Mittagshitze wurde reichlich belohnt. Auf einsamem Berggipfel stehen noch bedeutende Reste eines herrlichen Tempels, und durch die Säulen blickt man hinaus ins Meer und weiter nach Megara und Salamis, Piräus und Athen. Pentelikon und Hymettos. Der Tempel, der Athena heilig, war ein dorischer Peripteros von 6 zu 12 Säulen, von denen noch zwanzig aufrecht stehen. Im Innern war der Tempel durch zwei Reihen Säulen in drei Schiffe geteilt. Noch im vorigen Jahrhundert standen fünf dieser Innensäulen aufrecht, jetzt sind sie eingestürzt, und die Cella füllt ein wüster Trümmerhaufen. Von allen andern Tempelbauten unterscheidet sich hier der Opisthodom, welcher durch Querwände in mehrere Kammern geteilt ist.

Allzubald mußten wir Abschied nehmen von dem schönen Punkt. Wir kehrten zum Schiffe zurück, mit dem wir zwei Stunden später im Piräus landeten. Sieben Tage waren wir unterwegs gewesen, sieben Tage, so reich an Eindrücken und Erlebnissen, daß sie jedem Teilnehmer für immer unvergesslich bleiben werden.

Athen, April 1894.

Dr. Otto Staehlin.



### Beobachtungen über den Zusammenhang zwischen Sprache und Volkscharakter<sup>1)</sup>.

Mehr als irgend eine andere Seite des Volkslebens bildet die Sprache ein unterscheidendes Merkmal zwischen den einzelnen Nationen. Sie ist eben der getreueste Ausdruck des Volkscharakters; das Wort „Le style c'est l'homme“ läßt sich mit vollem Recht erweitern zu dem Satze: Die Sprache ist die Nation. So fest dieser allgemeine Satz steht, der schon lange von den hervorragendsten Sprachkennern ausgesprochen wurde, so unsicher ist der Boden, sobald man eine Durchführung des Satzes im einzelnen versucht. Aber deswegen dürfen wir uns dieser Aufgabe nicht entschlagen: der allgemeine Satz hat erst dann wissenschaftlichen Wert, wenn er im einzelnen nachgewiesen ist.

O. Weise hat nun den Versuch einer Charakteristik der lateinischen Sprache gemacht. Sein Buch zerfällt in vier Kapitel. In dem ersten derselben hat er eine Charakteristik der Sprache in dem Sinne zu geben beabsichtigt, daß er den Zusammenhang zwischen ihr und dem Volkscharakter nachwies. In den folgenden Kapiteln hat er das Wort Charakteristik in einem weiteren Sinne genommen; das zweite sucht darzustellen, wie die kulturelle Entwicklung des römischen Volkes sich in der Sprache widerspiegelt, das dritte behandelt die römische Dichtersprache, das vierte die im römischen Volke gesprochene Umgangssprache. Das Büchlein ist frisch und anziehend geschrieben; man findet in demselben mehr als die trockene Aufzählung sprachlicher Erscheinungen.

Betrachten wir das erste Kapitel mit der Überschrift: Sprache und Volkscharakter der Römer! Dasselbe scheint mir das bedeutendste an dem ganzen Werkchen zu sein; es ist auch dem Umfang nach das größte. Die Ausführungen erstrecken sich aber nicht bloß auf die lateinische Sprache, sondern auch auf die griechische und deutsche und nebenbei noch auf andere Sprachen. Der Verfasser wollte durch eklatante Beispiele den Zusammenhang zwischen Sprache und Volkscharakter im allgemeinen zeigen. Er verwertete hier die Beobachtungen, die er überhaupt in dieser Richtung gesammelt hatte. Da gerade bei der Behandlung dieses Themas der Boden, auf dem man sich bewegt, ein so unsicherer ist, daß manche von vornherein mit Mißtrauen und Kopfschütteln dem Thema gegenüberstehen, so ist es doppelt erwünscht, wenn man von verschiedenen Seiten, unabhängig von einander zu gleichen Resultaten gelangt. In einem bei der gemeinschaftlichen Sitzung der an hiesiger Universität bestehenden wissenschaftlichen Vereine im Februar 1889 gehaltenen Vortrag faßte ich die Hauptpunkte zusammen, in welchen sich der Zusammenhang der Sprache mit dem Volkscharakter zeigt, wobei ich die Belege der griechischen, lateinischen und deutschen Sprache entnahm. Die Gesichtspunkte waren die nämlichen wie bei Weise.

<sup>1)</sup> Ergänzungen zu O. Weise, Charakteristik der lateinischen Sprache, Leipzig 1891.

Ich werde nun im folgenden diese Hauptgesichtspunkte namhaft machen und an jeden Punkt Ergänzungen zu Weise und etwa von diesem abweichende Ansichten anschließen. W. erkennt selbst, daß sein Büchlein nur einen mangelhaften Versuch darstellt, wie es ja beim Anlauf nicht anders möglich ist. Aber er hat in demselben geschickt etwas Abgeschlossenes zu bieten verstanden, indem er es vermeidet, beim Leser das Gefühl von Lücken zu erwecken. So gewiß dies eine Kunst ist, so ist es andererseits doch gut, auf die Lücken hinzuweisen, damit dieselben eher ausgefüllt werden können. Es ist dies für die Sache selbst am vorteilhaftesten. Ich habe deshalb mit den folgenden Ausführungen im Auge, den weiten Umfang des interessanten Arbeitsgebietes, das sich hier eröffnet, mehr hervortreten zu lassen.

1. Vor allem sind es die Bilder einer Sprache, worin man wie in einem Spiegel das Geistesleben des Volkes erkennen kann. Man verfällt auf Bilder, die eben einem nahe liegen; „wes das Herz voll ist, des geht der Mund über“. So ist es begreiflich, daß ein Volk nach der Art seiner Beschäftigung mit Vorliebe die Bilder in der Sprache wählt. Gerade dieser Punkt des Themas springt zunächst in die Augen. Wem sollten bei der Lektüre griechischer Klassiker noch nicht die häufigen Bilder aufgefallen sein, die vom Seeleben entlehnt sind? Daß sich in den Metaphern das Kulturleben des Volkes widerspiegelt, darauf wurde auch schon längst hingewiesen. In diesem Punkt ist auch am meisten geschehen, aber nicht so viel, daß nicht noch ein weites Feld zum Bearbeiten übrig wäre. Die Metaphern, jene Geistesfunken, in denen sich so recht das urwüchsige Schaffen des Sprachgeistes offenbart, aus den Schriftstellern oder aus der lebendigen Sprache zu sammeln, ist schon an sich interessant; aber sie verdienen auch nähere Untersuchung daraufhin, wer sie im Einzelfalle geschaffen, inwieweit sie gemeines Sprachgut waren oder nach dem Vorgange von Schriftstellern wurden, inwiefern in ihnen die Eigenart des Volkes oder des Schriftstellers zum Ausdruck kommt. Wie ja die Metaphern einer Sprache ein Hauptcharakteristikum des Volkes, so sind die Metaphern eines Schriftstellers ein Hauptcharakteristikum des Mannes; eine einzige Metapher besagt oft so viel und gestattet einen so tiefen Einblick in die Weltanschauung des Mannes, wie viele Seiten einer philosophischen Abhandlung. Besonders fruchtbar aber dürfte die Vergleichung der Metaphern verschiedener Sprachen sein; es ist hier die Beobachtung von gemeinsamen Berührungspunkten, welche in der gleichen menschlichen Auffassung ihren Grund haben, nicht minder interessant als die Beobachtung des einem Volke eigentümlichen Sprachguts, welches in dessen eigenartiger Anschauung seine Wurzel hat. Bei der Entwicklung der Metapher selbst kann man drei Stadien unterscheiden: erstens den Vergleich, wobei das Bild voll ausgemalt ist; dann die eigentliche Metapher, in der das Bild noch lebendig ist, d. h. die bildliche Anwendung des Ausdrucks noch gefühlt, das Bild aber bloß angedeutet wird; drittens die erstarrte Metapher, bei der man bloß an die bezeichnete Sache denkt und erst durch Untersuchung findet, daß der Ausdruck ursprünglich bildlich ge-

wesen ist. Gerade die Metaphern der letzten Art bilden einen so wesentlichen Bestandteil der Sprachen, wie wir es von vornherein gar nicht ahnen. Sie sind das Produkt einer tausendjährigen Kulturentwicklung, ein Abglanz dessen, was die früheren und frühesten Generationen interessierte und ihren Geist gefesselt hielt. Darmesteter stellt beispielsweise in seinem Werke *La vie des mots* (Paris 1889) S. 97 und 98 aus dem Französischen Metaphern zusammen, die von der Jagd entlehnt sind: aus der Anzahl derselben erhalten wir einen ungefähren Begriff von dem Reichtum der Sprache in dieser Beziehung. Metaphern aus dem Gebiete der Jagd würden sich ebenso in Menge im Griechischen und Deutschen nachweisen lassen. Zahlreich sind auch die Bilder vom Spinnen und Weben, von denen die deutsche, lateinische und griechische Sprache durchsetzt sind; wer denkt z. B. bei Ausdrücken, wie „einen Krieg anzetteln, ein Kampf entspinnt sich“ noch an das Bild?

Auf die vielen Redensarten und Gleichnisse vom Trinken, die speziell die Sprache des bierlustigen Deutschen aufweist, hat W. S. 25 aufmerksam gemacht. Mit dem Trinken hängt aber auch enge das Spielen zusammen, und von unseren Altvordern ist die Leidenschaftlichkeit im Spiele bekannt. So finden wir denn in unsrer Sprache auch viele Bilder aus dieser Sphäre (z. B. im Spiel sein, aufs Spiel setzen, gewonnenen Spiel haben, guter Wurf, Trumpf, abtrumpfen, abgekartelt; dann die vielen Bilder vom Schachspiel). Auch die Griechen waren dem Spiele nicht abhold, und dies zeigt sich auch in ihrer Sprache; so wird *κρῖνεν* im allgemeinen Sinne von *κέρνεν* gebraucht; ebenso *ἀναρρίπτειν κέρνον περί τινος*, in einer weiteren Entwicklung sagt man sogar *ἀναρρίπτειν κέρνον, μάχην* im Sinne von „wagen“; *ἀραιῖσθαι* und *μεταίθισθαι* sind vom Brettspiel entnommene Ausdrücke, welche in der Bedeutung „zurücknehmen“ angewendet werden, z. B. verbunden mit *γνώμη* oder sogar mit Infinitiv. Bei den Römern dagegen hat das Wort *alea* keinen guten Klang; in übertragener Bedeutung ist es z. B. gebraucht Hor. od. 2, 1, 6 *Periculosa plenum opis aleae*; *aleator* und *aleo* sind Schimpfnamen, wie die Zusammenstellung in Catull. 29, 2 deutlich zeigt: *impudicus et vorax et aleo*. Die Römer hielten eben das Spiel für etwas Gefährliches, von ernster Beschäftigung Abziehendes, unwürdig der *gravitas Romana*.

Ihnen gleichsam zum Nationalhandwerk war der Krieg geworden, und demgemäß ist auch ihre Sprache voll von Metaphern aus dem Kriegswesen. Die Wörter *bellum*, *pugna* und *pugnare* werden übertragen in einer Weise gebraucht, wie wir dies bei dem griechischen *πόλεμος* oder *μάχεσθαι* nicht finden, man sagt z. B. *bellum indicere philosophis*, *sententia securi pugnare*, *ea cum consilio et ratione pugnare* (Cic. Tusc. 5, 43); *repugnare* wird ganz gewöhnlich in metaphorischer Bedeutung gebraucht; auch *oppugnare* ist in solcher Anwendung nicht selten, ebenso der Gegensatz *propugnare* mit Ableitungen; in übertragene Bedeutung geht auch über *depugnare*, *expugnare*, z. B. Hor. sat. 2, 5, 74: *Vincit longe prius ipsum Expugnare caput*, wo

das Bild von einer zu erobernden Festung ausgeführt ist, wie wir es bei Plautus sehr oft finden, s. mil. glor. von Lorenz zu v. 1147, sonst sagt man auch *expugnare alqm. precibus, exp. pudicitiam*. Selbst conflictare (sich mit einem schlagen) wird vom Widerstreit der Dinge gebraucht, wie wir Modernen Konflikt blofs in diesem Sinne kennen; *conflictari* aber ist in bildlicher Bedeutung sehr häufig; auch *profligare* geht als eigentlicher Ausdruck vom Niederschlagen des Feindes in die metaphorische Bedeutung über, z. B. *quaestionem*. Nach Cicero ist mit dem Begriff des Glücklichen verbunden, dafs er *tutus, inerpugnabilis, saeptus atque munitus* sei (Tusc. 5, 41). Viele Metaphern aus dieser Sphäre, die W. S. 28 und 29 aufführt, werden gar nicht mehr als solche gefühlt, natürlich infolge des häufigen Gebrauches. Das Bild ist aber noch lebendig, wenn die Wörter *proelium, proeliari, pugnare* in obscönem Sinn angewendet werden, oder wenn Tibull sagt (1, 10, 53): *Sed Venus tunc bella calent*, oder wenn er sich selbst den Mädchen gegenüber einen wackeren Soldaten nennt (1, 1, 75): *Hic ego durx milesque bonus*. Nicht fremdartig berührt uns das Bild, wenn das starke Zugreifen beim Essen als *proelium committere* bezeichnet wird; die Speisen sind dabei als das Heer gedacht, wie Plaut. capt. 153—166 ausgeführt ist, wobei auch *provincia* und *imperator* in das Bild verwoben werden, welche Ausdrücke sonst noch oft bei Plautus bildliche Anwendung finden. Die Namen von Heeresabteilungen gehen, wie *exercitus* selbst, in die metaphorische Bedeutung über: *legio* (oft bei Plautus), *cohors* (z. B. *amicorum, poetarum*), *manipulus* (z. B. *furum*).

Innig mit dem Kriegshandwerk steht in Zusammenhang die Ausbildung der Gladiatorenkämpfe; und so fliefsen auch die Bilder vom Krieg und vom Zweikampf in der Arena oft zusammen. Das Bild vom gladiator kommt im Lateinischen häufig vor. Den Catilina belegt Cicero wiederholt (Cat. 1, 29; 2, 24) mit diesem Namen; wie wenig schmeichelhaft derselbe war, sehen wir aus Cic. Verr. 3, 146; deutlich redet Cicero auch Cat. 1, 15 f., wenn er auch das Wort gladiator selbst nicht gebraucht: *quot ego tuas petitiones . . . parva quadam declinatione et, ut aiunt, corpore effugi! . . . Quotiens tibi iam exorta est ista sica de manibus!* Das Bild finden wir auch Cic. Rosc. Am. 17 ausgeführt, wo zugleich die Ausdrücke *palma, lanista* und *tiro* eingewoben sind; diese Wörter finden wir auch sonst allein in übertragener Bedeutung; *palma* kommt so in derselben Rede § 100 wieder vor. Das gleiche Bild ist ausgemalt Cic. in Caecil. 44—47, wo uns die Ausdrücke begegnen: *omni ratione pugnandum certandumque, artificio pervertere, labefactare atque infirmare, quemadmodum sit elusurus, quam omni ratione iactaturus; magister ludi; in pro-lusione, in ipsa pugna cum acerrimo adversario*. Ziemlich häufig kommt auch der Ausdruck *manus dare*, der in der eigentlichen Bedeutung vom besiegten Gladiator gilt, in übertragenem Sinne vor. Das erste Buch seiner Episteln eröffnet Horaz, indem er sich einem alten, mit dem Freistab (*rudis*) beschenkten Gladiator vergleicht, den Maecenas wieder in die alte Fechtschule (*ludus*) einschleusen wolle. In lanniger

Weise nennt derselbe Dichter in Sat. 1, 7, 19 zwei Streitende ein Gladiatorenpaar: *par pugnat, uti non Compositum melius cum Bitho Bacchius*. Das Wort arena hat sich aus der Bedeutung „Kampfplatz“ in einer für das kriegerische Volk charakteristischen Weise zu der allgemeinen Bedeutung „Feld der Thätigkeit“, „Fach“ entwickelt. Das Bild des Wortes campus wäre nach W. (S. 30) vom Landbau entlehnt; allein ich glaube, daß campus geradeso wie arena aus der Bedeutung Exerzierplatz in die weitere übergegangen ist; dies wird erwiesen durch die Verba, die sich damit verbinden, wie campus, in quo possit excurrere virtus, exsultare oratio. Jene bildlichen Wendungen aus der Krieger- und Fechtersprache, welche auf die Beredsamkeit sich übertragen finden, hat Wollner in einem verdienstvollen Programm (Landau 1886) aus den rhetorischen Schriften des Cicero, Quintilian und Tacitus zusammengestellt; diese Arbeit gewährt einen Überblick über die Häufigkeit dieser Metaphern (45 Seiten). In der Stelle Quintil. inst. 10, 1, 77: *Plenior Aeschines et magis fusus et grandiori similis, quo minus strictus est* hat die Konjektur (von F. Schöll) gladiator für das nicht recht verständliche grandiori große Wahrscheinlichkeit, zumal die unmittelbar folgenden Worte *carnis tamen plus habet, minus lacertorum* den Vergleich mit einem Gladiator nahe legen; in ganz ähnlicher Weise spricht der Autor bereits § 33 von den tori athletarum und den militum lacerti, welche Stelle ich bei Wollner nicht vorgefunden habe. Wie dieser Gelehrte die auf die Beredsamkeit angewendeten Metaphern vom Militärwesen behandelt, so könnten auch die auf andere Verhältnisse übertragenen Wendungen gesammelt und verarbeitet werden. Wollner selbst stellt in der Einleitung acht Fälle zusammen, in denen sich die militärischen Ausdrücke auf verschiedene Lebensverhältnisse angewendet finden.

Wenn der Römer so leicht auf das Bild vom Soldaten und Gladiator vertiel, so verrät sich eben hierin seine Freude an Kampf und Mord. Es ist charakteristisch für den rohen Sinn des Römers, daß er gerne sein Auge an dem Blute in der Arena weidete. In den Nationalspielen eines Volkes zeigt sich so recht seine Eigenart. Im Gegensatz zum Römer war es dem Griechen eine Freude, die ihre Körperkraft und Gewandtheit entfaltenden Jünglinge, den Kampf der Wagen und Rosse zu schauen, besonders hoch aber stellte er den geistigen Genuß bei den musischen Wettkämpfen. Hörte dagegen der Römer bei Aufführung eines Theaterstücks, daß Gladiatoren gegeben würden, da war er nicht mehr zu halten: alles strömte fort (Ter. Hec. prol. 31 ff.). Die Freude des Griechen am Wettkampf verrät sich auch in seiner Sprache: ich will bloß auf die Gerichtsterminologie verweisen, in welcher ganz gewöhnlich das Anklagen mit dem Nachspringen (*διώκειν*), das Angeklagtwerden mit dem Fliehen (*φεύγειν*), das Überführen mit dem Erwischen (*ἀρπίζειν*, ebenso Pass. *ἀλίσκασθαι*) verglichen wird; man verbindet diese Verba auch mit den Akkusativen *γραψήν, δίκην*. Der Prozeß selbst wird ein Wettkampf (*ἀγών*) genannt, ebenso wird das dazugehörige Verbum *ἀγωνίζεσθαι* gebraucht; auch *προκαλιέσθαι* (vor Gericht fordern) scheint vom Wettkampf über-

tragen, wie man sagt *προκαλείσθαι εἰς ἄγωνα*. Das Bild ist bei diesen Ausdrücken ganz abgebläst, so gewöhnlich ist die Übertragung geworden; eher taucht noch die Vorstellung an die eigentliche Bedeutung auf in Wendungen wie *παρέχεσθαι, παρελθεῖν* (über einen vorlaufen, im Prozeß: besiegen) oder *ἐπιξέρεσθαι* (einen Ausfall machen gegen einen, dann: anklagen).

In der römischen Gerichtsterminologie werden sich dagegen Ausdrücke vom Militärwesen vorfinden. Zwar wenn *vincere* für das Gewinnen des Prozesses genommen wird, so ist das nichts speziell Lateinisches, wohl aber, wenn mit *cadere* (*causa*) das Verlieren des Prozesses ausgedrückt wird; auch *iacere* wird hier gebraucht, welches Wort überhaupt in bildlichem Sinn eine große Rolle spielt; ebenso scheinen Wendungen wie *ex iure manum conserere, contendere cum alio iusto sacramento* daher entnommen. Eine weitere Untersuchung der juristischen Ausdrücke würde zeigen, daß diese selbst auf andere Lebensverhältnisse übertragen werden, weil sie eben dem Römer, der einen besonders ausgeprägten juristischen Sinn hatte, nahe lagen; so finden wir z. B. Cic. de or. 141 f. das Bild vom Prozeß eingehend ausgeführt.

Der Ausbildung des Kriegswesens und des Rechts verdanken die Römer ihre Größe. Von Anfang an aber waren sie ein ackerbaureitendes Volk; in der Sage von Cincinnatus spiegelt sich wieder, in welchen Ehren bei ihnen der Landmann stand. So ist ihre Sprache auch reich an Metaphern aus dieser Sphäre. Darmesteter führt (l. I. S. 96) eine Anzahl von solchen auf, die sich zum großen Teil mit den von W. S. 30 aufgezählten decken, wie *delirare, emolumentum, cohors, manipulus, rivalis*. Wenn aber bei dem letzten Wort sowohl W. als Darmesteter die Bedeutung *Rivale, competitor* annehmen, so ist dies für das klassische Latein, vielleicht für das Lateinische überhaupt nicht richtig; es ist ein plebeisches Wort im Sinne von „Nebenbuhler in der Liebe“ (s. Schmalz, *Antibarbarus*); die Bedeutung und vulgäre Natur des Wortes hängen zusammen. Auch *rivinus* und das von *rivalis* abgeleitete *rivalitas* finden sich so gebraucht. Für den ackerbaureitenden Römer hatte der Bach ein besonderes Interesse; das Wort lag ihm sehr nahe. Wenn wir im Deutschen mit Übertreibung von einem Strom von Thränen, von Blutströmen sprechen, wo der Grieche mit mehr Mäßigung *πυγή* gebraucht, verfällt der Römer auf das Wort *rivus*, z. B. *sanguinis, lacrimarum, vini, argenti*. Ja er leitete von *rivus* auch ein Kompositum *derivare* ab, welches selbst in bildlicher Bildung gebraucht wird, und von dem sich wieder die Wörter *derivatio, derivativus* ableiteten. Auf diese große Rolle, die das Wort *rivus* im Lateinischen spielt, hätte W. bei *rivalis* hinweisen können. Dagegen hätte er *pecunia* an dieser Stelle weglassen dürfen; wenn es mit *pecus* zusammenhängt, so beruht dies auf der Entwicklung des Geldes überhaupt; auch im Gotischen bedeutet *faihu* sowohl Vieh als Geld. Eine Art von Metaphern im Lateinischen aber ist bezeichnend für das römische Bauernvolk: das Schreiben auf die Wachstafel wird mit dem Pflügen, die Tafel selbst mit einer Wiese

verglichen, z. B. *cera sulcos arare, cærea prata desulcare*; ja man ging noch weiter und sagte sogar *exarare librum*. Ein hierher gehöriges Beispiel ist auch *prævaricor* mit den Ableitungen *prævaricatio* und *prævaricator*, welches Wort zunächst vom Landmann gebraucht wurde in der Bedeutung: krumme Linien beim Aekern ziehen. Von da ging es in die Gerichtssprache über auf den Anwalt oder Ankläger, der es heimlich mit der Gegenpartei hält. Dieser Gerichtsterminus wurde dann weiter auf andere Verhältnisse übertragen, so daß das Wort die allgemeine Bedeutung annahm „die Amtstreue brechen, die Pflicht verletzen“. Bei dem in übertragenem Sinn gebrauchten Wort *seges* (*telorum, stimulorum*) hätte W., da er Vergleiche mit den anderen zunächst liegenden Sprachen zu bringen pflegt, auf das im Deutschen hiefür gebräuchliche Bild: „Pfeilregen, es regnete, hagelte nur so von Schlägen“ verweisen können. Man kann in diesen Ausdrücken das Widerspiel der klimatischen Verhältnisse in der Sprache erkennen. Wenigstens stimmt diese Annahme zu der von W. S. 39 angeführten Thatsache, daß allmählich alle germanischen Stämme den Vertreter des wolkenbedeckten germanischen Himmels Wodan zum höchsten Gott erhoben, während sie den alten Lichtgott Zeus (*Tius*) zum Kriegsgott gemacht haben. Wenn der Grieche, um das Launenhafte und Unbeständige auszudrücken, auf das ihm zunächstliegende Bild von der See verfällt, so denkt der Deutsche an das Wetter, indem er den Vergleich gebraucht: launisch wie das Wetter.

Die Ausdrücke vom Ackerbau sind im Lateinischen auch nicht selten auf das Kriegswesen übertragen worden, vom Kriegswesen sind sie in weiterer Linie auf andere Verhältnisse übergegangen, wie wir vorher bemerkten, daß Ausdrücke vom Kriegswesen auf die Jurisprudenz und von da auf andere Gebiete angewendet wurden. So sind die Wörter *cohors* (Gehege), *manipulus* (Bund, Bündel, eigentlich Armvoll) in der Bauernsprache heimisch, von hier aus wurden sie in der Militärsprache sefhaft, und von da selbst verzweigten sie sich in übertragener Bedeutung auf andere Verhältnisse; in *prævaricor* liegt ein Übergang aus der Landmannssprache in die Gerichtssprache und von da in weitere Gebiete vor. Auf die Beziehungen zwischen Ackerbau und Kriegswesen in der lateinischen Sprache weist auch G. Landgraf in dem unlängst herausgegebenen *bellum Alexandrinum* (zu c. 61) hin.

Aus diesen paar Ergänzungen zu W. kann man schon erkennen, wie sich in der Metapher das Kulturleben eines Volkes widerspiegelt. Die Metapher ist aber auch jene Spracherscheinung, durch die sich am besten der Zusammenhang der Sprache mit dem Volkcharakter fixieren läßt. Und deswegen halte ich es für das Richtige, mit diesem Punkte zu beginnen. Dieser selbst regt erst zu weiteren Betrachtungen über die Sprache als den Ausdruck des Volkcharakters an.

Durch die Bilder, die der Sprechende gebraucht, verrät derselbe unbewußt, in welchen Regionen sich seine Phantasie bewegt. Dieses zeigt sich aber auch darin, daß er von einem Gegenstand überhaupt

gerne spricht: was er in verschiedenen Variationen immer wieder vorbringt, das muß ihm besonders am Herzen liegen. Das häufige Vorkommen von gewissen Begriffen in einer Sprache läßt also auf den Charakter des Volkes schließen; noch deutlicher aber spricht das Fehlen von Begriffen. Selbstverständlich ist es, daß es in einer Sprache kein Wort für einen Gegenstand geben kann, der dem Volke fremd ist. So ist es möglich, aus dem Wortschatz einer Sprache auf den Kulturstand des Volkes Schlüsse zu ziehen; vgl. Schrader, Sprachvergleichung und Urgeschichte. Bei abstrakten Begriffen, die nicht so greifbar sind und sich bei der Untersuchung unter der Hand verflüchtigen, ist freilich der Boden viel unsicherer als bei äußeren Gegenständen.

Dem Deutschen rühmt man die Gemütlichkeit nach. Was das Wort selbst betrifft, so wüßte ich nicht, welches lateinische oder griechische Wort dem deutschen entspräche. Aber gerade das Wort Mut (= Gemüt) ist es auch, das in unsrer Sprache eine große Rolle spielt; Zusammensetzungen damit sind: Edelmut, Großmut, Kleinmut, Übermut, Hochmut, Demut, Wehmut, Sanftmut, Anmut, Gleichmut, Freimut, Mißmut, Unmut, Langmut. Und von allen diesen Substantiven fühlte die Sprache das Bedürfnis Adjektiva zu bilden, wie edelmütig u. s. w.; auch Verba wie anmuten, zumuten, vermuten sind mit diesem Stamm komponiert. Auch das gleichbedeutende Wort Herz kommt in unsrer Sprache häufig vor (weichherzig, barmherzig; herzen, herzig, beherzigen). Der Römer hatte wenig Gemüt, und dies zeigt sich auch in seiner Sprache, das vieldeutige *animus* entspricht nicht unsrem „Gemüt“: näher steht uns in dieser Beziehung der Grieche, den obengenannten Zusammensetzungen im Deutschen entsprechen die griechischen Komposita mit — *ἦθος*, — *ἦρμα*. Was W. S. 34 von der Liebe in der römischen Sprache sagt, daß nämlich die Dichter sofort nach den stärksten Ausdrücken greifen, die sie dann nur wenig zu steigern vermögen, weil sie die Liebe eben nach ihrer inneren seelischen Seite nicht zu fassen im stande waren, dies gilt von innerer Erregung und weicher Stimmung in der römischen Sprache überhaupt. Es kann befremden, daß gerade die Römer nach den Ausdrücken ihrer Schriftsteller, welche die bei ihnen auftretenden Personen *flentes, lacrimantes, cum fletu, multis cum lacrimis orantes* schildern, so weichherzig gewesen sein sollen, sie, die wir uns als ein rauhes Kriegervolk, hart wie das Eisen ihrer Waffen vorstellen. Aber diese Ausdrücke erklären sich eben so, daß der römische Schriftsteller, um eine innere Erregung zu bezeichnen, gleich die stärksten Ausdrücke brachte, weil ihm der Sinn und damit der Ausdruck für eine weichliche Stimmung und innere Rührung abging. Georges hat recht wohl gemerkt, daß jene Wörter nicht immer so stark gemeint sein können, und dies angedeutet, indem er in seinem Lexikon (7. A.) bei *fletus* auch die Bedeutung „Rührung“ angibt, *prae lacrimis* (*loqui non possum*) dem deutschen Ausdruck „vor Rührung“ gleichsetzt und bei *lacrimare* die Bedeutung verzeichnet „fast bis zu Thränen gerührt werden“.



Wie also dem Römer der Ausdruck für Gemüt abgeht, so mangelt ihm auch der für gesteigerte innere Erregung, wofür er gleich den stärksten Ausdruck wählt. Er war eben nicht weichlich und sentimental angelegt. Ruhige Überlegung, planmäßiges Vorgehen und thatkräftiges Handeln waren seine Nationaltugenden; zu der von W. S. 4 angeführten Liviusstelle: „*facere et pati fortia Romanum est*“ stimmt die Charakteristik Sallusts (Cat. 8, 5): „*optimum quisque facere quam dicere malebat*“. Virtus, ratio, consilium sind auch jene Ausdrücke, welche uns immer wieder in den verschiedensten Anwendungen begegnen. Zu diesen Eigenschaften schickt sich ein ernstes, würdevolles Auftreten; darauf legt der Römer viel Gewicht. Unter den Vorzügen einer Römerin lesen wir auf ihrer Grabschrift neben ihrer *sedulitas* auch ihren Gang (*incessus*) gerühmt. Diese Charakterseite spiegelt sich in dem lateinischen Worte *gravitas* wider. Bei den Griechen werden wir vergebens nach einem entsprechenden Ausdruck suchen; ihre *levitas* war ja den Römern sprichwörtlich. Während uns im Lateinischen der Begriff ernst, traurig in vielen Ausdrücken und oft begegnet, werden wir im Griechischen nach langem Suchen Ausdrücke finden, die nur halb entsprechen und selten vorkommen. Für „sich freuen“ weist dagegen die Sprache des lebenslustigen Griechen, dessen Grufs *χαῖρε* war, viele Synonyma auf: *εὐφροαίνομαι, ἕδομαι, γέγηθα, χαίρω, ὑπερομαι*. Man hat gesagt, der Grieche habe kein Wort für bescheiden. Dem gegenüber sind für den Begriff keck, frech viele Synonyma vorhanden: *θρασύς, ἀσελγής, βδελυρός, ἰταμός, ἀθιάθια, ἰβρασιής*. Der Römer aber nennt einen solchen — bezeichnend für den römischen Charakter — einen ungewöhnlichen Menschen (*insoletus*): das kecke, freche Auftreten vertrug sich nicht mit seiner *gravitas*.

Diese *gravitas* im römischen Wesen äußerte sich nach einer anderen Seite nachteilig, nämlich als Schwerfälligkeit; die Römer besaßen nicht die Leichtigkeit in der Auffassung wie die Griechen. Sie mußten deshalb durch Fleiß ersetzen, was ihnen an genialer Begabung versagt war. Mit Recht rühmt Livius an ihnen (23, 14, 1) die *insita animis industria*, Dafs sie ein gutes Sitzfleisch hatten, erkennt man auch in ihrer Sprache; für „fleißig“ haben sie viele Wörter: *sedulus, assiduus, industrius, diligens, laboriosus, strenuus* mit den dazu gehörigen Substantiven. Was die Etymologie von *sedulus* betrifft, so halte ich die Ableitung von der Wurzel „*sed*“ (in *sedere, sedes, sedare*) für natürlicher als die Annahme, dafs es aus *se dolo* entstanden sei. Es würde sich dann das Wort in eine Reihe stellen mit *credulus, pendulus, patulus* u. ä., und es läge in demselben der Begriff der Ausdauer, welche in dem unverdrossenen Sitzenbleiben bei einer Aufgabe sich zeigt. Diese Auffassung des Wortes stimmt zu dem römischen Charakter — ein altes Sprichwort hiefs: *Romanus sedendo vincit* — und hat ein Analogon in *assiduus*.

Freilich begibt man sich, wenn man die Charaktereigenschaften eines Volkes in seiner Sprache wiederfinden will, auf ein sehr unsicheres Gebiet. Fester ist der Boden, wenn man die Sprache daraufhin untersucht, wie sich in ihr die Lieblingsbeschäftigungen des Volkes

widerspiegelt. Im Wortschatz der lateinischen Sprache sind es besonders die Ausdrücke für Kämpfen, die sehr gut vertreten sind: *pugnare, dimicare, conligere, manum conserere, proeliari* etc. Auch für töten sind viele Wörter vorhanden, wie *necare, enecare, exanimare, caedere, occidere, concidere, interficere, interemere, percutere, trucidare, obruncare, ingulare, (de medio) tollere*. Die Terminologie mit *bellum* ist eine sehr ausgebildete. Schon in den unteren Klassen des Gymnasiums ist den Schülern eine reiche Anzahl von Wendungen mit *bellum* geläufig ((*com*)*movere, conflare, parare, indicere, inferre, gerere, trahere, componere, conficere* etc.); ebenso mit *proelium*. Dafs es zu *bellum* mehrere Adjektiva gibt (*bellax, bellosus, bellicus, bellicosus*), während für *pax* die gewöhnliche Sprache des Römers kein Adjektivum kennt (wie etwa im Deutschen: friedlich, friedsam, friedfertig), hat schon E. Wölflin hervorgehoben (Sitzungsberichte der bayr. Akad. 1888, 2, S. 197 ff.).

Wir werden so auf einen neuen Punkt geführt: Der Reichtum einer Sprache ist vielfach bedingt durch die Fügbarkeit derselben zu Zusammensetzungen und die Fähigkeit zur Bildung neuer Wörter. Stellen wir hier griechische und lateinische Sprache neben einander, so ist damit der füsamer und geschmeidige Geist der Griechen und der konservative und starre Sinn der Römer hinlänglich gekennzeichnet. Grofsartig ist die griechische Sprache in der Zusammensetzung der Wörter; wie gefügig sie hierin ist, sieht man am besten aus den Wortbildungen eines Aristophanes. Ein besonderer Vorzug der Sprache ist die grofse Zusammensetzungsfähigkeit mit Präpositionen. Auf diese Weise kann mit einem Worte kurz und präzise und gerade deshalb recht treffend zum Ausdruck gebracht werden, wozu in einer anderen Sprache oft mehrere Wörter notwendig sind; vgl. Kompositionen wie *ἀντιπολλῶνα, ἀντινεργεῖν, προσδεῖν, προσρημακάνειν, ἐπερίθεσθαι, ἐπερπαιεῖν, ἐπερπαιθνήσκειν, προσπαιθνήσκειν*. Besonders charakteristisch sind die vielen Zusammensetzungen mit zwei und selbst mit drei Präpositionen; vgl. noch *ἀντιπαροβῶλλον, ἐπιπαροβῶλλον, προσεπιθνήσκειν, ἐπεκπροθεῖν, ἐπεκπροθεῖν, προσζαρισίεσθαι* und Tausende von ähnlichen Komposita, besonders mit *σύν*, wie *συνελαρισίεσθαι, συνεπαροβῶν*. Eine Statistik über die Doppelkomposita im Griechischen würde zeigen, wie ungeheuer grofs die Anzahl derselben ist. Es ist mit diesen Zusammensetzungen eine besondere Anschaulichkeit in der Darstellung deshalb verbunden, weil die einzelnen Teile noch als lebendig gefühlt werden. Ganz anders steht es in dieser Beziehung im Lateinischen. Es scheinen hier zwar auch vereinzelt Zusammensetzungen mit zwei Präpositionen vorhanden zu sein, wie *assurgo, consurgo, resurgo, abscondo, repercutio*. Aber gerade diese Ausnahmen bestätigen nur die Regel. Denn es sind blofs scheinbare Doppelkomposita, bei denen wir erst mit Hilfe der Etymologie finden, dafs sie mit zwei Präpositionen zusammengesetzt sind; die lebendige Sprache fühlte sie als einfache Komposita, da in ihnen die Kraft der einen Präposition nicht mehr lebendig war.

Wie in der Zusammensetzung mit Präpositionen, ein ähnliches

Verhältnis besteht zwischen den beiden Sprachen auch in der sonstigen Wortbildung und Wortableitung mittels Suffixe. Die deutsche Sprache kommt in dieser Beziehung der griechischen näher; denken wir nur an die Fügbarkeit unsrer Sprache beim Übersetzen, vermöge welcher wir dem Original so nahe kommen können.

Wir deuteten schon vorhin an, daß durch geeignete Wortzusammensetzungen Anschaulichkeit in der Sprache erreicht wird. Wenn die griechische Sprache durch eine besondere Anschaulichkeit ausgezeichnet ist, welche ihr etwas Künstlerisches verleiht, so ist gewiß gerade diese Elastizität in der Wortbildung mit daran schuld, wenn dies auch bloß ein Punkt von vielen ist, in welchem der Grund jener Anschaulichkeit greifbar hervortritt. Schon Lessing hat diesen Vorzug der griechischen Sprache erkannt. An einer Stelle des Laokoon (XVIII) zeigt er, wie dem Homer seine vortreffliche Sprache zu statten kommt, daß er mit den Worten *καμπύλα κέκλα, χάλκεια, οκτιάνημα* oder *ἀσπίδα πένιουσ' ἔειπεν, χάλκείην, ἐξήλιον* in gedrängter Kürze ein Gemälde hervorzaubert und sich so einen Eingriff in das Gebiet des Malers erlauben kann. Dem Homer lasse seine Sprache alle mögliche Freiheit in Häufung und Zusammensetzung der Beiwörter. Den neueren Sprachen dagegen fehle es an dieser Bequemlichkeit, die französische z. B. müsse umschreiben: „die runden Räder, welche von Erz waren und acht Speichen hatten“; dadurch würde der Sinn ausgedrückt, das Gemälde aber vernichtet. Unsre deutsche Sprache hingegen könne die homerischen Beiwörter meistens in ebenso kurze gleichgeltende Beiwörter verwandeln. Daß der hier erwähnte Mangel der romanischen Sprachen nichts weiter als ein Erbstück der lateinischen Muttersprache ist, hat schon W. (S. 28) erwähnt. Dieser Mangel im Lateinischen ist zugleich mit ein Grund an jener nüchternen, mehr verstandesmäßigen als die Phantasie anregenden Darstellung, welche ein Charakteristikum der lateinischen Sprache ist.

Von der Wortbildung schreiten wir weiter zur Wortzusammensetzung im Satze, zur Satzkonstruktion. W. hat mit Recht als Grundzug des lateinischen Satzes die Subordination bezeichnet. Recht klar wird der Unterschied zwischen lateinischem und griechischem Sprachgeist, wenn wir gerade in diesem Punkt beide Sprachen vergleichen. Wie oft kehrt nicht im Griechischen das *μήν* und *δέ* wieder, in einen Gegensatz ist wieder ein anderer eingeschaltet: ein buntes Bild von Gegensätzen! Während ein lateinischer Satz das Gepräge des römischen Staates trägt, wo alles wohl in einander gefügt und organisiert ist, erinnert eine griechische Periode an das zerrissene und zerklüftete Land, welches ebensoviele selbständige Staaten als Städte zählte (deshalb hat *πόλις* beide Bedeutungen), wo ein Gegensatz auf den andern stieß. Der Zug der Freiheit ist es, der überall in Hellas weht; ungehemmt entfaltet sich die Individualität. In einer solchen Atmosphäre konnte sich Kunst und Wissenschaft gut entwickeln. Im römischen Reich ist es das Prinzip der Unterordnung, das uns aus allen Institutionen entgegentritt. Durch die wunderbare Organisation konnte ein Weltreich geschaffen und zusammengehalten

werden. Wie dieser römische und griechische Geist sich in der ganzen Anlage der Satzgefüge widerspiegeln, so auch in den einzelnen Satzteilen. Der Lateiner liebt die Gleichmäßigkeit des Ausdrucks, die Konzinnität; der Grieche strebt nach Variation, er ist kein Freund der Schablone. Große Freiheit herrscht im Griechischen bezüglich der Konstruktionen; welche Fülle von gleichwertig neben einander bestehenden Verbindungen! Ich erinnere beispielsweise an die *verba dicendi*, welche sowohl mit *ὅτι* (*ὡς*) als mit Infinitiv verbunden werden, an Verba, wie *δεικνύειν*, *εὐρίσκειν* etc., welche sowohl mit *ὅτι* als mit Participle stehen, an *μέλλω* mit Infinitiv Futuri, Präsens und selbst Aoristi. Von dieser Laxheit ist das Lateinische weit entfernt, es trägt den Charakter viel größerer Striktheit; Doppelkonstruktionen finden sich hier weit seltener nebeneinander. Eine solche Sprache eignete sich gut zu einer Rechtssprache. Die genannten Punkte lassen sich durch Statistik in beiden Sprachen genauer nachweisen.

In Einzelheiten bin ich hier anderer Ansicht als W. So wenn er S. 17 in der Vermeidung der zweideutigen Konstruktion *Caesarem Pompeium victurum esse sperabat* einen bemerkenswerten Beleg für das Streben des Römers nach Deutlichkeit findet; ich glaube, die lateinische Sprache zeigt hier bloß etwas, was eine andere Sprache auch thun würde und thun müßte, um deutlich zu sein. Dasselbe gilt von der Konstruktion *tibi a me* (statt *mihi*) *parendum est*, welche W. gleichfalls anführt. Darin, daß das Lateinische den Dual fallen ließ, erblickt W. (S. 9) die sparsame Haushaltung des Römers in der Sprache, der den entbehrlichen Luxus abwarf. Reste des Duals findet W. noch in *duo* und *ambo*. Eigentlich ist aber auch *octo* eine Dualform (die Endung des Duals *o*, aus *au* entstanden, wie noch in *octavus* zu erkennen; wenn diese Zahl als Dual aus zweimal vier sich zusammensetzt, so ist dies eine ähnliche Auffassung wie im frz. *quatre-vingt*). Doch es kommt hier nicht sowohl darauf an, ob die Form noch ein Dual ist, als vielmehr darauf, ob noch das Gefühl für den Dual vorhanden ist, d. h. ob im Sprachgefühl noch Objekte paarweise aufgefaßt werden, und diese Auffassung durch eine eigene Form in der Sprache zum Ausdruck kommt. Und insofern gehören die Pronomina *uter*, *alter*, *neuter* etc. hieher. Das Vorhandensein dieser Sprachformen hält aber W. (S. 16) für einen Vorteil, wodurch Deutlichkeit entsteht. Im Griechischen selbst kommt der Dual nur selten vor; aber es kommt der Sprache gut zu statten, daß überhaupt diese Form noch vorhanden ist und manchmal im Interesse der Deutlichkeit gut verwendet werden kann. Wie W. das Aufgeben des Duals im Latein als das Abstoßen von entbehrlichem Luxus betrachtet, so hält er, wenn der Lateiner in der Konstruktion der Verba beim Passiv streng scheidet zwischen Personen und Sachen, dies für einen Vorzug (S. 16). Ich denke, so gut wie der Dual, könnte man auch diese Scheidung als überflüssig bezeichnen; im Deutschen, wo dieselbe fehlt, entsteht nie deswegen eine Undeutlichkeit. Die Beibehaltung des Ablativs überhaupt könnte als Luxus gelten; das Griechische und auch andere Sprachen kommen ohne diesen Kasus aus. Hätte der Lateiner

den Dual treuer bewahrt als der Griechen, so würde auch diese gegen-  
 teilige Erscheinung auf den Charakter zurückgeführt und darin der  
 konservative Sinn des Römers erblickt werden können. Man wird  
 also nicht zu weit gehen dürfen. An klarem Verstand blieb der  
 Grieche nicht hinter dem Römer zurück, an feinem Gefühl, welches  
 in der Sprache eine gröfsere Rolle spielt, stand er weit voran. Dafs  
 der Römer in der Sprache nicht immer so strenge Logik durch-  
 führte, sieht man an dem vieldeutigen *cum* mit Konjunktiv, welches  
 sowohl temporal-kausal, als rein kausal, wie auch konzessiv und ad-  
 versativ sein kann. Selbst die genaue Tempusbezeichnung des Römers,  
 welche W. ihm als besonderen Vorzug anzurechnen scheint, kann man  
 als überflüssige Tüftelei auffassen. In Wirklichkeit versteht man ja  
 das Deutsche: „er kommt bald wieder“, oder „ich hoffe, dies zu be-  
 kommen“ gerade so gut als das lateinische: „*mox redibit*“, oder  
 „*hoc me accepturum esse spero*“. Denn die Wörter bald, hoffen sind  
 schon selbst bezeichnend für die zukünftige Zeit. Es braucht dieselbe  
 nicht noch ein zweites Mal deutlich gemacht zu werden, sondern die  
 Sprache kann ganz wohl das Präsens als das allgemeine Tempus  
 setzen (s. Paul, Prinzipien der Sprachgeschichte, 2. Aufl., S. 229; so  
 erklärt sich auch das Präsens in den griechischen Ausdrücken *παύσαι*,  
*παύσειν λεγόμενα*). Es ist also doch die deutsche Sprache, die hier  
 minder sorgfältig scheint, deutlich genug.

Nachdem wir von dem Wort im Satze ausgegangen und zur  
 Satzkonstruktion fortgeschritten sind, kehren wir zum Worte zurück,  
 um dieses selbst in seine Bestandteile zu zerlegen: wir kommen zu  
 den Lauten der Sprache. Mit diesen beginnt W. die Unter-  
 suchung. So sicher es ist, dafs gerade in den Lauten als dem Kern  
 der Sprache der eigentümliche Charakter eines Volkes am treuesten  
 ausgeprägt ist; so schwer ist es, gerade hierin feste Haltpunkte zu  
 gewinnen. Das Lateinische klingt so gravitatisch und ernst, das  
 Griechische so weich und lieblich, das Französische so vornehm und  
 elegant! Aber wenn wir beginnen wollten, dies in einzelnen nach-  
 zuweisen und bestimmte Laute mit gewissen Charakterzügen eines  
 Volkes in Verbindung zu bringen, so würden wir zu sonderbaren  
 Resultaten gelangen. Gerade diese Seite der Sprache liegt so tief,  
 dafs wir beim Versuch einer Erklärung uns nur zu leicht in subjek-  
 tive Auffassungen verstricken. Wenn z. B. W. S. 88 die Formen  
*mollibat*, *nutribat* oder *saecla*, *vincla* markiger und kräftiger findet  
 als die volleren Formen *molliebat*, *saeacula*, so vermag ich ihm nicht  
 beizustimmen. Noch weniger kann ich finden, dafs die Genitive auf  
 -um statt -orum, -arum, wie deum, die Akkusative auf *is* statt *es* in  
 der 3. Deklination, die Perfektformen auf -re statt -runt der poeti-  
 schen Rede ein ehrwürdigeres Gepräge verleihen. Dies sage ich je-  
 doch nicht, weil ich etwa glaube, man müfste diese Seite der Sprache  
 ganz aus der Betrachtung ausschliesen. Ich halte es nur nicht für  
 gut, mit den Lauten die Untersuchung zu beginnen, weil eben hier  
 der Boden am unsichersten ist. S. 7 führt W. eine Reihe von Laut-  
 verbindungen an, die blofs der lateinischen Sprache, und andre, die

blofs der griechischen eigen und nicht beiden Sprachen zugleich gemeinsam sind; aber diese Lautverbindungen lassen sich nicht auf bestimmte Charaktereigenschaften zurückführen. Übrigens haben sich hier einige Unrichtigkeiten bei W. eingeschlichen, wie diese, dafs sich der Lateiner gegen die Verbindung tr am Wortanfang sträube; hingegen meidet der Lateiner die Verbindungen dm, gn, stl am Anfang, welche dem Griechen wenigstens ebenso geläufig sind, wie γδ, welches W. anführt. Doch das sind Kleinigkeiten.

Was W. S. 8 von dem Reichtum der griechischen Sprache an Vokalen und besonders Diphthongen gegenüber der Armut des Lateinischen ausführt, halte ich für zutreffend. Aber woher kommen im Griechischen die vielen Vokale, warum ist das Lateinische in dieser Beziehung so dürftig? Die schönste Erklärung finden wir in den Lautgesetzen. Auf jene Erscheinung, dafs die Diphthonge im Lateinischen monophthongisiert wurden, macht auch W. aufmerksam; er hätte hier beifügen können, dafs oi auch einerseits zu u, anderseits zu i sich verdünte (οἶνος vinum, οἶνός unus, ἵπποι equi), dafs ei auch zu i wurde, ein u auch aus ou entstand und dafs selbst der Diphthong au vielfach als o auftrat.

Die griechische Sprache weist aber einen solchen Reichtum an Diphthongen nicht blofs deshalb auf, weil sie die ursprünglichen Diphthonge als solche beibehielt, sondern viele Diphthonge sind auch unter Einwirkung der beiden durchgreifenden Lautgesetze entstanden, dafs s zwischen zwei Vokalen ausfiel, und dafs das Digamma überhaupt verloren ging. Daher also das farbenfreudige Vokalbild im Griechischen!

Das Lateinische behielt das v bei, das s aber zwischen zwei Vokalen wurde zu einem r. So wurde dieser Konsonant in der Sprache ein sehr häufiger. Und gibt nicht gerade dieser schnarrende Laut der Sprache etwas Strenges und Hartes? Gerade in der Kommandeursprache ist das r ein charakteristischer Laut. Unwillkürlich denkt man da an die Worte H. Heines, der das Latein eine Kommandeursprache genannt hat. Es ist dies der nämliche Gedanke, den Fr. A. Wolf ausspricht: „Die lateinische Sprache hat nicht den Wohlklang. Sie ist eine Soldatenform, hart und majestätisch . . . Die Römer haben das Frühere nicht abgeschliffen. Die vielen Konsonanten und wenigen Vokale geben ihrer Sprache ein hartes Ansehen und charakterisieren die Nation.“ Aus den Beispielen, die Wolf dazu gibt, sieht man, dafs er besonders dem r die Kraft, in der Sprache hart zu wirken, zuschreibt. Ich weifs wohl, dafs manche einwenden, wir wüßten nicht, wie das r von den Römern gesprochen wurde; es seien dies deshalb Hypothesen ohne Wort. Aber es wird doch kaum Zufall sein, dafs gerade auch die Sprache des kriegerischen Lakonen und Deutschen den Rhodazismus aufweist, was auch Weise bemerkt. Deutlich aber sehen wir, dafs selbst für das Ohr des Römers das r kein angenehmer Laut war, daraus, dafs er diesen Buchstaben littera canina nannte. Wir glauben deshalb berechtigt zu sein, in diesem Laut etwas Hartes und Strenges zu erkennen und das Lautgesetz des Rhodazismus im

Lateinischen mit dem römischen Nationalcharakter in Verbindung zu bringen.

Andere Lautgesetze, an denen wir beobachten können, wie es kommt, daß das klassische Attisch so klangvoll ist, während wir dies im Latein vermissen, sind folgende: Indogermanisches *r* sonans wird im Griechischen zu *ρα* oder *αρ*, im Lateinischen zu *or* und *ur*, z. B. *καρδία* — *cor*(d), *ἰπαρ* — *iecur*; in bestimmten Fällen treffen wir statt des lateinischen *em* (*im*), *en* (*in*) im Griechischen *α*, resp. *αυ*, z. B. *ἐπία*-*septem*, *παχὺς*-*pinguis*, *α(ν)* *privativum* — *in*. Auch durch jenes tiefeinschneidende Lautgesetz, wornach unter bestimmten Verhältnissen *e* zu *i*, und *o* zu *u* (*decem* — *undecim*, *ἑκατόν* — *centum*) wird, verliert die lateinische Sprache an Wohlklang.

Auch diese Lautgesetze, denke ich, hätte W. anführen dürfen. Sie machen uns begreiflich, wie es kommt, daß die lateinische Sprache gegenüber der griechischen so sehr an Formschönheit zurücksteht. Am häufigsten sehen wir auf lautgesetzlichem Wege im Latein den Buchstaben *i* entstehen. Und thatsächlich finden wir ihn in der Sprache, wenn wir die Probe machen, sehr oft vor. Auf statistischem Wege ergibt sich, daß auf ein *ι* im Griechischen (die wohlklingenden Diphthonge mit *ι* dürfen natürlich nicht eingerechnet werden) drei bis vier *i* im Lateinischen treffen. Das häufige Vorkommen gerade dieses dünnen, wenig klangvollen Buchstabens wirkt also hauptsächlich mit, daß es der Sprache an Lautschönheit gebricht.

So sicher nun auch die Laute der Sprache ihre tiefere Begründung in dem Charakter des Volkes haben, so unsicher und schlüpfrig sind die Pfade der Untersuchung, sobald man hier dieselbe im einzelnen mit strenger Wissenschaftlichkeit führen will. Aber ausgehend von den Lautgesetzen wird man auch diesen Punkt mit Hilfe der Lautphysiologie unter Anwendung einer vernünftig gehaltenen Statistik weiter ausarbeiten können.

Der Laut ist nur die äußere Hülle, der Körper des Wortes: dem Wortlaut steht gegenüber der geistige Inhalt, die Wortbedeutung. Leider ist die Wissenschaft in der Bedeutungslehre weit zurück hinter der Lautlehre: der Wert der bis jetzt darüber erschienenen Arbeiten beruht hauptsächlich auf den behandelten Beispielen; die beste Vorarbeit aber liegt in den Artikeln des Archivs für latein. Lexikographie (red. v. E. Wölfflin) vor, welche eine Reihe von Wörtern in ihrer Entwicklung durch die ganze Latinität darstellen. Wenn wir nun das Lateinische und Griechische in der Bedeutungsentwicklung nebeneinander stellen und betrachten, wie beide Nationen den ererbten Sprachstoff verwertet haben, so zeigt sich, daß die Griechen als das weit regere und begabtere Volk einen ganz anderen Reichtum an Wortbedeutungen aufweisen als die konservativen, weniger beweglichen Römer. Wie schwach entwickelt die lateinischen Wörter in ihren Bedeutungen sind, davon kann man sich am besten ein Bild machen, wenn man die in den bisherigen Bänden des Archivs bearbeiteten Wörter betrachtet; nur darf man die verschiedene Anwendung eines Wortes nicht für eine neue Bedeutung hinnehmen.

Aber nicht blofs im allgemeinen kann man aus der Bedeutungs-entwicklung schliessen, auch einzelne Bedeutungsveränderungen werfen oft ein helles Licht auf den Nationalcharakter. In diesem Punkt scheint mir jedoch W. mit nicht so viel Glück wie sonst operiert zu haben. Er geht nämlich von der Erwägung aus, dafs die Objekte ihren Namen ursprünglich von einem hervorstechenden, in die Sinne des Menschen fallenden Merkmal haben, für die Auffassung eines Volkes aber charakteristisch ist, welches Merkmal als wesentlich erschien. Er legt deshalb die Etymologie zu grunde; sie ermögliche uns einen Einblick in die Geisteswerkstatt des Volkes bis zum verborgensten Winkel. Gewifs, aber wenn nur die Etymologie der Wörter feststünde! Oft ist sie ganz unsicher, immer aber erschließt sich auf etymologischem Wege nur eine ungefähre Bedeutung, wir können nicht jene Vorstellungen ergründen, die das sprechende Volk an das Wort knüpfte. Um das, was wir meinen, anschaulicher zu machen, möchten wir uns die Anführung folgenden Beispiels gestatten. Wären wir, um die Bedeutung des Wortes *orare* zu ergründen, blofs auf die Etymologie (von *os*, *oris*) angewiesen, so würden wir auf allerlei Bedeutungen verfallen, wie ‚den Mund öffnen, gähnen‘, oder ‚essen‘, aber auch auf die Bedeutung ‚schmecken‘ (cf. das deutsche ‚munden‘) oder auch ‚küssen‘ (cf. *osculum*). Alle diese Bedeutungen wären bei dem Worte rationell möglich, und wir würden vielleicht eher auf diese und ähnliche Bedeutungen raten, als auf die in der Sprache thatsächlich auftretende bekannte Bedeutung des Wortes. Ebenso könnten wir bei dem Worte *praetor*, wenn wir dasselbe nur aus der Etymologie (seiner Zusammensetzung nach) kennen würden, viele Bedeutungen als möglich annehmen, ehe wir auf die thatsächliche Bedeutung des Wortes kämen. Die Vermutung spielt also bei der Etymologie selbst in Fällen, in denen die Herkunft des Wortes feststeht, eine grofse Rolle. Um wie viel mehr erst in jenen Fällen, in denen nicht einmal die Abkunft des Wortes feststeht! Dies zeigt sich deutlich an den Beispielen, die W. S. 32 ff. bringt, wie *sermo* (von *serere*), *mulier* (von *mollis*): *religio* (von *religare*). Für den Semasiologen wird die Etymologie nicht den Untergrund bilden dürfen; denn dieser mufs bei einem Aufbau fest sein, dies ist aber die Etymologie nicht. Der Semasiologe mufs ausgehen von gesicherten Bedeutungen und von da die Weiterentwicklung verfolgen. So ist z. B. bei dem Worte *ludus* die Bedeutung ‚Spiel‘ sicher. Wenn das Wort daneben die Bedeutung Schule aufweist, so schließt W. mit Recht, dafs die Römer die Schule nicht als die Ringstätte ernster Geistesarbeit, sondern als eine Art Spielerei auffafsten. Dies ist ja ihre Anschauung von aller Wissenschaft. Die gleiche Auffassung kommt, was W. hier noch hätte anführen können, in dem Wort *schola* zum Ausdruck, welches bei den Griechen ursprünglich *Mufse* bedeutete, bei den Römern aber sich auf die Bedeutung ‚Schule, Vorlesung‘ beschränkte. Auch mit *otium* verbindet der Römer die Vorstellung der Ruhe, ohne dafs dabei geistige Beschäftigung ausgeschlossen ist; diese diente ihm wie ein Spiel zur Erholung. *Ludus* selbst, um zu dem Wort zurückzukehren, hat neben



der allgemeinen Bedeutung „Schule“ auch die spezielle „Fechtschule“. Auch diese Bedeutungsentwicklung ist charakteristisch für den Römer, indem er die Fechtschule als die Schule *κατ' ἐξοχήν* auffaßt.

So kann man, ausgehend von fester Bedeutung, Schlüsse auf das Volk ziehen. Ein Beispiel möge noch zur Veranschaulichung genannt sein, das in der Semasiologie bis jetzt viel gehetzte Wort *hostis*, welches im Alllatein „Fremder“ bedeutet, im Klassischen bekanntlich den auswärtigen Feind bezeichnet. Mit dem Wort ist das deutsche „Gast“ identisch. Man hat sich nun viel den Kopf zerbrochen und mit Hilfe der Etymologie zu eruiere gesucht, ob es ursprünglich „der Schlagende“, also „Feind“ bedeute oder „der Essende“, also „Gastfreund“. Thatsächlich liegt sowohl der Bedeutung „Feind“ wie „Gast“ die gemeinsame „Fremder“ zu grunde; aus dieser entwickelten sich in beiden Sprachen die genannten Bedeutungen. Auch im Deutschen bedeutet „Gast“ noch ziemlich weit herauf so viel als „Fremder“. Mit diesen Bedeutungen, die belegt sind, kann der Semasiologe rechnen; die vorausgehenden sind für ihn unbekannte Größen. Die verschiedenartige Bedeutungsentwicklung in beiden Sprachen aber setzt den Nationalcharakter des Römers und Deutschen von einer Seite in helles Licht. Der Römer faßte den Fremden als Feind auf, so daß sich zuletzt diese Bedeutung ausschließlich mit dem Worte verknüpfte. Gewiß bezeichnend für den römischen Charakter! Nicht so ganz mit Unrecht hat man Rom eine große Raubhöhle genannt. Wenn aber der Deutsche allmählich mit dem Worte die Vorstellung Gast verbindet, so kann dies bloß daher kommen, daß er den Fremden eben als Gast behandelte, so daß sich schließlich für ihn Fremder und Gast in der Sprache identifizierte. Aus dieser sprachlichen Thatsache allein könnte auf die Gastfreundschaft unserer Altvordern geschlossen werden. Es stimmt aber auch schön die Überlieferung dazu; mit berechtigtem Nationalstolz erfüllen uns die ehrenden Worte des Tacitus (Germ. 21), daß die Deutschen wie kein anderes Volk die Gastfreundschaft pflegen, daß bei ihnen keiner Menschenseele, gleich, ob bekannt oder unbekannt, ein wirklich Obdach verweigert werden dürfe, daß ein jeder Fremder von einem jeden Deutschen mit gleicher Herzlichkeit aufgenommen werde. Aus dem Bericht des römischen Schriftstellers aber, der nicht genug Worte des Lobes für diese schöne Sitte der Deutschen findet, geht noch ein Zweites hervor, das man zwischen den Zeilen lesen kann, daß es eben bei den Römern nicht so gehalten wurde; es kommt ihm die gute Behandlung des Fremden durch die Germanen als etwas Abnormes vor. Und so ist indirekt Tacitus selbst Zeuge für die Stellung des Fremden bei den Römern, aus dessen Sprache wir vorhin darüber einen Schluß zogen. Daß dagegen die Griechen sehr gastfreundlich waren, wie wir Deutsche überhaupt verschiedene Charaktereigenschaften mit ihnen teilen, lernen wir aus Homer kennen. Auch in ihrer Sprache spiegelt sich dies wieder; *ξένος* bedeutet der Fremde und Gastfreund. Das lateinische *hospes* aber darf nicht mit *hostis* identifiziert werden, davon werden wir auch durch den verschiedenen

Genitiv abgehalten: es ist eine Zusammensetzung mit *hostis* (Fremder) und bedeutet als solche zunächst Fremdenbeschützer.

Die paar Beispiele zeigen, wie die Entwicklung der Wortbedeutungen Schlüsse auf den Charakter des Volkes zuläuft. Gerade dieser Punkt dürfte für die Untersuchung sehr ergiebig sein, indem man die mehreren Schwestersprachen gemeinsamen Wörter in ihrer Entwicklung verfolgt, wobei man die vor der Trennung in die Schwestersprachen bestehende Bedeutung eines Wortes zum Ausgangspunkt nimmt und dann untersucht, zu welchen Bedeutungen die einzelnen Sprachen das Wort entwickelt haben.

Eine besondere Stellung unter den Wörtern nehmen die Eigennamen ein. Vor allem fallen hier die Bedeutungen der Personennamen als charakteristisch für die Eigenart eines Volkes in die Augen. In den griechischen Personennamen spiegeln sich die Ideale des Volkes wider. Die meisten Namen sind mit dem Stamm von *κλέος* zusammengesetzt. Nach A. Fick (die griechischen Personennamen, Göttingen 1874) gibt es auf *κλέος* allein schon 155 Namen. Fast die gleiche Anzahl Namen enthält den Stamm *κλέο-*, *κλένιο-* etc. im ersten Teil. Neben diese etwa 300 Zusammensetzungen stellen sich die mit *εὖ* und *ἄριστος* komponierten Namen. An 100 Namen sind mit *καλλι-*, *καλο-* zusammengesetzt. Zahlreich sind auch die Kompositionen mit *δήμιος* und *λαός* (gegen 300 von beiden Wörtern zusammen), auch mit *ἀγορά* (ungefähr 100). Auch das die Griechen ein rossekundiges und rossliebendes Volk waren, erkennt man aus ihren Personennamen: bloß auf *-ππος* endigen sich schon 122 Namen; dazu kommen besonders noch die Namen mit diesem Stamm im ersten Teil der Zusammensetzung. Es ist im Griechischen auch das Bild vom Pferde nicht selten, ich erinnere z. B. an Soph. El. 25; 1462, oder an die Metapher *ἀναχαυτίζειν*. An die genannte Kategorie der Personennamen schliessen sich an die Zusammensetzungen mit *θεός*, *γάλος*, *ξένος*, *θέρμις*, *δίκη*, *ἀρχή*, *τιμή*, *κράτος*, *μένος*, *μάχη*, *νίκη*.

So ideal die griechischen Personennamen klingen, so nüchtern und derb sind die der Römer: Cicero (Erbsemaier), Lentulus (Linsenmaier), Varus (Krummbein), Verres (Wildschwein), und in diesem Tone geht es fort (W. S. 38). Demgemäss ist auch Cato in dem Sinne von „Köter“ (nicht von „geschickt“) aufzufassen; dazu paßt auch die vulgäre Endung *o*, sowie die Diminutiva Catulus, Catullus und das ursprüngliche Adjektiv Catilina (Hundefleisch).

Was von den Personennamen, gilt auch von den übrigen Eigennamen. So verleugnen z. B. die Griechen auch in den Namen, die sie den Hunden beilegen, ihre ideale Natur nicht; solche Namen sind beispielsweise *Ψυχή*, *Γνώμη*, *Θυμός*. Besonders aber versprechen die Ortsnamen einen Einblick in das geistige Leben des Volkes. Sie erzählen, um die treffenden Worte eines in der Ortsnamenkunde bewanderten Gelehrten zu gebrauchen, als unsterbliche Zeugen vom Lande, wie es einst gewesen, und von der Art der Menschen, die es bewohnt, von ihrer Auffassung der umgebenden Natur, ihrer poetischen oder phantastischen Begabung, ihren vorzüglichsten Eigenheiten und In-

teressen. Eine Untersuchung dieser Namen also von unserem Gesichtspunkt aus dürfte nicht fruchtlos bleiben.

Wie in einzelnen Wörtern, sei es, daß sie im Satzzusammenhang oder für sich betrachtet werden, die Eigenart eines Volkes zum Ausdruck kommt, so prägt sich dieselbe auch in ganzen Sätzen aus, nämlich in Sätzen, welche durch den häufigen Gebrauch stereotyp geworden sind, d. i. in den Sprichwörtern und sprichwörtlichen Redensarten. Es wird nicht wundern, wenn man im Griechischen solche in reicher Anzahl aus dem Seeleben vorfindet, z. B. *ἀπὸ κόπης ἐπὶ βῆμα*, oder *ἐπὶ θναῖν ἀγκύρας ὀρμεῖν* (zwischen zwei Dingen die Wahl haben), *οὐκ ἐπὶ τῆς αὐτῆς (ἀγκύρας) ὀρμεῖν τοῖς πολλοῖς* (nicht mit der Menge gleiches Interesse haben), *δευτέρων πλοῦν ποιῆσαι*, womit ausgedrückt wird, daß die aufgewendete Mühe umsonst gewesen sei und daß man die Arbeit von Neuem aufnehmen müsse; bezeichnend ist auch für das Seevolk die Wendung *θαλαττα σπείρειν* (sich umsonst bemühen). In welche Worte faßt der Deutsche seinen Unmut zusammen, wenn er sieht, daß er sich vergeblich bemüht habe? „Da ist Hopfen und Malz verloren“. Also an jene Faktoren, woraus das Bier bereitet wird, denkt der Deutsche. Und der Lateiner? „Operam et oleum perdidi“. Diese sprichwörtliche Redensart ist aber vom Gladiatorenwesen entnommen (W. v. Wyss, Die Sprichwörter bei den römischen Komikern, Zürich 1889, S. 47). So schlägt immer die Eigenart eines Volkes durch. Bezeichnend ist auch, daß im römischen Sprichworte von den Heroen und Göttern am häufigsten die Gestalt des Herkules wiederkehrt (Wyss, S. 12 f.): diese sagte eben so recht dem Sinne des Römers zu.

Aus den angeführten Gesichtspunkten, welche ich durch Beispiele, wie ich sie selbst gesammelt habe, zu illustrieren suchte, gewinnt man einen Einblick, wie Weise den Stoff im ersten Kapitel aufgefaßt und behandelt hat. In der Reihenfolge der Punkte habe ich jene Anordnung beibehalten, wie ich sie früher selbst aufgestellt habe. Maßgebend war dabei der Gedanke, daß man von Sicherem, zunächst in die Augen Fallendem ausgehen und von da zu minder Sicherem fortschreiten müsse. Es wurden so Punkte aneinander genommen, die unter sich selbst zusammenhängen; ich weiß recht wohl, daß die Metaphern zur Bedeutungslehre gehören, aber gerade von ihnen glaubte ich den Ausgang nehmen zu müssen, denn sie eröffnen erst den Ausblick auf die folgenden Punkte. Diese Einteilung ist insofern eine natürliche, als sie den Gang des Untersuchenden darstellt und so auch den Leser schrittweise vorwärts führt, so daß er die Aufeinanderfolge der Ideen wohl begrifflich findet.

Diesen Ausführungen zu Weises erstem Kapitel mag ein Überblick über die anderen drei Kapitel folgen.

Im zweiten Kapitel stellt sich der Verfasser die Aufgabe, die Entwicklung der römischen Sprache darzustellen, wie sich dieselbe im Zusammenhang mit der fortschreitenden Kultur vollzog. Es hängt dieser Abschnitt mit dem vorausgehenden insofern zusammen, als auch hier die Sprache als charakteristischer Ausdruck des Geisteslebens

dargestellt ist. Während uns aber der erste Abschnitt das römische Volk im Gegensatz zu anderen Nationen zeigt, wird hier dasselbe im Gegensatz zu sich selbst aufgefaßt, d. h. es wird hier auseinandergesetzt, wie sich das römische Volk im Lauf der Zeiten durch allmähliche Entwicklung verändert hat, und wie sich dies in der Sprache ausprägt, *tempora mutantur, nos et mutamur in illis*. Es versteht sich von selbst, daß mit neuen Kulturprodukten neue Worte oder wenigstens neue Bedeutungen von alten Wörtern in die Sprache eingeführt werden. Aber die Kulturstufe spiegelt sich überhaupt in der jeweils gesprochenen Sprache. Streng genommen müßte man in allen jenen Punkten, in denen sich der Zusammenhang der Sprache mit dem Volkscharakter gezeigt hat, auch den Einfluß der Kultur auf die Sprache wiederfinden, in den neuen Lautgesetzen, Satzkonstruktionen u. s. w. Allein wollte man hier bei so subtilen Betrachtungen diesen Gesichtspunkt streng verfolgen, so würde man sich in Irrgänge verlieren und in subjektive Anschauungen verfangen, die man nicht mehr für Ernst nehmen könnte. Wollte man beispielsweise die Lautverschiebungen auf bestimmte Veränderungen im Charakter zurückführen, so würde barer Unsinn zu tage gefördert werden. Am leichtesten und sichersten verfährt man auch hier bei der Metapher: sie spiegelt am besten das Kulturleben wider.

Da also die Gesichtspunkte des ersten Kapitels hier nicht durchgeführt werden konnten, so hat W. mit Recht einen anderen Weg eingeschlagen, nämlich den der geschichtlichen Entwicklung der Sprache, wie dieselbe in den zeitlich aufeinanderfolgenden Schriftstellern vor sich ging; es empfahl sich auch dieser Weg von vornherein durch die Natur dieses Abschnitts. Von den Punkten des ersten Abschnitts werden bloß jene berührt, die gerade bei einer Zeitperiode besonders in die Augen fallen. Der Vorwurf, der dem Verfasser gemacht worden ist, daß er sich mehrfach in allgemeinen Raisonsnements ergehe, statt Belege selbst zu bringen, scheint noch am ehesten für dieses Kapitel zutreffend. Allein dieser Mangel ist wohl in der Sache selbst, in dem konservativen und starren, dem Fortschritt der Kultur wenig zugeneigten Sinn der Römer begründet; und somit würde gerade hier das Fehlen deutlich für den römischen Charakter sprechen. Bei den Griechen würde sich für das Widerspiegeln der kulturellen Entwicklung in der Sprache wohl eine ganz andere Menge von Belegen anführen lassen. In dem, was W. bringt, ist eigentlich nichts weiter als der Einfluß der griechischen Kultur und Bildung auf die Römer zu erkennen.

Viele Punkte, in denen W. darthut, wie sich die fortschreitende Kultur in der Sprache widerspiegelt, sind allgemeiner Natur, treffen nicht bloß als charakteristisch für das römische Volk zu, sondern sind gültig für die Entwicklung der Kultur und Sprache eines jeden Volkes. Ein solcher Punkt ist z. B. der, daß mit der Verfeinerung der Sitten auch die obscönen Ausdrücke vermieden und dafür Umschreibungen gewählt werden. Ich hebe gerade diese Stelle (S. 63) deshalb heraus, weil sich mit ihr die S. 68 ausgesprochene

Behauptung in einen gewissen Widerspruch zu setzen scheint, daß in der späteren Zeit die Schamhaftigkeit im Werte gesunken sei, weil man jetzt hinter unschuldigen Worten Schlüpfrigkeiten vermute. In Wirklichkeit ist das Sinken der guten Ausdrücke, mit denen man schlüpfrige Vorstellungen verbindet, nur die notwendige Folge der Umschreibungen. Denn der sprachliche Vorgang ist folgender. Man geht zunächst, um sich fein auszudrücken, dem eigentlichen obscönen Worte aus dem Wege und setzt an Stelle dessen ein harmloses Wort, um schon damit die Vorstellungen zu wecken, die sich an das eigentliche Wort knüpfen. Aber bei öfterem Gebrauch verbinden sich diese Vorstellungen immer mehr mit dem neuen Wort. Und so erhält das zuerst harmlose Wort allmählich ganz die obscöne Bedeutung des eigentlichen. Diesen sprachlichen Vorgang hat schon Cicero ganz richtig erkannt, ep. ad fam. 9, 22, 2: *Caudam antiqui penem vocabant . . . At vero Piso ille Frugi in Annalibus queritur atolecentes peni deditos esse. Quod tu in epistola appellas suo nomine, ille tectius penem. Sed quia multi, factum est tam obscenum, quam id verbum quo tu usus es.* Also gerade das Bestreben, sich fein auszudrücken, hat zur ähnlichen, aber sicheren Folge, daß auch der feine Ausdruck zur obscönen Bedeutung herabsinkt. Es darf somit das letztere nicht gerade als ein Zeichen von der Schamlosigkeit der Zeit angesehen werden. Freilich je gewählter und feiner man sich ausdrückt, um so schlimmer sind gewöhnlich die inneren Zustände. Doch der sprachliche Vorgang ist der auseinandergesetzte.

Manche Punkte belegt W. durch Erscheinungen, die nicht sowohl sprachliche als literaturgeschichtliche sind. So betrachtet er es als ein Symptom des Verfalls (S. 68), daß die schöne alte Sitte, die Briefe mit den Worten einzuleiten: „Si vales, bene est, ego valeo“ später aufhörte. Indes bin ich auch hier anderer Ansicht. Wenn diese Einleitungsformel allmählich außer Gebrauch kommt, so liegt der Grund darin, daß man dieser Formel, die durch die immerwährende Anwendung des eigentlichen schönen Sinnes verlustig gegangen und bloß stereotype Phrase geworden war, überdrüssig wurde. Es ist aber eher ein Zeichen gesunden Sinnes, wenn man solchen Formalismus, der tieferen Sinnes entbehrt, aufgibt: Das Festhalten ist ein Zeichen von Gedankenlosigkeit.

Das dritte Kapitel hat Weise der römischen Dichtersprache gewidmet. Gerade in der Dichtung kommt der eigentümliche Charakter eines Volkes so recht zum Ausdruck. Dies zeigt sich schon darin, daß jedes Volk und jede Sprache ihre eigenen Dichtungsgattungen haben. Analog verhält es sich mit den Dialekten: dieses Gedicht wirkt bloß, wenn es in diesem Dialekt, in dem es verfaßt ist, vorgetragen wird, jenes Gedicht macht Effekt bloß in jenem Dialekt. In der Dichtung durchdringen sich eben ganz innig Form und Inhalt. Für den römischen Charakter ist es gewiß bezeichnend, wenn der lateinischen Sprache die Satire eigentümlich ist. Eine Betrachtung der charakteristischen Eigentümlichkeiten der römischen Dichtersprache von diesem Standpunkt stellt aber W. bloß in einem Teile des Ka-

pitels an. Sonst gibt er eine Charakteristik der Dichtersprache überhaupt, wobei er die Belege dem Lateinischen entnimmt. Das Ordnungsprinzip sind ihm in diesem Abschnitt die charakteristischen Züge der Dichtersprache: Schönheit, Anschaulichkeit, Natürlichkeit und Freiheit. Er setzt also auseinander, wie diese Züge in der lateinischen Sprache ausgeprägt sind. Im allgemeinen ist nach W. die künstlerische Begabung des Römers eine sehr niedrige. Und wir stimmen ihm bei, wir wollen aber hinzusetzen, eine sehr niedrige im Vergleich zu den sonstigen Anlagen des Römers. An klarem Verstand konnte er sich mit dem Griechen messen, ohne sich schämen zu müssen; an Energie und Willenskraft übertraf er denselben weitaus. Aber es fehlte ihm gerade an den zum Dichterberuf erforderlichen Eigenschaften, an Gemüt und Phantasie. Doch war er auch hier nicht so unempfindlich für die griechischen Einflüsse. Besonders in die Dichtersprache sind viele griechische Konstruktionen eingedrungen, wie W. S. 92 f. richtig ausführt. Man ist zwar gegenwärtig mit der Annahme griechischen Einflusses zurückhaltender geworden. Diese Zurückhaltung rührt großenteils daher, daß man solche anscheinend griechische Konstruktionen gerade bei älteren Autoren häufig findet, während sie im klassischen Latein zurücktreten. Man ist deshalb geneigt, sie für altes Sprachgut anzugeben. Wie wir aber glauben, mit Unrecht. Solche Konstruktionen wurden gerade in der früheren Zeit, wo die griechische Muse eben ihren Einzug in des Romulus rauhes Kriegervolk hielt, in Masse angenommen. Auf diese Periode des starken griechischen Einflusses erfolgte die Reaktion in der klassischen Zeit: man wurde vorsichtiger und wählerischer mit solchen fremdländischen Konstruktionen. So erklärt sich also das Zurücktreten derselben. Auf griechischen Einfluß mag auch die Stellung zurückzuführen sein, die W. S. 86 für eine dem Dichter eigentümliche Lizenz hält, Ov. metam. 2, 818: *Stemus, ait, pacto, velox Cylleus, isto*. Denn diese Trennung von *ait* und dem dazugehörigen Subjekte vergleicht sich mit der im Griechischen nicht ungewöhnlichen Stellung von ἔργη und dem damit verbundenen Subjekt, z. B. Plato Phaedo 23: Ἀποδείκνυται μὲν, ἔργη, ὃ Σμίττα τε καὶ Κέρη, ὃ Σοκράτης, καὶ τῆν, und daselbst noch öfter, auch im § 24 und 25.

Das vierte Kapitel sucht die wesentlichsten Züge des Volkslateins vorzuführen. Das dritte und vierte Kapitel hängen unter sich zusammen, indem in ihnen die zwei vorzüglichsten Arten der sich entwickelnden Sprache dargestellt sind. Auch hier ist die Charakteristik der Volkssprache in dem weiten Sinne genommen: es sind die charakteristischen Eigenschaften der Volkssprache überhaupt aufgestellt und mit lateinischen Beispielen belegt. Verfasser behandelt zuerst den Lautbestand der Volkssprache, dann spricht er von der Flexion, der Wortbildung, der Syntax, der Wortbedeutung und den Fremdwörtern in der Volkssprache. In allen den genannten Punkten zeigt dieselbe den Hang zur Bequemlichkeit und zu der damit zusammenhängenden Analogiebildung, wie W. im einzelnen ausführt. Dies selbst beruht auf einer geringeren Ausbildung des Willens beim Volke. Wie die

Energie, so ist auch der Verstand im Volke nicht in dem Maße entwickelt, wie in den gebildeten Ständen. Das Volk läßt sich deshalb nicht in der Sprache auf Subtilitäten ein, sondern strebt vor allem nach Deutlichkeit des Ausdrucks. Sind Wille und Verstand nicht so stark bei ihm ausgeprägt, so sind dafür Phantasie und Gemüt um so besser entwickelt. Jene zeigt sich besonders in dem Streben, die Rede recht anschaulich zu gestalten. Daher in der Volkssprache die vielen Metaphern! Den Ausdruck eines entwickelten Gemütslebens findet W. besonders in den vielen Deminutiva der Volkssprache. Da Gemüt und Phantasie die Haupterfordernisse des Dichters sind, so erklärt sich die enge Verwandtschaft der Dichtersprache und der Volkssprache, und es wird begreiflich, daß echte Poesie ihre Wurzel im Volke hat.

So bieten uns denn die vier Kapitel von W. eine Fülle des interessantesten Stoffes. Der Vorzug des Büchleins vor anderen ähnlichen sprachlichen Untersuchungen besteht darin, daß hier der Grund der Erscheinungen zu erforschen gesucht wird. Es ist dies allerdings nicht immer so leicht. Die subjektive Auffassung spielt hier eine große Rolle. Gerade bei einer solchen Arbeit ist ein gesundes Urteil und ein guter Geschmack vor allem notwendig. Und diese Eigenschaften muß man dem Verfasser gewiß zuerkennen: nur selten fühlt man sich, was bei diesem Thema viel heißen will, zum Widerspruche versucht. Wenn auch dem Büchlein eine gewisse Einheitlichkeit abgeht, so thut dies der Güte desselben keinen wesentlichen Eintrag. Wir nehmen auch diese reizenden Einzelsträufchen dankbar hin.

Möge es diesen Zeilen gelingen, für das interessante Gebiet, welches zur Befruchtung des Gymnasialunterrichts trefflich geeignet sein dürfte, noch andere Arbeiter zu gewinnen; möge der Aufsatz selbst ein Scherflein dazu beitragen, den Unterricht zu beleben und zu fördern!

München.

Joh. Stöcklein.

### Zur Recension des Polybius.

Mit Recht wird von Susenmihl, Geschichte der griech. Lit. in der Alexanderzeit II. S. 120, der Polybiusausgabe von Hultsch das höchste Lob gespendet, eigentümlich ist dem bewährten Herausgeber die solide Arbeit und eine gewisse Sicherheit in der Handhabung der Kritik. Dieser Ausgabe gegenüber erscheint freilich nur von vorübergehendem Werte die Textausgabe von Büttner-Wobst, die nun bis zum 3. Band vollendet ist<sup>1)</sup>; indes ist die Behandlung des Schriftstellers im 3. Bande insofern glücklicher, als Büttner-Wobst sich vor den zahlreichen fragwürdigen Ergänzungen des Textes hütete, gegen die sich mit Recht auch Hultsch ausgesprochen hat<sup>2)</sup>; auch hat Büttner-Wobst nicht so-

<sup>1)</sup> Polybii Historiae. Editionem a L. Dindorfio curatam retractavit Theod. Büttner-Wobst, vol. III. Leipzig, Teubner, 1893.

<sup>2)</sup> Siehe Hultsch, Die erzählenden Zeitformen bei Polybius I S. 72, Anm. 5; (XIII. Bd. der Abh. d. k. sächs. Ges. d. Wiss.)

viel eigene Konjekturen in den Text aufgenommen, wie es im vorhergehenden Band der Fall war. Der kleine kritische Apparat ist eine sehr dankenswerte Neuerung. Da jedenfalls der 3. Band der Ausgabe von Hultsch in nicht allzu langer Zeit folgen wird, so sei es gestattet, hier eingehender mit der Anzeige die Besprechung wichtiger Punkte zu verbinden.

Die Reihenfolge läßt zumal im 9. und 12. Buche noch mannigfache Vermutungen zu, es fehlt noch an einer eingehenden Untersuchung darüber. 9, 44<sup>1)</sup> setzt B.-W. in der neuen Auflage vor cp 12 unter den Abschnitt res Italiae. Es wird berichtet von der Gesandtschaft der Römer an Ptolemäus; bei einer Mißernte und bei der allgemeinen Not des Jahres 210 wollte man aus Ägypten Getreide kommen lassen und wandte sich deshalb an Ptolemäus Philopator. Wäre die Anordnung, wie sie B.-W. vornimmt, richtig, so müßte eine nähere Bestimmung bei *Πτολεμαῖος* stehen; ferner ist es in diesem Fall schwer zu erklären, warum die Schilderung der Zustände in Rom, die Teuerung, abhängig gemacht wird von *βουλόμενοι αἰφροχρηγῆναι διὰ τὸ μέγιστον εἶναι παρ' αὐτοῖς σπίνω* . . .; es wäre wahrscheinlicher, daß die Not zuerst in einigen Hauptsätzen geschildert würde und dann als Schluß folgte: *διὰ ταῦτα προσβητιῆς ἐξελπίσσειαν*. Setzt man aber den Abschnitt unter die res Asiae et Aegypti, wie Hultsch es gemeint hat, so ist die Auseinandersetzung der Lage gleichsam die Instruktion, welche die Gesandten mitbekommen haben. Der Schluß *οὐκ ἤμελλον τῶν πολεμικῶν* paßt ohnedies nicht zu der folgenden theoretischen Abhandlung über das Kriegswesen. — Das Fragment 9, 21, 12 (Hultsch) setzte B.-W. nun unter die fragmenta incertae sedis (9, 44, 1); wahrscheinlich hat dies Polybius bei der Schilderung der griechischen Verhältnisse gesagt, ganz ähnlich äußert er sich 9, 40, 2 *προδρυῖται γὰρ γέλων ἀμαθῶρος μὲν γενομένην μέγιστην πικροτάτην χρεῖαν, ἐγελχομένην δὲ καὶ καθύπερθεύσαν τέλειος ἀνωγελῆ ποιεῖν τῆρ ἐπιχορηγίαν* . . . , *μη' τοῖς γράμμασι μόνον, ἀλλὰ καὶ τοῖς ἔργοις τηρεῖν τῆρ πρὸς αὐτοῖς συμμαχίαν*. Hieher gehört auch das oben erwähnte Fragment *τοῖς μὲν μετ' ἐνόοιαι καὶ προδρυῖαι ἐμβάσιονιαι οὐδ' ἐλ' αὐτῶν εἰκόσ ἐσαι τῶν ἔργων ἀληθεῖς εἶναι σφαμύχοις*; 9, 21 (Hultsch) verbindet B.-W. mit 9, 27, weil beide Abschnitte im cod. F ohne Zwischenraum folgen. Jedenfalls ist es undenkbar, daß die Schilderung von Agrigent (cp 27) sich direkt an die Untersuchung anschließt, wie man nach dem Umfang und der Lage die Einwohnerzahl beurteilen könne; er bekämpft die unrichtige Anschauung der Leute, als könne eine Stadt, die auf hügeligem Boden liege, mehr Häuser fassen, als eine Stadt in der Ebene. Nach der Anordnung von B.-W. fährt Polybius fort (cp 27): *ἴ δὲ τῶν Ἀκρωγινεῶν πόλις οὐ μόνον κατὰ τὰ προσηρημένα διασφραττῆ τῶν πλείστων*; dies würde zu dem Vorausgehenden nicht passen; denn Agrigent (Girgenti) erstreckte sich gerade über ein hügeliges Gelände. Dem ganzen Charakter nach gehört diese Untersuchung 9, 21 zu dem Ab-

<sup>1)</sup> Die Citate sind nach Hultsch Polybii historiae, I. II<sup>o</sup>. III. IV.<sup>o</sup> angeführt.



schnitt de arte imperatoria 9, 12—20 und zwar an den Schluss, wie Hultsch sie angesetzt hat. Polybius hat dort die Felder der Feldherrn besprochen, die aus dem Mangel an astronomischen Kenntnissen hervorgehen, aber auch geometrische Kenntnisse sind erforderlich ep 20. Dieser Gedanke wird nun gut fortgeführt in dem Excerpt über die Abschätzung der Zahl von Leuten, die ein Lager oder eine Stadt faßt, nach dem Umfang. Die Lehren, die hier Polybius den Heerführern gibt, hätten bei der Schilderung von Agrigent nur einen entsprechenden Platz, wenn Marcellus sich wirklich in der Beurteilung von Agrigent verrechnet hätte. — Was wird nun dem Abschnitt 9, 27 über Agrigent vorausgegangen sein, worauf sich *κατὰ τὰ προσηγορευμένα διαφέρει τῶν πλείστων πόλεων* bezieht? Ich vermute das, was Polybius 1, 17, 5 von dieser Stadt gesagt hat *ὁρῶντες δὲ τὴν τῶν Ἀκρουργανίων πόλιν ἐφθρυσιάτην οὖσαν πρὸς τὰς παρασκευὰς καὶ βαρυνιάτην ἕνα τῆς αὐτῶν ἐπαρχίας . . . ὁρηγητήριον κρίνοντες χρῆσθαι ταύτῃ τῇ πόλει πρὸς τὸν πόλεμον*. — 12, 16 dieses Kapitel, das von der Gesetzgebung des Zaleucus handelt, steht nach der bisherigen Auffassung ziemlich unvermittelt da; B.-W. schließt es an die Besprechung des Timäus an, aber man sieht nicht ein, warum Polybius nochmals auf Locri zurückkommen sollte; dafs wir in diesem Abschnitt ein Bruchstück aus der Kritik des Ephorus besitzen und zwar den Wortlaut des Ephorus selbst, werde ich im Philologus näher ausführen.

Bezüglich des Hiatusgesetzes habe ich meine Ansicht nicht geändert. glaube auch, dafs Hultsch an den zahlreichen Stellen, wo B.-W. elidiert hat oder sonst wie den Hiatus vermied, ihm nicht folgen wird. Z. B. habe ich Berl. Phil. Woch. 1890, S. 590 ff. darauf hingewiesen, dafs nach *δέο* der Hiatus in den 3 ersten Büchern öfter zugelassen wird, als durch Elision vermieden — wenigstens nach der handschriftlichen Überlieferung. Im 3. Band korrigiert nun B.-W. auch an allen Stellen die Elision hinein, nichts ist leichter als dies Verfahren 10, 38, 10 *δέο ἡμέρας* handschriftliche Überlieferung, *δὲ ἡμέρας* B.-W.; 12, 16, 12 *δέο ἢ τριά.* *δὲ ἢ τριά* B.-W., ebenso 12, 25k, 7; 18, 19, 9 *δέο οὐλαμοίς,* *δὲ οὐλαμοίς* B.-W.; nach anderen Zahlen 11, 27, 4 *τριάκοντ' ἐτῶν;* 11, 34, 12 *πεντήκοντ' ἐτῶν;* 15, 19, 3 *κτεταράκοντ' ἐτῶν;* 18, 12, 5 *τριάκοντ' ἐτῶν*. B.-W. ändert hier überall den Hiatus, ohne auch nur unter dem Text es anzumerken. Wissenschaftlich ist dies Verfahren sicher nicht. Dazu kommt eine große Reihe anderer Stellen 15, 26, 5 *διάδημα ἀναλαμβάνειν* — *διάδημα ἀναλαμβάνειν* B.-W., obwohl die Worte des Agathokles direkt angeführt werden. Zu 11, 30, 3 *εἰλκοντο διὰ μέσων.* *ἀπὸ ἀλλαγμένων τοῦ ζῆρ* bemerkt B.-W. in der Anmerkung: *μέσων* corr. Hultsch propter hiatum pro *μέσων*, quod non perspexit Wundererus coniect. Polyb. p. 16. Allerdings habe ich damals nicht erkannt, dafs das oberste Gesetz in der Polybiuskritik die Vermeidung des Hiatus ist; jetzt habe ich dieses Geheimnis durchschaut und bestehe erst recht darauf, dafs nichts dem Hiatus zu liebe geändert werde. An der erwähnten Stelle ist es undenkbar, dafs Polybius *εἰλκοντο διὰ μέσων* geschrieben haben soll, weil nur *πάντας* vorausgeht; sowie nämlich der Plural *διὰ μέσων* gesetzt wird, muß

irgend ein Wort ergänzt werden und dies fehlt gerade hier. 12, 25<sup>k</sup> 9 *μαιωώσιον είναι, ἡμε δὲ καὶ παιδαριωδέσιον*. unerfindlich ist, wie ein Abschreiber von *πάντων*, das B.-W. nun corrigiert, auf *ἡμε δὲ* kommen sollte; außerdem würde man auch den Artikel vor dem Superlativ erwarten; ferner 9, 3, 9 *δοκεῖ δὲ μοι αἴσιον* (B.-W. *παράσιον*); 10, 1, 8 *οἰονεὶ ἐμπορίῳ* (B.-W. mit Benseler *σιον ἐμπορίῳ*); 15, 28, 9 *μύλαια ἐγγή* (B.-W. *μύλαι' ἐγγή*); 16, 22, 5 *πάντα ἐξήλωκός* (B.-W. *πάντα'*); 18, 25, 6 und andere Stellen. Cobet suchte auch einmal den Text Xenophons durch Elision in dieser Weise zu verbessern. Dieses Verfahren hat Gemoll, Beiträge zur Kritik und Erklärung von Xenophons Anabasis II. Kreuzburg, G.-Pr. 1889 S. 8 und 9 zurückgewiesen, einiges von dem dort Erwähnten gilt auch für Polybius. Eine ähnliche Inkonsequenz finden wir auch bei Aristoteles, *πολιτικά Ἰθιγῶν* (Ausg. Kaibel-Wilamowitz, Berlin, Weidmann, 1891): S. 29, 6 *εἶπε δὲ λέμπιῳ* und S. 29, 19 *πεντηχοσιῶ' εἶπε*; S. 13, 26 *σφόδρ' ἐνδοξαίμωκός* und S. 61, 13 *εἶπε ἡρία*; S. 47, 6 *τὰ δύο εἶη* und S. 62, 7 *δύο ἐκαστός*; S. 54, 28 *δύ' ἡβόλως*; S. 62, 26 *τετρακόντιον εἶη* und S. 61, 5 *οἱ δ' ἐννέ' ἄρχοντες*; S. 4, 4 *ἐπὶ ἱμάκων' εἶη γεγονώς*; S. 6, 13 *οἱ δ' ἐννέ' ἄρχοντες*. Diese Beispiele zeigen doch deutlich genug, daß sich Aristoteles eine große Freiheit in diesen Dingen bewahrte; ebenso ist auch bei Polybius eine gewisse Ungleichmäßigkeit zu erklären.

Was die Schreibweise betrifft, so ist auch hierin manche Änderung auffallend; B.-W. schreibt consequent *ὡς ἄν εἶ*, obwohl die handschriftliche Überlieferung *ὡσανεὶ* bietet 9, 2, 5; 10, 23, 6; 12, 24, 2; 15, 6, 5; 18, 46, 7; 18, 53, 9; ebenso corrigiert B.-W. *οἰόν εἶ*, obwohl in den Handschriften *οἰονεὶ* steht 10, 12, 7; 15, 29, 3; 16, 1, 2; 16, 34, 11; 18, 24, 5; 18, 46, 10; ebenso<sup>1)</sup> *ὡς εἶ* für *ὡσανεὶ* 12, 25<sup>k</sup> 3; *καθέλετο εἶ* 12, 24, 6; *καθέλετο ἄν εἶ* 18, 54, 10, obwohl die Handschriften *καθαπερονεὶ* überliefern wie 30, 11, 6 und 39, 11, 8. Zunächst ist es immer bedenklich, so vielfach zu ändern; dazu kommt noch ein anderer wichtiger Grund: wer nämlich genau zusieht, wird beobachten, daß immer *ὡς ἄν εἶ* steht, wenn noch ein Satz darauf folgt. 11, 28, 8 *ὡς ἄν εἴ τις . . . παρτί;* 12, 25<sup>k</sup>, 5 *ὡς ἄν εἴ τις . . . ἐλαχιστόν;* 23, 10, 2 *καθέλετο γὰρ ἄν εἶ δίκην ἢ τήχι βουλευμένη λαβεῖν;* 39, 9, 12 *ὡς εἴ τις . . . μή βουλευάτω;* 39, 12, 8 *ὡς ἄν εἴ τις . . . παρτίστω*. Wenn die Abschreiber in den obigen Fällen geändert hätten, würden sie auch hier dasselbe gethan haben; es ist aber nirgends eine Variante überliefert, daraus geht evident hervor, daß *ὡς ἄν εἶ*, *καθέλετο ἄν εἶ*, *ὡς εἶ* und *καθέλετο εἶ* dann stehen, wenn ein Nebensatz folgt, außerdem wurde die Form zusammengezogen. Bei Aristoteles findet sich derselbe Wechsel, siehe Bonitz, *lexic.* Aristotel.

Im folgenden soll eine Reihe von Stellen besprochen werden, an denen ich die handschriftliche Überlieferung schützen möchte; nichts

<sup>1)</sup> *ὡς εἶ* 12, 28, 6; unrichtig ist hiebei die Bemerkung corr. Ursini; denn dieser schrieb *ὡσανεὶ*.

ist ja wichtiger, als einen Schriftsteller in seiner Eigenart verstehen zu lernen und ihn so zu seinem Rechte kommen zu lassen. 9, 2, 6 *προσχώριον* MFS, B.-W. schreibt mit Reiske *προσεχώριον*, citirt aber Hultsch, erz. Zeitf. XXIV, 25, der an der überlieferten Lesart festhält. — 9, 9, 3 *αἰδώς ἐξ ἐπιστροφῆς στρατεύψαι μὲν τοὺς ἐπομένους, ἐγεθρῆσαι δὲ τῷ κατὰ λόγον*; B.-W. *συνιῶψαι*. Es wird von Hannibal gerühmt, daß er sich in die Verhältnisse zu finden wußte, so sei er auf Rom losgezogen und als es unmöglich war, dies einzunehmen *διὰ τὸς ἐκ αὐτομάτου περιπειρίας*, habe er sich wieder nach Kapua gewendet. Gronov übersetzt: *magnam exercitus sui partem Capuam praemisit*; praemittere kann unmöglich *στρατεύψαι* ausdrücken; siehe Schweighäuser *adnotat. ad Polyb. IX, 9, 3*. Die Konjekturen *συνιῶψαι* liegt ja sehr nahe, doch entspricht sie nicht dem Zusammenhang *συνιῶψαι τοὺς ἐπομένους* von einem Aufreihen der nachfolgenden Feinde ist keine Rede, er kann die Römer höchstens zurückschlagen. 9, 9, 3 *ἐγεθρῆσαι δὲ τῷ κατὰ λόγον* auf eine günstige Gelegenheit warten; dieser Satz verlangt einen ganz anderen Gedanken als erstes Glied der Parataxe; zwar nicht kämpfen — aber doch beobachten wollte Hannibal, ob er vielleicht Kapua noch einnehmen könnte. Diesem Stillstand der Bewegung wird dann gegenübergestellt *τὸ δὲ ἐλευθέρων μὴ λήξαια τῆς προσόδου εἰς τὴν τῶν ἐχθρῶν βλάβην ἐπιστάψαι*. — Zur Erklärung des *στρατεύψαι τοὺς ἐπομένους* kommt alles darauf an, wie 9, 7, 7 *οὕτως ἐπιστάς καὶ προσδεξιόμενος τοὺς ἐπομένους* aufgefaßt wird; dies kann nur bedeuten trotz des vorausgehenden *ἐπιστάς*; er machte halt, nahm die Nachzügler auf und griff dann das Lager an. Einen ähnlichen Sinn muß der ganz vereinzelt dastehende Ausdruck *στρατεύψαι τοὺς ἐπομένους* haben; er sammelte alle, die noch folgten, kämpfte also zunächst nicht, hatte aber doch ein wachsames Auge auf die Vorgänge um Kapua. Ganz deutlich wird diese Auffassung durch den vorausgehenden Vergleich ep 8. Hier wird das Verhalten Hannibals mit dem des Epaminondas verglichen; denn auch dieser verstand es, sein Heer aus einer ähnlichen mühslichen Lage zu ziehen. 9, 8, 7 *προσαναλαβῶν τὴν δέσπαιον ἐκ τῆς κακοπραθείας, ὥρμα πάλιν ἐξ ἐπιστροφῆς τὴν αὐτὴν ὁδόν*; gerade in dem *στρατεύψαι τοὺς ἐπομένους* liegt eben die Fähigkeit des Feldherrn *προσαναλαβεῖν τὴν δέσπαιον ἐκ τῆς κακοπραθείας*. — 9, 16, 2 *κατὰ γὰρ καὶ τὰ παρὰ δόξαν γερόμενα* Reiske, die Handschriften *παράδοξον* woran durchaus nichts zu ändern ist; sehr häufig wird ein adverbialer Begriff durch ein prädikatives Adjektiv ausgedrückt. 10, 8, 5 *παράδοξον γενομένης κτισθείας*; 10, 43, 4 *παράδοξον γινέσθαι τὴν βοήθειαν*; 20, 5, 7 *παράδοξον γενομένης ἀπλοΐας*; 35, 4, 1 *τὰ πράγματα ἀπέβητε παράδοξοίτερα*; 35, 4, 13 *παράδοξον γανείσης τῆς ἐλαγγελλίας*; ähnlich sind ja viele andere Fälle 11, 19, 5 *λαμπρῶς ἐπιπνεύσσης τῆς ἀγῆς*; 15, 25, 19 *ἐκείνων κατὰ τὴν τῆς διγύγιστος αἰσίν προίτων λημβυνομένων*. — 9, 28, 6 *κατεγθραῖε μὲν τεινῶν τὴν γῆν, κατεγθραῖε δ' αὐτῶν τὸς οἰκίας*; die Herausgeber schreiben nach Dindorf *αἰθῶν τὸς οἰκίας*, aber die Gleichmäßigkeit der Rede ist zu grofs; es ist an der überlieferten Lesart nichts zu ändern. — 11, 18,

9 καὶ πολλῶν χρόνων οὐ δυνάμενοι τοὺς πολεμίους ἐκ τῆς οὐκείας ἀποώσασθαι; hier zeigt sich die neue Kollation von F wertvoll; denn sie ergibt πολλῶ χρόνων, nicht πολλῶν χρόνων, wie man bisher annahm. Dieser Lesart liegt die Konjekture Benselers πολλῶν χρόνων noch näher; dagegen scheint es mir unmöglich 11, 16, 1 mit B.-W. zu schreiben τῶν ἐκ πολλῶν χρόνων ἰωρημένον ἐπ' αὐτοῦ καιρῶν, ἐκ πολλῶν χρόνων F, ἐκ πολλῶν χρόνων S; man kann den günstigen Augenblick nur seit langem kommen sehen, nicht seit einer Reihe von Zeiträumen; ich halte daher an ἐκ πολλῶν χρόνων ἰωρημένον fest und sehe in χρόνον den Versuch eines Korrektors den Hiatus zu vermeiden. Auch 11, 26, 6 ist die überlieferte Lesart παρήγγειλε . . . παροικεῖσθαι εἰς πλείω χρόνον durchaus richtig, hier κατὰ πλείω χρόνον zu schreiben, wie B.-W. es thut, ist sogar sprachlich falsch; εἰς drückt die Zeit aus, für welche etwas geschehen soll. 11, 27, 1 εἰς τὴν ἐπιτύχον ἡμα τῷ φωνί παρηγγέλλετο . . . ἐξέρχεται; 10, 40, 1 εἰς δὲ τὴν ἐπιτύχον συναθροίσας; 21, 34, 10; 15, 9, 2; 39, 11, 3 εἰς δὲ τὴν ἐπιτύχον καθίσταντες δικασταίς. Der von B.-W. citierte Abschnitt bei Krebs, Präpos. 145 b paßt nicht hierher; denn der Zahlbegriff ist nicht attributiv, sondern adverbial zu nehmen.

12, 4, 3 dafs hier Ἐγόρου δὲ πάλιν ἄγνοιον καιαυεύθει sc. Τίμαιος nicht richtig sein kann, sondern die handschriftliche Lesart πάλιν ἡμα unbedingt den Vorzug verdient, darauf habe ich Philolog. LIII (N. F. VII) S. 59. Anm. 11 hingewiesen. Timäus kann es nimmermehr als ἄγνοια bezeichnen, dafs Ephorus gesagt hat: Dionysius der Ältere habe die Herrschaft mit 23 Jahren übernommen, habe 42 Jahre regiert und sei mit 63 Jahren gestorben; auch der erbitterteste Gegner kann dies nicht als ἄγνοια auslegen. — 12, 5, 10 αὐτοῖ sc. (Λοκροί) καὶ πλείω τῶν συγγενικῶν ἐθῶν παραλαβόντες διὰ τὸ μηδὲν αὐτοῖς πείριον ἐπάρχειν. καὶ τοῦτο διαφγλίτωσαν ἀπ' ἐκείνων; die Herausgeber schreiben nach Casaubonus und Reiske τῶν Σικελικῶν ἐθῶν und B.-W. führt die handschriftliche Lesart gar nicht mehr unter dem Text an, doch ist sie allein des Polybius würdig. Der Sinn dieser Stelle ist folgender: als die Lokrer die Sicilianer vertrieben, die diese Gegend Italiens inne hatten, haben sie sowohl mehrere ihrer Stammes-sitten von diesen angenommen, weil ihnen selbst von den Voreltern nichts erhalten war, als auch bewahren sie die im folgenden genannte von ihnen. Wer nun genau zusieht, wird bemerken, dafs die Konjekture von Casaubonus gar nicht möglich ist; es mufs in dem Adjektivum, das Polybius dem Wort ἐθῶν hinzufügt, ein allgemeiner Begriff liegen, weil Polybius sonst unmöglich hätte fortfahren können: καὶ τοῦτο διαφγλίτωσαν ἀπ' ἐκείνων; ἀπ' ἐκείνων wäre eine lästige Tautologie, denn mit τοῦτο wäre ja nur ein ἐθῶς Σικελικόν gemeint; ferner ist es undenkbar, dafs Polybius über τῶν Σικελικῶν ἐθῶν hinüber das ἀπ' ἐκείνων auf das weit vorangehende Σικελικῶς beziehen kann; hätte Polybius wirklich πλείω τῶν Σικελικῶν ἐθῶν geschrieben, so wäre die Begründung διὰ τὸ μηδὲν αὐτοῖς πείριον ἐπάρχειν höchst überflüssig; dafs sie sicilische Sitten annehmen, bedarf ja keiner Begründung, es versteht sich ganz von selbst; aber dafs ein Volk seine Stammessitten

von andern erhält, sie nicht selbst ausgebildet hat, das ist auffallend und darum wird hinzugefügt: es war bei ihnen gar keine Tradition vorhanden. Auch der Ausdruck *Σικελικά ἔθνη* wäre schief. Aus diesen Gründen, die man freilich auch fühlen mufs, halte ich an der Überlieferung fest. — 12, 12, 1 *ὅταν τῆς ἐδθίας καὶ τῆς πρὸς ταύτην οὐκαιοτήτος ἐγγίξῃ, πάντα μᾶλλον δεῖν ἢ κανόνα καλεῖν*; es ist alles mögliche für *ἐγγίξεν* vorgeschlagen worden, es scheint ein terminus techn. zu sein vom Bauwesen entlehnt und mufs die Bedeutung haben: nur nahe kommen, nicht erreichen. — 12, 17, 1 *παρουσίᾳ, ἣν ἴμαι μὲν μίαν ἐπιφανεσάτην εἶναι συμβέβηκεν*; B.-W. *οἷαν ἐπιφανεσάτην*. Die Verstärkung des Superlativs durch unus ist im Lateinischen bekanntlich sehr häufig, siehe Kühner, lat. Grammat. II. 2, S. 982 Anm. 23 und Schweighäuser adnot. ad Polyb. XII, 17. Bei Polybius kommt allerdings *εἰς* zur Verstärkung des Superlativs nicht vor, ebenso wenig aber auch *οἷος* wie B.-W. vorschlägt; da ist es immer noch geratener an der Überlieferung festzuhalten und *μίαν ἐπιφανεσάτην* ähnlich zu erklären wie *τελέως ὀλίγιστοι* 38, 4, 2. Hicher gehört auch 13, 4, 5 *πρὸς μὲν τοῖς ταπεινοτέροις καιαπλῆκτικοῖταις καὶ τοῖς μὲν ἡρότεροις, πρὸς δὲ τοῖς ὑπερέχοντις κολακικώτατος* FS, *τοῖς μὲν ἡρότατος* P. Die Herausgeber wählten den Superlativ, aber an dem Komparativ und dem Wechsel in der Steigerung ist kein Anstofs zu nehmen. 8, 2, 7 *ἐνεργέστερον δ' ἔσται καὶ τοῖς καιροῖς ἐγγισιον*, die Konjekture Reiske's *ἐνεργέστατον* ist verfehlt; 10, 25, 2 *τὰ κοῦφα καὶ τὰ πρακτικώτατα τῆς δυνάμεως*; 14, 12, 5 *τῷ γράσαντι ἡρδιαν ἰσαῖσαι καὶ τοῖς ἀναγινώσκουσι ἐμαθεσείραν τὴν διήγησιν*, wo auch korrigiert wurde; 30, 12, 2 *ἀσβεστέροις καὶ παρανομοῖταις ἐπῆρχε τῶν ἄλλων*, natürlich schreibt Bekker *παρνομοῖταις*; vgl. auch 1, 4 *καὶ νέον καὶ πρεσβύτερον*. Ähnlich wie in der silbernen Latinität ist auch in der *κοινή* das Gefühl für die Bedeutung des Komparativs und Superlativs verloren gegangen und eine Vermengung beider Begriffe eingetreten, vgl. 4, 53, 7 *τῶν δὲ Γορτυνίων οἱ μὲν πρεσβέτατοι, οἱ δὲ νεώτεροι*, Bekker und B.-W. conjiciieren wieder recht unnötig *οἱ πρεσβύτεροι*.

12, 25, 3 *παρὰ πλῆσιν τοῖς φαρμακοπόλαις δοξοκοποῦντις καὶ πρὸς χάριν βλέποντις ἀεὶ τὰ πρὸς τοῖς καιροῖς ἕνεκα τοῦ πορίζειν τὸν βίον διὰ τούτων* M. sc. *οἱ γράγοντες*; Campe, Krebs und B.-W. korrigieren *λέγοντες*; die wichtigsten Stellen hiefür fehlen bei Krebs, Präpos. S. 127 nämlich 15, 25, 31 *ἐπὶ τῶν πρὸς χάριν λέγοντων ἀκαλλόμενος* und 15, 31, 4 *βλέποντις ἤδη τὰ κατ' ἐαντοῖς*; es fragt sich nun, ob nicht beide Wendungen verbunden werden können, an *πρὸς χάριν λέγειν τι* wird niemand zweifeln, aber kann man auch sagen *πρὸς χάριν βλέπειν τι* etwas im Auge haben, einem zu gefallen? Da gibt Krebs selbst das entsprechende Beispiel 15, 21, 2 *πρὸς χάριν ὁμιλῶν τῷ πλῆθει*, hier ist *πρὸς χάριν* adverbial gebraucht und ebenso an der obigen Stelle *βλέποντις ἀεὶ τὰ πρὸς τοῖς καιροῖς* sie haben immer nur den Augenblick, das was im Augenblick Nutzen und Vorteil bringt, im Auge und nun wird noch der Zweck hinzugefügt: *πρὸς χάριν* um den Kunden zu gefallen. — 12, 25, 1 *καθ' ἅπαντα γὰρ ἐκ τῶν*

*προφοιτῶν ἱκανὸν εἶναι φασὶ σιάλαγγόν ἕνα*; die Angabe, woher das Sprichwort stammt, ist sicher vom Rande in den Text geraten und ist einzuschließen. Die Redensarten, mit denen Sprichwörter eingeführt werden, sind 10, 32, 11 *ὡς ἡ προφητεία φησίν*; 12, 12a, 1 *προσφράσεται ταύτην τὴν προφητείαν*; 12, 26a, 2 *ἐν ταῖς προφητείαις*; 15, 16, 6 *καὶ ἡ τὴν προφητείαν*; 38, 8, 9 *καθ' ἕνα ἐν προφηταῖς φασίν*. — Eine Frage, die an anderem Orte ausführlich besprochen werden soll, ist die, ob wir denn annehmen dürfen, daß Polybios bei Citaten immer den richtigen Wortlaut vor sich hatte, so wie wir ihm jetzt wünschen 18, 40, 4 *εἴθε καὶ μέγαρο ἀπιστεῖν ἄφρα ταῦτα τῶν φρεῶν*. B.-W. aber schreibt *εἴθε καὶ μέγαρο ἀπιστεῖν ἄφρα ταῦτα τῶν φρεῶν*. Da kommt zunächst die Parallelstelle in Betracht, die bei B.-W. fehlt 31, 21, 12 in dem Brief an Demetrius fügt Polybios diesen Vers hinzu: *εἴθε καὶ μέγαρο ἀπιστεῖν ἄφρα ταῦτα τῶν φρεῶν*; also ist durch zwei Citate dieselbe Form überliefert und dadurch entschieden bestätigt. Ebenso ist es zweifelhaft, ob man 15, 26<sup>v</sup>, 1 mit Cobet ändern darf *καὶ τοῦτο ἐπράξε τῶν ἀδίκων ἔργων, ὡς ἡ προφητεία φησὶ, δικαιοτάτων*, während die Handschriften *δικαιοταία* überliefern, das hier die Stelle eines Adverbiums vertritt. — 16, 4, 2 *καθ' ἕνα γὰρ ἐλλείοντα οἱ παρὰ τοῦ Φιλίππου λέμβοι, καὶ ἰσοσθένιον διέφερον οἱ περὶ τὸν Ἰταλιόν*; Ursini korrigiert *καθ' ὅσον* und ebenso nach ihm Hultsch u. B.-W. und doch zeigt Polybios in der Verwendung der Korrelativ-pronomina eine große Freiheit. 4, 42, 5 *ἄλλοι δὲ τοῦτον ἐπολαμπέον, ὅσον μίθων καὶ πλείους εἶσιν ἀδύσεις*; 3, 63, 8 *ἡ τὴν ἰταλίην διέλιπον ποιῆσαι . . . ἡ νηφροτύως ἐπιστήναι*, die Konjekture Schweighäusers *τὴν ἀντὶ τὴν* ist darum nicht nötig. 6, 5, 2 *ὅσον ἀνέκειν ἐπολαμπέονται . . . τοῦτο πειρασάμεθα κεφαλαιωδῶς διελθεῖν*. Nach *καθ' ἕνα* steht bald *οὔτως*, bald *τῶν ἀντὶ τῶν ἰσθίων*, bald kein rückbezügliches Adverbium. So läßt sich auch *καθ' ἕνα* — *καὶ ἰσοσθένιον* als freiere Form des Verhältnisses der beiden Aussagesätze erklären.

Kurz seien noch einige Konjekturen berührt, die B.-W. vorgeschlagen hat. 9, 4, 3 *ταῖς δὲ ταῖσι οὐκ ἐμικτιὸν εἶναι ἰσαπέμην ἢ πλεον, ἰσοσθένιος δ' ἐλαττοῦτος καὶ ἀνάστα χρόσιον ἢ κατὰς κομίζοντιαι*. B.-W. *ταῖς δ' ἐξόντοις*; ganz unabhängig davon bin ich auf dieselbe Vermutung gekommen, die wenigstens dem Sinn gut entspricht. Philolog. LIII (N. F. VII.) 1, S. 67. — 9, 26<sup>v</sup>, 8 (21, 8 Hultsch) *διὰ τὸ ταῖς οἰκίαις τῶν οἰκοδομῶν ἀντὶ ταῖς ἐγκλίμασι τῶν ἐδάφων, ἀλλὰ ταῖς ἐλαττομέναις ἐπιπέδαις οἰκοδομῆσαι πρὸς ὀρθάς* FS, Hultsch schließt *τῶν οἰκοδομῶν* ein. B.-W. schreibt *τὰ τεχνία τῶν οἰκοδομῶν*; letzteres ist deshalb unwahrscheinlich, weil Polybios gleich darauf *τεχνος* gebraucht, und weil der Begriff zu allgemein ist; man erwartet einen mathematischen Ausdruck, der dem folgenden *ταῖς τῶν τεχνῶν θεμελίαις* entspricht; vielleicht wäre *τὰ στοιχεῖα τῶν οἰκοδομῶν* möglich (F hat nach Hultsch *ταῖς οἰκίαις*). — 12, 28<sup>v</sup>, 3 *συνεργεῖν τὰ περὶ ἀστεινῶν ἐπινοήματα καὶ πολλοπραγμονῆσαι τὰ Ἀργύων ἔργα καὶ Κελίων, ἅμα δὲ ταῖσι τῶν Τηρόων*, vergl. Susemihl, Gesch. d. griech. Lit. I, S. 564, Anm. 235, wo sehr gründlich über diese wichtige Stelle gehandelt wird.

B.-W. setzt in der neuen Auflage in den Text *τὰ παρὰ Κέρνιων ἑπονημένα*. paläographisch wäre die Schreibweise der Handschriften sehr schön zu erklären, aber vom sachlichen Standpunkt aus ist die Konjekture unmöglich. Der Hinweis auf Polyb. 12, 3, 7 beweist nichts; denn wenn es dort von Timäus heißt, daß er auch kurz über Corsika berichtet (*αρχαιοτέρων*), so darf man doch nicht daraus schließen, Timäus habe so übertrieben und aus den wenigen Notizen, die er über Corsika hatte, *ἑπονημένα* gemacht; unter *ἑπονημένα* sind Geschichtswerke, schriftliche Aufzeichnungen zu verstehen, von den *Κέρνιοι* wird es wohl kaum *ἑπονημένα* gegeben haben. Auch hätte Polybius die *Κέρνιοι* nicht auf gleiche Stufe mit den *Αἴγυες*, *Ἰβήτες* und *Κελτοί* gestellt, mit Recht fügt er daher auch 12, 3, 7 noch *προσαγορευόμενος* hinzu, *οὕτως καὶ παρὰ τῶν κατὰ τὴν γῆσιν τῆς προσαγορευομένης Κέρνον*. Soviel ist jedenfalls sicher, daß ein Volk im Westen Europas genannt sein muß, und darin hat B.-W. vollkommen Recht; *συνάγει τὰ παρ' Ἀσσυρίων ἑπονημένα*; dazu hatte Timäus gar keine Veranlassung, da sein Geschichtswerk vorwiegend die Geschichte der Hellenen in Sicilien und Italien behandelte. Die Konjekture Kothé's *παρὰ Τυρίων* ist zunächst vorzuziehen, obwohl sie sicherlich nicht die ursprüngliche ist.

Der Druck dieses 3. Bandes ist insofern nicht so sauber wie der der früheren, als an ziemlich vielen Stellen der Apostroph nach der Elision fehlt: z. B. 10, 46, 5; 11, 16, 4; 11, 29, 5 u. 6; 13, 6, 4; 13, 3, 2; ein Komma statt eines Punktes ist zu setzen 12, 24, 1 nach *γύσσις*, 13, 6, 10 nach *ἡγήσισις*; ein Druckfehler, der sich durch alle Ausgaben (Hultsch u. Dindorf) hindurchschleicht, ist 11, 19, 2 *πρωτογογιῆ* statt *πρωτογογιῆ*. 10, 44, 13 *ἰστοισχῶς* statt *ἰστοισχῶς*, S. 223 Zeile 11 Anm. *καὶ μόνον* Ms statt *καὶ μόνον*. — Der Herausgeber eines Schriftstellers hat nicht nur die Aufgabe, den Stand der bisherigen Leistung auf diesem Gebiet festzustellen, sondern auch zu weiterer Forschung anzuregen; es kann dies auf sehr verschiedene Weise geschehen, am leichtesten aber dadurch, daß auf die Stellen, die immer noch einer Verbesserung bedürfen, hingewiesen wird. B.-W. hatte in dem kritischen Apparat die beste Gelegenheit, die Literatur ist auch vollständig angegeben, nur von den Varianten der Handschriften fehlen einige wichtige Lesarten, es könnte so den Schein erwecken, als wären diese Stellen schon geheilt. z. B. 10, 30, 3; 10, 31, 5 *Τάβροκα*. *πῶλον ἀνείχιστον*, *ἔχονσαν δὲ βασιλεῖα καὶ μέγιστος*; 12, 13, 11 *σὺν δὲ τοῖσις ἄνοι διαπέριονιο*; 16, 7, 6 *τῶν δ' Αἰγυπτιῶν εἰς ἑπτακοσίους*; 16, 22, 3 *καὶ γὰρ τὴν τελευτήν ἔσθορον*; 16, 22, 5 *πεπαισμενέτος*; 18, 55, 2 *ἀχαροσίονια*. Niemand wird behaupten, daß die für diese und ähnliche Stellen vorgeschlagenen Konjekturen wirklich die ursprüngliche Lesart herstellen; solange man nicht unbedingt von der Richtigkeit überzeugt sein kann, müssen die Varianten der Handschriften unter dem Text bemerkt werden.

Erlangen.

K. Wunderer.

### Zum Pentathlon der Griechen.

Im Interesse des Lesers dürfte es gelegen sein, wenn ich einen kurzen Überblick über die Entwicklung und den derzeitigen Stand der Pentathlonfrage gebe, bevor der eigentliche Zweck vorliegender Abhandlung berührt wird.

Besonders zwei Fragen, die Frage nach der Reihenfolge der Kämpfe und der Zuteilung des Sieges im Pentathlon, sind seit Anfang unseres Jahrhunderts viel umstritten.

Burette<sup>1)</sup> hat in einer Dissertation der französischen Akademie zuerst über das Pentathlon gehandelt. Eine Erklärung zu Pindars Nem. VII, 65—75 gab Gottfried Hermann und August Böckh Veranlassung, unabhängig von Burette zu den beiden Fragen Stellung zu nehmen. Hermann brachte in den *commentationes de metris Pindari* eine Interpretation der genannten Stelle, welcher Böckh in seiner großen Pindarausgabe 1811 entgegentrat. Dissen pflichtete den Ansichten von Böckh bei. Die beiden bekämpfte Hermann in seiner Abhandlung vom Jahre 1822: *de Sogenis Aeginetae victoria quinquertii*. Die Erwiderung darauf gab Böckh in den Abhandlungen der Berliner Akademie der Wissenschaften, Jahrg. 1822<sup>2)</sup>, S. 391 ff. Hermann sowohl wie Böckh hatte das Bestreben, die subjektive Auffassung der Pindarstelle durch die Beantwortung der Pentathlonfrage zu stützen. Eine unparteiische Lösung des Problems konnte so schwerlich erzielt werden.

Selbständiger, wenn auch an Böckh eng anschließend, wurde später die Frage von Philipp,<sup>3)</sup> Meier<sup>4)</sup> und Krause<sup>5)</sup> behandelt. In einer Rezension der Krauseschen *Gymnastik und Agonistik* hat auch Kayser seine Ansichten über die Pentathlonfrage niedergelegt. Eine Entscheidung der Frage wurde jedoch nicht herbeigeführt.

Im Jahre 1844 wurde die verlorene Schrift des Fl. Philostratus *περὶ γυμναστικῆς* vollständig entdeckt. Die Überlieferung des Altertums über griechische Gymnastik und Agonistik erfuhr dadurch eine dankenswerte Bereicherung. Auf Grund derselben versuchte Pinder, über den Fünfkampf der Hellenen, 1867 abermals eine Lösung der Pentathlonfrage. Seine allgemein als trefflich anerkannte Arbeit hat vor allem das bleibende Verdienst, daß sie uns die allein richtige Methode gibt, überall die Idee des Pentathlon zu berücksichtigen. Eine Lösung der Streitfrage ist freilich auch Pinder nicht geglückt. Mit Erfolg haben in neuester Zeit Gelehrte, wie Percy Gardner<sup>6)</sup>,

<sup>1)</sup> Burette, sur ce qu'on nommait pentathle dans l'ancienne gymnastique, *Histoire des Inscriptions* (tom. III, pag. 446 ff.).

<sup>2)</sup> Philipp, de pentathlo sive de quinquertio *commentatio*, B.rolini 1827.

<sup>3)</sup> Meier, *Allgem. Encyklop.* III, S. 303 ff. „Olymp. Spiele“.

<sup>4)</sup> Krause, *Gymnastik und Agonistik*, I, S. 476 ff.

<sup>5)</sup> Gardner, the Pentathle of the Greeks in *Journal of Hellenic studies*, S. 210 ff.



Holwerda<sup>1)</sup>, Bötticher<sup>2)</sup>, Blümmer<sup>3)</sup>, Marquardt<sup>4)</sup>, Fedde<sup>5)</sup>, Faber<sup>6)</sup> das Pindersche System bekämpft. Indes dürften die Versuche derselben, an Stelle des umgestoßenen Pinderschen Systemes ein neues, besseres zu setzen, ebensowenig befriedigen. In der Frage nach der Reihenfolge der Kämpfe sind sie alle mehr oder minder auf die von Pinder mit guten Gründen als unhaltbar nachgewiesene Theorie früherer Zeit zurückgekommen, irgend eine Aufzählung der fünf Kämpfe im Pentathlon glaubhaft zu machen. Angesichts der zerfahrenen, vielfach widerspruchsvollen Überlieferung, welche sich auf die Reihenfolge im Pentathlon bezieht, konnte ein solches Verfahren nicht zum Ziele führen. Um so erfreulicher ist es wohl, daß Haggennüller (Die Aufeinanderfolge der Kämpfe im Pentathlon, München 1892) und ich (Über das Pentathlon der Griechen, Inaug.-Dissertation, Erlangen 1892) der Methode Pinders folgend gleichzeitig auf die Idee des stufenmäßigen Überganges vom Leichterem zum Schwierigeren kamen, auf welcher der Bau der gesamten Gymnastik und Agonistik wie auch die Reihenfolge des Pentathlon basiert war. Die Frage nach der Zuteilung des Sieges haben Fedde und seine Vorgänger ebensowenig erledigt. Ihre Systeme sind meist sehr gekünstelt und keineswegs durch die Überlieferung bestätigt. Auch nach dieser Richtung hin glaube ich, neben Haggennüller und Faber, mit denen ich prinzipiell übereinstimme, die richtige Lösung gegeben zu haben, indem ich nach dem vierten Kampfe eine durch die Überlieferung bezeugte Ausscheidung, welche nach dem Maßstabe der Durchschnittsleistung vorgenommen wurde, nachgewiesen habe.

Im Dezemberhefte des Jahrgangs 1893 der Neuen Jahrb. für Philologie und Pädagogik von Fleckeisen und Richter S. 785–815 hat Friedrich Mie (Rostock) eine erneute Untersuchung über das Pentathlon angestellt. Er hat darin verschiedentlich Gelegenheit genommen, meiner Dissertation Erwähnung zu thun. Darauf eine kurze Erwiderung zu geben, ist der eigentliche Zweck dieser Zeilen.

Bei der Beurteilung der Pentathlonfrage bin ich, wie es wohl Pflicht der Methode ist, von dem Grundsatz ausgegangen, die Überlieferung des Altertums gewissenhaft auszubeuten und zu berücksichtigen. Bei der Rekonstruktion der Reihenfolge im Pentathlon können die literarischen Zeugnisse nie als Ansätze zu unmittelbarer, genauer Beweisführung dienen. Sie widersprechen sich vollständig. Doch schien es mir anfangs nicht unmöglich, aus den bildlichen Darstellungen Anhaltspunkte zu gewinnen. Wenn mich Mie S. 789 etwa tadeln will, daß ich trotz vorher mißglückter Versuche die Vasenbilder in dem Kapitel über die Reihenfolge zu verwerten

<sup>1)</sup> Holwerda, Olymp. Studien, archäolog. Zeitung, Jahrg. 1881, S. 205 ff.

<sup>2)</sup> Bötticher, Olympia, das Fest und seine Stätte, Berlin 1886, S. 114 ff.

<sup>3)</sup> Blümmer, in dem Artikel „Fünfkampf“ bei Baumeister, Denkmäler des klass. Altertums I, S. 572 ff.

<sup>4)</sup> Marquardt, Zum Pentathlon der Griechen, Güstrow 1836.

<sup>5)</sup> Fedde, Über den Fünfkampf der Hellenen, Leipzig 1889.

<sup>6)</sup> Faber, im Philologus, N. F. B. IV, 4. 3.

bestrebt war, so muß ich ihm entgegen, daß ich das Ergebnis einer neuen Prüfung der bildlichen Überlieferung, einer Überlieferung im Originale, nicht vorenthalten zu dürfen glaube. Was die Körperstellung der Kämpfenden betrifft, hätte sie uns nie so anschaulich beschrieben werden können, als sie auf diesen Bildern zum Ausdruck gebracht ist. Bezüglich der Reihenfolge der Kämpfe erkenne ich die künstlerische Freiheit in der Anordnung und Gruppierung der einzelnen Vasenbilder ebenfalls an, auch ist mir, wie aus meiner Dissertation ersichtlich ist, die archäologische Einteilung in gymnastische und agonistische Bilder nicht unbekannt. Aber trotzdem darf man nach meiner Ansicht nicht soweit gehen wie Mie, der in seiner Widerlegung gegen Hagenmüller S. 788 sagt, „daß die Bäume und Stangen auf den Vasenbildern ohne jede Beziehung zu den Wettkämpfen stehen, daß sie nichts Bestimmtes andeuten, sondern nur den Platz ausfüllen sollen“. Der Zufall scheint Mie bei den bildlichen Darstellungen denn doch eine zu große Rolle zu spielen. Er legt damit den archäologischen Darstellungen, welche im allgemeinen eine reiche Quelle für unsere Kenntnis des klassischen Altertums sind, wenig Beweiskraft bei. Der Flötenbläser auf dem gymnastischen Bilde von Marquardt steht dann wohl auch bedeutungslos dort, auch etwa nur, um den Platz auszufüllen. Vielleicht deuten die Worte Mies S. 787, daß zufällig ein Flötenbläser neben einem Speerwerfer stehe, darauf hin. Gleichwohl ist von mehreren Schriftstellern, von Pausanias<sup>1)</sup>, Plutarch<sup>2)</sup> und Philostratus<sup>3)</sup> bezeugt, daß zum Fünfkampfe, vielleicht auch nur zu einzelnen Teilen desselben Flöte gespielt wurde.

Auch mir war es klar, daß es stets unsicher bleiben muß, ob, resp. inwieweit die aus der Überlieferung gefolgerten Kombinationen als allgemeingültig hinzunehmen sind. Ich gehe sogar weiter, wenn ich sage, daß ich einem einzelnen Zeugnisse, welches ausdrücklich versichert, die richtige Reihenfolge zu geben, nicht unbedingt Glauben geschenkt hätte. Die Echtheit dieser Angabe könnte erst dann zur Anerkennung gelangen, wenn die gegebene Aufeinanderfolge dem systematischen Aufbau der gesamten Gymnastik und Agonistik entsprechen würde. Im Prinzip stehe ich ja hier auf dem Standpunkte von Mie. Er spricht auf S. 807 denselben Gedanken aus, wenn er sagt: „Es ist undenkbar, daß das System des Fünfkampfes aus dem Rahmen der griechischen Agonistik so ganz herausgefallen sei.“ Damit billigt zugleich Mie meine Methode, welche, wie schon oben angedeutet wurde, auf die bewegenden Grundideen der gesamten Gymnastik und Agonistik zurückgeht. Denn haben wir erst die Grundsätze, welche den Betrieb der griechischen Gymnastik und damit auch naturgemäß der Agonistik beherrschten, kennen gelernt, dann werden wir auch die Organisation in der Reihen-

<sup>1)</sup> V, 7, 10, 17, 10; VI, 14, 10.

<sup>2)</sup> de mus. 26.

<sup>3)</sup> II, 291 K.

folge der Kämpfe eines Theiles derselben, des Pentathlon, richtig verstehen. Es würde doch wohl turnerische und pädagogische Unnatur verraten, Grundsätze, welche in allen Beziehungen bis aufs kleinste befolgt wurden, in den Anordnungen eines hervorragenden Theiles, des Pentathlon, ganz und gar unbeachtet zu lassen. Wenn man in den gymnastischen Betrieb, auf welchem sich, wie oben bemerkt wurde, der agonistische ganz naturgemäfs aufbauen mußte, auch nur einigermaßen einen Einblick gewonnen hat, so wird man erkennen, daß der Zweck der physischen und geistigen Ausbildung, welchen ja die Gymnastik gleichzeitig haben sollte, nur durch ein wohlberechtigtes Fortschreiten vom Leichterem zum Schwierigeren erreicht werden konnte. Nur darin liegt eine nachhaltige Wirkung begründet. Die Mechanik des Körpers, oder, wie ich in meiner Dissertation sage, die Physiologie, mußte, da sich die Gymnastik auf verschiedene Lebensalter und verschiedene Kräftezustände erstreckte, ebenfalls berücksichtigt werden. Es ist doch undenkbar und läuft der Überlieferung zahlreicher von mir angeführter Inschriften zuwider, daß der schwächere Knabe an den Übungen des stärkeren Jünglings, letzterer hinwiederum an denen des erwachsenen Mannes, das weibliche Geschlecht an den Übungen des männlichen teilnehme. Ausführlicher ist darüber in meiner Dissertation gehandelt. Der stufenmäßige Übergang vom Leichterem zum Schwierigeren kam da der körperlichen Beschaffenheit zu Hilfe. Ich habe nicht weniger als zwölf Autoren, meist aus der besten Zeit, erwähnt, welche eine Einteilung der Kämpfe in leichte und schwere geben. In der Reihenfolge, welche Mie selbst in seinen *quaestiones agon.* S. 40 vom *ἀγών γυμνικός* zu Olympia gibt, findet zuerst der *ἀγών* der *παῖδες* statt, dann erst kämpfen die *ἄνδρες*. In der Anordnung der Kämpfe untereinander ist jedesmal der Grundsatz des Übergangs vom Leichterem zum Schwierigeren im Prinzipie ganz klar festgehalten. Philostratus cap. III *περὶ γυμν.* überliefert uns auch für das Pentathlon eine Einteilung in *βαρεῖς* und *κοῦφοι*. Die Stelle selbst lautet: *πένηταθλος δ' ἀγῶν ἔσθηται. πάλαισι μὲν γὰρ καὶ διασεύσαι βαρεῖς. τὸ δ' ἀκοντίου καὶ πηδῆσαι καὶ δρομῶν κοῦφοί εἰσαν.* Sie ist inhaltlich und kritisch noch nie angezweifelt worden. Cobet,<sup>1)</sup> der doch überall den Maßstab seiner strengen Kritik anlegt, läßt sie unbeanstandet, Kayser<sup>2)</sup> hält sie für so echt, daß er nach ihr eine andere Stelle verbessert wissen will. Mie mag die Stelle wohl auch kennen, läßt sie im übrigen unberücksichtigt. Wenn wir uns das oben Gesagte, daß der Stufengang vom Leichterem zum Schwierigeren überall zu beobachten ist, ins Gedächtnis zurückrufen, was soll dann diese Einteilung der Kämpfe im Pentathlon in *βαρεῖς* und *κοῦφοι* für einen anderen Sinn haben, als daß auch die Reihenfolge im Pentathlon stufenmäßig vom Leichterem zum Schwierigeren geordnet war? Mie sagt S. 792, es sei mißlich, in dieser Frage an die „Gesetze der Physiologie“

<sup>1)</sup> Cobet, de Philostrati libello *περὶ γυμν.*, Leyden 1859.

<sup>2)</sup> Kayser, *Philologus*, Bd. 21, S. 399.

zu appellieren deshalb, weil Hagenmüller und ich in der Anordnung Sprung und Speer vertauschen. Ich gebe ganz gern zu, daß man über die Frage, ob der Speer oder der Sprung schwieriger gewesen sei, verschiedener Ansicht sein kann. Damit bleibt doch das Wesentliche, die Grundidee unserer Anordnung, der stufenmäßige Übergang vom Leichterem zum Schwierigeren, unangetastet.

Mie verwirft meine Methode wie auch die Idee, auf welcher ich die Reihenfolge aufbaue. Auf welchem Wege löst er die Frage nach der Aufeinanderfolge der Kämpfe im Pentathlon? Er begnügt sich mit einem allgemeinen Raisonnement, läßt sie im großen und ganzen unentschieden. Für das, was er aber gefunden hat, bringt er sonderbarer Weise auch keine bessere Begründung vor als den Grundsatz eines stufenmäßigen Übergangs vom Leichterem zum Schwierigeren. Er sagt S. 791: „Der Ringkampf war also der letzte in der Reihe der fünf Kämpfe, und diese Stelle gebührte ihm auch; denn er war der schwierigste unter allen.“ S. 792: „Mit demselben Rechte kann man aber auch den Wettlauf an den Anfang des Pentathlon setzen. Er war die leichteste unter sämtlichen gymnastischen Übungen.“ Mie macht sich hier eines ähnlichen logischen Widerspruches schuldig, dessen ich ihn schon früher in meiner Dissertation S. 51 geziehen habe. Seine Beweisführung richtet sich selbst, indem sie in sich zusammenbricht.

Was die Bedingungen des Sieges im Pentathlon anlangt, so habe auch ich schon S. 63 meiner Dissertation das ἀποτιμῆσθαι in dem Sinne erklärt, daß dasselbe ursprünglich nur vom Ringen gesagt ist, oft auch, weil der Ringkampf die letzte Übung in der Reihenfolge war, gleichsam pars pro toto für das Siegen im Pentathlon überhaupt.

Mie verwirft meine Annahme von Durchschnittsleistungen. Er sagt S. 807: „Die Feststellung von Durchschnitts- und Normalleistungen wird nicht nur nirgends angedeutet, sondern ist auch im Hinblick auf die Einrichtungen der anderen gymnischen Wettkämpfe ganz unwahrscheinlich.“

So sehr ich auch den Grundsatz, sich an die allgemeinen Gesetze in den übrigen Kampfsarten zu halten, anerkenne, so liegt die Sache in diesem Falle weit schwieriger als bei der Frage nach der Aufeinanderfolge der Kämpfe. Einmal ist unsere Kenntnis von den Bedingungen des Sieges in den übrigen Kampfsarten ziemlich unzureichend, sodann auf das Pentathlon nicht mit ganz gleicher Analogie anwendbar. Alle übrigen Kämpfe sind an sich nur einzelne Kämpfe, während das Pentathlon aus fünf Übungen zusammengesetzt war. Die Forderung Mies, daß auch in den einzelnen Teilen des Fünfkampfes nur einer siegte, ein zweiter, dritter nicht berücksichtigt wurde, kann ich nicht billigen. Bei Pausanias III, 11, 6 heißt es ausdrücklich πρώτος ἦν = erstbester. In Ansehung dessen wird bei Philostratus cap. III das δεύτερος auch wohl in der Bedeutung „zweitbester“ zu nehmen sein.

Der Weg der Analogie ist uns hier verschlossen. Ich halte es auch in der vorliegenden Frage nicht für nötig, diesen Weg einzu-

schlagen. Wir haben nicht weniger als fünf Zeugnisse des Altertums, welche uns teils direkt, teils indirekt zu der Annahme von Durchschnittsleistungen führen. Wenn Mie S. 806, Anmerkung 37 sagt, er könne nicht finden, daß der Bericht des Pausanias III, 11, 6 und die Ausdrücke *ἐλθὼν ἐς ἔριν* (Herodot IX, 33) und *οἱ δ' ἐς πάλην ἀγικόμενοι* (Xen. Hell. VII, 4, 29) nur dann verständlich seien, wenn man eine Verminderung der Teilnehmerzahl vor dem Ringkampfe annimmt, so muß ich meine Ansicht so lange aufrecht halten, bis Mie dieselbe durch einen überzeugenden Gegenbeweis widerlegt. Ich halte nach wie vor an meiner Auslegung fest, daß nach dem Berichte des Herodot IX, 33 wohl nicht anzunehmen ist, Tisamenos und Hieronymos seien von vornherein die einzigen Teilnehmer am Pentathlon gewesen. Das *ἐλθὼν ἐς ἔριν* bezieht sich dem Zusammenhange nach offenbar auf das *παρ' ἐν πύλαισιμα ἔδραμε νικᾶν*. Daraus geht wohl hervor, daß die zwei erwähnten Kämpfer allein zum Ringkampfe zugelassen wurden. Dem widerspricht keineswegs der Bericht des Pausanias III, 11, 6. Noch deutlicher gibt uns denselben Sinn die Notiz Xenophons, Hell. VII, 4, 29: *καὶ τὴν μὲν ἵπποδρομίαν ἴδη ἐπεποιήσαν καὶ τὰ δρομικὰ τοῦ πεντάθλου, οἱ δ' ἐς πάλην ἀγικόμενοι οὐκέτι ἐν τῷ δρόμῳ, ἀλλὰ μεταξὺ τοῦ δρόμου καὶ τοῦ βομοῦ ἐπάλειον*. Das Pentathlon ist hier in zwei Abschnitte geteilt. Das Partizip *ἀγικόμενοι* erhält durch die Vorsetzung des Artikels nominale Bedeutung. Das zwischen Artikel und Partizip eingeschobene, somit attributive *ἐς πάλην* drückt an sich schon aus, daß diese *οἱ* und die *πάλην* unterschieden werden sollen von anderen Personen und anderen Kämpfen. Durch das *δέ* wird diese Unterscheidung noch stärker hervorgehoben. Der Gegensatz ist in dem vorausgehenden *τὰ δρομικὰ τοῦ πεντάθλου* zu suchen. Das *οἱ δ' ἐς πάλην ἀγικόμενοι* spricht demnach eine Änderung in der Anzahl der Teilnehmer aus gegenüber der früheren Beteiligung in den *δρομικῶν*, den vier Dromosübungen. Neue Kämpfer werden kaum dazu gekommen sein. Es muß also nach dem vorletzten Kampfe, dem Diskoswurfe, eine Ausscheidung stattgefunden haben. Die grammatische Erklärung des *οἱ δ' ἐς πάλην ἀγικόμενοι* zwingt uns zu dieser Annahme. Mie erklärt ferner S. 805, Anmerkung 35, daß meine Erklärung des Plutarchischen Vergleiches *symp. IX, 2* schon deshalb zu verwerfen sei, weil seiner Meinung nach „eine Verengung der Teilnehmerzahl nicht immer, sondern höchstens unter gewissen Umständen stattfand“. Auch hierin kann ich keineswegs eine Widerlegung meiner Erklärung erblicken. Die Stelle lautet: *διὸ τοῖς τρισὶν ὅσπερ οἱ πεντάθλοι τὸ ἄλλα περίεστι καὶ νικᾷ, τὰ μὲν πολλὰ τῷ φωνάει εἶναι, τὰ δ' αὖ φωνάεiria ἐν τῷ δίχρονον, ταῦτα δ' ἀπὸ τῷ πεφυκέναι καθηγεῖσθαι. δευτερεῖν δὲ μὴδέποτε μὴ δ' ἀκολοῦθειν*. Das tertium comparationis in diesem Vergleiche liegt offenbar in dem dreimaligen stufenmäßigen Ausscheiden. Bei Mie ist es nur die Zahl drei. Überhaupt beziehe ich das *τοῖς τρισὶν* auf die folgenden drei Ausscheidungen, was viel näher liegt als die Annahme Mies, das *τοῖς τρισὶν* auf die *ἴδια τῷ πεντάθλω*, nämlich: Sprung, Speer, Diskos, zu beziehen. Es ist nicht möglich, daß Plutarch einen so

schlechten, linkenden Vergleich gemacht hat, wie Mie ihm zumutet. Wir sehen, Plutarch scheidet das Alpha aus immer kleiner werdenden Gruppen aus; stellen wir nun beispielsweise der ersten Gruppe im Sinne Mies den Sprung gegenüber, dem zweiten Vergleichsgliede den Speerwurf u. s. w., so hört der Zusammenhang innerhalb des Vergleiches auf. Ein weiterer Beweis, welcher gegen Mie und für meine Erklärung spricht, ist der, daß alle Schriftsteller, so oft sie einen Vergleich mit den Fünfkämpfern anstellen, die Überlegenheit derselben vor anderen Kämpfern nicht in den *ἴδια τῷ πενιάθλῳ*, wie Mie es thut, suchen, sondern in dem Grade ihrer harmonischen Ausbildung in allen Kämpfen gegenüber den übrigen Athleten, welche meist nur in einem einzelnen Kampfe Meister sind. Ich erinnere an den Vergleich des Aristoteles, rhet. I, 5: *πενιάθλοι κάλλιστοι, ὅτι πρὸς βίαν καὶ πρὸς τάχος ἅμα περὶχασιν*. Ähnlich Plato, amator. cap. IV. Ebenso Pythagoras bei Phot. cod. 249 S. 440 Beck. Ich halte demnach auch künftighin an der in meiner Dissertation gegebenen Auslegung des Vergleiches bei Plutarch fest. Auch der mythologische Fünfkampf, den uns Philostratus cap. III. *περὶ γυμν.* berichtet, findet nach dem Systeme der Durchschnittsleistung allein eine ungekünstelte, einfache Erklärung. Peleus war in vier Kämpfen *δεύτερος* = zweitbester gegenüber dem jedesmaligen *πρῶτος*. Seine Gesamtleistungen waren trotzdem im Durchschnitt nach den vier ersten Kämpfen ebenso gut, wenn nicht besser als die der übrigen Kämpfer, von denen jeder einmal *πρῶτος* war. Peleus hatte demnach ein Recht darauf, zum Ringkampfe zugelassen zu werden.

Wir sehen, eine Ausscheidung von Kämpfern fand statt und zwar nach dem vierten Kampfe. Willkürlich konnte dieselbe wohl kaum vorgenommen werden; es mußte ein Maßstab vorhanden sein. Der einfachste und gerechteste war jedenfalls der beste. Ganz einfach und allein gerecht ist der Maßstab der Durchschnittsleistung.

Welches System stellt Mie für die Zuteilung des Sieges auf? Er nimmt S. 814 f. an:

1. Wer in den drei oder vier ersten Kampffarten gesiegt hatte, war Sieger im Pentathlon ohne die Entscheidung des Ringkampfes.

2. Wenn in den ersten vier Kämpfen vier verschiedene Sieger vorhanden waren, so wurden alle Teilnehmer zum Ringkampfe zugelassen.

3. Wenn in den ersten vier Teilen zwei Kämpfer je zwei Siege gewonnen hatten, so wurden diese beiden allein zum Ringen zugelassen, alle übrigen ausgeschieden.

4. Wenn einer zwei Siege, zwei je einen Sieg gewonnen hatten, so wurden ebenfalls nur diese zum Ringkampfe zugelassen, alle übrigen, welche erfolglos gekämpft hatten, wurden ausgeschieden.

5. Seine Ansicht faßt er noch einmal S. 815 zusammen. Er sagt dort: „Wahrscheinlich treten nur die Sieger der ersten vier Teile des Pentathlon zum Ringen an. Siegte der, der vorher schon zweimal gesiegt hatte, so wurde er selbstverständlich

Gesamtsieger. Siegte einer von den beiden anderen, so waren nach Abschluß des Fünfkampfes außer einem einfachen Sieger zwei Sieger in je zwei Stücken da. Natürlich wurde dem zweifachen Sieger, der auch im Ringen gesiegt hatte, der Kranz zu teil gemäß der Bedeutung, die der Ringkampf im Verhältnis zu den anderen Kampfarten hatte.“

Die erste These Mies, daß einer, welcher in den drei oder vier ersten Kämpfen gesiegt habe, eo ipso Sieger im Pentathlon sei, ist sehr unwahrscheinlich. Man beachte die eigentümliche Prägung des Wortes *πένταθλον*, welche nicht mehr an einzelne Kämpfe denken, sondern die fünf Kämpfe nur als ein unteilbares Ganzes auffassen läßt. Mie sucht die Stelle Pindar, Nem. VII, 70 ff. für diese seine Ansicht zu verwerten. Die Beziehung des *τέτρα προβάς* in hypotaktischer, nicht parataktischer Stellung zu dem ganzen Gedanken läßt mich nur der Ansicht Pinders beipflichten. Den sakralen Grund A. Mommsens hat Mie bezüglich des Fünfkampfes auch nicht widerlegt. Der Sieg *ἀκοντί* wurde nur in ganz außerordentlichen Fällen, welche ihrer Natur nach im Pentathlon überhaupt nicht eintreten konnten, in bestimmten Kämpfen verliehen. Überliefert sind uns Siege *ἀκοντί* von Olympia nur im Faustkampfe und Pankration (siehe meine Dissert. S. 76). Nirgends wird uns von einem solchen Siege im Pentathlon berichtet.

In seiner Aufstellung (These 5), daß wahrscheinlich nur die Sieger der ersten vier Teile des Fünfkampfes zum Ringen antraten, widerspricht Mie, ohne es zu merken, seiner zweiten These, welche er ja ausdrücklich im mythologischen Fünfkampfe des Peleus bezeugt zu finden glaubt. Alle Thesen sind so, wie Mie sie gibt, Mutmaßungen ohne tiefere Begründung. Was wir schon früher gerügt haben, daß nämlich Mie Grundsätze, welche er auf alle Weise bestreitet, in der nämlichen Sache und in demselben Atemzuge selbst als Beweise anzieht, befremdet uns auch hier. Mie hat eine Ausscheidung von Teilnehmern im Fünfkampfe verworfen. Was thut er aber in These 3, 4 und 5? Er scheidet gleichfalls nach dem vierten Kampfe Teilnehmer aus und zwar nimmt er diese Ausscheidung auch nach dem Prinzip der Durchschnittsleistung vor, deren Maßstab er vielleicht etwas anders handhabt als ich.

Wir sehen auch hier unlösbare Widersprüche. Alles in allem betrachtet muß ich in der Beweisführung Mies eher eine Bestätigung als eine Widerlegung meiner Aufstellungen erblicken.

Würzburg.

Emil Henrich.

### Berichtigung.

S. 193 Anm. 1 bitte ich ein unverzeihliches Versehen zu berichtigen. Sittl führt Strabos Citat aus Hellanikos sogar selbst an, hält es jedoch für falsch.

Daß es S. 198 Zeile 11 v. o. statt „Identität der hellenistischen und der römischen Stadt“ Identität der hellenistischen und der mykenischen Stadt heißen muß, werden die meisten Leser wohl bemerkt haben.

München.

Th. Preger.

## II. Abteilung.

### Rezensionen.

Logik. Grundzüge einer Lehre vom Denken. Von Dr. Heinr. Kratz. Gütersloh, Bertelsmann, 1891. 73 Seiten. 8°.

Leider kann ich über diese Schrift kein besseres Urteil fällen als unlängst (Bd. XXIX, S. 118 f.) über die Theetik und Ästhetik des nämlichen Verfassers. Zwar ist ihm ein gewisses pädagogisches Geschick nicht abzusprechen, vermöge dessen er sich auf den für Anfänger interessanten und verdaulichen Stoff zu beschränken weifs; aber das ist fast alles, was sich zu Gunsten des Schriftchens sagen läfst.

Schon die Schreibart will mir nicht gefallen. Unbeholfen lange Perioden erschweren das Verständnis. So besteht die ganze 21. Seite aus nur 3 Perioden, von denen die erste und zweite je 10, die dritte sogar 17 Zeilen lang ist, S. 22 steht ein Satz von 13 und einer von 10 Zeilen, S. 23 einer mit 12 Zeilen und Seite 30 ein Ungetüm von 19 Zeilen. Recht störend sind auch die massenhaft angewandten Einklammerungen und Schaltsätze, welche oft grofse Ausdehnung haben und wieder Einschaltungen zweiten Grades in sich enthalten. Seite 30 erreicht eine Parenthese die Länge von 12 Zeilen und umschließt 2 kleinere Schaltsätze, Seite 66 ist eine solche 21 Zeilen lang. Eine derartige Nachlässigkeit des Stils verzeiht man kaum einem Aristoteles.

Aber noch mehr und gröfsere Bedenken erregt der Inhalt. S. 9 schildert K. das unbewufste Denken wie eine ganz bekannte Sache, obwohl man über dasselbe nur Vermutungen haben kann; sobald wir uns das Denken zum Bewufstsein bringen, ist es eben kein unbewufstes Denken mehr. Ferner gibt er dort als Unterschied zwischen dem unbewufsten und bewufsten Denken den Umstand an, dafs letzteres nach bestimmten Gesetzen verläuft, während doch sicherlich auch das unbewufste Denken Gesetzen unterworfen ist. S. 10 meint er, nur das Denken könne ein in sich irriges sein, das Fühlen und Wollen aber nicht. Dies ist eine ganz willkürliche Behauptung; auch das Fühlen und Wollen kann seinem normalen Verlauf widersprechend sein. S. 13 verschweigt er, dafs man unter „Vorstellung“ nicht nur reproduzierbare Anschauungen, sondern auch überhaupt jedes Denkgelbilde versteht, weshalb das gesamte Denkvermögen oft auch Vorstellungsvermögen genannt wird. Ebenda nennt er nur die absichtliche Reproduktion Erinnerung, während man sich doch sehr oft ohne Absicht unwillkürlich an etwas erinnert. S. 17 leugnet er, dafs Sätze wie: „Das Pferd ist gelehrig“ Urteile sind. S. 19 behauptet er, dafs



beim Kind erst im 3. Lebensjahre das Ichbewußtsein zum Durchbruch kommt, obwohl dies zweifelhaft ist (Vgl. Th. Ziegler, das Gefühl, S. 58 f.). S. 22 hält er es für einen Fortschritt im Denken, wenn man sagt: „Der Geruch dieser Nelke ist angenehm“ anstatt: „Diese Nelke riecht angenehm,“ während dies doch lediglich einen Fortschritt im sprachlichen Ausdruck darstellt. S. 23 erklärt er das unbewußte Denken für einen mit Naturnotwendigkeit ablaufenden Naturprozess; das nämliche hatte er S. 9 als etwas Regelloes geschildert. Vom bewußten Denken behauptet er S. 23, daß es teilweise und gelegentlich sich frei bewege, dagegen S. 9, daß es durchaus regelmäßig nach bestimmten Gesetzen verlaufe. S. 28 gibt er vom Urteil folgende höchst seltsame Definition: „Das Urteil ist ein Gedanke, der ganz oder teilweise auf Begriffen beruht, und zwar so, daß er entweder einen Begriff zum Ausgangs- oder zum Zielpunkt oder sowohl zum Ausgangs- wie zum Zielpunkt hat.“ Ebenda teilt er alle Urteile in 4 Arten und führt als 3. Art die subsumierenden Urteile, als 4. die analytisch-subsumierenden Urteile an, koordiniert also Dinge, welche offenbar subordiniert werden müßten. S. 30 gibt er als Beispiel für ein analytisches Urteil: „Der Dieb stiehlt,“ während nach S. 17 dies gar kein Urteil, sondern bloß eine Beobachtung ist. S. 41 sagt er: „Eine Folge von zwei oder mehr Schlußverfahren bezw. Begründungen bilden einen Beweis.“ Als ob nicht auch ein einziger Schluß einen sehr starken Beweis abgeben könnte! S. 54 steht: „Das Tier hat keine Sprache, weil es kein selbstbewußtes Denken hat.“ Ich würde sagen: „Weil es keinen Willen über seine Vorstellungen hat.“ Ferner scheint mir der Unterschied zwischen Merkmal und Abstraktion, zwischen Vorstellung und Begriff, zwischen Beobachtung und Urteil, zwischen Folgerung und Schluß, endlich zwischen Verstand und Vernunft unrichtig angegeben zu sein. Auch ist es zweifelhaft, ob man, wie K. S. 42 thut, das Denken als die zentrale Seelenthätigkeit des Menschen bezeichnen kann. Von S. 53 an will K. offenbar eine Art Sprachphilosophie bieten, verliert sich aber vielfach in grammatische Trivialitäten. Seine Definitionen sind hier mitunter höchst mangelhaft, wie z. B. die vom zusammengesetzten Satz und vom Doppelsatz (S. 64 f.). Den Satz: „Der Mensch denkt, Gott lenkt“ hält K. für ein größeres Satzganze (S. 65). So fordert K. fast auf Schritt und Tritt den Widerspruch des Lesers heraus.

Es ist nirgends gesagt, für wen eigentlich K. sein Büchlein geschrieben. Eine wissenschaftliche Leistung kann ich in demselben nicht erblicken, und für Gymnasien dürfte es kaum brauchbar sein.

Bayreuth.

Ch. Wirth.

Ch. Wirth, Kgl. Gymnasialprofessor in Bayreuth, Zu den 36 Gründen gegen das deutsch-fremdsprachliche Übersetzen an humanistischen Gymnasien. Widerlegung der Einwände Chr. Muffs, F. Charitius' und J. Rappolds. Bayreuth, Heuschmann. 1892. 49 S.

Wirth ist in der Bekämpfung seiner Gegner in manchen Punkten siegreich, so wenn er S. 13 die Unzulänglichkeit der deutsch-lateinischen Übungsbücher und die Unfähigkeit unserer Gymnasialschüler gutes Deutsch in richtiges Latein zu übersetzen behauptet, auch wenn er auf die notwendigen Mängel einer fremdsprachlich-deutschen Grammatik hinweist und S. 20 bestreitet, daß zur Erkenntnis der Sprachgesetze Nachahmung unbedingt erforderlich ist. Ferner wird gegen Charitius S. 25 treffend ausgeführt, daß Erlernung fremder Sprachen keineswegs der einfache und natürliche Weg sei, um gründliche Sachkenntnisse zu erwerben, und die verkehrte Methode im Sprachunterricht zugleich alle möglichen Kenntnisse vermitteln zu wollen wird S. 28 gut persifliert; der Versuch Rappolds „Mittelchen aufzudecken, wie der Verfasser seine 36 Gründe zusammenbringt“ und so dessen wissenschaftliche Ehrlichkeit in Frage zu ziehen, wird S. 38 ff. energisch zurückgewiesen. Dennoch müssen wir wie früher der radikalen Absicht Wirths, alle Übersetzungen in die fremden Sprachen abzuschaffen, entgegenzutreten und wollen dem was wir XXIX. Jahrg. S. 14 ff. dieser Zeitschrift dagegen vorgebracht haben, noch Einiges beifügen. Es ist zuzugeben, daß man bei hinreichender Befähigung und in gereifterem Alter allein durch Übersetzen aus einer fremden Sprache und daran sich anschließende grammatische Übungen zu guter Kenntnis der Sprachgesetze und geläufiger Lektüre in dem fremden Idiom gelangen kann; ob nicht doch dieses Ziel von demjenigen, welcher Übersetzungen aus dem Deutschen in die fremde Sprache hinzufügt, rascher und sicherer erreicht wird, müßte erst ein Versuch unter gleichen Umständen lehren, und der gleichmäßige Erfolg dürfte dann noch zweifelhafter werden, wenn es auch gilt, die fremde Sprache richtig und fertig zu sprechen und zu schreiben. Aber noch weit ungünstiger dürfte ein Versuch im Sinne Wirths in Bezug auf den fremdsprachlichen Unterricht des heranreifenden Knaben in unseren Schulen verlaufen. Man wird doch nicht in Abrede stellen können, daß z. B. die Bestimmung des Casus, des Tempus und des Modus bei dem Übersetzen aus dem Deutschen ins Lateinische eine energischere und bewußtere Verstandesthätigkeit erfordert, als bei der Übersetzung aus der fremden Sprache notwendig ist; so wenig entwickelt das Sprachgefühl des Knaben auch sein mag, es legt ihm doch den entsprechenden Ausdruck in der Muttersprache nahe und macht ihn eher geneigt zu erraten, als durch Operationen des Verstandes zu bestimmen. Wenn es daher gilt, den Knaben vor allem zu folgerichtigem Denken heranzubilden und ihm zugleich eine sichere Kenntnis der Sprachgesetze zu vermitteln, so verdient die Übersetzung aus dem Deutschen ins Lateinische den Vorzug, und ich habe daher schon

bei anderer Gelegenheit hervorgehoben, daß gerade diese Übersetzungen als der beste Prüfstein der Befähigung gelten dürfen s. XXVI. Jahrg. d. Bl. S. 299 ff. und Planck, Das Latein in seinem Recht als wissenschaftliches Bildungsmittel (Wiesbaden, Kunze). In den höheren Klassen unseres Gymnasiums verbietet gegenwärtig schon der Mangel an Zeit eine energische und Erfolg versprechende Steigerung des Betriebs der Übersetzung aus dem Deutschen in die alten Sprachen, jedenfalls dürfen die Klassiker für diese an sich trefflichen Übungen nicht mißbraucht werden; daher treten an deren Stelle besser Übersetzungen aus den alten Sprachen als treffliche Gymnastik des Geistes und Maßstab der Leistungsfähigkeit; doch wird man gut thun, die sogenannten Stilübungen solange nicht zu vernachlässigen, bis die Erkenntnis der Gesetze der fremden Sprache hinreichend gefördert ist. Die vollendete oder der Vollendung zustrebende Übersetzung aus den alten Sprachen ist nicht leichter als die umgekehrte Übung, nur werden hier noch andere Seelenkräfte in höherem Maße wirksam als die strenge Thätigkeit des Verstandes: ein intuitives Können, ein plötzliches Auftauchen des treffenden Ausdrucks aus der Sphäre des unbewussten Sprachgefühls führt hier oft näher zum Ziel als alle Überlegung, s. auch Münch, Verm. Aufs. über Unterrichtsziele und Unterrichtskunst S. 104 ff. u. S. 199 ff. Die gute Übersetzung aus den fremden Sprachen ist auch das beste Korrektiv gegen undeutsche oder weniger gelungene Wendungen in den Übersetzungsbüchern, von denen Wirth so viel Unheil fürchtet.

---

Friedrich Paulsen, a. o. Professor an der Universität Berlin, Über die gegenwärtige Lage des höheren Schulwesens in Preußen. Berlin, Gärtner. 1893. 52 S.

Diese Schrift ist ein Trostbrief an die Vertreter und Freunde des Realgymnasiums gegenüber der Verurteilung desselben durch die Berliner Dezenberkonferenz. Paulsen erklärt die gegenwärtige Lage des Realgymnasiums „so wenig als aussichtslos, daß man sie vielmehr als hoffnungsvoll bezeichnen kann.“ Und einen guten Teil dieser Hoffnung setzt er auf die sogenannte „alte Gymnasialpartei“, auf O. Jäger und P. Cauer; diese Partei würde, um den klassischen Unterricht wieder leistungsfähig zu machen, auf Entlastung von den „encyklopädischen“ Elementen dringen und eine Revision der jetzt geltenden Lehrpläne müsse dann zur Freiheit der Wege und der Wahl führen. Wir halten die neuen Lehrpläne nicht für so schlimm, daß sie den Niedergang des altklassischen Unterrichts an unseren Gymnasien bedeuten müßten, wir hoffen vielmehr, daß jene intransigente „alte Gymnasialpartei“ immer mehr an Boden verlieren wird, wenn ein tüchtiger Betrieb auch unter der Herrschaft der neuen Lehrpläne zur Geltung bringt, was in der altklassischen Bildung entscheidenden Wert hat. Andererseits haben wir in diesen Blättern gegen Paulsen XXVI. Jahrg. S. 338 und früher gegen Dillmann XXI. Jahrg. S. 435 ff. aus-

geführt, weshalb wir einer Vorbildung zur Universität ohne das Griechische nicht zustimmen können; der Verzicht auf das Griechische bedeutet uns eine Herabsetzung der historischen Erkenntnis; wer mitten im Gymnasialunterricht steht, empfindet täglich aufs neue, wie fruchtbar es ist bei der Erklärung der römischen und der modernen Literatur auf die hellenischen Muster zurückgehen zu können; wir bestreiten also die Ansicht Paulsens, daß für den höheren Unterricht Griechisch eher entbehrlich sei als Latein. Im übrigen finden wir auch in dieser Schrift nicht wenige Berührungspunkte zwischen unserem Standpunkt in den Schulfragen und der Anforderung des Verfassers der Geschichte des gelehrten Unterrichts: wie früher den Vorrang des sprachlich-historischen Unterrichts, so verteidigt er hier S. 36 ff. in wirksamer Weise die Notwendigkeit der Kenntnis des Lateinischen auch für die Gegenwart; S. 27 verurteilt er in sehr zutreffender Weise die sogenannte Abschlussprüfung am Ende der Untersekunda und spricht sich S. 51 gegen die Schulprüfungen an den Gymnasien überhaupt aus. Auch darin stimme ich mit P. überein, daß die neuen Lehrpläne im allgemeinen eine wesentliche Erleichterung nicht gebracht haben, ich wünsche ebenfalls, besonders für die höheren Klassen, mehr Freiheit in der Wahl der Studien und glaube deshalb, daß man davon absehen solle, an alle Schüler gleichmäßige Anforderung in allen Lehrfächern zu stellen.

Bauernberg.

J. K. Fleischmann.

Das Nibelungenlied im Auszuge nach dem Urtext mit den entsprechenden Abschnitten der Wölsungensage erläutert und mit den nötigen Hilfsmitteln versehen von G. Bötticher und K. Kinzel. Halle, Buchhandlung des Waisenhauses 1892.

Daß durch die neuen Lehrpläne in Preußen den Gymnasien die Einführung ihrer Schüler in das Nibelungenlied nach dem Urtext wieder gestattet wurde, ist dort bekanntlich überall freudig begrüßt worden. Diese Einführung unterliegt jedoch einer eigentümlichen Beschränkung. Zunächst soll sie nicht in Unterprima stattfinden, wie bei uns in Bayern, wo sie außerdem an eine Durchnahme der mhd. Laut- und Formenlehre geknüpft ist, sondern schon in Obersekunda. In dieser Klasse sollen Proben aus dem Urtext mitgeteilt werden, die vom Lehrer zu lesen und zu erklären sind. Diese Beschränkung hat nun in pädagogischen Zeitschriften teils herben Tadel teils eine sehr weitgehende Auslegung gefunden. (So von Rud. Lehmann in der Zeitschr. f. deutschen Unterricht 1892 S. 115, von Dr. H. Schiller in Gießen in der Zeitschr. f. Gymnasialwesen 1893 S. 213, von Löschhorn im Archiv für das Studium neuerer Sprachen 1893 S. 299.)

Man sagt sich, daß durch ein völlig passives Verhalten der Schüler, durch eine so einseitige Thätigkeit des Lehrers doch nur eine sehr oberflächliche Kenntnis erzielt werden könne, daß der Unterricht zu leerer Spielerei werde. Zum mindesten müsse auch der Schüler den Urtext vor sich haben, damit er mit Auge und Ohr das vom

Lehrer Gebotene verfolgen könne. Um diesem Bedürfnis der Schüler zu entsprechen, ist denn auch alsbald eine Anzahl neuer Lehrbücher erschienen, die jedoch meist auch noch die Absicht verfolgen, dem durch den Unterricht angeregten Schüler über den Klassenunterricht hinaus Material zu einer mehr oder minder ausgedehnten Privatlektüre zu bieten. In der Reihe der von Böttcher und Kinzel herausgegebenen Denkmäler, von denen die Mehrzahl vom Ref. schon früher besprochen worden ist, soll bezüglich des Nibelungenlieds ein von beiden Herausgebern mit Erläuterungen versehener Auszug nach dem Urtext den amtlichen Bestimmungen entgegenkommen, wobei auch der geforderte „Ausblick auf die nordischen Sagen“ durch entsprechende Abschnitte der Wölsungensage möglich gemacht werden soll. In den Anhang verwiesen ist ein kurzer, auf nur 4 Seiten beschränkter Abriss der mhd. Laut-, Flexions- und Verslehre. Derselbe kann natürlich nur das Allernotwendigste über Aussprache und Deklination und einige Konjugationsschemata enthalten. Wenn hier für die Konjugation von geben auch althochdeutsche Formen in Klammern beigefügt sind, so hätte wenigstens für die „früher reduplizierenden“ Verba der lehrreiche Vergleich mit dem Gotischen und Althochdeutschen auch nicht fehlen sollen.

Das über den Nibelungenvers Angegebene ist völlig ungenügend, da von der vierten Hebung der ersten Halbzeile keine Rede ist. Die Ergebnisse der Vergleichung dieses Verses mit den Volksliedern für die altdeutsche Metrik, wie sie jetzt auch weitem Kreisen bes. in der Zeitschr. f. d. deutschen Unterricht durch O. Brenner u. A. zugänglich gemacht worden sind, sollten doch endlich einmal auch in die Lehrbücher übergehen.

Das Wörterverzeichnis umfaßt bloß diejenigen Wörter, die eine vom Nhd. abweichende Form oder Bedeutung haben; es soll, da eine Vorbereitung auf den Unterricht seitens der Schüler nicht gefordert wird, bei Wiederholungen dem Gedächtnis zu Hilfe kommen oder bei der Privatlektüre dienen. Es konnte so auf 9½ Seiten gegeben werden. Einige Stichproben haben mir gezeigt, daß es fast immer zuverlässig ist. Wo dies nicht der Fall zu sein scheint, kann der Schüler wenigstens die richtige Bedeutung durch Nachdenken finden, z. B. einschlafen für das mhd. entslafen, die transitive Bed. von entsweben, die Bed. des Adverbs ungevuoge (742, 2 steht Fuoge = Kunst in der Anmerkung) u. dergl.

Was den Text der Nibelunge Not betrifft, so sind nur die für das Verständnis des Aufbaus der Dichtung wichtigsten Abschnitte ausgewählt lediglich in Rücksicht auf ihre Bedeutung für den Unterricht. Dieselben sind durch Inhaltsangaben unter einander verbunden. Zu grund gelegt ist die Handschrift A mit Lachmanns Strophenzählung.

Die Erläuterungen unter dem Text sind streng genommen nach dem Lehrplan für den Unterricht unnötig, da ja der Lehrer diese geben soll und auch allein nach dem fortschreitenden Verständnis der Schüler einrichten kann. Indessen erleichtern sie, einmal vorhanden, die Bemühungen des Lehrers, indem sie einerseits manches in eine

möglichst schulgerechte kurze Fassung bringen, andererseits Anknüpfungspunkte zu weitem Ausführungen bieten. Sie beziehen sich teils auf die Form teils auf den Inhalt, machen oft mit einem „Beachte“ auf Wichtiges aufmerksam oder wecken das Nachdenken durch Fragen z. B. Str. 448: „Stimmt das mit den vorher angegebenen Verhältnissen?“ Dem Lehrer bleibt auch so noch genug zu thun übrig, besonders für die ästhetische Erklärung, für die Charakteristik, für Vergleiche mit dem klassischen Altertum und mit anderen Dichtungen. Nur einmal begegnet zur Str. 816 ein Hinweis auf Homer und Sophokles. Häufiger finden sich Vergleiche mit dem Waltharilied.

Bei dieser Art der Erläuterungen läßt sich im ganzen dem Verf. kein Vorwurf machen, wenn irgend eine Stelle ohne Anmerkung gelassen ist. Das Gegebene ist meist sachgemäß und klaren Aufschlufs gebend. Nur einige wenige Ausstellungen mögen hier Platz finden. In den verbindenden Inhaltsangaben ist das erzählende Praeteritum abwechselnd mit dem Präsens gebraucht. Da aber das Volksepos das Praesens historicum nicht kennt, so sollte es des einheitlichen Tones wegen auch bei der freien Wiedergabe des Inhalts vermieden sein. In den Anmerkungen dagegen sollte nur das „berichtende Präsens“ gebraucht sein, nicht auch das Praeteritum.

Die Anm. zu „wisiu wip“ Str. 676, 1 bedarf einer andern Fassung. Statt „es sind ursprünglich die Walküren“ sollte es wenigstens heißen: Ursprünglich dachte man sich die Walküren im Besitze der Gabe der Weissagung und glaubte von denselben, dafs sie . . . . Auch die Bemerkung zu Str. 956 ist unklar. Nicht von einem Thema des Liedes, sondern von dessen Grundton sollte die Rede sein. — Zu Str. 400, 2 ist die Erklärung richtig, aber die Fassung undeutlich; da an keiner andern Stelle auf andere Auslegungen Bezug genommen ist, so sollte es heißen: ungereimt ist folgende von andern Auslegern gegebene Erklärung . . . . Zu Str. 401, 3 ist die Erläuterung falsch. Nur Gunther und Hagen legen das Obergewand ab (vergl. 402, 2), Siegfried dagegen trägt „allez sin gewaete“. — Str. 447 vermisft man eine Erklärung zu: „si fuoren über Rin“, da diese Worte nicht stimmen zu der Str. 367, 3 beibehaltenen Lesart „sô wil ich jagen riten hin ze dem Waskenwalde“. — Da Str. 237 eine Erklärung bezüglich der Lage von „Norwege“, dem Nibelungenlande, gegeben ist, so sollte eine solche auch bezüglich Islands nicht fehlen. Hier mag zugleich bemerkt sein, dafs die Fahrt, die Siegfried von Island nach seinem Nibelungenreiche macht, um von dort Mannen zu Gunthers Schutz herbeizuholen, in der Inhaltsangabe unerwähnt gelassen ist.

Wie Bischof Pilgrim von Passau in das Lied gekommen ist, hätte, wenn nicht in den Anmerkungen unter dem Text, so doch in der Einleitung berührt sein sollen. In ihrem ersten Teil enthält diese nämlich in aller Kürze einen Vorbericht „zur Geschichte der deutschen Heldensage und des Nibelungenlieds“. In ihrem zweiten Teil eine Wiedergabe der bedeutsamsten Stellen der Wölsungensage nach den Übertragungen von Kuchler und Edzardi. Diesen zweiten Teil würden wir aber lieber in den Anhang verwiesen sehen; in die Einleitung auf-

genommen erweckt er die Vorstellung, als müsse die Betrachtung der nordischen Gestalt, weil diese älter und ursprünglicher sei, auch im Unterrichte notwendig der Lektüre des Liedes vorangehen; und doch ist nicht zu vergessen, dafs sie, wenn sie auch manche Züge reiner bewahrte, anderes selbständig und nicht gerade besser und ästhetisch schöner weiter entwickelt hat. Gewifs ist daher die Forderung des Lehrplans so zu verstehen, dafs „die Ausblicke auf die nordische Sage“ von der Lektüre der einzelnen Teile des Liedes aus geschehen sollen; und es bleibt am besten dem Lehrer überlassen, wie weit er sie ausdehnen will. Die Erfahrung zeigt, dafs ein Zuviel im Unterricht nicht ratsam ist, das meiste wird der Privatlektüre überlassen bleiben müssen, für welche denn auch der genannte Abschnitt gut brauchbar erscheint. Unsere bayerische Schulordnung enthält bezüglich der nordischen Sage keine bestimmte Vorschrift; sie fordert nur, dafs durch die Erklärung des Liedes ein Verständnis für unsere alte Literatur angebahnt werden solle. Alles was diesem Zwecke dient und die Schüler anzuregen und zu begeistern geeignet ist, wird daher in mafsvoller Weise, d. h. soweit es die verfügbare Zeit gestattet, herangezogen werden dürfen; als besonders wirksam hiefür erweisen sich auch Ausblicke auf die moderne Nibelungendichtung, auf die einschlägigen Werke von Geibel, Dahn, Jordan, R. Wagner u. A. Das Interesse für die nordische Gestaltung der Sage wird hiedurch rege gemacht und gesteigert.

Der Druck des Textes ist etwas klein und die gleichmäfsige Absetzung der zweiten Halbzeile der Verse nicht nach jedermanns Geschmack, auch seltsamerweise bei der Versmafsprobe auf S. 160 nicht gleichfalls beobachtet. Im übrigen weist auch dieses Bändchen bezüglich der äufseren Ausstattung die gleichen Vorzüge auf, die den von den Verf. herausgegebenen Denkmälern eigen sind.

---

Mittelhochdeutsches Lesebuch, herausgegeben von Dr. Gustav Legerlotz. Bielefeld und Leipzig, Verlag von Velhagen und Klasing. 1892. Preis geb. 90 Pf.

Stellt die Ausgabe des Nibelungenlieds von Böttlicher und Kinzel den Inhalt der Sage in den Vordergrund des Interesses, so zeigt sich uns das mhd. Lesebuch von Legerlotz als demselben Zweck dienend in einer etwas andern Gestalt. Der Herausgeber hat früher (1889) eine bei Schulmännern und Germanisten wohlwollend aufgenommene Übersetzung des Liedes erscheinen lassen, (vom Ref. im 28. Jahrg. dieser Blätter S. 49 ff. besprochen) die als weiteres Hilfsmittel für das Verständnis der Schüler betrachtet werden kann. Es ist daher in diesem Lesebuch auf alle Erläuterungen unter dem Text sowohl sachlicher als sprachlicher Art verzichtet. Nur ein 14 Seiten umfassendes Wörterverzeichnis ist beigegeben „das dem Anfänger eine ausreichende Beihilfe gewähren dürfte.“

Der Text des Nibelungenlieds ist nach der Handschrift C ge-

geben, eine Strophenzählung durch das ganze Gedicht zum Zweck der Vergleichung jedoch nicht beigelegt. Bei der Auswahl ist auch hier die „Gewinnung eines klaren Durchblicks durch die Gesamtdichtung als Ziel festgehalten“ und auf den privaten Weiterbetrieb gerechnet. Die Auslassung von Strophen ist etwas weiter gehend, so z. B. schon in der ersten Aventure. Manche Partien wie z. B. die vom Tode Volkers und Giselhers vermißt man ungern. Die ausgelassenen Strophen werden hier, soweit dies unumgänglich nötig ist, ebenfalls durch eine gut abgefaßte verbindende Inhaltsangabe ersetzt, in der durchweg das berichtende Präsens gebraucht ist.

Schon im Vorwort wird betont, daß „der altdeutsche Unterricht dem Schüler nicht nur das gewaltigste Denkmal der dichterischen Schöpferkraft seiner Vorväter vermitteln, sondern ihm auch eine Anschauung von dem Werden und Leben seiner Muttersprache verschaffen und ihm für verdunkelte Gebilde der Gegenwart ein Verständnis eröffnen soll.“ Der Verf. hat es daher besonders darauf abgesehen, in einer Einleitung dem Schüler einen Begriff von dem Formenreichtum des deutschen Sprachschatzes zu geben von den frühesten Stufen der Entwicklung an bis zu den noch jetzt bestehenden Volksdialekten. Während er Paradigmen von seiner sprachgeschichtlichen Einleitung grundsätzlich ausschließt — denn die Schule könne und wolle keine Germanisten bilden — hält er für den genannten Zweck einen Überblick über die Entstehung der germanischen Sprachperioden und Sprachgruppen für dienlich. Dies führt ihn zur Sprachvergleichung in einzelnen Beispielen, die z. B. bei Erklärung der Lautverschiebung sogar auf Wortformen des Sanskrit, des Alt- und Angelsächsischen, des Englischen, Niederländischen und Litauischen sich erstrecken. Allein außer dem allgemeinen Eindruck der Sprachverwandtschaft, welchen der Schüler hiedurch empfängt und dem Staunen über solche Sprachgelehrsamkeit wird bei den meisten doch nichts mit so weitgehenden Zusammenstellungen einzelner Wörter erreicht werden. Ich fürchte, solches Verfahren gehört mit zu der Verstiegenheit, die Prof. Schiller in Gießen an manchen Lesebüchern für den deutschen Unterricht tadelt. Denn wie durch verfrühte Bekanntmachung mit der Eigenart der Edda und der nordischen Sage, so kann auch durch sprachgeschichtliche Bemerkungen leicht „der gelehrte Kleinram der germanischen Philologie in die Schule hereingezogen werden, nachdem wir mit Mühe den der altklassischen beschränkt haben.“

Auch was über die mhd. Vokale und Konsonanten mitgeteilt ist, hat, bloß vom Schüler durchgelesen oder vom Lehrer vorgetragen, wenig Wert, wenn die Schüler nicht alle zum lauten Lesen der Verse selbst herangezogen werden; erfahrungsgemäß dauert es allerdings eine ziemliche Zeit bis richtig gelesen wird, aber gerade bei der Korrektur der Fehler, die öfter vorkommen, werden die Belehrungen erst in praktischer Weise gut angebracht sein.

Das Metrische, das in § 6 der Einleitung mitgeteilt ist, erscheint nicht ausreichend. Ohne einige vollständige Musterstrophen, in denen



die Hebungen durchgängig bezeichnet und auch die andern metrischen Eigentümlichkeiten durch entsprechende Zeichen markiert sind, wird ein richtiges Bild der Versart nicht gegeben werden können.

Außer dem besprochenen Auszug aus dem Nibelungenlied enthält das Lesebuch von Legerlotz nur noch wenige weitere Proben der alten Literatur. Aus Gudrun sind nur drei Strophen, betitelt „Horands Gesang“, aufgenommen. Walther von der Vogelweide ist mit 10 Seiten bedacht. Es folgt ein Anhang, der das gotische Vaterunser, einen Merseburger Heilspruch, den Bittgesang an den hl. Petrus, die Hochzeit zu Cana aus Heliand und zwei mittelniederdeutsche Proben aus dem Sachsenspiegel und Reinke de Vos enthält. Von den beiden letztern abgesehen ist hier die Form der Interlinearversion gewählt, die noch von Anmerkungen unter dem Text begleitet ist. Diese sind sehr lehrreich, enthalten aber auch des Guten zuviel in Rücksicht auf Sprachvergleichung. Hier ist wieder vergessen, daß das Buch für den Anfänger bestimmt ist, dessen Aufgabe keine andere sein kann, als die zunächst das Grundlegende zu verstehen und sich anzueignen.

Um das bunte Allerlei des Sprachmaterials noch zu vergrößern, kommt auch noch ein Anhang von drei Dialektdichtungen neuerer Zeit hinzu, deren Verfasser J. P. Hebel und Klaus Groth sind, eine Beigabe, die zu wenig und zu viel bietet; zu wenig, wenn beim Schüler ein Interesse für Dialektdichtung vorausgesetzt werden darf, zu viel, weil ein mhd. Lesebuch der Platz nicht ist, ein solches zu befriedigen. Das in letzterer Beziehung vom Verf. angestrebte Ziel läßt sich nur durch Privatlektüre der Schüler erreichen, für welche z. B. Welckers Sammlung von Dialektgedichten (Lpz. 1889) ein gutes Buch ist.

Im allgemeinen ist jedoch nicht zu zweifeln, daß das vom Verf. für das Mhd. gebotene Lehrmittel sich an manchen höhern Schulen Eingang verschaffen, und daß dessen Hauptzweck in das Nibelungenlied einzuführen dadurch gefördert werden wird.

Deutsches Lesebuch für höhere Lehranstalten von J. Hopf und K. Paulsiek. Abteilung für Obersekunda bearb. v. E. Henrici. Achte, den neuen Lehrplänen gemäß abgeänderte Auflage. Berlin 1892. Mittler & Sohn.

Vorstehendes Lesebuch trägt auf dem Titelblatt noch die genauere Bezeichnung „Proben der Dichtungen des Mittelalters, eingerahmt in einen kurzen Abriss der Literaturgeschichte.“ Mit dem oben besprochenen Lesebuch von Legerlotz verglichen, erweist es sich als viel umfangreicher. Bei noch kleinerer Schrift, dagegen in großem Oktavformat, wobei das Meiste in zwei Kolonnen gedruckt ist, umfaßt es 150 Seiten. Von diesen treffen nur 54 auf das Nibelungenlied, etwa zwei Drittel des Buches sind demnach den anderweitigen Proben gewidmet, von denen doch kaum behauptet werden kann, daß sie in dieser Ausdehnung zum Unterricht herangezogen werden dürfen. Während nämlich in der 7. Auflage des Buchs der Inhalt den da-

maligen Lehrplänen entsprechend in neuhochdeutscher Übertragung gegeben war, ist nunmehr wieder der Urtext geboten. Grammatik und Wörterbuch fehlen, indem ihre Beigabe als „wenig zweckmäßig“ bezeichnet wird, da ja eine Präparation auf den Unterricht nicht stattfindet. Zum Privatgebrauch wird auf das Taschenwörterbuch von M. Lexer hingewiesen. Man sieht, daß es dabei immer noch auf jenen ausgedehnteren Betrieb der Literaturgeschichte abgesehen ist, bei dem von vielem etwas zu rasch beendeten Versuchen vorgeführt wird, aber nichts mit Energie und Gründlichkeit angefaßt werden soll. Einzelnen Abschnitten ist zur Erleichterung eine vollständige Übersetzung beigefügt; sämtliche Texte sind unten mit Sprach- und Sachbemerkungen versehen, die sich manchmal auf 2—3 Zeilen beschränken, selten über 10 Zeilen ausdehnen. Diese können immer nur kurz sein, jede prunkende Gelehrsamkeit, wie sie bei Legerlotz sich breit macht, ist vermieden; meist ist nur das betreffende Wort in neuhochdeutscher Form oder Bedeutung gegeben. Ohne Hilfe eines Lehrers wird mit diesen Angaben kaum ein Schüler ein genügendes Verständnis erzielen.

Aus Walther von der Vogelweide, mit dem die Proben schliessen, sind 33 Gedichte mitgeteilt; diejenigen, die einer besondern Erklärung durch die Zeitgeschichte bedürfen, zuletzt. Bei den größeren Dichtungen sind auch die verbindenden Inhaltsangaben möglichst kurz gehalten. Gleiche Kürze herrscht jedoch meist auch in dem Rahmen der Literaturgeschichte; besonders befremdlich zeigt sich dieselbe in der Einleitung zum Nibelungenlied; bei so dürftigen Notizen bleibt dem Lehrer noch sehr viel zu thun übrig. Bemerkungen, die einen Ausblick auf die nordische Sage geben, finden sich mehrfach eingestreut.

Bei dieser Beschaffenheit des Buches, bei der Manier nur beliebige Stellen zur Erklärung herauszugreifen, die bei ihrer Kürze doch überall Ergänzungen durch den Lehrer noch nötig machen, auch im literaturgeschichtlichen Teil nur sprunghaft das Wichtigste zu skizzieren, ist es nicht meine Absicht auf Einzelheiten näher einzugehen. Tadeln möchte ich noch die schablonenhafte Einteilung des Buches, bei der Konrads Rolandslied unter die „Gelehrtendichtung“, Hartmanns armer Heinrich und Ulrichs Frauendienst unter die „Geschichtsdichtung“ gesetzt ist. Im übrigen ist nicht zu verkennen, daß das Buch unter Mitbenützung der am Ende des Vorworts bezeichneten weiteren Hilfsmittel dem Studierenden beim Privatgebrauch recht gute Dienste thun kann.

Speier.

A. Nusch.

G. E. Lessings sämtliche Schriften, herausgegeben von R. Lachmann. 3. Auflage, besorgt durch Franz Muncker. 8. und 9. Band, 1892/93.

In dem 8. Bande schreitet die Gesamtausgabe zu dem ersten der Werke fort, welche die Herrschaft Lessings in der deutschen Kritik begründeten, zu den „Briefen, die neueste Literatur betreffend.“

Der verdiente Herausgeber hat für diese die vielen ihm zur Verfügung stehenden Drucke mit aller Sorgfalt geprüft und für die Textkritik verglichen, für die Rechtschreibung aber die erste Ausgabe zu grunde gelegt und nur einige dem sonstigen Gebrauche Lessings zuwiderlaufende Sonderbarkeiten, die meist schon in den späteren Originalausgaben nicht mehr vorkommen, beseitigt. Auch die Citate, die Lessing aus den in den „Briefen“ besprochenen Büchern mitteilt, wurden sämtlich verglichen, Abweichungen von den Vorlagen jedoch nur dann angegeben, wenn sich dadurch ein offenkundiger oder auch nur möglicher Fehler Lessings verbessern liefs. Auf die „Literaturbriefe“ folgen die beiden Vorreden zu der Übersetzung des „Theaters des Herrn Diderot“. Unter gewissen Voraussetzungen soll später, was den Wert der Gesamtausgabe zu erhöhen geeignet ist und allen Lessingfreunden nur erwünscht sein könnte, eine Auswahl der besseren Verdeutschungsversuche Lessings in Supplementen, in einer ebenfalls historisch-kritischen Ausgabe, erscheinen. Den Band beschließt Lessings „Sophokles“. Auch hier wurde die größtmöglichste Akribie angewendet und in den Citaten aus den von Lessing für dieselben benützten Ausgaben antiker Schriftsteller oder späterer Philologen mancher kleine Irrtum berichtigt.

Der eben erschienene 9. Band bringt den ersten Teil des „Laokoon“, für welchen der Herausgeber neben den Drucken die im Besitze des geh. Justizrats R. Lessing in Berlin befindliche Originalhandschrift Lessings benützen konnte; dieselbe wurde wiederholt geprüft, so dafs der Text selbst verglichen mit der bekannten trefflichen Ausgabe Hugo Blümmers jetzt das höchste Mafs der Zuverlässigkeit erreicht haben dürfte. Auch die Citate wurden in dem Wortlaute der Originale in den von Lessing benützten Ausgaben neu verglichen und in mehreren Fällen berichtigt, beziehungsweise die alten Lesarten wieder hergestellt. Auf griechischen Wörtern wurden nach dem Brauche Lessings die Accente weggelassen und auch die sonstigen Eigentümlichkeiten, z. B. die Stellung des Spiritus auf den ersten Vokalen der betreffenden Diphtonge, beibehalten. Auf die Textkritik der „Hamburgischen Dramaturgie“, deren 1. Band den Schluss des 9. Bandes bildet, hat der Herausgeber an der Hand zahlreicher Drucke und einschlägiger Vorarbeiten die größte Mühe und Sorgfalt verwendet. Die wenigen handschriftlichen Bemerkungen und abgerissenen Aufzeichnungen zur „Dramaturgie“ und zum „Laokoon“ sollen im 14. Bande (mit dem literarischen Nachlaß Lessings) mitgeteilt werden. In dankenswerter Weise hat der Herausgeber auch ein Inhaltsverzeichnis, das in den Originaldrucken fehlt, dem „Laokoon“ nach der 2. Ausgabe desselben vom Jahre 1788 und der „Hamburgischen Dramaturgie“ nach dem XXV. Bande von Lessings sämtlichen Schriften (Berlin 1794), zur bequemerem Benützung dieser Werke wohl geeignet, beigegeben. Wir können nur den Wunsch anfügen, dafs das gediegene Werk, ein Zeugnis emsigen Forscherfleisses und gründlicher deutscher Arbeit, immer mehr Teilhabe und An-

erkennung, die es im vollsten Maße verdient, finden möge und seiner Vollendung in nicht zu ferner Zeit entgegengeführt werde.

Würzburg.

A. Baldi.

Sallustiana. Von Alfred Kunze. 2. Heft: Der Gebrauch von fore, futurum esse, foret, forent, essem und seinen Formen. Leipzig 1893. 100 S.

Die Sprache des Sallust ist wie nicht leicht die eines anderen römischen Schriftstellers in den letzten Dezennien zum eingehendsten Studium gemacht worden. Wir besitzen nicht nur Abhandlungen über das gesamte genus dicendi Sallusts, wie die noch immer geschätzte von Badstübner (Berlin 1863) und die ganz auf deutsche Arbeiten fußende Darstellung des Franzosen Constans (Paris 1880), sondern auch Detailuntersuchungen über die einzelnen Kasus, Präpositionen, über die Wort- und Satzstellung u. s. w. Ja sogar über den Gebrauch einzelner Partikeln und Wortformen haben wir erschöpfende Monographien. Einer der gründlichsten Arbeiter auf diesem Gebiete ist A. Kunze, der in den bis jetzt erschienenen zwei Heften seiner Sallustiana gezeigt hat, dafs er nicht nur den nötigen Sammeleifer, sondern auch die nicht minder notwendige Vertrautheit mit seinem Schriftsteller und der dazu gehörigen Literatur besitzt, um uns, wie er selbst beabsichtigt, ein *Lexicon Sallustianum* zu schenken, das nach den hier abgelegten Proben zu schliefsen an Gründlichkeit den trefflichen *Cäsarlexicis* von Meusel und Menge-Preufs nicht nachstehen wird.

Während das erste im Jahre 1892 erschienene Heft in der Hauptsache statistische Nachweise bringt über die Formen ac und atque; a und ab; e und ex; adversus, adversum; rursus, rursum; dein, deinde — liefert das zweite aufer der vollständigen Mitteilung der einschlägigen Formen auch manchen schätzenswerten Beitrag zur Kritik und Erklärung des Schriftstellers.

Der erste Abschnitt handelt über futurum esse und fore; ersteres gebraucht Sallust nur an 5 Stellen, wovon eine zweifelhaft ist (s. unten), letzteres an 36; dazu kommt fore ut mit 5 Stellen, aber nie nach sperare. Ich erwähne dies ausdrücklich, weil die Schulgrammatik eine besondere Vorliebe für die Umschreibung des Infin. Fut. durch fore ut nach sperare hat, und doch finden wir sie, wie der Schwede Nils Sjöstrand (de fut. inf. usu Lat. Lund 1892) nachgewiesen hat, bei Cicero nur 12mal gegen 123 Infinitive Futuri; bei Cäsar ist das Verhältnis von fore ut zu Inf. fut. wie 2:5. Die oben erwähnte zweifelhafte Stelle für futurum esse befindet sich Iug. 100, 4, wo die meisten und besten Hss. haben non tam diffidentia futuri quae imperavisset, einige futurorum, nur wenige futurum. Kunze entscheidet sich in sehr eingehender, aber doch etwas zu breiter Auseinandersetzung für futurum unter Hinweis auf Gell. 1, 7; mir aber scheint es näher zu liegen, in dem verderbten futuri die jetzt auch in Cicerohandschriften (vgl. Schmalz N. Jahrb. 1892 S. 79 f.) vorgefundene Form des Inf. Fut. Pass. auf uiri zu suchen und zu

schreiben *factum iri*, eine Emendation, auf die Jordan schon früher gekommen ist, und die Aufsnier, Scheindler und Klimscha in den Text aufgenommen haben. Auch Iug. 88, 4 *ita Iugurtham aut praesidiis nudatum, si ea pateretur, aut proelio decertatum*, stehe ich auf Seite derer, die annehmen „vor si scheine iri ausgefallen zu sein“ (vgl. Meiser in diesen Blättern 1883 S. 453), und diese Annahme gewinnt an Wahrscheinlichkeit, wenn wir uns die Form *nudatuiri* als die ursprünglich im Texte stehende denken. Sind diese beiden Vermutungen richtig, so gebraucht Sallust an drei Stellen den Inf. fut. pass., während man bislang nur eine, nämlich Iug. 112, 3 *relictum iri* kannte. — Endlich bespricht K. in diesem Abschnitt noch Iug. 93, 6 *pollicetur sese itineris periculique ducem*. Man kann an eine Ergänzung von fore denken, etwa nach Caes. b. g. 6, 23, 7 *dixit se ducem fore*; einfacher ist es, die — allerdings sonst nicht nachweisbare — Konstruktion von *polliceri* mit dem doppelten Accusativ zu stützen durch Parallelen wie As. Pollio ep. fam. 10, 31, 3 *ei me profiteor inimicum*, Caes. b. g. 5, 38, 4 *se ad rem profitetur adiutorem*, aber 7, 37, 6 *cum se principes fore profiterentur*. — Was die Bedeutung anlangt, so besteht bei Sallust kein Unterschied zwischen fore und futurum esse, beide Formen haben futurische Kraft. Anders verhält es sich — und damit kommen wir zum zweiten Abschnitt der Schrift — bei den Formen von forem. Hier hat man zu unterscheiden zwischen alleinstehendem forem und dem mit dem Part. perf. pass. verbundenen. Ersteres hat in der Mehrzahl der Stellen seine futurische Kraft bewahrt, aber in nicht seltenen Fällen ist es bei Sallust bereits völlig = *essem*. In Verbindung mit dem Part. Perf. Pass. findet sich forem viel häufiger als eine Form von *essem*, deckt sich aber mit *essem* nur dreimal vollständig. Das sind die Hauptergebnisse der jede Stelle auf ihren Sinn gewissenhaft prüfenden Untersuchung Kunzes. Dafs der Verf. hiebei manchmal zuviel in den Worten sucht und dadurch seine Erklärung gekünstelt wird, soll nicht verschwiegen werden, so z. B. wenn er bei irrealen Bedingungssätzen in foret noch einen futurischen Hinweis zu entdecken glaubt. In Stellen, wie Cat. 18, 8 *quodni Catilina maturasset pro curia signum sociis dare, eo die pessimum facinus patratum foret* kann nicht der geringste Zweifel sein, dafs *patratum foret* völlig gleich ist = *patratum esset*; man vgl. bell. Alex. 63, 6 *quod nisi celeriter proelium esset diremptum, maior calamitas esset acceptum*; bell. Afr. 52, 4 *quod nisi in noctem proelium esset coniectum, Juba cum Labieno in potestatem Caesaris venissent equitatusque funditus deletus esset*; Nep. Hann. 1, 2 *quod nisi civium suorum invidia debilitatus esset, Romanos videtur superare potuisse*. Wir bemerken hiebei, dafs sowohl Nepos wie der Verf. des bell. Afr. ebenfalls schon forem in Verbindung mit Partizipialien gebrauchen, während Cicero an einigen wenigen Stellen sich nur alleinstehendes forem gestattet (s. Kunze S. 21 N. 13), Cäsar aber jede Form von forem vermeidet. Am häufigsten gebraucht forem Livius, s. Riemann, études sur la langue

et la grammaire de Tite-Live<sup>2</sup> S. 226 ff.; für Tacitus vergl. man Uhlig im Programm des Gymnasiums Schneeberg in Sachsen 1889 'fore, foret und forent bei Tacitus'. Sehr dankenswert sind endlich die Nachweise Kunzes S. 22 N. 14 über das Vorkommen der Formen adforet, aforet (nur Boeth. de cons. p. 52, 5 Peip.), conforet, deforet, afore, adfore, confore, defore, profore.

Wir schliesen mit dem Wunsche, der Herr Verf. möge mit dem in Aussicht gestellten Lexicon Sallustianum nicht allzulange warten lassen.

München.

Gustav Landgraf.

Coniecturae Caesarianae collegit H. Meusel. Seorsum expressae ex Lexico Caesariano. Berolini. W. Weber. 1893. 4 Mark.

Meusels Cäsarlexikon, ein Werk von staunenerregendem Fleiß, grösster Umsicht und peinlichster Gründlichkeit ist nunmehr vollendet, und mit dem letzten Heft ist zugleich die anfangs angekündigte Tabula coniecturarum zur Ausgabe gelangt. Diese Coniecturae Caesarianae können einzeln gekauft werden, und gewiss wird niemand von denen, die ab und zu das Bedürfnis fühlen, über die Richtigkeit des Cäsar-textes im einzelnen nachzudenken, sich die Gelegenheit entgehen lassen, dieses schätzbare Nachschlagebuch zu erwerben. Man findet hier von § zu § die Bedenken und Änderungsvorschläge zusammengestellt, welche die Philologen der letzten 4 Jahrhunderte veröffentlicht haben, ja auch eine Anzahl von solchen, die dem Herausgeber privatim mitgeteilt wurden. Durch diese dankenswerte Zusammenstellung — sie ist die Frucht einer 13jährigen Arbeit — wird man nicht nur zu einer vielseitigeren und gründlicheren Betrachtung der einzelnen Stellen angeregt, sondern auch vor Überschätzung eigener Konjekturen und vor Veröffentlichung von Vorschlägen bewahrt, die schon von anderen gemacht wurden. Referent weifs aus Erfahrung, wie unangenehm es berührt, wenn man findet, dafs eine Konjektur, die man hat drucken lassen, schon veröffentlicht war. Und doch ist die Cäsarliteratur so umfangreich, dafs man ein halbes Menschenalter auf Durcharbeitung derselben verwenden müfste.

Bei Durchsicht des Buches fällt die Thatsache in die Augen, dafs in neuerer Zeit fast nur deutsche Gelehrte sich an der Textverbesserung beteiligten. Vielleicht geschieht den Lesern dieser Zeitschrift ein Gefallen, wenn wir die Namen von bayer. Philologen zusammenstellen, die durch Veröffentlichungen in diesen Blättern oder sonst sich an der Arbeit beteiligt haben. Es sind uns aufgestofsen: J. C. Held (Bayreuth), Britzelmayer (Landshut), Endler (Nürnberg), A. Eussner (Würzburg), Laurer (Schwabach), Lochner (Nürnberg), M. Müller (Aschaffenburg), B. Müller (Kaiserslautern), Wölfel (Nürnberg): sämtlich als Verfasser gröfserer Arbeiten. Ferner haben kleinere Beiträge geliefert: Iw. Müller, M. Schanz, A. Spengel, N. Wecklein, J. Sörgel, A. Nusser, G. Wirth, Th. Bacher, K. Metzger, A. Zucker, A. Schlessinger, G. Landgraf, A. Köhler, Chr. Adam.

Meusel selbst sieht seine nächste Aufgabe in einer streng methodischen Untersuchung und Verwertung der handschriftlichen Überlieferung. Denn es handelt sich vor allem darum, durch eine solche Arbeit den zuverlässigen Boden für die erst auf dieser Grundlage erspriessliche Konjekturealkritik zu gewinnen. Das Resultat dieser Untersuchungen wird er demnächst in einer kritischen Ausgabe vorlegen. Doch geht Meusel ab und zu über das hinaus, was die Gesamtheit der Handschriften ergibt. Freilich erscheint es fast als eine Abnormität, wenn er zu Gall. V 4, 14 vorschlägt, sogar eine größere Anzahl von Wörtern zu tilgen; denn sonst ist der Herausgeber äußerst konservativ. Meine ursprüngliche Absicht, die von Meusel selbst vorgeschlagenen Tilgungen und Zusätze auf Grund des vorliegenden Verzeichnisses zu besprechen, gebe ich auf, nachdem ich einer brieflichen Mitteilung entnehme, dafs die kritische Ausgabe<sup>1)</sup> weitere Änderungen bringen wird.

Zu Gall. I, 3, 3 ist der von uns oben Bd. 27, S. 618 gemachte Vorschlag (dux) noch nicht aufgeführt. Dagegen entnehme ich dem Verzeichnis, dafs Gall. I, 5—7 in diesen Blättern (2, 118) schon von Bacher angefochten wurde. (Vgl. 29. 518). Ebenso sehe ich nun, dafs Civ. I, 3, 3 (completur urbs et ius comitium tribunis, centurionibus, evocatis) auch Linker eine weitere Ortsbestimmung und zwar ebenfalls clivus einsetzen will. (Vgl. 26. 539). Dieses Wort wird durch die Parallelstelle Cic. oder Att. 2, 1, 7<sup>2)</sup> empfohlen. Höchstens könnte die Häufung der asyndetischen Verbindung Anstofs erregen. Dann ist aus urbs et ius vielleicht servus herzustellen. Vgl. Civ. I, 24, 2; 3, 4, 4. — Civ. 3, 2, 3 klammert Meusel magnum vor numerum ein. Man hat es wohl in magis zu verbessern. In dem vorausgehenden Galli steckt wahrscheinlich ein Particip: fracti oder fatigati. Also: multi <fati> gati. — Civ. I, 1, 2 bezweifle ich die Richtigkeit von Pauls universe. Aus den überlieferten Buchstaben liefse sich auf einen Zusatz schliessen wie: in civium vi (cf. 7. 5 in vi tribunicia) oder: civium vi instante. — Da Gall. 2, 1, 1 die Worte: quam tertiam esse Galliae partem esse dixeramus noch nicht angefochten sind, will ich dies hiemit thun. Sie gehören mit 1, 1, 5—7, mit 16, 2 und 3, 20, 1 in eine Kategorie. Dagegen möchte ich nun 4, 25, 2 constiterunt mit Rücksicht auf die ähnliche Situation 4, 34, 2 unverändert stehen lassen und nur modo in illo loco ändern. Endlich ziehe ich Civ. 2, 7, 1 Pauls neuen Vorschlag nullo usu auch dem von mir eventuell empfohlenen nulli usu vor. Ich hatte mich nur gegen nullo usui aussprechen wollen.

Memmingen.

Heinrich Schiller.

<sup>1)</sup> Dieselbe ist inzwischen erschienen.

<sup>2)</sup> equitatus ille, quem ego in clivo Capitolino .. collocaram.

C. A. Lehmann, De Ciceronis ad Atticum epistulis recensendis et emendandis, Berol., Weidmann, 1892. 8°. VII und 208 S. 6 M.

Der Interpretation stellt der Briefwechsel des Cicero eine unabsehbare Reihe von Aufgaben, aber auch die Textesrezension ist noch zu keinem endgültigen Abschluss gekommen. Wie bei den rhetorischen Schriften eine Hauptfrage die ist, ob den mutili ausschließlich zu folgen sei oder ob auch den integri, wo beide Überlieferungen neben einander hergehen, ihr Recht gewahrt werden müsse, so ist bei den Briefen an Attikus das Verhältnis des Cod. Medic. 49, 18 zu den übrigen Handschriften und zu den alten Ausgaben vielumstritten. Auf der einen Seite (Baiter, O. E. Schmidt<sup>1)</sup> etc.) wird M als die treueste Überlieferung und als die Quelle fast aller anderen Handschriften und der alten Ausgaben sehr hochgehalten, wenn man auch die Ungeschicklichkeiten und Fehler der medicischen Handschrift wohl eingesteht und nach den Untersuchungen von A. Viertel und G. Voigt auch nicht mehr glaubt, daß M ein Apographon des Petrarca selbst ist, abgeschrieben aus dem von ihm 1345 in Verona aufgefundenen und bald darauf wieder verschollenen Kodex. Auf der anderen Seite verfißt u. a. K. Lehmann die Selbständigkeit und den Wert einer von M unabhängigen (unter sich mehrfach verzweigten) Überlieferung; am nachdrücklichsten geschieht dies in dem vorliegenden Buche, das uns die Ergebnisse mehrjähriger, eifriger und ergiebiger Forschung zur Handschriftenfrage der Attikusbriefe bietet und darlegt, welchen Standpunkt Lehmann bei der in Aussicht gestellten kritischen Ausgabe einzunehmen gedenkt.

Die Arbeit macht durchaus den Eindruck großer Genauigkeit in der Angabe der handschriftlichen Lesarten<sup>2)</sup>; das gesamte Material zu kontrollieren, bin ich nicht in der Lage; nur habe ich zahlreiche Stellen der ältesten Ausgaben, der Jensoniana ed. princ. 1470, Romana 1470, Cratandrina 1528, Hervagiana 1534 etc. nachgesehen und dabei die Zuverlässigkeit von Lehmanns Angaben bestätigt gefunden. Bezüglich der editio princeps, der Ausgabe des Franzosen Nikolaus Jenson, möchte ich einiges bemerken. Lehmann schreibt p. 6: „hoc ordine libros habet: epp. ad Brutum, ad Qu. fr., ad Oct., ad Atticum, Petrarchae (in der Ausgabe ist der Name nicht genannt) ad Tullium ep., Attici vitam. Et libri et epistolae inscriptionibus carent: prima cuiusque epistolae littera est ommissa“. In dem mir vorliegenden Exemplar der Münchener Staatsbibliothek trägt das 1. Blatt mit roter Tinte diese Überschrift: Epistole Ciceronis ad Brutum: — (= ad

<sup>1)</sup> Die handschr. Überlieferung der Briefe Ciceros an Atticus . . . in Italien. Abh. d. sächs. Ges. d. W. 1888, und neuestens in seinem Werke „Der Briefwechsel des M. Tullius Cicero von seinem Prokonsulat in Cilicien bis zu Cäsars Ermordung“. Leipzig. Teubn. 1893, S. 435–452.

<sup>2)</sup> Auch Druckfehler sind mir sehr wenige aufgestossen: S. 156 Z. 2/3 v. u. a apertum statt u apertum || S. 162 Z. 10 v. o. M<sup>2</sup> statt M<sup>1</sup> || S. 173 Z. 3 v. o. Hofmani statt Hofmanni.



Brut I), darüber die Ziffer 1 zur Bezeichnung des 1. Buches der im ganzen 14 Bücher zählenden Ausgabe. Auf dem 10. Blatt a Liber secundus (= ad Q. fr. I und II), dann liber tertius (= ad Q. fr. III), hernach folgen in 10 (!) Büchern mit fortlaufenden Buchüberschriften die 16 Bücher<sup>1)</sup> der Briefe an Attikus, dem 13. Buch ist am Schlufs Petrarcas Brief beigefügt, der beginnt: ‚Ciceroni suo salutem. Epistolas.‘, das 14. Buch enthält die vita des Attikus. Für die Anfangsbuchstaben der Bücher und Briefe ist Raum gelassen, der Buchstabe ist mit schwarzer Tinte meist klein angedeutet und dann mit roter Tinte gröfser eingezeichnet. Vom 5. Buch (J) an fehlt der Anfangsbuchstabe der Bücher. Auch die Initialen der einzelnen Briefe sind im ersten Teil rot eingetragen; der letzte in der Mitte von IX J (= XII Anfang Undecimo), dann weggelassen bis X J incl. (= XII und XIII), in XI J (= XIV) sind 9 Anfangsbuchstaben eingezeichnet, die übrigen Briefe sind fortlaufend gedruckt und darum auch die Anfangsbuchstaben, in XII J (= XV) sind nur 2 Initialen eingezeichnet, in XIII J (= XVI) sind 10, einschliesslich des Briefes ‚Ciceroni suo‘. — Die drei Disticha am Schlufs der Ausgabe hätten füglich in Lehmanns Arbeit abgedruckt zu werden verdient.

Nach dieser kleinen digressio kehre ich zurück, um den Ausführungen des Verfassers zu folgen. — Capit. I gibt eine gedrängte Übersicht über die Arbeiten seit Orellis zweiter Ausgabe (1845). In cap. II sucht Lehmann zum Teil im Anschlufs an Hofmann und Wesenberg den Satz zu erhärten: C, Z, J, Ant, F non pendent ex M, und ich erachte die Sache für nahezu bewiesen, dafs also das von Cratander in seiner Ausgabe (Basel 1528) benützte handschriftliche Material, sowie der Tornesianus, die ed. Jens., die von Malaspina bei seiner Ausgabe (1563) unter anderen herangezogenen Codices Antonianus und Faernianus nicht als Abkömmlinge von M zu betrachten sind. Doch dürften schon hier einige Mängel, welche der an sich sehr tüchtigen Arbeit Lehmanns auch weiterhin anhaften, nicht unberührt gelassen werden. Er bringt zu viel Beispiele, die wenig oder nichts beweisen: z. B. Fufius (Fufia) gegenüber Fusius (Fusia), ab illo gegenüber ab illo, dii irati: durati, dicunt: dicuntur. Ferner möchte man fragen: Sollten Versehen, Schreibfehler, Emendationsversuche nicht häufiger vorkommen als Lehmann hier annimmt (anders bei der Beurteilung der Lesarten von M<sup>2</sup> p. 157 sqq.)?

Bei der Feststellung des Verwandtschafts- und Abhängigkeitsverhältnisses scheint mir Lehmann vielfach nicht die Gegenprobe gemacht zu haben; z. B. wenn J so und so oftmal mit Σ übereinstimmt gegen M, gibt es nicht auch eine Anzahl von Stellen, wo J mit M geht gegen Σ? Siehe das Geständnis des Verfassers p. 173. Wie nahe J mit M verwandt ist, ohne dafs jedoch J aus M geflossen scheint, bekunden Stellen wie:

<sup>1)</sup> Ich stelle die Einteilung der Jens. und die jetzt übliche zusammen: Jensoniana IV = I und II, J V = III, J VI = IV + V + VI + VII, J VII = VIII + IX, J VIII = X, J IX = XI + XII, J X = XIII, J XI = XIV, J XII = XV, J XIII = XVI.

XIII 2, 3 cum poteris M J

XIII 3, 1 espraes aliquando factus M  
expers aliquando factus J

XIII 6, 4 qui nuper est M J

XIII 7, 1 dummodo ne quid M J

XIII 8, 1 paulo postheri posteriplicis M  
posteriplicis paulo J

aber XIII 9, 1 hat M blofs humanissimeque diligentia, J bietet humanissimeque Dolabella, quibus verbis secum egissem, exposuit; commodum enim egeram diligentissime, quae diligentia. O. E. Schmidt (Briefw. p. 502) schließt sich der Argumentation Fr. Hofmanns (der krit. App. S. 65) an, hält die Lesart von J für interpoliert und liest humanissime, quae diligentia; meines Erachtens ganz mit Unrecht (ähnlich Boot<sup>2</sup> z. St.) Was übrigens die Wertschätzung von J anlangt, so polemisiert Lehmann ohne genügenden Grund gegen Wesenberg, der sie sehr hoch hält. Wenn Jenson ‚haud mediocrem doctrinam et prudentiam‘ besafs und dementsprechend den Text durchkorrigierte, dann hätte er doch XIII 5, 1 scribis et tu uerge (für sed urge) oder ‚ad Atticum Brutum‘ in der subscriptio oder an anderen Stellen rumores und longiores für rumor est und longior est oder adorabere für odorabere und hundert andere Fehler nicht stehen lassen.

Cap. III berichtet eingehend über sieben von Lehmann seit 1886 in Italien und Frankreich verglichene Handschriften. 1. E = Excerpta Ambrosiana s. XIV (enthält die Briefe nicht vollständig); er ist nach Lehmanns Ansicht (p. 177) der älteste und beste Kodex. 2. N = codex ex abbatia florentina s. XIV/XV. 3. H = codex Landianus (Landi<sup>1</sup>) Passerini in Piacenza. 4. O = codex Taurinensis s. XV. 5. P = cod. Parisinus lat. 8536 s. XV. 6. R = cod. Paris. 8538 geschrieben 1419; in der gleichen Handschrift ep. VI 3, 7 bis VIII 3, 3 noch einmal geschrieben (von Leh. mit r bezeichnet). 7. s = cod. Urbanus s. XV. Von diesen sieben Handschriften sowie von dem für Boots zweite Ausgabe (Amsterd. 1886) von anderen verglichenen codex Ravennas sucht Lehmann zu erweisen, dafs sie nicht von M abstammen; gar manche der angezogenen Stellen ist freilich wenig beweiskräftig.

C. IV. Besonders ausführlich handelt Lehmann über die durch A. Cratander (Basel 1528) besorgte Ausgabe. Der Text (mit c bezeichnet) schließt sich vornehmlich an die zweite Ascensiana (Paris 1521—22), seltener an die erste (A<sup>1</sup>) von 1511 an, welche beide wieder auf die Jensoniana zurückgehen; diese selbst, meint Lehmann, sei von Cratander nicht benützt worden; dagegen finden sich im Text auch Lesarten aus Cratanders Handschriften. Diese sind nach Lehmann auch die Quelle für die am Rand beigesetzten (meist richtigen) Lesarten (C) und zeigen enge Verwandtschaft mit dem Tornesianus und den Fragmenten einer Würzburger Handschrift (W); durch eigene

<sup>1</sup>) Ist bei O. E. Schmidt l. l. p. 444 Laud. zweimal Druckfehler?

Vermutungen habe Cratander selten zu bessern versucht. Ich halte die Untersuchung über C und c für sehr verdienstlich (namentlich auch über den Index graecus p. 81 sqq.), aber der dabei (p. 63) aufgestellten Subtraktionsmethode zur Gewinnung der Lesarten verlorener Handschriften: „Multis in libris posteriore editione de prioribus detrahenda collatio deperditorum codicum efficitur“, bringen wir wenig Vertrauen entgegen.

Mit noch mehr Spürsinn und Ausdauer geht der Verf. in cap. V (p. 85—118) den Lesarten des von Wesenberg am höchsten geschätzten Turnesianus (Z) nach und sucht sie aus folgenden 11 Rimsalen zu gewinnen (s. Zusammenstellung p. 179):

Z = Z L<sup>1</sup> } certae lectiones (die beiden Ausgaben Lambins)  
 Z L<sup>2</sup> }

cod. Pithoei } plerisque  
 cod. Turnebi } locis  
 v. c. et L(mgo) } certae lect. (Randbmerk., Lambin nach einem oder mehreren Kodices)

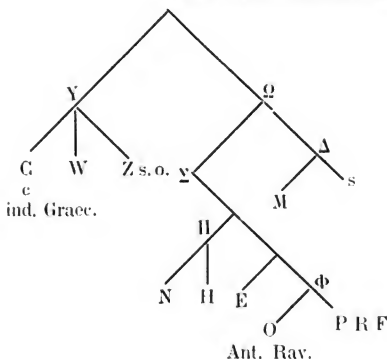
v. c. } (vetus cod. == Z?)  
 ZB } minus (Z nach der Angabe des Bosius)  
 Bosius in Ad- } certae  
 dendis } lectiones

l } incertae (Text von Lamb. 1. Ausg.)  
 L(mgo) } lectiones (Lamb. a. Rand d. 2. Ausg.)  
 q. v. c. } (quidam veteres codd., Lamb. 2. Ausg., Rand).

Auf wie unsicherem Boden wir uns hier befinden, deutet der Verfasser selbst mehr als einmal an; obendrein mahnt c. VI zur Vorsicht gegenüber den Angaben der alten Philologen über Kodices.

C. VII bringt den Stammbaum der Handschriften (p. 122, 133, 179):

X = codex maiusculis litteris exaratus



Man sieht, einfach ist das Stemma nicht, und dazu ist es nicht einmal vollständig (vgl. c. IX de nonnullis aliis codicibus p. 190 sqq.). Wir hätten nach Lehmann von dem Archetypus X eine nordeuropäische<sup>1)</sup> Überlieferung Y, vielleicht noch verzweigt in die germanische (C c W) und gallische (Z), und eine südeuropäische  $\Omega$ , letztere wieder in zwei Klassen zerfallend  $\Sigma$  (= NHEORPF) und  $\mathcal{A}$  (= M und s). Von  $\Sigma$  sei E die älteste und beste Handschrift, wofür das Buch den Beweis nicht bringt. Am besten begründet scheint mir die Abzweigung von C c und W, fraglicher von Z und noch mehr von den übrigen. Man wird ja als wahrscheinlich zugeben, was der Verfasser im Verlauf seiner Erörterungen immer wieder als sicher betont (cf. indes p. 173), daß auch Z N H E O Ant Rav P R F nicht unmittelbar aus M abgeschrieben sind; die Abweichungen sind aber meist derart, daß sie auf eine gemeinsame Quelle hinweisen, s. die oben aus der Jensoniana angeführten Stellen und Fr. Schmidt, der Codex Tornesianus . . . und sein Verhältnis zum Mediceus, Festgrufs an Heerwagen. Die Einsetzung weiterer Zwischenglieder und die Annahme näherer Verwandtschaft z. B. von M und s gegenüber anderen scheint mir durch die gegebenen Beispiele nicht genügend begründet. Der von Petrarca 1345 in Verona entdeckte Kodex hat im Stemma keine Stelle gefunden, weil für denselben kein sicherer Anhalt gegeben sei, auch in dem Apographon des Petrarca nicht. Und doch konnte man, glaube ich, mit dem Spürsinn, mit welchem Lehmann dem Tornesianus nachgegangen ist, auch über die Beschaffenheit des Veronensis einigermaßen ins klare kommen. Was den Mediceus anlangt, so ist allerdings sein Verhältnis zum Veronensis und zum Apographon des Petrarca nicht aufgeklärt, aber wenn sich eine Handschrift durch gute Lesarten und namentlich durch treue Überlieferung auszeichnet, so ist ihre Wertschätzung noch nicht ‚superstitiosa verecundia‘. Mit dem Mediceus hätte es Lehmann genauer nehmen sollen (s. O. E. Schmidt, Briefw. S. 448). Wenn unter den Verbesserungen von M<sup>2</sup> eine solche Menge Konjekturen ist (p. 188), was für ein Schatz von Emendationen mag dann in der philologischen Welt bis auf Cratander und Lambin aufgespeichert worden sein? — Über das Wertverhältnis der einzelnen Handschriften und Ausgaben wollen die ersten Kapitel des Buches nichts feststellen, weiterhin fließen gelegentlich Bemerkungen ein, ohne daß man sich über diesen Punkt ganz klar wird. Erst c. VIII gibt die Normen an, nach welchen bei der Feststellung des Textes zu verfahren sei. Wenn Y und  $\Omega$  d. i. unsere ganze Überlieferung übereinstimmt, ist die Sache glatt; wenn Y mit  $\Sigma$  oder  $\mathcal{A}$  (einem der beiden Arme von  $\Omega$ ) im Einklang ist, so gilt:

a) Y +  $\Sigma$  pluris sunt quam  $\mathcal{A}$

b) Y +  $\mathcal{A}$  pluris sunt quam  $\Sigma$ .

Von den sich daraus ergebenden Kombinationen führt Lehmann ein Dutzend an:

<sup>1)</sup> S. Ankündigung des Weidmannschen Verlags von Lehmanns Buch.

1. C + Z + Σ pluris sunt quam A
2. C + Z + A pluris sunt quam Σ
3. C + Σ pluris sunt quam A etc.

Beispiel ad 1: V 21, 5 quae recta non erunt CZL<sup>1</sup>NHP; + + et a O<sup>1</sup>: certa A<sup>12</sup> c M s O<sup>2</sup>. Das Gesetz Lehmanns billigt recta, Wesenberg liest mit gutem Grund certa. An Einfachheit wird der kritische Apparat durch diese Gesetze nicht gewinnen, an Sicherheit wenig. In den meisten Fällen muß sich der Philologentrost bewähren *iudicium valeto*.

In dem Schlufskapitel X werden einige Stellen behandelt, welche die im vorausgehenden gewonnenen kritischen Grundsätze erproben sollen. I 13, 2 ob tamen oder tantum: Consul autem ipse parvo animo et pravo + tamen + cavillator genere illo moroso etc. Wesenberg liest tantum mit Jens. (Boot<sup>2</sup>: Si e cod. Ms esset, fortasse probarem), Lehmann tamen mit M, weil es auch durch seine Kodices gestützt wird (ist schon durch den Sinn gefordert).

III 15, 2 ob quos oder quod, ob purgati oder purgati: Nam quod purgas . . . ceteros quod purgas. debent mihi + probati + esse, tibi si sunt. Ich denke, über die Richtigkeit von Ceteros quod und probati konnte man nicht im Zweifel sein; die Bestätigung durch neue Handschriften will darum nicht viel bedeuten. Ansprechend ist Lehmanns Lesung VII 6, 2 impudens postulatio <. Sed is qui postulat> opinione valentior, dann VI 6, 4 non dico equidem „quod egerit —“, sed tamen multo minus laboro, und besonders IX 18, 2 in qua erat heros (oder ἦρος) Celer. Daß aber schwerere Verderbnisse über die Zeit unserer Handschriften zurückgehen, zeigt neben vielen anderen auch eine von Lehmann behandelte Stelle: VI 1, 22 Filiola tua gratum mihi fecit, quod tibi diligenter mandavit, ut mihi salutem adscriberes, gratum etiam Pilia, sed illa officiosius, quod mihi quem iam pridem numquam vidit; igitur tu quoque salutem utrique adscribito. Die Worte iam pridem numquam übereinstimmend W Σ A, also wahrscheinlich auch der Archetypus; iam pridem einfach zu streichen, wie gewöhnlich geschieht, ist unmethodisch; aber die Anläufe, die Lehmann zur Heilung unternimmt, halte ich für mißglückt: 1. der Sinn erfordere sed illa (Pilia) officiosius, quod mihi quem iam pridem, <haec> <Adv., etwa amabilius> <quod mihi quem> numquam vidit. 2. Cicero habe etwa geschrieben: sed illa officiosius quod mihi quem iam pridem, <haec amabilius quod homini ignoto quem quidem> numquam vidit. Ich dachte an die Einsetzung von peregrinantem, also quem iam pridem <peregrinantem> (Ciceros Abwesenheit von Rom) numquam vidit, was paläographisch leicht zu erklären, aber doch nicht einwandfrei ist.

Lehmann hat, das wird man der vorausgehenden Besprechung entnehmen haben, mit Fleiß und Umsicht reiches Material aus den Handschriften und alten Ausgaben herbeigeschafft und den Glauben an den alleinigen Wert des Mediceus 49, 18 erschüttert; aber eine sichere Basis für den kritischen Apparat zu gewinnen, ist ihm nur in beschränktem Maße geglückt. Gleichwohl oder eben darum darf man

seiner kritischen Ausgabe der Attikusbriefe mit lebhaftem Interesse entgegensehen.

München.

Dr. G. Ammon.

*Anecdota Maredsolana* Vol. II. Sancti Clementis Romani ad Corinthios epistulae versio latina antiquissima. Edidit D. Germanus Morin. Maredsoli apud Editorem. Oxoniae apud J. Parker et soc. Bibliopolas. 1894. 4<sup>o</sup>. 4 Bl., XVII 75 S. 1 Facsimile.

Dom Germain Morin, Benediktiner der Beuroner Congregation in der belgischen Abtei Maredsous, ein durch zahlreiche Arbeiten auf dem Gebiete der lateinischen Patristik längst vorteilhaft bekannter Gelehrter, entdeckte im vorigen Jahre in der Seminarbibliothek von Namur einen aus dem Kloster Florennes (Provinz Namur) stammenden Codex des 11. Jahrhunderts, in welchem sich Fol. 104v—117 eine lateinische Übersetzung des ersten Clemensbriefes, und zwar der vollständigen, uns erst 1875 durch Bryennios erschlossenen Fassung, befindet. Er machte von seinem glücklichen Funde zunächst in der in Maredsous erscheinenden Zeitschrift, der *Revue Bénédictine*, kurze Mitteilung (1893, 403; abgedruckt *Theol. Literaturztg.* 1893, 604) und liefs bald darauf die Ausgabe des Textes als zweiten Band seiner *Anecdota Maredsolana*<sup>1)</sup> folgen. Morins Publikation ist von weittragender Bedeutung. Sie bereichert unseren Besitz an altchristlich-lateinischen Literaturdenkmälern um ein sprachlich in hohem Grade interessantes Dokument, entzieht der bisher geltenden Annahme, dafs der Clemensbrief vom 5.<sup>2)</sup> bis zum 17. Jahrhundert im Abendlande so gut wie verschollen gewesen sei (vgl. zuletzt Harnack, *Gesch. d. altchristl. Lit.* I 45), den Boden und liefert ein neues Hilfsmittel für die Kritik des Originaltextes. Denn die griechische Handschrift, welche der Übersetzer benützt hat, stimmt weder mit dem lückenhaften Alexandrinus, noch mit dem von Bryennios hervorgezogenen Constantinopolitanus, noch mit dem der syrischen Version<sup>3)</sup> zu Grunde liegenden Codex vollständig überein, vielmehr scheinen ‚*plurimae inter praestantiores lectiones, quae in singulis leguntur codicibus, in illud (archetypum) quasi confluisse*‘ (Morin praef. p. XIII). Was die Entstehungs-

<sup>1)</sup> Der erste 1893 erschienene Band enthält ein interessantes liturgisches Dokument, den ‚*liber comicus*‘ sive lectionarius missae, quo Toletana ecclesia ante annos mille et ducentos utebatur. (Vgl. *Theol. Litztg.* 1894, 156 ff.)

<sup>2)</sup> Die Stelle des Paulinus von Nola, epist. XXXVI 2 p. 387, 19 H. (Morin praef. p. II f.) bezieht sich aller Wahrscheinlichkeit nach auf die Übersetzung pseudoclementinischer Schriften.

<sup>3)</sup> Wenn Morin praef. p. XIII schreibt ‚in locis Scripturae sacrae allegandis non raro concordat cum versione syriaca: quod quidem non mirum, cum alias quoque doctissimis viris probetur, a Syris Bibliorum interpretibus antiquitus iam in rem suam conversas fuisse translationes quae in occidentalibus regionibus circumferebantur‘, so ist dagegen zu bemerken, dafs man in neuerer Zeit, wie mir Herr Professor E. Nestle freundlich mitgeteilt hat, umgekehrt den Einflufs der syrischen Bibel auf die abendländische mehr betont (Vgl. neuerdings *Theol. Litztg.* 1894, 35 und *Academy* 1894, 3. Feb. Sp. 105c—106\*).

zeit der Übersetzung betrifft, so glaubt der Herausgeber „minime temeritatis insinulandum eum fore, qui Clementis epistulam, ubi primum edita est, parvo intervallo interiecto, ex graeco conversam ac latina voce expressam esse praedudicaverit“ (p. XI f.). Allein gegen einen so frühen Ansatz — das Original ist nach der Ansicht der meisten Forscher zwischen 93 und 97 entstanden (vgl. Funk, *Opp. Patrum apost. I p. XXIII*) — sprechen meines Erachtens der Entwicklungsgang der christlich lateinischen Literatur im allgemeinen, verschiedene sprachliche Indicien, wie z. B. der Gebrauch von ‚nam‘ im Sinne von ‚sed‘ (vgl. Morins *Index p. 71* und *Wochenschrift f. klass. Philol. 1893, 578*) und vor allem die durch Vergleichung mit Sabatiers Apparat leicht zu konstatierende Thatsache, daß der Übersetzer die Bibelcitate vielfach nach einer lateinischen Bibelübersetzung gestaltet hat. Ich möchte die Übersetzung einerseits nicht über das Ende des 2. Jahrhunderts<sup>1)</sup> hinauf-, andererseits nicht bis ins 4. Jahrhundert herabrücken; denn die äußerst geringe Fertigkeit, mit welcher der Übersetzer den lateinischen Ausdruck handhabt, scheint mir auf jene Zeit hinzuweisen, in welcher in den Kreisen des römischen Clerus<sup>2)</sup> — und aus diesen ist die Übertragung des Briefes doch jedenfalls hervorgegangen — noch das Griechische eine bedeutendere Rolle spielte, als das (um die Mitte des 3. Jahrhunderts zur Herrschaft gelangende) Lateinische.

In der Wiedergabe des Textes, dem der Schreiber übel mitgespielt hat, ist der Herausgeber mit einer an Ängstlichkeit grenzenden Behutsamkeit zu Werke gegangen und hat sich wiederholt begnügt, die evident sichere Verbesserung einer Corruptel unter dem Texte zu vermerken. Möge ihm die folgende kleine Nachlese zeigen, mit welchem Interesse ich von seiner schönen Publikation, durch deren lebenswürdige Zusendung er mich erfreut hat, Kenntnis genommen habe.

p. 1, 4: Mit ‚aeclesia Dei consistens (gr. *παροικουσα*) Romae aeclesiae Dei consistenti Chorinthum‘ hat der Übersetzer schwerlich etwas anderes sagen wollen, als z. B. Cyprian mit der Adresse ‚presbyteris et diaconibus Romae consistentibus‘ (epist. 20 p. 527 H.: vgl. Hartels *Index p. 417*). — p. 2, 7: Das sonderbare ‚instar‘ hat vielleicht griechisches *ἴσθος* (unsere Handschr. *ἴθος*) zur Voraussetzung. — Zu p. 3, 12 ‚pinguis‘ vgl. Rönseh, *Collect. S. 85*. — p. 14, 8: Ist ‚exequamur‘ nicht = ‚exaequamur‘ als Wiedergabe von *ἐπισημίην* oder *ἐξισώμεν ἐαντιός* (unser griechischer Text *ἐπιδωμεν ἐαντιός*) zu fassen? Vgl. *Corp. gloss. II p. 303, 43* ‚Εξίσω . . . exaequo‘. — p. 25, 1: Mit ‚Folia mittit‘ (‚mitto‘ = lasse fallen) hat der Übersetzer

<sup>1)</sup> Vgl. Teuffel-Schwabe § 373, 10. — Die Behauptung von Rendel Harris, daß der lateinische Bibeltext des codex Bezae in der 1. Hälfte des 2. Jahrhunderts entstanden sei, hat bei den kompetentesten Beurteilern keinen Glauben gefunden; vgl. z. B. Theol. Litzg. 1894, 73.

<sup>2)</sup> Auf italischen Ursprung scheint auch z. B. die Übersetzung von *χαῖρα* (*χῆρος*) mit ‚municipium‘ (p. 40, 2; 47, 4) zu deuten. — Daß römische Cleriker noch um 250 sehr ‚vulgäres‘ Latein schrieben, zeigen der 8. und 21. Brief der Cyprianischen Sammlung; vgl. *Miodońki, Anonymus adversus aleatores S. 112 ff.*

nichts anderes wiedergegeben als *γυλλοροοῦν*. — p. 25, 16 ist ‚suae‘ zu streichen. — p. 30, 16 wird ‚magnificati‘ für ‚magnicati‘ zu schreiben sein. — p. 38, 6 ist ‚infirmorum‘ (gr. *ἡσώων*) zu belassen. — p. 42, 12 ist nach ‚sancto‘ zu interpungieren. Der Übersetzer hat mit ‚incubistis (dieses Wort ist auch p. 49, 1 für das überlieferte ‚intuistis‘ herzustellen) in sacras scripturas veras quas per Spiritu sancto‘ genau und abseheulich das griechische *ἐγκυβιάτε εἰς τὰς ἱερὰς γραφάς, τὰς ἀληθεῖς, τὰς διὰ τοῦ πνεύματος τοῦ ἁγίου* wiedergegeben. Vgl. p. 39, 11 ‚qui ergo extra voluntatem illius facientes quid‘ = *οἱ δὲν παρὰ τὸ καθήκον τῆς βουλήσεως αὐτοῦ ποιοῦντιές τε*. — p. 43, 20 lies ‚deducimus (cod. ‚deducimus‘) et carpinus membra Christi‘ (gr. *διέλκομεν καὶ διασπῶμεν*). — p. 45, 3 kann ich in ‚capuit‘ (gr. *ἐχώρησεν*) nur ein ‚vulgäres‘ Perfect von ‚capere‘ erkennen. Der Übersetzer scheint in einem Glossar (vgl. Corp. gloss. II p. 479, 43 und 55) zur Unzeit *χωρεῖν* ‚capere‘ aufgelesen zu haben. — p. 48, 6 lese ich ‚quorum damnatio manifesta est‘ nach dem griechischen *ὡν τὸ κρίμα πρόδηλον ἐγενήθη*. — p. 51, 10 ist wohl nur durch Versehen ‚perquam‘ (gr. *ὑπεράγαρ*) in zwei Worte getrennt worden bez. getrennt geblieben. — p. 54, 17 lies ‚humiles‘ (gr. *ταπεινοί*) für ‚humile‘. — Im Index wäre z. B. auch ‚dimittere‘ = ‚permittere‘ (p. 50, 17; im Arch. f. Lexikogr. IX 84 mit Unrecht angefochten; vgl. diese Bl. XXIX. 652) aufzuführen gewesen.<sup>1)</sup>

Möge der verdiente Herausgeber fortfahren, auf den Pfaden der großen Mauriner zu wandeln, und sich nicht dadurch beirren lassen, daß er unter seinen heutigen Ordensgenossen nur sehr wenige Begleiter findet!

München, März 1894.

Carl Weymann.

Lateinische Schulgrammatik von Prof. Dr. H. Ziemer, Oberlehrer am Kgl. Domgymnasium und Realgymnasium zu Kolberg. Elfte, gänzlich umgearbeitete Auflage der Schulgrammatik von Prof. W. Gillhausen. I. Teil: Formenlehre, VI und 158 S.; II. Teil: Syntax, 238 S. Berlin 1893. R. Gaertners Verlag. 3 Mark.

Der Ansturm gegen die humanistischen Gymnasien und die dadurch hervorgerufene Reformthätigkeit haben neben so manchem Unerquicklichen doch auch ohne Zweifel einige entschiedene Vorteile gebracht. Ich rechne dazu vor allem den Umstand, daß eine nicht geringe Zahl trefflicher Gelehrter auf dem Gebiete der lateinischen Grammatik, einer Wissenschaft, die in den letzten Jahrzehnten zu so hoher Blüte gelangt ist, ohne daß ihre Resultate wie sich gehört verwertet worden wären, sich veranlaßt sah, ihr Wissen und ihr prak-

<sup>1)</sup> Vgl. jetzt auch die Besprechung von Harnack in der Theol. Litztg. 1894, 159 ff. (und in den Sitzungsber. der Berl. Akad. 1894, 261 ff. Haussleiter, Theol. Literaturbl. 1894, 169 ff. Zahn ebenda 197 ff. Hilgenfeld, Wochenschr. f. klass. Philol. 1894, 425 ff. v. Gebhardt, Deutsche Litztg. 1894, 545 ff. v. Wölfflin, Archiv f. lat. Lexikogr. IX 81 ff. Haussleiter ebenda 152 ff.).



tisches Geschick in den Dienst der Schule zu stellen. Die einen thaten dies, indem sie selbständig vorgingen und völlig neue Werke ins Leben riefen, die andern, indem sie auf einem bereits vorhandenen und durch Jahrzehnte bewährten Grunde ein neues den Anforderungen der Jetztzeit in wissenschaftlicher und methodischer Hinsicht mehr entsprechendes Gebäude errichteten. Im allgemeinen läßt sich wohl behaupten, daß denjenigen, welche zur letzteren Klasse gehören, der Wurf weit besser gelang als den ersteren. Woher dies kommt? Es dürfte ratsam erscheinen, hierüber mit Stillschweigen hinwegzugehen, wenigstens soweit hier verfehlte Schöpfungen in betracht kommen. Was dagegen die mannigfachen gelungenen Neubearbeitungen betrifft, so geht man wohl in der Annahme nicht fehl, daß die trotz aller Neuerungen pietätvolle Schonung und Verwendung des Altbewährten die Arbeit wesentlich leichter und gedeihlicher gemacht hat.

Zu den Grammatikern der letzteren Gattung gehört auch der Verfasser des vorliegenden Werkes. Über die Gründe, welche Z. veranlaßten, in die Arena herabzusteigen und in den Wettbewerb auf diesem heifsumstrittenen Boden einzutreten, äußert sich der Verfasser im Vorwort. Darnach haben wir hier die dritte Bearbeitung der seit 45 Jahren bestehenden Grammatik von Professor Dr. Moisisstzig vor uns. Da der zweite Bearbeiter, Prof. W. Gillhausen, auf eine nochmalige, den Lehrplänen von 1892 angepaßte Umarbeitung verzichtete, trat Ziemer ein, um die nötigen durchgreifenden Veränderungen vorzunehmen.

Seine Grammatik gehört nicht zu den „verkürzten“ Leitfäden, wie sie heutzutage so zahlreich aus dem Boden schießen; allein dies wird ihrer Verwendung keinen Eintrag thun. Denn obgleich sie mit ihren 395 Seiten fast um ein Drittel stärker ist als die meisten andern Schulgrammatiken, so trägt daran doch nicht etwa eine Überfülle des Stoffes die Schuld. Vielmehr ist es die Absicht des Verf. gewesen, die Regeln, insbesondere die wichtigen syntaktischen, dergestalt von allen zu gebote stehenden Seiten zu klären, daß sie schließlic auch bei dem beschränkteren Schüler „sitzen“ müssen. Zu diesem Zwecke muß alles zusammenhelfen, hier die Etymologie, dort die Analogie, die adäquate Auffassung im deutschen Sprachgebrauch, die Induktion durch eine reichliche — vielleicht hie und da zu reichliche — Anzahl von leicht faßbaren (fast durchwegs aus Nepos, Cäsar, Cicero ausgezogenen) Beispielen. Hierauf also, sowie auf der splendiden, übersichtlichen Druckweise, beruht der verhältnismäßig größere Umfang des vorliegenden Buches.

Zeigt sich nun schon in dieser umfassenden, aus dem Vollen herausarbeitenden Art des Verfassers die gründliche Beherrschung des Stoffes im Kleinen wie im Großen, so wird dieser Eindruck noch erhöht durch die frische, lebendige Darstellung und die präzise, scharfe, in gewissem Sinne schneidige Logik. Die Methode ist, wo immer es anging, die induktive, so namentlich in der Kasuslehre. Verwandte grammatische Erscheinungen im Deutschen gehen voraus — namentlich werden hier die Dichtungen benützt, z. B. zum Abl. qual. § 196:

„Es war ein Herr aus Schwabenland von hohem Wuchs und starker Hand —“; hierauf folgen lateinische Beispiele in reicher Menge und zwar zunächst mannigfache einzelne Formen, dann den Schriftstellern entnommene Sätze; zuletzt kommt die daraus abstrahierte Regel. Doch geschieht das alles ohne Zwang. Wo es sich in dieser „idealen“ Reihenfolge nicht machen liefs, geht die Regel voraus und die Beispiele folgen, dies namentlich — vielleicht etwas zu häufig — in der Satzsyntax; oder es wird ein Mittelweg eingeschlagen: a) einzelne Formen, b) Regel, c) Satzbeispiele.

Ein „grammatisch-stilistischer Anhang“ (S. 168—206) und ein Rückblick über den „Charakter der lateinischen Sprache“ (S. 206 bis 210) macht die Grammatik noch besonders wertvoll, namentlich für die höheren Klassen. Immerhin wäre hier eine Zerlegung des Stoffes in 3—4 Lehrpensa, ähnlich wie sie Landgraf in seiner Grammatik vorgenommen, erwünscht.

In der Formenlehre ist die Stammtheorie strikte durchgeführt. Ref. verhält sich dieser Neuerung gegenüber, die in den neueren Grammatiken immer häufiger zur Anwendung kommt, sehr skeptisch und steht noch auf demselben Standpunkt, den er in Beurteilung der lateinischen Grammatik von Goldbacher in diesen „Blättern“ (Bd. 23, S. 513 f., Jahrg. 1887) ausführlich begründet hat. Ref. glaubt hier ausdrücklich wiederholen zu sollen, dafs es lediglich praktische Gründe sind, die ihn zu dieser Renitenz veranlassen, und ferner, dafs er die Stammtheorie in der Verballflexion für ebenso förderlich, wie in der Nominalflexion erschwerend hält. In der Lehre von den Verba ist statt des Supins als dritte Grundform das von Z. sogenannte „Perfektiv“ eingeführt = Neutr. des Part. Perf. Pass.; der Ausweg ist gut, der Ausdruck „Perfektiv“ dürfte allerdings kaum auf gröfsere Zustimmung rechnen. Das Buch ist trotz der Kürze der Zeit, die dem Verfasser zu Gebote stand, mit auferordentlicher Sorgfalt bearbeitet, und auch in dieser Hinsicht eine Zierde der einschlägigen Literatur, Ausstattung und Druck vorzüglich. Zur Erleichterung des Nachschlagens wäre nur noch die Angabe der §§ am Kopfe erwünscht.

Zum Schlusse seien nur noch wenige Beiträge gestattet, die sich der Ref. ohne irgendwelche Verbindlichkeit zu geben erlaubt. § 222 wird *ingenti exercitu profectus est* und *omnibus copiis contenderunt* als *abl. sociativus* erklärt; es kommt ja auf den Namen nicht viel an, aber zu erklären sind diese Fälle doch wohl nur partizipial = während (wobei) das Heer ungeheuer grofs war; während (wobei) er alle Truppen beisammen hatte; daher kommt es dann, dafs dieser Fall nicht eintritt ohne ein Adjektiv. § 195 fehlen verbale Ausdrücke wie „es verrät, beweist, kommt zu, kommt an auf“. § 175 *sequi* = verfolgen könnte mißverstanden werden. § 171: Der Schlufsabsatz mit *tibi a me pareitur* gehört doch wohl zum Dativ. § 289: in *forsitan dicat* (*dixerit*) *aliquis* ist der Konj. ebenso wie bei *dubito* (*haud scio*) an entstanden, also nicht, wenigstens zunächst nicht, Potentialis; ein Hinweis auf § 322 A würde einem Mißverständnis abhelfen. § 352 *ambo* = beide zu gleicher Zeit und am gleichen Ort. § 288, 1 u. 289:

der Indik. bei „können, sollen“ ist zu veredlichen durch Beifügung des Wörtchens „eigentlich“ z. B. das mußt du eigentlich thun. Ebenso steht der Potent., wenn man „wohl“ einschieben kann. § 211: die Angabe der adäquaten Wendung „im Vergleich mit“ ist beim abl. comp. in Relativsätzen wohl nicht zu umgehen; hier kommt man mit der Wendung „vom Standpunkt aus betrachtet“ nicht aus, so richtig diese Erklärung auch ist. § 242, 2: die Verba mit dem Infinitiv sind nicht ganz logisch geordnet; so gehört „sich anschicken“ zu „anfangen“ etc. § 279 dürfte es sich empfehlen, eine zusammenfassende Regel vorzuschicken: „Das perf. histor. bezeichnet etwas Fertiges, Einmaliges (in sich Abgeschlossenes); das Imperfekt etwas Unfertiges, sich mannigfach Wiederholendes“. Unter diese Hauptregel läßt sich dann auch das imperf. de conatu leicht subsumieren. § 347 ff. ließe sich vielleicht irgendwo die Bemerkung anbringen, daß sich uterque zu ambo verhält, wie quisque zu omnes; ebenso könnte aliquis mit quisquam in irgend einen Zusammenhang gebracht werden. Diese Anregung wurde besonders dadurch hervorgerufen, daß alle diese Pronomina örtlich ziemlich weit von einander getrennt sind.

Alle diese Bemerkungen vermögen, wie man sieht, dem Werte des Buches in keiner Weise Abbruch zu thun. Das Lehrmittel ist als ein musterhaftes zu bezeichnen und verdient in den maßgebenden Kreisen die vollste Beachtung.

München.

Dr. Gebhard.

Sophokles' Elektra. Deutsch von Adolf Müller. Meldorf 1892. O. Sager. 119 S. M. 1,20.

Wir haben vor uns, was freilich der Titel nicht besagt, eine Übersetzung in den Versmaßen der Urschrift. Aber gegen Müllers Versbau ist manches einzuwenden. Wir wollen auf die lyrischen und anapästischen Partien nicht eingehen und die Trimeter untersuchen. In der Reihe dieser sind fürs erste störend ein paar Fünffüßler, so — im Buche sind die Verse nicht numeriert, wir folgen hier den Sophoklesausgaben — Vers 268:

„Sich spreitzen, wenn ich schauen muß, wie er“ und V. 422, 583 591. Auch die vielen hyperkatalektischen entsprechen doch wenig dem Bau der Alten, ebenso wenn selbst im sechsten Fufse ein Anapäst zugelassen ist, V. 718:

„So flutet um die Rücken und die sausenden Räder.“

Wenn ferner Sätze in einer Weise zerschnitten werden wie 278 ff.:

„Wenn aufgestiegen jenes Tages Sonne, wo  
Den edlen Vater sie geschlachtet tückevoll,  
Dann stellt sie Reigentänze, richtet Opfer zu  
Den Göttern, welche Rettung bringen, jeden Mond.“

so kann das der Übersetzung nicht zum Lobe gereichen. Sodann ist zu tadeln, daß zu viele jambisch gemessene Trochäen sich finden, und daß in der Ausstufung von Vokalen dem Metrum zu Liebe zu weit gegangen ist. Mag man nämlich Wörter wie willn 411, 1119, Gefalln

538 noch hingehen lassen, so wird doch der Genetiv „Wunschs“ 1099 keine Billigung finden.

Was die Übersetzung selbst anbelangt, so muß man es einem Nachahmer der Versmaße des Urtextes nachsehen, wenn er etwas frei mit den Wörtern schaltete, doch wäre manchmal zu wünschen, daß er sich nicht ohne zwingenden Grund so weit vom Original entfernt hätte, so wenn er 830 *μηδὲν μέγ' ἀύσης* wiedergibt „Zwinge den wilden Schmerz!“ 840 *ἔ' ἔ' ἰώ* „Ich trags nicht mehr,“ 191 *ἀείκεϊ σὺν σιολῆ* „im härnen Kleide.“ Wie verliert doch V. 828 *ὦ παῖ, τί δακρύεις;* bei der Übersetzung „Weinst du, mein Liebling?“ durch die Vernachlässigung des *τί*? Warum ist auch 1323 an die Stelle von *ὦ ξέροι* „Freunde“ gesetzt? Oder steht es aus Versehen statt „Fremde“? Sonst kann man sagen, daß das Buch auch seine Vorzüge hat und manches in schöner Übertragung bietet, so 686 nach Musgraves Emendation *τίγισται*

„Und wie der Blitz am Anfang und am Ziel zugleich“.

Doch ist auch Verschiedenes auszusetzen, in erster Linie falsche Konstruktionen, wie 275 f.: „vermag sie mit dem Mordgesellen zusammen sein“, 409 f.: „Von wem beredet? Warum nur beschloß sie dies? Ein nächtlich Schreckgesicht im Traume, wie mir scheint.“ dazu die wiederholte Auslassung des Pronomens *du*. Sodann fallen einzelne Ausdrücke auf. Wenn man auch noch so sehr auf den leidenschaftlichen Charakter der Klytämestra Rücksicht nimmt, so möchte man doch 291 statt der Worte „Verreck im Elend“ eine mildere Form wünschen, wie man auch das Beichten (425) und die Predigten (343) bei der Übersetzung eines alten Tragikers gerne missen würde. Einige Stellen ferner leiden an Unklarheit, andere sind geradezu falsch aufgefaßt oder übersetzt. Davon wollen wir nur wenige hervorheben: 972: Jeder strebt nach dem, was nützlich ist, 1047: Verhafster nichts mir auf der Welt, als Unwahrheit, 1049: Längst festgewurzelt ist mein Glaube, nicht von heut, 1209: Du sollst nicht lassen, 1251 f.: Doch erst wenn uns die rechte Zeit gebietet, gilt es zu gedenken unsres Werks. Was soll man sagen zu V. 1409: Höre, schon wieder jammert einer!

Schließlich sei noch erwähnt, daß V. 836 ein Heros Amphiraon genannt wird, was nicht als Druckfehler angesehen werden kann, da auch in der Anmerkung auf der gleichen Seite steht: „Amphiraons Gattin.“

Eichstädt.

Dr. J. Gg. Brambs.

Otto Schwab, Historische Syntax der griechischen Comparison in der klassischen Literatur. Würzburg 1893. A. Stuber. VIII u. 127 S. M. 4.

Von den unter Redaktion von M. Schanz erscheinenden „Beiträgen zur historischen Syntax der griechischen Sprache“ nimmt die vorliegende Abhandlung insofern eine etwas abweichende Stellung ein, als hier ein in sich abgeschlossener Gebietsteil der Syntax nach seinem ganzen Umfange zur Darstellung gebracht wird. Es handelt

sich für den Verfasser darum, die Folgerungen aus den Ergebnissen der neueren Forschungen über die Comparison der Adjectiva (u. Adverbia) für die Ausgestaltung der griechischen Comparationssyntax zu ziehen. Das bis jetzt erschienene 1. Heft enthält den allgemeinen Teil und vom besonderen das Kapitel über die Syntax der gegensätzlichen Comparison (so ist doch wohl der Titel zu korrigieren).

Im allgemeinen Teil werden die Fragen über das Wesen der Comparison, den Ursprung und die Grundbedeutung der Comparationsformen und die Syntax des zweitvergleichenen Begriffs gründlich erörtert. Dabei ist besonders die umfassende Sach- und Literaturkenntnis des Verf., seine große Gründlichkeit und sein tiefes Eindringen in den Gegenstand rühmend hervorzuheben. Wenn auch S. keine bahnbrechende Arbeit bietet, da die Hauptfragen schon durch andere, besonders Ziemer, eine gründliche Erörterung gefunden haben, so sind doch die zu tage geförderten Resultate höchst erfreulich zu nennen in Bezug auf Erforschung des Einzelnen, klarere und bestimmtere Fassung vieler sprachlicher Erscheinungen. Den Ausgangspunkt und die Grundlage der ganzen Untersuchung bildet die Erörterung des relativ-gegensätzlichen Adjektivbegriffs: „Den Comparationsendungen liegt als ursprüngliche Bedeutung lediglich der Begriff des Gegensatzes zu grunde: die Comparationsendungen deuten an, daß dem Adjektivbegriff nur eine relative Giltigkeit zukommt, daß er in Beziehung auf das begriffliche Gegenteil ausgesagt ist.“ An diese Darstellung der adversativen Grundbedeutung der Comparationssuffixe schließt sich die Erörterung über den absoluten Adjektivbegriff (Positiv) und dessen Verhältnis zu den relativen Formen des Adjektivs. „Der Positiv bezeichnet einen gewissen, feststehenden, allgemein gültigen (idealen) Grad einer Eigenschaft, nämlich denjenigen, welcher den Dingen nach normalmenschlichen Verhältnissen oder unter gewöhnlichen Umständen zukommt. Er ist der umfassendste, absolute Grad; der Comparativ und Superlativ sind in ihrer Bedeutung verbunden mit einer Einschränkung des Positivs. Unser deutsches „guter, großer Gott“ involviert eine höhere Vorstellung von der Güte und Größe Gottes als das „Juppiter optimus maximus“ und Ζεὺς ἄριστος ἰδὲ μέγιστος der Alten.“ Es folgen dann die Fragen, in welcher Weise die Entwicklung der steigernden Bedeutung der Comparationsgrade aus der ursprünglichen rein vergleichsweise gegensätzlichen zu erklären ist. Die Unwissenschaftlichkeit der hergebrachten Lehre von den sog. 3 gradus des Adjektivs wird dargethan (S. 19 f.). Außer der vergleichweisen Steigerung kennt die Sprache auch noch eine absolute zur Bezeichnung eines für sich geltenden hohen Grades einer Eigenschaft, die des sehr hohen Grades, den man Elativ nennt. Der Verf. steht nicht an, — und Ref. stimmt ihm bei — die formelle Vermischung des Superlativs und Elativs als einen Mangel der lateinischen und griechischen Sprache zu bezeichnen.

Im 2. Abschnitt des allgemeinen Teils folgt die Behandlung der Syntax des zweitvergleichenen Begriffs, wobei die gegensätzliche Comparationspartikel eine eingehende Erörterung findet. „Die

Comparationspartikel ἤ ist nichts anderes als die disjunktive Conjunction ἢ (S. 24).“ Von besonderer Wichtigkeit ist das Kapitel über den Genetivus als Comparationiscasus bei der steigernden Vergleichung. Der griech. Genetivus comparationis ist, wie schon Ziemer richtig erklärt hat, als eigentlicher Separativus zu fassen. Der zweitverglichene (übertroffene) Gegenstand wird als Ausgangspunkt der Vergleichung betrachtet; also *ἀμείωνες πατέρον* = besser von den Vätern an gerechnet (b. soweit sie sich von den V. unterscheiden).“ Der Verf. hätte wohl hier auf die Analogie der romanischen Sprachen hinweisen können: *eu moins de deux mois* = in weniger Zeit, von 2 Monaten abgerechnet, oder *piu grande di me* = gröfser von mir aus gerechnet etc. — Sobald nicht deklinationsfähige Begriffe als zweitverglichene Glieder zum Comparativ in Beziehung zu setzen waren, also bei Adverbien, Verben und ganzen Gedankenreihen, ergab sich das notwendige Bedürfnis eines Ersatzes des Comparationiscasus, wozu sich die Griechen der Partikel ἤ bedienen. Hier weist der Verf. auf einen Punkt nachdrücklich hin, der auch für den Schulunterricht von Wichtigkeit ist: In den Schulgrammatiken nämlich herrscht noch immer die Lehre, welche den Genetiv (Abl.) nur als erlaubtes Ersatzmittel der ἤ- (quam-) Konstruktion darstellt. Die Regel ist aber gerade umgekehrt zu formulieren: Der Comparationiscasus ist die ursprüngliche Konstruktion; erst nachdem ἤ sich bei den formell notwendigen Konstruktionen als Typus festgesetzt hat, drängt sich dessen Gebrauch durch analoge Übertragung auch bei den Nomibus in der steigernden Comparison ein.

Der 1. Abschnitt des besonderen Teils behandelt in 9 Kapiteln: 1. die paarweise Gegenüberstellung contradiktorischer Adjektivbegriffe. 2. Den Comparativ als Gegensatz zur Negation desselben Begriffes. 3. Das adversativ-korrektive *μᾶλλον*. 4. ἤ nach dem adversativ-korrektiven *μᾶλλον*. 5. ἤ nach adjektivischen adversativen Comparativis. 6. Den Vergleich zweier Adjektivbegriffe. 7. Den Gebrauch von Präpositionen nach adversativen Comparativis; ἤ nach positiven Begriffen. 8. Einzelstehende adversative Comparative. 9. Den adversativen Superlativ. Besondere Anerkennung verdient die gute Wahl der Beispiele, zum Teil auch aus der deutschen Literatur. Die Darstellung ist gewandt, leidet aber hie und da an etwas großer Breite in den Deduktionen. Die äußere Ausstattung ist gut, der Druck rein. Zu bemerken wäre, abgesehen von belangloseren Druckfehlern, dafs der berühmte französ. Ägyptologe, der das Papyrusblatt mit dem Hyperidestext entdeckte, Revillout heifst (nicht Revillont. S. VIII.); der Titel der auf derselben Seite angezogenen Schrift von Bréal ist „les idées latentes de langage“ (nicht language, was ja kein französisches Wort ist).

München.

Dr. Burger.

Plutarchi Chaeronensis Moralia recogn. Gregorius N. Bernardakis. Vol. V. Lips. Teubner 1893. M. 3.

Der vorliegende 5. Band dieser Ausgabe der Moralia umfasst folgende Schriften: Maxime cum principibus philosopho esse disserendum, Ad principem ineruditum, An seni respublica gerenda sit, Praecepta gerendae reipublicae, De unius in republica dominatione etc., De vitando aere alieno, Decem oratorum vitae, Aristophanis et Menandri comparatio, De Herodoti malignitate, De placitis philosophorum, Aetia physica, De facie in orbe lunae, De primo frigido. — Eine tüchtige Kenntnis der Sprache Plutarchs sowie fleißige Benützung der gebotenen Hilfsmittel bewirken, daß dieser Band hinter seinen Vorgängern mindestens nicht zurücksteht und der Text auch hier wieder an nicht wenigen Stellen in überzeugender Weise verbessert erscheint. Daneben ist aber, wie früher, ein hie und da vielleicht zu ängstliches Festhalten am Texte Dübners zu bemerken. Getrost dürfte z. B. p. 828 f. *δανεισταις* für das sinnlose *ἀφανισταις*, sowie 895 b. *θερείων* für *θείων* gleich in den Text gesetzt werden. Daß p. 915 d. *παραρρέη* für *παραμένη* zu schreiben ist, dies ist doch wohl durch die Parallelstelle des Psellus bewiesen. P. 787 c. ist in dem Satz *πολὸς γὰρ — ἀφανίζεται* das von Madvig in *διαγλέγεσθαι* geänderte *διὰ τὸ γλέγεσθαι* nach meiner Ansicht ganz zu streichen, wie es auch in dem Fragm. bei Stobäus Flor. XXXVIII. 31 nicht enthalten ist. Das Subj. von *προεκπίπτω* und *ἀφανίζεται* scheint *γθόνος* zu sein, wobei immerhin der Vergleich mit dem Rauche die Wahl der Wörter bestimmt. Die Verba *ἀρχομένοις* und *ἐκλάμπωσι* würden sich also auf die Staatsmänner beziehen. Nur so stimmt auch der Plural *ἐκλάμπωσι*, der bei der Beziehung auf ein Neutr. (denn es wäre doch andernfalls *ἀρχομένοις* der Dat. von *ἀρχόμενα*) nicht korrekt wäre. — Doch ist auch manches in den Text aufgenommen, was nicht allgemeine Billigung finden dürfte. So ist p. 779 e. *ἀρχαίωνς* für das falsche *δρομαίωνς* gesetzt, während das vom Herausgeber nicht beachtete *ἀκραιώνς* Patzigs den Gegensatz zum Vorhergehenden weit besser ausdrückt. Wenig gebessert scheint p. 916 d. durch die Aufnahme der Wytttenbach'schen Konjektur *γείρεσθαι* für *φθείρεσθαι*, da die Worte *φθείρεται καὶ ὁδωδε* immer eine bedenkliche Zusammenstellung bilden. Deshalb hat Wytttenbach weiter *ὁδωδε* in *ὄλωλε* geändert. Am einfachsten und gründlichsten zugleich hat vielleicht Döhner die Stelle geheilt durch Änderung von *φθείρεται* in *φθέγγεται*. — Verschiedene beachtenswerte Verbesserungsvorschläge sind in den Noten nicht erwähnt, wie z. B. p. 784 b. Döhners *συμπεπληγνίαν* für *συμβεβηγνίαν*, eine aus äußeren wie inneren Gründen gewiß nicht weniger einleuchtende Konjektur als das in den Text gesetzte *συμβεβιωκνίαν* von Reiske; oder Herwerdens *λιθῶν κίονι* für *λίθω κίονι* p. 895 d. — P. 819 e. mag die Verbesserung *μεσιὸν τοῦ καὶ* für *καὶ μεσιὸν τοῦ* richtig sein, doch erfahren wir nicht, woher sie stammt. — Die Konjektur Döhners p. 914 c., *συχρῶς* statt *ἡσυχῆ*, wäre nicht anzuführen, da er dieselbe im 2. Teil der Quaest. Plut. geradezu beschämt zurücknimmt.

Boileau, L'art poétique. Erklärt v. F. K. Schwalbach, Dir. d. Realg. zu Harburg a./E. 2. Aufl. Berlin 1892. Weidmann. gr. 8°, 72 Seiten. M. 0.50.

Eine mit großem Fleiße hergestellte, sorgfältige und für den Selbstunterricht, wie für Seminarien empfehlenswerte Ausgabe. Ob man eine Klasse von 40 Schülern für dieses Werk erwärmen kann; möchte ich dahingestellt sein lassen. Das Interesse für rein literarische Stoffe scheint heutzutage etwas nachgelassen zu haben. Das Leben ist keine Idylle mehr. Der Herausgeber faßt den Umstand, daß Boileau zu jenen Autoren gehört, die dem Primaner nicht ohne jede erhebliche Schwierigkeit verständlich sind, als Empfehlung für die Lektüre dieser Schrift auf. „Bedenkt man, sagt er, welche erspriessliche Mühe dem Schüler die Präparation zu einem griechischen oder lateinischen Schriftsteller macht, und mit wie geringer Mühe es ihm möglich wird, einen der gewöhnlich gelesenen französischen Autoren (hier sind Racine, Corneille und Historiker, wie Michaud gemeint) zu verstehen, so darf man sich nicht wundern, daß das Französische ihm überhaupt nicht recht vollgewichtig erscheint und daß die Leistungen in diesem Fache im allgemeinen nicht bedeutend ausfallen.“ Wir teilen diese Ansicht nicht; nicht die Schwierigkeit des Stoffes, sondern das Interessante desselben macht dem Schüler den Gegenstand wert; oder lesen die Schüler etwa Demosthenes lieber als Sophokles? Wenn es nur auf die Schwierigkeit ankäme, so würde Chinesisch ein geeigneter Lehrgegenstand als Französisch sein. Man wähle eine den Schüler interessierende Lektüre und man wird finden, daß er am französischen Unterricht sich mit demselben Eifer beteiligt, wie es der Herausgeber vom lateinischen oder griechischen voraussetzt.

Saure, Dr. N., (Dir. der Viktoria-Schule in Breslau), Französisches Lesebuch für Realg., Oberrealsch. und verwandte Anstalten nebst Stoffen zur Übung im mündlichen Ausdruck. 1. Teil. 2. vermehrte Aufl. Berlin, F. A. Herbig. 1892. 8°, XVI und 251 Seiten. Ungeb. M. 2,00. (Wörterverzeichnis von 67 Seit. geh. 60 Pf.)

Dieses Buch enthält in seiner ersten Abteilung: „Lektüre für Anfänger nebst Stoffen zur Übung im mündlichen Ausdruck“, zuerst einen Abschnitt betitelt Phraséologie (S. 3—37), welcher in 27 in fortlaufenden Zeilen gedruckten Kapiteln einen sehr umfassenden konversationell zu verwendenden Wortschatz ohne Deutsch bietet und ein Vokabular überflüssig macht. Hierauf folgen Premières lectures (S. 38—50), welche 50 kurze Geschichten oder Beschreibungen enthalten. Dann kommen 40 Fables en Prose (S. 51—76), denen in kleinerem Druck resumierende Fragen angehängt sind. Es folgen dann (S. 77—113) 80 Historiettes et Traits de Caractère, welche meist aus historischen Anekdoten bestehen. Hieran schließen sich (S. 114—172) XVII chronologisch geordnete Kapitel unter der Überschrift Histoire de France par époques von den Galliern bis zum Kriege von 1870.



Hierauf folgt in 25 Kapiteln Paris et ses Environs (S. 173—191) und auf S. 192—194 eine kurze Géographie de la France. Die zweite Abteilung enthält unter dem Titel: „Ausgewählte Lektüre in Prosa und Poesie“ 22 Narrations von benannten Autoren (S. 197—234) und 31 poetische Stücke. Diesen folgen noch 15 Briefe über tägliche Vorkommnisse; den Schluss bildet eine Übersichtstafel über die Dynasties de la France. Das Buch ist sehr geschickt zusammengestellt und verdient wegen des meist französische Geschichte und Verhältnisse behandelnden Stoffes allen ein Lesebuch benützenden Lehrern zur Beachtung und den übrigen als Fundgrube für Aufgaben und Konversationsstoffe empfohlen zu werden.

---

Mangold und Coste, Lehrbuch der franz. Sprache für höhere Lehranstalten. 2. Teil. Grammatik für die obere Stufe. Ausg. a für Gymn. u. Realgymnasien. Von Dr. W. Mangold. 2. Verkürzte Auflage. Berlin. Springer. 1892. gr. 8°, X und 137 Seiten. M. 1.40.

Der erste und dritte Teil dieses Werkes sind schon S. 261 des 27. Bandes dieser Blätter besprochen. Diese 2. Auflage ist auf Grund der neuen Lehrpläne von 1892 erfolgt und deshalb ist die Anordnung nicht mehr wie früher nach Satzteilen angeordnet, sondern nach der Forderung der neuen Lehrpläne: „Die Anordnung des syntaktischen Stoffes nach Redeteilen ist zu bevorzugen.“ Nur hat der Verfasser hier die Formenlehre bei den betreffenden Redeteilen noch einmal wiederholt. Der Stoff ist wesentlich zusammengedrängt und auf das Regelmäßige und allgemein Gebräuchliche beschränkt. Das Grammatische ist mit großer Klarheit und Kürze auf 100 Seiten dargestellt. Dann folgen deutsche Einzelsätze, die dem Wörterbuch der Akademie entlehnt und zur Einübung der wichtigsten grammatischen Kapitel bestimmt sind. Ein Anhang I behandelt das Verhältnis des Französischen zum Lateinischen nach Lauten, Wortbildung und Bedeutungswandel. Der Anhang II behandelt das Wichtigste aus der Verslehre. Ein Sachregister bildet den Abschluss.

---

Ricken, Dr. Wilh., Neues Elementarbuch der französischen Sprache für Gymnasien und Realgymnasien. Berlin 1893. Gronau. gr. 8° III und 141 Seiten, ungeb. M. 1,80, geb. M. 2,00.

Dieses Buch besteht aus 25 Seiten französischer Texte in 38 Nummern, von denen der Verfasser im Vorwort sagt: „Wer diese Sprachmuster mit dem nötigen Interesse für die Sache und mit einigem Sinn für die Poesie der Kindheit in der Absicht durchliest, ihren erwärmenden Einfluss auf das jugendliche Gemüt, auf das kindliche Denken und Empfinden abzuschätzen, wird vielleicht den Eindruck gewinnen, daß sie größtenteils in ihrer durch siebenjährige Abklärung gereinigten Form und Auswahl als wohlthuend einfache, des

poetischen Reizes nicht entbehrende, auch den Erwachsenen noch anheimelnde Lebensgemälde und als wirklich gute Stoffe für den grundlegenden französischen Unterricht gelten können.\* Auf diese 25 Seiten Text folgen 42 Seiten Grammatik und 19 Seiten „Übungen in unmittelbarem Anschluß an die französischen Sprachstoffe“, Übungen, zu deren Herstellung eine wahre Engelsgeduld gehörte — wahrscheinlich erfordert ihre Durchnahme in der Klasse dieselbe Eigenschaft von dem betreffenden Lehrer. Hierauf kommt auf 18 Seiten „die Schule des Übersetzens ins Französische“, welche eine deutsche Paraphrase der französ. Lesestücke darstellt. Den Schluß bilden ein grammatischer Anhang von 14 Seiten und die Wörterverzeichnisse. Dieses Elementarbuch ist nach der Reformmethode verfaßt, nach welcher gleich von Anfang an zusammenhängende französ. Lesestücke die Grundlage des Unterrichts bilden. Der Verfasser lobt in der Vorrede sein Buch sehr, und wir sind weit entfernt, dieses Lob in irgend etwas einzuschränken; wir möchten nur bemerken, daß der Verfasser als Lehrstoff für Quarta (die 4 Stunden wöchentlich hat) die Stücke 1 bis 23 auf ca. 12 Seiten bezeichnet. Man hat also ca. 144 Unterrichtsstunden auf 12 Seiten Text zu verwenden oder 12 Stunden auf eine Seite, was doch des Guten etwas zu viel sein dürfte.

München.

Dr. Wohlfahrt.

Stier G., Französische Sprechschule. Ein Hilfsbuch zur Einführung in die französische Konversation. Für den Schul- und Privatgebrauch. 3. durchgesehene und vermehrte Auflage. Leipzig. Brockhaus. 1891. S. XV. n. 368. 8°. M. 2,40.

Stiers Konversationsbuch kann für jene Anstalten, an denen ein solches für nötig gehalten wird oder der Gebrauch desselben vorgeschrieben ist, sowie für Privatunterricht empfohlen werden, da in demselben unter Fernhalten alles Überflüssigen die in den verschiedensten Lebenslagen unentbehrlichen Wörter und Redensarten in korrektem Französisch zu finden sind. Unter dem Texte stehen viele und gute auf Synonyma und Realien bezügliche Anmerkungen.

Meffert, Dr. F., Übungsbuch zum Übersetzen in das Englische im Anschluß an die englische Grammatik für die oberen Klassen. 3. Aufl. Leipzig. Teubner. 1893. S. VI u. 250. 8°. M. 2.

Dieses im Anschluß an die in diesen Blättern besprochene Grammatik desselben Verfassers bearbeitete Übungsbuch wird sich für Realgymnasien und Oberrealschulen als brauchbar zeigen. Es weist eine gute und reiche Auswahl von Einzelsätzen und zusammenhängenden Übungsstücken auf, von denen letztere sämtlich geschichtlichen Inhalts sind. Mit Vorteil hätten auch einige Stücke über englisches Leben hereingezogen und die teilweise sehr langen zusammenhängenden Übungen in einzelne Abschnitte zerlegt werden können. Auch mit Angabe von Vokabeln ist etwas gar zu sparsam verfahren worden.

Varnhagen, Herm., Systematisches Verzeichnis der Programmabhandlungen, Dissertationen und Habilitationsschriften aus dem Gebiete der romanischen und englischen Philologie u. s. f. Zweite vollständig umgearbeitete Auflage, besorgt von J. Martin. Leipzig 1893. Visch's Verlagshandlung. XVI u. 296 S. M. 4.

Die erste, vor 17 Jahren erschienene Auflage dieses bibliographischen Verzeichnisses war von Herrn Prof. Varnhagen bearbeitet worden, auf dessen Veranlassung auch Martin gegenwärtige Neubearbeitung übernommen hat. Dafs dieselbe keine geringe Leistung war, wird dem Verfasser jeder glauben, der einen Blick in das Buch gethan, und der nur eingermafsen beobachtete, welche grofse Zahl von kleineren, häufig aber recht wertvollen wissenschaftlichen Arbeiten gerade auf diesem Gebiete in den letzten zwei Dezennien veröffentlicht wurden; nimmt ja doch schon der die Erscheinungen eines Halbjahres umfassende Nachtrag 12 Seiten ein. Zum Beweise, wie unentbehrlich dieses Verzeichnis für jeden Fachmann ist, welcher auf irgend einem, wenn auch noch so eng begrenzten Teile dieses grofsen Arbeitsfeldes eingehende Studien macht, und wie dringend eine Neubearbeitung angezeigt war, mögen nur wenige Artikel dienen. Unter „Miracles, Moralités, Mystères“ finden wir 11 Schriften angegeben, von denen 7 erst nach dem Jahre 1877 verfaßt wurden, und von 34 Abhandlungen über Chaucer sind ebenfalls die gröfsere Anzahl (19) erst seit Veröffentlichung der ersten Auflage erschienen.

---

Englisch-Deutsches und Deutsch-Englisches Wörterbuch von Christoph Grieb. Zehnte Auflage mit besonderer Rücksicht auf Aussprache und Etymologie neubearbeitet und vermehrt von Dr. Arnold Schröer, ao. Prof. d. engl. Philologie a. d. Universität Freiburg i. B. 1. Lieferung. Stuttgart. Paul Neff. 1894. XXXII u. 48 S. grofs Lex. 8°.

Vorliegendes Wörterbuch, welches in 42 Lieferungen à 50 Pfg. erscheinen soll, weist den bisher vorhandenen gegenüber in 3 Punkten Neues auf: erstens ist die Aussprache nach den neuesten, bisher noch in keinem englisch-deutschen Wörterbuch verwerteten phonetischen Forschungen behandelt, zweitens sind die jeweiligen Bedeutungen der einzelnen Wörter so angeordnet, dafs ihre Grundbedeutung aus der in Kürze, aber mit besonderer Sorgfalt angegebenen Etymologie ersichtlich wird, und endlich ist nicht jedem einzelnen Worte ein besonderer Absatz gewidmet, sondern es wurden ganze der Abstammung nach zusammengehörige Gruppen in einem Absatze zusammengebracht. Letztere Mafsnahme möchte vielleicht Bedenken über die praktische Verwendbarkeit des Buches erregen, allein es sind die zu den einzelnen Gruppen gehörigen Wörter durch halbfetten Druck so deutlich hervorgehoben, dafs sie dem Suchenden sofort in die Augen

springen, und dann werden, wo es die Rücksicht auf leichteres Nachschlagen fordert, Ausnahmen von der Regel zugelassen; so finden wir z. B. in dieser ersten Lieferung (A bis Antelope) die zu Act gehörigen Wörter in 6 Gruppen zusammengestellt (Act, Action, Active, Actor, Actual, Actuarial). Durch diese Art der Anordnung ist eine ganz wesentliche Raumersparnis ermöglicht worden, und dann ist sie viel belehrender. Auch das ist eine Eigentümlichkeit dieses Wörterbuches, dafs es nicht ein blofses Nachschlagebuch sein will, sondern dahin strebt, dafs der Nachschlagende das betr. Wort wirklich kenne, verstehe und sich aneigne; kurz es will auch unterweisen. Zu diesem Zwecke hat der auf dem Gebiete der englischen Philologie und besonders auf dem der Lehre von der Aussprache längst rühmlichst bekannte Bearbeiter dieser neuen Auflage dem eigentlichen Wörterbuche zwei einleitende Abhandlungen vorausgeschickt: eine „Übersicht über die Darstellung der englischen Aussprache“ und eine weitere „Zur Formenlehre und Orthographie“, deren letztere ein erleichtertes Nachschlagen ermöglichen soll, deren erstere aber eine Reihe von höchst wertvollen, für Kenner des Englischen interessanten Bemerkungen über die heutige englische Aussprache im allgemeinen und über die einzelnen englischen Sprachlaute und ihre graphische Darstellung enthält. Da auch bei Auswahl der Wörter und bei Angabe der Bedeutungen größtmögliche Vollständigkeit und Genauigkeit angestrebt wird, so verspricht das Griebische Wörterbuch in seiner neuen Gestalt eines der vorzüglichsten englischen Wörterbücher zu werden.

München.

Wolpert.

Dr. J. Diekmann, Anwendungen der Determinanten und Elemente der neueren Algebra auf dem Gebiete der niederen Mathematik. Zum Gebrauch beim Unterricht an höheren Lehranstalten, sowie zum Selbstunterricht. Leipzig, 1889. B. G. Teubner. 110 Seiten. M. 1,60.

Die Schrift will die Mannigfaltigkeit der Anwendung der Determinanten auf fast allen Gebieten der niederen Mathematik darlegen. Nachdem in der Einleitung die elementarsten Sätze der Determinantentheorie in einfacher Weise entwickelt sind, wird im ersten Abschnitte die Proportion in Form einer Determinante geschrieben und es wird an mehreren Beispielen von Gleichungen, die in Form einer Proportion gegeben sind, gezeigt, dafs die Determinantensätze zu einer einfachen Auflösung führen. Die folgenden Kapitel behandeln die Elimination, die Resultante zweier Gleichungen und die Diskriminante einer quadratischen Gleichung. Besonders eingehend werden sodann die irrationalen Gleichungen und die Gleichungen zweiten Grades mit zwei Unbekannten erörtert. Die Anwendung der Determinanten zur Lösung kubischer und biquadratischer Gleichungen bildet den Schluß des ersten Abschnittes.

Nicht minderes Interesse erregt der zweite Abschnitt, in welchem

die Hauptsätze der ebenen Trigonometrie auf rein analytischem Wege aus den Gleichungen:

$b \cos \gamma + c \cos \beta = a$ ,  $a \cos \gamma + c \cos \alpha = b$ ,  $a \cos \beta + b \cos \alpha = a$ , abgeleitet werden. Im Anschlusse an eine Programmabhandlung von Dr. F. X. Stoll (Bensheim, 1879) entwickelt der Verfasser auch mehrere Gleichungen der sphärischen Trigonometrie aus  $\tan a = \tan b \cos \gamma + \tan c \cos \beta + \tan a \tan b \tan c \cos \beta \cos \gamma$  und den beiden analogen Gleichungen. Gua (trig. sphér., déduite de la seule solution algébrique du plus simple de ses problèmes, mém. de l'acad. des sciences, 1783) benützt statt der vorhergehenden Gleichungen die drei Gleichungen des Seiten-Cosinus-Satzes. Seine Entwicklungen sind freilich fast so umständlich und verwickelt wie die von Stoll; Lagrange (Journal de l'éc. polyt., t. II) hat indes gezeigt, daß aus dem Cosinus-Satze sich die übrigen Hauptrelationen zwischen den Stücken eines sphärischen Dreiecks in einfacher Weise entwickeln lassen (vgl. auch Mack, Goniometrie und Trigonometrie, Stuttgart 1860; ferner Hübner, Geometrie des Mafses, Leipzig, 1888).

Würzburg.

J. Lengauer.

Wallentin Dr. J. G., Einleitung in das Studium der modernen Elektrizitätslehre. Mit 253 Holzschnitten. Stuttgart. Enke 1892. 560 Seiten, gr. 8°. 12 M.

Kein Zweig der Physik hat in unserer Zeit an Inhalt und Umfang so sehr zugenommen als die Lehre von der Elektrizität und vom Magnetismus und man darf erfreulicher Weise hoffen, daß die Reihe der wissenschaftlichen Entdeckungen und der auf denselben beruhenden praktischen Erfindungen in diesem Gebiete noch nicht als abgeschlossen zu betrachten ist. Das Erscheinen eines Werkes, welches darlegt, auf welchem Standpunkte des Wissens wir gegenwärtig stehen, ist deshalb freudigst zu begrüßen. Diese keineswegs leichte Darlegung ist, wie hier sofort bemerkt sein möge, dem Verfasser des oben genannten Werkes in sachlicher Beziehung trefflich gelungen; er bietet ein übersichtliches, weiteren Kreisen verständliches, eingehendes Bild der modernen Elektrizitätslehre einschließlich eines geschichtlichen Überblickes über die Entwicklung derselben.

Es ist selbstverständlich ganz unmöglich, an dieser Stelle eine ins Kleinste gehende Inhaltsangabe des Buches wiederzugeben; zerfällt doch der ganze Stoff in nicht weniger als 322 Abschnitte; der Fachkundige wird jedoch aus der Angabe der Kapitelüberschriften einen genügenden Einblick in das von dem Werke Gebotene gewinnen; sie heißen: 1. Elektrostatik; 2. Elektrizität im dynamischen Zustande; 3. Lehre von den magnetischen Erscheinungen; 4. Elektromagnetismus; 5. Galvanische und Magneto-Induktion; 6. Elektrische Einheiten; 7. Elektrische Meßinstrumente; Messen der elektrischen Größen; 8. Magneto-elektrische und dynamo-elektrische Maschinen; 9. Telegraphie, Telephonie, Mikrophonie; 10. Beziehungen zwischen Elektrizität und

Licht; 11. Elektrische Erscheinungen in der Atmosphäre und im Erdinnern. Bemerkte sei nur noch, daß jedes Kapitel alle einschlägigen Theorien, Hypothesen, Gesetze, Versuche sowie die modernsten Erregungseigenschaften enthält, so unter anderem das 8. Kapitel Theorie und Praxis der Gleichstrom-, Wechselstrom- und Drehstrom-Maschinen, das 10. Kapitel die Maxwellschen Theorien und die Hertz'schen Untersuchungen. Der Verfasser hat eben alles in den Kreis seiner Betrachtungen gezogen, was mit Elektrizität und Magnetismus theoretisch oder praktisch in Beziehung steht; Forschungsmethoden, Beschreibung der Apparate und Instrumente für wissenschaftliche Untersuchungen sowohl als für praktische Verwertung derselben sind eingehend dargestellt. Daß den Messungen das G-C-S System zu Grunde gelegt ist, daß ein Werk über moderne Elektrizitätslehre durchweg auf dem Boden der modernen Anschauung bezüglich des Zusammenhanges der Naturkräfte und der gegenseitigen Umwandelbarkeit der Energieformen steht, beziehungsweise die Berechtigung dieser Anschauung zu begründen sucht, ist wohl selbstverständlich.

Für Anfänger ist das Werk allerdings nicht bestimmt; es soll und will ja kein Lehrbuch sein; vielmehr setzt der Verfasser eine gewisse Summe von Wissen sowohl im Gebiete der Physik als auch in dem der Mathematik (einschließlich der Elemente der Differential- und Integralrechnung) voraus. Andererseits erwarte man aber auch nicht eine erschöpfende Darstellung des angezeigten Inhaltes; der Verfasser will das Studium der Originalarbeiten nicht entbehrlich machen, sondern vielmehr zu denselben anregen.

In sachlicher Beziehung verdient also das Werk, wie schon erwähnt, alle Anerkennung; vielleicht dürften einige Figuren, z. B. Fig. 24 etwas eingehender erläutert, einige Formeln wie etwa die Seite 487 besser gedruckt sein; auch sollte in einem derartigen Werke trotz des eingehenden Inhaltsverzeichnisses ein alphabetisch geordnetes Sachregister nicht fehlen; aber an einer Schwäche leidet das Buch, welche der gewissenhafte Berichtersteller unmöglich mit Stillschweigen übergehen kann: es ist stellenweise in einem geradezu entsetzlichen Deutsch geschrieben. Eine Unzahl von Sätzen beginnt mit dem Wörtchen „es“, auch solche, bei welchen dasselbe nicht nur überflüssig, sondern geradezu schwerfällig erscheint. Ist es nicht schöner zu sagen: „Jede Substanz erlangt die Fähigkeit u. s. w.“ als: „Es erlangt jede Substanz die Fähigkeit u. s. w.“. Ja, wenn von diesem „es“ abwechslungsweise Gebrauch gemacht würde; aber auf mancher Seite beginnt jeder dritte Satz mit diesem häßlichen „es“. Dann ist manche Wendung überhaupt nicht deutsch; so beispielsweise der handwurmartige Satz am Anfange von Nummer 41 Seite 47: „Schon Volta erinnert an einen Versuch von Franklin, in welchem letzterer zeigt, daß, wenn die Oberfläche eines Konduktors vergrößert wird, ohne dessen Masse zu ändern, man gleichzeitig dessen Fähigkeit, Elektrizität bis zu einem gewissen Potentiale aufzunehmen, welche Fähigkeit elektrische Kapazität des Konduktors bezeichnet wird, vergrößert“; (diese Satzstellung!) oder der 2. Absatz Seite 210 oder

Seite 479 Zeile 6 von unten und ähnliche. Man betrachte diese Ausstellung nicht als Ausfluß schulmeisterlicher Zopfigkeit! Dafs eine derartige Sprache zur Klarheit der Darstellung nicht beiträgt, dafs der sprachlich Gebildete mit Recht sagen wird: „Da sieht man wieder, dafs die Naturwissenschaftler nicht deutsch schreiben können“, dürfte wohl niemand bestreiten. Und wer möchte leugnen, dafs die meisten französischen und englischen Werke aus dem Gebiete der Naturwissenschaften das hohe Ansehen, dessen sie sich bei allen Nationen erfreuen, zum guten Teile der schönen, richtigen Ausdrucksweise verdanken, deren sich ihre Verfasser befeilsigen. Es ist wahrlich gar kein Grund vorhanden, weshalb nicht ein Werk über Physik so gut wie jedes andere in richtigem, ja bis zu einem gewissen Grade in schönem Deutsch geschrieben sein könnte, wenn — ja wenn unsere Schriftsteller sich nur bemühen möchten, auch auf die Form der Darstellung etwas mehr Sorgfalt zu verwenden.

Seitens der Verlagshandlung hat das Werk eine geradezu glänzende Ausstattung erhalten; schöneres Papier, gröfserer, deutlicherer Druck, trefflichere Zeichnung der Figuren sind kaum herzustellen.

Das Werk sollte trotz der oben gerügten, stellenweise unrichtigen Ausdrucksweise, über die der Fachmann ja hinweggehen kann, wegen seines reichen, belehrenden und anregenden Inhaltes zum mindesten in keiner Lehrerbibliothek fehlen.

---

Kohlrausch Dr. F., Leitfaden der praktischen Physik mit einem Anhang Das absolute Mafssystem. Siebente, vermehrte Auflage. Leipzig, Teubner. 1892. XXIV u. 432 S. gr. 8. M. 6,60.

Auf das obige Werk an dieser Stelle erst aufmerksam zu machen, dürfte wohl überflüssig sein; denn von den gegenwärtig an unseren Mittelschulen wirkenden Lehrern der Physik sind es nur wenige, welche nicht nach demselben praktisch gearbeitet haben. Auch hiefse es Eulen nach Athen tragen, über ein Buch ein lobendes Urteil abzugeben, dessen Vortrefflichkeit längst erprobt und weit über Deutschlands Grenzen hinaus anerkannt ist. Der Berichtersteller kann sich daher auf die Mitteilung beschränken, dafs sich die neueste siebente Auflage dem Wesen nach von den früheren in nichts unterscheidet: Einleitung des Stoffes, Druck und Ausstattung sind unverändert geblieben. Der Inhalt hat allerdings einen wesentlichen Zuwachs erfahren; was in vierter Auflage (1880) noch auf 314 Seiten enthalten war, beansprucht nun deren 432; und wer die präzise Ausdrucksweise des Verfassers kennt, wird überzeugt sein, dafs dieser Zuwachs nicht überflüssigen, sondern notwendigen Ergänzungen und Erweiterungen entspringt. Wie sehr der Verfasser bemüht ist, sein Werk möglichst zu verbessern, möge man übrigens daran erkennen, dafs nicht weniger als 66 Artikel teils ganz neu bearbeitet, teils wesentlich verändert sind, sei es auf Grund eigener Ideen des Verfassers, sei es nach Mitteilungen von Männern wie Neumayer, Pfaunder u. anderen.

Die Lehrer der Physik an unseren Gymnasien können sich ja nun erfreulicher Weise wieder mit praktischen Arbeiten aus diesem Gebiete beschäftigen; manche physikalische Untersuchung läßt sich mit den bescheidensten Mitteln ausführen; Kohlrausch bietet deren in Menge; dann findet sich in dem Buche eine große Zahl von Übungen, welche beim Vortrage in der Schule mit großem Vorteile verwertet werden können, ganz abgesehen von dem reichhaltigen Tabellenmateriale, sowie von den vielfachen praktischen Winken, welche der Verfasser fast in jedem Artikel gibt; kurz: das Buch gehört so gut wie Weinholds „Physikalische Demonstrationen“ unbedingt zum eisernen Bestandteile der Bibliothek des physikalischen Kabinetts an einem Gymnasium.

Würzburg.

Dr. Zwirger.

Höfler Dr. A. und Maifs Dr. E., Naturlehre für die unteren Klassen der Mittelschulen. Wien, Carl Gerolds Sohn 1893. XII u. 170 Seiten. M. 2.60.

Das Buch ist mit h. Ministerialerlaß noch im Jahre des Erscheinens zum Lehrgebrauche an österr. Mittelschulen mit deutscher Unterrichtssprache allgemein zugelassen. Im engsten Anschlusse an den für die unteren Klassen, d. i. im Gymnasium die 3. und 4. Klasse (bei uns 4. und 5.), geltenden Lehrplan behandeln die Verfasser zunächst in der Einleitung die allgemeinen Eigenschaften der Räumlichkeit, Undurchdringlichkeit, Teilbarkeit und im Anschlusse daran die 3 Aggregatzustände der Körper, des weiteren einige Erscheinungen der Schwere (Gewicht und Fallbewegung, absolutes und spezifisches Gewicht, Gewicht der Luft, Luftdruck), im ersten Abschnitte die Wärmeerscheinungen und im zweiten Abschnitte die mechanischen Molekularwirkungen und chemischen Erscheinungen. Bis hieher reicht das Pensum der 3. Klasse. (1. Semester, wöchentl. 2 Stunden). Der 4. Klasse vorbehalten sind die weiteren 6 Abschnitte über magnetische, elektrische Erscheinungen, Mechanik, Schall- und Lichterscheinungen und Erscheinungen am gestirnten Himmel nebst astronomischer Geographie.

Was die Auswahl des Stoffes betrifft, so ist jedenfalls das Buch nicht arm an solchem, ja wir waren an manchen Stellen geradezu überrascht, welche Anforderungen an Schüler der in Frage kommenden Altersstufe, sowohl in Hinsicht des Auffassens als auch der Aneignung des Gebotenen gestellt werden; denn soviel steht fest, daß ein oberflächliches, flüchtiges Durcheilen des vielgestaltigen, nicht immer (gerade ohne vorausgehende mathematische Durchbildung des Geistes) leicht zu behandelnden Wissensgebietes nicht dem vorangestellten Lehrziele entsprechen, sondern dieses einfach auf dem Papier stehen und die Schüler mit unklarem, verworrenem Wissen aus dem Unterrichte gehen lassen würde. Gerade der erste Unterricht muß feste Grundpfeiler schaffen, auf denen später sicher weiter gebaut werden kann. Ob nun in den zu gebote stehenden 40—50



Stunden der 3. und 100—120 Stunden der 4. Klasse die auf sie treffenden Partien von 40 resp. 130 Seiten, also durchschnittlich eine Seite pro Stunde, in der Weise durchgearbeitet werden können, dafs ein Teil der Zeit mit den Versuchen, ein weiterer mit Erklärungen, ein dritter mit Aufgaben, Prüfungsarbeiten und deren Besprechung aufgebraucht wird, das erscheint uns bei der grossen Reichhaltigkeit des Inhaltes schon etwas zweifelhaft. Jedenfalls wird nur ein tüchtiger, in der Ausnützung der Zeit wohl bewanderter Lehrer mit dem Gebotenen fertig werden, wenn er überdies noch weise Mafs zu halten versteht.

Die Methode ist durchwegs die der Induktion, welche ja für diese Stufe als die einzig richtige bezeichnet werden mufs. Viele in den Text eingestreute Fragen, sowie ein besonderer Anhang von 140 Denkaufgaben tragen wesentlich dazu bei, die gefundenen Gesetze praktisch zu verwerten und im Geiste fest zu legen.

An Einzelheiten mögen folgende erwähnt werden: der Pleonasmus „nach aufwärts“, „nach abwärts“ u. ä. ist zwar auch anderwärts häufig im Gebrauche, nichts desto weniger aber sollte er besser vermieden werden. — Die Definition des spezifischen Gewichtes als Gewicht der Volumeneinheit (p. 6) führt zu benannten Zahlen, daher die Einführung der „Mafszahl des spez. Gewichtes“; das sp. Gewicht sollte aber als unbenannte (Verhältnis)-Zahl fest gehalten werden. — Statt „zwei- und einarmiger Hebel“ ist die Bezeichnung „zwei- und einseitiger Hebel“ eingeführt. — Den Hin- und Hergang eines Pendels als eine Schwingung anzunehmen mag ja mit Rücksicht auf Späteres, z. B. die elastischen Schwingungen, seine Berechtigung haben, allein solange bei uns Deutschen die Definition einer Pendelschwingung als ein Hin- oder Hergang gilt, sollte in einem Schulbuch davon nicht abgegangen werden; wir kommen auch sofort in die unangenehme Lage, Sekundenpendel dasjenige Pendel nennen zu müssen, das zu einer Schwingung zwei Sekunden braucht. — Mit der blofsen Bemerkung, dafs es „Zeiger- und Brückenwagen“ gibt, dürfte wenig gedient sein; der Lehrer wird kaum Zeit finden solche Dinge auf dem Wege des „Einschaltens“ gründlich zu erledigen (siehe allgemeine Erklärung oben). — Das Wort „bekanntlich“ bei Dingen, die dem Schüler eben nicht bekannt sind, kommt anerkanntenswerter Weise nur einmal vor (p. 151), vielleicht könnte es auch hier gestrichen werden. — Bei der schiefen Ebene (p. 90) hätte auch eine parallel zur Basis wirkende Kraft besprochen werden können; damit wäre auch eine Erklärung der Schraubenwirkung (p. 101) vorbereitet, welche dem Schüler vielleicht besser zusagte, als die Anwendung des im übrigen mit vollem Recht wiederholt angeführten, dem Anfänger aber doch noch nicht so geläufigen Prinzipes von der Erhaltung der Arbeit. — Die Erklärung zum Flaschenzug (p. 99) will dem Referenten nicht gefallen, ebensowenig die Bezeichnung „fixe“ Rolle statt „feste“ Rolle. — Die zahlreichen (290) Holzschnitte sind die so ziemlich allgemein bekannten in guter Ausführung, einzelne aber sind Originale und besonders instruktiv, so z. B. die Abbildung der Wurfbahnen,

die chromatische Darstellung der durch eine Linse gehenden Lichtstrahlen (Fig. 248) und des Regenbogens (Fig. 259). Fig. 81 ist verkehrt. Warum die unbelastete Federwage (Fig. 30) auf  $2\frac{1}{2}$  Gewichtseinheiten einspielt, ist nicht einzusehen. — Zum Schlusse mag noch erwähnt werden, daß ein Sachregister das Nachschlagen wesentlich erleichtern und den Schüler beispielsweise sofort belehren würde, daß er über Ebbe und Flut in seinem Büchlein nichts finden kann.

Fassen wir nach alledem unser Urteil über das vorliegende Werkchen zusammen, so geht es dahin, daß es auch für unsere Gymnasien ein sehr brauchbares und daher empfehlenswertes Hilfsmittel sein dürfte, die Grundlehren der Physik in ausgiebiger und anregender Weise sich anzueignen.

München.

Piechler.

Kretschmer, Paul, Die griechischen Vaseninschriften ihrer Sprache nach untersucht. Gütersloh, C. Bertelsmann. 1894. VIII, 251 S., 1. Bl. 8°. Preis M. 5.50.

Die vorliegende Schrift stellt sich dar als eine fast völlige Neubearbeitung der den Sprachforschern und Archäologen bekannten beiden Abhandlungen des Verfassers „Die korinthischen Vaseninschriften“ und „Über den Dialekt der attischen Vaseninschriften“ (s. Zeitschr. f. vgl. Sprachf. 29. Bd. S. 152—176 und 381—483), eine Neubearbeitung, welche den ausgesprochenen Zweck verfolgt, die Ergebnisse jener Untersuchungen in eine besonders auch für Archäologen brauchbare Monographie zu vereinigen. Der Verfasser hat sich seiner Aufgabe überaus glücklich entledigt. Die Anlage des Ganzen ist eine äußerst übersichtliche. Die Gefäße sind nach ihren Entstehungsorten in Gruppen geteilt und innerhalb derselben die Inschriften nach grammatischen Gesichtspunkten behandelt. Den weitaus größten Raum nehmen natürlich die attischen Vasen ein. Reiche Literaturangaben bei den einzelnen Denkmälern, sowie ein vierfaches Register sind besondere Vorzüge des Buches. Herangezogen sind nur die von den Verfertigern der Gefäße, den Töpfern und Malern, selbst herrührenden Inschriften, also hauptsächlich die aufgemalten. Durch diese Ausschließung der nachträglich eingeritzten Besitzerinschriften erreicht der Verfasser einen doppelten Zweck. Er erhält einmal einen einheitlichen Stoff, die Sprache und Schrift der Töpfer und Maler, also Volkssprache, und bekommt andererseits so erst das Recht, seine Ergebnisse zur Bestimmung von Entstehungsort und -Zeit der Vasen zu benützen. Und hier liegt der besondere Wert der vorliegenden Untersuchungen für den Archäologen. Denn Sprache und Schrift der Vasen sind für die Lokalisierung und Chronologie derselben doch mindestens gleichbedeutend mit den subjektiven Irrtümern eher ausgesetzten Urteilen über Technik und Stil der Gefäße. Aber auch demjenigen, der sich nicht besonders mit Sprachwissenschaft oder Archäologie beschäftigt, ist gar manches Interessante geboten, so vor allem in dem in der vorliegenden Bearbeitung neu hinzugekommenen Abschnitte über Namenkunde. Es wäre nur zu

wünschen, daß der Verfasser dieses Kapitel, für das ihm, wie er uns selbst mitteilt (S. III), noch reicher Stoff zur Verfügung steht, in besonderer Bearbeitung dem allgemeinen Nutzen zugänglich machte.

Wir können erwarten, daß die vorliegende Schrift, in der sich mit ausgedehnten sprachwissenschaftlichen und kunstgeschichtlichen Kenntnissen ein ebenso scharfblickendes als vorsichtiges Urteil verbindet, auch für jeden, der sich mit Vasenkunde beschäftigt, ein gerne benutztes Handbuch werden wird.

Nürnberg.

Dr. Herm. Sörgel.

**Klassische Bildermappe.** Abbildungen künstlerischer Werke zur Erläuterung wichtiger Schulschriftsteller herausgegeben unter Mitwirkung von E. Anthes und G. Forbach von F. Bender. Darmstadt, Verlag von Zedler und Vogel. 1890—93. Heft I—IX à Mk. 1.20.

Die Verfasser haben es unternommen, im Anschluß an einzelne Autoren und unter direktem Hinweis auf einzelne Stellen eine Auswahl des Besten zu geben, was die bildende Kunst der Alten geschaffen. Die bisher erschienenen Hefte gehören zu Lessings Laokoon, zu Ciceros Verrinen, zu Horaz und Homer. Bei Laokoon wurde auch die moderne Kunst berücksichtigt.

Herausgewachsen aus praktisch-didaktischem Bedürfnis bietet die Sammlung nur solche Monumente, die wirklich für den Unterricht von Wert sind, indem sie Einzelnes erläuternd und vertiefend allmählich zu einer primitiven Gesamtauffassung antiker Kunst hinführen. Dadurch unterscheiden sich diese Hefte sehr zu ihrem Vorteil von ähnlichen Unternehmungen Engelmanns. Bei Engelmann (Bilderatlas zu Ovid und zu Homer) droht die Menge des Gebotenen, diese bunt durcheinander gewürfelten Monumente jeden Stils und jeder Gattung, den Unterricht in gefährlicher Weise zu belasten, da doch die Anschauung vielmehr entlasten soll. An diese klassische Bildermappe aber mag man sich getrost halten, und vor Allem kann der Anfänger daraus lernen, wie das, was in den letzten 10 Jahren über archäologische Anschauung gepredigt worden ist, in die Praxis umgesetzt werden kann. Thut dann noch der Geschichtsunterricht seine Schuldigkeit, so wird man gerne auf Kunstgeschichte als eigenes Fach verzichten.

Ebenso befriedigt die Ausführung; es sind meist gut gelungene Lichtdrucktafeln, die an ästhetischem Werte und hinsichtlich der Treue der Wiedergabe den Originalphotographien fast gleichkommen. Durch bessere Abbildungen wären zu ersetzen besonders Diana von Versailles (Heft III), Pasquinogruppe (VIII) und Poseidon des Lateran (IX). Dagegen sind einzelne Tafeln von vollendeter Schönheit und, bis einmal Brunns Denkmäler den Gymnasien zugänglich werden, ist das hier Gebotene dankbar anzuerkennen.

Die Benützung wird erleichtert durch kurze Notizen, die jedem Hefte beigedruckt sind. Sie geben das Nötigste über Material, Fundort, Aufstellung, Zeit und Künstler und verweisen daneben zu weiterer Orientierung auf leicht erreichbare Literatur. Grofse Ungleichmäßigkeit

keit zeigt sich besonders bei Angabe der Restaurationen; gerade wichtigere sind übersehen, so beim Laokoon (I) die rechte Hand; bei der sogenannten Pudicitia (VII) ist Kopf und Schleier modern; auch hätte hier auf die fehlerhafte Bildung der rechten Schulter hingewiesen werden müssen; bei der sogenannten Penelope (IX) ist der Kopf nicht zugehörig, der Felsensitz ergänzt. Dafs Ares-Ludovisi (VI) mit Aphrodite zusammengruppiert war, ist nach neueren Untersuchungen gewifs nicht mehr zweifellos (Jahrb. IV. 1889. Arch. Anz. p. 41.) Für den Hercules Farnese (VI) ist die Zeit mit dem ersten Jahrh. v. Chr. wohl zu früh angegeben (Löwy, Inschriften griech. Bildhauer p. 246.) Bei dem Eros von Centocelle (III) durfte die Deutung auf Thanatos nicht übergangen werden (Helbig, Führer Nr. 183). Von dem kapitolinischen Centauren (IX) heifst es, er ist mit der Figur eines jüngeren Centauren gefunden; die abgeh. Figur ist eben der jüngere.

Trotz dergleichen kleinerer Mängel nehme ich keinen Anstand, die klassische Bildermappe für das Beste zu erklären, was wir zur Zeit in dieser Art besitzen. Möge die Verfasser der bisherige Erfolg zur Fortsetzung und weiteren Ausdehnung der Sammlung, besonders auf die Tragiker, veranlassen.

Würzburg.

Wilhelm Wunderer.

Ernst Bodensteiner, Scenische Fragen über den Ort des Auftretens und Abgehens von Schauspielern und Chor im griechischen Drama. Gekrönte Preisschrift der Universität München. Besonderer Abdruck aus dem 19. Supplementbande d. Jahrb. f. klass. Philol. Leipzig. Teubner 1893. M. 4.

Unter den durch die Preisaufgabe der philosophischen Fakultät der Universität München hervorgerufenen Arbeiten über den Standort der Schauspieler und des Chores auf der griechischen Bühne erhielt die vorliegende den Preis zuerkannt. Dieselbe unterscheidet sich zunächst von der in diesen Blättern bereits besprochenen Arbeit des Amerikaners Pickard (cf. Jahrgang XXIX. S. 379 ff. und diesen Jahrgang S. 238 ff.) dadurch, dafs sie ohne alle Voraussetzungen, ohne sich von vornherein auf den Standpunkt der Dörpfeldschen Ausgrabungen zu stellen oder von ihnen beeinflussen zu lassen, lediglich von den Dramen selbst ausgeht; die Art und Weise, wie Bodensteiner die Untersuchung führt, nähert sich der von Capps, indem die Ergebnisse aus den Dramen nach sachlichen Gesichtspunkten zusammengestellt sind, nicht aber die einzelnen Dramen für sich geprüft werden. Demnach ergeben sich folgende Abschnitte: 1. das Auftreten der Schauspieler durch die Hintergrundthüren, 2. das Ekkyklema, 3. wo erscheinen die Personen in der Höhe? 4. das Aufsteigen von Personen aus der Unterwelt, 5. Auftreten, Abgehen und Bewegungen des Chores, 6. die erhöhte „Bühne“, 7. Auftreten und Abgehen der Schauspieler durch die Parodoi.

Hinsichtlich der Frage nach dem Hintergrund überhaupt nimmt

B. das Ergebnis von Wilamowitz an: ein Hintergrund fehlt in den 4 ältesten Stücken des Aeschylus (Hiketiden, Prometheus, Perser, Sieben), zwischen diese und die Orestie (aufgef. 458) fällt die Einführung einer gemalten Hintergrundsdekoration, die einen Palast vorstellt. Palast oder Tempel bilden fortan die ständige Scenerie für fast alle Tragödien, während die Komödien meist vor Privathäusern spielen. Für die Zahl der Thüren im Hintergrunde kommt es nicht auf die Monumente, sondern lediglich auf das Bedürfnis der Stücke an; die Dekoration stellt also so viele Zugänge dar, als notwendig sind. Unvermeidlich ist ein Scenenwechsel im Ajas; man muß schon für diese Zeit eine *scena ductilis* annehmen: durch Wegziehen wird die Zeltdekoration beseitigt und vor der sichtbar werdenden Waldgegend steht bereits Ajas vor dem im Boden befestigten Schwerte. Weitaus die Mehrzahl der erhaltenen Stücke bedürfen nur einer Thüre in der Hintergrundsdekoration, wie B. S. 653 zeigt; daher braucht es gar nicht aufzufallen, daß die meisten bisher von Dörpfeld gefundenen Proskenien in ihrem mittleren Teile nur eine Thür aufweisen. Wer ein hohes Logeion annimmt, kann bezüglich der Existenz mehrerer Thüren sich überhaupt nicht auf die Monumente berufen, weil in keinem der aufgedeckten griechischen Theater die Fronte in einer solchen Höhe erhalten ist. Wo in einem Stücke 2 oder 3 Thüren notwendig sind, sind für die Dekoration, nicht für die Rückwand, auch ebensoviele anzusetzen.

Da B. bezüglich des Ekkyklema zu keinem entschiedenen Resultat gelangt, so können wir uns gleich dem 3. Abschnitte zuwenden: Wo erscheinen Personen in der Höhe? B. nimmt mit Crusius an, daß es wahrscheinlich nur eine Flugmaschine gegeben hat, zum Heben von Personen, die in der Luft schwebend erscheinen; dieselbe hieß gewöhnlich *μηχανή* schlechtweg (technisch entweder *γέρανος* oder *αίωρημα*); dann gab es noch das *θεολογεῖον* (Götterbalkon), auf welchem die Götter in ruhiger Stellung erschienen. Eine an die Dramen sich anlehrende Übersicht ergibt für B.: 1. Es läßt sich nicht sicher nachweisen, daß Aeschylus die Flugmaschine anwandte, wohl aber brauchte er einmal das *θεολογεῖον*, wie das von Pollux angeführte Beispiel aus der *ψυχροσισία* erweist. 2. Dadurch wird die Behauptung, daß die Flugmaschine älter sei als das *θεολογεῖον*, hinfällig. Sichere Beispiele vom Erscheinen der Götter im Fluge haben wir erst von 431 an (Euripides Medea). 3. Weitere Kennzeichen als die Erwähnung des Fluges haben wir nicht; wir können daher nicht entscheiden, wie das Erscheinen in den übrigen Fällen bewirkt wurde, abgesehen von dem Auftreten auf dem Logeion. 4. Wenn zwischen den beiden Arten des Auftretens in der Höhe ein Unterschied zu machen ist, dann ist doch jedenfalls die Flugmaschine eine vollkommenerere Erfindung, also eine spätere, ohne daß jedoch damit gesagt sein soll, daß sie das *θεολογεῖον* verdrängte. Übrigens wird die Bezeichnung *θεολογεῖον* schwerlich älter sein als das Wort *λογεῖον*, welches bekanntlich für das 5. und 4. Jahrhundert nicht nachweisbar ist.

Was 4. das Auftreten von Personen aus der Unterwelt anlangt,

so verweist B. nach Pickard auf jenes interessante Ergebnis der Theaterausgrabungen in Eretria, Sikyon, Magnesia, Tralles, wo unterirdische Gänge gefunden worden sind, die von dem Bühnengebäude her gegen die Mitte der Orchestra führen. Damit ist einer der wichtigsten Gründe gefallen, die man bisher für die Existenz einer hohen Bühne angeführt hat, daß nämlich die in den Dramen erscheinenden Geister einen Raum brauchen, aus welchem sie aufsteigen können. Freilich kann man immer noch einwenden: Im Dionysostheater in Athen ist ein solcher Gang noch nicht entdeckt worden, aber B. geht auch nicht so weit wie Pickard. Für ihn zwingen die Funde noch nicht zu der Annahme, daß bereits im 5. Jahrhundert ein unterirdischer Hohlraum ähnlich dem in Eretria vorhanden gewesen ist. Vielmehr zeigt er, daß einerseits der Schatten des Darius in Aeschylus' Persern aus einem auf ebenem Boden errichteten Grabmal oder Grabhügel hervorkommen konnte, andererseits Prometheus am Schlusse des Stückes mit dem oberen Teil des die Felsen darstellenden Versatzstückes in den unteren hineinsinkt, welcher letzterer auf ebenem Boden stehen bleibt, so daß also gerade in diesem viel besprochenen Falle eine Versenkung nicht nötig zu sein scheint. Freilich das Mitverschwinden der Okeaniden weiß B. nicht genügend zu erklären! In anderen Fällen (Schatten des Polydor in der Hekabe des Euripides — Schatten der Klytemestra in den Eumeniden des Aeschylus) wird angenommen, daß der betr. Schauspieler auf der Bühne selbst auftrat. Die Erwägungen über die Versenkungen in den Persern und im Prometheus führen aber jedenfalls dazu, die Annahme einer *σκηρή* von 458 (Orestie) bis 472 (Perser) hinaufzurücken.

Bezüglich des Auftretens und Abgehens des Chores besteht kein Streit darüber, daß derselbe in der Regel die breiten seitlichen Zugänge zur Orchestra, welche sich zwischen der Front des Bühnengebäudes und den Rändern des Zuschauerraumes erstrecken, benützt hat. Daneben werden die Fälle zusammengestellt, welche zeigen, daß der Chor 1. mehrmals aus dem Hintergrunde kommt und 2. mehrmals nach dem Hintergrunde, in den Palast, abgeht.

Mit den Bewegungen des Chores beschäftigt sich der 6. Abschnitt: Die erhöhte „Bühne“. Zunächst weist B. unter Bezug auf die durch eine Zeichnung verdeutlichten Erörterungen Pickards nachdrücklich die Annahme zurück, daß der Chor, um eine größere Annäherung an die auf der erhöhten Bühne stehenden Schauspieler zu erzielen, auf einem eigenen vor dieser Bühne aufgeschlagenen Gerüste (*θρημῆλι* von Wieseler genannt) sich bewegt habe. Nun wird man aber folgenden Schluß Bodensteiners zugeben müssen: Je mehr Stellen sich finden, die darauf hindeuten, daß der Chor den Schauspielern oder die Schauspieler dem Chor nahe standen, daß der Chor die Bühne, die Schauspieler die Orchestra betraten, desto mehr müssen wir die Überzeugung gewinnen, daß ein bedeutender Höhenunterschied nicht angenommen werden kann. Deshalb werden besonders unter Benützung der Zusammenstellungen von A. Müller und Capps jene Fälle gruppiert, wo der Chor in die Handlung mit eingreift und mit

den Schauspielern in so enge Berührung tritt, daß er den Platz, wo sie sich befinden, betreten muß. Da dies sehr oft geschieht (14 ganz sichere Fälle, die ein mindestens 27maliges Überschreiten der Grenzen zwischen Orchestra und Bühne nötig machen, führt B. auf), so kann es nicht mit Schwierigkeiten verbunden gewesen sein, also es kann zum wenigsten der Niveauunterschied zwischen dem Standort der Schauspieler und des Chores nur ein sehr geringer gewesen sein. Ferner wird schon dadurch die Regel des Pollux hinfällig, daß die Orchestra ausschließlich dem Chor, die Bühne ausschließlich den Schauspielern gehöre, aber es gibt noch stärkere Beweise dagegen, nämlich das gemeinsame Auftreten und Abgehen des Chores und der Schauspieler. Für beide Arten werden 27 sichere Fälle aufgeführt. Nach solchen Vorarbeiten kann B. an die Frage selbst herantreten, ob denn überhaupt ein Höhenunterschied zwischen „Bühne“ und „Orchestra“ bestanden hat. Diese Frage wird von ihm vom Standpunkt der Dramen aus verneint, wobei er für die Monumente auf Pickard verweist.

Das letzte Kapitel erörtert das Auftreten und Abgehen der Schauspieler durch die Parodoi. B. stellt zunächst die Kriterien zusammen, welche man für das Auftreten der Schauspieler in der Orchestra hat: 1. Für gespannte Wagen bieten weder die Bühne, noch die aus dem Bühnengebäude auf diese führenden Eingänge Platz. 4 sichere Fälle S. 708. 2. Daß ein Schauspieler, der mit dem Chor auftritt oder abgeht, auch thatsächlich den Weg wie dieser benützt, ist eine selbstverständliche Forderung (die einzelnen Fälle sind schon bei Cap. 6 zusammengestellt). 3. Nimmt man letzteres Prinzip an, so folgt, daß auch alle jene Scenen hierher gehören, wo Chor und Schauspieler zwar nicht miteinander kommen oder gehen, wo es aber den Zuschauern bewußt ist, daß sie auf demselben Wege auftreten und abgehen müssen, z. B. bei Verfolgungsszenen (Orestes von den Erinyen verfolgt) oder wenn der Chor das Gefolge, die Gefährten der auftretenden und handelnden Person bildet. Mit diesen 3 Kriterien sind etwa 18 sichere Fälle für das Auftreten der Schauspieler in der Orchestra gewonnen. Weniger sicher ist das 4. Kriterium: An der langen Zeit, welche eine auftretende Person oft braucht, bis sie das Haus erreicht, glaubt man zu erkennen, daß sie den weiteren Weg durch die Orchestra nehmen muß. B. bespricht 30 derartige Fälle (auf eine ganze Reihe ähnlicher wird noch S. 774 A. 1 hingewiesen), legt denselben aber wenig Beweiskraft bei, weil es ja doch mehr oder minder im Belieben des Dichters liegt, wieviele Verse er während des Auftretens einer Person diese sprechen lassen will. Man würde also zu weit gehen, wenn man aus der Zahl der Verse die Länge des Weges, etwa nach Schritten messen wollte. Da aber andererseits sogar bei solchen Personen, welche direkt aus dem Hintergrunde auftreten, nennenswerte Zwischenräume zwischen ihrer Ankündigung und ihrem Eingreifen in die Handlung vorkommen, so wird dadurch wieder bewiesen, daß der eigentliche Schauplatz der Handlung mehr nach dem Mittelpunkt der Orchestra zu lag, als man bisher annahm. 5. Kriterium:

Öfters werden auftretende Personen nicht von allen auf der Scene anwesenden zugleich bemerkt, z. B. vom Chor eher als von den Schauspielern oder umgekehrt. Einige Fälle S. 716 f., worunter Soph. Ai. 1040 ff. besonders beweiskräftig ist. Als 6. Kriterium bleiben noch mehrere interessante Fälle, wo man es nur durch den Ort des Auftretens erklären kann, daß eine auftretende Person nicht sofort alle Anwesenden erblickt oder sich zunächst nicht an die Hauptperson wendet. 7. Endlich reklamiert B. für das Auftreten der Schauspieler in der Orchestra noch jene Fälle, wo beim Auftreten ein Ansteigen angedeutet ist, da nach den Ausgrabungen des athenischen Theaters die *πίσθοδοι* desselben schiefe Ebenen gebildet haben müssen.

Aus diesen Kriterien zieht B. den folgerichtigen Schluss, daß es überhaupt keinen anderen seitlichen Zugang gab als die zu beiden Seiten der Orchestra.

B. faßt das Ergebnis seiner Untersuchungen mit folgendem Schlusssatz zusammen: „Nachdem ich meine Untersuchung ohne jede vorgefasste Meinung begonnen<sup>1)</sup>, freue ich mich, jetzt bestimmt als meine Überzeugung aussprechen zu können, daß das griechische Theater des 5. Jahrhunderts kein erhöhtes *Logeion* und nur 2 *πίσθοδοι*, nicht *ἄνω* und *κάτω* *πίσθοδοι* gehabt hat. Die Dramen weigern sich entschieden, für die bisherige Ansicht über die antike Bühne Zeugnis abzulegen; ich glaube aber auch nicht, daß man zu gunsten der neuen Ansicht ein klareres Zeugnis als das im Vorstehenden zusammengefaßt aus ihnen herausbringen wird. Aber sie sind jetzt wenigstens noch einmal verhört worden. Die berufenen Dolmetscher unserer zweitbesten Zeugen, der Monumente, mögen sprechen.“ Es scheint, daß dieser Appell nicht ungehört verhallen soll; denn wie die aus Griechenland heimgekehrten Kollegen versichern, hat Dörpfeld bestimmt in Aussicht gestellt, daß er weitere Ausgrabungen einstweilen aussetzen und noch in diesem Jahre sein Buch über das griechische Theater erscheinen lassen wolle. Es wird wohl selten einer Publikation mit größerer Spannung entgegengesehen worden sein.

Der eigentlichen Abhandlung ist ein 83 Seiten (725—808) umfassender Anhang beigegeben, der eine Übersicht gibt über alle die Dramenstellen, welche für das Auftreten und Abgehen von Schauspielern und Chor und deren Bewegung in Betracht kommen; hierbei ist zugleich auf die betr. Seite der Abhandlung verwiesen, wo die einzelne Stelle behandelt wird. Dieser Anhang scheint mir besonders wichtig für jene Kollegen zu sein, welche am Gymnasium die Lektüre der Tragiker zu leiten haben; denn daß dieselben sich hierbei auch um die neue Theorie kümmern, wofür B.'s Buch nicht dringend genug

<sup>1)</sup> Christ nimmt in seinem jüngsten Aufsätze „Bedeutungswechsel einiger auf das griechische Theater bezüglichen Ausdrücke“ Jahrb. f. Phil. 1894, S. 27 f. seine Schüler gegenüber der Kritik Oehmichens in Schutz, der die Bearbeiter der Preisaufgabe als Anfänger bezeichnet hatte, die in solchen Fragen nicht mitreden könnten. Gegen Christ erklärt Oehmichen, Wochenschr. f. klass. Philol. 1894 Nr. 13, Sp. 363 den Vorwurf einer nörgelnden Kritik als zu weitgehend und weist ihn zurück.



empfohlen werden kann, halte ich für selbstverständlich. In manchen Fragen wird es ganz gut sein, auch einmal an das unbefangene Urteil der Schüler zu appellieren.

K. Weissmann, Die scenischen Aufführungen der griechischen Dramen im 5. Jahrhundert. Mit dem Accessit anerkannte Preisschrift. München 1893. Christian Kaiser.

Diese letzte der drei durch die mehrfach erwähnte Preisaufgabe veranlaßten Arbeiten ist insofern von der Bodensteiners und auch Pickards verschieden, als sie sich auf 6 scenisch besonders interessante Dramen (Aesch. Eum., Eur. Hec., Herc. fur., Jon. Or., Aristoph. Vesp.) beschränkt. Vom scenischen Standpunkte aus wird zunächst der Gang jedes einzelnen dieser Stücke verfolgt, und am Schlusse dieser Einzelbetrachtungen wird zusammengestellt, was wir aus dem Stück über die Bühne lernen. Eine eben solche Zusammenstellung findet sich dann auch noch am Ende der Schrift. In zwei wichtigen Resultaten stimmt W. mit Bodensteiner überein, obwohl doch beide unabhängig von einander und ohne alle Voreingenommenheit<sup>1)</sup> die Untersuchung geführt haben: 1. Es ergeben sich zahlreiche Beweise dafür, daß die Schauspieler in der Orchestra auftraten; an keiner einzigen Stelle ist das Vorhandensein oberer Seitenzugänge bestimmt angedeutet, also kann als sicher hingestellt werden, daß es im 5. Jahrhundert gar keine oberen *πίσθοδοι* gab. 2. Ebenso wird als sicher erwiesen, daß Schauspieler und Chor auf gleichem Niveau sich bewegten, so daß sie ungehindert in Verkehr mit einander treten konnten, d. h. eine erhöhte Bühne gibt es im 5. Jahrhundert nicht, Schauspieler und Chor bewegen sich in der Orchestra.<sup>2)</sup> Soweit steht also auch Weissmann mit seinen aus den Dramen gewonnenen Beweisen auf dem Boden der neueren Theorie, aber er ist doch bloß ein halber Dörpfeldianer. Ihm eigentümlich ist nämlich die Annahme eines über dem Orchesterboden errichteten, für Schauspieler und Chor gemeinsamen Gerüsts (*θυμῆλη; ὀκρίβας* bei Plato, Conviv. p. 194, B. würde sich ebenfalls darauf beziehen); auf die Existenz eines solchen Gerüsts wird besonders geschlossen aus Eur. Herc. fur. 107 ff., wo der Chor der Greise beim Auftreten mühsam eine Anhöhe ersteigt. Dieses Gerüste denkt sich W. nicht besonders hoch (cf. S. 54), da er aber zunächst dazu kommt, sein Vorhandensein zu fordern, damit der Schatten der Klytemestra darunter Platz finden und von da aus emporsteigen könne (cf. S. 10 f.

<sup>1)</sup> Daß W. ohne alle Voreingenommenheit gearbeitet habe, erkennt auch Oehmichen (Wochenschr. f. klass. Philol. 1893, Nr. 39) an.

<sup>2)</sup> Christ in dem oben erwähnten Aufsätze in den Jahrb. f. Philol. S. 28 hält das erste dieser Resultate Bodensteiners und Weissmanns für gesichert, das zweite in der gegebenen Fassung für noch nicht völlig erwiesen; als 3. Ergebnis beider Untersuchungen erkennt er den Nachweis an, daß Schauspieler und Chor in mehreren Stücken, wenn auch nicht in allen, falls sie von der Seite eintraten, zu ihrem Standpunkt hinaufsteigen mußten.

S. 17), so muß es doch immerhin 7–8 Fufs hoch gewesen sein. Ich kann mich von der Richtigkeit dieser Hypothese Weissmanns nicht überzeugen, besonders mit Rücksicht auf das, was Pickard S. 16 f. seiner deutschen Dissertation anführt und durch eine eigene Zeichnung erläutert. Durch Pickard S. 6 erfahren wir auch, daß das Niveau der aus dem 5. Jahrhundert stammenden Orchestra in Athen, wie an den aufgedeckten Teilen ihrer Steineinfassung zu sehen ist, wenigstens 5–6 Fufs über dem Niveau des außerhalb des Kreises liegenden Bodens war; demnach müssen die *πάροδοι* schiefe Ebenen gewesen sein, auch ohne daß man ein eigenes erhöhtes Gerüst für Schauspieler und Chor annimmt.

Abgesehen von diesen wichtigsten Aufstellungen der Schrift möchte ich noch einige andere Eigentümlichkeiten derselben hervorheben. Hiezu gehört vor allem die Annahme eines Vorhanges, welcher wohl kaum mit Recht erschlossen wird aus dem Anfang mehrerer Stücke (Soph. Oed. R., Eur. Herc. fur., Andr., Suppl. Hel.) Für Aesch. Eum. nimmt W. an, es sei die Dekoration (Tempelfront), um das Innere des Tempels zu zeigen, wie ein Vorhang auseinandergezogen und für den 2. Teil des Dramas wieder geschlossen worden. Damit vergleicht er einen Zeltvorhang in Soph. Ai. (S. 35 f.) — Besonders betont W. die Paraskenien (Seitenwände), welche ziemlich weit vorgesprungen sein sollen; um den Befund an den Denkmälern, z. B. dem Dionysostheater damit in Einklang zu bringen, wird angenommen, daß in späterer Zeit diese Paraskenien bedeutend verkürzt worden seien. Der Raum vor dem Hintergrund, seitwärts durch die Paraskenien abgeschlossen, ist als eigentlicher Spielplatz der Schauspieler anzusehen. S. 22 f. wird die anapästische Partie beim Auftreten einer Person verwendet, um daran die Bühnenbreite zu messen (falls nämlich die betr. Person aus dem Hintergrund über die Bühne vorschreitet); dabei wird ein Anapäst = 1 Schritt oder Halbschritt gesetzt. — S. 56 wird angenommen, daß, wenn auch die eigentliche Bühne von der Orchestra nicht geschieden gewesen ist, doch ein schmaler Raum im Hintergrund derselben erhöht war, der z. B. in Eur. Jon die Tempelhalle vorstellte. Um diese Ansicht durch die Anschauung klar zu machen, werden Vasenbilder zum Vergleiche herangezogen, so das mit Archemoros' Aufbahrung, (Banmeister, Denkm. Fig. 120) und das der Münchener Medeavase (ibid. Fig. 980).

Die ganze Arbeit zeichnet sich durch ihre große, zum Teil minutiöse Gründlichkeit in der Untersuchung aus; damit stimmt es, wenn die philosophische Fakultät in ihrem Urteil besonders die zahlreichen feinen Beobachtungen rühmte. Freilich sind die Resultate nicht alle unanfechtbar, was namentlich von dem Vermittlungsvorschlag gelten dürfte, der Schauspieler und Chor auf einem Brettergerüste spielen läßt.<sup>1)</sup> Sehr zu bedauern ist, daß der Sorgfalt in der Unter-

<sup>1)</sup> Gegen diese Hypothese wendet sich besonders auch Edward Capps in seiner Rezension der Weissmannschen Schrift in *The Classical Review*, 1894 Nr. 3, S. 125.

suchung und Beobachtung nicht auch eine gleiche Sorgfalt in der Schreibweise und überhaupt in der äußeren Form entspricht. Geradezu auffallend ist die große Menge von Druckversehen, namentlich in den griechischen Citaten, und die Ungenauigkeit in der Interpunction.

München.

Dr. J. Melber.

Das Römische Straßennetz in Norddeutschland von E. Dünzelmann. Mit drei Karten. Besonderer Abdruck aus dem 20. Supplementbände der Jahrbücher für klassische Philologie. Leipzig 1893, Teubner. S. 83—141. 8. M. 2.

Der Verf., den Lesern dieser Blätter durch seinen „Schauplatz der Varusschlacht“ (Bd. XXVI. S. 54) bekannt, schlägt einen neuen Weg ein, um zu einem sicheren Ergebnis über die Örtlichkeit der Schlachten zwischen den Römern und Germanen 9—16 n. Chr. zu gelangen. Er sucht nämlich die von den Römern zwischen Rhein und Weser benützten Heerstraßen festzustellen, deren Reste er in den aufsergewöhnlich breiten, schnurgeraden Sandwegen findet, die „scheinbar geflissentlich Dörfer und Städte vermeiden und zuweilen stundenlang keine größere Ansiedlung berühren.“ Solcher Reste will der Verf. zwischen Rhein und Weser bez. Elbe eine im Verhältnis zu der Dauer der röm. Occupation ziemliche Menge gefunden haben (s. Karte 1). Er leitet sie von den Römern her, da sie zum Teil von Xanten und der untern Ems ausgehen, von wo aus die Römer ihre Kriegszüge begannen. Die in jenen Gegenden zahlreichen Bohlwege hält er nicht für Fortsetzungen der vermuteten alten Heerstraßen, sondern hauptsächlich für Richtwege.

Bei der Untersuchung des Weges, den Germanikus 15 n. Chr. einschlug (Tac. Ann. I. 60 ff.), kommt der Verf. auf seine schon früher geäußerte Ansicht zurück, daß unter Lupia nicht die Lippe, sondern die Hunte zu verstehen sei, und wiederholt zugleich die daran geknüpfte Annahme von der Lage von Aliso und der Örtlichkeit der Varusschlacht. Sodann läßt er Germanikus über Goldenstedt nach Meppen zurückkehren, während Cäcina über Osnabrück nach Xanten marschiert, um bei Dümel die pontes longi zu überschreiten, die man bisher im Bourtanger Moor oder bei Diepholz suchte. Idistaviso findet der Verf. auf dem rechten Weserufer unterhalb Minden gegenüber von Schlüsselburg, den Angrivarierwall bei Levern. Letztere Hypothese ist jedoch am wenigsten wahrscheinlich. Denn Germanikus hat wohl nicht gleich nach der Schlacht bei Idistaviso den Rückzug angetreten, und die stolze Aufschrift auf dem von den Römern errichteten Siegesdenkmal (Tac. Ann. II. 22) paßt viel eher auf eine Örtlichkeit rechts von der Weser, als auf Levern, das zwischen Weser und Hunte liegt.

Im übrigen ist der Grundgedanke des Verf., die alten Heerstraßen im nordwestlichen Deutschland aufzusuchen und mit ihrer Hilfe die Richtung der Kriegszüge des Drusus, Tiberius und Germanikus fest-

zustellen, vollständig richtig. Große Heerwege muß es in jenen Zeiten schon gegeben haben; ohne solche wären die mit starken Massen und zahlreichem Tross unternommenen Eroberungs- und Rachezüge der Römer nicht möglich gewesen. Würde sich also das altrömische und zugleich das vorrömische Straßennetz in Norddeutschland sicher rekonstruieren lassen, dann wäre freilich die Aussicht auf eine endgiltige Entscheidung so vieler strittiger Punkte näher gerückt.

Landshut.

M. Rottmanner.

Gebhardt Bruno, Handbuch der deutschen Geschichte. Herausgegeben in Verbindung mit R. Bethge, W. Schultze, H. Hahn, C. Köhler, F. Grofsmann, G. Liebe, G. Ellinger, G. Erler, G. Winter, F. Hirsch, A. Kleinschmidt. 2 Bände. S. VIII, 676 und VIII, 757 Preis 16 M. Stuttgart, Berlin, Leipzig. Union Deutsche Verlagsgesellschaft. 1891 und 1892.

Dafs die Verbindung von einem Dutzend Fachmännern zur Herausgabe einer zweibändigen deutschen Geschichte mancherlei Gutes, jedoch auch Mißliches in sich birgt, bedarf kaum erst der Erinnerung. Während so auf der einen Seite die erforderliche Beherrschung des überreichen und in sich gleich verschieden gearteten Materiales vorausgesetzt werden darf, hielt es auf der andern Seite sehr schwer, die wünschenswerte Einheitlichkeit des Ganzen zu wahren. Um aber dies hier schon zu sagen: im allgemeinen überwiegen im Buche die allenthalben zu Tage tretenden Vorzüge weit die dort und da sich zeigenden Mängel.

Besonders für Lehrer der Geschichte an unseren Mittelschulen läßt sich das Werk als eine äußerst wertvolle Gabe bezeichnen. Auch der Kenntnisreichste und Fleißigste ist nicht im stande, all das selbst zu sammeln und sich eigen zu machen, was ihm hier nach Maßgabe des gegenwärtigen Standes unserer Kenntnis in meist thunlichst knapper und doch gut lesbarer Form sowohl zu eingehendem Studium als zu rascher Orientierung geboten wird. Auch schwierigeren Fragen geht das Werk selten aus dem Wege. Zugleich begegnet der Lehrer überall einem nüchternen und in gründlicher Forschung gereiften Urteile, das er, vermag er es sich auch nicht immer voll anzueignen, doch in richtiger Befolgung des namentlich auf dem historischen Gebiete so oft zu beherzigenden *audiat et altera pars* stets gerne vernehmen und auf seine Echtheit prüfen wird. Eine erfreulich günstige Ausstattung und ein verhältnismäßig billiger Preis werden gleichfalls dazu beitragen, dem Buche im Kreise von Lehrenden und Lernenden diejenige Verbreitung zu verschaffen, die es wie kaum ein anderes dieser Art vollauf verdient. Eine anerkennenswerte Übersichtlichkeit und ein 16 Seiten umfassendes und, wenn auch nicht erschöpfendes, so doch im ganzen sorgfältig hergestelltes Register erhöhen seine Brauchbarkeit.

Wir wenden uns nach dieser allgemein gehaltenen Beurteilung zu

Einzelheiten. Wo wir Beanstandungen erheben, geschieht es wahrlich nicht, um zu tadeln, sondern lediglich um auf die eine und andere Unebenheit oder Menschlichkeit aufmerksam zu machen, deren künftige Beseitigung dem tüchtigen Werke unseres Erachtens förderlich werden dürfte.

Die Verteilung des Stoffes unter den Bearbeitern ist folgende: Die Urzeit, Germanen und Römer bis 166, übernahm Bethge; die Völkerwanderung und das germanische Mittelmeersystem, die Begründung der nationalen Gesamtmonarchie, ferner Wirtschaft, Recht und Verfassung des fränkischen Reiches der Merovinger, endlich die sächsischen und die salischen Kaiser Schultze; die Zeit der Karolinger und die Ausbreitung des Christentums Hahn; Lothar und die Hohenstaufen bearbeitete Großmann; die Gründung der habsburgischen und der lützelburgischen Hausmacht und den Kampf um die Vorherrschaft, ferner die Herrscher des letzteren Hauses, Albrecht II. und Friedrich III. Erler; die Zeit von 1493—1648 Winter; die Zeit von 1648 bis 1740 mit einer Übersicht der brandenburg-preussischen Geschichte Hirsch; die Zeit von 1740—1815 mit einer Übersicht über die Mittel- und Kleinstaaten Kleinschmid; die Bearbeitung der neuesten Zeit bis 1871 mit einer Übersicht der späteren Ereignisse bis 1890 verdanken wir Gebhardt. Wirtschaft, Recht und Verfassung des Karolinger Reiches wurde Köhler zugewiesen, der gleiche Stoff vom Ende des Karolinger Reiches bis zum Interregnum Liebe. Einen Überblick über das geistige Leben Deutschlands im Mittelalter, am Ausgange des Mittelalters, im 16., 17. und 18. Jahrhundert gibt an geeigneter Stelle Ellinger.

Hieraus ist leicht ersichtlich, daß der Anteil, den die zwölf Mitarbeiter am Handbuch haben, schon dem äußeren Umfange nach ein sehr verschiedener ist. Während sich das Gebiet Köhlers auf 16, das Liebes auf 30, das Ellingers auf 47 und das Hahns auf 57 Seiten beschränkt, umfaßt das Arbeitsfeld Schultzes 174, das Winters 193, das Kleinschmidts 206, das Gebhardts 207 Seiten. Das der übrigen bewegt sich zwischen dem Umfang von 78 und 151 Seiten. Da Gebhardt zugleich die Gesamtedaktion des Werkes zufiel, so ist es mit Recht unter seinem Namen erschienen.

Bei dieser Vielheit der Verfasser waren Wiederholungen schwer zu vermeiden. Es sei in dieser Beziehung einzig an die Darstellung des Wirkens der Humanisten für die Zwecke der Reformation II, S. 5 erinnert, nachdem vom Humanismus in Deutschland I, S. 459—76 des Breiten die Rede gewesen.

Daß so aber auch hinsichtlich der Auffassung, des äußeren Rahmens und der Darstellung trotz aller Sorgfalt der Redaktion, sollte den einzelnen Mitarbeitern nicht ein ungebührlicher Zwang auferlegt werden, die wünschenswerte Einheitlichkeit nicht überall zu erzielen war, liegt in der Natur der Sache begründet. Der eine ist mit der Kundgebung seiner subjektiven Anschauung mitteilbarer, der andere hält sich mehr an die objektive Erzählung des geschichtlichen Materials; so schreibt auch der eine mehr, der andere weniger lebhaft,

der eine liebt mehr große, der andere kleine Absätze; der eine mehr den Groß-, der andere mehr den Kleindruck; der eine ist mit Literaturangaben freigebiger als der andere; der eine berücksichtigt mehr die Programm-, Dissertationen- und Brochüren-, der andere die Büchereiliteratur; der eine beschränkt sich mehr auf Umrisse im großen, der andere ergeht sich auch einmal in der Kleinmalerei. Um in letzterer Beziehung nur ein Beispiel anzuführen, so würde kaum jemand erwarten, daß in einem zweibändigen Handbuch der deutschen Geschichte der Anteilnahme Max Emanuels an der Erstürmung Belgrads mit keinem Wort gedacht wird, wie es II S. 212 der Fall ist, während doch S. 677 sogar die Dachauer Schwindelbank der Spitzeder Erwähnung findet. Dieser bietet vielfach Charakteristiken hervorragender Persönlichkeiten, jener begnügt sich mit der Zeichnung des Typischen, ein dritter überläßt es wohl auch ausschließlich dem Leser, sich das Charakterbild aus den vorgeführten Handlungen selbst zu konstruieren.

Indes über alle diese und andere von der Mehrheit der Verfasser herrührenden Unglätten werden die Leser ohne sonderliche Beanstandung hinwegkommen. Größere Schwierigkeit, fürchten wir, bietet das Buch teilweise da, wo von Anfang bis Ende volle Einheitlichkeit hergestellt ist.

Wer würde sich nicht des deutsch-nationalen Geistes freuen, von dem das Werk allenthalben durchweht ist? Anders steht es mit der scharfen Parteinahme für den Protestantismus.

Wir vermögen in dieser Beziehung ernste Bedenken nicht zu unterdrücken. „Das Buch wendet sich, sagt das Vorwort, an einen größeren Kreis von Lehrenden und Lernenden und will mehr die Teilnahme der Gebildeten als der Fachgelehrten erringen.“ Von diesem größeren Kreis der Lehrenden und Lernenden wollen die Verfasser hoffentlich Lehrer katholischer Konfession nicht ausschließen. Gerade wegen der Tüchtigkeit des Buches wünschen wir es ganz besonders von den Lehrern der Mittelschulen berücksichtigt. Es wäre sehr zu bedauern, wenn sich katholische Lehrer durch den in konfessionellen Dingen oft genug recht kantig gewählten Ton von der Lektüre zurückschrecken ließen. Wozu doch immer wieder das Gehässige und Beleidigende, noch dazu in vorzugsweise der Schule dienenden Büchern neu aufwärmen, selbst wenn es längst als unwahr erwiesen ist? So kritisch das Werk sonst vorgeht, wo es gilt dem Katholizismus eins zu versetzen, legt es oft von einem bewunderungswürdigen Autoritätsglauben Zeugnis ab. Nur ein paar Belege! Daß Benedikt XIV<sup>1)</sup> an Daun einen geweihten Hut und Degen sandte, gilt Kleinschmidt II. S. 304 noch immer als Tatsache; die vorliegenden Widerlegungen „ändern am Faktum nichts“. Über die Entstehung des Brandes in Magdeburg herrscht für Winter noch immer „keine völlige Klarheit“; an den Greuelthaten der entfesselten Soldaten „scheint“ ihm Tilly keine Schuld zu tragen (II, 157); dagegen stehen ihm die von Tilly gegenüber evangelischen Territorien verübten „unerhörten Be-

<sup>1)</sup> Gemeint ist übrigens Papst Clemens XIII.

drückungen\* unanfechtbar fest (II, 149). Philipps von Hessen Bigamie ist ihm lediglich „ein sehr außerordentlicher Gedanke, durch eine zweite Heirat seinen sinnlichen Versuchungen Befriedigung zu verschaffen“, nur weil er sich eine Maitresse zu halten, zu gewissenhaft war (S. 59). „Karls V. weltgeschichtliches Verdienst ist es, daß er dem Ketzler trotz des Drängens seiner Gegner das ihm zugesicherte freie Geleit hielt“ (S. 9), indes ändert dies nichts daran, daß er dessenungeachtet der Mann „der ränkevollen und versteckten Weise echt spanischer Politik“ ist (S. 66). „echt spanischer Verstecktheit“ (S. 71) und, damit es ja nicht vergessen wird, (S. 77) noch einmal der Mann „spanischer verschlagener Politik“. Ferdinand II. ist ihm nur der „fanatisch katholische Erzherzog von Steiermark“ (S. 135 und 142), dessen ganze Regierungszeit lediglich „infolge seiner starren katholischen Haltung und seiner Unnachgiebigkeit gegen die Protestanten“ der 30jährige Krieg ausfüllte (S. 172). Sehr anders Gustav Adolf. Zwar sind ihm „ohne Frage nach den entscheidenden Erfolgen in seiner siegreichen Stellung im Herzen Deutschlands Gedanken aufgestiegen, die von seinen ursprünglichen Plänen doch sehr weit abwichen“ (S. 159); allein er erschien als ein Held auf dem Schauplatz dieses furchtbaren Krieges. „der, von höheren idealen Impulsen getrieben, sein ganzes Heer mit diesen höheren Ideen zu erfüllen und in den Dienst einer großen Sache zu stellen weiß.“ Er hatte zwar damals so nebenher bereits „rein politische Interessen“, indes sein Eingreifen in den deutschen Krieg war doch nicht zum geringen Teil durch das Mitgefühl mit seinen schwerbebrängten Glaubensgenossen bestimmt, und sehr ernst meinte es doch der König mit seiner protestantischen Überzeugung und Frömmigkeit“ (S. 156). Vollends in München liefs der König nur „Milde und Mäßigung walten und verschonte die Stadt mit jeder Plünderung“ (S. 159). „Sein würdiger Nachfolger war Bernhard von Weimar“ (S. 172). Er übernahm nach Gustav Adolfs Tod den Oberbefehl des schwedischen Heeres (S. 164); er liefs sich das aus den säkularisierten Bistümern Würzburg und Bamberg gebildete Herzogtum Franken von Oxenstierna als schwedisches Lehen übertragen (S. 165); er trat am 27. Oktober 1635 unmittelbar in den Dienst der Franzosen gegen eine jährliche Subvention von 4 Millionen Livres (S. 171); trotzdem „starb er mit dem Ruhme, daß er mit aller Kraft die deutsche Selbständigkeit gegenüber den Eroberungsgelüsten der Franzosen zu wahren gesucht und allein die Waffenehre der Protestanten wiederhergestellt hat“ (S. 172); er hatte ja „fast allein unter den deutschen Fürsten die Fahne des Protestantismus gegen die Übermacht des Kaisers hochgehalten“ (S. 169). Hutten war von heiligem deutsch-nationalem Geiste durchglüht (S. 12); in ihm, dem genialen Ritter mit seinem glühenden Patriotismus und Enthusiasmus für die kirchlich-religiöse Reform<sup>1)</sup> fand die Bewegung eine mehr nach der

<sup>1)</sup> In einem etwas andern Ton spricht Ellinger (S. 182) von einem „ungestümen Feuer seines Temperaments“ und I. S. 674 „von echt huttenischer Dreistigkeit.“

idealen und nationalen Seite neigende Vertretung; dafs er vom Kaiser ein Jahrgeld annahm, ist für seine Würdigung deshalb ohne Belang, weil er sich dadurch in seiner Meinung nicht bestimmen liefs (S. 14). Derlei Stellen bedürfen keines Kommentars; sie kommentieren sich selbst. Diese und andere hieher gehörige Beurteilungen sind ja nicht neu; aber zu beklagen ist es, dafs sie hier in ein so tüchtiges und darum seitens der Schule der weitesten Beachtung werthes Buch übergegangen sind.

Von diesem antikatholischen, überhaupt antikirchlichen Geiste ist, wie schon berührt, leider das ganze Werk durchweht. „Die angeblichen Katholikenverfolgungen der Germanen sind nur notgedrungene Defensive des Staates“ (I, S. 100); wird S. 116 einmal für die anfängliche Langobardenzeit „eine ziemlich schlimme“ Behandlung der katholischen Kirche zugestanden, so sind sonst derartige geschichtlich überlieferte Verfolgungen ohnehin in der Regel nur „Erfindung“, „Erdichtung“, „Sage“, „Legende“. „Die trübste Zeit“ der Westgotenherrschaft ist die unter Ervich und Egika. „Die Kirche ist allmächtig“ (S. 114). „Als die Franken zum Katholizismus übertraten, wurde auch im burgundischen Reiche der Episkopat aggressiv“ (S. 127); „der Untergang dieses Reiches wurde durch den Übertritt zum Katholizismus noch beschleunigt, indem jetzt die Hierarchie den mafgebenden Einflufs im Lande zu gewinnen suchte, was natürlich die innere Widerstandskraft schwächte“ (S. 130). „In fränkischen Reiche steigerte sich der Grundbesitz der Kirche ins Unermessliche“ (S. 132). „Es findet sich in demselben viel echte Frömmigkeit, wenn sich dieselbe auch vorwiegend in Äußerlichkeiten bethätigt, im Glauben an das Dogma und der Beobachtung der Zeremonien, in frommen Stiftungen und dergl.“ (S. 139). „Die Kirche hat 1164 Karl den Grofsen nach ihrem Brauch unter die Heiligen versetzt“ (S. 204). „Dafs in Italien keine wirklich politische Macht aufkam, lag vor allem am Papsttum“ (S. 254). „Gregor VII. erscheint als der richtige Fanatiker“ (S. 317). „Der „Ketzerfolger, Kreuzprediger und geistliche Rat“ am Thüringer Hof, Magister Konrad von Marburg, entwickelte eine unheimliche Thätigkeit, unterstützt von den „Hunden des Papstes“, den Dominikanern (S. 440). Karl V. hätte als neugewählter Kaiser die anmafsenden Eingriffe der römischen Kurie in die deutschen Verhältnisse im Bunde mit seinem Volke ein für allemal zurückweisen sollen“ (II, S. 8). „Das starrkatholische Spanien“ (S. 178). „Die Gegenreformation hatte in Schlesien grauenhaft gewütet, die Lichtenstein-Drägoner hatten die Bauern selbst mit Hunden in die Messe gehetzt und sich den Schimpfnamen „Selignacher“ erworben“ (S. 287). „Maria Theresia war zu katholisch, um tolerant zu sein“ (S. 297). „Die Staaten der geistlichen Herrn waren die verfaultesten im Reiche“ (S. 328). „Nur die wenigsten Kirchenfürsten dachten im Zeitalter Friedrichs des Grofsen ernstlich ans Reformieren, die weitmeisten an den Genufs des Augenblicks, und so bildeten die Kirchenstaaten durchschnittlich die wurmstichigsten Glieder des morschen Reiches (S. 349). „Der Theologe und Landwirt Wöllner suchte mit echt päpstlicher Herrschgier Preussen zu regieren“ (S. 354). „Wo



(am Beginn unseres Jahrhunderts) die Klerokratie herrschte, da war alles verknöchert und im Bann des Rückschrittes, ihr Sturz war ein historisches Gebot“ (S. 390). „Der fanatische Pius IX“ (S. 698). Im Charakter dieses scharfen Parteistandpunktes ist es auch begründet, daß z. B. Schultze I, S. 289 ff. (vergl. S. 260) zu einer so unbilligen Beurteilung der Regierung des Kaisers Heinrich III. geführt wurde.

Diese und zahlreiche ähnlich geartete Stellen sind nicht geeignet, dadurch an ihrem Gewichte einzubüßen, daß das Buch, wie gern anerkannt wird, nicht selten auch wieder von dem redlichen Streben zeugt, Personen und Ereignissen mehr gerecht zu werden. Wir hätten angelegentlich gewünscht, daß das schöne Wort Schultzes (I, S. 139), „man darf nicht überall bloß Schatten sehen wollen“, nicht bloß stellenweise, sondern allenthalben zu seinem Rechte gekommen wäre. Derlei Milderungen ergeben sich auch hier zum Teil wieder aus der Verschiedenheit der Autoren. Wenn z. B. Ellinger I, S. 667 in Johann Eck nur „den theologischen Klopffechter“ sieht, läßt ihn der nichts weniger als katholikenfreundliche Mitarbeiter Winter II, S. 10 als „einen sehr gewandten Disputator“ gelten, „der sich, mit einem ausgezeichneten Gedächtnis ausgestattet, auf kirchenrechtlichem und kirchenpolitischen Gebiete Luther überlegen erwies“. Auch erkennt Winter bei aller Parteinahme für Luther und sein Werk (II, S. 24) doch an, daß dessen Schrift „Wider die räuberischen und mörderischen Bauern“, „an Heftigkeit in der That alles Maß überschritt und ihm mit Recht zum Vorwurf gemacht wird.“ Desgleichen wird S. 44 (vergl. S. 33) die schon zur Zeit der Gründung des Bundes erfolgte verhängnisvolle Anlehnung der Schmalkaldener an Frankreich nicht verschwiegen oder auch nur bemäntelt. Das Buch würdigt die literarische Wirksamkeit Luthers und seiner Anhänger voll und gut, es wird jedoch auch dem Jesuiten Spee gerecht, „der die geistliche Dichtung wunderbar vertieft“, und dessen Fortsetzer Scheffler, „der Spee an tiefer Innigkeit übertraf“ (II, S. 185). Ebenso wird von dem pfälzischen Kurfürsten Philipp Wilhelm II, S. 213 gerühmt, daß er, obwohl eifriger Katholik, die im Schwäbisch-Haller Vertrag den Lutheranern und den Reformierten hinsichtlich der Religionsfreiheit und Gleichberechtigung mit den Katholiken gemachten Zusagen auch wirklich gehalten hat. Sogar dem Nonnenkloster Quedlinburg wird I, S. 259 das gebührende Lob nicht vorenthalten. Und was noch mehr sagen will, II, S. 5 f. erfährt selbst Janssens Geschichte des deutschen Volkes seit dem Ausgang des Mittelalters, trotz aller Verurteilung der Tendenz und der Arbeitsweise, immer noch eine erheblich günstigere Würdigung, als sie ihr sonst aus diesem Lager vielfach zu teil geworden ist. Eine Einschränkung unseres Gesamturteils nach dieser Seite scheint durch derlei teils mehr gelegentliche Konzessionen nicht veranlaßt.

Nummehr eine andere Seite! Wäre auch manchmal eine stärkere Hervorhebung oder eine billigere Beurteilung Österreichs, seiner Herrscher und Staatsmänner zu wünschen, im großen und ganzen ist nichts dagegen zu erinnern, daß eine deutsche Geschichte unter den heutigen Verhältnissen den brandenburg-preussischen Staat in den

Vordergrund stellt. Auch ist z. B. Kleinschmidt bei aller Bewunderung für Friedrichs II. Größe für Schwächen desselben keineswegs blind. So wird II, S. 305 völlig unverblümt gesagt, daß seine Werber die verwerflichsten Mittel gebrauchten; daß eine Reihe seiner Finanzmanipulationen eines Friedrich unwürdig waren und dabei Wege zur Füllung der Taschen vieler gewissenloser Spekulanten; S. 309, daß er gar manchen Petenten nicht weniger unsanft zurückwies als die Potsdamer Bäcker, von denen er sagte: „Es seindt Canaillen“; ferner daß er nur in seinen Poesien der Vorredner des Talentes gegenüber dem Stammbaum war; S. 310, daß Geld für Schulzwecke herzugeben nicht seine Sache war; S. 311, daß der Schmuggel infolge des bestehenden Regiewesens unerhört war, und wie Friedrich nach dem Friedensschluss die bürgerlichen Offiziere in der rücksichtslosesten Weise entließ; S. 311 f., daß Friedrich bei allen Vorzügen das einzigartige Organisationstalent des Vaters fehlte. Vollends von Friedrich Wilhelm III. sagt der gleiche Verfasser II, S. 381: „Es gebrach ihm an jedem Funken von Genialität, sein geistiger Horizont war sehr begrenzt, er war ohne Schwung und im Grunde unpolitisch.“ Von Friedrich Wilhelm IV. heißt es S. 606 mit Rücksicht auf die Stellung Preußens im Jahre 1854: „Der König war wie immer unklar, schwankend.“ Die versäumte Ausbeutung der bei Kaiserslautern 1793 errungenen Siege verschuldeten nach S. 369 die preussischen Diplomaten; der Baseler Friede war eine Folge „der ratlosen Schwäche Preußens“ (S. 373). Und wird einmal S. 208 die Nichtbeteiligung des Großen Kurfürsten an den Allianzverträgen gegen Frankreich zur Zeit der Remionen beschönigt, so gibt schon auf S. 209 die Anmerkung 6 die richtige Beleuchtung. Alle diese Dinge werden uns heutzutage so oft unter anderen Namen genannt, daß es geradezu als verdienstlich zu bezeichnen ist, wenn auch der richtige wieder einmal zur Geltung gebracht wird.

Für Österreich sei in dieser Hinsicht im Gegensatz zu der obigen Andeutung nur auf die schöne Würdigung verwiesen, die Maria Theresia findet, und auf den Mut, der gegenüber der landläufig gewordenen Tradition für die S. 369 gebotene Anmerkung erforderlich war: „Thugut war ein bedeutender Staatsmann; Österreichs Feinde haben sein Andenken gegen alle Wahrheit beeinflusst.“ Selbst dem im übrigen viel getadelten Metternich wird S. 555 zugestanden, daß er 1848 „würdig seine Ämter niederlegte.“

Bayern wird im ganzen genommen nicht eben mit Vorliebe behandelt; doch sind auch anerkennende Worte nicht völlig ausgeschlossen, so wenn S. 462 der Kurfürst Maximilian I. als „einer der größten Fürsten“ bezeichnet wird, Max III. Joseph S. 348 als ein „humaner und sorgsamer Fürst“; König Maximilian II. S. 666 als „einer der besten Herrscher der Zeit.“

Von sachlichen Versehen seien nachstehende namhaft gemacht. I, S. 291 wird die Adventszeit ein hohes Fest genannt, richtiger nennt S. 472 eine hohe Fastenzeit; Stammtafeln, wie auf Grund von Richters Annalen S. 245 eine recht gut orientierende für das sächsische und

das salische Herrscherhaus, andere anderswo gegeben werden, wären auch sonst mehrfach erwünscht gewesen; andererseits sind 3 Stamm- tafeln zur jülichischen Erbfolgefrage (II, S. 133, 255 und 277) etwas viel. I, S. 324 ist von einer Marienburg im Hardtgebirge die Rede. Heinrich VI. starb nicht 1198, wie S. 409 gegeben wird, sondern 1197. S. 561 wird gesagt, Karl IV. habe im Vertrage von Fürstenwalde Otto V. gezwungen, ihm die Mark Brandenburg „gegen eine bedeutende Summe“ abzutreten; es handelte sich lediglich um ein Jahresgehalt von 12.000 fl. Gemäfs S. 615 begünstigte 1438 Pfalzgraf Otto die Wahl Friedrich I. von Brandenburg zum deutschen Kaiser; gemeint ist Otto I. von Mosbach. S. 633 wird der mit Karl dem Kühnen verbündete Kölner Erzbischof als „Ruprecht von Wittelsbach“ bezeichnet; er war der jüngere Bruder des Kurfürsten Friedrich I. von der Pfalz und als solcher Pfalzgraf. Die Annahme, dafs Ludwig der Bärtige von Ingolstadt eines gewaltsamen Todes starb, ist unrichtig (S. 637). II, S. 57 hat sich der Widerspruch eingeschlichen, dafs der Mainzer Erzbischof infolge tumultuarischer Bewegungen in seiner Residenz Halle seine Residenz nach Halle verlegte. Am 3. Januar 1546 fand allerdings in Heidelberg der erste öffentliche Gottesdienst nach lutherischem Ritus statt; dafs aber der Kurfürst Friedrich II. selbst in diesem Jahre endgültig zur neuen Lehre übertrat, ist nicht richtig (S. 68); richtig ist hingegen, dafs Otto Heinrich 1556 in der Pfalz die lutherische Lehre einführt (S. 98). S. 105 wird Wolfgang von Zweibrücken-Veldenz irrtümlich Wolfgang Wilhelm genannt; dagegen steht die richtige Bezeichnung S. 93 und 101, doch war S. 93 statt Friedrich „von Zweibrücken“ die nähere Bestimmung „von Simmern-Sponheim“ vorzuziehen. S. 125 ist statt Wilhelm VI. zu setzen Wilhelm V. S. 128 steht: „Der Kaiser überliefs die Landesverteidigung den Ständen der bedrohten böhmischen und schlesischen Stände.“ S. 138 ist nur bemerkt, dafs der bezüglich der jülichischen Erbfolge 1614 abgeschlossene Vertrag, nach dem Ravenstein Brandenburg zu- fiel, später, namentlich während des 30jährigen Krieges, mancherlei Veränderungen erfuhr. Auch S. 197 ist gelegentlich der Erwähnung des Erbvergleiches von 1666 von einem Übergange Ravenssteins an Pfalz-Neuburg nicht die Rede. Dagegen erscheint es, freilich unermittelt, S. 246, 248 f., 255 und 391 richtig als zu Pfalz-Neuburg gehörig. Da die Wahl Leopold I. zum deutschen Kaiser, wie S. 192 richtig angegeben ist, am 18. Juli 1658 erfolgte, so gilt nur für die österreichischen Lande, wenn S. 190 gesagt wird, das polnisch-österreichische Bündnis vom 17. Mai 1657 sei erst nach der Thronbesteigung Leopolds abgeschlossen worden. S. 207 war zwischen Ferdinand von Fürstenberg, Bischof von Paderborn, einzusetzen „seit 1661“, da die Stelle sonst unverständlich bleibt. S. 255 weist die Stammtafel den Kurfürsten Karl Theodor als Sohn Theodors von Sulzbach aus; er war dessen Enkel; sein Vater Johann Christian wird in der Tafel vermifst; indes enthält der Text das Richtige. S. 259 war anstatt Johann zu geben „Johann Heinrich, der Sohn des Königs Johann von Böhmen.“ S. 260: Dafs Ludwig der Römische 1328 in

Rom geboren wurde und daher seinen Beinamen hat, ist wenig wahrscheinlich; gestorben ist er 1365, nicht 1366. Sein Bruder Otto war damals nicht 13 Jahre alt, sondern ca. 23. S. 264 war statt Ludwig von Niederbayern zu schreiben „Ludwig der Gebartete von Ingolstadt“. S. 266 bietet Papst Eugen VI. statt Eugen IV. S. 267 wäre der „berühmte Zeitgenosse“, nämlich Aeneas Sylvius, besser genannt worden. Albrecht Alcibiades starb 1557, nicht 1556 (S. 274). „Das Innviertel verband Österreich unmittelbar mit Tirol“ ist S. 324 in dieser Form wenig glücklich ausgedrückt. S. 365 wird der Beisatz „den ruhmgekrönten Helden des 7jährigen Krieges“ zu dem allerdings richtigen Namen „Herzog Karl Wilhelm Ferdinand von Braunschweig“ mehrfach eine Verwechslung mit seinem 1792 gestorbenen berühmten Onkel, dem preussischen Feldmarschall, veranlassen. Dafs v. Yelin der Verfasser der Broschüre „Deutschland in seiner tiefen Erniedrigung“ war, die Palm das Leben kostete, ist als wahrscheinlich, nicht als sicher festgestellt (S. 407). Mit dem Worte: „Klopstock wird heute nicht gelesen“, behauptet S. 456 in dieser Allgemeinheit doch etwas zu viel. Von Joseph Görres wird S. 534 gesagt, er sei mit Friedrich Schlegel, Adam Müller, Fritz Stolberg durch die romantische Richtung zum Katholizismus geführt worden. Görres stammte bekanntlich aus einer katholischen Koblenzer Familie. Auf der gleichen Seite ist zu viel gesagt, wenn es heifst, das Konkordat von 1817 sei in Bayern unangeführt geblieben, da es mit der 1818 eingeführten Verfassung im Widerspruch stand. Lola Montez' Flucht aus München gehört dem Februar 1848 an, nicht 1847 (S. 549, vergl. S. 553). Die Abreise der Kaiserdeputation von Frankfurt erfolgte am 30. März 1849, nicht am 30. Mai (S. 574). Sebastopol fiel mit der Einnahme des Malakofiturnes den 8. September, nicht am 23. 1855; die Besetzung der Stadt durch die Verbündeten erfolgte am 11. September (S. 607).

Hieran lassen sich ein paar Bemerkungen allgemeiner Art anreihen.

Bei weniger bekannten Orten wird zweckmäfsig des öfters eine nähere Bestimmung angefügt; es hätte nur mit mehr Konsequenz gesehen sollen.

Die den einzelnen Perioden beigegebenen Abschnitte über Wirtschaft, Recht, Verfassung, geistiges Leben sind eine sehr dankenswerte Zugabe. Indes hätte sich der Übersichtlichkeit halber für einzelnes am Schlusse noch eine tabellarische Zusammenstellung empfohlen. Beispielsweise sei nur an die zahlreichen im Buche vorkommenden Münzsorten und Münzwerte der verschiedenen Zeitalter erinnert, die, in jenen Abschnitten zwar meist erläutert und auf ihren heutigen Wert zurückgeführt, auf diese Weise doch nicht so wirksam zur Kenntnis des Lesers gebracht worden, als es bei einer tabellenförmigen Gegenüberstellung der Fall sein würde.

Der allerdings recht saubere Kleindruck ist doch, namentlich wo er in gröfsere Partien eintritt, für das Auge sehr ermüdend. Gerade in diesem Kleindruck finden sich wiederholt besonders wertvolle Aus-

führungen; allein wenn sie gleich ca. 30 Seiten nacheinander einnehmen, wie z. B. II, 257—282 und 461—94, im ersteren Fall von S. 257—61 und ebenso 683—92 sogar ohne jeden Absatz, dann werden sie eine nicht eben als leicht empfundene Plage.<sup>1)</sup>

Der gregorianische Kalender wird II, S. 118 zum ersten Male berücksichtigt. Später folgen bald beide Data nebeneinander, bald ist ausdrücklich beigefügt „neuen Stils“, bald sind aber auch Data alten und neuen Stils ohne nähere Bezeichnung unter einander gemengt.

Dafs bei einer so grofsen Anzahl von Autoren die Behandlung der Grammatik, der Satzbildung und die Ausdrucksweise allerlei Verschiedenes und Eigenartiges bieten, ist nicht zu verwundern; indes hätte sich bei näherem Zusehen mancherlei vermeiden lassen. Wir rechnen hieher zunächst Deklinationsformen wie des Deutschlands, des Südgalliens, des Lothringens, des Preufsens, des Pommerus; ferner die Einmischung Johann VIII. (I, S. 210), des Papstes Pius' IV. (II, S. 96), der Sohn Herzogs Welfs (I, S. 319); des Lothars (S. 328), des Heinrichs III. (S. 472); der Vater Erzbischofs Adalbert (S. 375); die Erfolge Philipps Augusts (S. 418); Leopold Wahl II, S. 359; II, S. 111 steht Kapitularen und Dompfarrn, S. 125 Kapitulare. Hieher gehört ferner der häufige Wechsel im Genus wie z. B.: Der Elsaß neben das Elsaß; der Dispens, der Patriziat, der Primat, der Prinzipat neben das Primat, das Supremat, das Generalat, das Coelibat, das Banat, die Eisack (I, S. 61) neben der Jll (Flufs) (II, S. 203); II, S. 296 steht die Robot; oder der Wechsel in der Schreibweise wie I, S. 68 Vetera Castra neben Castra vetera I, S. 79).

Nicht empfehlenswert ist ferner die allzu häufige Verwendung unnötiger fremdsprachlicher Wörter oder recht absonderlicher und unschöner Neubildungen von Wörtern. Wir zählen hieher beispielsweise Formen wie: Die Stämme können sich von einander differenziert haben (I, S. 13); im Süden und Westen von den Kelten flankiert (S. 19); die Völkerschaften kondensieren sich zur Einheit (S. 84); eine Absorption der kleineren Reiche (S. 105); dies ist für das System insignifikant (S. 239); die anti-monarchialen Forderungen (S. 294); der antilaikale Herrscher (S. 299); die Säule, auf die der Bau der ottonischen Verfassung begründet war, wurde metamorphosiert (S. 301); zwei der höchsten deutschen Kirchenfürsten hatten sich vor der Infektion durch die hierarchischen Ideen nicht zu bewahren gewußt (S. 304); es war eine plumpe Kontrafaktur der Vorgänge, die zu Ottos Sturz geführt hatten (S. 311); Intriganterie wirft auf Heinrichs IV. grofse Gaben sehr düstere Schatten (S. 327); romanistische Ideen (S. 386); weltliche Aspirationen (S. 395); vasallitische Charakter (S. 460, vergl. S. 464 und 491); die Kurfürsten kompromittierten auf Ludwig (S. 495); die Pavesen und Novaesen (S. 355); die Lodesen (S. 362); die Aragoneserin (S. 426); die Alexandriner = Anhänger

<sup>1)</sup> Kurtz' bekanntes Lehrbuch der Kirchengeschichte für Studierende, das dem Werke äußerlich Muster war, bietet allerdings gleichfalls viel Kleindruck, allein vielfach in weit zweckmäßigerer Gliederung.

Alexanders III. (S. 366); der Bremenser Hartwich (S. 398). Schultze ist in derartigen Ausdrücken besonders stark.

In einem von Lehrenden und Lernenden so sehr als willkommen zu begrüßenden Werke wären unseres Erachtens selbst weniger bedenkliche Formbildungen richtiger vermieden worden. Wir meinen Wörter und Wendungen wie Beamtung = Beamte (I, S. 90, 464, II, S. 381, 410, 425, 428, 463, 467); Kaisermacher (I, S. 90, 99, 103, 127); Königsmacher (S. 411); verlangsamten (S. 108); das Unvermähltbleiben seiner Töchter (S. 204); Hervorbringungen (S. 220); historische Gegebenheiten (S. 299); phantastischer Überschwang bei Bußen (S. 315); Friedrich I. unternahm einen Zug zur Beibringung des Landes (S. 352); der neuauftretende Streit (S. 361); die Friedensanerbieten des Bundes (S. 376); die Rechtsmäßigkeit (S. 377); kleinere Fehden waren aufgebrannt (S. 383); die Verbrennung der Stadt (*ibid.*); Italien befrieden (S. 562); die Zentralgewalt wurde mattgesetzt (S. 649); die vermittelnde Richtung wurde mattgesetzt (II, S. 136); eine Abkunft = ein Abkommen wurde herbeigeführt (S. 62); Heinrich VIII. kam seiner Verabredung = dem Versprechen nicht nach (S. 65); kundbare Katholiken (S. 98); Türkenbewilligungen (S. 120); Wiederingangbringung der Kammergerichtsvisitationen (S. 136); Wüstungen (S. 180); Friedrich Wilhelm III. war schüchtern bis zur Linkishkeit (S. 381); die Schattenhaftigkeit des Reiches (S. 389); der vetterschaftliche Magistrat (S. 525); das Erschossenwerden (S. 574); die österreichische Regierung thut zustimmend (S. 607); die Mächte beschließen einen Vertrag zu sechsen (S. 608).

Anderer und mehrfach nicht besserer Art sind folgende hier einschlägige Proben: Der König kann sich nicht über bestehende Gesetze fortsetzen (I, S. 150); der Tod eines hoffnungsvollen Sohnes dabei zog ihn von weiterer Verfolgung ab (S. 212); Wilhelm III. hatte in England Jakob II. gestürzt und war dort selbst neben seiner Gemahlin zum König erhoben worden, und er ist dann das Haupt der großen Koalition gegen Frankreich geworden (II, S. 215); den eigentlich leitenden Einfluß auf Otto III. übte nicht Mutter und Großmutter, sondern zwei andere Männer (I, S. 269); es kam mit Otto zu einem Vertrag, wo er versprach (S. 309); wesentlich nur noch Otto von Nordheim hielt Bauernschaft und Adel Sachsens zusammen (S. 312); über den Brenner her betrat Friedrich den Boden Italiens (S. 354); Lucius weigerte die Kaiserkrönung rund heraus (S. 388, vergl. 390 und 406); der auf Braunschweig zurückkehrende Otto (S. 413); Treviso lebte seine Fehden für sich (S. 419); diesem Vorgehen erfolgte sofort die päpstliche Antwort (S. 425); die Anschauungen wichen auseinander (S. 435); ebenfalls leidenschaftlich Partei, aber vom sächsischen Standpunkte aus, nimmt Bruno in seinem Sachsenkrieg (S. 483); die Kunst pfl egte sich in den „Bauhütten“ fort (S. 488); Karl förderte und pfl anzte neue Gewerbe (S. 559); einzelne ungeheuerliche Auswüchse abgesehen (S. 661); Münzers Ideen fanden in den mannigfachsten Abwandlungen in ganz Deutschland Verbreitung (II, S. 49); Kartoffel, Steinkohlen und andere nützliche

Dinge hielten ihren Einzug in Österreich (S. 297); Katharina II. warf Haß auf Friedrich II. (S. 325); Ungarn und Belgien lohten im Bürgerkriege auf (S. 343); Friedrich Wilhelm II. brannte nach Krieg, gierte aber vor allem nach polnischer Beute (S. 364); die weit meisten Reichsstände (S. 375); alle Staaten außer Württembergs und Badens (S. 452); die Zentraluntersuchungs-Kommission wäre beinahe aufgelöst = hätte sich aufgelöst (S. 507); blühende Farben (S. 516).

Für eine Revision des Werkes möchten wir das Augenmerk der Verfasser auch auf Dinge folgender Art lenken I, S. 643 und 666 steht weitgehendste, II, S. 160 schwerwiegendst, sonst weitestgehend; II, S. 365 bietet die Konjunktivform hülfen; oft wird die Präposition zusammengesetzter Verba durch mehrere Zeilen vom Redewort getrennt und hinkt dann völlig isoliert nach, wie z. B. II, S. 196: der braunschweigisch-lüneburgische Erbfolgestreit brach nach dem Tode des Herzogs Christian Ludwig von Cella — nun folgen vier Zeilen und dann erst ohne jeden Beisatz — aus. Ähnlich geartet ist II, S. 498: Karl Ludwig von Hallers — nun folgt eine dritthalbzeilige Parenthese und dann erst — Restauration der Staatswissenschaft. Auszumerzen sind ferner so schwerfällig gebaute Sätze, wie I, S. 156: sucht man nach Erklärungsgründen im einzelnen — mehr als eine bloße Hypothese zu sein; oder II, S. 198: da jedoch die französischen Hilfstruppen wenig leisteten — so kam am 18. Februar 1666 dasselbe zu stande. Desgleichen werden zu entfernen sein mancherlei häßliche Satzverbindungen mit und folgender Art: Nicht unerwähnt dürfen an dieser Stelle seine beiden lateinischen Komödien bleiben, die der Heidelberger Zeit ihre Entstehung verdanken: Sergius und Henno und von denen wenigstens die zuletzt genannte, einem französischen Seltwank nachgebildet, sich durch Gewandtheit in Komposition und Sprache auszeichnet (I, S. 669). Leopold II. verwaltete höchst gewissenhaft das Staatsvermögen und man taxiert die Einnahmen auf 82 Millionen Kaisergulden (II, S. 358). Friedrich Wilhelm III. wies ihn, so oft er seine Dienste anbot, zurück und Hertzberg starb am 27. Mai 1795 (S. 362).

De gustibus non est disputandum.

Unserem Geschmack entsprechen in einem so ernst gehaltenen Werke da und dort wohl auch einmal das Triviale streifende Redewendungen, wie sie besonders Kleinschmidt liebt, ganz und gar nicht. Wir heben nur etliche Beispiele heraus. Die Keuschheit des Weibes hielt nicht immer den glatten Worten und bunten Waffentrüben der römischen Offiziere Stand (I, S. 48). Die Meinung, daß die Urform des germanischen oder gar des indogermanischen Hauses aus den Formen der späteren Bauernhäuser germanischer Stämme rekonstruiert werden könne; ist ein Aberglaube (S. 49). Cerialis lehnte die ihm von Classicus und Civilis angebotene Herrschaft über das gallische Reich ab; er wufste, daß dies auf dem Monde lag (S. 77). Die Großen haben selbstverständlich das Heft in der Hand (S. 132); die Söhne Karl Martells behalten bei dieser Ausbreitung der Kirchenherrschaft das staatliche Heft in Händen

(S. 173). Tassilo wurde noch einmal als unfreiwilliger Freiwilliger zur Abbitte und zum Verzicht auf sein Land gebracht (S. 196). Der Spiritusrektor der italienischen Politik wurde für lange Jahre Anno von Köln (S. 303). Alexander V. war zu alt und zu verbraucht, um eine bedentsame Rolle zu spielen (S. 594). Friedrich II. zeigte dem Bischof von Lüttich in der Streitfrage um Herstatt die Zähne (II, 284). Es fehlten ein voller Schatz und ein Heer von 200,000 Mann, um dem Gedächtnis nachzuhelfen (ibid). Belleisle safs in Frankfurt wie ein römischer Prokonsul (S. 286). Kaunitz schlug die Strafsache nach Versailles ein (S. 298). Russen und Schweden strichen vor einigen Husarenschwadronen die Segel (S. 306). Das saft- und blutlose Skelett des Kaisertums (S. 307). Joseph II. warf die spanischen Schnürstiefel weg, die ihn stets gedrückt hatten (S. 335). Joseph II. wies mit Kaunitz dem unzufriedenen Nuntius die Zähne (S. 338). Emigranten hohlsten Kalibers (S. 365). Preußen sucht Frankreich den Appetit nach dem linken Rheinufer auszureden (S. 376). Die großen, kleinen und kleinsten Stände bestachen die Gesandten des Reiches mit heidnischer Schamlosigkeit (S. 383). Hessen—Kassel kam weniger flott weg (S. 392). Osterreich und Bayern. Usingen und Darmstadt, Württemberg und Baden stritten miteinander um fette Bissen (S. 395). Dem Usurpator stiegen solche Auftritte zu Kopf (S. 396). Die Verstärkung Warschaws schuf vor der Thüre des Zaren ein neues Polenreich (S. 426). Alexander ertrug widerwillig das Herzogtum Warschau vor seiner Hausthür (S. 419). Um die als besonders freigebig geltende westfälische Regierung in der öffentlichen Meinung zu übertrumpfen, machte die Krone manches nicht einzuhaltende Versprechen (S. 428, vergl. S. 612). Der König von Bayern sprang jetzt vom Joch, das er so lange getragen (S. 441). Der Senat, der Inbegriff der Niedertracht, bewarf den gefallenen Kaiser mit Kot (S. 447). Baden redete am 16. November 1814 im widerwärtigsten Rheinbündlerton (S. 450). Das Verfassungswerk trug die Schwindsucht auf den Zügen (S. 452). Der verrufene „Diamantenherzog“ lebt schandbar im Ausland (S. 524). Der faule Kurfürst von Sachsen (S. 289). Der schamlose Egoist Karl Theodor lag im Banne seiner Maitressen und Bastarde (S. 322). Karl Alexander von Ansbach-Bayreuth, äußerst liederlich und faul (S. 354). Napoleon I., der gekrönte Plebejer (S. 307, vergl. S. 433). August I. von Sachsen, ein Sünder im großen Stil (S. 467). Johann Friedrich, der bornierte Sohn Friedrichs I. von Württemberg (S. 473). Kaiser Franz I. von Osterreich, eine subalterne Beamtentatur (S. 501).

Wir kennen den Ton dieser Sprechweise aus der Tagespresse zur Genüge, teilweise auch vom Universitätskatheder her und aus gleich achtbaren historischen Werken wie das vorliegende. All das macht ihn uns in einem Buche „für Lehrende und Lernende“ nicht besser. Für die Jugend ist und bleibt er eine Gefahr, vor der wir besser warnen, als dafs wir zu ihr hinführen. Unsere klassischen Muster der Geschichtschreibung drücken sich anders aus; auch die grofse Mehrzahl der Verfasser des vorliegenden Buches.



Hinsichtlich der Orthographie ist das Buch recht sauber gehalten, abgesehen freilich von einzelnen Schwankungen und kleineren Versehen. Sozusagen als typenhaft seien folgende erwähnt: I, S. 176 steht Bonifazius, sonst Bonifatius, vergl. übrigens S. 184: bald ist Herzöge zu lesen, bald Herzoge; S. 597 bietet Wyschehrad, S. 601 Wissegrad; S. 658, 660, 662 und II, S. 712 Agrikola, II, S. 39, 75, 273 Agricola; I, S. 665 Theodorich, früher wurde Theoderich geschrieben; I, S. 674 steht Pirkheimer, sonst und II, S. 744 Pirkheimer. Im II. Bande herrscht starker Wechsel zwischen den Formen Husiten und Hussiten, husitisch und hussitisch. Cappel und Kappel wird S. 43 nebeneinander geboten; S. 96 und 178 Kamin, S. 48 und 282 Kammin; S. 113 Stefan, S. 175 Stephan; S. 113 und 715 Batory, S. 124 Barthory; S. 203 gibt auf das Schonungsloseste, S. 208 auf das Nachdrücklichste, während sonst derlei adverbiale Ausdrücke richtig mit kleinen Anfangsbuchstaben gedruckt sind. I, S. 84 bietet Okkupation, I, S. 86 Occupation; I, S. 151 bietet beeinflussen; II, S. 457 Winkelmann (Joh. Joach.); I, S. 404, 408 und 410 Anweiler; II, S. 176 Zufsmarshausen; II, S. 261, 262 und 278 Puttlitz, 745 Putlitz.

Auch der Druckfehler sind nicht eben viele vorhanden; sie berichtigen sich meist von selbst. Zu den einigermaßen schlimmer gearteten zählen folgende: I, S. 246 steht beim Annalisto statt Annalista Saxo; S. 253 zum Krieg gegen; Hugo statt zum Krieg gegen Hugo; S. 335 vor dem Wormser Konkordats; ferner Etamps statt Etampes, wie S. 348 richtig steht; S. 349 Laodicaea und S. 393 Laodicæa statt Laodicea; S. 374 in Pommern, deren Herzöge; S. 448 Kämpfe, an den statt denen; S. 463 auf eine, reiche Stadt Köln, eine recht verkehrte Interpunktion, die übrigens, da öfters vorkommend, beabsichtigt zu sein scheint; S. 484 sieht statt sich; S. 500 veranlafsten statt veranlafste; S. 541 uns (statt um) 1420; S. 550 Riezler, Geschichte Bayerns I (statt II), 377; S. 609 in Kreisen statt Kreise; S. 611 verteilten statt verteilte; S. 612 Wilhelms (statt Wilhelm) von Österreich; S. 632 kürkische statt türkische; S. 636 den (statt des) jungen Meinhard; S. 643 einleuchtend machte statt machten; S. 653 den statt der Eid; II, S. 3 einem (statt einen) Widerruf, 22 einem Führer und 51 einem Feldherrn statt einen; S. 186 an die Hand zu gehen statt geben; S. 206 fehlt in der letzten Zeile das Wort Frieden; S. 208 sind die Ziffern für die Anmerkungen gänzlich in Unordnung; S. 209 den beförderten Plans; S. 351 zu vermeiden versteht statt verstehst.

Dafs unsere Anzeige beträchtlich umfangreicher ausgefallen ist, als von manchen Lesern vielleicht erwartet wurde, mag durch den Wunsch entschuldigt werden, dem Interesse des Buches vom Standpunkte der Schule aus zu dienen, deren Beachtung wir es auf Grund seiner zahlreichen und grofsen Vorzüge ungeachtet der einen und andern anders gearteten Seite wiederholt auf das wärmste empfehlen.

München.

Markhauser.

Die gebirgbildenden Felsarten. Eine Gesteinskunde für Geographen von Prof. Dr. Ferdin. Löwl. Mit 25 in den Text gedruckten Abbildungen. Stuttgart, Verlag von Ferd. Enke. 1893.

Für den angehenden Geographen, dem es an mineralogischen und geologischen Vorkenntnissen fehlt, eine Art elementarer Unterweisung zu schaffen, die ihn befähigen soll, „das Antlitz der Erde“ zu verstehen, hat sich der Verfasser des Buches angelegen sein lassen. Nach einer kurzgefaßten allgemeinen Belehrung über die Mittel zur Erkenntnis der Mineralien werden die gesteinsbildenden Mineralien besprochen, die durch Verbindung mit Kohlen-, Schwefel- und Kieselsäure entstehen. Aus den Beziehungen der Gesteine zu älteren Gesteinsmassen ihrer Umgebung ergibt sich sodann die Einteilung in 2 Hauptarten, die Durchbruch- und Absatzgesteine, jene in geschmolzenem Zustande aus unbekanntem Tiefen emporgetrieben und dann erstarrt, diese aus der Luft, den Gewässern des Festlandes, dem Meere auf mechanischem oder chemischem Wege abgesetzt. Für die ersteren gilt das Gesetz der durchgreifenden Lagerung, für diese das der Auflagerung. — Im III. Kapitel wird uns die Entstehung der verschiedenen Durchbruchgesteine, aus dem Magma, dem schmelzflüssigen Urbrei, der in den Tiefen der Erde sich befindet, gelehrt und die Beschaffenheit des Quarztrachytes und der übrigen Eruptivgesteine an ihren wesentlichsten Eigenschaften erläutert. Den Schluß machen die Laven und Auswurfstücke der thätigen Vulkane. — Die Darstellung der Absonderung, Verwitterung und Lagerung der Känolithe, sowie ihres Verhältnisses zu den Vorläufern der Porphyreihe sowie den Paläolithen schließt dieses Kapitel ab. Nunnmehr wendet sich die Darstellung den Sedimentärgesteinen zu, beschreibt zunächst die krystallinen Schiefer, deren Entstehung noch ein Rätsel ist und durch keine der angeführten Hypothesen vollständig erklärt werden kann. Auf diesen archaischen Schichten ruhen neuere Ablagerungen aus Lösungen wie Gletschereis, Kiesel- und Kalksinter, Oolith, Anhydrit, Gips und Steinsalz in zum Teil riesiger Mächtigkeit, wie z. B. das Steinsalzlager von Sperenberg bei Berlin mit 1300 m. Mechanische Einwirkung von Spaltenfrost und Besonnung, Regenspülung, Fluß- und Gletschererosion, Brandung und Wind liefert den Stoff für andere Sedimente, z. B. lose Trümmergesteine, Konglomerate, Breccien, Sandsteine, Thon (insbes. Löss) und Tuff. — Hieran reihen sich die sogenannten phyto- und zoogenen Gesteine. Zu den ersteren gehören Torfe und Kohlen (Braun-, Stein-, Anthracitkohle. — Den Torf, das Verwitterungsprodukt abgestorbener Pflanzen, zu den Gesteinsarten gerechnet zu sehen, wird mancher sich wundern, aber nach geologischer Auffassung sind, wie der Verfasser in den ersten Zeilen der Einleitung sagt, alle Stoffe, die in solcher Verbreitung und Mächtigkeit vorkommen, daß sie als Bausteine der Erdkruste gelten dürfen, zu den Gesteinen zu rechnen. Zoogene Gesteine verdanken ihre Entstehung der Aufhäufung der Reste der jeder Vorstellung spottenden Mengen von Globigerinen, Foraminiferen und Radiolarien. Alle Kalkablagerungen, alle Gebirgskalke (Dolomite)

sind durch Vermittlung solcher winziger Organismen entstanden, nicht zu vergessen der riffbildenden Thätigkeit der Korallen in den tropischen Meeren. Die ölharzigen (bituminösen) Produkte, wie Erdöl, Bergtheer, Erdpech oder Asphalt, sind auf einen langsamen Zersetzungsprozess der Weichteile der Tiere zurückzuführen, während diese an der Luft der Fäulnis anheimfallen. Damit schließt das Buch, das dem wissbegierigen Geographen bestens empfohlen werden kann. Von den bildlichen Darstellungen sind als besonders interessant zu erwähnen die Teufelsmauer in Nordböhmen, ein riesiger basaltischer Gang von 25 km Länge, und Nr. 15 und 16 Darstellung von Block- und Fladenlava vom Vesuv.

Frankenthal.

Koch.

Kompendium der allgemeinen Botanik für Hochschulen von Dr. Max Westermaier, Professor am Kgl. Lyzeum zu Freising. Mit 171 Figuren. Freiburg im Breisgau. Herdersche Verlagshandlung 1893.

Vorliegendes Buch bietet, wie schon der Titel verrät, für den unmittelbaren Unterrichtsbetrieb am humanistischen Gymnasium wenig oder nichts; dazu ist es viel zu wissenschaftlich gehalten. Wohl aber dürfte es sich für solche Kollegen zum Studium empfehlen, welche bereits irgendwie mehr als elementare Kenntnisse in der allgemeinen Botanik erworben haben und selbe nunmehr vertiefen wollen.

Dasselbe enthält nach einer allgemeinen Einführung, die den Standpunkt des Verfassers und dessen Auffassung der Begriffe Morphologie und Physiologie darlegt, in 6 Teilen: I. Zellenlehre; II. Gewebelehre und zwar A. Aufbau der Gewebe und einfachen Organe. B. Differenzierung der Gewebe (physiologische Anatomie der einfachen Organe). III. Lehre von den Organsystemen; IV. Lehre von der Fortpflanzung; V. Allgemeine Chemie und Physik des Pflanzenlebens; VI. Pflanzensystem.

Die drei ersten Teile sind ausführlicher behandelt, wobei stets das Bestreben des Verfassers hervortritt, die Physiologie mit der Anatomie aufs innigste zu verschmelzen. Die folgenden Abschnitte sind etwas kürzer gefasst, der letzte ist überhaupt nur mehr Skizze.

Die Abbildungen sind meist den Werken von Sachs, Haberlandt u. a. entnommen.

Zahlreiche Literaturangaben, die besonders auch Einzelarbeiten, Abhandlungen in Fachzeitschriften u. s. w. heranziehen, sowie viele Fingerzeige und Anweisungen zu wissenschaftlichen Versuchen und Beobachtungen werden dieses Handbuch besonders dem erwünscht erscheinen lassen, der etwa in der Provinz des Umganges mit Fachleuten entraten muß. Auch läßt es durch wiederholten Hinweis auf Hypothesen und Streitfragen sowie auf die geschichtliche Entwicklung der heute geltenden Fachausdrücke und Anschauungen einen Blick thun in das botanische Leben der Gegenwart und auf den dormaligen

Stand dieser Wissenschaft — soweit dies eben ein Buch leisten kann. Über dem Streben freilich, auf verhältnismäßig engem Raume möglichst viel zu bringen, ist das Buch eine schwere Lektüre geworden und verlangt von seinem Leser durchweg ernstes Studium, Hingebung und Ausdauer. Der Besitz gewisser chemischer und physikalischer Kenntnisse, eines guten Mikroskopes und der nötigen Hilfsmittel, sowie einige Vertrautheit mit der mikroskopischen Technik ist ohnehin für derartige Studien unerläßliche Vorbedingung.

Zur allgemeinen Charakteristik des Buches bedarf es noch des Hinweises darauf, daß Westermaier der Schule Schwendeners angehört und auf streng christlich-teleologischem Standpunkte steht. Von diesem aus und für diesen erklärt und verwertet er die Ergebnisse der modernen Forschungen, während er die aus denselben gezogenen Schlußfolgerungen, soweit sie sich in der Richtung der Descendenztheorie bewegen, entschieden bekämpft.

München.

H. Stadler.

Bork, Dr. H., Die Elemente der Chemie und Mineralogie. Leitfaden für den chemisch-mineralogischen Kursus des Gymnasiums. 3. Aufl. Paderborn, Ferd. Schöningh. 1894. 107 S. M. 1.20.

Speziell für den chem.-mineralog. Unterricht am Gymnasium hat der Verfasser unter Festhaltung des Grundsatzes „*Pauca sed matura*“ einen Leitfaden ausgearbeitet, der in Auswahl und Durchführung als vollkommen zweckentsprechend bezeichnet werden muß. In 3. Auflage wurde dieser chem. Leitfaden um einen rein mineralogischen Teil bereichert, welcher die Krystallographie an wenigen charakteristischen Mineralien (Steinsalz, Flußspat, Fahlerz, Schwefelkies, Quarz, Kalkspat, Schwefel und Gips) voraus gesondert behandelt, der Petrographie, Geognosie und Geologie in einigen kurzen Bemerkungen (§ 9 u. § 10) soweit als nötig Rechnung trägt. Die chemischen Eigenschaften der Minerale finden sich in dem auch in der neuen Auflage fast unverändert gebliebenen 2. chemischen Teile. Die am Schlusse beigegebenen Verzeichnisse der nötigen Mineralien, Krystallmodelle, Chemikalien und Apparate tragen jedenfalls dazu bei, die Einrichtung für den chem.-mineralog. Unterricht zu erleichtern und gleichheitlich zu gestalten. Bei der unbestreitbaren Notwendigkeit, daß der Physik Lernende auch die fundamentalsten Kenntnisse in der Chemie sich aneigne, dürfte auch unsern Gymnasiasten das kleine Büchlein zur Beschaffung dieser Kenntnisse ganz entschieden dienlich sein.

München.

Piechler.

### III. Abteilung.

#### Literarische Notizen.



Einiges Christentum. Volksschrift zur Förderung der Bestrebungen M. von Egidy's, vierteljährlich herausgegeben von Prof. Lehmann-Hohenberg. 6. Heft. Kiel. Mit diesem Hefte schließt die Vierteljahresschrift ihr Erscheinen; an ihre Stelle tritt eine Wochenschrift unter dem Titel „Versöhnung,“ begründet von M. von Egidy und herausgegeben von der Aktiengesellschaft „Pionier“; sie wird als Mittwochsblatt in Berlin erscheinen. Aus dem vorhandenen Bedürfnis eines häufiger erscheinenden Organs kann man schließen, daß die von Egidy angeregte religiös-ethische Bewegung sich zur Zeit noch in aufsteigender Linie bewegt. Das letzte Heft der Quartalschrift enthält eine Abhandlung K. Lehmanns über den Ursprung der Familie und des Privateigentums; Bernhard Eulenstein weist in einer Dichtung „die Oase von Siwah“ nach, wie das Eigentum an Grund und Boden die Abhängigkeit anderer von dem Eigentümer des Bodens erzwingt; Pfarrer Gottfried Schwarz in Binau (Baden) stellt in „60 Sätzen gegen die Irrlehren des Christentums“ kühne Behauptungen auf, welche bei denen, die auf dem Boden eines besonnenen positiven Christentums stehen, auf entschiedensten Widerspruch stoßen müssen, ohne daß wir in Abrede stellen wollen, daß sich unter diesen Thesen manch bittere Wahrheit findet, die sich das kirchliche Leben der Gegenwart um seiner Fehler und Mängel willen gefallen lassen muß. Ein Freimaurer weist in einem Artikel „Egidy, Ethik und Freimaurerei“ auf die Notwendigkeit der Reform des Freimaurertums hin. Adolf Graf von Westarp schildert den „Verfall der deutschen Bühne“, dem die Gründung einer „deutschen Nationalbühne“ auf religiös-sittlichen Grundlagen entgegen arbeiten soll. Der Herausgeber Prof. Lehmann endlich bespricht die wichtigeren neuen Erscheinungen auf dem Büchermarkt, welche eine gleiche oder ähnliche Richtung, wie sie die Quartalschrift vertritt, enthalten, und fordert schließlich die Leser zur Einsendung einer Zustimmungserklärung auf, welche das Einverständnis mit einer These bekunden soll, die jede Art der Nötigung und des Zwanges zur Anwendung eines kirchlichen Bekenntnisses oder Dogmas als unstatthaft bezeichnet. Man hofft dadurch den ziffermäßigen Nachweis erbringen zu können, daß das Verlangen weiter Kreise des deutschen Volkes auf Aufhebung jedes Konfessionszwanges gerichtet ist. Wir könnten uns nicht entschließen, dem Wunsche des Herausgebers zu entsprechen. Denn wir sehen in der neuen religiösen Bewegung bei aller Anerkennung des hohen sittlichen Ernstes, der großen Rührigkeit und des rühmlichen Freimuthes ihrer Urheber eine irriige Auffassung des Wesens des Christentums und eine Schädigung des kirchlichen Lebens der Gegenwart, das bei allen Fehlern und Mängeln, die auch wir beklagen, sich denn doch auf einer solideren Grundlage bewegt, als der religiöse Subjectivismus der durch die Egidy'schen Ideen beeinflussten Kreise sie zu bieten vermag.

Neutestamentliche Schriften im Zusammenhang erläutert für höhere Schulen. Erstes Heft: Der Galaterbrief. Von Dr. Paul Schultze, Oberlehrer am k. Wilhelms-Gymnasium zu Berlin. Gotha bei Perthes 1894. 29 S. 50 Pfg. Die Schulliteratur hat keinen Überfluß an Erklärungen neutestamentlicher Schriften, welche dem evangelischen Religionsunterrichte an höheren Schulen in erspriesslicher Weise dienen, indem sie dem Schüler ein tieferes Ver-

ständnis des Inhaltes vornehmlich durch Aufweisung des logischen Gedankenganges vermitteln. Wir begrüßen darum die Herausgabe einer solchen Sammlung, die auf 9 Hefte berechnet ist und die Evangelien des Matthäus, Markus und Johannes, die Apostelgeschichte, den Römer-, ersten Korinther-, Galater- und Philipperbrief und den Brief des Jakobus enthalten soll, als ein dankenswertes Unternehmen. Die vorliegende kurze Erklärung des Galaterbriefes von Dr. P. Schultze erscheint uns als eine gelungene Arbeit, die auf fachmännischer Seite sicher Beifall finden wird. Die Auslegung, welche den Lehrer nicht ersetzen, sondern dem Schüler die hässliche Wiederholung erleichtern und ihn zu eigenem Nachdenken anregen und anleiten will, entspricht nach Form und Inhalt den Bedürfnissen und Anforderungen höherer Schulen, indem sie den Inhalt des Briefes trefflich disponiert und den gebührenden Wert auf die Darstellung des inneren Gedankenganges legt. Vorausgesetzt wird der Anlesung des Briefes der Text der sogenannten Probebibel, d. h. die lutherische Übersetzung nach der „im Auftrage der Eisenacher Deutschen evang. Kirchenkonferenz durchgesehenen Ausgabe.“ Wir ziehen im Unterrichte in den obersten Klassen des Gymnasiums den griechischen Text vor und teilen auf Grund langjähriger praktischer Erfahrung die Befürchtung des Verfassers, daß der Urtext dem Schüler zu große Schwierigkeit biete, und die Meinung, daß durch Beseitigung der sprachlichen Erklärung nur Zeit für eingehende Behandlung des Inhaltes gewonnen werde, nicht. An zahlreichen Stellen wird ja doch immer der Lehrer im Interesse der richtigen Erklärung sich genötigt sehen, auf den griechischen Text zurückzugehen. Ein „Leben des Paulus“, das den Raum von 2 Seiten in Anspruch nimmt, ist der Briefklärung beigegeben. An Stelle der doch zu knappen Darstellung des Gegenstandes erscheint uns eine etwas ausführlichere Behandlung dieses für das Verständnis der paulinischen Literatur wichtigen Abschnittes wünschenswert. Auch werden die Schlußangaben keinen unbedingten Anspruch darauf erheben können, daß sie sich auf ein in jeder Beziehung gesichertes wissenschaftliches Ergebnis neutestamentlicher Schriftforschung stützen.

Süddeutsche Blätter für höhere Unterrichtsanstalten mit Einschluß der Kunstschulen und der höheren Mädchenschulen. Unter Mitwirkung hervorragender Vertreter der Wissenschaft und des höheren Schulaufsichtsbereiches von Karl Erbe, Professor am Eberhard-Ludwigs-Gymnasium zu Stuttgart. Verlag von Paul Neff in Stuttgart. (Erscheinen monatlich zweimal. Preis vierteljährlich 3 Mk.) Die „Süddeutschen Blätter“, welche mit dem 1. Januar 1894 ihren II. Jahrgang begannen, haben sich die schwierige, aber dankbare Aufgabe gesetzt, eine Vermittlung zwischen den verschiedenen Zweigen des höheren Schulwesens und den mannigfaltigen Richtungen innerhalb desselben herzustellen, und suchen daher in allen Abhandlungen und Mitteilungen das Ganze des höheren Schulwesens zu betonen, die großen gemeinsamen Aufgaben der höheren deutschen Jugendbildung. Mit Recht hoffen sie eben dadurch auch eine Annäherung zwischen den Vertretern der vorhandenen Schulgattungen anzubahnen und die Entwicklung eines gemeinsamen Standesbewußtseins unter ihnen zu fördern, ohne welches ja die Bestrebungen zur Hebung des Ansehens und zur Verbesserung der Lage des höheren Lehrerstandes sicher wenig Aussicht auf durchschlagenden Erfolg haben. Wie diese große Aufgabe zu erfüllen gesucht wird, zeigt der vorliegende nur 12 Nummern umfassende I. Jahrgang mit seinem reichen und mannigfaltigen Inhalt; neben den den Zwecken des Unterrichts dienenden zahlreichen Abhandlungen, Besprechungen von neuen Werken, Berichten über Versammlungen, Veröffentlichungen von Prüfungsaufgaben und Schulnachrichten brachte eine besondere Abteilung, Allerlei, zahlreiche Aufsätze und Mitteilungen schönwissenschaftlicher, unterhaltender oder allgemein belehrender Art. Eine besondere Erwähnung verdient, daß, wo es nötig scheint, die gelehrten Ausführungen durch Anschauungsmittel unterstützt werden, und daß dabei von dem bekannten Verlage keine Kosten gescheut werden, um solche in mustergiltiger Weise herzustellen; dafür liefert den besten Beweis gleich die in Nr. 1 des neuen Jahrgangs gebotene treffliche Abbildung des Appollo von Belvedere, welche (in Ermangelung etwa einer Photographie) auch dem Lehrer für die Verwendung im Unterrichte

gute Dienste zu leisten vermag. Endlich ist noch rühmlich hervorzuheben, daß sich eine größere Anzahl von Aufsätzen und Mitteilungen mit den Ständesangelegenheiten der höheren Lehrerschaft beschäftigt, und daß es dabei bisher der neuen Zeitschrift gelungen ist, allenthalben den Ton ruhiger Sachlichkeit festzuhalten, wodurch nach unserer Ansicht ja weit mehr erreicht wird als durch stürmisches Poltern oder Verbissenheit, welche sich auch vor der Verunglimpfung eines Gegners nicht scheut.

Es ist daher nur zu wünschen, daß diese neue Zeitschrift, deren Bestrebungen den Anklang, denn sie bereits vielfach gefunden haben, vollauf verdienen, immer festeren Fuß fasse in allen Gauen unseres deutschen Vaterlandes, namentlich aber in Süddeutschland die weiteste Verbreitung und Unterstützung finde.

Dr. G. Stephan, Direktor der Bürgerschule in Netzschkau, Die häusliche Erziehung in Deutschland während des achtzehnten Jahrhunderts. Wiesbaden. Bergmann 1891. 162 S. Der Verfasser hat ein reiches Material aus historischen und pädagogischen Schriften für die besondere Aufgabe, welche er sich gestellt hat, gesammelt und in ansprechender Weise verarbeitet. Im allgemeinen kommt er zu dem Ergebnis: „Die Eltern befanden sich in großer Minderzahl, die es mit der Erziehung ihrer Kinder ernst nahmen, die Mehrheit machte sich in dieser Hinsicht größter Nachlässigkeit schuldig.“ Doch wird S. 14 für das Ende des Jahrhunderts ein Fortschritt zum Besseren konstatiert.

Mitteilungen der Gesellschaft für deutsche Erziehungs- und Schulgeschichte. Im Auftrage der Gesellschaft herausgegeben von Karl Kehrbach. Jahrgang II, Heft 1. Jahrgang III, Heft 3. Berlin 1892 und 1893. Hofmann & Co. Die umfangreicheren Mitteilungen sind: 1. Die Pädagogik des Konrad Bitschin von Domkapitular Dr. Hippler in Frauenburg. 2. Ein Schulgesetz Heinrich I. für die Stadtschule zu Schleiz von Gymnasiallehrer Dr. Böhme in Schleiz. 3. Schola et Methodus Gärtneriana von C. Spielmann in Wiesbaden. 4. Beiträge zur Geschichte des Philanthropins in Dessau von Prof. Dr. Franke in Dessau. 5. Aus der Geschichte des Iglauer Gymnasiums von Karl Werner, Landeschulinspektor a. D. in Salzburg. 14. Schüler-Regeln aus dem Ende des 15. Jahrhunderts von Kustos Dr. Bohlmann in Münster. 15. Die Zerbster Landschulen um die Mitte des 17. Jahrhunderts von Becker, Pastor und Kreis-schulinspektor in Lindau. 16. Der Versuch des Herzogs Ernst des Frommen von Gotha zur Gründung eines adeligen Fräuleinstiftes um 1670 von Dr. phil. Pahnner in Leipzig. 18. Schulordnungen der Stadt Königsutter von Rektor Dr. Koldewey in Königsutter. Ein „Geschäftlicher Teil“ der Hefte enthält Berichte über Versammlungen und Sitzungen, Satzungen und Erlasse der Regierungen in Sachen der Gesellschaft u. s. w.

Dr. S. Frankfurter, Amanuensis der k. k. Universitätsbibliothek in Wien, Die Mittelschulreform in Preußen und das österreichische Mittelschulwesen. Mit einer vergleichenden Zusammenstellung der Lehrpläne und einer tabellarischen Übersicht der Stundenpläne. Wien, Hölder 1893. 87 S. Der Hauptteil dieser Schrift gibt den Inhalt der neuen preussischen Lehrpläne wieder, soweit durch dieselben Änderungen der früheren Vorschriften vorgenommen wurden. Das Urteil über dieselben lautet im Ganzen zustimmend, und zwar deshalb umso mehr, als nach der Ansicht des Verfassers das preussische Mittelschulwesen durch diese Reform dem österreichischen bedeutend genähert worden ist. S. 22 ff. werden dann auch noch verschiedene Vorzüge des österreichischen Lehrplanes namhaft gemacht. Indes wird dem gegenüber auch zugestanden, daß in Bezug auf Lehrbetrieb und die größere Unabhängigkeit der Lehrer von den Instruktionen die preussischen Schulen den Vorrang verdienen.

O. Glöde, Die deutsche Interpunktionslehre. Leipzig, Teubner 1893. Preis 30 Pfg. S. VI und 33. Das Büchlein gibt einen Abriss der Regeln von den 11 Satzzeichen und erläutert sie durch gut gewählte Beispiele, welche naturgemäß den größeren Teil des Werkchens einnehmen. Die aufgestellten Regeln zeichnen sich durch Klarheit, Bestimmtheit und gute Disposition aus, sind

jedoch nicht erschöpfend, sondern berühren nur die in den Schulen alltäglich zu beachtenden Fälle. Zum Worte Komma wünschten wir die Übersetzung mit Beistrich zugefügt. Für die unteren Klassen (2. und 3.) kann das Büchlein empfohlen werden.

Franz Linnig, Deutsches Lesebuch. 1. Teil. Mit besonderer Rücksicht auf mündliche und schriftliche Übungen. Für untere Klassen höherer Lehranstalten. 10. Aufl. Paderborn, Ferdinand Schöningh. 1894. XII und 606 S. Preis 3 Mk. Diese 10. Auflage des in unseren Blättern wiederholt besprochenen und in seinem praktischen Werte anerkannten Lesebuches hat nur insofern stofflich eine Änderung erfahren, als in Gemäßheit der preussischen Lehrpläne von 1892 in den Abschnitten 9. Alte Geschichte und 10. Deutsche Geschichte 19 Lesestücke als Ergänzung eingeschoben sind (8 zu ersterem, 11 zu letzterem Abschnitt gehörig); dazu kommt noch in 11. Abschnitte: „Vom deutschen Vaterlande“ das Gedicht von Ernst Scherenberg, die Kaiserglocke. Nachdem der Verfasser schon in der 9. Auflage den grammatischen Anhang zu einem grammatischen Leitfaden erweitert hatte, ist dieser in der 10. Auflage wiederum zu einer förmlichen, den Bedürfnissen der unteren Klassen (bei uns Klasse 1 bis 3) entsprechenden Sprachlehre umgearbeitet worden, die genau 100 Seiten umfaßt und, was sehr zu billigen ist, die Satzlehre nur in Beispielen gibt.

Anschauungstafel für den Glockengufs, unter besonderer Berücksichtigung von Schillers Lied von der Glocke, gezeichnet von Dr. B. Rein, Rektor der 1. Mädchenbürgerschule und Lehrer am Fürstlichen Landeseminar zu Rudolstadt. Gotha, Friedrich Andreas Perthes 1894. Preis unaufgezogen 3 Mk. — Diese Anschauungstafel ist nicht die erste in ihrer Art. 1891 erschien im Verlag von Michels in Düsseldorf: Das Lied von der Glocke, technisch erläutert, nebst einer Beschreibung des Glockengusses und einer lithogr. Tafel in Farbendruck als Lehrmittel für Schulen entworfen und erklärt von Paul Ullner, Techniker. Diese Tafel im Format einer Broschüre zusammengelegt, mit 15 Seiten Text kostet Mk. 1.80, ohne Text M. 1.50, auf Leinwand aufgezogen mit Stäben 3 Mk.; sie ist nur 57 cm lang und 47 cm hoch. Infolgedessen kann diese Tafel nicht von allen Schülern gleichmäßig gut gesehen werden, sondern dient höchstens für den Schaukasten, zumal die Zeichnung selbst nur einen verhältnismäßig kleinen Teil der Tafel ausfüllt, weil der Rauchfang zu lang angeben ist. Dieser Übelstand war wohl mit die Veranlassung, daß so bald eine neue Anschauungstafel für den gleichen Gegenstand hergestellt wurde; doch mag auch der Wohnort des Zeichners mitgewirkt haben; denn in der Mayerschen Glockengießerei an der Jenaischen Straße in Rudolstadt machte Schiller seine Beobachtungen für sein berühmtes Gedicht. Da die neue Tafel 96 cm lang, 66 cm hoch ist, dabei aber den Raum so ausnützt, daß die eigentliche Zeichnung fast dreimal so groß erscheint wie bei der obigen, wobei noch Platz bleibt für 3 Nebendarstellungen (fertige Glocke aufgehängt, Durchschnitt dazu, Herstellung der Form für den Gufs), da endlich die Farben sehr lebhaft und deutlich wirken, so entspricht sie allen Anforderungen, die man für den Anschauungsunterricht stellen kann; denn daß man bei Erklärung der Meistersprüche in Schillers Glocke mit ihren vielen technischen Ausdrücken ein solches Anschauungsmittel sehr gut brauchen kann, bedarf wohl keines Beweises. Daß die beiden Tafeln in ihren Angaben im allgemeinen übereinstimmen, spricht für die Richtigkeit der neuen, die ja nicht von einem Techniker gezeichnet ist; der Unterschied beider besteht darin, daß Zeichnung und Text der kleineren Tafel manches so geben, wie es jetzt ist, wogegen Rein nicht die Technik des modernen Glockengusses, sondern nur das geben will, was Schiller in einer Glockengießerei beobachtet und in Büchern seiner Zeit darüber vorgefunden hat. Eine Einrichtung des Textes der kleineren Tafel hätte meines Erachtens Nachahmung verdient; der Text ist nämlich von 5 zu 5 Zeilen mit Nummern versehen, hinter dem Texte sind die Meistersprüche aus Schillers Glocke im Wortlaut abgedruckt, und bei jedem vorkommenden technischen Ausdruck wird in einer Fußnote auf Seite und Zeile der Erklärungen verwiesen, so daß man sich sehr rasch und bequem orientieren kann.

Benecke (Direktor) u. d'Hargues (Schulinspektor), Französisches Lesebuch. Anfangs- und Mittelstufe. 3. verm. Aufl. Potsdam 1888. Aug Stein.



8°. 251 Seiten. M. 1.60. Dieses Buch empfiehlt sich vor allem dadurch für die Schule, daß es nichts enthält, was gegen die guten Sitten verstößt. Der Stoff besteht aus Fabeln in Prosa, moralischen Erzählungen, aus Geschichtlichem und einigen Bildern aus dem Naturleben. Davon sind die Stücke von Seite 9–70 für Anfänger berechnet. Außerdem finden sich noch 24 Gedichte. Die Anmerkungen unter dem Text enthalten in möglichster Kürze sachliche und grammatische Erklärungen. Sorgfältige Präparationen und Wörterverzeichnisse am Schlusse des Buches erleichtern dem Schüler die Benützung.

Benecke. Alb., Dir. d. Sophiensch. z. Berlin, Französische Schulgrammatik. 2 Teile. Neunte Aufl. Ausg. A. Potsdam 1889 u. 1892. August Stein. 8°. Erster Teil 384 Seiten. M. 2.—. Zweiter Teil 455 Seiten. M. 3.—. Diese (ausführlichere) Grammatik ist für höhere Schulen bestimmt, welchen für das Franz. eine größere Zahl von Lehrstunden zu Gebote steht. Die Thatsache, daß dieses Buch, das sich durch die fleißig gesammelten und zahlreichen Beispiele ebenso sehr als durch die Reichhaltigkeit an Regeln auszeichnet, trotz der gegenwärtigen Reformströmung zu einer 9. Auflage (allerdings erst nach 40 Jahren) gelangt ist, scheint zu beweisen, daß die alte Methode immer noch Anhänger genug zählt. Für unsere Schulen ist das Buch zu umfassend, aber als Nachschlagewerk ist es dem Lehrer recht nützlich.

Toeppe, *Abrégé de l'histoire de la littérature française à l'usage des écoles supér.* 3<sup>e</sup> éd. revue par Max Benecke. Potsdam 1891. A. Stein. 8°. 36 S. Kart. M. —.50. Das Büchlein erstreckt sich von der ältesten Zeit bis zu Taine, Sully, Prudhomme, Ohnet und Pailleron. Es war ursprünglich für eine weibl. Bildungsanstalt zu Potsdam gedruckt worden, hat aber nach seiner Veröffentlichung auch sonst Beifall gefunden und kann als Grundlage für Vorträge, sowie als Hilfsmittel zur Memorierung der wichtigsten Daten dienen. Die letzten 6 Seiten enthalten eine tabellarische Übersicht der wichtigsten Namen und Zahlen.

Reuter M., Prof. am Realgymnasium in Gmünd, 75 Stücke zur Einübung franz. Sprachregeln für mittlere Klassen. 2. Aufl. Stuttgart 1892. J. Roth. kl. 8°. 76 Seiten. br. M. —.50. Dieses Büchlein, das schon wegen seiner Billigkeit verdient, an die Stelle der bisher gebrauchten zu treten und durch die Steuerwaldsche Übersetzung unbrauchbar gemachten Absolutoralaufgaben zu treten, enthält bloß zusammenhängende Stücke, von denen nur die ersten neun ganz Elementares bieten. Die letzten 50 Seiten dürften sich ganz speziell für unsere Oberklassen eignen. Besonders hervorzuheben ist der große Vorzug, daß zu jeder Nummer die nötigen Wörter im Anhang angegeben sind. Dazu kommt, daß bei so billigen Hilfsbüchern dieser Art eine spezielle Genehmigung nicht erforderlich erscheint.

Boerner, Dr. O. (Dresden), Lehrbuch der franz. Sprache. 2. Aufl. Leipzig 1893. B. G. Teubner. gr. 8. VIII u. 332 Seiten. Über die erste Auflage dieses Buches ist schon früher berichtet worden. Wir haben nur zu bemerken, daß diese 2. Aufl. ein zwar verbesserter aber doch ziemlich unveränderter Abdruck der ersten ist. Es sind nur 11 Seiten zusammenhängender Stücke neu hinzugekommen. Man muß sich aufs höchste wundern, daß schon 6 Monate nach Veröffentlichung der ersten Auflage dieses Buches zur Drucklegung der zweiten geschritten werden konnte. Bei uns wäre dies unmöglich, selbst wenn die erste Auflage nur aus 100 Exemplaren bestände.

Dr. H. Stahl und Dr. V. Kommerell, Die Grundformeln der allgemeinen Flächentheorie. Mit einer Tafel. Leipzig. B. G. Teubner. 1893. 114 Seiten. Die Verfasser suchen die Sätze der Flächentheorie in allgemeiner und einheitlicher Behandlung darzustellen. Der Stoff ist in 3 Teile gegliedert. Der erste Abschnitt gibt die Formeln zur Untersuchung einer gegebenen Fläche, der zweite die Formeln zur Herleitung einer Fläche aus gegebenen Eigenschaften, der dritte die Formeln zur Untersuchung der allgemeinen Flächenkurven. Die vortragenen Sätze werden durch eine größere Anzahl von Anwendungen erläutert. Das Schriftchen eignet sich vortrefflich zur Einführung in die allgemeine Flächen-

theorie und kann als Grundlage beim Studium ausführlicher Werke, wie derjenigen von Gauß, Bianchi und Darboux, dienen.

Dr. A. Breusing, Direktor der Seefahrtsschule in Bremen. Das Verebnen der Kugeloberfläche für Gradnetzentwürfe. Ein Leitfaden für den Unterricht. Mit Figuren im Text und sechs Bildtafeln. Leipzig 1892. H. Wagner und E. Debes. M. 3.—. Der Verfasser will keine erschöpfende Darstellung der Kartenprojektionen geben; er beschränkt sich auf solche, zu deren Verständnis die Hilfsmittel der niederen Mathematik ausreichen. Die geometrisch einfachsten Abbildungen haben sich bis jetzt auch als die wertvollsten erwiesen. Die hier versuchte Einführung in die Lehre von den Gradnetzentwürfen ist eine eigenartige. Br. legt nämlich nicht die Perspektive, sondern den über den Globus gespannten und dann abgewickelten Faden seiner Betrachtung zu Grunde. Nicht minder originell ist die sachlich-systematische Einteilung und Benennung der behandelten Gradnetzentwürfe. Möchten Breusings Bezeichnungen Beifall finden oder doch zu besseren Vorschlägen anregen; denn der Wirrwarr in der Benennung der Projektionen ist wirklich unleidlich geworden.

## IV. Abteilung.

### Miscellen.

#### Personalnachrichten.

Ernannt: Dr. Joh. Nusser, Gymnasiallehrer in Würzburg, (N. G.) zum Gymnasialprofessor in Mündenstadt.

Versetzt: Wilhelm Roos, Studienlehrer in Günzburg als Gymnasiallehrer nach Würzburg (N. G.)

Stipendien: Dr. Ernst Bodensteiner, z. Z. Assistent am Realgymnasium in München erhielt ein archäol. Reichstipendium von 3000 Mark, Dr. Ernst Knoll, Gymnasiallehrer in München. (Maxg.) das bayer. Stipendium von 2160 M. zum Besuche des archäol. Instituts in Rom und dessen Filiale in Athen. Dr. Heinrich Ungemach, Gymnasiallehrer in Schweinfurt (n. Spr.) ein Reisestipendium von 900 Mk. zur weiteren Ausbildung in Frankreich, bez. England.

In Ruhestand versetzt: G. Behr, Studienlehrer in Kusel, für immer.

Gestorben: Heinrich Götz, Studienlehrer in Dinkelsbühl; Michael Beuthäuser, Gymnasialprofessor a. D. in Regensburg; Joh. Kraus, Gymnasiallehrer in Burghausen; Joseph Herrmann, Gymnasiallehrer (M) in Neuburg a. D.; Ernst Spiefa, Gymnasialprofessor (Naturw.), Erhard Walder, Gymnasialprofessor (M.), beide am Realgymn. in Nürnberg.

### Neues Taschenbuch für die Lehrer an den höheren bayerischen Unterrichtsanstalten.

Wie wir durch die Lindauer'sche Verlagsbuchhandlung vernehmen, wird rechtzeitig vor Beginn des nächsten Schuljahres das Reisersche Taschenbuch in neuer Gestalt erscheinen. Dasselbe weist in der neuen Bearbeitung mehrfache Verbesserungen auf: Verzeichnisse für Schulversammlungen und Straflisten kommen als entbehrlich in Wegfall, ein eigenes beigedrucktes Schema soll die Benützung der Notentabellen etc. zeigen, da von verschiedenen Seiten ein diesbezüglicher Wunsch geäußert wurde. Durch Vermehrung der Seiten der Schülerverzeichnisse und Listen soll dem Bedürfnis der Fachlehrer wie der Ordinarien großer Klassen (bis zu 70 Schülern) in gleicher Weise Rechnung getragen werden. Somit kann das Taschenbuch im voraus bestens empfohlen werden.

## I. Abteilung.

### Abhandlungen.

#### Über ein neuentdecktes Genfer Homerfragment und den Wert seiner Varianten.<sup>1)</sup>

Sehr geehrte Herren!

Im kommenden Jahre 1895 ist eine Säkularfeier besonderer Art für die Philologenwelt: 100 Jahre sind verflossen, seit ein Buch von weittragender Bedeutung erschien, ich meine Fr. A. Wolfs Prolegomena. Welch eine Hochflut von Literatur seit dieser Zeit besonders in Deutschland über die homerische Frage sich von allen Seiten ergossen, ist Ihnen zu bekannt, als daß ich darüber ein Wort zu verlieren hätte. Hat sich doch im Laufe der Zeit sozusagen ein Parlament von Homerikern gebildet, ein Parlament mit verschiedenen mehr oder minder scharf abgesetzten Parteien: wir haben eine radikale Partei in den Lieder- und Liedchen-Theoretikern; eine liberale, mit der alexandrinischen Überlieferung schlechterdings abbrechende, in den Entwicklungs-Theoretikern, die den Homer schichtenweise entstehen lassen; ihnen verwandt sind die schon zum Konservativismus hinneigenden Interpolationsverfechter; an diese schlossen sich die hochkonservativen Fraktionen der Aristarcheer und Unitarier in verschiedenen Schattierungen an; selbst die Parteilosen oder Eklektiker fehlen nicht: ich erinnere nur an den Äoliker Fick.

Dieser Kampf der Parteien scheint sich in den letzten Jahren etwas gelegt zu haben. Da wirft der Zufall einen Erisapfel in Gestalt einiger ägyptischer Papyrusstreifen mit Homerversen mitten in die hohe Versammlung mit der Aufschrift „wer von euch hat jetzt recht?“ Und sehen wir sie näher an, diese 2000jährigen Textfragmente, so ist es, als ob sie zu uns sprächen: „Ihr alle, so verschieden auch eure Ansichten über Homer sein mögen, habt eines gemeinsam: euch allen ist der Homer zu lang; auch die Mäßigsten unter euch glauben an Interpolationen größeren oder kleineren Umfangs. Nun seht mich an! Statt eines kürzeren, gereinigten Textes bringe ich euch ein Bruchstück mit einer Menge neuer Verse, wovon Ihr bisher kaum eine Ahnung hattet!“

<sup>1)</sup> Der folgende Vortrag des Hr. Koll. Menrad konnte auf der Generalversammlung in Bamberg wegen Mangel an Zeit nicht gehalten werden; er gelangt deshalb hier zum Abdruck. (Die Red.)

Meine Herren! Jules Nicole, der verdienstvolle Herausgeber der Iliasscholien des Cod. Genevensis 44, hat im 18. Jahrgang (1894) der Pariser Revue de Philologie, 1. Liefer., auf einigen für die Genfer Bibliothek angekauften Papyri 6 mehr oder minder vollständig erhaltene Homerfragmente entdeckt, welche den Büchern  $\gamma$  der Odyssee, *A, A, Z, A, M* der Ilias angehören. Sie sind vom Herausgeber mit rühmenswürdiger Akribie in Hinsicht auf paläographisches Detail behandelt; besondere Anerkennung verdient seine Findigkeit in der Ergänzung der Bruchstücke bisher unbekannter Verse. Der Zeit nach darf die Niederschrift dieser Fragmente nach den Untersuchungen von Diels (Sitz.-Ber. d. berl. Akad. d. W. 1894, XIX) nicht unter das 2. Jahrhundert v. Chr. herabgerückt werden, während die Abfassung des Textes noch weit älter ist, nämlich den Ausläufern der rhapsodischen Kunst angehört.

J. Nicole hat sich nun im ganzen mit der genauen Darstellung des Thatbestandes begnügt; er fällt nur hie und da ein Urteil über Wert oder Unwert der Varianten. Deshalb verlohnt es sich der Mühe, auf diese noch offen gelassene Frage näher einzugehen, was ich vor Ihnen, meine Herren, nur bezüglich des 6. Fragmentes, des weitaus größten und vollständigsten sowie inhaltlich interessantesten, versuchen will. Hiebei sollen zunächst nur die sachlichen Varianten, bez. neuen Verse berücksichtigt, die nebenbei laufenden zahlreichen orthographisch-phonetischen Eigentümlichkeiten nur gelegentlich beigezogen werden.

#### Fragment VI.<sup>1)</sup>

(Ilias A 788—848) veröffentlicht von J. Nicole (Revue de Philologie, XVIII ann., 1re livr. p. 101 sq.)

#### A) Linke Kolonne.

- 788 [ἀλλ' ἐν οἱ γάσθαι πυκινὸν ἔπος ἦδ' ἄλ]οθέσθ[αι]  
 789 [καὶ οἱ σημαίνειν ὁ δὲ πείσεται εἰς ἀ]γαθὸν περ.  
 790 [ὡς ἐπέειλλ' ὁ γέρων, σὺ δὲ λή]θεται. ἀλ]λ' ἔτι καὶ νῦν  
 791 [ταῦτ' εἰπὼν Ἀχιλλεῖ φίλῳ πόλ]εμόνδε κάλ[εσσ]ον.  
 792 [τίς οἶδ', εἴ κέν οἱ σὺν δαί]μονι θυ]μὸν ὀρέναις  
 793 [παρριπῶν; ἀγαθὴ δὲ παρ]αιγασίς ε]στίν ἐταίρου.  
 794 [εἰ δὲ τίνα φρεσὶ ἦσι θ]οοπροσίτη] ἀλείνει  
 795 [καὶ ἰνά οἱ παρ Ζη]ρός ἐπέσθ]αδε πότνια μήτηρ  
 795' [ἀργυρόπεζα Θέτις, θυγάτηρ ἀλ]ίοι]ο γεροντος.  
 795'' [αὐτὸς μὲν νηῶν μενέτω ἐν ἀγ]ῶνι θούων.  
 796 [ἀλλὰ σὲ περ προέω, καὶ ἔ]πεσθ[αι] λαὸν ἀνώχθω  
 797 [Μυρμιδόνων, εἴ κέν τι γί]ως Λαναῶσ]ι γένηαι

<sup>1)</sup> Die Ergänzungen (aus der Vulgata) sind in eckigen Klammern, die Varianten durch gesperrten Druck hervorgehoben; schwer Lesbares ist punktiert.

791 suppl. ego, Nicoleum secutus qui, ταῦτ' εἰπὼν Ἀχιλλεῖα διάφρονι δέηρο κάλ[εσσον] tentat: ταῦτ' εἰπὼς Ἀχιλλεῖ διάφρονι, αἰ κε πύθεται vulg.

794 fort. ἀλείνει = ἀλείνει?

795' et 795'' suppl. Nicole.

796b suppl. ego; . . ἔμει δ' ἄλλος λάος ἐπίσθω vulg.; τὸν δ' ἄλλον λαὸν ἀνώχθω Nicole.

- 798 [καὶ δότω ὤμοιοι τὰ ἄ τεύχεα θ]ωρηχθῆναι,  
 799 [αἷ κέ σε τῷ ἴσχυοντες ἀπόσχων]αι πολέμοιο  
 800 [Τρωῆς, ἀνάπνεύσωσι δ' ἀρήιοι νῆες Ἀχαιῶν  
 801 [τειρούμενοι ὀλίγη δέ τ' ἀνάπνευσις πολέμοιο.  
 802 [ἔβια δέ κ' ἀκμήτες κεκμηότας ἀν]δρας ἀντῆ  
 803 [ῶσαισθε προσι ἄσιν νεῶν ἀπο καὶ κλισ]ιάων.  
 804 [ὡς γαίω, τῷ δ' ἄρα θυμὸν ἐνὶ σιῆθ]εσσιν ὄριεν.  
 804 [τεῖρε γὰρ αἰνὸν ἄχος κραδίην. ἀ]κάχησε δέ θυμὸ[ν],  
 805 [βῆ δέ θέειν παρὰ νῆας ἐπ' Αἰακίδη]ν Ἀχιλλῆα,  
 805 [δηθῦνοντα πάροιθε νεῶ]ν ὄ[ρθο]κρ[α]τ[ι]ρ[ά]ων.  
 806 [ἀλλ' ὅτε δὴ κατὰ νῆας Ὀδυσσῆ]ος θείοιο  
 807 [ἔξε θέων Παύροκλος, ἵνα σφ' ἀγορ'] τε θέμις τε  
 807 [ἐν μέσσω δέδμητο νεῶν ὄρθ]οκρ[α]τ[ι]ρ[ά]ων,  
 808 [ῥτῆ δὴ καὶ σφι θεῶν <ἰεροὶ?] ἐτε]τεύχαστο βωμοί,  
 809 [ἐνθα οἱ Εὐρύπυλος βεβλημένος] ἀντεμόλησεν

## B) Mittlere Kolonne.

- 810 διογενὴς Εὐάιμον[ίδης, κα]τὰ μηρὸν οἰσθῶ.  
 811 σακῶν ἐκ πολέμ[ων]· ἀπὸ δὲ ννότιος ἔειεν ἰ[δρωῶς]  
 812 ὤμων κα[ὶ] κ[ε]φαλῆς. ἀπὸ δ' ἔλκεος ἀργαλείοιο  
 813 αἶμα με[λαν] κελάρυζε· νόος γε μὲν ἔμπεδος [ἦεν].  
 814 τὸν δ[ὲ] ἰδὼν ὤκτειρε Μενoit[ίω]ν ἀγλαὸς νῖός,  
 815 ἐν τ' ἄρα οἱ φῦ χειρὶ ἔπος τ' ἔφατ' ἐκ τ' ὀνόμαζε[εν].  
 816 ἂ δειλοί [Α]νασῶν ἡγήτορες ἠδὲ μέδοντες,  
 817 ὡς ἄρ' ἐμέλλετε τῆλε φίλων καὶ πατριδος αἴης  
 818 ἄσιν ἐν Τροίῃ ταχέας κῆνας ἀργέτι δημῶ.  
 819 ἀλλ' ἄγε μοι τόδε εἰπέ. [δ]ιοτρεφεὶς Εὐρύπυλ' ἦρωε.  
 820 ἦ ῥ' ἔτι που σχίσουσι πελώριον Ἐκτορ' Ἀχαι[ο]ί  
 821 [ἦ] ἦδη φθείτται (i. e. φθείσονται) ὑπ' αὐτοῦ δουρὶ διαμέντες.  
 822 τὸν δη νπ Εὐρύπυ[λο]ς πεπνυμένος ἀντιον ἠδῦν  
 823 οὐκέτι διογενὴς Η[α]τροκλῆς, ἦμαρ Ἀχαιῶν  
 824 [ἔ]σσειται, ἰ[λ]λ' ἐν νησὶ [μ]λαίνησιν πεσόνται.  
 825 [οἱ] μὲν γὰρ δὴ πάντες, ὅσοι πάρος εἴσαν ἄριστοι,  
 826 ἐν νη[ρσὶ]ν κείναι β[ε]βλημένοι οὐτιμίμοι τε  
 827 χερσὶν ὑπὸ Τρωῶν· τοῦ δὲ σθένης ἀέν ὄρωρε

798 suppl. Nicole; καὶ τοι τεύχεα καλὰ δότω πόλεμόνδε φέρεσθαι vulg.

804' suppl. Nicole.

805' supplevi; τὸν δ' εἶμι προπάροιδε νεῶν ὀρθοκρ[α]τ[ι]ρ[ά]ων Nicole.

807' supplevi; καὶ κλισία, προπάροιδε v. ὁ. Nicole.

808 ἦν, τῆ δὴ καὶ σφι θ. ε. β. vulgo suspecte traditur.

809 ἀντεμόλησε vulg.

811 νότιος vulg.; cf. infra 830.

814 ἄλκιμος vulg.; ἀγλαός Vratisl. b.

815 καὶ ῥ' ὀλοσφρόμενος ἔπια πτερόεντα προσήδα vulg.

821 φθίσονται vulg.

822 δ' ἀν' et βεβλημένος vulg.; πεπνυμένος C, L, var. l. schol. A.

823 Πατρόκλεις, ἄλκιος vulg.

827 χερσὶν ὑπὸ Τρωῶν τῶν δὲ σθένης ὄρωρεται αἰεὶ vulg.

- 827' Ἐκτορος, ὃς τάχα νῆας ἐνιπλείσῃ πυρὶ κηλείω  
 827'' δηιώσας Δαναοὺς παρὰ θῦν' ἄλόσ' ἀντάρ Ἀχιλλεΐς  
 828''' [έσ]θλόσ ἐ[ών] Δαναῶν οὐ κήδεται οὐδ' ἐλεαίρει.  
 828 [ἀ]λλ' [έμ]έ μὲν σὺ σίωσον ἄγων ἐπὶ νῆα μέλαιναν,  
 829 [μ]ηροῦ δ' ἔ[κ]ταμ' ὀσιόν, ἀπ' ἀντοῦ δ' αἶμα κελαιν[όν]  
 830 [νέ]σ' ἦ[θ]ατι λλιερωθ', ἐπὺ δ' ἦπια γάρμακα πάσσων  
 831 [έσθ]λά, τί σε] προῦι γασιν Ἀχιλλεΐος δεδιδήχθαι,  
 832 [όν Χείρω]ν ἐδίδαξε, δικαιότατος Κενταύρων.  
 833 [ίη]τροὶ μὲν γάρ Ποδα]λήριος ἰδὲ Μαχίων  
 834 [τόν μὲν ἐνὶ κλισίῃ]σιν ὀίομαι ἔλκος ἔχοντα — —  
 835 et 836 evanuerunt. Sequitur lacuna duorum versuum.

## C) Rechte Kolonne.

- Post v. 838 π[ῶ]ς κεν ἔοι τάδε ἔργα; τί ῥέξομεν, Εὐρύπυλ' ἦρωσ;]  
 838' prorsus evanuit: Nicole supplevit  
 αἰδοῦτος νεμεσηϊῶς ὁ μὲ προέηκε πνθῆσθαι (= 649)  
 848 ἴσχ' ὀδ[ύνας . . .]: ἴσχ' ὀδύνας vulg.

Ceterum praefer litteras initiales versuum nihil servatur.

Das vorliegende Fragment besteht aus den Resten dreier aufeinanderfolgender Seiten (σελίδες), deren mittlere sich fast völliger Integrität erfreut, während von den ersten nur die End-, von der dritten nur die Anfangsbuchstaben der Verse erhalten sind. Es umfasst den Ausgang des Buches *A* v. 788 an und einige Buchstaben der Anfangsverse von *M*. Der zweite Teil von *A*, die ἡμίλια Νέστορος καὶ Παιτρόκλον enthält gegen den Schluss der langatmigen Rede Nestors die Aufforderung desselben an Patroklos, entweder Achill für die Wiederaufnahme des Kampfes zu gewinnen oder wenigstens an Stelle des Freundes selbst, mit dessen Waffen angethan, zu Hilfe zu kommen. Patroklos entfernt sich ohne eigentliche Zusage, aber innerlich tief erregt, um zu Achill zurückzukehren: auf halbem Wege trifft er mit dem verwundeten Eurypylos zusammen, den er nach kurzer Zwiesprache über den Stand des Kampfes ins Zelt trägt, um ihn dort zu pflegen. Es sind warmempfundene, von einem gewissen natürlichen Pathos getragene Verse, welche zwar nicht den ältesten Partien des Epos angehören, aber doch jedenfalls einen gelungenen Abschluss des Buches *A* bilden. Betrachten wir nun die einzelnen Varianten des Fragmentes im Vergleiche zur Vulgata.

V. 791 (ταῦτ' εἶποις Ἀχιλλεὺ δαΐφρονι, ἃ κ' ἐπιθῆναι) endigte im Papyrus auf kaum lesbares '-σον': Nicole sah darin mit großer Wahrscheinlichkeit den Rest eines Imperativs aor. I act.: wenn er aber ergänzte 'ταῦτ' εἶπων Ἀ. δ. δεῦρο κάλεσσον', so möchte ich wegen der unklaren Beziehung des δεῦρο — es konnte auf das Zelt Nestors gehen — lieber vorschlagen 'ταῦτ' εἶπων Ἀχιλλεὺ γίλω πόλεμόνδε κάλεσσον'; doch ist die Ergänzung zu unsicher, weil auf zu schwacher

830 λιροῦ, ἐπὶ et πῶσε vulg.

831 Ἀχιλλεὺς vulg.

833 Ποδαλείριος vulg.

Grundlage ruhend, als dafs sich über Wert oder Unwert der Var. etwas sagen liefsse.

Nach V. 795 *καί τινά οἱ παρ Ζηῆος ἐπέφραδε πόινια μήτηρ* stand ein Vers mit dem Ausgange — *ο γέροντος*, offenbar, wie Nicole erkannt hat, der Rest des stabilen *ἀργυροπέξα θέτις, θυγάτηρ ἀλίοιο γέροντος*, ein müfsiger, den Fortgang des ohnehin 8 Verse umspannenden Gedankens hemmender Zusatz!

Doch nicht genug! Vor V. 796 unserer Texte

*ἀλλὰ σέ περ προέτω, ἅμα δ' ἄλλος λαός ἐπέσθω*

stand im Papyrus noch ein zweiter eingeschoben, dessen Reste *-ων θούων* Nicole ebenso schön als überzeugend zu *ἀνιὸς μὲν νηῶν μενέτω ἐν ἀγῶνι θούων* ergänzt hat. Trotzdem trägt dieser Vers den Stempel eines Rhapsodenfabrikats nur zu deutlich auf der Stirne: der prägnante Gebrauch von *ἀλλὰ* am Anfang eines adversativen Nachsatzes (5mal in der Ilias) war irgend einem Sänger etwas Fremdes, Ungewohntes; er interpolierte also einen schon im Vorausgehenden involvierten Gedanken.

V. 796 endigt nicht *ἅμα δ' ἄλλος λαός ἐπέσθω* sondern *—λαὸν ἀνώχθω*. Nicles Ergänzung *τὸν δ' ἄλλον λαὸν ἀνώχθω* (sc. *ἔπεισθαι*) dürfte wegen der Ellipse dieses Infinitivs nicht so leicht möglich sein; eher möchte ich vorschlagen *καὶ ἔπεισθαι λαὸν ἀνώχθω*. In keinem Falle kann jedoch hierin ein Vorzug vor der Überlieferung erkannt werden.

Statt der Vulg. V. 798 *καὶ τοι τεύχεα καλὰ δότω πόλεμόνδε γέρεσθαι* endigte der Papyrus auf *-ωρηχθῆναι*, d. i. *θωρηχθῆναι*, so dafs Nicole vorschlägt *καὶ δότω ὤμουιν τὰ ἅ τεύχεα θωρηχθῆναι*. Aber der Ausgang *θωρηχθῆναι* (-ησαν. -ένιες) kömmt 13mal bei Homer vor, während *πόλεμόνδε γέρεσθαι* eine originelle, nur hier sich findende clausula ist: also hat die Vulgata wiederum den Vorzug.

V. 804 sq. In echt epischer Einfachheit schildert der Dichter den Eindruck der Rede Nestors auf das Gemüt des Patroklos mit 2 Versen:

804 *ὡς γαίω. τῷ δ' ἄρα θυμὸν ἐνὶ στήθεσσι βῆναι,*

805 *βῆ δὲ θέειν παρὰ νῆας ἐπ' Αἰακίδην Ἀχιλλῆα.*

Der Interpolator war damit nicht zufrieden; nach beiden Versen schob er noch je einen überflüssigen ein; nach 804 weisen die Reste *καχῆσε δε θυμό.* nach Nicles Ergänzung auf ein *τείρε γὰρ αἰὼν ἄχος κραδίην, ἀκάχησε δε θυμόν*, gewifs dem *semper ad eventum festinat* des Horaz zuwiderlaufend; nach 805 sieht Nicole nur die Reste *νο . . α . . α . .* worin er den Halbvers *νηῶν ὀρθοκραιράων* zu finden glaubt, den er zu *τὸν δ' ἔβρε προπάρουθε νηῶν ὀρθοκραιράων* ergänzt. Gewifs mit weniger Glück: denn im nächsten Verse (806) ist Patroklos erst bei den Schiffen des Odysseus, die sich in der Mitte des Lagers befinden, und 805 soll er schon bei Achills Zelt am Lagerende angekommen sein? Eher konnte in dem Verse die sehnsüchtige Erwartung Achills auf die Rückkehr des Freundes ausgedrückt gewesen sein, also etwa

— — *ἐπ' Αἰακίδην Ἀχιλλῆα  
διθύνοντα πύρουθε νηῶν ὀρθοκραιράων*

aber auch so stört die 3malige Wiederkehr von  $\nu\eta\epsilon\varsigma$  in 3 Versen. Übrigens: „parum liquet“.

Nach V. 807  $\acute{\iota}\xi\epsilon\ \theta\epsilon\omega\upsilon\ \Pi\acute{\alpha}\tau\rho\kappa\lambda\omicron\varsigma$ ,  $\acute{\iota}\nu\alpha\ \sigma\varphi'$   $\acute{\alpha}\gamma\omicron\rho\acute{\eta}\ \tau\epsilon\ \theta\acute{\epsilon}\mu\iota\varsigma\ \tau\epsilon$  findet sich wieder ein Neuling mit dem deutlichen Ausgange  $-\omicron\kappa\rho\alpha\iota-\rho\acute{\alpha}\omega\upsilon\upsilon$  d. i.  $\nu\epsilon\omega\upsilon\ \delta\omicron\rho\theta\omicron\kappa\rho\alpha\iota\rho\acute{\alpha}\omega\upsilon\upsilon$ . Nicole ergänzt ihn zu  $\kappa\alpha\iota\ \chi\lambda\iota\sigma\iota\alpha\iota$ ,  $\pi\rho\omicron\pi\acute{\alpha}\rho\omicron\upsilon\theta\epsilon\ \nu.$   $\delta'$ . Vielleicht war ein Hinweis darauf, daß der „Versammlungsplatz und die Gerichtsstätte“ in der Mitte des Lagers waren, enthalten, etwa in folgender Fassung:

—  $\acute{\iota}\nu\alpha\ \sigma\varphi'$   $\acute{\alpha}\gamma\omicron\rho\acute{\eta}\ \tau\epsilon\ \theta\acute{\epsilon}\mu\iota\varsigma\ \tau\epsilon$   
 $\acute{\epsilon}\nu\ \mu\acute{\epsilon}\sigma\sigma\varphi\ \delta\acute{\epsilon}\delta\mu\eta\tau\omicron\ \nu\epsilon\omega\upsilon\ \delta\omicron\rho\theta\omicron\kappa\rho\alpha\iota\rho\acute{\alpha}\omega\upsilon\upsilon$   
 $\tau\eta\ \delta\eta\ \kappa\alpha\iota\ \sigma\varphi\iota\ \theta\epsilon\omega\upsilon\ \acute{\iota}\epsilon\rho\omicron\iota\ \acute{\epsilon}\tau\epsilon\tau\acute{\epsilon}\nu\chi\alpha\tau\omicron\ \beta\omega\mu\omicron\iota.$

Wir stehen vor einem Rätsel; jedenfalls ist zweimaliges  $\nu\epsilon\omega\upsilon\ \delta\omicron\rho\theta\omicron\kappa\rho\alpha\iota\rho\acute{\alpha}\omega\upsilon\upsilon$  bei so kurzem Abstände unzulässig.

V. 809 bietet die barbarische Form  $\acute{\alpha}\nu\tau\epsilon\mu\acute{o}\lambda\eta\sigma\epsilon$  für  $\acute{\alpha}\nu\tau\epsilon\beta\acute{o}\lambda\eta\sigma\epsilon$ : sie scheint sich der Schreiber, der  $\acute{\alpha}\nu\tau\epsilon\beta\acute{o}\lambda\epsilon\iota\upsilon$  nicht mehr verstand, aus  $\mu\omicron\lambda\acute{\epsilon}\iota\upsilon$  zurecht gelegt zu haben. Ebenso ist in V. 811  $\acute{\alpha}\pi\omicron\ \delta\acute{\epsilon}\ \nu\acute{\rho}\omicron\tau\iota\omicron\varsigma$   $\acute{\delta}\acute{\epsilon}\tau\epsilon\ \acute{\iota}\delta\rho\acute{\omega}\varsigma$  für  $\kappa\alpha\iota\ \acute{\alpha}\ \delta\acute{\epsilon}\ \nu.$   $\delta.$   $\acute{\iota}.$ , wie die Parallelstelle  $\Psi$  715 einstimmig hat,  $\acute{\alpha}\pi\omicron$  ein Versehen des Schreibers, dem das  $\acute{\alpha}\pi\omicron$  des nächsten Verses bereits vorschwebte.

V. 814 heißt Patroklos  $\text{Μενoitίον ἀγλὰὸς νίος}$ , eine gänzlich wertlose Variante für  $\acute{\alpha}\lambda\kappa\iota\mu\omicron\varsigma\ \nu\acute{\iota}\omicron\varsigma$  an 11 anderen Stellen. Dem Schreiber war das „kräftige“ Beiwort nicht mehr verständlich, weshalb er auch  $\acute{\alpha}\lambda\kappa\alpha\rho\ \acute{\Lambda}\chi\alpha\iota\omega\upsilon\upsilon$  V. 823 in ein täppisches  $\acute{\eta}\mu\alpha\rho\ \acute{\Lambda}\chi\alpha\iota\omega\upsilon\upsilon$  verschlimmerte, wobei ihm ein  $\acute{\delta}\acute{\epsilon}\tau\epsilon\ \delta'$   $\acute{\alpha}\acute{\sigma}\iota\mu\omicron\upsilon\ \acute{\eta}\mu\alpha\rho\ \acute{\Lambda}\chi\alpha\iota\omega\upsilon\upsilon$  nebelhaft vorschweben mochte.

Statt des stabilen Verses 815  $\kappa\alpha\iota\ \delta'$   $\acute{\omicron}\lambda\omicron\varphi\upsilon\rho\acute{o}\mu\epsilon\mu\omicron\varsigma\ \acute{\epsilon}\pi\tau\alpha\ \pi\iota\tau\rho\acute{\epsilon}\nu\tau\iota\alpha$   $\pi\rho\sigma\eta\rho\acute{\iota}\delta\alpha$  bietet der Papyrus den gleichfalls stabilen  $\acute{\epsilon}\nu\ \tau'$   $\acute{\alpha}\rho\alpha\ \omicron\iota\ \varphi\eta$   $\chi\epsilon\iota\rho\acute{\iota}\ \acute{\epsilon}\pi\omicron\varsigma\ \tau'$   $\acute{\epsilon}\gamma\alpha\iota'$   $\acute{\epsilon}\kappa\ \tau'$   $\acute{\omicron}\nu\acute{o}\mu\acute{\alpha}\zeta\epsilon\upsilon$ : der erstere, der von heftiger, schmerzvoller Gemütsregung gebraucht wird, ist an unserer Stelle passender als der letztere, der mehr einer gemütvollen Teilnahme entspricht.

V. 822 kommt Eurypylos zu dem unverdienten Epitheton  $\pi\epsilon\text{-}\pi\upsilon\eta\mu\acute{\epsilon}\nu\omicron\varsigma$ , eine Variante, die aufser 2 Hdshr. (CL) merkwürdigerweise auch ein Scholion intermarginale des Venetus A kennt. Der Grund dieser Variante ist sehr durchsichtig: ein Rhapsode wollte das  $\beta\epsilon\beta\lambda\eta\text{-}\mu\acute{\epsilon}\nu\omicron\varsigma$  (809) variieren, wählte daher ein Beiwort, das ein metrisches Äquivalent bildet, griff aber daneben. Homer ist jüngeren Leuten gegenüber mit  $\pi\epsilon\pi\upsilon\eta\mu\acute{\epsilon}\nu\omicron\varsigma$  sehr sparsam: aufser Telemachos und Antilochos (dieser 2mal) haben es nur ehrwürdige Greise, ein Antenor, Pulydamas, Laërtes, oder gereifte Männer wie Meriones oder Herolde, die ja  $\pi\epsilon\pi\upsilon\eta\mu\acute{\epsilon}\nu\omicron\iota$  sein müssen.

Und nun, meine Herren, die umfangreichste Textänderung des neuen Fundes! Statt des einen Verses 827

— —  $\kappa\acute{\epsilon}\alpha\tau\alpha\iota\ \beta\epsilon\beta\lambda\eta\mu\acute{\epsilon}\nu\omicron\iota\ \omicron\upsilon\acute{\nu}\tau\acute{\alpha}\mu\epsilon\mu\omicron\iota\ \tau\epsilon$   
 $\chi\epsilon\rho\acute{\iota}\nu\ \acute{\epsilon}\pi\omicron\ \text{Τρώων τῶν δὲ σθένος ὕρννται αἰεὶ}$

<sup>1)</sup> So hier und V. 830  $\acute{\epsilon}\delta\alpha\iota\ \lambda\lambda\iota\mu\acute{\omega}$  — ein graphischer Ausdruck für das Hartel'sche Gesetz, daß kurze Vokale in der Arsis nur durch die Intensivität des Dauerlautes (der Liquida) verlängert werden können.



bietet der Papyrus drei bisher völlig unbekannte:

— — τοῦ δὲ σθένος ἀνὲρ ὄρορε  
827' Ἔκτορος, ὃς ἰάχα νῆας ἐνιπλείσῃ (i. e. ἐνιπρίσει) πρὸς κηλίω  
(lies κηλίω)

827'' ἀνώσας Λαυαὸς παρὰ θῆν' ἄλως· ἀντὶο Ἀχιλλεύς

827''' ἐσθλὸς ἔων Λαυαῶν οὐ κίθεται οὐδ' ἐλείψει.

Mit Recht macht Nicole darauf aufmerksam, daß durch diese Ausführung ein lobenswerter Parallelismus zwischen Frage und Antwort hergestellt wird: hatte doch Patroklos sich mehr nach den Erfolgen Hektors als denen der Troer erkundigt (v. 820/1). Und dennoch werden wir bei näherem Zusehen wenig von dieser Ausführung erbaut sein: 827' ist im Stile von O 507; ist aber ein Hinweis auf eine That Hektors, die erst im Buche O sich vollzieht, schon hier gut angebracht? 827'' und 827''' tragen den Stempel stümperhafter Bänkelsängerei nur zu deutlich zur Schau: es genügt darauf hinzuweisen, daß die Worte ἀντὶο — ἐλείψει geschmacklos aus V. 664/5 wiederholt an die noch geschmacklosere Flick-Phrase 'παρὰ θῆν' ἄλως' angekleistert sind. Wir werden also dem Rhapsoden zugestehen, daß er einen nicht unglücklichen Gedanken hatte, nämlich den Parallelismus herzustellen, daß ihm aber alle Fähigkeit fehlte, denselben in kräftiger Form auszugestalten. Übrigens ist ein weiteres Verweilen des verwundeten Eurypylos bei der Schilderung der Kampfesszenen durchaus nicht nötig: er thut gut, wenn er möglichst rasch über sie hinweggeht, damit er möglichst bald auf seine eigene Lage zu sprechen kommt.

Es erübrigen noch 2 unbedeutende Varianten: V. 830 πάσσων für πάσσε ist schwer verständlich, man müßte denn mit Nicole annehmen, daß die Fortsetzung in dem Raume von 2 Zeilen, die zwischen 836/7 gestanden haben, aber spurlos untergegangen sind, zu suchen sei: hiedurch würde die ohnehin 9 Verse umfassende Periode (828—836) noch um das Bleigewicht zweier Verse erschwert werden! Endlich steht V. 848 ἴσχυ' ὀδύνας für ἔσχυ' ὀδύνας der Vulgata; letztere Verbalform, die den Eintritt der Handlung bezeichnet, rechtfertigt sich von selbst.

Werfen wir noch einen Rückblick auf die beträchtliche Fülle des Neuen, so müßte ein banges Gefühl der Skepsis gegenüber unserer Überlieferung uns beschleichen, wenn das Neue ebenso gut wäre. Daß dies nicht der Fall sei, daß wir teils mit Rhapsodenmachwerk teils mit bloßen Schreibversehen zu thun haben, glaube ich eben dargehen zu haben. Ein Moment aber ist als besondere Eigentümlichkeit des Fragmentes zu konstatieren: die durchgreifende interpolatorische Überarbeitung des Exemplars, dem dasselbe angehörte; die 69 Verse zeigten uns nicht weniger als 11 mehr oder minder erhaltene neue. Auf die etwa 15700 Verse der Ilias gleichmäßig berechnet, gibt dies einen Überschuss von 2000—2500 Versen! Da ergibt sich nun von selbst die Frage: was muß das für ein Homertext gewesen sein, dem ein solches Fragment — direkt oder indirekt — angehörte? Meine Herren! Als vor 2 Jahren in Dublin von Flinders Petrie auch ein Homerpapyrus, allerdings von

sehr bescheidenem Umfang, veröffentlicht wurde, der uns unter 16 Versfragmenten die Reste von 4 neuen brachte, hatte ich die Vermutung, derselbe stehe im Zusammenhang mit einer in den Scholien 3mal erwähnten *ἔκδοσις πολύστιχος*, einer Ausgabe mit (ungewöhnlich) vielen Versen. Diese meine Annahme hält Nicole durch den Genfer Fund bestätigt. Ob unsere beiden Funde einer und derselben *πολύστιχος* angehörten, oder ob es mehrere solche gegeben habe, das zu entscheiden ist natürlich wegen Mangels eines ausgiebigen Beweismaterials zur Zeit nicht möglich.

Gestatten Sie mir noch eine Schlußbemerkung! Das neue Fragment hat uns zwar einen interessanten Einblick in die Werkstatt der Rhapsoden thun lassen, es wird ein sehr schätzbarer Beitrag zur Geschichte der Überlieferung des Homertextes sein; aber unseren Glauben an die Vorzüglichkeit unserer durch den Filter alexandrinischer Kritik hindurchgegangenen Vulgata hat es nicht erschüttert. Wäre uns Homer nur in solcher Gestalt erhalten, wie uns eine Stichprobe durch das Fragment geliefert wird, so würde das Horazische „*quand o-que bonus dormitat Homerus*“ allzu milde und schonend erscheinen. Wenn sie nun aber, meine Herren, ziemlich enttäuscht von dem neuen Funde, mit dem ich die Ehre hatte Sie bekannt zu machen, sich wegwenden werden, so bitte ich zu erwägen, daß diese Bekanntschaft doch einigen Gewinn, wenn auch negativer Art, gebracht hat. Wie man ein altes Stück Hausrat, dessen man fast überdrüssig werden will, erst dann wieder lieb gewinnt, wenn man seine Gedicgenheit im Vergleich mit einem neuen, vielleicht glänzenderen, aber unsoliden Fabrikate erprobt hat, so ergelht es auch mit unserm aristarchischen Homertexte: wir werden aufs neue uns ihm vertrauensvoll hingeben in dem Bewußtsein, daß diese Quelle doch die verhältnismäßig reinste und klarste ist, die wir haben, — und dieses Bewußtsein, meine Herren, ist auch ein Gewinn!

München.

Dr. Menrad.

### Zu Herondas und der neuen Herondausgabe von Crusius.

(Herond. I 47. 84, II 6, III 79, IV 61. 47, V 73, VI 89, VII 16. 52.)

Die neue Ausgabe des Herondas<sup>1)</sup> bietet viel Neues und Überraschendes, aber auch den Beweis, daß zur Herstellung eines durchaus befriedigenden Herondastextes die Kritik noch manche Aufgabe zu lösen hat. Daß ich im ersten Gedichte an wenigen Stellen mit Crusius nicht übereinstimme, habe ich schon anderwärts erklärt; hier sei noch verwiesen auf V. 47, wo nach meinem Dafürhalten Gyllis Vorstellungen über den Unbestand menschlicher Geschicke durch die von Zielinski der Metrice gegebenen Worte *τί οὐν γίγς* in ungehöriger Weise unterbrochen werden. Gyllis sagt:

*καὶ δὲ εἶς οἶδεν  
τὸ μέλλον ἡμέων· ἄσιαιος γὰρ ἀνθρώποιος  
ζοή . . . ης.*

<sup>1)</sup> Herondae Mimiambi iterum edidit Otto Crusius. Leipzig, Teubner 1894. 3 M. 20 Pf.

Das  $\varphi$  vor  $\eta\varsigma$  kann Meister in dem Facsimile nicht finden, ich auch nicht, glaube vielmehr ein  $\kappa$  und vor diesem die Reste eines  $\delta$  oder  $\lambda$  zu erkennen. Gyllis sagt m. E.:

ἄσταιος γὰρ ἀνθρώποις  
ζοή, δίχ' ἀλκῆς.

Gegen die Stürme des Geschickes (ἄγριος χειμῶν ἐξ ἐνδύης ἐνέπεσε geht vorher) sind wir Menschen („ohne Wehr.“ — In der Schluspartie desselben Gedichtes liest Crusius 84 f.:

M. ὧν οὐνεκὲν μοι, Γυλλί, ὦνά <ἰδίσιον>

Γ. ὅς σεῦ γένοιτο, μᾶ τέκνον, πολὺς <ληγῶ>.  
ἰδύς γε, καὶ Αἰμίτηρι.

Gyllis hat jedenfalls das Lob des ihr gebotenen Weines nicht geschmälert, also eben wegen ἰδύς γε scheint die superlativische Bezeichnung von Seiten der Metrieche unzulässig. Wenn Cr. richtig erklärt, so ist es an einem Feste und um des Festes willen, daß Gyllis sich zu Metrieche begibt; sie soll von dem gleichen Wein kosten, der von M. an dem Festtag den Göttern gespendet wird, also: ὦνά' οὐδ' σπένδω, worauf Gyllis vielleicht den Segenswunsch folgen liefs: ὅς σεῦ γένοιτο, μᾶ τέκνον, πολὺς σιωτῆρ. Wollte man eine Ergänzung des Verses in dem von Cr. gewünschten Sinn, so könnte auch σιάμνους (statt ληγῶ) gesetzt werden.

Die Einleitung von Battaros Rede erweckt immer noch das Gefühl der Unsicherheit; Sicherheit, daß der Dichter so nicht geschrieben, wie jetzt der Text lautet, hat man bei der Stelle (V. 6): ἦ ἐγὼ αὐθι — ἀκώλιον γάρ — <πᾶς ἐμᾶς> κλαῦσαι ἔων γενήσομ' ἀσιός, ἦ <ἄσινρον χῶρη>; meine Herstellung der Verse:

ἦ ἐγὼ αὐθι — ἀκώλιον γάρ — ἀζίους κλαῦσαι  
ἔων γενήσομ' ἀσιός, ἦ ἄσινέων χῶρη

habe ich anderweitig begründet, hier füge ich noch bei, daß es anstatt ἀζίους auch αἰκίαις oder ἀνομίας oder ἑβριστίας heißen könnte. In den folgenden Versen beklagt Battaros seine und seiner Standesgenossen Lage: καὶ ζῶμεν οὐκ ὡς βουλόμεσθα, ἀλλ' ὡς ἡμεας <ὁ χῶ>ρος ἔλκει. Ob zu χῶρος, das Cr. ergänzt, ἔλκει der passende Verbalbegriff, möchte ich bezweifeln; aber abgesehen davon paßt der Ausdruck χῶρος m. E. nicht in den Zusammenhang: B. ist Metöke und erklärt, leichten Herzens die Stadt, in der man ihm sein Recht nicht gebe, zu verlassen: ist ihm also die Landessitte nicht genehm, so zieht er von dannen: er richtet die Fahrt nach dem Wind, er läßt sich durch die Gunst des Augenblicks bestimmen, also entweder: ἀλλ' ὡς ἡμεας <πᾶς οὐ>ρος ἔλκει oder <ὁ και>ρος ἔλκει. — Am wenigsten Schwierigkeiten bietet das 3. Gedicht; es sei hier auch nur eine Stelle kurz berührt. Auf Kottalos' Frage ταῦτ', κόσας μοι δώσει; erwidert die unbarmherzige Mutter, an den διδάσκαλος gewandt (III 79):

εἴ τί σοι ζῶη,  
φέρειν ὅσας ἐν ἡ κακῶν σθένη βροσα.

Daß es ζῶη, nicht ζῶην heißen muß, ergibt sich aus dem Facsimile wie aus dem Sinn; in jenem ist das zugefügte  $\nu$  durch den Punkt über dem Buchstaben getilgt, und Metrolime bittet nicht bei ihrem

Leben, sondern — wie es sich gehört — bei dem Leben eines dem *διδίακαλος* Nahestehenden: 'Wenn du Jemand's Wohlergehen wünschst, wenn dir Jemand's Leben teuer ist.' Doch hierüber habe ich schon früher meine Meinung dargelegt; im folgenden Vers steht nicht *φέρειν ὅσας* von erster Hand, sondern bloß *φερ ὅσας*; von jüngerer Hand erst ist *ειν* eingeführt: m. E. ist vor *ὅσας* die Silbe *ισ* (d. i. *εις*) ausgefallen. Herondas schrieb:

*φέρ' εἰς ὅσας ἄν ἡ κακὴ σθένῃ βύρσα.*

Man vergleiche Soph. El. 71 *εἰς ὅσον σθένω*, wo sich Verbum, Prae-position und ὅσος in gleicher Weise finden. (III 42 *τί μιν δοκεῖς τὰ σπλάγχνα τῆς κακῆς πύσχειν* wird wohl jeder Leser einmal an *τῆς κακῆς* Anstoss nehmen; doch sagt mir *τῆς κακῆς* noch weniger zu; will man ändern, so wäre vielleicht *σπλάγχν' ἄλλης κακῆς* das nächst liegende.) — IV 61 schreibt Crusius auch in der 2. Auflage: *πρὸς γὰρ οἱ κείναι | αἱ σάρκες, οἶα θερμά θερμά πηδῶσαι | ἐν τῇ σάνισκῃ*, zweifelt jedoch an der Richtigkeit des zweiten, von jüngerer Hand eingefügten *θερμά*. Meine Bedenken gegen diese Ergänzung des lückenhaften Verses habe ich schon früher geäußert; erwiesen scheint mir, daß auf die heißen Quellen beim Asklepiosheiligtum Bezug genommen ist; das Fleisch mit dem in den Adern pulsierenden Blut wird mit den strudelnden Quellen verglichen; es muß, wie ich jetzt meine, heißen:

*αἱ σάρκες, οἶα ζεῖ τὰ θερμά, πηδῶσαι.*

Der Schreiber übersprang, wie ähnliches in dem Papyrus öfter zu bemerken, *ζεῖ τὰ* nach *οἶα*; an Stellen wie *μέλαν δέ οἱ αἶμα ζέσσε* (A. P. VII 208) brauche ich kaum zu erinnern. — So trefflich IV 47 *πανιαχῆ <λίθος> κείσαι* die Ergänzung an sich ist, trifft sie doch den ursprünglichen Ausdruck nicht; denn, wie mehrfach bemerkt, ist ein *δ* nach *πανιαχῆ* noch zu erkennen; *πανιαχῆ δ' ἴση* genügt allerdings nicht; man erwartet einen bildlichen Ausdruck zur Bezeichnung der trägen Person, die sich nicht von der Stelle rührt, die fest klebt — wie Schlamm, also:

*πανιαχῆ δ' ἄσις κείσαι*, wenn man nicht

*πανιαχῆ δ' ἰλὸς κείσαι* vorzieht. —

V 73 hat sich Crusius nicht entschließen können, für *μή με λυπεῖτε* etwas anderes in den Text zu setzen, und doch ist der Numerus *λυπεῖτε* nicht passend und *με* steht in dem Papyrus nach *λυπεῖτε*. Eine Änderung wie *μή λυπεῖν δεῖ με* würde mir weniger zusagen, als was ich früher vermutete *μή λυπεῖ, τέμνε*. Ich meine aber, eine einfachere Lösung geben zu können. Man hält mit Recht die Worte im folgenden Vers (74) *ἡ φεῖζομ' ἐκ τῆς οἰκίης* und gibt sie der Herrin Bitinna. „Quäle mich nicht mit Fürbitten zu Gunsten des Unwürdigen, oder ich gehe auf und davon.“ Eine Eigentümlichkeit des Herondas, die er wohl dem Volksmund abgelauscht, ist für das Pronomen der ersten und zweiten Person das Nomen (*proprium*) zu setzen; dann folgt natürlich die Verbalform entsprechend in der dritten Person. So sagt die Anime im Lob des ihr gespendeten Trankes nicht: „Einen süßeren Wein habe ich noch nicht getrunken“, sondern *ἰδίον' οἶνον Γυλλίς οὐ πέπωκέν κο*, und Metriche sagt nicht: „Worte brauchst Du

nicht“, sondern „Worte braucht Gyllis nicht, aber eine Stärkung“. Danach lassen sich die Schwierigkeiten des überlieferten *λυπέιτε με* mit der Änderung eines Buchstaben, eines *ε* in *ω* erledigen:

*Κυδίλλα μὴ λυπέιτω με | ἢ φεύζομαι.*

„Wenn K. mich noch länger reizt, so hat man mich gesehen“. Oder sollte Jemand dieses *λυπέιτω* lieber auf Gastron beziehen, also:

*Κυδίλλα, μὴ λυπέιτω με | ἢ φεύζομαι?*

dann wäre der Sinn: „er soll mich nicht kränken, nicht ungestraft kränken, oder ich will nicht mehr Herrin sein in meinem Hause“. In diesem Falle würde die Drohung *ἢ φεύζομι' ἐκ τῆς οἰκίης* identisch sein mit dem Vorwurf: *τὸν ἐμὸν οἰκεῖν οἶκον οὐκ ἔῤῥε ἐμέ*; Herondas hat ja, darüber kann kein Zweifel sein, dem Euripides manches abgesehen.

Eine viel behandelte Stelle ist VI 80. Um von Kerdon das Gewünschte zu erlangen, meint Metro, sollte Koritto alles aufbieten, nichts versagen; „allerdings“ erwidert diese „aber mit der Ungunst des Augenblicks und der Umstände soll man nicht kämpfen“: *ἔδει γάρ* (sc. *τὸ σῶμα δοῦναι*), *ἀλλὰ καιρὸν οὐ πρόπονι' εἶναι* schreibt Crusius; mit dieser nicht von *ἔδει* abhängigen, sondern absoluten Infinitivconstruction werden sich wenige befreunden; früher änderte ich *οὐ* in *αὐ*: *ἀλλὰ καιρὸν αὐ πρόπονι' εἶναι* „ich sollte ihm allerdings zu Willen sein, aber es mußte auch andererseits (*αὐ*) der gelegene Augenblick dazu gegeben sein“. Doch kommt man vielleicht ohne jede Änderung aus: man hat nur die Buchstaben richtig zu verbinden *πρόπονινα* ist nicht *πρόπονι' εἶναι*, sondern *πρόπον τείναι*; *ἄκαιρον τείναι* ist zu verbinden, und *οὐ πρόπον* (*ἔστι*) steht im Sinne von *οὐ πρόπει*. Für *τείνειν τι* ist die Bedeutung „etwas betreiben, energisch betreiben, forcieren“ längst erwiesen; Koritto sagt also:

*ἀλλ' ἄκαιρον οὐ πρόπον τείναι,*

„Etwas, wofür der richtige Augenblick nicht da ist, soll man nicht forcieren, trotz ungünstiger Umstände erzwingen wollen“. Für das siebente Gedicht werden sich die Ergänzungen in den verschiedenen Köpfen verschieden gestalten; bei Crusius selbst sind nicht durchweg die gleichen geblieben. So heißt es VII 16 jetzt *τὰ χρίσμι' ἔργα τοῦ τριβωνίου Κέρδωνος*), in der ersten Auflage stand *τοῦ τρισσοῦζουρῶ σκνιέος*; m. E. rühmt sich an dieser Stelle Meister Kerdon seiner Virtuosität im Handwerk, also:

*τὰ χρίσμι' ἔργα τοῦ τριβωνίου τῶνδ' ἀνδρός.*

Aus *ἡσυχῇ <μὲν ἄθροισ> ον | τὴν ἀμβαλοχίην· οἰκίῃ τὸδε πρῶτον* ist jetzt *ἡσυχῇ <σὺ μοι κῆφ> ων | τὴν ἀμβαλοχίην οἶγε· τοῦτ' ἔρη πρῶτον* geworden; die zweite Fassung ist gewifs ansprechender; nur scheint mir die Anrede *κίφων* an den von Kerdon offenbar bevorzugten Pistos nicht passend; dieser wird aufgefordert, vorsichtig den Deckel zu heben beim Öffnen des den wertvollen Inhalt bergenden Kastens, *ἡσυχῇ τὸ πῶμ' αἴρων τὴν ἀμβ. οἶγε* würde ich etwa ergänzen. — Für das unmögliche *ἔστι' ἄν, γύναι, πεισθῆτε μὴ λέγειν ψεύδεα Κέρδωνα* (52) setzt Cr. jetzt *ἔστ' ἄν νόφ πεισθῆτε* in den Text, eine Konjekture von Blafs; ich wüßte nicht, was die Wendung *νόφ πεισθῆναι*

für Herondas empfehlen könnte, eher würde man  $\theta\acute{\epsilon}\eta$  „durch den Anblick“ erwarten; weder über Zahl noch Beschaffenheit der Buchstaben, die zwischen  $\xi\sigma\iota' \acute{\alpha}\nu$  und  $\pi\epsilon\iota\sigma\theta\eta\tau\epsilon$  ausgefallen sind, ermöglicht der Zustand des Facsimile einen sicheren Schluss; der Sinn aber gestattet eine Menge von Ergänzungen: „Besichtigt Euch ein Paar nach dem andern, bis ihr von der Richtigkeit meiner Behauptung wirklich, fest, sicher, völlig, endlich überzeugt seid“: jedes von diesen Adverbien paßt in den Zusammenhang, und noch mehr ließen sich beifügen, so kam ich auf folgende griechische Wendungen:

|                                                                                         |   |                                                |
|-----------------------------------------------------------------------------------------|---|------------------------------------------------|
| $\xi\sigma\iota' \acute{\alpha}\nu \acute{\epsilon}\nu\upsilon\mu\omega\varsigma$       | } | $\pi\epsilon\iota\sigma\theta\eta\tau\epsilon$ |
| $\xi\sigma\iota' \acute{\alpha}\nu \acute{\epsilon}\tau\epsilon\theta\upsilon\varsigma$ |   |                                                |
| $\xi\sigma\iota' \acute{\alpha}\nu \sigma\alpha\gamma\omega\varsigma$                   |   |                                                |
| $\xi\sigma\iota' \acute{\alpha}\nu \lambda\acute{\epsilon}\omega\varsigma$              |   |                                                |
| $\xi\sigma\iota' \acute{\alpha}\nu \iota\acute{\epsilon}\lambda\omega\varsigma$         |   |                                                |
| $\xi\sigma\iota' \acute{\alpha}\nu \chi\rho\acute{\alpha}\nu\eta$                       |   |                                                |

und viele andere sind denkbar; vielleicht verdient ( $\xi\sigma\iota' \acute{\alpha}\nu$ )  $\lambda\acute{\epsilon}\omega\varsigma$  den Vorzug ( $\lambda\acute{\epsilon}\omega\varsigma = \iota\acute{\epsilon}\lambda\acute{\epsilon}\omega\varsigma$  cfr. Herodian II 190,5 L.), dasselbe das an gleicher Versstelle ( $\theta\upsilon\alpha\rho\sigma\acute{\epsilon}\omega\nu \lambda\acute{\epsilon}\omega\varsigma \lambda\acute{\epsilon}\gamma\omicron\upsilon\mu\iota' \acute{\alpha}\nu$ ) II 78 von Crusius hergestellt ist.

Die neue Herondasausgabe ist höchst schätzenswert und wird gewiß von allen Freunden des Herondas hoch geschätzt; wohl stimmen die beiden Auflagen in Wesen und Grund mit einander, das neue Kleid aber ist so verschieden von dem früheren, daß man stellenweise einen verwandelten Herondas zu sehen glaubt.

Heidelberg.

H. Stadtmüller.

### Hugo von Trimberg, ein Bamberger Schulmann<sup>1)</sup>.

Nicht leicht findet man eine Geschichte der deutschen Literatur, die nicht des Bamberger Dichters Hugo von Trimberg gedächte; der Abschnitt über die Lehrdichtung führt als erstes und großartigstes Erzeugnis dieser Gattung Freidanks Bescheidenheit an, daran schließt sich dann gewöhnlich auch die Erwähnung unsers Hugo. Und in der That verdient er als ein würdiger Nachfolger Freidanks eine lobenswerte Stellung; war er es ja, der im Renner, seinem bekanntesten Werke, den Freidank mehr als 30mal anführt und ganze Stellen aus der „Bescheidenheit“ seinem Buche einfügt, meist zur Bestätigung dessen, was er selber gedacht und niedergeschrieben.

Hugos Renner liegt in einem Drucke vor, von der histor. Verein zu Bamberg in den Jahren 1833—36 in drei Heften erscheinen liefs; sie enthalten nur den Text, während die auf den Titelblättern der 3 Hefte versprochenen Erläuterungen niemals der Öffentlichkeit übergeben wurden. Der damalige Bibliothekar Heinrich Joachim Jäck, der

<sup>1)</sup> Auch dieser Vortrag konnte auf der Bamberger Generalversammlung wegen Mangels an Zeit nicht gehalten werden. Was hier gegeben wird, ist ein Auszug aus demselben; ausführlicher gedenkt der Herr Verfasser später in einem Programm das Thema zu behandeln. (Die Red.)

Professor der Geschichte und Philosophie am hiesigen Lyzeum Georg Thomas Rudhart, seit 1849 Vorstand des allgemeinen Reichsarchivs in München, und Martin von Reider erwarben sich um diese Ausgabe große Verdienste; von auswärts wurden diese Bamberger bereitwilligst unterstützt von Mafsmann, Lang, Schmeller, Böhmer, Dr. Lappenberg, Archivar in Hamburg, und anderen. Merkwürdigerweise fällt der Druck in dieselbe Zeit, als Wilhelm Grimm zum erstmaligen Freidanks Bescheidenheit herausgab (1834); überhaupt scheinen die Gebrüder Grimm für das Zustandekommen des Bamberger Unternehmens sich lebhaft interessiert zu haben und auch mit dem Verein in Beziehungen gestanden zu sein. Es war ein guter Gedanke des jungen Vereins, mit diesem Neudruck des Renners seinem vielgenannten, weitbekannten Landsmann Hugo von Trimberg ein würdiges Denkmal zu errichten; kann ja doch Bamberg diesen Mann mit voller Bestimmtheit für sich in Anspruch nehmen. Die Beweise für seine Anwesenheit und Thätigkeit in Bamberg liegen zum Teil in Urkunden, meist aber in seinen eigenen Werken vor. Viermal erscheint Hugo als Zeuge unterschrieben in Urkunden, die zu seiner Zeit ausgefertigt wurden, er heißt darin Hugo, rector scolarium in Teuerstat, oder s. Gangolfi, einmal auch M. Hugo rector puerorum in Teuerstat.

In den Dom- und Collegiatstiften des Mittelalters heißt einer der Dignitäre regelmässig Scholasticus. Dieser hatte das Schulwesen unter sich; denn jede derartige Anstalt war mit einer Schule versehen, worin Knaben im Kirchendienste und in den Elementargegenständen, die Befähigteren auch im Latein unterrichtet wurden. Diesen Unterricht erteilte der Scholasticus anfangs persönlich, oft aber übertrug er einem hiezu tauglichen Manne, Geistlichen oder Laien, die Arbeit des Schulhaltens, während der Scholasticus nur die Aufsicht führte; rector scolarium oder puerorum ist also derjenige, qui pueros regit. Auch Hugo stand unter dem jeweiligen Scholasticus zu St. Gangolf, deren aus seiner Zeit überhaupt zwei bekannt sind, Dietrich 1281—95 und Leopold von Hirschberg.

Hugo war aber nicht zu Bamberg geboren, im Renner nennt er sich selbst Hugo von Trimberg; so heißt nämlich eine Herrschaft in Franken, zwischen Schweinfurt, Hammelburg und Arnstein gelegen; genauer gibt Hugo seinen Geburtsort an in einem später zu erwähnenden lateinischen Gedichte, *Laurea Sanctorum* mit den Worten: *de villa nomine Wernâ Francorum natus*; man versteht darunter das heutige Werneck, das vermutlich auch zur Herrschaft Trimburg gehörte.

Wenn Hugo auch oft im Renner von sich spricht, so erfahren wir doch nicht, wo er seine Bildung geholt habe; möglich ist, daß er in dem nicht weit von Werneck entfernten Chorherrnstift Heidenfeld, wie nach ihm Conrad Celtes aus Wipfeld und noch später dessen Landsmann Eulogius Schneider, den ersten Unterricht genossen hat. Zur weiteren Ausbildung kam er nach Bamberg und wurde daselbst aus einem Schüler der noch jetzt vielgenannte Lehrer und Rektor der Schule zu Teuerstadt. Er sagt selbst, daß er 42 Jahre daselbst als Lehrer wirkte. Da er nach einer Stelle (Vers 17155) des Renners noch um

1313 lebte und damals ein Alter von 77 Jahren hatte (Vers 10453), so mag er ungefähr um das Jahr 1235 geboren sein. Da er ferner auch den Titel Magister führt, so muß er wohl den höchsten akadem. Grad in der Philosophie sich erworben haben; wo aber dies stattfand, sagt er nicht, wir hören nur von ihm, daß er die hohen Schulen zu Paris, Orleans, Dôle, Padua, Salerno, Bologna nie besucht habe; daß er aber das damalige Wissen seiner Zeit in sich aufgenommen, davon geben seine erhaltenen Schriften das beste Zeugnis; er ist bewandert in der hl. Schrift, kennt die Kirchenväter und Kirchenschriftsteller; auch die deutsche Literatur ist ihm bekannt, die Klassiker des Altertums kennt er jedenfalls nicht bloß aus Compendien oder Florilegien. Auf die lateinische Sprache hält er sehr viel und beklagt es, daß er in seinen alten Tagen sehen muß, wie die Jugend nicht mehr wie früher im Lateinsprechen geübt werde; ob er auch griechisch gelernt hat, sagt er nicht, doch weist (Vers 10340 u. 22621) das *γνώσι στανόρ* darauf hin; auch der hebräischen Sprache ist er kundig; er hat also gewiß das Trivium und das Quadrivium absolviert und dazu noch ein Übriges gethan. Seine Bibliothek umfaßt 200 Schriften, eine gewiß für jene Zeit respektable Anzahl; er ist auch selber Schriftsteller, er hat 12 Werke verfaßt (V. 16616), 7 deutsche und 5 lateinische. Von letzteren sind noch vorhanden als Lehrbücher für seine Schüler: 1) *Registrum multorum auctorum*, 1032 Verse, ein Quellenbuch zur latein. Literaturgeschichte des Mittelalters, wie es der neueste Herausgeber (1888) Joseph Huemer bezeichnet; 2) *Laura Sanctorum*, herausgegeben von Grotefend im „Anzeiger für Kunde der deutschen Vorzeit“, Jahrgang 1870, womit zu vergleichen ist Ladendorf, ebenda Jahrg. 1871, es ist dies eine versifizierte Paraphrase des sogenannten Cisio-Janus, umfaßt 422 Verse; 3) der *Renner*, das einzige von den deutschen Werken, das sich erhalten hat; es ist eine Erweiterung des vorangegangenen „Samner“. Der Bamberger Druck, dem eine Handschrift der Erlanger Universität zu Grunde liegt, hat in Großquartformat 270 Seiten und 24572 Verse, oder vielmehr, da auf Versnummer 22000 irrthümlicher Weise gleich 22110 folgt, 24472 Verse. Der Titel des Werkes der „*Renner*“ mag von Hugo selbst herrühren, da er, wie gesagt, ein früheres Werk einfach „der Samner“ nennt und überhaupt beim Übergang zu einem neuen Gedanken gerne das Wort *rennen* anwendet, gewöhnlich in der Formel: *Nu suln wir aber furbaz rennen enl unsern herren baz erkennen*. Der Inhalt desselben ist ansprechend und ausführlich gegeben von Heinrich Kurz in seiner Geschichte der deutschen Literatur.

Neuere Schriften über Hugo sind 1) Carl Janicke, *quaestionis de vita et scriptis Hugonis Trimbergensis specimen*, Halle 1856, und dessen Aufsätze über Hugo in der Zeitschrift „*Germania*“, Jahrg. 2 (1859) und 3 (1860). 2) Zur deutschen Literaturgeschichte des 16. Jahrhunderts, von Simon Schäfer, Bonn 1874 und 3) Untersuchungen über Hugo von Trimberg und seinen *Renner*, von Egon Julius Wölfel, Leipzig, 1884. — Es wäre zu wünschen, daß ein Neudruck dieses Gedicht wieder zugänglicher machte; denn die Bamberger Ausgabe ist jetzt



selten zu erhalten; schon i. J. 1872 wurde von der Verlagsbuchhandlung Brockhaus in Leipzig versprochen, daß in der Sammlung „deutsche Dichtungen des Mittelalters mit Wort- und Sacherklärung“ auch Hugos Renner erscheinen solle, es ist bisher noch nicht geschehen und scheint nach den Schlußworten der Dissertation Wölfels auch nicht so bald in Aussicht zu stehen, da eine völlige Durchforschung sämtlicher Rennerhandschriften, wie es für eine neue Ausgabe sich gehörte, fast die Arbeit eines Menschenalters erfordern dürfte. Daß Hugo von Trimberg fast immer neben Freidank genannt wird, ist zugleich auch eine Ehre für die Stadt Bamberg, die ihre Wertschätzung seiner Verdienste dadurch bekundete, daß sie die Stätte seines Wirkens, den gegenwärtigen Pfarrhof von St. Gangolf, mit einer Gedächtnistafel zierte, die folgende Inschrift trägt: Gedenktafel | errichtet anno 1859: | Hier lebte und wirkte als | Rektor der Schule in der | Teuerstadt | Hugo von Trimberg | Verfasser des Gedichtes der | Renner | von 1262 bis 1304.

Bamberg.

Anton Jäcklein.

## II. Abteilung.

### Rezensionen.

P. von Lind, Kants mystische Weltanschauung, ein Wahn der modernen Mystik. Eine Widerlegung der Dr. C. du Prelschen Einleitung zu Kants Psychologie. München, M. Poessl. 144 u. V Seiten 8°.

Du Prel hat eine Einleitung zu Kants „Psychologie“ geschrieben und darin behauptet, daß Kant ein Mystiker gewesen wäre. Hierüber ist Lind, ein großer Verehrer Kants, mit Recht entrüstet und bietet in vorliegender Schrift eine gründliche Widerlegung jener Behauptung. L. erblickt in derselben lediglich einen Versuch, dem durch Entlarvung verschiedener Medien schwer niedergeschlagenen Spiritismus dadurch wieder einigermaßen emporzuhelfen, daß man große Geister der Vergangenheit als Mystiker, bezw. Spiritisten hinstellt, obwohl sie dies keineswegs gewesen sind. Die Wurzel des modernen Spiritismus findet er im Materialismus der Gegenwart, der an das Dasein von geistigen Wesen nicht mehr glauben, sondern sie photographiert besitzen will (S. 141).

Die Schrift zeugt von großer Sachkenntnis und der in ihr überall zu Tage tretende Abscheu vor dem spiritistischen Schwindel sowie die Begeisterung des Verfassers für die gesunde Philosophie des großen Königsbergers macht einen guten Eindruck.

---

Grundrifs der Philosophie von Johannes Eitle, Prof. am ex.-theol. Seminar in Urach. Freiburg i. B. 1892, J. C. B. Mohr. 304 u. XVI Seiten 8°. Preis 5 M.

Beim Streben nach Erkenntnis gehen die Menschen von recht verschiedenen Grundansichten aus. Sehr viele meinen (und halten sich deshalb gerade für die Philosophen vom reinsten Wasser), daß man hierbei auf gar nichts Rücksicht nehmen dürfe; sie wollen Wahrheit um jeden Preis und kümmern sich nichts darum, wenn durch die Ergebnisse ihrer Forschungen die Ehrfurcht vor dem höchsten Wesen verletzt, die Liebe zum Nebenmenschen verleugnet und die eigene Selbstachtung geschädigt wird. Diese gleichen jenem Bauern, der, nachdem er Haus und Hof verprozessiert hatte, sich des glücklich erstrittenen Raines freute. Das andere Extrem stellen diejenigen dar, welche lediglich deshalb philosophieren, um Dinge als wahr zu er-

kennen, von deren Gewisheit sie im voraus überzeugt sind. Sie glauben die Thatsachen der Erfahrung so lange drehen und wenden zu dürfen, bis sie in ihre vorgefasste Meinungen hineinpassen. Diese gleichen wiederum jenem Prokrustes, der die eingefangenen Fremdlinge erbarminungslos für sein mitgebrachtes Bett zurechtmachte.

Der Verf. des vorliegenden Buches gehört zu dieser zweiten Art von Philosophen. Er steht ganz auf dem Standpunkt der mittelalterlichen Scholastiker, welche nur zu dem Zweck philosophierten, um die Wahrheit der religiösen Glaubenssätze noch besser einzusehen. Da muß natürlich an den herangezogenen Ergebnissen der Erfahrungswissenschaften vielfach gedehnt und gekürzt werden. Ich gestehe offen, daß ich dieser Prozedur nicht durch das ganze Gebiet der Philosophie zu folgen vermochte. Wer von derselben eine Vorstellung gewinnen will, darf nur die §§ 133—146 ansehen, in welchen Eitle den Determinismus zu widerlegen sucht. Dort behauptet E., daß bei allen Menschen das Gewissen von Natur gleich stark sei (S. 177); daß Schopenhauer ein konsequenter Determinist gewesen sei (S. 178), obwohl doch dieser offenbar den Determinismus bloß zur Befestigung seines pessimistischen Systems ausnützen wollte; daß kein Determinist einen Dieb wegen seines Vergehens strafen könne (einen Wolf, der ein Schaf stiehlt, darf man aber dafür strafen?); daß jeder Determinist den Charakter des Menschen für unveränderlich halte (S. 178); daß der Determinismus Wesen und Wert der Erziehung gefährde (S. 179) und dergl. mehr.

Demnach dürfte das Buch für Anhänger einer freien Gedankenbewegung nur geringen Wert haben. Dagegen eignet es sich ganz vorzüglich zum Studium für Theologen und andere Deutsche, welche mit der unserer Nation angeborenen Gutmütigkeit glauben, daß die von Juden, Griechen und Römern uns überlieferten Ansichten für alle Ewigkeit Geltung behalten müssen. Diesen kann das auf Grund ausgedehnter Studien mit großem Fleiß und in bester Absicht geschriebene Buch unbedenklich empfohlen werden; für sie ist es ja sicherlich auch in erster Linie bestimmt.

Nach meiner Ansicht haben sowohl diejenigen Unrecht, welche zügellos über Stock und Stein ohne Rücksicht auf die Forderungen der Ethik der Wahrheit nachjagen, als auch diejenigen, welche das philosophische Denken nur zur Begründung vorgefasster Meinungen benützen wollen. Das Richtige liegt wohl in der Mitte zwischen beiden Extremen. Der Philosoph soll auf Grund der von den Erfahrungswissenschaften gelieferten Ergebnisse vorurteilsfrei nach einer höheren Erkenntnis der Dinge streben; aber er muß immer auch sich bewußt bleiben, daß sein Denken lediglich ein inneres Handeln ist und somit den Gesetzen der Moral zu gehorchen hat. Überall, wo er zu Ergebnissen gelangt, welche die Achtung vor dem höchsten Wesen, vor dem Nebenmenschlichen und vor der eigenen Person verletzen, muß er sich sagen, daß er den rechten Weg verfehlt hat und einem Trugbild der Wahrheit nachgejagt ist; denn das philosophische Denken ist nur eine besondere Art des sittlichen Handelns.

*Διάγραμμα Στωικῆς φιλοσοφίας ὑπὸ Α. Θερειαροῦ.*  
*Μέρος πρῶτον · Ἀρχαία Στοιά. Ἐν Τεργέσειη. Τύπος τοῦ Ἀνστριακοῦ*  
*Λόγδ.* 1892. 159 Seiten 8<sup>o</sup>.

Das Buch liest sich nahezu wie eine Schrift des Plutarchos oder eines Attikisten. Nur ganz wenige neugriechische Formen (wie *δέν* für *οἰδέν*, *ητο* für *ἦν* etc.) und Konstruktionen (besonders das *τά* mit Konjunktiv für unser zu mit Infinitiv) erinnern daran, daß der Verfasser für Neugriechen geschrieben hat.

Als Einleitung bietet er eine vortreffliche Schilderung der Schattenseiten des griechischen Nationalcharakters, welche während der Blütezeit des Hellenenvolkes von dessen guten Eigenschaften einigermaßen verdeckt wurden, aber in der Zeit des Verfalles und besonders nach dem Verlust der politischen Selbständigkeit um so stärker hervortraten. Von dem dunklen Hintergrund „des sozialen Katzenjammers, der politischen Erstarrung und der allgemeinen Auflösung der sittlichen Begriffe“ läßt der Verf. dann die Entstehung der stoischen Philosophie sich glanzvoll abheben. Für die Geschichte der alten Stoa, als deren Bahnbrecher er Zenon, Kleanthes und Chrysippos bezeichnet, benützt er besonders die reichhaltige deutsche Literatur über diese Philosophenschule. Um zu entscheiden, ob er selbst Neues beigebracht und überhaupt die Wissenschaft wesentlich durch seine Arbeit gefördert hat, müßte man auf dem behandelten Gebiete Spezialist sein. Nur ein solcher wird wohl die Schrift mit vollem sachlichen Interesse lesen; jedoch sprachlich dürfte sie für jeden Altphilologen eine interessante Erscheinung bilden.

Bayreuth.

Ch. Wirth.

Encyklopädisches Handbuch der Pädagogik, herausgegeben von W. Rein. Jena. Erster Band. 1.—3. Lief. Abbitte — Baugewerkschulen. Langensalza, Beyer u. Söhne. 1894. 240 S.

Aufgabe dieses neuen Handbuches der Pädagogik ist, wie der Herausgeber in der Ankündigung erklärt, die Darstellung der pädagogischen Arbeit und Forschung in unserem Vaterlande, „und zwar, soweit dies menschlicher Arbeit überhaupt möglich ist, in objektiv-wissenschaftlicher Weise, die von jeder einseitigen und engherzigen Auffassung, namentlich in religiösen Dingen, sich frei weifs“. Das Unternehmen ist gewifs zeitgemäfs, nachdem bisher vielfach vorgefafste Meinungen, welche in dem jeweiligen religiösen Standpunkt ihre Erklärung finden, das Urteil über Ziele und Erfolge der pädagogischen Bemühung getrübt haben. Was den Inhalt betrifft, so soll ebensowohl auf die pädagogische Theorie mit ihren Grundwissenschaften, Ethik und Psychologie, und mit ihren Hilfswissenschaften, Physiologie und Medizin, eingegangen werden wie auf die praktischen Fragen des Unterrichts und der Erziehung, insbesondere die der Gegenwart. Bei dem Überblick über die geschichtliche Entwicklung der pädagogischen Theorie und des Lehrbetriebs ist es in Rücksicht auf den jetzigen Stand der

Forschung, welche zu einem guten Teile noch in Vorarbeiten begriffen ist, auf Vollständigkeit nicht abgesehen. Auch durch die Literaturnachweise wird sich das Handbuch als willkommenes Hilfsmittel für weitere Studien in der pädagogischen Wissenschaft erweisen. Von den bis jetzt erschienenen umfangreicheren Artikeln heben wir heraus: „Abgangsprüfung“ von Gymnasialdirektor Dr. Altenburg in Wohlau; „Alumnat“ von Prof. Dr. Menge in Halle; „Anschauungsunterricht“ von Dr. Keferstein in Jena; „Ansteckung und ansteckende Krankheiten“ von Hofrat Dr. Gärtner in Jena; „Apperzeption“ von Universitätsprofessor Dr. Lange in Königsberg; „Arithmetik“ von Gymnasiallehrer Dr. Keferstein in Hamburg-Eilbeck; „Aufklärung und Aufklärungspädagogik“ von Universitätsprofessor Dr. Paulsen in Berlin; „Augenlinsen“ und „Augenkrankheiten“ von Arzt Dr. Schubert in Nürnberg; „Basedow“ von Oberschulrat Dr. v. Sallwürk in Karlsruhe.

Geschichte der Erziehung vom Anfang bis auf unsere Zeit, bearbeitet in Gemeinschaft mit einer Anzahl von Gelehrten und Schulmännern von Dr. K. A. Schmid, weil. Prälat und Gymnasialdirektor. Fortgeführt von Georg Schmid, Dr. phil. Zweiter Band. Erste Abteilung. Stuttgart, Cotta. 1892. 611 S.

In der ersten Abteilung des zweiten Bandes des vorliegenden Werkes, über dessen ersten Band wir im XXI. Jahrg. dieser Zeitschrift S. 186 ff. berichtet haben, ist Abschnitt I S. 1—93 Die christliche Erziehung in ihrem Verhältnisse zum Judentum und zur antiken Welt von dem verstorbenen Professor der Theologie in Leipzig, Gustav Baur, bearbeitet. Von seinem theologischen Standpunkt aus erörtert derselbe zunächst die Bedeutung des Glaubens an Jesu für die Erziehung überhaupt und schließt daran pädagogische Grundsätze, welche den neutestamentlichen Schriften und denen der apostolischen Väter entnommen sind. Darauf wird hauptsächlich an der Hand der Schrift Augustins *De catechizandis rudibus* über die Unterweisung zum christlichen Glauben in dessen Zeitalter gehandelt; doch beziehen sich alle diese katechetischen Schriften auf den Unterricht, welchen erwachsene Katechumenen erhalten. Weiterhin verbreitet sich der Verf. über die Stellung hervorragender Kirchenväter zur antiken Bildung, über die heidnischen Elementarschulen und höheren Bildungsanstalten und deren allmähliche Umwandlung in christliche. Mit den Anfängen der klösterlichen Erziehung, insbesondere mit dem Hinweis auf die pädagogischen Briefe des Hieronymus und auf des Cassiodorus *Institutiones divinarum et saecularium literarum* schließt dieser erste Teil ab.

Der umfangreichere Abschnitt II S. 94—611 zerfällt wiederum in drei von verschiedenen Verfassern bearbeitete Teile: a) Die Erziehung im Mittelalter, dargestellt von dem nun ebenfalls verstorbenen Professor der Pädagogik in Leipzig, Hermann Masius

b) Die Universitäten im Mittelalter von dem Gymnasialrektor Otto Kämmerer in Leipzig, c) Jüdische und muhammedanische Erziehung von Gustav Baur.

Die Arbeit von Masius ist die reife Frucht eines ausgebreiteten Quellenstudiums, welches dem Leser auch in den genauen und inhaltsreichen Nachweisen entgegentritt; feinsinniges Nachempfinden des Geisteslebens der früheren Jahrhunderte schafft wirkungsvolle Bilder und die schön abgeklärte Darstellung ist überall durch anziehende Einzelzüge belebt. Aus der Zeit vom Untergang des römischen Reiches bis zu Karl dem Großen werden zunächst die noch aus dem Altertum überkommenen Schulen und Bildungsbestrebungen in den germanischen Reichen der Ostgothen, Vandalen, Westgothen, Franken und Langobarden eingehend geschildert. Rom war noch immer die Mutter der Beredsamkeit und der davon unzertrennlichen Rechtswissenschaft (*mater foecunda eloquentiae*); Karthago ist auch unter der Herrschaft der Vandalen das afrikanische Rom: *illic artium liberalium scholae, illic philosophorum officinae, sancta denique vel linguarum gymnasia vel morum*; im Westgothenreich blühten Schulen, besonders in Toledo und Sevilla; Isidorus, welcher aus letzterer hervorging, bezeichnet den Höhepunkt gelehrter Bildung im Übergang vom 6. zum 7. Jahrhundert. In den gallischen Großstädten, in Marseille, Autun, Bordeaux, Lyon, Rheims, Trier finden sich zahlreiche Rhetor- und Grammatikerschulen, bis mit dem 6. Jahrhundert die alte Rhetorik an innerer Leerheit und dem Gegensatz der Kirche zu grunde ging. Für die dauernde Wirksamkeit der alten Grammatikerschulen im Langobardenreiche wird auf Paulus Diaconus verwiesen. Im Folgenden wird dargelegt, wie allmählich die Kirche die Reste der antiken Bildung in sich aufnahm und das geistige Leben beherrschte: das System der sieben freien Künste, das Verdienst der Benediktiner, der irischen Wandermönche, der Angelsachsen, insbesondere eines Aldhelm, Beda Venerabilis, Bonifatius um Schulen und gelehrte Bildung erfährt an der Hand der ersten Quellen eine eindrucksvolle Schilderung und Würdigung.

Mit besonderer Liebe zeichnet dann Masius das Bildungswesen im Karolingischen Zeitalter S. 145—232; soweit die Beschaffenheit der Quellen dies erlaubt, empfangen wir durchaus lebensvolle Bilder des ernsten Strebens jener Zeit, in welcher ein so sehr bildungsbedürftiger Herrscher nicht bloß in der schola Palatina und der Akademie des Hofes den gelehrten Studien eine Stätte schuf, sondern auch schon dem Gedanken der Volksschule nahe trat; wir bekommen vor allem einen klaren Einblick in den Bildungsgang und die geistige Werkstätte des damals bedeutendsten Gelehrten und Erziehers, Alkuins. Die Blüte der Hofschulen währte aber nur kurze Zeit, wenigstens im ostränkischen Reiche trat die Klosterschule an ihre Stelle; die Einrichtungen derselben, soweit sie noch festgestellt werden können, und die Theorie der geistlichen Erziehung des hervorragendsten Lehrers, des Hrabanus Maurus, treten hier deutlich heraus. An diese Schil-

derung des Standes der Bildung in den fränkischen Reichen schließt sich ein Abschnitt an über die Erneuerung geistigen Lebens in England durch König Alfred und anhangsweise ein Überblick über die Pflege der Literatur im griechischen Reiche.

Aus dem zehnten und elften Jahrhundert ist besonders bemerkenswert die Pflege der Poesie und Geschichtschreibung in lateinischer Sprache in den deutschen Klöstern, vornehmlich in St. Gallen. In Frankreich verschaffte Gerberts scharfer und umfassender Geist der Schule von Rheims weithin dringenden Einfluß und Ruhm; man mag von da an das Übergewicht Frankreichs auf dem Gebiete des geistigen Lebens datieren; die vom Kloster Cluny ausgehende asketische Richtung und die Scholastik, über deren Anfänge wir hier in sorgfältiger Weise unterrichtet werden, beginnen die Geister zu beherrschen:

In dem Abschnitt „Das Zeitalter der Kreuzzüge und die Scholastik“, S. 258—308, wird zunächst der Inhalt der ritterlichen Bildung, unmittelbar aus den epischen und gnomischen Dichtungen des Mittelalters geschöpft, in ansprechendster Weise dargestellt. Dann wird die Bedeutung der Scholastik klargelegt und durch Beispiele erläutert; auch wird die pädagogische Theorie eines Vincenz von Beauvais und Johann von Salisbury aus ihren Schriften entwickelt. Der Niedergang der Scholastik, dessen Ursachen vorgeführt werden, hatte ein allmähliches Sinken der Schulbildung überhaupt seit Anfang des dreizehnten Jahrhunderts im Gefolge.

Der von Masius bearbeitete Teil des Werkes schließt ab mit einem Abschnitt „Die Städte und ihre Schulen“, in welchem die Anfänge der Reaktion des Bürgerstandes gegen das Vorrecht der Geistlichkeit in Bezug auf den Unterricht und hinwiederum der hemmende Einfluß der Bettelmönche, insbesondere der Franziskaner und der Dominikaner, beleuchtet werden. „Die Lösung der Schule von der Bevormundung der Kirche, die Begründung eines freien, ob auch dürftigen Lehrstandes nimmt ihren Anfang, an den sich später in empfindlicher Zeit die Bestrebungen der „Brüder vom gemeinsamen Leben“ und die ersten Erfolge des siegreich eindringenden Humanismus anknüpfen konnten“.

Auch Kämmels Geschichte der Universitäten des Mittelalters bis zum Eintritte des Humanismus, S. 334—518 ist ausgezeichnet durch Beherrschung eines weitschichtigen Materials, durch sorgfältige und genaue Ausnützung der neuesten Forschung, durch klare und sichere Darstellung; nur dürften in Rücksicht auf den Zweck des vorliegenden Werkes einzelne Teile zu breit ausgeführt sein, wie wenn z. B. von jeder einzelnen Universität auf das genaueste berichtet wird, wie sie entstanden ist und sich allmählich entwickelt hat. Hinsichtlich der Entstehung und Verfassung der Universitäten, worüber im I. Abschnitt berichtet wird, werden drei große Gruppen unterschieden und gesondert behandelt: 1. Die städtischen Scholarenuniversitäten Italiens. 2. Die monarchischen Scholarenuniversitäten in Neapel und Spanien. 3. Die kirchlichen Magisteruniversitäten in Frankreich und England, Deutschland und Osteuropa. In dem H. Ab-

schnitt, welcher von der Lehrordnung und Lehrweise handelt, werden vornehmlich die traditionellen Lehrbücher besprochen, welche dem Unterricht der Artisten, Juristen, Mediziner und Theologen zu grunde gelegt wurden. „Das vollständige theologische Studium bis zur Erlangung der Doktorwürde war das langwierigste von allen“. Auf der Grundlage eingehenden Studiums der volkswirtschaftlichen Zustände jener Zeiten werden im III. Abschnitt „Leben und Treiben“ zuerst Untersuchungen angestellt über Zahl, Abkunft, Umgang, Wohnung, Einnahmen und Ausgaben der Studierenden, daran schliessen sich Nachrichten über ihre Lebensführung in Bezug auf Trunk, Spiel und Liebe.

Eine Geschichte der jüdischen und muhamedanischen Erziehung von Gustav Baur, S. 549—611, bildet den Schlufs des vorliegenden Bandes. Ein 1. Abschnitt „Das vorislamische Judentum“ umfaßt die pädagogische Thätigkeit der Juden in der Zeit von der Zerstörung Jerusalems bis zum Auftreten des Islam; im 2. Abschnitt „Der Islam“ wird nach einer längeren Einleitung über Geschichte, Religion, Kultur und Wissenschaft der Araber das Wesentliche über Inhalt und Methode ihres Unterrichts mitgeteilt.

Bamberg.

J. K. Fleischmann.

---

Karl Hirzel, Zeitfragen aus dem Gebiete des württembergischen Gymnasialwesens. I. Über Vorbildung und Prüfung zum höheren Lehramt. Tübingen, Laupp. 1893. 46 S. 80 Pfg.

Prof. Karl Hirzel in Ellwangen entsprach dem Wunsche der Landesversammlung württembergischer Gymnasiallehrer, indem er den auf der Cannstatter Versammlung am 10. Juni 1893 gehaltenen Vortrag mit unwesentlichen Änderungen abdrucken liefs.

Zunächst verurteilt der Verf. die scharfe Trennung der philologischen und realistischen Dienstprüfung. Bei der Zersplitterung der Lehrfächer, welche auch die Einheit des Unterrichtes zu zerstören drohe, müsse als Gegengewicht die Einheit des Geistes der lehrenden Personen eintreten. Es solle deshalb die Vorbildung für die philologischen und realistischen Lehrer auf der Universität gewonnen werden. Diese allein, und nicht das Polytechnikum, gewähre die Anregung, welche für jedes Studium und jeden empfänglichen Geist aus der universitas litterarum entspringe. Die Gemeinsamkeit der Vorbildung werde verbürgt durch das Reifezeugnis eines humanistischen oder Realgymnasiums, nicht aber einer Oberrealschule. Eine Sicherung gegen die Gefahr, daß die Lehramtsbeflissenen sofort und allzufrüh sich in ihre besonderen Fachstudien verlieren, liege in einer gemeinsamen Zwischenprüfung über Philosophie und Pädagogik etwa nach den 3 ersten Universitätssemestern. Nach weiteren 5 Semestern solle die eigentliche Lehramtsprüfung folgen und dann ein Probejahr sich anschliessen.



In Württemberg gibt es zur Zeit 3 lehramtliche Prüfungen: 1. für die Kollaboratoren, 2. für die Präceptoren, 3. für die Professoren. Keine von diesen setzt die andere voraus, jede kann für sich erstanden werden.

Hirzel wünscht den Wegfall der Kollaboratorenprüfung und dieser Lehrerklasse selbst. Bei den Kollaboratoren, sagt er, ist von keiner akademischen, auch von keiner abgeschlossenen gymnasialen oder realistischen, endlich auch nicht immer von einer seminaristischen Vorbildung die Rede. Früher verwalteten die Kollaboratoren den größten Teil des Lateinschulwesens mit Ausnahme der höchsten Stufe, bis vor kurzem waren sie auf die 2 untersten Klassen der größeren Anstalten und auf die untere Klasse der mehr als eine Klasse enthaltenden Lateinschulen beschränkt. Nach dem neuesten Schulplane ist ihre Verwendbarkeit noch mehr eingeschränkt, indem für die unterste Klasse des Gymnasiums infolge des Wegfalles des Lateins andere als seminaristisch gebildete Lehrer nicht mehr nötig sind. Hirzel meint, daß hiedurch die moralischen Übelstände, die sich aus der Unmöglichkeit, vorwärts zu kommen, ergeben müssen und sich bei unserem Stande auch sonst einstellen, noch gesteigert werden. Die Prüfungsanforderungen für die Kollaboratoren sind mäßig und eigentlich mehr encyclopädischer Art (s. Schmid, Encyclopädie des gesamten Erziehungs- und Unterrichtswesens, 2. Aufl. X. Band S. 521).

Des weiteren verlangt Hirzel die Aufhebung der Trennung der Präceptorats- und Professoratsprüfung, welche ohnehin mehr nach dem Grade als der Beschaffenheit der Anforderungen verschieden sind (s. Schmid, Encyclopädie X Bd. S. 529). Während bisher nur die philologischen Professoratskandidaten als Vorbedingung zur Ablegung der eigentlichen Dienstprüfung eine wissenschaftliche Abhandlung in lateinischer Sprache auszuarbeiten haben, solle nach der Meinung des Verfassers allen Philologiestudierenden diese Auflage gemacht werden. Hirzel verlangt sonach eine Einrichtung, wie sie in Preußen bezüglich der beiden Zeugnisgrade und in Bayern hinsichtlich der Verwendung der einerseits mit der Note I und II, andererseits mit der Note III geprüften Lehramtskandidaten besteht. Auf der bisherigen zwiefachen Abstufung der Prüfung für das höhere Lehramt beruht nach der Ansicht des Verfassers die unberechtigte Hintansetzung, um nicht zu sagen Geringschätzung, welche sich in weiten Kreisen gegenüber der Präceptoratsprüfung und der auf ihr fußenden amtlichen Stellung als einer eigentlich nicht voll ebenbürtigen sich breit mache.

Die wissenschaftliche Probeabhandlung soll sich nicht bloß auf ein altklassisches Thema, sondern, nachdem die Alleinherrschaft der alten Sprachen auf dem Gymnasium nicht mehr bestehe, auch auf die anderen Hauptgebiete des Unterrichtes: die deutsche Sprache und Literatur, auf Geschichte, neuere Sprachen, Naturwissenschaften, Mathematik beziehen können. Der Kandidat müsse die Fähigkeit besitzen, einen wissenschaftlichen Gegenstand von beschränktem Um-

fange aus dem Gebiete des Gymnasialunterrichts selbständig und erschöpfend zu behandeln.

Hirzel bemängelt u. a. auch, daß für Professoratskandidaten zugunsten des theologischen Fachstudiums von akademisch-philologischen Fachstudium dispensiert werde; es sei das eine nicht mehr zeitgemäße Ausnahme, da die philologische Vorbereitung nicht mehr nebenbei erworben werden könne.

Gymnasialrektor Dr. Hermann Bender in Ulm hat in der 1. Nummer des Jahrgangs 1894 des Neuen Korrespondenzblattes für die Gelehrten- und Realschulen Württembergs, dessen Herausgeber er ist, in einer Abhandlung, betitelt: Die Einrichtung der philologischen Dienstprüfung in Württemberg, Hirzels Vortrag einer eingehenderen Beurteilung unterzogen. Nach seiner Ansicht ist eine gemeinsame Vorbildung für die philologischen und realistischen Prüfungskandidaten nicht möglich. Wer verbürge denn, daß die allgemein bildenden Fächer von letzteren auch gehörig besucht würden, da die allgemeine Erfahrung bei Studierenden aller Fakultäten, sogar der philosophischen, manchen Zweifel in dieser Hinsicht offen lasse? Die geforderte Einrichtung werde erst recht dazu beitragen, daß die Humanisten und Realisten ihre besonderen Wege gingen.

Ohne Zweifel hat Hirzel da einen wunden Punkt berührt. Es wäre sehr zu wünschen, daß die sämtlichen an einem humanistischen Gymnasium wirkenden Lehrer, seien sie Neu- oder Altphilologen, Mathematiker oder Naturwissenschaftler, über die Grundlagen des Gymnasiums einig wären. Denn jeder auch der versteckteste Gegensatz in den grundsätzlichen Anschauungen schädigt den Bestand desselben. Nun ist es aber eine Thatsache, daß in der neueren Zeit gelegentlich des Streites über Schulreform, Einheitsschule u. s. w. das Gymnasium von Lehrern öffentlich beföhlet wurde, die selbst an einem humanistischen Gymnasium thätig sind. Ich nenne nur die an humanistischen Gymnasien angestellten Mathematiker Oberlehrer Pietzker in Nordhausen und Professor Treutlein in Karlsruhe, welche in einer vom Allgemeinen deutschen Realschulmännerverein preisgekrönten Arbeit<sup>1)</sup> die Axt an die Wurzel des damaligen Gymnasiums zu legen versuchten und als erstrebenswertes Ziel die Umgestaltung desselben zu einer (realistischen) Einheitsschule hinstellten. Aber so schädlich und bedauerlich eine solche Erscheinung ist, wenn die an einer Anstalt wirkenden Lehrer deren Bestand zu untergraben suchen, so wird kaum durch eine doch immer nur bis zu einem gewissen Grade vorhandene gemeinsame Vorbildung dieser Zweiseelentheorie ein Ende gemacht werden; denn zur Liebe oder vielmehr Gegenliebe kann man niemand zwingen.

Entschieden spricht sich Bender gegen die Abschaffung der Kollaboratoren aus. Seines Erachtens thun die Kollaboratoren als seminaristisch d. i. methodisch gebildete Männer in den unteren Klassen weit bessere Dienste als Professoratskandidaten, welche häufig

<sup>1)</sup> Der Zudrang zu den gelehrten Berufsarten, Braunschweig, Salle, 1889.

die elementare Technik, das Handwerksmäßige im Unterrichte als etwas unter ihrer Würde Stehendes und deshalb möglichst bald zu Überwindendes ansehen und gar sonderbare methodische Vorstellungen und Usancen mitbringen. Er möchte sogar, daß auch die 3. Klasse solche erfahrene Kollaboratoren erhalte. Auch der Geldpunkt dürfe, so lange „man“ mitzähle, nicht als so ganz unwesentlich betrachtet werden. Nach Benders Darstellung ist bei den Kollaboratoren stets eine seminaristische Bildung vorhanden, während Hirzel auch eine verstümmelte d. i. nicht abgeschlossene humanistische oder realistische Vorbildung als gegeben annimmt. Es ist für einen ausserhalb der württembergischen Verhältnisse Stehenden schwer, über das Thatsächliche ins reine zu kommen oder über die Richtigkeit der gegenteiligen Meinungen ein Urteil zu fällen. Ich bin geneigt, auf Grund der beiderseitigen Motivierungen eher der Ansicht Benders beizutreten. Außerdem redet dem Kollaborator auch die Erinnerung an die gemüthliche Figur des „Kohlebraters“ in Auerbachs Frau Professorin das Wort, obwohl auch in diesem Punkte Dichtung und Wahrheit sich nicht immer decken mögen.

Daß die Präceptorats- und Professoratsprüfung vereinigt werden sollen, wird man billigen, ebenso daß die Anforderungen hiebei nicht verringert, sondern unter gleichzeitiger Minderung der Zahl der Prüfungsfächer vertieft werden. Denn der Gymnasiallehrerstand, der sich als solcher erst in unserem Jahrhunderte herausgebildet hat, hat naturgemäfs das Bestreben nach aufwärts nicht blofs in idealer, sondern auch in materieller Beziehung. Deshalb thut die württembergischen Gymnasiallehrer recht daran, wenn sie die höheren Rechte nur um den Preis erhöhter Leistungen erringen wollen.

Weniger dürfte Hirzels Wunsch zu billigen sein, daß allen Adspiranten des höheren Lehramts die Fertigung einer wissenschaftlichen Abhandlung als Vorbedingung der eigentlichen Dienstprüfung auferlegt werden solle. Denn es läßt sich wohl der Fall denken, daß jemand ein brauchbarer Lehrer in den unteren und mittleren Klassen wird, ohne daß er die höhere Befähigung zur wissenschaftlichen Produktion besitzt.

Nicht recht klar ist mir die weitere Forderung Hirzels, daß der Gegenstand der wissenschaftlichen Abhandlung nicht blofs aus der altklassischen Literatur, sondern auch aus den übrigen obengenannten Disciplinen zu entnehmen sei. Ich fasse das so auf, daß der Kandidat für altklassische Philologie aus den von ihm zu lehrenden Hauptfächern, aus den alten Sprachen und Literaturen, aus der deutschen Sprache und Literatur und aus der Geschichte den Stoff zur wissenschaftlichen Probearbeit entnehmen könne, daß dagegen der sog. Neusprachler den Gegenstand seiner Abhandlung aus dem Gebiete der neueren Sprachen, der Mathematiker aus der Mathematik oder den Naturwissenschaften auswähle. So ist es bei uns in Bayern zur Zeit, wo allerdings die wissenschaftliche Abhandlung erst nach der eigentlichen Hauptprüfung zu fertigen ist. Bender faßt die allerdings nicht bestimmt genug lautenden Äußerungen Hirzels in dem Sinne

auf, daß der Lehramtskandidat für altklassische Philologie auf irgend eine Frage aus den neueren Sprachen oder der Mathematik oder den Naturwissenschaften als Gegenstand der wissenschaftlichen Probearbeit auswählen dürfe. Das wäre meines Erachtens ein Unding.

Die Zwischenprüfung nach 3 Semestern des Universitätsstudiums halte ich für zweckwidrig. Denn ein besonderes Interesse für pädagogische Fragen kann man nach dieser kurzen Zeit noch nicht erwarten. Wenn es ferner wahr ist, daß die Pädagogik erst dann einen Wert hat, wenn sie auf philosophischer Grundlage aufgebaut ist, so kann die Prüfung aus der Pädagogik und Philosophie nur am Ende der Universitätszeit oder noch richtiger am Ende der theoretischen und praktischen pädagogischen Vorbildung ihre Stelle haben<sup>1)</sup>.

Burghausen.

A. Deuerling.

H. Hüttinger, Tassilo II. Trauerspiel in 5 Akten. Straubing (Otto Manz) 1893. — 111 Seiten; Preis M. 1.40.

Das tragische Geschick des letzten der Agilolfinger hat schon wiederholt zu dramatischer Gestaltung Anlaß gegeben; nichtsdestoweniger liefs sich der V., derzeit Gymnasialassistent in Regensburg, von einer nochmaligen Bearbeitung nicht abschrecken. Und mit Recht durfte er sich dazu berufen fühlen: neben gediegener Beherrschung der historischen Momente stand ihm eine anerkennenswerte poetische Gestaltungskraft, verbunden mit geschickter Handhabung der dramatischen Technik, unzweifelhaft zu Gebote. So bietet sein Stück eine schätzenswerte Bereicherung unserer patriotisch-historischen Literatur und verdient schon um deswillen, als zur Lektüre an den mittleren und oberen Gymnasialklassen wohlgeignet, in diesen Blättern eine nähere Berücksichtigung.

Eine kurze Skizzierung der nach Zeit und Ort mit großem Geschick einheitlich gestalteten und doch reich gegliederten Handlung möge vorstehendes Urteil bestätigen. (1. Akt). Tassilo ist dem Rufe zur Ingelheimer Reichsversammlung gefolgt, aber widerrechtlich von Karl der Freiheit beraubt worden. Zwar erhält er sie gleich wieder, doch mit Recht argwöhnt er hiebei Hinterlist; der König läßt des Herzogs Gemahlin Leutpurga gewaltsam von Regensburg nach Ingelheim bringen [erregendes Moment]; Tassilo sendet sofort seine Getreuen ab, sie zu befreien. Dies gelingt auch und schon will sie in die Heimat zurückkehren, da weiß der falsche Lombarde Audulf die Sehnsucht nach

<sup>1)</sup> Inzwischen standen die Vorschläge Hirzels auf der am 14. April 1894 zu Cannstatt abgehaltenen 4. Landesversammlung des Vereins der Lehrer an den humanistischen Lehranstalten Württembergs zur Erörterung.

Es wurde der Antrag angenommen (mit allen gegen etwa 10 Stimmen): es möge an die Stelle der Professorats- und Präzeptoratsprüfung eine einheitliche Prüfung für das höhere humanistische Lehramt treten. Über die Frage der Zwischenprüfung, der ersten und zweiten Dienstprüfung und der philosophisch-pädagogischen soll nach dem Beschluß der Versammlung ein eingehendes Referat auf die Tagesordnung der nächsten Versammlung gesetzt werden. (Die Red.)

einem Wiedersehen des Gatten und Sohnes in ihr wachzurufen, so dafs sie freiwillig nach Ingelheim zieht; der beginnende Verrat hat seinen ersten Triumph errungen. (2. Akt). Der Herzog, hievon verständigt, macht einen Fluchtversuch, der aber sofort vereitelt wird und ihm von neuem die Freiheit kostet. Jetzt enthüllt Audulf seiner Herrin seine wahre Absicht: er hasse Tassilo ebenso sehr, wie er sie, die er einst zur Braut erkoren, liebe. Seine Leidenschaft weist Leutpurga erst entrüstet ab, dann sucht sie ihn durch demütige Bitte für ihre Partei zu gewinnen, und der Verräter gibt sich den Anschein, als wolle er willfahren: da tritt König Karl dazu und sucht mit Leutpurga und dem herbeigeholten Herzoge eine vorläufige Versöhnung anzubahnen. Vergebens. Die Meldung von der Ankunft der Avaren bestimmt das herzogliche Paar zur Zurückhaltung. Schmerzbewegt ist das Wiedersehen des seit Jahresfrist am Hofe Karls verkümmerten Sohnes Theodo und seiner Eltern. Die Ladung aller vor den König bildet den Schluß.

Der 3. Akt zeigt uns ein höchst bedeutsames dramatisches Leben; die Gegensätze in den Charakteren prallen machtvoll auf einander. Karl klagt den Herzog des Treubruchs an und stellt ihm die Alternative: Leben an seinem Hofe oder Todesstrafe — der Herzog, unterstützt von seiner Gemahlin, bekundet nicht die geringste Furcht vor der Würde des fränkischen Königs: er stehe jetzt „als Mensch vor Menschen“ — „fort mit falschen Titeln!“ — „der Erste ist der Beste!“; er weist jenem Verschuldungen gegen ihn und andere nach und so entflammt sich statt der beabsichtigten Versöhnung der leidenschaftlichste Hass; Karl geht erzürnt ab, Tassilo aber läßt sich — zum Schmerze des edlen Theodo — durch Audulf bewegen, einen Bund mit den Avaren zu schliessen.

Dieser kommt im 4. Akte im Walde vor Ingelheim bei Nacht und Sturm zu stande; trotz der mahnenden inneren Stimmen, die sich bis zu visionären Schreckbildern steigern, verbindet sich das herzogliche Paar mit den heidnischen Barbaren und läßt so eine tragische Schuld auf sich. Der Bösewicht Audulf, der den Vermittler beim Vertrage machte, ist entschlossen, diesen dem Könige zu verraten. Karl erhebt — 5. Akt — in einer nochmaligen Reichsversammlung gegen Tassilo ernente Anklage, doch dieser weifs sich zum Führer der Verhandlung zu machen. Der König wird mehr und mehr, besonders durch den Verzicht des hochherzigen Theodo auf Bayerns Thron zur Milde bestimmt: schon will er jenen in seine Rechteiedereinsetzen — letzte Spannung vor der hereinbrechenden Katastrophe — da enthüllt Audulf den Bund des Herzogs mit den Avaren. Karl ist von dieser Wendung so erschüttert, dafs er selbst das Todesurteil über den Herzog nicht zu sprechen vermag. Doch bald findet er sich zu gerechtem Richterspruch hinreichend gefafst: den treulosen Bösewicht Audulf trifft die Todesstrafe, während die herzogliche Familie ins Kloster verwiesen wird. Die schmerzvolle Trennung der Eltern von ihrem Sohne und Tassilos Verkündigung des in der Vorahnung geschauten

Verfalls der Karolingermacht und der Neuerstarkung Bayerns bilden einen ebenso würdigen als wirksamen Schluß.

Die Hauptcharaktere sind in ihrer Gegensätzlichkeit in scharfen Konturen gezeichnet: gegenüber dem selbstbewußten, rücksichtslosen Frankenkönig der edle, an seiner ererbten Würde unbeugsam festhaltende Bayernherzog, dem seine nicht minder willensstarke Gemahlin getreu zur Seite steht. Theodo, das Ideal reinsten, aufopfernder Kindesliebe, ist fast zu weich und gefühlsinnig gezeichnet, als daß man ihn für einen Sohn solcher Eltern halten möchte; indes ist gerade diese Person poetisch die anziehendste. Auch die übrigen Figuren sind gut charakterisiert, doch ist zuweilen in der rhetorischen Ausschmückung des Dialoges des Guten zu viel gethan. Ebenso dürfte die weillängige Auseinandersetzung von Tassilos Vergangenheit im 5. Akte störend auf die zum Abschluß drängende Handlung wirken.

An sprachlichen oder metrischen Bedenken können nur folgende hervorgehoben werden: die Elision „solch' Reden“ p. 7 (ebenso „solch' Verträge“ p. 59) ist hart, die Form „frug“ p. 19 ebenso wenig zu rechtfertigen als die Dativform Herz (statt Herzen) p. 70; p. 45 paßt nur Tages, p. 46 nur „eines“ ins Metrum. Doch vermögen diese kleinen Ausstellungen nicht den sehr günstigen Eindruck zu alterieren, den Hüttingers Stück auf den Leser machen wird; möge diese edle dramatische Gabe, welche leider voraussichtlich mit manchen anderen das Los teilen wird, ein Lesedrama zu bleiben — nicht etwa wegen geringer Bühnenfähigkeit, sondern wegen der bedauerlichen Abneigung unseres modernen Publikums gegen historische Stücke! — möge sie eine freundliche Aufnahme finden seitens der fürs Edle empfänglichen Jugend unserer Anstalten, deren Bibliotheken sie hiemit aufs wärmste empfohlen sein soll.

München.

Dr. J. Menrad.

Martin Greif, Agnes Bernauer, der Engel von Augsburg. Vaterländisches Trauerspiel. Leipzig, Amelangs Verlag. 1894.

Dem Berichterstatter war es seit einer Reihe von Jahren ver gönnt, das dichterische Wirken unseres heimischen Dichters zu verfolgen und ihn zu immer höheren Zielen emporsteigen zu sehen. Er hatte des öftern Gelegenheit, von dem hohen Gemusse, den ihm Greifs Schöpfungen gewährten, an dieser Stelle auch anderen Mittheilung machen zu können. Wieder hat es der mit hohem dramatischen Geschicke begabte Dichter verstanden, einen glücklichen Wurf zu thun, indem er uns das erschütternde Schicksal der schönen Baderstochter von Augsburg vor die Augen und vor die Seele führt. Liest man, wie sich deren tragisches Geschick in rasch bewegter Handlung vor unseren Augen abspielt, so vergißt man nur zu leicht die Mühe, die es unserem Dichter gekostet haben mag, den anscheinend spröden Stoff mit Meisterhand zu seinen Zwecken zu gestalten.

Ein Blick in die geschichtliche Überlieferung beweist, daß Greif in den meisten wesentlichen und auch in vielen kleineren Zügen sich

ziemlich genau an die Geschichte hielt, ohne dabei auf das Vorrecht des Dichters zu verzichten, aus seinem eigenen Geiste dem Drama mannigfachen dichterischen und dramatischen Gehalt zuzuführen. So hat er in der Hauptperson des Stückes nicht blofs das Bild der Augsburger Bürgertochter mit ihrer wunderbaren Schönheit festgehalten, sondern ihr auch so viele edle und liebenswerte Eigenschaften verliehen, daß ihr erschütterndes Schicksal den Leser, wohl mehr aber noch den Zuschauer, mit wahren Mitgefühl erfüllt. Schon im ersten Augenblicke, wo sie ihre Liebe zu dem Bayernherzoge kundgibt, fürchten wir für sie und im Fortgange der Handlung sehen wir mit banger Ahnung sie mehr und mehr einem furchtbaren Geschehlice entgegengehen. Der Dichter hat es mit großer Meisterschaft verstanden, unser Mitleid mit der Heldin zu steigern. Aber er hat in der Bernauerin nicht blofs die gemüthliche und liebende Frau gezeichnet, sondern ihr auch eine erhabene Gesinnung verliehen. Agnes weiß mit wahrhaft fürstlichem Anstande den ungerechten Richtern gegenüber ihre Würde zu wahren, besonders aber im letzten Aufzuge, wo sie dem Tode entgegengeht, echte Seelengröße zu bewähren.

Herzog Albrecht erscheint im Drama edler, hochherziger als in der Geschichte. Besonders im letzten Teile des III. Aufzuges bei dem Turnier in Regensburg, wo es auf seine Beschimpfung abgesehen ist, wächst er zu einer erstaunlichen Höhe des Denkens und Willens empor. Vor seinem gestrengen Vater, dem Herzoge Ernst, erklärt er Agnes Bernauer als seine rechtmäßige Gattin, die er in Zukunft der gleichen Ehre theilhaftig machen werde wie sich selbst. Auch die übrigen Personen des Stückes sind individuell und mit großer Kunst gezeichnet. Ich zweifle nicht, daß die dargestellten Handlungen dem Wunsche des Dichters gemäß „der Hörer Sinn durch ernstes Spiel rühren werden.“

Burghausen.

A. Deuerling.

Rademacher, Auswahl volkstümlicher Lieder u. Gedichte für höhere Lehranstalten u. Mittelschulen. Hannover, 1893. M. 1,60.

Der Herr Herausgeber will durch vorliegende Sammlung volkstümlicher Gedichte „das deutsche Lesebuch in (sic) der obersten Stufe entbehrlich machen.“ Aber sollen denn nur volkstümliche Gedichte gelesen werden? Zweitens bemerkt der H. H., daß „die Auswahl der Gedichte und Lieder nur das enthalten soll, was wirklich volkstümlich geworden ist.“ Aber ist z. B. „Johanna Sebus,“ sind die herrlichen Nachtlieder von Goethe „Der du von dem Himmel bist,“ „Über allen Gipfeln“ wirklich volkstümlich? Im ganzen indes hat H. R. eine sehr hübsche Sammlung größtenteils volkstümlicher Gedichte zusammengestellt. Aufgefallen ist mir u. a., daß „das Steierland“ auf S. 291 („Hoch vom Dachstein an“) als „Tiroler“ Volkslied bezeichnet ist. Auch kann ich mir nicht denken, wie das russische Volkslied „Seht ihr drei Rosse vor dem Wagen“ verstanden werden

kann, wenn man nur die erste und letzte Strophe mitteilt. Hielt der Herausg. aus Prüderie die 2. u. 3. Strophe für ungeeignet, so mußte er auf das ganze Lied verzichten. Dafs eine Prüderie die Veranlassung war, das Gedicht zuzustutzen, darauf deutet auch die Veränderung in der letzten Strophe: ich wenigstens kenne nur die Fassung, in der „der Teuren Grab“ erwähnt wird.

- Buschmanns deutsche Lesebücher (Trier, Lintz). 1. Deutsches Lesebuch für die unteren Klassen, 10. Aufl. 1892 M. 2,20. 2. Deutsches Lesebuch f. d. mittleren Klassen 8. Aufl. 1893 M. 3,20. 3. Deutsches Lesebuch f. d. Oberklassen a) Erste Abteilung: Deutsche Dichtung im Mittelalter 4. Aufl. 1892 M. 1,20 b) Zweite Abteilung: Deutsche Dichtung in der Neuzeit (nebst einem Abrifs der Poetik) 4. Aufl. 1893 M. 3.

Die neuen Auflagen der unter 1. u. 2. angeführten Lesebücher sind von den früheren namentlich dadurch etwas verschieden, dafs den Forderungen der neuen preussischen Lehrpläne entsprechend die der Sage und Geschichte entnommenen Leselücke vermehrt wurden. Obwohl von dem früheren Lesestoff einiges ausgeschieden wurde, sind beide Bücher doch um einige Bogen erweitert worden. In das Lesebuch für die mittleren Klassen sind nunmehr auch Muster rednerischer Darstellung und Briefe aufgenommen worden. In ersterer Beziehung ist der berühmte Aufruf Fr. Wilhelms III. und die Thronrede des Königs Wilhelm I. an den norddeutschen Reichstag (19. Juni 1870) mitgeteilt; was die Briefe betrifft, so sind solche von der Königin Luise an ihren Vater (Juni 1807) abgedruckt, ferner der bekannte Brief Körners an seinen Vater (10. März 1813), das vielbesprochene Schreiben des bayer. Königs Ludwig an König Wilhelm, worin dem Preußenkönig die Kaiserkrone angetragen wird, und dessen Antwort. Letztere beiden Briefe nach den bekannten Enthüllungen einem Lesebuche einzuverleiben, scheint mir ein sehr unglücklicher Griff. Auch verstehe ich schwer, wie der Herausgeber eines zudem zunächst für preussische Schulen bestimmten Buches die geradezu klassischen Briefe Moltkes unberücksichtigt lassen konnte.

Wenig verändert sind die Lesebücher für die Oberklassen. Die erste Abteilung enthält mehr Textproben des Nibelungenliedes und der Gedichte Walthers v. d. V. als die früheren Ausgaben, damit den neuen preufs. Vorschriften besser entsprochen werden könne. Was der Herausg. hierüber bemerkt, kann als neuer Beweis für die Verlegenheit gelten, in der sich die preufs. Gymnasiallehrer den Vorschriften über den mhd. Unterricht — diesem Meisterstück von Unklarheit und Halbheit — gegenüber befinden.

Die Vorzüge der nach Inhalt und Ausstattung im ganzen prächtigen Bücher<sup>1)</sup> sind auch in diesen Blättern seit einer Reihe von

<sup>1)</sup> Trefflich ist besonders auch die 3. Abteilung des Lesebuches (prosaisches Lesebuch für obere Klassen), das in neuer Aufl. nicht vorzuliegen scheint.



Jahren so oft hervorgehoben worden, dafs ich auf weiteres Lob heute verzichten kann. Leider scheinen mir wenigstens nicht alle Bände unseren speziell bayerischen Anforderungen in jeder Beziehung so zu entsprechen, dafs man Buschmanns Bücher ohne Einschränkung auch zum Gebrauch an bayerischen Gymnasien empfehlen könnte.

München.

A. Brunner.

Zettel-Nicklas, Deutsches Lesebuch für höhere Lehranstalten I—III. Teil. München, Lindauersche Buchhandl. 1892—94. Preis geb. M. 1,85; 2,15; 2,15.

Dazu: J. Nicklas, Abrifs der deutschen Grammatik in Beispielen. I—III. Teil à 30 Pf.

Derselbe: Methodische Winke für den deutschen Unterricht in den drei unteren Klassen höherer Lehranstalten. München, Lindauersche Buchh. 1894.

Professor Nicklas hat sich der dankenswerten Aufgabe unterzogen, die an sich brauchbaren, aber anerkanntermassen der Verbesserung bedürftigen Zettelschen Lesebücher, die seit mehr als 20 Jahren an einem grossen Teil unserer Gymnasien die Grundlage für den deutschen Unterricht in den unteren Klassen bilden, neu herauszugeben oder richtiger gesagt, völlig umzuarbeiten, und es mag gleich hier lobend anerkannt werden, dafs die Bücher durch diese Umarbeitung nach wesentlichen Seiten hin ganz wesentlich an Wert und Brauchbarkeit gewonnen haben. — Drei Punkte sind es vor allem, die der neue Herausgeber ins Auge fafste: 1. gröfsere Reichhaltigkeit des den einzelnen Klassen zugewiesenen Lehrstoffs, woraus sich von selbst die Notwendigkeit ergab, das Lesebuch gesondert in einzelnen Klassenkursen erscheinen zu lassen, 2. gröfsere Konzentration hinsichtlich der Auswahl des Lesestoffs, 3. Beseitigung, bezw. Umgestaltung der unter dem Text stehenden Anmerkungen sprachlicher Natur, die zum gröfsten Teil recht überflüssig waren.

Was den ersten Punkt, die gröfsere Reichhaltigkeit anlangt, so mag es genügen, darauf hinzuweisen, dafs z. B. im 1. Bd. statt der 77 Prosastücke der 7. Auflage nunmehr deren 120 und statt 82 poetischer Nummern deren 104 aufgenommen sind; ähnlich ist das Verhältnis in den beiden andern Bänden. Dabei hat sich der Herausgeber nicht damit begnügt, den alten Lesestücken einfach neue hinzuzufügen, er hat vielmehr mit richtigem Takte viele der früheren ausgeschieden und durch andere für die betreffende Stufe passender erscheinende ersetzt. Man wird diese Änderung und Vermehrung um so freudiger begrüfsen, als die Auswahl der neu aufgenommenen Stücke in den prosaischen, wie poetischen Teilen im ganzen eine sehr sorgfältige und wohldurchdachte ist; von einzelnen Bedenken, die sich hauptsächlich gegen den prosaischen Teil des 3. Bandes richten, wird im Folgenden die Rede sein; hier sei zunächst nur auf das Versehen

hingewiesen, daß das Gedicht „Schatzgräber“ von Bürger in I und III Aufnahme gefunden hat.

Der größeren Konzentration bei der Auswahl des Lese-Stoffs ist nach zwei Seiten hin Rechnung getragen. Einmal ist ein Fortschritt von leichteren Stücken zu schwierigeren (nach Form und Inhalt) innerhalb der gleichen Darstellungsgattungen (Fabeln, Parabeln, Legenden, Märchen u. s. w.) angestrebt, und zweitens ist mehr noch als früher Rücksicht genommen auf den übrigen Unterrichtsstoff der einzelnen Klassen. Darum hat der Verf. für die erste Klasse von deutschen und antiken Sagen und Geschichtsbildern ganz abgesehen und dafür eine ziemlich große Anzahl von Stücken eingesetzt, die sich auf Sage, Geschichte und Geographie des engeren Vaterlands beziehen; der 2. Bd. berücksichtigt dann neben den Lokalsagen und der Geschichte des engeren Vaterlands die deutsche Heldensage, während im 3. Bd. die antike Sage und Geschichte einen besonders breiten Raum einnimmt. Wenn man nun auch gegen die Grundgedanken selbst, welche den Verf. bei seiner Auswahl der Stoffe leiteten, einen erheblichen Einwand nicht machen kann, so erregt doch die allzu strenge und ängstliche Durchführung derselben, sowie die Auswahl einzelner Stücke Bedenken. Warum sollen die Schüler der ersten Klasse nicht von Herkules, von Odysseus, von Kroesus u. s. w. erfahren, besonders da ihnen die Namen derselben immer wieder in ihren Übersetzungsbüchern begegnen, ganz abgesehen davon, daß dergleichen Geschichten für die Knaben gerade auf dieser Stufe die größte Anziehungskraft ausüben? Wenn der Verf. in der Vorrede zum 1. Bd. bemerkt, es werde erfahrungsgemäß das Interesse der Schüler durch Vorwegnahme von Dingen, die späteren Zeiten vorbehalten sind, abgestumpft, so mag dem im allgemeinen wohl so sein; aber es ist doch in unserem Falle dazugegen zu bemerken, daß die Schüler nicht ganz ohne einige Vorkenntnisse in den Sagen des klassischen Altertums in die 3. Klasse eintreten sollten, da es hier sonst unmöglich ist, den reichen Stoff mit ihnen zu bewältigen. Dazu kommt, daß die Lesestücke geschichtlichen Inhalts, welche im 3. Bd. aufgenommen sind, zum großen Teil wegen der Schlichtheit und Einfachheit der Darstellung sich gerade für die unterste Stufe eignen, dagegen wenig dazu angethan sind, das Sprachvermögen eines Schülers der dritten Klasse zu fördern. Hier erscheint also dem Ref. der rein praktische Zweck des Lesebuchs als einer Art Ergänzung für den geschichtlichen Unterricht zu einseitig betont. Es wäre wünschenswert und würde das Lesebuch auf eine höhere Stufe erheben, wenn an Stelle der vielen kleinen Stücke geschichtlichen Inhalts einige umfangreichere Originaldarstellungen treten würden, welche dies oder jenes Thema aus der Geschichte des Altertums in gewählterer Darstellung behandeln. Denn auf dieser Stufe bedarf es doch wohl schon, um mit G. Wendt zu reden, solcher Lesestücke, welche einen bedeutenden Inhalt in schöner und charakteristischer Form behandeln und ihn eben dadurch zu einem Gegenstand allgemeiner Bildung erheben. Umfangreichere Darstellungen aber und größere Originalstücke hat der Herausgeber, eben wie es scheint mit

Rücksicht auf den praktischen Zweck der Verwendung des Buches als Schulbuch, besonders im 3. Bd. absichtlich vermieden. Das hat aber den Nachteil, daß der Schüler das Buch kaum als Lesebuch zu Hause benutzen wird; und wenn es in der Vorrede zum 1. Bd. heißt: „Das Buch in seiner neuen Gestalt will ein Lehr- und Lesebuch sein für Schule und Haus, allerdings mit überwiegender Berücksichtigung des ersteren Zweckes, so tritt nach Ansicht des Ref. der letztere Zweck doch gar zu stark in den Hintergrund, und es fehlt dem Buch zu sehr das, was z. B. die Bücher von Masius u. a. vor anderen auszeichnet, der Charakter eines wirklichen Lesebuchs. — Ein Stück des 3. Bds. muß noch besonders beanstandet werden, Nr. 92 S. 72 „Ausdauer überwindet alle Hindernisse“; dasselbe ist recht gut gemeint, aber in der zumeist trockenen und inhaltsleeren Aufzählung von 17 Beispielen wahrlich kein Musterstück für ein deutsches Lesebuch.

Was die Anmerkungen betrifft, so sind, wie schon erwähnt, die überflüssigen grammatikalischen Notizen und Fragen der früheren Auflagen beseitigt, und die Anmerkungen der neuen Auflage beschränken sich auf Erklärung von Wörtern, die wirklich einer solchen bedürfen. Dankenswert für Lehrer und Schüler sind die Verweisungen auf ähnliche Lesestücke, auf Abbildungen u. dgl., weil solche zur Belebung des Unterrichts herbeigezogen werden können. Zuweit gegangen dagegen ist der Verf. mit den gelehrten etymologischen Erläuterungen.

Eine Neuerung, und zwar eine sehr aner kennenswerte ist die, daß der Verf. im II. und III. Teil eine ziemlich große Anzahl von Beispielen für Ausarbeitungen beigegeben hat; dieselben entsprechen vortrefflich ihrem Zweck und haben großen didaktischen Wert, da der Schüler aus ihnen ersehen kann, wie er es machen kann und soll. Ebenso ist es zu billigen, daß in den Prosastücken zweckentsprechende Änderungen im Texte der Quellen vorgenommen wurden. Es sind mit diesen beiden Punkten Forderungen erfüllt, wie sie seinerzeit in einem Aufsatz von T. Adrian „Die Einrichtung des deutschen Lesebuchs“ in der Zeitschrift „Gymnasium“ (XI S. 269 ff.) erhoben wurden.

Der Abrifs der deutschen Grammatik in Beispielen, der den einzelnen Bänden als Anhang beigegeben, aber auch als Separatdruck erschienen ist, entspricht einem wirklichen Bedürfnis und befriedigt dasselbe in trefflicher Weise. Der Verf. führt in aller Kürze die HAUPTERSCHEINUNGEN der deutschen Grammatik den Schülern vor Augen, und zwar ohne Beifügung von Regeln, die vom Schüler selbst unter Beihilfe des Lehrers gefunden werden sollen. Praktisch wäre es vielleicht, wenn bei einer neuen Auflage mit dem fetten Druck etwas sparsamer umgegangen würde; es würde genügen, bei den Beispielen nur im ersten diejenigen Worte durch den Druck hervorzuheben, welche die Regel darstellen; bei den übrigen soll sie der Schüler selbst suchen; zudem wäre ein gleichmäßiger Druck auch für das Auge wohlthätiger. In den „Sprachlichen Betrachtungen“ ist s. v. „Lehnwörter“ des Guten wiederum wohl zu viel gethan; sie

enthalten mehr Belehrung für den Lehrer als für die Schüler; doch kann hier der Lehrer ja eine entsprechende Auswahl treffen.

Was endlich die „methodischen Winke“ anlangt, so sind dieselben ebenfalls freudig zu begrüßen und besonders jüngeren Kollegen aufs wärmste zu empfehlen. Dieselben enthalten, zum Teil im Anschluß an andere Werke, vortreffliche, auf reicher Erfahrung und gründlichem Studium der einschlägigen pädagogischen Literatur beruhende Ratschläge, deren Befolgung nur fördernd auf den Unterricht in der deutschen Sprache einwirken kann.

Augsburg.

Ludwig Bauer.

A. Bachmann, Mittelhochdeutsches Lesebuch mit Grammatik und Wörterbuch. Zürich, S. Höhr 1892. XXIV. 279 S. 4 M.

Vorliegendes Lesebuch ist für Schulen (zunächst der Schweiz) bestimmt. Die Auswahl des Inhaltes ist eigenartig und hat gewiss ihre Vorzüge. Nach den meisten Lesebüchern bleibt den Schülern manche Seite der mhd. Literatur ganz fremd. Bachmann bietet so manichfaltigen Lesestoff, daß dies nicht zu befürchten ist — falls dieser Lesestoff wirklich bewältigt wird; so 14 Stücke aus der Epik (z. B. aus dem Reinhard Fuchs, dem Alexanderlied, Tristan, M. Helmbrecht); neben der Dichtung auch dreierlei Prosastücke. Unsere Schulordnung hat den Lesestoff sehr eingeschränkt, wie mir scheint, mit Recht. Zwar wären Änderungen (etwa Gotfrid statt des schweren Wolfram) zu wünschen, aber keine Erweiterung. Es ist zu befürchten, daß in der Schule kaum das Vorgeschriebene, geschweige denn mehr gelesen werden kann. Dennoch möchte ich das Schweizer Lesebuch unsern Schulbibliotheken sehr empfehlen. Schüler, die sich vom Mhd. besonders angezogen fühlen, können mit großem Nutzen auf den Inhalt desselben verwiesen werden, und Lehrer werden ihn zur Belehrung der Literaturgeschichte gern verwenden. Die Anmerkungen beziehen sich zumeist auf syntaktische Schwierigkeiten. Die Grammatik ist kurz, giebt aber doch häufig Winke über die Fortentwicklung der Sprache zum Nhd. Mir fiel darin auf, daß B. iu durchweg nach alemannischer Art als ü gelesen wissen will, daher natürlich auch nicht zwischen unumgelauteeten und umgelauteeten iu scheidet. Im Übrigen habe ich noch zu bemerken, daß die Grammatik (die auch einzeln billig zu kaufen ist) auf engem Raum das Material übersichtlich und verlässlich mitteilt und sich zur Einführung ins Mhd. sehr empfiehlt. Der Verfasser hat sich, wie er selbst angiebt, an Paul angelehnt, läßt aber durchweg seine eigene Arbeit zu ihrem Recht kommen. Die Ausstattung des Buches ist sehr gut.

Würzburg.

O. Brenner.

Otto Lyon, Abrifs der deutschen Literaturgeschichte. 3. Auflage. (Handbuch der deutschen Sprache für höhere Schulen. II. Teil. 3. Abteilung.) Leipzig. Verlag von B. G. Teubner, 1893. (VIII u. 142 S. 8°. M. 1,60).

In verhältnismäßig kurzer Zeit hat Lyons Handbuch der deutschen Sprache drei Auflagen erlebt. Mit vollem Rechte; denn das Werk, dessen Vorzüge auch von der fachmännischen Kritik gebührend anerkannt wurden, vereinigt im hohen Grade gediegene germanistische und praktisch-pädagogische Kenntnisse. Nicht zum wenigsten ist dieses Lob der letzten Abteilung des „Handbuchs“ zu spenden, die nunmehr in dritter Auflage auch gesondert herausgegeben wird und einen Abrifs der deutschen Literaturgeschichte zum Gebrauch in höheren Schulen enthält. Unter den mir bekannten ähnlich kurz gehaltenen Lehrbüchern — der vielgebrauchte Leitfaden von Hermann Kluge ist etwa doppelt so umfangreich und daher nicht wohl zur Vergleichung herbeizuziehen<sup>1)</sup> — ist Lyons „Abrifs“ gewifs eines der besten. Gegen die Anlage und Gliederung des Buches im Grofsen und Ganzen läfst sich wenig einwenden; die allgemein charakterisierenden Kapitel, die Lyon regelmäfsig der Einzeldarstellung der wichtigsten Dichter und Dichtungen einer literarischen Periode vorausschickt, sind meistens sehr gut gelungen und jedenfalls für die Orientierung des Schülers überaus schätzbar; einzelne Abschnitte, namentlich in der mittelalterlichen Literaturgeschichte, sind überhaupt ganz vortrefflich ausgefallen. Zu ihnen gehören fast durchaus die nunmehr neu eingeführten sprachgeschichtlichen Kapitel, die in gedrängter Kürze und doch im Allgemeinen klar und verständlich einige Hauptergebnisse der germanistischen Sprachforschung mitteilen. Im Einzelnen wäre S. 4 gröfsere Bestimmtheit in den Worten über das Verner'sche Gesetz zu wünschen. Namentlich das Beispiel, dafs aus latein. *capio* deutsch *heben* wird, kann den Schüler nur verwirren, der unmittelbar vorher gelesen hat, dafs bei vorausgehendem betontem Vokal die Tenuis zur Spirans und nicht zur Media verschoben wird. Ferner herrscht in den geographischen Angaben über die Grenze des Niederdeutschen und Hochdeutschen S. 7 nicht die nötige Klarheit. Die Grenze kann sich unmöglich von Benrath oder Düsseldorf gegen Siegen hin nach Nordosten wenden, ziemlich in gleicher Richtung mit dem Rheine laufend, sondern vielmehr nach Südosten. S. 8 ist zweimal der Ort am Inn, von dem aus die bayrisch-alemannische Grenzlinie sich dem Lech zuwendet, Telft genannt; es mufs Telfs heißen.

In der eigentlichen Literaturgeschichte dürfte wohl die Übergangsperiode von der althochdeutschen zur mittelhochdeutschen Dichtung mit einigen wenigen Worten charakterisiert sein. Dieser Übergangsperiode wären dann auch (richtiger als noch der altdutschen Zeit) Willirams Erklärung des Hohenliedes, Ezzos Leich und das Annelied

<sup>1)</sup> Die in ihrer Art ausgezeichnete Geschichte der deutschen Literatur von Max Koch (Sammlung Göschen) erschien erst einige Wochen nach Abfassung dieser Zeilen.

zuzuschreiben. Dabei sollten doch auch die Kaiserchronik und die Satiren Heinrichs von Melk kurz erwähnt werden.

Mit allem Fleiße hat Lyon die Nibelungensage behandelt, ebenso ausführlich als klar und liebevoll eindringend. Dieses Kapitel ist unbedingt das vorzüglichste des ganzen Buches, die Darstellung der verschiedenen Phasen der Siegfriedsage aber überhaupt ein Prachtstück. Deshalb soll auch mit dem Verf. nicht gerechnet werden, daß er die doch keineswegs schon so sicher erwiesene Ansicht, unser Nibelungenlied rühre trotz späterer Einschaltungen von einer einzigen Dichterpersönlichkeit her, etwas gar zu zweifellos-bestimmt hingestellt hat. Bei der Literaturangabe über das Nibelungenlied S. 127 sollte aber vor allen die beste neuhochdeutsche Übersetzung, von Roman Wörner in der Cotta'schen „Bibliothek der Weltliteratur“, nicht vergessen sein, die einzige, welche die Treue gegen das Original in Vers und Sprache wahrt und doch zugleich eine künstlerische Neuschöpfung des alten Textes in unserer heutigen Dichterrede bietet — das letztere läßt sich von der Übersetzung Simrocks sehr oft nicht sagen, das erstere von vielen seiner Nebenbuhler nicht. Falsch ist ebenda S. 127 die Bemerkung, Vollmöller habe sich der Annahme Franz Pfeiffers, daß der Kürenberger der Verfasser des Nibelungenliedes sei, angeschlossen; Vollmöller hat vielmehr gerade die Unhaltbarkeit dieser Hypothese bewiesen.

Die Abschnitte über die „Gudrun,“ über das höfische Epos und über den Minnesang stehen dem über die „Nibelungen“ nicht viel nach. Doch sollte die äußerlich strenge Scheidung zwischen Volksepos, Kunstepos und Lyrik, die ja gerade dem Schüler gegenüber unleugbare Vorteile bietet, nicht S. 45 dadurch gestört sein, daß Lyon da, wo er von dem Epiker Hartmann von Aue spricht, plötzlich die drei Hauptgruppen der Minnesinger schon nennt mit dem Bemerken, Hartmann und Gottfried von Strafsburg gehörten der oberrheinischen Gruppe an — nebenbei gesagt, Gottfried kann überhaupt in keiner Weise zu den Minnesingern gezählt werden! Aber diese ganze Gruppeneinteilung wäre in das folgende Kapitel zu verweisen, wo der Name Hartmanns bei den Lyrikern doch wiederholt sein sollte. In den Anmerkungen zum Minnesang S. 130 spricht Lyon zu lange pro domo, um sich gegen Angriffe zu wehren, die seine Schrift „Minne- und Meistersang“ von einzelnen Fachgelehrten erfahren hat. Daß er die bekämpften Ansichten jetzt im Text der Darstellung kurz wiederholt, rechtfertigt noch nicht eine so ausführliche Polemik; diese ist vielleicht überall an ihrem Platz, nur nicht in einem Buch für die Schule. Auf S. 132 begegnet ein Irrtum, der für die Sorgfalt des Verf. bei seinen Literaturangaben kein gutes Vorurteil erweckt. Lyon schreibt nämlich die Sammlung von Meisterliedern der Kolmarer Handschrift nebst dem Artikel über Frauenlob in der „Allgemeinen deutschen Biographie,“ beides Arbeiten von Karl Bartsch, hier fälschlich Wolfgang Golther zu. Er las, wie es scheint, in der von Golther vortrefflich besorgten dritten Auflage der von Bartsch zuerst veranstalteten Auswahl „Deutscher Liederdichter des 12. bis 14. Jahrhunderts“

(Stuttgart 1893) am Schlufs der Vorbemerkung über Frauenlob S. LXXVIII. „Vgl. meine Meisterlieder S. 168—175 und meinen Artikel ‚Frauenlob‘ in der Allgem. deutschen Biographie VII, 221 ff.“ Nun sagt aber Golther ausdrücklich im Vorwort, dafs er den Text von Bartsch in der Hauptsache unverändert gelassen und nur hin und wieder berichtigt oder ergänzt habe. Das „mein“ ist also aus den früheren Auflagen beibehalten. Hätte Lyon die Citate nachgeprüft, so würde er den wahren Autor sofort entdeckt haben. Statt dessen nennt er, wohl durch dasselbe Mißverständnis irre geführt, auch auf S. 133 ein überhaupt nicht existierendes Buch, „Meisterlieder“ von Wolfgang Golther. Und doch hätte schon der Umstand, dafs er weder Druckort noch Erscheinungsjahr von diesem vermeintlichen Buche anzugeben vermochte, ihn stutzig machen sollen!

S. 69 ist — wohl nur in Folge eines Druckfehlers — 1378 statt 1375 als Todesjahr Boccaccios bezeichnet. S. 83 wird irrtümlich Liscow ein Mitarbeiter der „Bremer Beiträge“ genannt; auch die bei den Verfassern dieser Zeitschrift allerdings zutreffende Bemerkung, dafs sie alle in Leipzig studiert hatten, gilt von ihm nicht.

Auch bei der Behandlung der deutschen Literatur im 18. Jahrhundert ist Mehreres, namentlich die Darstellung einiger von unsern größten Dichtern, recht gut gelungen. Dagegen ist die Anordnung des Stoffes im Einzelnen nicht immer eine glückliche. So sollten z. B. die Göttinger Dichter (S. 90) nicht sogleich mit den ältern Anhängern Klopstocks zusammengestellt, sondern erst nach Wieland und Herder, auf die sich Lyon bei den Göttingern doch beziehen mufs, ja vielleicht sogar erst nach den Jugendwerken Goethes besprochen sein. Ebenso gehörten die Stürmer und Dränger (S. 97) zweifellos hinter Herder und hinter Goethes „Götz.“, der sie ja größtenteils erst ermutigte, mit ihren revolutionären Werken hervorzutreten. Auch sollte, um die chronologischen Vorstellungen des Schülers nicht zu verwirren, ein Mann wie Hebel (1769—1826) nicht vor Lessing (1729—1781), Wieland (1733—1813) und Herder (1744—1803) behandelt sein. Desgleichen stünde S. 111 Jean Paul richtiger hinter Möser und Lichtenberg als vor ihnen. Eine ähnliche Ungenauigkeit ist es, wenn S. 96 von Lessings kritischen Schriften die späteste, die „Anmerkungen über das Epigramm“ (1771), allen andern vorangestellt wird. Ferner ist in der Biographie Goethes Einzelnes schief ausgedrückt. Der Schüler bekommt keineswegs eine Ahnung von Goethes amtlicher Thätigkeit, wenn er nur hört (S. 102), der Dichter habe die Kriegskommission und die Wegbaukommission geleitet und 1782 vorübergehend das Finanzministerium übernommen. Unrichtig ist (S. 103), dafs Goethe 1794 mit Schiller bekannt wurde; das war schon 1788 der Fall. Aber innig befreundet wurden die beiden Dichter erst 1794. In der Aufzählung der biographischen Werke Goethes (S. 104) vermisse ich ein festes Prinzip. Wozu soll z. B. der Schüler sich gerade merken, wann der erste Band von „Dichtung und Wahrheit“ und der zweite Band der „Italienischen Reise“ erschien, aber nicht wann Band 2—4 des ersteren und Band 1 des letzteren Werkes herauskamen? In Schillers

Lebensgeschichte nimmt die Darstellung der Jugendperiode bis zur Flucht aus Württemberg fünf volle Seiten ein, alles Übrige zusammen nicht ganz eine Seite. Das ist kein richtiges Verhältnis und kann den Schüler, den ohnedies das stürmische Feuer der Jugendwerke Schillers leicht blendet, zu dem Wahn verleiten, als seien diese unreifen Versuche in der That bedeutender als die künstlerisch vollendeten Schöpfungen des gereiften Dichters. Die Anmerkungen zu diesen größten Autoren unseres Volkes sind leider nicht mit gleichem Maße gemessen; während z. B. in den Literaturangaben über Klopstock eine dankenswerte Ausführlichkeit herrscht, wird Wieland und besonders Lessing mit ganz wenig Worten abgethan und dabei nicht einmal immer die für die Schule brauchbarsten Bücher erwähnt. Noch kärglicher sind einzelne Spätere, wie z. B. Heinrich v. Kleist, bedacht, bei dem weder die beste Ausgabe (von Th. Zolling in Kürschners „Deutscher National-Literatur“) noch Adolf Wilbrandts vortreffliche Biographie erwähnt ist. Dafs bei Schiller (S. 140) die schlechteste aller Biographien, die von Palleske, vor den neuern, sie weit überholenden Werken empfohlen und als vorzüglich gelobt wird, ist ein böser Schnitzer. Dagegen scheint es ein blofses Versehen zu sein, dafs dicht vorher bei dem Buche „Aus Goethes Frühzeit“ Wilhelm Scherer nicht als Verfasser genannt ist; die Schrift ist durchaus nicht anonym herausgekommen.

Die Bestrebungen der Romantiker sind ziemlich oberflächlich geschildert, namentlich der Unterschied zwischen den älteren und jüngeren Romantikern nur zur Hälfte richtig gefafst. Zu diesen jüngern Romantikern rechnet Lyon übrigens mehrere Autoren, die innerlich gar nichts mit ihnen gemein hatten oder doch nur lose mit ihnen zusammenhingen, so Kleist, Uhland, Immermann und andere. Dafs Hölderlin, den der Verfasser auf S. 114 ganz ungenügend charakterisiert, in direkten Gegensatz gegen die Romantiker gestellt ist, wird kein Kenner der älteren Romantik billigen. Ebenda wird Wilhelm Müller aus Dessau unrichtig dem schwäbischen Dichterkreise zugezählt, mit dem er zwar Freundschaft hielt, dem aber der norddeutsche Sänger, der in Berlin studierte und seine späteren Jahre größtentheils in seiner Vaterstadt zubrachte, persönlich nie angehörte.

In keiner Weise kann das letzte Kapitel auch nur bescheidene Ansprüche befriedigen. Zwar mag man es gern billigen, dafs sich Lyon für die Dichter seit Goethes Tod nur auf eine kurze Übersicht beschränkte. In dieser Übersicht aber mußte er die wirklich bedeutenden Autoren nennen, deren Stellung in unserer Literatur die geschichtliche Forschung längst bestimmt hat oder über deren bleibende Wichtigkeit für die Entwicklung deutscher Kunst ein Blick auf das künstlerische Treiben der Gegenwart ihm belehren konnte. Nimmermehr aber durfte er hier bloß seinem subjektiven Geschmacke folgen. Seine meisten Urtheile in diesem Kapitel sind vom geschichtlichen Standpunkte aus zu verwerfen, viele auch bei einer rein ästhetischen Prüfung unhaltbar. Was soll es z. B. heißen, dafs Fritz Reuter mit einer einzigen Zeile, Gottfried Keller mit sechs Zeilen abgemacht wird, während Martin Greif auf wohl gemessenen achtzehn Zeilen überschwäng-



lich gepriesen und Ernst v. Wildenbruch fast ebenso ausführlich gelobt wird? Martin Greif ist ein trefflicher Lyriker auf einem sehr beschränkten Gebiete; aber in eine kurze Übersicht der neuesten Literatur, die Dichter wie Mosen, Heibel, Otto Ludwig, Ferdinand Raimund, Mörike, Annette v. Droste-Hülshoff, Auerbach, Raabe und viele andere ihm weit Überlegene nicht einmal erwähnt, gehört er nicht und gehören am allerwenigsten so völlig mißlungene Arbeiten wie seine Hohenstaufendramen. Übertriebenes Lob nützt dem Gelobten nie, zumal wenn es auf Kosten solcher gespendet wird, die ein augenscheinlich größeres Recht darauf haben. Diese Wahrheit hat Lyon in seinem blinden Eifer für Greif mehrmals außer Acht gelassen, am meisten in seiner Darstellung des Hans Sachs (S. 74f.). Hier nennt er als diejenigen, die dem verkannten Meistersinger wieder zu Ehren verhalten, Goethe nebst dem dabei etwas weniger in Betracht kommenden Wieland und Martin Greif, der in unseren Tagen das Andenken an Sachs, „in seiner herrlichen Dichtung ‚Zu Hans Sachsens Ehrentag‘ mit hinreißender Sprachgewalt aus der Tiefe unseres Volksgemütes schöpfend,“ erneuert habe. Das Lob wird vielleicht mit etwas zu vollen Backen ausposaunt, aber es bezieht sich in der That auf ein in seiner Art ganz ausgezeichnetes Gedicht Greifs, auf ein Festgedicht zur Enthüllung des Nürnberger Sachs-Denkmal (1874). Aber nun, hat dieses Gedicht wirklich das Andenken an Sachs erneuert? Oder verdanken wir das nicht einem ganz anderen Werke, das an künstlerischem Wert und geschichtlicher Bedeutung jene Gelegenheitsdichtung weit überragt, Richard Wagners „Meistersingern“? Warum ist dieses Werk mit keiner Silbe hier erwähnt; warum wird auch in der Übersicht über die neueste Literatur der Name des größten deutschen Dramatikers seit Kleist und Grillparzer nicht genannt? Hält Lyon vielleicht Richard Wagner nur für einen Musiker und für keinen Dichter? Das kann nicht sein; wer so wie Lyon die Nibelungensage zu entwickeln weiß, der ist viel zu klug, um der beschränkten Ansicht zu huldigen, als sei der Schöpfer des „Rings des Nibelungen“ kein großer Poet.

So erfordert denn vor allem das letzte Kapitel eine völlige Umarbeitung, wenn der Lehrer es in der Schule nicht ganz und gar überschlagen soll. Die übrigen hier angedeuteten Fehler sind meist geringerer Art und können leicht verbessert werden. Jedenfalls brauchen sie niemand von der Benützung des „Abrisses“ zurückzuhalten, der — es sei dies am Schlusse nochmals ausdrücklich hervorgehoben — den übrigen Lehrbüchern unserer Literaturgeschichte von gleichem Umfange nicht nachsteht, die meisten sogar in mehr als einer Hinsicht übertrifft.

München.

Franz Muncker.

Lyon, Handbuch der deutschen Sprache. Mit Übungsaufgaben. Teil I. 4. Aufl. 1893. Preis M. 2,80. Teil II. 3. Aufl. 1893. Preis M. 2,80. Leipzig, Teubner.

Die Vorrede zur 3. Auflage hatte der Verfasser des vorliegenden Handbuches dazu benützt, um sich hinsichtlich zweier Punkte gegen eine Kritik von Burghauser zu wehren; dieser hatte nämlich ein gründlicheres Eingehen auf indogermanische Sprachverhältnisse, speziell die Lautlehre, gefordert und zwar in der Gestalt, wie sie die allerjüngste Universitätswissenschaft darstelle. Dieses Ansinnen erklärt Lyon mit Recht als eine bare Versündigung an der Jugend und warnt vor dem Eindringen des öden Spezialistentums in die Schule. Jede Wissenschaft müsse vor ihrem Eintritte in die Schule sorgfältig geprüft und nach pädagogisch-didaktischen Grundsätzen umgemodelt werden. — Worte, die jeder mitten im Schulleben Stehende um so lieber unterschreiben wird, wenn er selbst über das voreilige Verwerten von Forschungen, die mitunter sehr fragwürdig sind, stille Klage erheben muß.

An diesen Grundsätzen ist auch in der 4. Auflage festgehalten worden; das Buch, — Werk und Resultat langjähriger Thätigkeit im Schulunterrichte — in tadelloser Weise sich uns darstellt, braucht nicht mit vielen Worten erwähnt zu werden. Der 1. Teil ist ein Handbuch für den gesamten grammatischen Unterricht und enthält in systematischer Folge Regeln, Beispiele und Übungen. Der Stoff ist für die einzelnen Klassen je nach der Schwierigkeit genau abgegrenzt und berücksichtigt in Teil I das Bedürfnis von Kl. 1—5, während Teil II für obere Klassen bestimmt ist und die Stilistik, Poetik und Literaturgeschichte umfaßt. Die Formenlehre ist den Klassen 1 und 2 zugewiesen, in Klasse 3—5 wird die Satzlehre erweitert und vertieft; außerdem ist für Klasse 5 eine ziemlich ausführlich gehaltene Laut- und Wortbildungslehre vorgesehen, welche unter anderem Brechung, Umlaut, Schwächung, Dehnung und Ablaut der Vokale, sowie Lautverschiebung, Assimilation und Schwächung der Konsonanten bespricht. Auf die alten Formen wird, soweit es zugänglich ist, an verschiedenen Stellen zurückgegriffen. Was ein früherer Ref. zu bemerken hatte, daß einzelne Kapitel gegenüber anderen, mit größter Ausführlichkeit bearbeiteten, sehr dürftig ausgefallen seien, das muß neuerdings wiederholt werden: es ist nicht zu verkennen, daß der Verfasser gegen den Schluß hin sehr rasch dem Ende zueilt, doch mag dieser Umstand leicht mit der Anlage des Werkes in Verbindung zu bringen sein. Verschiedene Neuerungen, wie die Vorwegnahme des Satzes vor den Formen, hängen prinzipiell mit dem Standpunkte des Herausgebers zusammen. Einige Bemerkungen mögen hier gestattet sein. Die Einteilung der Silben nach der Betonung in hochtonige, tieftonige und tonlose ist für Sexta vollkommen überflüssig; ebenso dürfte das Adverb besser der 2. Stufe vorbehalten bleiben, wie es thatsächlich mit den Präpositionen geschehen ist. Die 2. Einteilung der Subst. in Eigen- und Gattungsnamen und deren dreifache Unterteilung ist für die gleiche Klasse etwas zu schwer; es genügt die 1. Einteilung in Personen-, Tier- und Sachnamen.

Den wichtigsten und belehrendsten Abschnitt des zweiten Teiles bildet eine systematisch durchgeführte Stilistik, welche das Notwendige und Wesentliche dessen enthält, was der Schüler an stilistischen Regeln wissen muß. Sie wird eingeteilt in eine allgemeine und eine besondere Stilistik; jene bespricht die Eigenschaften des guten Stiles überhaupt, die Bilder und Figuren und gliedert sich dann in eine Stilistik des einfachen und des zusammengesetzten Satzes: letztere handelt von den Arten und Mitteln zur Ausbildung des Stiles. Mehr als andere betont der Verfasser die gesprochene Sprache und verwirft viele Bestimmungen, welche Bödiker, Adelung, Heyse und Becker ohne Rücksicht auf das Leben der Sprache zum Teil aus der lat. Grammatik herübergenommen hatten. Nur solche Regeln werden von ihm festgesetzt, die sich aus der Beobachtung unserer Sprachentwicklung, des Sprachgebrauches unserer großen Dichter und Prosaiker und des Sprachlebens der Gegenwart ergeben. Als Anhang tritt zur Stilistik die von der Grammatik abgegliederte Rektionslehre.

Die Poetik zeigt die konsequente Durchführung des Betonungsprinzipes, bietet aber sonst wenig Neues, in der Litteraturgeschichte sind die beiden Blüteperioden eingehend behandelt, vorzugsweise nach der biographischen Seite hin. Auch hier seien einige Bemerkungen gegönnt. Die Ortsangabe Wunsiedel bei Bayreuth ist doch wohl nicht zulässig, wenn man bedenkt, das die gegenseitige Entfernung einige 30 km beträgt. — Bezüglich des Wortes Sommerfrische, das von Ludw. Steub stammen soll, ist zu bemerken, das es bereits in der Spinderschen Erzählung „Ein Saltner-Märchen“, gedruckt 1847, vorkommt. — In einer Anmerkung auf S. 42 kann erwähnt werden, das H. von Kleist mit Vorliebe Sätze bildet nach dem Beispiele: Orgetorix, nachdem er . . . — Von Schriftstellern, die über Sprache und Stil nachgedacht und geschrieben haben (S. 66), verdienen noch angezogen zu werden Börne und Schopenhauer (Par. und Paralip. Bd. II) — Auf S. 9, wo von Wiederbelebung alter Wörter durch Grimm, Freitag, Scheffel u. a. die Rede ist, wäre es wohl am Platze, durch einige Beispiele, wie bieder, Brunst, Fehde, Gau, Ger, Hain, Hort, Kämpe, Minne, dies näher zu beleuchten.

Klee, Ausgeführter Lehrplan für den deutschen Unterricht an den Unter- und Mittelklassen eines sächs. Gymnasiums. Leipzig, Teubner, 1891.

Das vorliegende Werk gibt eine aufs eingehendste ausgearbeitete und mit vielen pädagogischen Winken versehene Darstellung eines Lehrganges der deutschen Sprache in Kl. 1—6. Das nächste Ziel des Verfassers war es, jüngeren Lehrern, die noch wenig Erfahrung im deutschen Unterrichte besitzen, zu zeigen, was sie in den von ihnen so oft gefürchteten Stunden zu treiben und wie sie die Sache anzufassen haben. Zugrunde liegt die sächs. Lehrordnung; eingeteilt wird der Stoff in den 3 unteren Klassen nach folgender Disposition:

Leseübungen, Übungen im mündlichen Ausdrucke, Deklamationen, Grammatik, Rechtschreibung, Sprachliche Betrachtungen, Schriftliche Arbeiten (= Aufsätze). In der 4. Klasse fällt die Rechtschreibung, in der 6. die Grammatik weg. An dieser Stelle soll von alle dem abgesehen werden, was sich mit dem Lehrstoffe anderer Staaten deckt, und nur das hervorgehoben werden, was dieser Zusammenstellung eigen ist. Es sind dies Übungen, deren Inhalt sich allerdings nicht unter einen bestimmten § der Grammatik oder der Schulordnung zusammenfassen läßt, die aber in ganz besonderem Grade geeignet sind, die Schüler auf das Leben und Weben der Sprache aufmerksam zu machen; vereinigt sind sie unter der Überschrift „Sprachliche Betrachtungen“. Zu solchen geben in erster Linie die bildlichen Redensarten Anlaß und lehrreichen Stoff. „Man halte solche Betrachtungen nicht für überflüssige Zeitvergeudung; ihr Nutzen springt in die Augen, denn sie eröffnen nicht nur einen tiefen Einblick in Geist, Gehalt und Reichtum, ja in das innerste Leben der Sprache, sondern sind auch ausgezeichnete Denkübungen und kommen dem ästhetischen Verständnis, sowie der Stilbildung der Schüler in hohem Maße zu gute.“ Gleich wichtig und die Aufmerksamkeit anregend ist die vielseitige Erörterung von Synonymen, zu deren Behandlung Kl. ebenso ausgiebig Rat gibt, wie zu den gelegentlichen sprachlichen „Unterhaltungen.“ Für die Mittelstufe wird außerdem die Erörterung der Lehn- und Fremdwörter, sowie die der Volksetymologie vorgeschlagen.

Es verdient noch hervorgehoben zu werden, daß zahlreiche Literaturangaben den einzelnen Kapiteln des Werkes beigegeben sind, das man immer wieder mit großem Nutzen lesen wird.

Fr. Unger, Grammatische und orthographische Aufgaben, ein Beibuch zu jeder deutschen Grammatik. Leipzig, Richard Richter, 1893. Pr. 60 Pfg.

Vor allen Dingen muß festgestellt werden, daß die vom V. gegebenen Aufgaben höchst primitiver Natur sind und überall das tiefere Eingehen in die Sache vermissen lassen; ja man kann sogar, wenn man das Vorwort liest, die Vermutung nicht unterdrücken, daß er nicht eben sehr vertraut sei mit der pädagogischen Literatur des deutsch-grammatischen Unterrichtes; denn sonst würde er außer anderem Auffälligen nicht geschrieben haben: „Daß man aber auch da, wo der grammatische Unterricht in Ehren steht, grammatische Übungen anzustellen unterläßt, hat seinen Grund zum Teil darin, daß es noch keine Sammlung von grammatischen Aufgaben gibt. Das vorliegende Büchlein will diese Lücke ausfüllen.“ Demgegenüber sei es gestattet, eine Stimme anzuführen, aus der wir gleichsam einen Wutschrei über die täglich wachsende Hochtitel von grammatischen Übungsbüchern herauszuhören glauben. K. J. Krumbach, bekannt durch sein treffliches Schulwerk „Deutsche Aufsätze“, sowie seine „Sprech-, Lese- und Sprachübungen“ sagt im Vorworte zu letzteren

S. VI: „Den unseligsten Einfluß aber auf Sprechen und Lesen haben die vielen sogenannten Sprachbücher ausgeübt, die den Schülern zur Erleichterung ihrer schriftlichen Übungen in die Hand gegeben werden. Wo soll es hinführen, wenn es Seite für Seite heißt: Fertigt an! Schreibt ab! Bildet zu Hause Sätze! Sucht Beispiele! Dekliniert und konjugiert ebenso! Schreiben nichts als schreiben.“ Daraus mag man entnehmen, wie es mit obiger Behauptung bestellt sei. Im übrigen kann gesagt werden, daß die Aufgaben des vorliegenden Büchleins 1) nicht im mindesten etwas Neues bieten; so lautet z. B. A. 53: Konjugiere die Hilfsverba sein, haben, werden; 2) höchst unpädagogisch abgefasset sind. Die A. 1—46 beginnen alle mit: Suche! Das Finden ist allerdings leicht, wenn man eine Grammatik daneben liegen hat; das sollte man aber dann nicht mehr suchen nennen, sondern man muß es als abschreiben bezeichnen. Hat der Schüler aber keine Grammatik, so martert er sich ab mit Aufgaben wie folgenden: Suche Substantive mit 2 verschiedenen Formen im Sing.! S. S., die den Umlaut schon im Sing. haben!

In diesem Tone sind die Aufgaben nicht bloß im grammatischen, sondern auch im orthographischen Teile gehalten; „suche, dekliniere, konjugiere“ ist das ewige Einerlei; wohin man blickt, gähnt uns überall öde Langweiligkeit entgegen. Doch nein. — der V. läßt auch Sätze bilden, z. B. über die Präpositionen; den Vogel schießt er indes ab mit folgender Aufgabe, die einzig in ihrer Art dasteht (167): „Bilde Sätze zu den Interjektionen des Ärgers: Donnerwetter, potz Element, zum Schwerenot, in des Teufels Namen, verfluchte Katze, verdammte Suppe, Wetter auch, vermaledeiter Seifensieder, Tod und Teufel . . .“ die übrigen Fuhrmannsflüche aufzuzählen erlassen wir uns.

Wer so etwas Schülern zu bieten wagt, der ist gerichtet.

---

Krumbach, Sprich lautrein und richtig! Deutsche Sprech-, Lese- und Sprachübungen. Kleinere Ausgabe, für Schüler, 2 Teile. Leipzig, Teubner. 1893. S. 46, + 72. Preis 30 + 45 Pfg.

Derselbe, Deutsche Sprech-, Lese- und Sprachübungen. Größere Ausgabe, für Lehrer und Erzieher. Leipzig, Teubner. 1893. S. 170. Preis 2 M.

Im Vorworte der ersten Schrift wendet sich der Verf. nicht, wie es in derartigen Büchern der Fall zu sein pflegt, an den Leser oder Lehrer, sondern an die deutsche Jugend, die in kernigen Mahnworten aufgefodert wird, die schlechte und nachlässige Aussprache, wie sie leider heutzutage gang und gäbe sei, abzulegen und überall lautrein und richtig sich auszudrücken. Um sie diesem Ziele näherzubringen, hat Krumbach, ein erprobter Schulmann, 2 Hefte methodischer Übungen zusammengestellt, deren ersteres Sprech- und Leseübungen umfaßt. Dieselben machen es sich zur Aufgabe, ein lautgetreues und sicheres Aussprechen herbeizuführen und bringen jeden Vokal, jeden Konsonanten und deren Verbindung teils in einzelnen Wörtern, teils

in ganzen Sätzen und Versreihen zur Einübung. Dafs auf Ähnlich klingendes besonders Bezug genommen wird, versteht sich bei dem gesteckten Ziele des Büchleins von selber; ein eigenes Kapitel ist behufs der Zungenübung den Lautüberfüllungen gewidmet. Dieser Teil des Werkchens ist es vornehmlich, von dem das Wort gilt, das Kr. an einer anderen Stelle ausgesprochen hat (Vorw. zur gr. Ausg. S. VII): „Unser Büchlein will deshalb nichts anderes, als die jetzt herrschende Sprachmethode frei machen von den Fesseln schriftlicher Übungen, es will ein Versuch sein, die Schüler hinüberzuführen zu der Freiheit und Schönheit unserer gesprochenen Sprache, es will dem Worte, das am Anfang war, die erste und nächste Huldigung darbringen, durch alle seine Übungen, die ihrer ganzen Natur nach nur für Ohr und Mund und nicht für Tinte und Feder zusammengestellt sind.“ Es kann kein Zweifel sein, dafs Schüler, welche nach den hier gegebenen Beispielen unverdrossen üben, sich unvermerkt eine gute Aussprache angewöhnen; wie lange sie indes im Leben erhält, das ist eine andere Frage. Mehr Erfolg als von diesem Teile erwartet man sich vom zweiten, der Sprachübungen enthält und zwar in einer ganz eigenen Weise. Jede Seite ist durch einen senkrechten Strich in 2 Hälften geteilt: links stehen Sprachfehler (z. B. der Examen, der Datum, Speisekarte), rechts die Verbesserungen hiezu mit erläuternden Anmerkungen und Beispielen. Außerdem ist aus praktischen Gesichtspunkten auf jeder Seite hinreichend Raum gelassen worden zu Nachträgen, Erweiterungen und Verbesserungen. Die vorgeführten Sprachfehler sind nicht kunterbunt durcheinandergewürfelt, sondern systematisch nach den einzelnen Abschnitten der Wort- und Satzlehre aufgezählt.

Für den Privatunterricht, namentlich wenn es gilt, solche Schüler zu fördern, die eines geregelten Fortschrittes in Elementardingen ermangelten, mag das mit großer Umsicht und Sorgfalt verfaßte Büchlein als brauchbar sich erweisen; eine Einführung in öffentliche Schulen dürfte wohl nicht sobald erfolgen.

Die größere, für den Gebrauch des Lehrers bestimmte Ausgabe enthält Vorbemerkungen, welche die Klagen über das schlechte Sprechen, die gewöhnlichen Sprech- und Lesefehler zum Gegenstande haben und die Mittel zur Abgewöhnung erörtern. Die Übungen selbst sind die gleichen, wie die der kleineren Ausgabe, doch überall versehen mit erklärenden und näher ausführenden Anmerkungen, außerdem mit literarischen Hinweisen.

---

Wilke, Deutsche Wortkunde. Ein Hilfsbuch für Lehrer und Freunde der Muttersprache. Leipzig, Richard Richter. 1893. Pr. 2 M. 75 Pfg.

Dieses von erstaunlicher Belesenheit zeugende Werk verfolgt den Zweck, wissbegierige Laien und jüngere Lehrer in die Wissenschaft der deutschen Sprache einzuführen, ihnen namentlich ein Bild zu zeichnen von dem früheren Leben derselben und ihrem gegenwärtigen

Stande. Niedergelegt sind in übersichtlicher Fassung die Resultate der Forschungen, wie sie sich im Laufe unseres Jahrhunderts und vornehmlich des letzten Jahrzehnts dank den gründlichen und sinnigen Beobachtungen einer stattlichen Anzahl von Gelehrten und Sprachfreunden gestaltet haben. Mit besonderer Anerkennung muß die geschickte Art und Weise hervorgehoben werden, mittels deren es dem V. gelungen ist, den ungemein reichen und wechselnden Stoff zu gruppieren und anschaulich zu entwickeln. Das reichhaltige Buch, das man wohl als einen den heutigen Standpunkt wiedergebenden Grundriß der deutschen Sprachwissenschaft bezeichnen könnte, gliedert sich in 4 Hauptteile, von denen die 3 ersten rein wissenschaftlich gehalten sind, während der letzte mit dem Titel „Stoff für sprachliche Denkübungen“ in 210 Abschnitten die Ergebnisse der Wortforschung im einzelnen zu praktischer Verwertung in der Schule nach der Meinung und dem Rate Alb. Richters und Rud. Hildebrands darbietet. Der 1. zur Einführung dienende Teil hebt an mit der Sprache im allgemeinen, ihrem Ursprung und ihrem Wesen und führt dann nach einer Übersicht über den indogermanischen Sprachstamm in einem Umriss die zeitliche Entwicklung der deutschen (germ.) Sprache dem Leser vor Auge; der 2. ist rein phonetischer Natur, der 3., der Kern des Ganzen, erörtert die Gesetze der Wortbildung, nimmt aber nebenbei einigermaßen Rücksicht auf den Bedeutungswandel, die Volksetymologie und die eigentümlichen Arten des Wortgebrauches, wie sie sich unabhängig von Gesetzen und Normen im Wechsel der Zeiten gerade in unserer Sprache am auffallendsten herausgebildet haben. Zu jedem Abschnitte werden äußerst umfangreiche Literaturnachweise geboten, oft mit einer kurzen Wiedergabe und Kritik des Inhaltes. Dafs hiebei Pauls Grundriß der german. Philologie, ein Buch, welches auf lange Zeit hinaus ein standard work bleiben wird, öfters rühmend erwähnt und wörtlich citiert wird, gereicht dem Verf. zum Lobe.

Einige Bemerkungen mögen erlaubt sein; z. B. zu S. 21: Nicht das Keltische in Irland bildet nach Westen hin den äußersten Zweig des idg. Sprachstammes, sondern das Nordische auf Island; auf der gleichen Seite wäre auch zu berichtigen, dafs nicht die Gemeinsamkeit vieler Stämme auf die Verwandtschaft der arischen Sprachen in erster Linie schliessen liefs, sondern ihr gleicher Bau. — Bei der Lit. der Mundarten S. 36 ist nachzutragen (nach Schmieller): Brenner, Mundarten und Schriftsprache in Bayern. Bamberg, 1890. — Zu S. 221: Sollte Schwager = Postillon nicht zurückgehen auf bayr. Schwaiger = Besitzer eines (einsamen) Viehhofes, der zu Vorspanndiensten verpflichtet war? — S. 208 muß es bei Bresche nhd., nicht ahd. heissen. — Zu S. 212: Dafs Berg ebenso wie Burg mit bergen zusammenhängt, leuchtet jedem ein, der die Anlage der sog. Wallburgen kennt; die Berge boten in alten Zeiten das Versteck und den Schutz, den das ebene Land vermessen liefs. — Zu S. 209: Profofs und Propst sind identisch, da beide auf *propositus* zurückgehen.

Hof.

Rud. Schwenk.

Auswahl aus Ciceros Briefen. Für den Schulgebrauch mit sachlichen Einleitungen zu allen Schreiben herausgeg. von Dr. Adolf Lange. Paderborn, Schöningh, 1893, kl. 8<sup>o</sup>. 172 S.

Zu den bewährten Ausgaben ausgewählter Briefe Ciceros von Süpfle, Hofmann, Frey, die auch in den tüchtigen Neubearbeitungen ihre Freunde finden werden, gesellten sich in den letzten Jahren, mehr der knapp zugemessenen Zeit der klassischen Studien angepaßt, die Schulausgaben von Fr. Aly (Berlin 1892), Ad. Lange und H. Luthmer (Leip. Freytl., 1893). Lange, dessen Auswahl hier zunächst kurz besprochen werden soll, bietet 83 Briefe (Wesenbergs Text), die „einen wichtigen Beitrag für die Charakteristik des Cicero selbst, seiner bedeutendsten Zeitgenossen oder der Zeitverhältnisse liefern“ (von Ciceros Konsulat bis zu seiner Ermordung in 8 Abschnitten, ganz ähnlich Aly in 7 Abschnitten); er schickt den einzelnen Schreiben (einigemal sind mehrere zusammengefaßt) sachliche Einleitungen voraus, um den Leser einzuführen in möglichst „knapper, einfacher und klarer Darstellung“, Vorzüge, die auch der allgemeinen Einleitung (S. 5—16) eigen sind. Was L. versprochen hat, ist erfüllt. Ich glaube aber die „sachlichen“ Bemerkungen genügen nicht; sehr viele Stellen, die auch eine sachliche Erklärung erfordern, bleiben dem Schüler unverständlich. Auch die Kürzungen der Briefe sind bisweilen gewaltsam und verwischen den Charakter der Korrespondenz, da bloß die historisch belangreichen Paragraphen herausgehoben sind. — Ich berühre noch einige Kleinigkeiten. S. 8 wäre hinzuzufügen: Häufig wurden die Briefe diktiert; nicht selten äußert der Empfänger eine besondere Freude darüber, daß er die eigenen Schriftzüge des Freundes erkennt. Von wichtigen Briefen nahm man Kopien. S. 15 war auf die Vita des Kornel zu verweisen. Das Datum der Briefe wäre vielleicht wie in anderen Ausgaben passend der Überschrift beigesetzt worden. Darf ad Att. XIV 10, 3 *ἡξιθεμειν* magnam cum Antonio als gesicherte Lesart gelten? Daß der Brief an Cassius (um den 1. Juli 43) der letzte der uns erhaltenen Briefe Ciceros sei, ist nach den chronologischen Tabellen von Körner- O. E. Schmidt (in der Ausgabe von Mendelssohn Leipz. Teubn. 1893 S. 460) unsichere Behauptung.

Wer den Schülern keine Ausgabe mit fortlaufendem Kommentar, aber auch nicht den bloßen Text in die Hand geben will, dem wird Langes Auswahl mit den sachlichen Einleitungen in korrektem Druck und in ihrer gefälligen Ausstattung neben Aly willkommen sein.

Ausgewählte Briefe Ciceros. Für den Schulgebrauch herausgegeben von Hans Luthmer. Leipzig, Freytag, 1893. 8<sup>o</sup>. XXII u. 122 S. 90 Pf., geb. 1 M. 20 Pf. Dazu Schüler-Kommentar, ib. 32 S. 30 Pf.

„Die vorliegende Auswahl aus Ciceros Briefen soll die Aufgabe lösen, innerhalb des beschränkten, durch die Umstände gebotenen Um-



fanges ein möglichst umfassendes Bild von Ciceros Persönlichkeit und seinen vielen verschiedenartigen Beziehungen zu geben, ihn als den Mittelpunkt einer Lebensgemeinschaft darzustellen“. Das Werkchen enthält S. VI bis XXII die übliche Einleitung über Ciceros Leben und Briefe, S. 1—104 den Text von 67 Briefen aus den vier Sammlungen ad fam., ad Att., ad Q. frat., ad Brut., S. 105—122 Index und Verzeichnis der ausgewählten Briefe. Der in einem besonderen Bändchen gegebene Kommentar für die häusliche Vorbereitung der Schüler bietet zu allen Briefen Inhaltsangaben, sachliche und sprachliche Bemerkungen. Die Ausstattung ist geschmackvoll; also die Ausgabe in allem anscheinend den Bedürfnissen der Schule wohl angepaßt; trotzdem kann ich sie nicht empfehlen. Ich werde im folgenden auf die Mängel derselben hinweisen. Eine Auswahl war nach den zahlreichen Mustern nicht schwer zu treffen, und sie ist Luthmer im ganzen auch gelungen; für manche, wie Brief 2 (= ad Att. 4, 11) oder 3 (= ad fam. 15, 16) hätten geeignetere ausgesucht werden können. Bei der Anordnung der Briefe ist die chronologische Reihenfolge (Hofmann, Lange etc.) aufgegeben; nach Frey sind die verschiedenartigen Beziehungen Ciceros zum Dispositionsprinzip genommen, worüber aufser der Vorrede S. V Aufschluß gibt: I. Einleitung. Ciceros Ansicht von Briefen, seine Lust Briefe zu empfangen und zu schreiben. II. Cicero und seine Freunde (a. Atticus, b. Cicero als Berater jüngerer Freunde, c. Verschiedenes [Disp.]). Empfehlungsschreiben, darunter auch ad fam. 5, 12 an Lucejus. III. Cicero im Familienkreise. IV. Cicero als Beamter. V. Ciceros Verhältnis zu politischen Persönlichkeiten. In der Briefsammlung selbst sind diese Abschnitte nicht angezeigt. An sich ist ein derartiger Einteilungsgesichtspunkt nicht unberechtigt, er hat aber etwas Willkürliches und dürfte sich namentlich bei Cicero wenig bewähren. Dessen Leben ist so enge mit der Zeitgeschichte verflochten, seine ganze Stimmung so sehr von dem augenblicklichen Eindruck beherrscht, daß man wohl die chronologische Reihenfolge beibehalten muß, wenn man den Schülern ein leicht faßliches und klares Bild von der Persönlichkeit und den Zeitverhältnissen vor Augen führen will. Luthmers Sammlung leistet das nicht (vgl. Brief 14 aus dem Jahre 45, Br. 15 a. d. J. 50, oder Br. 65 a. d. J. 43, Br. 66 a. d. J. 44, Br. 67 a. d. J. 50).

Der Text ist der von Klotz-Wesenberg, aus dem er sogar einige Druckfehler mit herübergenommen hat, S. 7 (ad Att. 1, 14, 2) Messalla, dagegen S. 61 (ad Q. fr. 3, 3, 2) Messalla (Wesenberg bleibt sich in der Schreibung nicht konsequent); S. 71 (ad fam. 16, 21, 6) succurrebat<sup>1)</sup>. „Nur da ist gelegentlich abgewichen, wo es die Rücksicht auf einen in der Schule leicht lesbaren Text erheische“. Ist das der Fall bei Br. 51 (= ad Att. 5, 15), 3, wo L. die unverständlichen Worte bietet *plura scribebam tarde tibi redituro?* Brief 58 (= ad Att. 9, 18), 2 hat der Text noch *Eros Celeris*, im Kommentar

<sup>1)</sup> Außerdem notiere ich S. 15 Z. 3 at (für ad) *senatum*, S. 28 *iureconsultus*, der Kommentar verlangt *iure consultus* getrennt, S. 79 letzte Z. *oculi st. oculi*.

wird nach Lehmann ἥρωσ: sceleris als wahrscheinlich bezeichnet, Lehmann will aber (De Ciceronis ad Att. ep. rec. 1892, p. 201—203) heros oder ἥρωσ: Celer gelesen wissen, mit gutem Grund.

In einem knappen Index für Primaner sollte als überflüssig erscheinen, Namen wie Achilles, Athenae, Oceanus, Parthi, Sicilia, Sophocles, Themistocles näher zu erklären, dagegen dürfte die Quantitätsbezeichnung am Platze sein bei Antherus, Phocium bellum, Heracles Xenophontius und Prodicus u. a. — Syrien wurde 64(63), nicht 73 v. Chr. römische Provinz. Wenn der Geschichtsschreiber Timäus um 256 starb, so ist seine Lebenszeit mit „Ende des 4. Jahrh.“ ungenau angegeben.

Am Kommentar, in dem der Schwerpunkt der Ausgabe ruht oder ruhen sollte, sind die meisten Ausstellungen zu machen. Die schülerhaften Inhaltsangaben vor den einzelnen Briefen, mitunter wenig zutreffend, wie Br. 31 (= ad fam. 14, 4) „Inhalt: Trauer und Sorge um die Familie hindern Cicero am Schreiben; Aussicht auf bessere Zeit ist gering, doch tröstet ihn sein gutes Gewissen“, würden am besten alle gestrichen. Die sachlichen und sprachlichen Anmerkungen sind nicht ausreichend; die gegebenen Erklärungen zwar kurz, aber wenig anregend, vielfach schief und ungenau, manchmal falsch. — Über die Einnischung von griechischen Ausdrücken in Briefwechsel und Umgangssprache war gelegentlich eine Bemerkung zu machen. Ich setze noch einige Beispiele hier, wo nach meinem Dafürhalten eine Erläuterung angezeigt war: Brief 11, 8 ut in secundis, Bedeutung dieses ut | Brief 19, 2 qui ipse sibi sapiens prodesse non quit, nequidquam sapit, hier auf das Euripidesfragm. fam. 13, 15, 2 *μισὸν σοφιστήν. ὅστις οὐχ αὐτῷ σοφός* zu verweisen (Luthmer Br. 28) | Brief 31 Tullius S. D. Terentiae etc. über den Gebrauch des nomen gentile in den Briefen an Terentia und Tiro, oder über die Arten der Überschriften überhaupt<sup>1)</sup> | Brief 32, 3 sine alios . . . sustinere, gemeint zunächst Attikus; ib. § 4 zu desideria mea statt „persönlich — meine ersehnten Lieben“ Analoga wie sordes (= Tullius, Brief 54, 5) oder Pompeius amores nostri oder das oft gebrauchte deliciae „Liebling“ (Titus amor et deliciae generis humani) | Brief 45, 1 *κακοσώμαχος*: Cicero zeigt auch sonst medizinische Kenntnisse, z. B. ad fam. 16, 18 | Br. 47, 6 receipt: recipere in den Briefen häufig „zusagen, versprechen“. | Br. 51, 3 inde ad Taurum cogitabam, auf die in den Briefen öfter vorkommende Ellipse hinzuweisen, Romam cogitabam u. ä.; später besonders bei Tacitus | Br. 54, 10 maiorem in modum commendavit stehender Ausdruck für angelegentliche Empfehlungen. Falsch scheint mir die Erklärung Br. 8, 4 *καίται* „Übergänge“, vielmehr das Umbiegen und Zurückkehren einer Periode, etwa „Periodenschluß“, „periodische Abrundung“, cf. Arist. rhet. III c. 8 p. 1409a 32; übrigens ist an unserer Stelle *καίται* für *καρτοί* überhaupt sehr unsicher, ich würde lieber *τόποι* (loci communes) lesen. | Brief 31, 1 minus vitae

<sup>1)</sup> cfr. J. Babl, „De epistularum latinarum formulis“, Prgr. Bamberg 1893, der aber über das nomen gentile nichts sagt.

cupidi fuisset wohl nicht auf die vorzeitige Flucht aus Rom, sondern auf die Unterlassung des Selbstmordes | Br. 48 „Inhalt: Tadel Tiros wegen falscher grammatischer Konstruktion“, vielmehr wegen unrichtiger Wortwahl (*ἀκυρολογία*) | Brief 40, 4 „ἑλόθεις hier Stoff, nicht Thema“ (kein Gegensatz!): *ἑλόθεις* = *τὰ ἑλοκίματα*, Sujet, Thema. ib. *ἄρθρύτερα* ist nicht „etwas matt“. | Brief 52, 2 scaenae servire ist mehr als „sich öffentlich zeigen“. | 49, 8 in exscribendis hypnometis „schriftliche Bemerkungen“, damit wird nichts erklärt; Nachschreiben der Kollegien. | Wenn Cicero Br. 41, 4 seine pädagogische Methode (instituenti genus) paullo eruditius et *θεικώτερον* als das declamatorium genus nennt, so ist *θεικώτερον* mit „sorgfältiger“ weder übersetzt noch erklärt; vielleicht „mehr dialektisch“, oder „mehr philosophisch“, „von höherem Standpunkt aus“, nämlich eine Methode, welche den speziellen Fall (*ἑλόθεις*) auf eine allgemeine Frage, *θεός*, zurückführt.

Von Druckfehlern wie *πανηγυρίς* S. 5 des Komn. oder *memores esse et gratas* für *gratos* sehe ich ab, aber ein Philologe sollte doch nicht, wie Luthmer immer that, Epikuräer und epikuräisch schreiben so wenig als Pythagoräer.

Ausgewählte Briefe Ciceros. Für den Schulgebrauch erkl. von Jos. Frey. 5. Aufl. Leipzig, Teubner, 1893. S. VIII u. 256.

Da „Auswahl und Anordnung der Briefe in der neuen Auflage keine Veränderung erfahren haben“, so werden sie als bewährt betrachtet, und eine Besprechung der neuen Ausgabe darf nur nebenbei die Bemerkung sich gestatten, daß eine chronologische Reihenfolge denn doch ein einheitlicheres und klareres Bild gibt als ‚Cicero und seine Familie‘, ‚Cicero und . . .‘ etc., und daß zur Vereinfachung des Schulbuches mancher minder wichtiger Korrespondent hätte entfernt werden können. — Der Text ist an nahezu 40 Stellen geändert, — ‚berichtigt‘ sagt der Herausgeber, und für die Mehrzahl ist der Ausdruck zutreffend; oft sind freilich die Berichtigungen nur geringfügiger Art: Galus st. Gallus, oricula st. auricula, a familiare für a familiari (S. 179), *videris* für *videre*. Erheblicher sind folgende drei: ad Att. IV 1 *nec etiam pro praeterita mea in te observantia* (S. 96) statt *me etiam propter meam in te observantiam*; ad Att. IX 11 A, 3 *eandem mihi videor salutem a te accepisse* statt *eandem me salutem a te accepisse putavi* (S. 141) und die vielbehandelte Stelle ad fam. VI 4, 1 (S. 194) *aliquid iam actum putabam — non quo secundum quos —: difficilis erat coniectura* im Anschluß an Mendelssohn, der aber selbst seine sinngemäße und nach der Überlieferung paläographisch leicht zu begründende Verbesserung nicht in den Text aufgenommen hat; *secundum quos* mit der Ellipse ist nach ciceronianischem Sprachgebrauch nicht unbedenklich. — Ad fam. XIV 1, 1 (S. 25) *Me miserum*: wäre wohl richtiger *O me miserum* geschrieben worden, ebenso § 5, s. C. Lehmann de Cic. ad Att. ep. p. 103 sq.

Der Kommentar — der 4. Aufl. gegenüber wenig verändert — ist für den Schüler ausreichend, fast durchaus sachgemäß und richtig; nur könnte durch knappere Fassung noch für manchen passenden Zusatz Raum gewonnen werden. Im folgenden will ich einige Bemerkungen mitteilen, wie sie sich mir bei der Lektüre des Buches ergaben. S. 2 Citat Cornel. Attici vita c. 16 sedecim volumina; die Überlieferung des Kornel undecim volumina ist nicht zu ändern, vgl. Hofmann-Lehmann S. 5. | S. 20 ad fam. XIV 4 Tullius S. D. Terentiae et Tulliae et Ciceroni suis war eine Bemerkung zu machen über das nomen gentile in den Briefen an Terentia und über suis (auch in den Briefen an Tiro) mit seiner vollen possessiven Kraft. | Ib. Ausser dem häufigen Gebrauch der Pronomina (pers.) ist besonders auch ihre Zusammenstellung und die daraus sich ergebende Lebendigkeit und Klarheit zu beachten (vgl. die romanischen Sprachen). | S. 28 = ad fam. XIV 3, 4 eo nomine „deshalb“, besser „mit Rücksicht darauf“, cf. Tac. Germ. c. 8 feminarum suarum nomine timent. | S. 51 = ad Qu. frat. I 1, 4 contrahas ac demittas animum war das Bild aus der Seemannssprache vom „Einziehen“ der Segel, das durch obui und fluctus fortgesetzt wird, den Schülern zu erläutern. | S. 61 H S C C sibi eripuisse und S. 102 H S viciens zu erklären. | S. 142 = ad Att. X 8 B. 1 cum ab eorum consiliis abesse iudicasti: iudicare „entscheiden“ und „sich für etwas entscheiden“, ebenso das Subst. iudicium „Entscheidung“ (*κρίσις*) und „Zuneigung“ = studium; vgl. *γνώμαι* und *κρίναι*: *Γαμῆν χειροκίτια δέ σε γγνωσκῆν ὅτι ἀγαθῶν μεθέξεις, ἄν λιβῆς μικρὸν κακόν* (Krüg. Gr. Gr. 55, 3, 6) | S. 160 zu quis est tam lynceus eine Bemerkung nicht überflüssig. | S. 161 = ad fam. IX 6, 1 Est igitur adventus Caesaris, scilicet in expectatione, „es ist Cäsars Ankunft, natürlich die bevorstehende Ankunft“; est ist zunächst nicht mit in expectatione zusammenzunehmen, sondern entspricht dem si quid esset, quod. | S. 173 = ad fam. IV 7, 4 magna pro tuis maximis clarissimisque virtutibus multitudo, Stellung wie bei der sinverwandten Ausdrucksweise mit ut: multum ut inter Germanos rationis ac sollertiae (Tac. Germ. c. 30). | Zu S. 234 = ad fam. X 8, 5 vgl. Cornel. Mil. 1 bene sperare: confidere. | S. 239 = ad fam. X 9, 3 Copias adduco et numero et genere et fidelitate firmissimas: zur Betonung der Gleichwertigkeit der verbundenen Teile wird et nicht blofs bei zwei Gliedern, sondern auch bei drei und mehr gesetzt, ähnlich neque, aut, sive, auch utrum-an-an. | S. 245 = ad fam. XII 22, 2 longe gentium absunt zu verweisen auf ubi gentium. | S. 251/2 aera, Gesetzestafeln“, Ov. met. I. v. 91 u. 92.

Zum Schluss seien noch einige Druckfehler und Versehen berichtigt. S. 55 in § 14 lies avaritiae für avaritae. | S. 68,69 quodperspicias-veniat] quod ist im ersten Satz Subjekt (I. Objekt), im zweiten Objekt (I. Subjekt). | S. 85 Ausdruck zu ändern: „seine Sklaven, deren er viele durch Bildung ausgezeichnet hatte, benutzte . . .“. | S. 108 die Form Trebaz ist trotz des Analogons Horaz zu vermeiden. | S. 125 A. steht wie in der 4. Aufl. Epikuräer (im Text *ἐπικουρῆτων*), aber S. 142 richtig Epikureer. | S. 140 § 2 Schluss colorem für colerem;

S. 242 Z. 2 v. o. lies vivo illo statt vivo ille. Die Silbentrennung ist genauer zu beachten. Dafs ein Namen- und Sachregister, ein Verzeichnis der ausgewählten Briefe nach der Reihenfolge der Gesamtausgabe auch in der 5. Aufl. fehlt (vgl. Stangl B. G.-Bl. 25 S. 391), sieht fast wie Opposition aus gegenüber den modernen Anforderungen und Leistungen in dieser Hinsicht. Dafür entschädigt das Buch durch andere Vorzüge.

München.

Dr. G. Ammon.

Titi Livii ab urbe condita liber XXIX. Für den Schulgebrauch erklärt von Franz Luterbacher. Leipzig, B. G. Teubner 1893. 84 S.

Mit der Bearbeitung des 29. Buches des Livius liegt nun die erste und dritte Dekade dieses Schriftstellers in der Teubner'schen Sammlung von Schulausgaben mit deutschen erklärenden Anmerkungen geschlossen vor. Ein Zeitraum von gerade zwanzig Jahren ist es, innerhalb dessen ein Konsortium berufener Liviusforscher — E. Wölflin, M. Müller, H. J. Müller, Friedersdorff und Luterbacher — sich bemüht haben, dem Weissenborn'schen Livius-Kommentar einen ebenbürtigen, aber mehr auf die Schulbedürfnisse Rücksicht nehmenden, zur Seite zu stellen. Gerade dieser Gesichtspunkt mußte unter dem Einfluß der einschneidenden Wandlungen, die sich in den letzten Jahren in den Anschauungen über Ziel und Unterrichtsmethode der Mittelschulen vollzogen, immer mehr hervortreten, und daraus erklärt es sich auch, dafs besonders die von Luterbacher bearbeiteten Liviusausgaben nach ihrem ganzen Zuschnitt den kommentierten Ausgaben der Bibliotheca Gothana viel ähnlicher sind, als den ersten vor zwei Dezennien erschienenen Liviusbändchen der Teubneriana. Dies gilt auch von der vorliegenden Bearbeitung des 29. Buches. Der Schüler bekommt die nötigen Aufschlüsse und Winke, um über die ersten Schwierigkeiten, die bei der häuslichen Vorbereitung aufstossen, schnell hinwegzukommen. Dabei bleibt dem Lehrer immer noch ein gut Stück Arbeit übrig und auch der gemeinsamen Erarbeitung ist noch Stoff genug gelassen. Von diesem Gesichtspunkt aus betrachtet hätte Luterbacher besser daran gethan, auch die Auffindung und Feststellung des Gedankenganges der großen Rede in Kapp. 17 und 18 der gemeinsamen Thätigkeit in der Schule zu überlassen. Überflüssig sind auch für einen Sekundaner Noten wie zu c. 17, 18 *ullo*] substantivisch statt *quoquam* vielleicht des Wohlklangs wegen etc. — denn er lernt schon in der Schulgrammatik, dafs der Ablativ *quoquam* selten ist und durch *ullo* ersetzt wird (s. meine Note zu Cic. Rosc. Am. § 74 und Anton, Studien Heft 3 S. 283 ff.); ebenda § 19 *vi atque armis*] „eine bei Livius häufige Formel“ — wozu? Daraus lernt der Schüler nichts, wohl aber, wenn mit einer kleinen Erweiterung gesagt wird: der Lateiner zerlegt gerne den Begriff „Waffengewalt“ in „vis et arma“ oder „ferrum et arma“ (s. zu Rosc. Am. S. 385). Unnötig ist ferner die immer wiederkehrende Erklärung des dem Schüler bald geläufigen *et ipse* im Sinne von *ipse quoque*, vgl. zu 6,1. 7,2. 22,2.

23,2. 10. 24,6. 31,12. Im übrigen hätte ich noch folgendes zu dem Kommentar zu bemerken: c. 2,11 [*procella equestri*] ist unschön übersetzt = durch den Ansturz (statt Anprall) der Reiter. - c. 15,4 zu *ira irritata est* würde ich vergleichen 16,5 *iras hominum irritavit* und bemerken, dafs diese in der lat. Sprache beliebte Verbindung an etymologische Figuren wie *pugnam pugnare* erinnert. In der That haben ja namhafte Lexikographen, wie Bréal-Bailly und zuletzt Stowasser (das Verbum Lare S. 8) das Verbum irritare als Intensivum zu hiriire (bei Festus und Sidonius) von einer Nebenform hira = ira abgeleitet. — 16,6 könnte bei *squalore et sordibus* auf die Alliteration hingewiesen und mit dieser stereotypen Formel die deutsche „in Sack und Asche gehen“ verglichen werden. Auch das Griechische sollte hie und da herangezogen werden, so entsprechen die Wendungen mit plus quam (zu 17,8 p. qu. hostilia) der griechischen Komposition mit *ἄλλο*; ebenda § 14 nunc im Sinne von nunc autem oder vero dem griech. *νῦν ἄλλ.* — c. 18,3 *faunus, de cuius sanctitate templi*] wird einfacher erklärt durch Hinweis auf die besonders bei Caesar beliebte Wiederholung des Substantivs im Relativsatze (dies, quo die), wofür hier ein Synonymum eintritt; Beispiele habe ich zu Rosc. Am. S. 209 gesammelt, vergl. noch Cic. Sest. c. 11 erat senatus in aede Concordiae, quod ipsum templum, div. in Caec. c. 13; Catull. 64,73; illa tempestate, quo tempore; ib. v. 205 numine, quo nutu.

Der Text der Ausgabe schließt sich, was nur zu billigen ist, im wesentlichen an Luchs an und ist für Schüler überall lesbar. In dem schönen, durch die altertümliche Sprache — worauf im Kommentar mehr als es geschehen, hätte hingewiesen werden sollen — sich auszeichnenden Gebete Scipios halte ich an meiner in den Act. Erlang. II S. 2 f. gemachten Emendation „terra mari, <montibus> amnibusque“ fest. Sie hat den Beifall Dombarts in diesen Blättern XVII S. 181 gefunden und ist auch von Zingerle in seinen Text aufgenommen worden. Wenn, wie es scheint, Luterb. zur Abwehr derselben am Schlusse seiner Note bemerkt: „das Gebiet von Karthago, wohin Scipio zog, hatte mehrere große Flüsse, aber keine bedeutenden Gebirge“, so ist zu bemerken, dafs Scipio in diesem seinem Gebete alte, feierliche Formeln gebraucht, ohne Rücksicht darauf, ob sie auf sein spezielles Unternehmen wortwörtlich anwendbar sind oder nicht. Vgl. aus Livius selbst 21, 43, 9 per tot montes fluminaque und 44, 5 circumscribit nos terminis montium fluminumque, wozu Wölflin bemerkt: „der Plural, obwohl nur an den Ebro gedacht werden kann, montium ist gar inhaltlose rhetorische Floskel“. Zahlreiche Belege für diese Formel gebe ich in den Nachträgen zu Bd. II der act. Erlang. S. 510, wo noch hinzuzufügen Lucr. 1,17. 4,456; Tac. ann. 2, 41, 9; Agr. 33, 15; Paneg. p. 112,22 und 249,12 B.

Alles in allem, die Ausgabe Luterbachers ist zum Gebrauche in der Schule zu empfehlen; leider wird sie, fürchten wir, nicht viel gebraucht werden, da das 29. Buch vermöge seines wenig spannenden Inhaltes kaum mehr viel gelesen werden wird.

München.

Gustav Landgraf.

Auswahl aus Livius XXI—XXX für den Schulgebrauch bearbeitet von Prof. Dr. Wilhelm Volbrecht, Oberlehrer am Christianeum zu Altona. Leipzig, bei O. R. Reisland 1893.

Der Verfasser hat sich die Aufgabe gestellt, die dritte Dekade des Livius, welche unter anderem das Ringen Roms um seine Existenz und zugleich um die Herrschaft über das westliche Mittelmeer zum Inhalte hat, in dreißig ausgewählten Abschnitten für die Schule zu bearbeiten. Bei dieser Arbeit leitete ihn der Gedanke, einer Forderung des neuen preussischen Lehrplans zu entsprechen, wonach auch eine Auswahl aus Livius zur Lektüre in Sekunda getroffen werden und wobei streng darauf gehalten werden solle, daß diese Auswahl nach bestimmten sachlichen Gesichtspunkten erfolge und immer ein möglichst abgeschlossenes Bild gewährt werde.

Diese Forderung hat der Verfasser mit anerkennenswertem Geschicke erfüllt; denn die Bilder, die er uns von den wichtigeren Vorgängen auf den verschiedenen Kriegsschauplätzen an der Hand des Autors gibt, sind gut gewählt und stofflich abgerundet.

Der Auswahl ist der Text von Weissenborn und M. Müller in der neuesten Textausgabe bei Teubner zu grunde gelegt, hat aber hie und da, wo es eben die Rücksicht für die Schule zu erheischen schien, vom Verfasser eine Überarbeitung erfahren. Die Art und Weise, wie Volbrecht hiebei verfuhr, dürfte im ganzen auf Beifall Anspruch haben; auch hier zeigt er sich als erfahrenen Schulmann.

Die gleiche Auerkennung verdienen endlich die Überschriften, mit welchen die einzelnen Abschnitte versehen sind, sowie das Verzeichnis der geographischen Namen am Schlusse.

Bei dieser Anlage des Buches muß es auffallen, daß der Verfasser es für überflüssig gehalten, demselben einige Karten beizugeben. Er führt zwar Gründe für diese Unterlassung an, allein dieselben sind nicht derart, daß er damit allgemeine Zustimmung finden dürfte; denn von der in einem solchen Falle wohl zulässigen Bequemlichkeit für die Schule ganz abgesehen, trifft des Verfassers Voraussetzung, daß die Schüler ohnedies im Besitze guter Atlanten sind, in Wirklichkeit leider nur im beschränkten Maße zu. In diesem Punkte sowie in der typographischen Ausstattung hätte sich der Verfasser die Bearbeitung des Herodot von Franz Harder zum Muster nehmen können; denn der vorliegende Druck ist offenbar zu eng und zu matt.

Doch diese Mängel beeinträchtigen den unbestrittenen sachlichen Wert des Unternehmens nicht wesentlich; sie werden nur hervorgehoben in der wohlwollenden Absicht, daß der Verfasser bei einer neuen Auflage darauf Rücksicht nehmen und so das Buch für die Schule ganz brauchbar machen möge.

München.

J. Reissermayer.

Corpus scriptorum ecclesiasticorum latinorum editum consilio et impensis academiae litterarum Caesariae Vindobonensis. Vol. XXVI. XXVIII. XXIX, 1. Vindobonae 1893—94. F. Tempsky. 8° XLVI 332, XXII 629, XXVIII 462 S.

Von diesen neuesten Bänden der monumentalen Wiener Sammlung nimmt der erste, von Carl Zjwsa bearbeitete, welcher die gegen die Donatisten gerichteten 7 Bücher des Bischofs Optatus von Mileve (wahrscheinlich zwischen 375 und 385 abgefaßt) und 10 im cod. Par. 1711 s. XI. mit Teilen des Optatus vereinigte, ebenfalls auf die Geschichte des Donatismus bezügliche Dokumente enthält, mehr das Interesse der Kirchenhistoriker, der zweite, von Joseph Zycha herausgegebene, dessen Inhalt Augustins „buchstäbliche“ (im Gegensatz zur allegorischen) Erklärung der Genesis (de genesi ad litteram; 12 Bücher), sein früheres, dem gleichen Thema gewidmetes, aber unvollendetes Werk (de genesi ad litteram imperfectus liber) und seine sprachlichen Erläuterungen zum Heptateuch (locutiones in Heptateuchum; 7 Bücher) bilden, mehr das der alttestamentlichen Exegeten in Anspruch. Für Optatus' Buch 1 und 2 liegen in der Petersburger Handschrift lat. Q. v. omd. I. 2 s. V. oder VI., für ein kleines Stück von Buch 7 in der besonders durch Haulers Fund berühmt gewordenen Sammelhandschrift in Orléans (169 s. VII.) Textquellen von ehrwürdigem Alter vor, für Augustins „de genesi ad litteram“ dienen der codex Sessorianus XIII s. VII. (jetzt in der römischen Nationalbibliothek Nr. 2094), für den „imperfectus liber“ der Vaticanus 445 s. XV., für die „locutiones“ der Parisinus 12168 s. VIII. oder IX. und der Laudianus (Oxford) 130 s. X. als Grundlagen der Recension. Beide Herausgeber haben sich um die methodische Gestaltung der Texte und um den Nachweis der Bibelcitate (Zycha hat den Wortlaut der letzteren so weit als möglich mit den LXX und dem neutestamentlichen Urtext in Übereinstimmung zu bringen gesucht) in hohem Grade verdient gemacht. Während aber Ziwsa auch für die sprachgeschichtliche Verwertung seines Autors eine solide Basis in Gestalt eines trefflichen Index geschaffen hat, mußte Zycha die philologischen Benützer des umfangreichen Augustinusbandes und dessen 1891/92 erschienenen noch dickleibigeren Vorgängers mit den etwas gereizten Worten „indicem universalem nisi omnibus Augustini operibus editis scribi non posse adeo patet, ut eius hoc loco numquam mentionem facturum fuero, nisi quidam eum depoposcissent“ auf eine ferne, ferne Zukunft verträsten. Da ich zu der neuen Optatusausgabe an anderer Stelle einige Beiträge veröffentlicht habe (vgl. Literarische Rundschau 1894 Nr. 4; Archiv f. Lexikogr. IX 52), so beschränke ich mich hier auf die Bemerkung, daß der Bearbeiter der augustinischen Schriften hie und da in orthographischen Einzelheiten — vgl. z. B. p. 47, 20 „rutundum“ E<sup>1</sup>; ebenso p. 57, 6 „rutunditate“; p. 64, 9 u. ö. „exalatio“ (= exhalatio) E<sup>1</sup> und andere Handschriften; p. 164, 24 „virecta“ EPR (ebenso im alten Puteanus des Prudentius ham. 795); p. 230, 10 „Enoc“ E<sup>1</sup> (vgl. z. B. die alte Würzburger Priscillianhandschrift p. 32, 25 Sch.);



p. 405, 1 „heulabat“ ERS — sich noch enger an die maßgebende Überlieferung hätte anschließen sollen.

Der sittliche Ernst und die wohlthuende Wärme des Gefühls, welche Teuffel an den Gedichten des Paulinus von Nola rühmt, nimmt auch den Leser seiner Briefe für den weltflüchtigen Schüler und Freund des Ausonius ein. Der Mehrzahl nach schon früh zu einer Sammlung vereinigt, zum Teil mit den Briefen des Augustinus verbunden, zum Teil vereinzelt, haben die letzteren die Jahrhunderte überdauert, und gebracht es auch an einer alten Textquelle für die sämtlichen Briefe, so darf doch ihre Überlieferung, dank besonders dem über 30 Briefe enthaltenden codex Parisinus 2122 s. X., dessen Vortrefflichkeit durch die Citate in Dungal's Responsa gegen Claudius von Turin (vgl. L. Traube, O Roma nobilis S. 37) bezeugt wird, als eine gute bezeichnet werden. An Stelle des früh verstorbenen österreichischen Philologen J. Zechmeister, der bereits eine Reihe von Handschriften verglichen hatte, hat W. von Hartel die Bearbeitung des Paulinus für das Wiener Corpus übernommen, und die dankbare Anerkennung, welche Ref. dieser neuen, bedeutenden Leistung des trotz seines Augenleidens unermüdlich schaffenden Gelehrten zollt, möge durch die im folgenden zusammengestellten Kleinigkeiten ihren Ausdruck finden.

Praef. p. XIX: epist. 25\* (auch in einer Salzburger Handschrift erhalten; vgl. Caspari, Briefe, Abhandl. u. s. w. S. 224 f.) ist zum erstenmale von O. Bardenhewer, Katholik LVII (1877) S. 493 ff. (vgl. meine Bemerkungen in der Zeitschr. f. d. österr. Gymn. XL 107 f.), nicht von Caspari herausgegeben worden. Letzterer hat leider den codex Monacensis 6299 s. VIII.—IX. hie und da falsch gelesen, wodurch einige Irrtümer in Hartels Text und Apparat (p. 229 ff.) eingedrungen sind. So steht p. 230, 22 im Monacensis nicht „conci bono“, wofür Caspari „conci“, Hartel „conci bono“ geschrieben hat, sondern „conci boni“, für dessen Richtigkeit ich bereits in der Zeitschr. f. d. österr. Gymn. XL 108 unter Verweisung auf Archiv f. lat. Lexikogr. V 68 eingetreten bin.<sup>1)</sup> — p. 230, 25 ff. ist mit Bardenhewer zu lesen „dixit mihi etiam nunc te in voto potius quam in opere christiani esse, semper cogitantem et numquam („et num“, nicht „aeternum“ cod.) arripientem iter vitae“ (vgl. II Tim. 3, 7). — p. 230, 28 lautet die handschriftliche Lesart „ut“ (Bardenhewer und Caspari wohl mit Recht „et“) in tanto in melius („in me“ in ras.). — p. 231, 5 ist „adhuc“ ohne handschriftliche Gewähr.<sup>2)</sup> — p. 231, 17 steht im Mon. „quasdari“, nicht „quasdam dari“ (letzteres ist wohl herzustellen<sup>3)</sup>), p. 231, 31 „aput“ (ebenso p. 232, 20), nicht „apud“, p. 232, 9 „dominum non (fehlt bei Hartel) invocaverunt“ (vgl. Ps.

<sup>1)</sup> Bardenhewer, der richtig gelesen, vermutete „convivioni“.

<sup>2)</sup> Meine Erklärung von „te adesse victurum“ (p. 231, 5) in der Zeitschr. f. d. österr. Gymn. XL 108 ist durch Streichung zu corrigieren. Ich wußte damals noch nicht, daß „adesse“ im späteren Latein oft für „esse“ steht (vgl. z. B. Dombar's Comedian p. 196, Hnemers Sedulius p. 373, Leos Venantius Fortunatus p. 390).

<sup>3)</sup> Es ist dem Schreiber viel eher zuzutrauen, daß er die Silbe „dam“ übersprungen, als daß er — was Bardenhewer annimmt — „quasdari“ aus „quasdam“ verschrieben habe.

13, 6 = 52, [53], 6), p. 232, 15 „pocnitentiae“, nicht „paenitentiae“, p. 232, 25 „numquam“, nicht „nunquam“, p. 233, 18 „comulentur“ mit Punkt über dem ersten m-Strich, nicht „coulentur“ mit übergeschriebenenem „m“. — p. 122, 16 lese ich mit Sacchinus (edit. Antverp. 1622) „qui vel extremas (codd. „extremae“ oder „extreme“) veritatis lineas . . attigerunt“. Vgl. Otto, Sprichw. S. 194. Macrobi. somn. Scip. I 19, 26. Paul. Nol. epist. 23, 36 p. 194, 2 „ut vel extremo sapientiae vestigio signer“. — 151, 22 ist „Fotinus“ (so alle Handschriften; vgl. Priscill. tract. II p. 38, 13 Sch. Oplat. Mil. IV 5 p. 109, 6 Z. codd. Prud. psychom. 794 cod. Put.), p. 166, 3 „Saraptae“ (so codd. FOPU; vgl. Sulp. Sev. chron. I 43, 4 p. 45, 15 H.), p. 196, 26 „Effrem“ (so die Handschriften aufser M; vgl. Sulp. Sev. chron. I 11, 9 p. 13, 15 H. cod. P. Rufin. Orig. hom. in Num. 3, 3; 21, 3 [X p. 28; 264 L.]. Cypr. Gall. gen. 1297; 1472 P. cod. A. Jes. N. 459. Jud. 465 cod. L.), p. 250, 26 „Ninevitae“ (so cod. O; vgl. die Mailänder Version des apokryphen 3. Corintherbriefes III 29 bei P. Vetter, der apokr. 3. Corintherbrief, Wien 1894 [Tübinger Universitätschrift] S. 62 und Lit. Rundschau 1894, 121) in den Text zu setzen. —

An Bibelcitaten ist nachzutragen: p. 29, 25 Matth. 12, 20; p. 44, 5 Ps. 117, 24; p. 108, 20 (vgl. p. 217, 15) Ps. 50, 6; p. 150, 17 Act. 9, 15; Gal. 2, 9; vgl. I Tim. 3, 15; p. 152, 3 I Tim. 6, 20; p. 158, 8 Cant. cant. 1, 3; p. 160, 2 Prov. 19, 17; p. 185, 21 Cant. cant. 1, 4; p. 193, 7 II Tim. 4, 2; p. 201, 12 Matth. 10, 27; p. 211, 4 Rom. 7, 18; p. 217, 7 I Cor. 3, 19; p. 229, 7 Ps. 44, 11; p. 350, 1 Phil. 3, 14; p. 365, 19 Luc. 11, 46; p. 425, 18 Matth. 19, 6.

An anderweitigen Citaten: p. 36, 25 Verg. Aen. IV 175; p. 127, 23 Aen. IV 298; p. 161, 17 Sulp. Sev. vit. Mart. 25, 3; p. 271, 5 ff. Sulp. Sev. chron. II 33 f.; p. 278, 9 Salvian. de gub. dei VII 3, 14 (vgl. Hist. Jahrb. d. Görresgesellschaft XV 372 f.); p. 281, 11 „meritis et nomine Clarus“ Paulin. Petric. vit. Mart. III 267 (Poetae christ. min. I p. 73) „factoque et nomine Clarus“ (vgl. Hist. Jahrb. XV 96 Anm. 1); p. 286, 19 „ipse petra ecclesiae“ Ambros. hymn. I 15 (vgl. G. M. Drees, Aurelius Ambrosius S. 140); p. 311, 5 Hor. carm. II 1, 7 f.; p. 426, 23 Verg. Aen. VI 223; VII 618 f. Zu p. 77, 15 „scrutantur caeli plagas“ wird passender auf Cicero (vgl. Otto, Sprichw. S. 274), als auf Emilius, den Paulinus schwerlich direkt benützt hat (vgl. indes Birt, Zwei politische Satiren S. 66 ff.) verwiesen<sup>1)</sup>.

Als Anhang sind p. 429 ff. die beiden pseudohieronymianischen Briefe „ad Marcellam“ und „ad Celanciam“ und die „Excerpta Bobiensia“ (aus cod. Ambros. F. 60 Sup. s. VIII.—IX.) beigegeben, die Indices wird der zweite, die poetischen Werke des Paulinus enthaltende Band der Ausgabe bringen<sup>2)</sup>.

München.

Carl Weyman.

<sup>1)</sup> p. 194, 22 ff. enthält den Keim für die schönen Betrachtungen des hl. Bernhard, sermo III in Cant. cant.

<sup>2)</sup> p. 121, 20 lies „venenum“ für „venenum“, p. 190, 12 „sanctorum“ für „santorum“.

R. Peiper, De Senecae tragoediarum lectione vulgata. Sonderabdruck aus der Festschrift zur 250jährigen Jubelfeier des Gynn. zu St. Maria Magdal. in Breslau. E. Morgensterns Verlagsbuchh. 1893. gr. 8 55 S.

Der Verfasser, welcher vor beinahe drei Decennien in Gemeinschaft mit G. Richter eine kritische Textausgabe von Senecas Tragödien mit ausführlicher praefatio bei Teubner erscheinen liefs, sucht in dieser Schrift den Nachweis zu erbringen, dafs cod. E gegenüber den von P. mit A. bezeichneten Handschriften nicht durchaus diejenige Autorität zu beanspruchen habe, die ihm bisher, namentlich von Fr. Leo, zuerteilt wurde. „Quod olim diximus“, schreibt P. (p. 3 ss.) „tametsi summa esset libri Laurentiani s. Etrusci auctoritas, eos tamen vehementer erraturos esse, si qui carceri posse libris vulgaribus auderent affirmare, ipsius Friderici Leo exemplo egregie confirmatur, qui cum nostrae sententiae obloqueretur, tamen Laurentiani libri menda plurima vulgarium librorum ope sustulit.“ P. ist daher der Ansicht, dafs in Zukunft die verschiedenen Lesarten, wie sie in A gegenüber E zu Tage treten, dann erst mit Erfolg benützt und zur Wiederherstellung des richtigen Textes verwendet werden können, wenn vorerst die unter A rubrizierten Handschriften unter sich neu verglichen sind und eine Sichtung derselben nach ihrem inneren Werte vorgenommen worden ist.

Die Schrift, welche aufser der den Standpunkt des Autors kennzeichnenden Einleitung ein Verzeichnis verschiedener Varianten, ferner Briefe einiger Interpreten aus dem 14. Jahrh. (so besonders des Engländer Nikolaus Treveth), Inhaltsangaben der einzelnen Tragödien (entnommen aus cod R<sup>10</sup>) u. s. w. enthält, ist für Jeden, der sich mit unserm Tragiker eingehender beschäftigt, entschieden zu empfehlen.

Regensburg.

Alphons Steinberger.

Scholia Terentiana collegit et disposuit Fridericus Schlee. [Bibliotheca Teubneriana] 1893. (8<sup>o</sup>). S. VIII u. 184. M. 2.—.

Nachdem Umpfenbach eine allerdings noch wenig befriedigende Ausgabe der Terenz-Scholien des cod. Bembinus (Hermes 1867) hergestellt und Studemund (Jahrbücher f. Philologie 1868) Nachträge und Berichtigungen dazu veröffentlicht hatte, hat ersterer davon in seiner kritischen Ausgabe (1870) das verwertet, was für die Textkritik irgend zu verwerthen schien (cf. Dziatzko, Terenz-Ausgabe 1884 praef. X.); einige weitere Berichtigungen hat dann noch Studemund 1882 (Jahrb. f. Philologie) zusammengestellt. Die in den übrigen Terenz-Handschriften verbreiteten Scholien wurden bisher allgemein für wertlos gehalten: bei dem heutigen Stand der Wissenschaft kann man sich jedoch mit einem solchen allgemeinen Urteil nicht mehr begnügen, — und so hat sich denn Schlee zum erstenmal der keineswegs angenehmen und dabei auch wenig dankbar erscheinenden Mühe unterzogen, alle jene Scholien, soweit sie irgend in Betracht kommen können, zu

sammeln und zu sichten, und der Teubner'sche Verlag hat diese Sammlung — wohl lediglich im Dienste der Wissenschaft, was sicher anzuerkennen ist — in seine bekannte Bibliotheca aufgenommen.

Die kritische Grundlage dieser Terenz-Scholien bilden die Handschriften DGEC und dazu cod. Monacensis 14420 (= M); die Scholien des cod. Ambrosianus F hat schon größtenteils A. Mai herausgegeben (Mailand 1815), die Handschrift P wurde von S. bei Seite gelassen, weil sie nur wenig Scholien enthält, ebenso alle diejenigen Terenz-Handschriften, welche nach dem 11. Jahrh. geschrieben sind.

Der Ausgabe der Scholien selbst sind mehrere Kapitel vorausgeschickt, welche einschlägige Fragen in teilweise allzu behaglicher Breite, die nicht frei von Wiederholungen ist, behandeln: § 1 bespricht die sog. Recension des Calliopius, wobei S. die Ansicht Umpfenbachs über die Handschriften-Familien zurückweist, welcher behauptet, daß PC die ursprüngliche Recension repräsentiere, während DG als dieselbe Recension in verbesserter Auflage anzusehen sei. Nach Leo (Rhein. Mus. 1893) kommt S. zu dem Schlusse, daß erstens PC aus einem Archetypus stammen, welcher mit DG sehr viele Ähnlichkeit hatte, daß aber zweitens, wie durch zahlreiche Beispiele erwiesen wird, in PC vieles von dem Herausgeber willkürlich geändert ist, wobei eine gelehrte Kenntnis der metrischen Gesetze u. s. w. offenbar hervortritt. Demnach sei für PC nicht ein älterer und besserer Archetypus benützt worden, der die Handschriften DG ebenso an Autorität übertriffe, wie A die beiden andern Familien; vielmehr repräsentieren PC die jüngere Familie der Handschriften der Recension des Calliopius und DG besitzen größere Autorität. Auch bezüglich der Bilder in PC stimmt S. mit Leo darin überein, daß sie auf eine alte Vorlage zurückgehen; da aber die Personenlisten (Indices) vor den einzelnen Szenen mit den Bildern nicht übereinstimmen, so können dieselben unmöglich auch aus jener alten Ausgabe stammen, wo sicher die Illustrationen zu den vorliegenden Personenlisten paßten. Und daher, schließt S. weiter, dürfe man vermuten, daß auch der Text nicht aus jenem alten Exemplare geschöpft sei, daß vielmehr dieser alte Text verloren gegangen sei, da ja die Indices in DG fast wörtlich denen in PC gleich sind, und auch die in A nicht mit den Bildern übereinstimmen.

Mit Dziatzko (gegen Leo) nimmt S. dann weiter an, daß von Calliopius ungefähr im 5. Jahrh. die Recension der Hs. PC gemacht worden sei, und daß Call. auch wieder eine metrische Einteilung hergestellt, die Scholien weggelassen und die Bilder hinzugefügt habe. Die Begründung dieser Behauptung aber damit, daß es, wenn nicht Call., sondern ein anderer Gelehrter in späterer Zeit die Rezension gemacht hätte, höchst auffällig wäre, dessen Namen in keinem Exemplare dieser Recension erhalten zu sehen, oder daß, wenn Call. die ältere Rec. DG gemacht hätte, die schon dem Donat und anderen bekannt war, sicher einer von diesen, welche sie benützt haben, seinen Namen uns überliefert hätte — diese Begründung dürfte doch auf schwachen Füßen stehen.

§ 2 handelt über den von S. benützten Münchner Codex (s. o.),

welcher unter verschiedenem anderen (wie Bedae liber de arte metrica etc., Divisiones super Boetii libros de cons. phil., Quaest. in Donatum, Glossae in Statii Theb., Glossae in Sedulii op. passch. u. s. w.) Fol. 79—144 einen Kommentar zu den Komödien des Terenz mit genauen Lemmata enthält. Während Umpfenbach von diesem Kommentar sagte, daß er die Frucht des Fleißes eines Namenlosen zu Verona im 11. Jahrh. sei, der sich die undankbare Mühe gegeben habe, die „Trivialscholien“ zusammen zu schreiben, „die sich in gleicher oder sehr ähnlicher Fassung in den Handschriften seit dem 9.—10. Jahrhundert, nur bald vermehrt, bald vermindert, finden und ihren Ursprung aus halbbarbarischer Zeit nicht verleugnen“, findet S., daß der Schreiber dieses Codex nicht zuerst seinen Kommentar gesammelt, sondern lediglich eine Abschrift eines solchen bereits vorhandenen gemacht hat, und daß dieser Kommentar aus keiner unserer Terenz-Handschriften stammt, sondern aus einem Archetypus der Klasse DG, der allerdings schon vielleicht teilweise nach PC geändert war. Und daher glaubt S., daß auch die Lemmata des cod. M, welche in § 3, soweit sie irgend von Bedeutung, aufgeführt sind, für die Herstellung des Textes zu verwerten seien, indem er bemerkt, daß bereits C. Halm sie schon für beachtenswert gefunden hat.

In einem besonderen Abschnitt (§ 4) wird nun der Nutzen jener Handschrift für die Kritik in mannigfachen Beispielen gezeigt: bisher zweifelhafte Lesarten werden gestützt, wie z. B. Horunc (von Umpfenbach u. Dziatzko schon aufgenommen) Phorm. 290. 518, internoscitantes (= Dziatzko) Andr. 181, si hoc non contumeliast (= Umpf. mit Bentley) Andr. 237, ius sit amittendi (Umpf. mit Bentley nach der Korrektur einer jüngeren Hand in A) Phorm. 176, in quem ne accepisti (= G, ansprechend erklärt und verteidigt S. 4 f. gegenüber der gewöhnlichen Lesart) Andr. 681, ficta (= CGP) Andr. 836, unde esse ea censes (= D) Heaut. 253, curre puer (mit Bentley und Engelbrecht, Stud. Ter. p. 17 = F) Hec. 719, wo dem fehlerhaft überlieferten Verse dadurch leicht geholfen ist; hingegen scheint mir obsonatus Andr. 451, obwohl es alle Handschriften außer A haben, bedenklich im Hinblick auf die übrigen Stellen bei Terenz (und Plautus), welche obsonare bieten. In zweiter Linie sollen durch M auch einige alte Formen gestützt werden, die hier (wie in G) besser als in den übrigen Hs. erhalten sind: vertundo Eun. prol. 7, gnatum 460, gnatu Heaut. 645, ipus sibi Eun. 782; die übrigen von S. angeführten sind bereits von Dziatzko in den Text aufgenommen. Ferner werden Konjekturen wahrscheinlicher, wie z. B. Bentley's forsā Eun. 197 u. a. Auch will S. mit Hilfe des M verschiedene Glossen als solche erkennen, wie sie von den Scholiasten zuerst über den Text geschrieben, nach und nach aber in den Text geraten sind; und wo DG die aus PC korrigierte oder vielmehr korrumpierte Lesart erhalten hat, könne man durch M die ursprüngliche Lesart der Klasse DG herstellen, da jener, wie schon erwähnt, aus einem Archetypus dieser Klasse stammt. Und da nun seine Lemmata sicher mit E und F übereinstimmen, so geht daraus endlich in bezug auf diese Hand-

schriften hervor, dafs sie nicht aus PC, sondern aus DG stammen, was für E bereits Dziatsko richtig erkannt hat.

Nach Erledigung dieser Fragen kommt nun S. (§ 5 S. 37) auf die Scholien selbst zu sprechen, welche er in drei Gruppen scheidet, deren jeder wieder ein besonderes Kapitel gewidmet ist. Die erste Gruppe (S. 53—78), umfaßt die Scholien, welche nur in DGE am Rande beigefügt sind, von derselben Hand wie der Text des Terenz selbst oder wenigstens nicht von einer jüngeren geschrieben, weshalb anzunehmen sei, dafs sie zur Erklärung des Textes, wie er in DG vorliegt, entstanden sind, ja noch mehr, dafs sie aus der nämlichen Handschriften-Familie, wie der Text in DG selbst stammen. Sie beziehen sich auf irgend einen eigentümlichen grammatischen Ausdruck und enthalten zum Teil wörtliche Zitate vorzugsweise aus Servius und Priscian<sup>1)</sup>, daneben aus Donat, Eugraphius u. a.

Die zweite Gruppe (S. 79—162) bildet die weit gröfsere Zahl von Scholien: sie bestehen gröfstenteils nur aus kurzen Glossemen, denen allerdings bei jeder Scene eine Paraphrase (*explanatio praeambula*) vorausgeschickt ist, welche Aufschlufs gibt über die auftretenden Personen und über den Zusammenhang der Scenen untereinander. Der Grundstock dieser Scholien ist in allen Handschriften derselbe, jedoch am besten sind sie in M überliefert. Sie bieten einen fortlaufenden Kommentar, der in seiner ganzen Anlage und im Stil einheitlicher Natur ist; dennoch lassen sich aber von den eigentlichen Scholien wieder 3 Arten unterscheiden, nämlich insofern sie Wort-erklärungen, Erklärungen von Sätzen oder sachliche Bemerkungen enthalten, welche letztere allerdings selten und von geringem Werte sind. Die Frage nach den Quellen zu entscheiden, bezeichnet S. als äufserst schwierig, da der Scholiast nirgends die Autoren angibt, denen er folgt; allerdings wird eine Reihe von Scholien nach ihren Quellen zu bestimmen versucht, u. S. 44 ist unter andern eine grofse Anzahl von solchen aufgeführt, welche mit Donatischen übereinstimmen; allein es ist dennoch unentschieden gelassen, ob sie aus Donat selbst oder aus der nämlichen Quelle stammen, aus der auch jener geschöpft hat. Immerhin aber ist somit wenigstens teilweise die Forderung erfüllt, die einst Leo (a. a. O) gestellt hat, dafs nämlich, „in jedem einzelnen Falle die Bestimmung, ob donatisch oder nicht, wenn möglich vorzunehmen“ sei.

Was den Autor unserer Scholien betrifft, so hält es S. für wahrscheinlich, dafs sie nach und nach aus Grammatikern, Kommentatoren und Glossatoren dem Terenztexte beigefügt worden sind, dafs also mehrere Verfasser für diese Sammlung anzunehmen seien. Dabei mufs allerdings für die Paraphrasen, dem Stil nach zu schliesen, ein Autor angenommen werden, der vor dem IX. Jahrh. gelebt haben

<sup>1)</sup> Durch das Scholion zu Eun. II. 2. 54 wird der Fehler einer Priscian-Stelle [II. 102 Hertz] aufgedeckt und zugleich festgestellt, dafs der Abschreiber, nicht Priscian selbst gefehlt habe, da beim Scholiasten noch richtig zitiert ist (aus Andr. 882) während in dem überlieferten Priscian-Text 3 Verse zusammen-  
geworfen sind: Andr. 882, 885 und 683.

mufs, während die übrigen Scholien grösstenteils sicher viel älter sind, da einige von ihnen schon in den Text des A gelangt sind, andere schon Donat angefochten hat. Die jüngeren Bestandteile sind überhaupt bei Seite gelassen, soweit sie als solche bestimmt zu erkennen waren. Wenn S. selbst zugibt, dafs bei dieser Ausscheidung noch manches geblieben sein kann, was besser beseitigt worden wäre, so könnte es andererseits vielleicht sogar für bedenklich gehalten werden, diese genaue Ausscheidung überhaupt vornehmen zu wollen: gar manche der weggelassenen Scholien könnte vielleicht doch in irgend einer Beziehung von Wert sein, so dafs Vollständigkeit mit dem gleichen Rechte gefordert werden könnte<sup>1)</sup>.

Die dritte und letzte Gruppe der Scholien endlich besteht in dem Kommentar, welcher erst nach dem XI. Jahrh. in den Terenzhandschriften auftritt; er ist zwar in der Anlage der vorhergehenden Gruppe ähnlich, geht aber auf keine antike Quelle zurück. Einiges ist zwar aus Donat herübergenommen, aber auch diese Bestandteile sind nicht derart, dafs sie irgend einen Gewinn für die Donat-Kritik gewähren könnten. Daher ist nur eine Probe (S. 163—174) gegeben aus DE und einem Cod. der Barberini'schen Bibliothek (T. VIII, 47): sie zeigt uns zur Genüge, welche Verkehrtheiten und Irrtümer im Laufe der Zeit sich eingeschlichen haben in die Erklärung antiker Autoren.

Der Ausgabe der Scholien ist auch ein Index beigegeben über die Wörter, welche in den Scholien erklärt werden. Alles in allem haben wir in der That eine recht mühevollen Arbeit vor uns, welche eine angemessene Würdigung verdient.

München.

Weninger.

O. Keller, Lateinische Etymologien. Zur lateinischen Sprachgeschichte I. Teil. Leipzig, Teubner 1893. 196 SS. 8<sup>o</sup>.

Dem in diesen Blättern (XXVIII. Jahrgang S. 189) angezeigten Buche Kellers über lateinische Volksetymologie folgt hier nach kurzer Frist ein ergänzendes Werk, worin die Etymologie vieler einzelner echtlateinischer Wörter besprochen wird. Statt der gleichfalls im ersten Buche in Aussicht gestellten Reihe von kürzeren Aufsätzen, welche mit den etymologischen Aufstellungen jenes Buches in Zusammenhang stehen, giebt K. hier zunächst Zusätze und Verbesserungen zu den Beispielen von Volksetymologie.

<sup>1)</sup> Inzwischen hat Wölflin (Archiv VIII 3. S. 413 ff.) die Frage nach der Quelle dieser Scholien eingehender behandelt: er unterscheidet einen älteren Grammatiker und einen späteren Überarbeiter (dem nur auf lexikographischem Wege beizukommen ist) und will für ersteren aus G (OOPFIUS) den Namen Pompeius (PÖPEIUS) herauslesen und zugleich die Bezeichnung „Pompeius-Scholien“ vorschlagen, „bis Besseres nachkommt“. Auch W. scheint zu bedauern, dafs S. sich nicht entschlossen hat, alle Scholien vollständig zu geben, indem er darauf hinweist, dafs viele der von ihm übergangenen Erklärungen dadurch zu verstehen seien, dafs sie ihren Grund im Unterrichtszwecke haben, dem sie dienten, und wenigstens lexikographischen Wert hätten.

Kellers Buch über lateinische Volksetymologie hat, wie vorauszusehen war, unter den vielen Rezensenten auch scharfe Tadler gefunden, die einen prinzipiell entgegengesetzten Standpunkt vertreten und besonders vom streng phonetischen Gesichtspunkte aus viele Ausstellungen gemacht haben. Es ist schade, daß der Verf. sich, wie er selbst in der Vorrede sagt, nicht entschließen konnte zu einer prinzipiellen Auseinandersetzung, sondern daß er sich mit den abweichenden Rezensenten nur da und dort auf eine Detailpolemik einläßt. Den Hauptstock bilden diesmal die in verschiedenen Zeitschriften seit Jahrzehnten vom Verf. veröffentlichten Etymologien; dazu kommt auch einiges andre lexikologische Material über Bedeutung und über die Form gewisser Wörter.

Wir begnügen uns hier auf eines und anderes hinzuweisen. Durch Annahme eines Suffixes *slo sla* mit dem Doppelgänger *sillo silla* glaubt K. eine lautliche Erklärung von *pilum* (*pis-slum*), *velum* (*veh-slum*, *veeslum*), *telum*, *filum*, *caelum* (*Meißel*), *ala*, *mala*, *talus*, *palus* u. a. geben zu können. *Alium* (*Knoblauch*) wird zusammengestellt mit *ala* (*Achsel*), „von seinem üblen Geruch“; *annonā* = *ad nonas ire*, so daß es also „das auf den Markt Gebrachte“ ist; *apex*, *Stachel*, zusammen mit *apes*, *ἐπιτίς* *Biene*, *Stechfliege* wird von einem uralten Nominalstamm *mpi* = *stechendes* und zugleich *fliegendes Insekt* hergeleitet; *autumnus* (*von autumare*) sc. dies ist „der feierlich verkündete Tag des Beginns der Weinlese“; *caeruleus* = *κίρκυλος* *Eisvogel*, der „der Blaue“ heißt; *castus* von *careo*, *entbehren* (nicht von *candeo* oder *καθαρός*), *keusch*, *züchtig*, wovon *castigare*, *züchtigen*; *census* von *centum*, *centuria* = *centusia*; *ensor* (gleichfalls wie *census* aus dem Oskischen) = *Magistratsperson*, die das Volk in *Centurien* einteilt und darnach die *Steuern* bemißt (= *censitor* = *censiator*); *consul* von der Wurzel *sol* = *festsein*, *urverwandt* mit der Wurzel *sed* *sitzen*; *cunctari* von *cunctus* *versammelt*, also: *sich zusammendrängen*, *stocken*, *zögern*; *exercitus* von *ἀσκέω* *das geübte Heer*; *finis* -*θίς*, *θινός* *Rand*; *liCTOR* = *ligator* „*Binder*“; *luscina* = *luxi-cinia*, *zusammenhängend* mit *λοζός* *kunstrecht gewunden*, *geschnörkelt*, also „*der verdreht*, *verschnörkelt* *singende Vogel*“; *pater-patrus* = *der Priester* mit der *patera*; *elementa* = *die wie L M N aufeinanderfolgenden Buchstaben des Alphabets*; *invitus* = *invitatus* „*eingeladen*, als *Gegensatz* zu *freiwillig*, von *selbst*: *was nicht aus eigener Initiative geschieht*, *geschieht* *sehr häufig widerwillig* und *gezwungen*“; im *Nachtrage* p. 152 wird *sogar vermeiden* = *Zuflucht suchen* oder *vom Wege abbiegen* dazu *gezogen*; *provincia* = *provincia*, *Spezialkompetenz*, *Wirkungskreis*; *ripa* -*ρίψ*, *ρίπος*, *Flechtwerk*, *Schilf* (nicht von *ri* *fließen* oder, was K. *seltamerweise* gar nicht erwähnt, von *ἐπέλω* im Sinne von *Absturz*); *sulfur* soll *identisch* mit *Silber* sein: „*beides* *sind glänzende Mineralien*“; (*σιίλω* *glänzen*); *uxor* von *ungere*, *salben*: „*es war Sitte* *daß ehe* *die Braut* *über* *die Schwelle* *des Hauses* *des Bräutigams* *gehoben* *wurde*, *sie* *eine* *sehr* *feierliche* *Ceremonie* *vorzunehmen* *pflegte*, *nämlich* *die Thürpfosten* *mit* *Wollbinden* *zu* *behängen* *und* *mit* *Fett*



zu bestreichen. Der feierliche Akt des Salbens der Thüre bezeichnet somit den Moment des Eintritts der Braut in ein neues Leben . . .“ *velabrum* wie *velum*: „Ort, wo Tücher ausgespannt sind — eine sehr passende Bezeichnung für einen Käse- und Ölverkaufplatz“.

Nicht wenige der hier beispielshalber angeführten Etymologien überraschen durch ihre Kühnheit; wie in den Volksetymologien zeigt K. auch hier, daß es ihm an geistreichen Einfällen nicht gebricht und mag auch ein guter Teil seiner Aufstellungen auf Billigung nicht rechnen können, so dürften dieselben doch immerhin für die Diskussion über manche Frage neue Gesichtspunkte bieten. Ganz entschieden beachtenswert scheinen uns die Bemerkungen lexikalischer Art, wie zu *clivis*, *nonne*, *ne*, *quisquis*, *rupes*, *ne non*.

In einem besondern Abschnitt (von S. 140 ab) kommt der Verf. auf seine Volksetymologien zurück und giebt zugleich mit Berücksichtigung der gegen dieselben erhobenen Ausstellungen da und dort Berichtigungen und Nachträge. Im allgemeinen hält er trotz mancher Widerspruchs an seinen dort vorgetragenen Ansichten auch jetzt noch unbedingt fest. So u. a. auch an der Ableitung des Namens *Therese* von *Teiresias*, obwohl der Rezensent in den Grenzboten (1892 S. 443 ff.) nicht nur als nachweislich älteste Namensform *Tarasias* hingestellt hat, sondern, was uns von größter Bedeutung scheint, ausführt, daß der beim 2. Konzil von Nicaea in orthodoxem Sinne thätige Patriarch von Byzanz Namens *Tarasios* in die *Acta Sanctorum* (25. Febr.) aufgenommen ist, so daß der Name *Tarasias* auf den Heiligen *Tarasios* zurückzuführen ist. Wenn K. die Idee von verwandtschaftlichen Beziehungen zwischen dem Kaiserhofs zu Byzanz und Spanien eine „unbeweisbare Hypothese“ nennt, so ist das unrichtig. Die Beziehungen zwischen beiden Reichen waren sogar sehr enge. Es ist bekannt, daß die byzantinische Herrschaft besonders durch Justinian in Spanien festbegründet war, daß ferner bis Leowigild (569—586) die westgotischen Münzen nicht das Bild des Königs, sondern das des oströmischen Kaisers trugen, daß erst Leowigild die königliche Macht begründet und die Byzantiner bis Swintila (VII. J.) Herren der Halbinsel blieben, daß sodann selbst bis ins X. Jahrh. hinein unter der arabischen Herrschaft zwischen Cordova und Byzanz ein ganz reger Meinungs-austausch herrschte. Warum sollte da nicht der Name eines Heiligen sich nach Spanien weiterverbreiten?

Auch bezüglich anderer Punkte werden Einwendungen erhoben werden. Gleichwohl aber enthält auch dieses Buch eine solche Fülle neuen Materials, daß es das Interesse aller derer, die sich mit etymologischen Fragen befassen, in hohem Grade finden wird.

Tauberbischofsheim.

Häufner.

Kleine lateinische Sprachlehre für Realgymnasien, Progymnasien, Realprogymnasien und ähnliche Anstalten von Dr. Franz Fafsblätter, Oberlehrer. Münster i. W., Aschendorff 1892. VII und 119 S. geb. M. 1,50.

Kürze, Bestimmtheit und Übersichtlichkeit — dies sind die Ziele, die sich der Verfasser gesetzt hat, und es sei sofort anerkannt, daß er sich seiner Aufgabe mit Konsequenz und großem Geschick entledigt hat. Freilich ist auch gleich hinzuzusetzen, daß die Grammatik entsprechend ihrer Bestimmung (siehe den Titel) gleichsam in nuce nur das Notwendigste enthält, was man zur Lektüre der auf die mittleren Klassen treffenden Schriftsteller braucht (Nepos, Cäsar, Ciceros, Reden). Doch ist hierfür offenbar eine ziemliche Vollständigkeit erreicht. Die Grammatik macht überhaupt den Eindruck, daß sie auf sorgfälligen wissenschaftlichen Studien beruht, sowie, daß ihr Verfasser ein praktischer, vortrefflicher Schulmann ist. Besonders hervorzuheben sind die gehaltvollen, mit Recht sehr reichlichen Mustersätze und die geschickte Anwendung der Druckarten, besonders des Fettdrucks sowohl in den Regeln als in den Beispielen. Sonach erscheint das Buch dem gedachten Zweck in hervorragendem Maße dienlich.

Im einzelnen sei Folgendes bemerkt. Wenn als dritte Stammform für die Bildung der Verbalformen statt des Supinums das Part. Perf. Pass. (bezw. das Part. Fut. Akt.) aufgeführt ist, so hat das gewiß viel für sich; nur wäre dann — um irrtümliche Auffassung der Schüler zu verhüten — empfehlenswert, Formen, wie ‚ventum est = man ist gekommen‘ in Form von Fußnoten oder sonstwie anzufügen; es sind überdies nur wenige Verba, bei welchen diese Bildung vorkommt. In den Genusregeln der 3. Dekl. vermifst man öfters eine zusammenfassende Regel, wie z. B., daß die Wörter auf ex, icis und auf es, itis Maskulina sind. Zu stiefmütterlich sind die Präpositionen behandelt, z. B. fehlt bei secundum die zeitliche Bedeutung (cf. Caes. b. Gall. I 33, 2: secundum ea multae res eum hortabantur. quare . . .). In der Kasuslehre ist die adäquate Bedeutung ziemlich häufig, aber gleichwohl nicht konsequent angegeben. § 233, forsitan aliquis dicat (dixerit) eignet sich nicht als Beispiel für den Potentialis, da hier das au in forsitan den Konjunktiv regiert. Die Moduslehre ist vielleicht etwas zu knapp behandelt; es fehlt z. B. beim Potentialis der Fall der Vergangenheit. Auch § 250 (Imperativ mit ne) gehört hierher bezogen. In § 243 fehlt für das cum temporale eine einheitliche Auffassung (= Grundbedeutung): cum = ‚in dem Moment, da‘. Auch § 242, 1 wäre besser zu gestalten; hier ist in dem cum regelmäßig ein kausales oder konzessives, hier und da sogar ein temporales Verhältnis enthalten. § 237 fehlt opto. Zu § 258, Zus. 2 ist zu bemerken, daß nach iurare auch ein Inf. Präs. und Perf. steht. § 264, 1 muß es heißen: die indikativischen Hauptsätze der dir. Rede stehen in der indir. Rede im Akk. m. Inf.; denn es gilt dies nicht vom Dubitativ und Potentialis, vgl. Caes. b. Gall. I 40, 2: cur-indicaret.

Lateinisches Übungsbuch für die unteren Klassen von Dr. Ferd. Schultz, Geh. Regierungs- und Provinzial-Schul-Rat zu Münster. 15. Auflage, vollständig umgearbeitet von Dr. Joseph Weisweiler, Gymnasial-Oberlehrer. I. Teil: VI und 115 S.; II. Teil: 121 S. Paderborn, Schöningh, 1893. Preis karton. je M. 0,80.

Diese beiden Bändchen sind für den Unterricht in den zwei untersten Gymnasialklassen bestimmt. Tragen sie schon äußerlich ein einheitliches Gepräge, indem die Numerierung der Seiten sich vom 1. zum 2. Bändchen fortsetzt (I. S. 1—115; II. S. 116—236), so zeigt die nähere Prüfung, daß sie auch innerlich aus einem Gufs gearbeitet sind. Dies ist gerade auf dieser Stufe des Unterrichts und zumal im Hinblick auf den preussischen Lehrplan, der in der Auswahl und Austeilung des bezüglichen Stoffes (Formenlehre) einen ziemlichen Spielraum zuläßt, von großem Werte. Der Stoff scheint im einzelnen richtig bemessen und der Fassungskraft entsprechend zugeschnitten zu sein. Auch im übrigen verdient das Geschick und die Sorgfalt, womit der Verfasser zu Werke ging, Anerkennung. Was zunächst das Material anbelangt, welches in dem Buche enthalten ist, so ist der Nachdruck von Anfang an auf die zusammenhängenden Stücke gelegt und hier wieder den lateinischen (Lese-) Stücken der Vorzug gegeben. Der Inhalt dieser Stücke ist entsprechend den Forderungen der neuen preuss. „Lehrpläne“ für die erste Stufe der alten Geschichte, für die 2. der griech.-römischen Sage entnommen. Mit Recht ist hier, ausgehend von dem Grundsatz, daß der Schüler auch nach der Seite des Gemüths und der Phantasie, sowie der Wisbegierde Ansprüche macht, von leeren, schematischen Zusammenstellungen und aphoristischen, den grammatischen Regeln zu liebe zerhackten Darstellungen Abstand genommen, sondern alle diese Stücke haben Fleisch und Blut; die Themen sind mit einer gewissen Ausführlichkeit behandelt, so zwar, daß überall ein ansprechendes geschichtliches Bild entsteht, welches — was besonders betont zu werden verdient — der Auffassung von Schülern dieser Unterrichtsstufe entspricht. Hierdurch wird zweifellos, was der Verfasser beabsichtigt, auch an seinem Teil erreicht: nämlich Erweckung der Freude am Altertum und gesteigerte Lern- und Wisbegierde.

Alle diese zusammenhängenden Stücke — sowohl die deutschen als die lateinischen — sind überdies in sprachlicher Hinsicht korrekt und in einer einfachen, natürlichen Form gehalten. Auch die einzelnen Sätze verdienen Anerkennung, wenn hier auch, wie ja natürlich, die Notwendigkeit, bestimmte grammatische Formen unterzubringen, den Inhalt im ganzen und großen etwas ungünstig beeinflusst hat. So haben sich hier nicht selten jene Sätze mit „ich,“ „du,“ „der Bruder,“ „der Freund“ etc. eingeschlichen; möglicherweise sind es auch Überbleibsel aus früheren Auflagen, die aber jedenfalls das Bürgerrecht in diesem sonst einen vornehmen Anstrich aufweisenden Buche nicht mehr verdienen.

Es finden sich, und zwar fast ausschließlich in dieser Partie,

auch noch außerdem einige, wenn auch ziemlich landläufige, kleinere Mängel, die hier erwähnt werden sollen, nicht um dem Buche dadurch eine macula anzuhängen — denn dazu sind sie zu geringfügig —, sondern um deren rücksichtslose Beseitigung zu befürworten. In dem Gebrauch der Tempora findet sich in den deutschen Einzelsätzen öfters ein Latinismus, wie im folgenden Satze (S. 79): „Wenn wir gegen Wohlthäter undankbar sein werden (statt „sind“), so werden sie — nicht mehr Wohlthaten erweisen;“ ebenso S. 83 „ablegen werden“ statt „ablegen;“ ferner S. 80: „Die Athener sagten dem Th. Dank, dafs — gebracht wäre statt gebracht worden sei;“ S. 85: „Viele Städte sind so gelegen, dafs sie durch die Natur selbst befestigt werden (statt sind).“ In diesen Fällen läfst sich leicht das lateinische Tempus in Klammern angeben. Ein Fehler gegen die deutsche Grammatik, dem man auch in den Lattmannischen Büchern häufig begegnet, besteht darin, dafs bei Bildungen des Perfektstammes Passivi „worden“ ausgelassen ist, so S. 80; „Die Zeit ist wohl gebracht, die diesen Büchern gewidmet ist“ statt „gewidmet worden ist.“ Auch in dem Satz (S. 124): „Schwelgerei und V. sind — zum Verderben gewesen“ statt „gereichten“ haben wir einen Latinismus; ebenso S. 167: „Du hast Strafe gezahlt (statt „erlitten“), weil du den Lehrer getäuscht hast.“ Merkwürdigerweise fehlt es auch in den lateinischen Einzelsätzen hie und da an Sprachrichtigkeit; S. 13 domini statt dei; S. 117 corda statt animos; famulos statt ministros; Athenae statt Minervae; S. 3 Hera statt Juno; S. 121 celerim statt velocium; S. 157 oculerit statt oculuerit (wohl Druckversehen!); hier sei auch erwähnt, dafs sich manch schwieriger und deshalb bedenklicher Konjunktiv in Relativsätzen findet, z. B. S. 140 cui esset (warum nicht erat?); S. 145 possit (lieber poterit). In sachlicher Beziehung endlich ist Folgendes aufgefallen: S. 134: principes (sc. Germanorum) tantum (!) binas vel tres coniuges ducebant;“ und „Xerxes soll 10.100 000 und 700 (?) Soldaten nach Europa geführt haben.“ S. 133: „Wer gut lebt (statt „ist?“), lebt glücklich.“ S. 123: „Die (?) Schiffe bleiben bei schlechtem Wetter im Hafen.“ S. 132: „Nemo honestius (?) vitam finivit quam Socrates.“ S. 117: „Vergili, clarissimi (?) poetae.“ S. 119: „Die Schriften des Ovid müssen dir (?) nicht weniger bekannt sein, mein Sohn, als die des Horaz.“ S. 5: „Der Knabe ist der Schmied des Glückes des Mannes.“ Endlich: worin (S. 81 unten) die Tapferkeit und Klugheit der Massagetenköönigin bestanden haben soll, ist nicht klar.

Das Wörterverzeichnis ist am Schlusse des Buches und zwar zu jedem einzelnen Stücke gegeben. Da doch kaum alle angeführten Wörter memoriert werden sollen, wäre für die zu erlernenden ein gröfserer Druck am Platze; der Druck ist an dieser Stelle ohnedies zu klein.

Alle die gemachten Ausstellungen vermögen, um dies nochmals zu wiederholen, den Gesamtwert des Buches nicht zu beeinträchtigen, welches als eine erfreuliche Leistung zu bezeichnen ist.

München.

Dr. Gebhard.

R. C. Jebb, Homer. Eine Einführung in die Ilias und Odyssee. Autorisierte Übersetzung nach der dritten Auflage des Originals von Emma Schlesinger. Berlin 1893. Verlag von S. Calvary & Co. 105. und 106. Band von Calvarys philologischer und archäologischer Bibliothek. XV und 255 S. Preis 4,00 M.

Das Buch des Professors der griechischen Sprache an der Universität zu Cambridge, R. C. Jebb, von dem wir im vorliegenden eine deutsche Übersetzung erhalten haben, verfolgt den Zweck, in gedrängter Form eine allgemeine Einführung in das Studium Homers zu geben. Es ist bereits in dritter Auflage erschienen, und nach dieser ist die Übersetzung E. Schlesingers bearbeitet.

Jebbs Schrift ist nicht etwa nur ein Referat über den Stand der homerischen Forschung auf ihren verschiedenen Gebieten, sondern enthält auch die Ergebnisse selbständiger Arbeit des Verfassers und ist reich an feinen Beobachtungen und Bemerkungen, die freilich oft in den Noten unter dem Texte verborgen sind. Sie behandelt in vier Kapiteln zunächst die allgemeine Charakteristik der homerischen Gedichte, sodann die homerische Welt, d. i. die sich aus den Dichtungen Homers ergebenden Kulturzustände, drittens das Studium Homers im Altertum und endlich die homerische Frage; in jeder dieser vier Abteilungen werden — und dies ist die besondere Eigenart des Buches — die Resultate der neueren Forschungen zusammengefaßt.

Eine erschöpfende Angabe des reichen Inhalts des Werkes ist an dieser Stelle nicht thunlich; die folgenden Zeilen sollen nur einige Punkte, die zu Bemerkungen Anlaß geben können, hervorheben.

Im ersten Kapitel der Schrift ist die Vergleichung der homerischen Poesie mit den altenglischen und altschottischen Balladen einerseits und mit den Dichtungen Walter Scotts andererseits in einem von einem Engländer geschriebenen Buche selbstverständlich, aber auch für den deutschen Leser nicht uninteressant.

Bei der Besprechung des Schiffskataloges im zweiten Abschnitt muß die Nichterwähnung der verdienstlichen Schrift von B. Niese, der homerische Schiffskatalog als historische Quelle, auffallen. Überhaupt hätte Jebb, wengleich er in erster Linie die Leistungen englischer Forscher berücksichtigt und berücksichtigen mußte, doch an so manchen bedeutenden Leistungen deutscher und anderer Gelehrten nicht mit Stillschweigen vorüber gehen sollen. Nicht minder befremdet der Umstand, daß Helbig, das homerische Epos aus den Denkmälern erläutert, nach der ersten 1884 (!) erschienenen Ausgabe citiert ist.

In der Frage über die Beschaffenheit des homerischen Hauses folgt der Verf. im wesentlichen den Aufstellungen von J. Protodikos (de aedibus Homericis, Leipzig 1877). Mit allem Nachdruck verteidigt er in einem eigenen Anhang seiner Schrift die These, daß der von Schliemann in Tiryns ausgegrabene Palast uns kein wirkliches Bild des homerischen Anaktenhauses gebe, während Schliemann und Dörpfeld behaupten, die Häuser des homerischen Zeitalters seien nach demselben Plan gebaut gewesen wie das Haus in Tiryns. Jebb

hat diese letztere Ansicht schon in dem Aufsätze: Das homerische Haus im Verhältnisse zu den Überresten in Tiryns (Journal of Hell. Studies VII 170 ff.) bekämpft. Er giebt zu, daß die Ruinen zu Tiryns gewisse allgemeine Züge mit dem homerischen Wohnhause gemein haben; als einen erheblichen Unterschied aber bezeichnet er den Umstand, daß im Hause des Odysseus die Frauenwohnung unmittelbar hinter dem Männersaale und durch eine Thür mit diesem verbunden erscheint, wogegen im Palaste zu Tiryns keine solche Verbindung zwischen Männer- und Frauenwohnung bestanden haben kann, vielmehr man von einem Raum zum andern nur auf langen Umwegen gelangen konnte. Wenn also auch ein so vorsichtig prüfender Gelehrter wie Iwan v. Müller der Annahme von Dörpfeld zuzustimmen geneigt ist und (Handbuch der kl. Altertumsw. IV 1 S. 357) schreibt: „Es ist bloße Hypothese, dasselbe (nämlich das Frauengemach) hinter dem Megaron in einer und derselben Längsaxe sich zu denken und es nur durch eine . . . Thür von demselben getrennt sein zu lassen“ — so hat Jebb diese Hypothese mit sehr gewichtigen Gründen gestützt. Es ist in der That mit der Darstellung der Odyssee nicht vereinbar, zu sagen, daß eine Verbindung zwischen Männersaal und Frauenwohnung in den homerischen Anaktenhäusern ebensowenig existiert zu haben scheine als im Palaste zu Tiryns. Einer derartigen Aufstellung widersprechen, um von den zahlreichen Odysseestellen nur zwei der schlagendsten hervorzuheben,  $\varrho$  541, wo Penelope von ihrem Gemache aus den im Männersaale befindlichen Telemaches rufen hört, und  $\nu$  389, wo die Fürstin nicht nur die Stimmen der Männer im Megaron vernimmt, sondern sogar eines jeden Worte versteht (*ἀνδρῶν ἐν μέγαροις ἐκείστον μῦθον ἀκούει*). Es ist somit der Verf. durchaus im Recht, wenn er sagt, daß die Erklärung der Odyssee in vollständige Verwirrung gerät, wenn die „fragmentarischen Hausmauern zu Tiryns von zweifelhaftem Alter und Ursprunge als genügend angesehen werden, um alle die klarsten Zeugnisse des homerischen Textes umzustossen.“

Im dritten Abschnitte des Buches: „Homer im Altertum“ erhalten wir eine knappe und klare Übersicht vom Fortleben der homerischen Gedichte und von den homerischen Studien im Altertum, wobei gelegentlich die wichtigsten Handschriften der Ilias und Odyssee aufgezählt werden.

Das vierte Kapitel endlich behandelt die homerische Frage. Jebbs Schrift deckt sich hier teilweise mit W. v. Christ, Homer und Homeriden. In ruhiger und objektiver Erörterung giebt der Verfasser eine kurze Geschichte der homerischen Frage in ihren Hauptentwicklungsphasen. Ausstellungen sind nur wenige zu machen. Zunächst eine sachliche. Jebb beruft sich hinsichtlich des Alters des Gebrauches der Schrift bei den Griechen auf Herodots (5, 59) Zeugnis über eine von ihm in Theben gesehene Inschrift, ja sogar auf den Umstand, daß Agamemnon bei Euripides (J. A. 35 ff.) einen Brief schreibt. Meint der Verf. im Ernste, Herodots Urteil über das Alter jener Inschrift könne eine Instanz gegen F. A. Wolfs bekannte These bilden, oder ein mit Händen zu greifender Anachronismus des Euripides

dürfe als ein historisches Zeugnis verwendet werden? — Die zweite Ausstellung ist formeller Art. Es wäre nämlich wünschenswert, daß der Verf. die Prolegomena von F. A. Wolf nicht nach den Abschnitten citirt hätte, was beim Nachschlagen der Stellen unbequem und zeitraubend ist, sondern nach Seiten, wie er es ausnahmsweise (in Note <sup>2</sup>) auf S. 151) wirklich einmal gethan hat. — Wo über die „Sage“ von der Thätigkeit des Peisistratos gesprochen wird, hätten die Arbeiten von Flach und Wilamowitz nicht unerwähnt bleiben sollen.

Nach der Darstellung der Ansichten von F. A. Wolf, Lachmann, G. Hermann, G. W. Nitzsch, Grote, Geddes, W. Christ, Kirchhoff, B. Niese und Fick<sup>1)</sup> geht Jebb zur Entwicklung seiner eigenen Meinung über den Ursprung der homerischen Gedichte über. „Das große Ergebnis der neueren Kritik war,“ heißt es S. 212, „das konservative Element in Wolfs Theorie aufzudecken; jedoch nicht genau in Hermanns Weise, sondern indem man es dem richtigern von Nitzsch eingenommenen Gesichtspunkte anpafste, nämlich daß die ursprüngliche Ilias schon ein episches Gedicht war und nicht nur der Gesang eines primitiven Sängers. Alles weist darauf hin, daß der Plan der Ilias von einem großen Dichter entworfen wurde, welcher auch die wesentlichen Teile derselben ausführte.“ Das Gedicht war von Anfang an eine Ilias, nicht, wie namentlich Grote will, eine Achilleis, welche eine bloß persönliche Episode verherrlicht. Die Bücher I, XI, XVI—XXII einschließlicly machen die wesentlichen Bestandteile dieser ursprünglichen Ilias aus. Erweiterungen derselben sieht der Verf. in II—VII einschließlicly, doch sind diese Abschnitte nicht alle gleichzeitig und von der gleichen Hand gemacht. „Die allgemeine Charakteristik dieser sechs Bücher ist, daß wir eine Reihenfolge einzelner Episoden haben, während die Absicht des Zeus, die im Buche I angekündigt ist, unausgeführt bleibt.“ Eine fernere Erweiterung stellen die Bücher XII—XV einschl. dar, durch welche die Not der Achäer verlängert wird. Die Bücher VIII und IX wurden von einem Dichter, „der sich besonders rhetorischer Gaben bewußt war,“ hinzugefügt. Als eine Fortsetzung der ursprünglichen Ilias betrachtet Jebb das XXIII. und XXIV. Buch, welches letztere er dem nämlichen Verfasser zuzuschreiben geneigt ist wie IX.

Alle diese Teile unserer Ilias sind vor der zweiten Hälfte des 9. Jahrhunderts v. Chr. entstanden. Buch X ist ein spätes Einschiesel, dessen Ursprung etwa in die Zeit von 750—600 fällt. Ein gleiches Alter ist für die größeren Interpolationen anzusetzen, die nach des Verf. Annahme innerhalb der früher gedichteten Abschnitte vorgenommen wurden. Es sind dies in IX die Phönixepisode (V. 432—619), in XI die Zusammenkunft zwischen Nestor und Patroklos (V. 596—848 oder wenigstens 665—762), in XVIII die Anfertigung der Rüstung des Achilleus (V. 369 bis Ende), in XX und XXI die Theomachie (XX 4—380 und XXI 383 bis Ende), in XXIII die Leichenspiele

<sup>1)</sup> S. A. Nabers quaestiones Homericae sind nicht einmal erwähnt. Und doch verdiente der scharfsinnige holländische Forscher in der obigen Reihe ebensogut einen Platz wie Geddes.

(V. 257 bis Ende). Den Schiffskatalog endlich hält Jebb für lange vorher verfaßt, ehe er in die Ilias eingeschoben wurde, das Verzeichnis der trojanischen Streitkräfte scheint ihm „ein späterer Zusatz von einer andern Hand.“ Außer diesen umfangreichen Einschaltungen nimmt er auch noch kürzere Interpolationen an, die er als nicht in den Rahmen einer Übersicht passend im einzelnen aufzuführen unterläßt.

Die Frage nach dem Orte der Entstehung der Ilias wird vom Verfasser dahin beantwortet, daß der älteste Teil des Werkes in Thessalien in äolischer Mundart gedichtet und von den achäischen Auswanderern nach Äolien hinübergebracht worden sei. Die späteren Erweiterungen wurden dann in Jonien hinzugefügt und gleichzeitig auch die ursprüngliche Ilias sprachlich dem jonischen Dialekte angepaßt. Jeder Versuch, die Grenzen der alten Rhapsodien herzustellen, ist nach Jebb dem Mißlingen ausgesetzt: „Eine vollständige Zerlegung der Ilias in Gesänge muß stets größtenteils Mutmaßung bleiben.“

Was den Ursprung der Odyssee betrifft, so vermutet der Verf., daß der alte Nostos des Odysseus ein Gedicht von geringem Umfange war, verfaßt im europäischen Griechenland im 11. Jahrhundert vor der Auswanderung der Jonier nach Kleinasien. Von den jonischen Ansiedlern nach Asien gebracht ward es dort um 850 zu dem Umfange erweitert, den die jetzige Odyssee besitzt, wenn man Buch I—IV einschl. XXIII von V. 297 an und XXIV abrechnet. Diese letzteren Teile kamen etwa um 660 hinzu. Man sieht, die Annahmen Jebbs stimmen teilweise mit Kirchhoffs Aufstellungen überein. Der Verf. erachtet es für sicher, „daß der Dichter der ursprünglichen Ilias keinen Anteil an der Autorschaft der Odyssee hatte . . . . Es ist jedoch leicht möglich und nicht unwahrscheinlich, daß der oder die jonischen Dichter, welche die Odyssee erweiterten, auch bei der Erweiterung der Ilias thätig waren.“

Dies in Kürze die Ansicht Jebbs über die homerische Frage, bei deren Darlegung es nur darauf ankam, die Stellung zu charakterisieren, welche der englische Gelehrte in der Reihe der Forscher auf diesem Gebiete einnimmt.

Den Schluß des Buches bildet ein doppelter Anhang, der erstens das Haus in Tiryns, zweitens die homerische *ῥῶλος*; diese teilweise nach Belger, Beiträge zur Kenntnis der griechischen Kuppelgräber, behandelt.

Aus Vorstehendem wird ersichtlich, daß wir in Jebbs Homer ein mit Sachkenntnis und Umsicht bearbeitetes auf selbstständigen Studien beruhendes Buch haben, dessen Vorzüge die Schwächen weit überwiegen. Man wird daher der Verlagshandlung und der Übersetzerin Dank wissen, daß sie die Schrift des englischen Philologen einem größeren deutschen Leserkreise zugänglich gemacht haben.

Die Übersetzung weist zwar mitunter einige Härten auf, wie schon aus den oben wörtlich angeführten Stellen erschen werden kann, ist aber im ganzen korrekt und fließend. Einer Verbesserung bedürfen folgende Sätze: S. 17: „Das homerische Epos, obwohl es hauptsächlich eine Erzählung ist, ist auch reich u. s. w.“ — S. 65 ist in der Note



<sup>3)</sup> am Schlusse das englische Citat „Curtius, Etymology“ stehen geblieben. — S. 68 ist der Ausdruck „Reich“ zu beanstanden in dem Satze: „Die Volksversammlung (*ἀγορή*) umfaßt alle freien Männer des Reiches.“ — S. 92: „Dann beginnt eine Wiederbelebung der Kunst im Osten und wird von Phönikern nach Griechenland gebracht.“ — S. 117: „Eine Behauptung, welche zu der Ilias im Widerspruch steht.“ — S. 120: „aus dem zweiten Jahrhundert vor Christi.“ — S. 131: „Man hat angenommen, daß die authentischen Kopien des aristarchischen Textes bei dem Feuer im alexandrinischen Kriege verloren gegangen sein können.“ — S. 154 beginnt ein Satz mit der Wendung „was die gedächtnismäßige Abfassung betrifft,“ gleich darauf ein anderer mit den Worten: „was den mündlichen Vortrag betrifft.“ — S. 181: „Bisher war Lachmanns Ansicht annehmbar u. s. w.“ — S. 182 wirkt die fehlerhafte Wiederholung des Wortes „natürlich“ störend.

Andere Fehler fallen auf Rechnung des Setzers; so ist S. 48, Zeile 1 v. u. hinein zu streichen, S. 56 und 57 statt Peloponnes Peloponnes zu lesen, S. 95 sind die beiden Noten unter dem Text statt mit <sup>4)</sup> und <sup>5)</sup> mit <sup>1)</sup> und <sup>2)</sup> zu beziffern, S. 126 ist statt Ptolomāos Ptolemāos zu schreiben, S. 130, Note <sup>1)</sup> statt Appolonios Apollonios zu lesen, S. 139, Z. 14 v. o. das Komma hinter Hilfe zu tilgen, S. 147, Note <sup>1)</sup> statt Prolegomena XXV Proleg. XXVI zu lesen, S. 192 Z. 16 v. o. statt zu ab zu schreiben, S. 206, Note <sup>1)</sup> statt Antonius Antoninus zu lesen, S. 234, Z. 9 v. o. statt zweifele zweifle zu setzen, S. 246 sind die Worte *καὶ ἐργαστοῦσαν, ταὶ δ' ἐκ μεγάροιο γυνῆαι;* ein Hexameter; das folgende *ἦσαν* durfte nicht in die gleiche Zeile gesetzt werden.

München.

M. Seibel.

J. Lattmann u. H. D. Müller, Grammatisches Hilfs- und Übungsbuch für den griechischen Unterricht in Untersekunda. Göttingen. Vandenhoeck & Ruprecht. 1893. 80 S. M. 1.

Das Buch bildet die Fortsetzung des griechischen Übungsbuches für Obertertia und bietet griechische Originalbeispiele aus den Schulschriftellern unter genauer Angabe der Stellen, überdies in einzelnen Partien lateinische Übungssätze, wozu ein fast 4 Seiten umfassendes lateinisch-griechisches Lexikon beigegeben ist, aber nur sehr wenige deutsche Übungsbeispiele. In der Anordnung hält es sich genau an die von den Verf. herausgegebene griech. Grammatik; die Übersicht wird durch kurze Überschriften nach der Grammatik wesentlich erleichtert, auch die syntaktische Eigentümlichkeit der einzelnen Gruppen ist daraus zu erkennen. Diese recht instruktiven Beispiele entsprechen im ganzen den Musterbeispielen einer ausführlicheren Grammatik. Zur konsequenten Durchführung der induktiven Methode ist das Buch sehr brauchbar.

M. Wetzel, Griechisches Lesebuch mit deutschen Übungsstücken für Unter- und Obertertia. Dritte, mit Rücksicht auf die neuen preussischen Lehrpläne umgearbeitete Auflage. Freiburg i. B. Herder. 1893. S. VII u. 217. M. 2,20.

Wetzel hat sein schon beim ersten Erscheinen in Fachkreisen sehr günstig aufgenommenes griechisches Lesebuch in der vorliegenden Auflage einer gänzlichen Umarbeitung unterzogen, wobei es ihm hauptsächlich darum zu thun war, dasselbe mit der Forderung der neuen preussischen Lehrpläne, das die griechische Lektüre möglichst bald zu zusammenhängenden Lesestücken übergehen soll, in Übereinstimmung zu bringen. Mag man auch in einzelnen Punkten über die Einrichtung der neuen Auflage abweichender Meinung sein, so muß man doch zugeben, das der Verf. im allgemeinen seine Aufgabe mit großem Geschick gelöst hat. Anerkennung verdient vor allem, das er in der Einfügung zusammenhängender Stücke Maß gehalten und erst von der Komparation an regelmäßig zusammenhängenden Lesestoff darbietet. Die Einschubung einiger Einzelsätze zur Einübung gewisser wichtiger Formen, sowie die Ausnützung des herrlichen Sentenzen- und Anekdotenschatzes der Griechen werden jedenfalls allseitige Billigung finden. Der zweite Teil des Buches: „Erweiternde Wiederholung der Formenlehre“ ist auch in der neuen Auflage beibehalten, nur sind diesem mit der Xenophon-Lektüre parallel laufenden Wiederholungskursus noch eine Anzahl früher im ersten Teil behandelter unregelmäßiger Verba zugewiesen. Der deutsche Übungstoff schließt sich in der Regel an den Lesestoff an, daher sind in den deutschen Stücken nur solche Vokabeln und grammatische Erscheinungen verwendet, welche bereits vorher im griechischen Lesestoff zur Anschauung gebracht worden waren. Der Verfasser hat durch die vorgenommenen Änderungen im Anschluß an die neuen Lehrpläne sicher die Brauchbarkeit des sorgfältig durchgearbeiteten Buches erhöht.

Weldig, Griechisches Lesebuch für Tertia. Dresden. Ehlermann. 1893. S. IV u. 144.

Die Einrichtung des Buches weicht von dem gewöhnlichen Lehrgange der Grammatik wesentlich ab. Um möglichst früh zusammenhängende Lektüre bieten zu können, wie es die neuen Lehrpläne fordern, sind neben der regelmäßigen Deklination die gebräuchlichsten Verbalformen (Ind., Inf. und Part.) zur Einübung gebracht; nach Abschluß der gesamten Deklination und nachdem jene Hauptformen des Verbums durch vielfache Wiederholung befestigt sind, folgen die übrigen Modi. Dieser künstliche Aufbau, diese fortlaufende Vermengung von Deklinations- und Konjugationsformen trägt zu sehr das Gepräge der Subjektivität an sich und dürfte schwerlich solchen Lehrern gefallen, welche sich nicht in den kleinsten Dingen der Meinung anderer unterordnen wollen. Es ist für ein sicheres und

festes Aneignen der Formen nicht vorteilhaft, dafs der Schüler beim Erlernen einer fremden Sprache so oft von einem Gebiet in ein anderes hinübergeworfen wird.

Da die Übungsstücke bis zur Lektüre des ersten griechischen Schriftstellers vorbereiten sollen, lag es in der Natur der Sache, möglichst früh zusammenhängende Lesestücke zu bieten. Gleichwohl erschien es dem Verf. zweckmäfsig, auf den ersten Stufen das Hauptgewicht auf Einzelsätze zu legen, welche erst im weiteren Fortschritt gegenüber der zusammenhängenden Lektüre mehr und mehr zurücktreten. Dieses Verfahren wird gewifs jedermann billigen.

Beschränkung des grammatischen und Vokabel-Stoffes war dem Verf. im Hinblick auf die neuen Lehrpläne leitender Grundsatz. Daher sind die zweite attische Deklination und der Dual nur in zwei Stücken vertreten, welche auch übergangen werden können. Hierin stimme ich dem Verf. vollkommen bei. Wozu soll der Schüler durch die ganze Deklination und Konjugation hindurch diese Dualformen mit-schleppen, die sich doch in der Lektüre so selten finden? Eine zusammenfassende Darstellung an geeigneter Stelle genügt.

Die Auswahl des Lesestoffes ist gut; derselbe ist der griechischen Geschichte und Sage entnommen, abgesehen von einigen Fabeln, welche wegen ihres guten alten Rechtes nicht ausgeschlossen wurden. Zu loben ist auch, dafs die einzelnen Lesestücke nur mäfsigen Umfang haben, und manche sich um hervorragende Persönlichkeiten der persischen und griechischen Geschichte, wie Krösus, Darius, Cyrus d. J., Lysander, Alkibiades, Alexander gruppieren. Der Stoff ist größtenteils griechischen Schriftsellern entlehnt; dafs die Rücksicht auf das grammatische Pensum eingehende Änderungen notwendig machte, ist selbstverständlich, der Text aber ist durchgehends in gutem Griechisch geboten. Nach Kaegis Vorgang sind einzelne Verbalformen an die Spitze der betreffenden Abschnitte gestellt; diese könnten wohl ebenso gut fehlen, da sie im mündlichen Unterrichte leicht eingeübt werden können.

Von den in den Fußnoten zitierten syntaktischen Regeln ist ein systematisches Verzeichnis (S. 96—102) angefügt. Das Vokabular (S. 103—123) zerfällt in zwei Teile; der erste schließt sich genau an die Lesestücke 1—51 an, wobei man aber die Reihenfolge einzelner zusammengehöriger Gruppen vermisst, der andere enthält das Verbal-Verzeichnis nach den einzelnen Lesestücken. Den Schluß bilden ein griechisch-deutsches Wörterverzeichnis (S. 124—141) und ein Verzeichnis der Eigennamen (S. 141—144).

Deutsche Übungssätze fehlen gänzlich. Wohl lag diese Einrichtung in der Absicht des Verf., aber sicher wäre es von Vorteil für das Buch gewesen, im Anschluß an die griechischen Stücke gleich einen entsprechenden deutschen Übungsstoff zu bieten und zwar wegen des engen Zusammenhanges von Lektüre und Übung und dann auch wegen der Vereinfachung der Hilfsmittel beim Unterrichte. Aus diesem Grunde erscheint es mir zweifelhaft, ob das fleißig gefertigte Buch den erwünschten Erfolg haben wird.

München.

Dr. J. Haas.

Ohlert, Der Unterricht im Französischen. Eine Darstellung des Lehrganges. 2. verm. Aufl. Hannover 1893. Meyer. 8°. 24 Seiten. M. 0,40.

Es ist dies eine Begleitschrift und Anweisung zum Gebrauch der bekannten Ohlert'schen Lehrbücher. Es seien einige der besprochenen Punkte kurz hervorgehoben. Der Verf. nimmt 4 Konjugationen an. Als unerlaubt werden die bisherigen Benennungen futur, conditionnel, futur passé, conditionnel passé bezeichnet, es habe dafür Präsens, Imperfekt, Perfekt und Plusquamperfekt des Futurums einzutreten. Besonders sei die Bezeichnung Conditionnel, die leicht eine falsche Auffassung hervorrufe, zu vermeiden. Ebenso sei es durchaus notwendig, daß mindestens im Anfangsunterricht d. h. die ersten 2 Jahre hindurch jedes mündliche Übersetzen einzelner Sätze aus dem Deutschen ins F. vermieden werde. Da die Ohlert'schen Bücher keine deutsch-franz. Übersetzungsübungen enthalten, so werden diese durch die folgenden häuslichen Übungen ersetzt: schriftliche Verdeutschung der franz. Lesestücke und schriftliche Analyse der dem Schüler bereits bekannten Formen des demnächst durchzunehmenden Lesestückes. In den höheren Klassen werden aus der Lektüre genommene, leicht gehaltene Stoffe deutsch in das Diarium diktiert, um dann ins Französische übersetzt zu werden, was offenbar ein Zeitverlust ist. Dazu kommt noch die Inhaltsangabe französisch vorgelesener Stücke, zuerst in deutscher, dann in französischer Sprache. Ferner die Anfertigung leichterer Berichte und Erzählungen in Form von Briefen und Aufsätzen. (Da diese letzteren Übungen sich bei jedem Schüler anders finden, so muß der Lehrer jede einzelne Arbeit korrigieren. Nimmt man hiezu noch die in den Schulstunden geschriebenen Diktate, sowie die Formenextemporalien, so ergibt sich für den Lehrer eine enorme Mehrbelastung mit Korrekturen. Hätte ein Lehrer, etwa wie der Referent, wöchentlich 200 Schüler zu unterrichten, und wollte er nur je eine Haus- und Schulaufgabe in der Woche korrigieren, so müßte er wöchentlich 400 Arbeiten durchsehen, eine Aufgabe, die Ref. nicht zu bewältigen vermöchte.) Vokabularien seien völlig zu verbannen, denn nichts widerspreche den Thatsachen der pädagogischen Psychologie mehr, als zusammenhangloses Vokabellernen. Im Zusammenhang der Lektüre werde das einzelne Wort leichter gelernt und besser behalten. Doch müsse man noch andere Hilfsmittel anwenden, um die Lektüre zur Aneignung eines möglichst umfangreichen Wortschatzes nutzbar zu machen, nämlich einerseits die Gruppierung nach etymologischen Gesichtspunkten und andererseits die gesprächsweise Verarbeitung des nach sachlichen Gruppen zusammengetragenen Wortschatzes (was wieder eine bedeutende Belastung des Lehrers bildet; es wäre unseres Erachtens Sache Ohlerts als Herausgebers der Lesebücher gewesen, die in seinen Büchern vorkommenden Wörter nach beiden Gesichtspunkten zu gruppieren). In der obersten Klasse habe freie Lektüre ohne deutsche Übersetzung vorzuherrschen. Durch Zwischenfragen und schriftliche

oder mündliche Inhaltsangabe der gelesenen Abschnitte habe sich der Lehrer zu vergewissern, ob und in wie weit das Gelesene verstanden sei. (Letzteres Verfahren hat unseres Erachtens blofs Aussicht bei einer ganz leichten, ereignisreichen und reflexionsarmen Erzählung, wie etwa Robinson, Ali Baba, Aladdin und ähnlichen. Bei Autoren wie Mignet, Guizot, Villemain, de Staël, ja sogar bei Sarceys Sièges de Paris würde mindestens die halbe Klasse Bankrott machen. Hat sich ja Klinghardt selbst, der im leichteren Englischen dieses Verfahren mit nur wenigen Schülern inauguriert hat, nur zu Little Lord Fauntleroy aufgeschwungen.)

---

Stern, D. Gg., Studienrat, Franz. Grammatik. Teil I. Laut-, Schrift- u. Formenlehre. 1892. gr. 8. 73 Seiten (Buchners Lehrmittel f. d. franz. Unterricht. München-Bamberg-Leipzig).

Äußerlich fällt sofort die bedeutende Länge der Zeilen auf, die durchschnittlich 62 Buchstaben enthalten, während gewöhnlich blofs 48—50 auf eine Zeile in Garmondschrift gehen, also per Zeile um den Raum des Wortes „zusammengesetzt“ mehr Buchstaben; ferner, daß die Seite durch einen mit den Zeilen parallelen Strich in zwei Teile getrennt ist; unter dem Strich stehen die Einzelfälle und Ausnahmen von den über dem Strich mitgeteilten Hauptregeln. Über den Inhalt der Grammatik ist nur noch zu sagen, daß der Verfasser mit Erfolg nach größtmöglicher Kürze, Einfachheit und Klarheit gestrebt hat.

---

Reum, Dr. Albr., L. a. Vitzthumgymn. z. Dresden, Franz. Übungsbuch für die Unterstufe. 1892. gr. 8. IV u. 155 S. geb. M. 2,00.

Das Buch, welches Stoff für ein bis zwei Jahre bieten soll, erstreckt sich im Anschluß an die oben genannte Grammatik über die ganze regelmäßige Formenlehre mit Einschluß der wichtigeren unregelmäßigen Verba. Die Übungen sind in 25 chapitres eingeteilt, deren jedes aus 5 Teilen besteht: 1. Dictée (d. h. einem franz. Text); 2. Préparation hiezu; 3. Exercices (z. B. Konjugationsübungen); 4. Questionnaire über No. 1; 5. Thème (deutsche Sätze zum Übersetzen ins Französische). Von Seite 83 an folgen als Morceaux choisis 25 franz. Lesestücke mit Préparation. Hierauf 6 Stücke mit Melodien. Das französisch-deutsche Wörterverzeichnis enthält ca. 1300, das deutsch-französische ca. 1700 Vokabeln. Ein 4 Seiten umfassender Anhang giebt eine Zusammenstellung und Ergänzung der im Buche vorkommenden Gallicismen. Wir halten dieses Buch für einen gelungenen Versuch, die Forderungen hinsichtlich des mündlichen und schriftlichen Gebrauchs der französischen Sprache an Schulen mit zahlreichen Unterrichtsstunden zu befriedigen. Besonders lobenswert erscheinen die mündlich zu behandelnden Exercices.

Steuerwald, Dr. W., Gym.-Prof., Übersetzung der Absolutorialeufgaben aus d. franz. u. engl. Sprache an den Gymn., Realg. u. Realschulen Bayerns. Stuttg. 1893. Jos. Roth. kl. 8. Kart. M. 1,40.

Referent hätte es für verdienstlicher gehalten, wenn ein Text der Absolutorialeufgaben mit erläuternden Anmerkungen und einem alphabetischen und einem nach der Reihenfolge der Stücke geordneten Wörterverzeichnis herausgegeben worden wäre. Nachdem nun diese Übersetzung erschienen ist, sind u. E. die Absolutorialeufgaben mit oder ohne Anmerkungen für den Schulunterricht unmöglich geworden.

Scholl, Karl, A., K. Reallehrer, Übungsaufgaben zum Übersetzen aus dem Deutschen ins Französische. Zum Einüben der französischen Formenlehre und Syntax für die mittleren Klassen höherer Lehranstalten zusammengestellt. Freising 1894. Druck von Dr. Franz Paul Datterer. kl. 8. 177 Seiten. Broschirt M. 1,50.

Der Verfasser hat richtig erkannt, daß nur durch die Übersetzung zusammenhängender Übungsstücke ein Erfolg zu erzielen ist und hat deshalb 108 solcher Stücke geliefert, die auf die einzelnen Kapitel der Formenlehre und der Syntax verteilt sind und einen guten, meist interessanten Übungsstoff bieten. Ein alphabetisches Wörterverzeichnis mit circa 3000 Wörtern befindet sich am Schlusse des Buches; am Fuße jedes Übungsstückes sind außerdem noch im Durchschnitt 13 Vokabeln zu demselben angegeben: hier wäre es besser gewesen, diese Wörter auch erst am Schlusse des Buches zu bringen, da das beständige Hinuntersehen und Umblättern nach den Vokabeln, wobei dann ungeschicktere oder schwachsichtige Schüler sich noch recht oft in den kleinen Ziffern irren, äußerst lästig und störend ist. Das Buch setzt die Durchnahme eines Elementarbuches voraus und eignet sich nach des Verfassers Meinung für die 7. und 8. Klasse der Gymnasien und den 3., 4. und 5. Kurs der Realschulen. An unseren bayerischen Gymnasien wird die obligatorische Benützung des Buches schon aus dem äußeren Grunde nicht wohl thunlich sein, weil die für dieselben genehmigten Lehrbücher auch die nötigen Übungsstücke schon enthalten. Doch dürfte sich die Anschaffung für den Lehrer empfehlen, der dieser Aufgabensammlung manche Schulaufgabe entnehmen kann. Druck und Ausstattung sind sehr gut.

München.

Dr. Wohlfahrt.

1. Zimmermann, Dr. J., Lehrb. der englischen Sprache, enthaltend eine methodische Elementarstufe auf Grundlage der Aussprache und einen systematischen Kursus, für Realgymnasien, Real- und Mittelschulen sowie ähnliche Lehranstalten. Neu bearbeitet von

J. Gutersohn, Prof. a. d. großh. Realschule in Karlsruhe. 41. unveränderte Auflage. II. Teil. Halle. G. Schwetschke'scher Verlag 1890. S. X u. 250. 8°.

2. Loewe, Dr. H. English Grammar. I. Part. Einführung in die englische Sprache auf Grund seines Lesebuches: England and the English. Unterstufe. Mit steter Berücksichtigung der neuen Lehrpläne und Prüfungsbestimmungen. 1. Auflage. H. Oesterwitz. Dessau-Leipzig. 1893. S. II u. 111. 8°. Geb. 1,20 Mk.

3. Hupe, Dr. H., Elementar- und Lesebuch der englischen Sprache nach den Anforderungen der „Lehrpläne und Lehraufgaben“ für den Anfangsunterricht an höheren Schulen. Leipzig. Teubner. 1892. S. X u. 209. Geb. 2 Mk.

4. Koch, Dr. J., Elementarbuch der Englischen Sprache, von Dr. J. Foelsing. 25. verbesserte und teilweise veränderte Auflage bearbeitet von Dr. Koch. Berlin. Goldschmidt 1893. S. X u. 215. 8°. Geb. 2,10 Mk.

5. Vietor, W. u. Dörr, F., Englische Schulgrammatik. I. Teil: Laut- und Wortlehre. Zweite Auflage der Engl. Schulgrammatik von W. Vietor. I. Teil: Formenlehre. Leipzig. Teubner. 1894. S. IX u. 76. 8°. Geb. 1,20 Mk.

— Vietor, W. und Dörr, F., Englisch-Lesebuch. Unterstufe. Dritte Auflage. Siebentes u. Achstes Tausend. Leipzig. Teubner 1893. S. XXV. u. 298. 8°. In Leinwand geb. M. 2,80.

6. Zernial, Prof. Dr., Englische Grammatik nebst Lesebuch für die Obersecunda des Gymnasiums. Berlin. Weidmann. 1892. S. IV u. 155.

Von den 6 hier aufgeführten englischen Grammatiken sind die 5 ersten, wenn auch nach ganz verschiedenen Grundsätzen verfaßt, mehr oder minder empfehlenswert, ein Prädikat, das der letzten nicht zuerkannt werden kann.

Gutersohn, der Neubearbeiter der vielbewährten Zimmermann'schen Grammatik, sucht als konservativer Anhänger der alten Schule einen Fortschritt im Sprachunterrichte auf den bisherigen Grundlagen, indem er unter Beibehaltung von Einzelsätzen als Anschauungs- und Übersetzungsmaterial die grammatischen Regeln von diesen getrennt in einem besonderen Abschnitte systematisch zusammenstellt. Dadurch wird eine induktive Behandlung des grammatischen Stoffes für den Lehrer möglich, ist zugleich aber der große Vorteil geboten, daß der Schüler jederzeit über etwa nicht behaltene oder verstandene Regeln im systematischen Teile Aufklärung erhalten kann. Auch die jetzt wohl ziemlich allgemein als unumgänglich notwendig anerkannten Sprechübungen werden durch passende Auswahl sowohl der englischen Beispielsätze als auch einfacher Lesestücke ermöglicht.

Es kann demnach das Buch, welches ein reiches Material an Lese- und Übungsstoff über die Formenlehre und die wichtigsten Teile der Satzlehre enthält, zwar nicht für humanistische Gymnasien, wohl aber für Realgymnasien, Oberrealschulen etc. als recht brauchbar bezeichnet werden.

Loewes Büchlein, welches den Gebrauch seines englischen Lesebuches voraussetzt, enthält den etwa für die 2 ersten Unterrichtsjahre ausreichenden Lehrstoff (Formenlehre und die wichtigsten Regeln der Syntax) nach den Grundsätzen der Reformer gut zusammengestellt, nur die Aussprachlehre hätte eine sorgfältigere Bearbeitung erfahren sollen; so sind z. B. die alphabetischen Laute von a, o, u teils nicht erklärt, teils zu summarisch behandelt. Da jedes Vorwort fehlt, ist nicht ersichtlich, für welche Schulen der Verfasser sein Buch bestimmt hat; Anhänger der Reform werden es so ziemlich an allen Schulen benützen können.

Hupes Elementar- und Lesebuch ist ein für Real- und verwandte Schulen brauchbares Lehrmittel. Nach der induktiven Methode verfaßt enthält es Alles, was zur praktischen Erlernung der englischen Sprache im ersten Jahre, oder auch in den beiden ersten Jahren, unentbehrlich ist, in sehr guter Auswahl und Gruppierung; nur Eines vermißt man sehr, eine systematische Zusammenstellung der grammatischen Regeln, welche nur für die unregelmäßigen Verben geboten wird. Dagegen findet sich S. 189—209 eine gute Übersicht des Wichtigsten aus der Syntax.

Der neueren Schule gehört auch Koch an; doch macht er, sein Buch den neuen preussischen „Lehrplänen und Lehraufgaben“ anpassend, dem älteren Systeme mancherlei Zugeständnisse: Die Lautschrift tritt gegen früher zurück, indem sie, soweit überhaupt noch angewendet, unter den Text verwiesen ist; nur im Vokabular, in den Verzeichnissen der unregelmäßigen Verben und beim Zahlwort ist sie durchweg beibehalten. Die Frage, ob Lautschrift oder Angabe der Aussprache durch sonstige Hilfsmittel (diakritische Zeichen, Ziffern u. a.) vorzuziehen sei, wollen wir als eine noch offene betrachten; es genüge zu bemerken, daß die hier gebrauchte Umschrift sich als wesentliche Unterstützung zur Erzielung einer korrekten Aussprache erweisen wird. Auch Stilübungen, und zwar in Einzelsätzen, wurden in reichem Maße aufgenommen; als Lesestoffe jedoch wurden schon von der ersten Lektion an nur zusammenhängende Stücke verwendet. Da die Auswahl derselben eine recht praktische ist, die grammatischen Regeln der Formenlehre in bündiger Fassung unter gelegentlicher Einfügung wichtiger syntaktischer Erscheinungen in systematischer Reihenfolge gegeben sind, und S. 172—186 eine Reihe „Materials for Conversation“ Stoff für Sprechübungen über Gegenstände des täglichen Lebens bieten, so wird auch diese neue Auflage des Foelsing-Koch'schen Lehrbuches, dessen buchhändlerische Ausstattung eine mustergiltige ist, gute Aufnahme finden.

Ein in seiner Art ganz vorzügliches Werkchen ist Vietors Grammatik in ihrer gegenwärtigen, zweiten, wesentlich umgearbeiteten und verbesserten Auflage. Der Verfasser, welcher zuerst den Versuch



gemacht hatte, die wissenschaftliche Phonetik für die Schulgrammatik zu verwerthen, hat jetzt, nachdem jener Versuch fast allseitig Anerkennung gefunden, unter Mitwirkung Dörrs sein Büchlein so vollständig umgearbeitet, daß es von jenen Herrn Kollegen, die seiner Anschauung huldigen, zur Einführung in die englische Sprache sehr gut benützt werden kann, da es alles Nötige über Sprachgeschichte, Laut- und Wortlehre in überaus bündiger und übersichtlicher Weise zusammengestellt bietet. Ganz neu ist in ihrer Kürze die geradezu mustergiltige Einleitung über die englische Sprache und die englische Grammatik. Ganz und gar umgearbeitet ist die Lautlehre, deren erstes Kapitel, den Grundsätzen der Verfasser entsprechend, die Aussprache des Englischen von den Lauten ausgehend lehrt, während das zweite die Schrift zum Ausgangspunkte nimmt und die notwendigen Schreibregeln enthält. Geringere, aber immerhin vielfache Änderungen hielt Viotor im zweiten Teile der Wortlehre angezeigt, welche nach dem früheren Plane, nur im Drucke viel übersichtlicher, wiedergegeben und durch eine Wortbildungslehre bereichert wurde. Hoffentlich erscheint bald der bis Ostern in Aussicht gestellte von Dörr zu bearbeitende zweite Teil „Syntax“. Die hier und im Lesebuch angewendete Umschrift ist eine Vereinfachung der im großen Wörterbuche der Londoner Philologischen Gesellschaft (von Murray) gebrauchten. Daß das 1887 in erster Auflage erschienene und in diesen Blättern bereits empfohlene Lesebuch von Viotor und Dörr sich großer Beliebtheit erfreut, beweist die schon notwendig gewordene 3. Auflage, in welcher an Stelle früherer Lesestücke eine Anzahl neuer gesetzt worden sind. Besonders werden die 7 Märchen von Jacobs wegen ihrer leichtfaßlichen Sprache Beifall finden.

Zernial hat seine „Grammatik nebst Lesebuch“ speziell für Gymnasien bestimmt und will durch dieselbe die gereiften Schüler der Obersecunda in den Stand setzen, nach Durcharbeitung des hier gegebenen Stoffes in Prima Schriftsteller aller Art vollständig zu lesen. Dabei stellt er als Hauptbedingung hin, es sei mit einer möglichst festen Grundlage für die Aussprache zu beginnen. Darin hat er ganz Recht, allein wie seine Ausspracheregeln die Grundlage zu einer guten Aussprache legen sollen, ist mir nicht recht ersichtlich. Erstens enthalten sie vielfach Unrichtiges oder doch Ungenaues: daß ä, ö diphthongischer Natur sind, scheint er nicht anzunehmen; a ist einfach = kurzem ä, u = kurzem ö, th = scharf fs, th weich = dh, j = dj, w = hw. Wie soll der Lernende zu einer korrekten Aussprache gelangen, wenn die schwierigsten, weil in seiner Muttersprache fehlenden Laute so obenhin und teilweise geradezu falsch erläutert werden? Ferner werden die einzelnen Ausspracheregeln ganz systemlos unter die verschiedenen Lektionen zerstreut, und auch dann wieder da und dort ganz wichtige, häufig vorkommende Erscheinungen an betreffender Stelle nicht erwähnt oder unrichtig erklärt so z. B. finden wir S. 9 h stumm in: humour, human neben honour, heir u. s. f. aufgeführt; S. 65 u = u: to butcher, to push; warum bleiben viel häufigere Wörter wie bush, put, bull, full u. a. aus? Oder

S. 73  $oo = \ddot{u}$ : blood, warum nicht auch gleich flood erwähnen? Wahrscheinlich, weil diese nicht im betreffenden Lesestück vorkommen, und der Verfasser sich nur auf die dort auftretenden Fälle beschränkt. Dagegen wäre nichts einzuwenden, wenn vorher oder nebenher eine systematische Erläuterung oder Zusammenstellung gehen würde; so aber dürfte das vom Verfasser erstrebte Ziel kaum erreicht werden. Ähnliche Systemlosigkeit herrscht in den grammatischen Regeln, bei denen auch eine Begründung der verschiedenen sprachlichen Erscheinungen unterlassen wird. Man kann demnach das Buch trotz einiger guten Eigenschaften (passende Auswahl der Lesestücke, Einschlebung von Redensarten der Umgangssprache) für Gymnasien nicht empfehlen.

München.

Wolpert.

Schubert, Dr. H., Aufgaben aus der Arithmetik und Algebra für Real- und Bürgerschulen. Potsdam 1892. A. Stein. 1 Mark.

Der Herr Verfasser gibt im vorliegenden Büchlein einen Auszug aus seiner im selben Verlag in 3. Aufl. erschienenen „Sammlung von arithmetischen und algebraischen Fragen und Aufgaben“, und zwar ohne den dort sich findenden systematischen Aufbau und ohne theoretische Fragen, sowie mit Beschränkung der auf das griechische und römische Altertum bezüglichen Aufgaben. Es enthält ein wohlgeordnetes Übungsmaterial über die vier Grundrechnungsarten und ihre Verbindungen, sowie über die Gleichungen 1. Grads mit einer und mehreren Unbekannten, ist also geeignet für die mittleren Klassen jeder höheren Schule.

Arithmetische Aufgaben. Hrsg. von Prof. Dr. H. Lieber und Oberl. Dr. A. Köhler. 2,70 M. Auflösungen hiezu. 1,50 M. Berlin. L. Simion. 1894.

Zur Vereinfachung des Unterrichtsbetriebes trägt es unzweifelhaft bei, wenn eine Aufgabensammlung benützt werden kann, die sich eng an das gebrauchte Lehrbuch anschließt. Von diesem Gesichtspunkte aus wird man da, wo der schon in 5. Aufl. erschienene „Leitfaden der Arithmetik von Lieber und v. Lühmann“ im Unterricht eingeführt ist, die Herausgabe obiger Sammlung begrüßen, welcher der erwähnte Leitfaden zu Grunde gelegt ist. Das Buch wird sich aber auch anderwärts, wo man kein Bedürfnis nach neuen Aufgabensammlungen zu den vielen schon vorhandenen fühlt, sicher Freunde gewinnen. Es enthält eine reiche Auswahl in methodischer Stufenfolge gruppenweise geordneter Beispiele über das gesammte Algebrapensum des Gymnasiums. Bei der Zusammenstellung und Bearbeitung der Aufgaben waren die Herausgeber, wie sie im Vorwort angeben, bestrebt, den neuen (preussischen) Lehrplänen Rechnung zu tragen: so können an zahlreichen einfacheren Gleichungen des 1. Grads unmittelbar die vier Grundrechnungsarten eingeübt werden, während in den einge-

kleideten Aufgaben dieser Art hauptsächlich die bürgerlichen Rechnungsarten Berücksichtigung finden. Besonders reichlich ist der in den meisten Sammlungen etwas stiefmütterlich behandelte Lehrstoff des Anfangsunterrichts bedacht; hier finden sich zahlreiche Beispiele über Zerlegung algebraischer Summen in Faktoren etc., die nicht nur zur Einübung ausreichen, sondern auch in verschiedenen Jahren ein Wechseln mit den Aufgaben gestatten. Allzu große Zahlen sind durchweg vermieden; auch waren die Herausgeber bemüht, zu einfachen Resultaten führende Aufgaben auszuwählen. Die Ausstattung ist gut, korrektem Druck besondere Sorgfalt zugewandt; auffiel dem Rez. der Wechsel zwischen *M.* und *M* als Abkürzung für Mark.

Karl Schwering, Direktor. Anfangsgründe der Arithmetik und Algebra für höhere Lehranstalten. 1 M.

Trigonometrie für höh. Lehranstalten Nach den neuen Lehrplänen bearbeitet. Freiburg im Breisgau, Herdersche Verlags-handlung 1893.

Der Herr Verfasser, durch seine „100 Aufgaben aus der niedern Geometrie“ in Schulkreisen bereits bestens bekannt, eröffnet, wie er im Vorwort sagt, mit diesen beiden Bändchen eine Reihe von ihm seit Jahren geplanter Schulbücher, deren Ausarbeitung sich nach Inhalt und Form den neuen Lehrvorschriften anschließt.

Der Inhalt der „Anfangsgründe etc.“ ist in drei Lehrgänge gegliedert; im ersten werden in von der gebräuchlichen wesentlich abweichender Anordnung zunächst die drei direkten Operationen: Addition, Multiplikation und Potentiation begrifflich erläutert und die Multiplikationsgesetze entwickelt, dann aus den einfachen Gleichungsaufgaben die indirekten Operationen hergeleitet. Hieran schliessen sich die Rechengesetze für die 4 Grundrechnungsarten, die Dezimalbrüche und die Gleichungen 1. Grads mit einer Unbekannten, alles durch Beispiele erläutert. Überhaupt legt der Herr Verf. Hauptwert darauf, „keine Rechnung ohne Probe, keinen Satz ohne Zahlenbeispiel“ zu lassen auch dann, wenn strenge Beweise für die Richtigkeit der Rechnung vorausgehen; nach seiner Meinung kann wissenschaftliche Strenge mit Klarheit verbunden beim Jugendunterricht nicht durch strenggegliederten Lehraufbau, sondern nur durch allmählichen Fortschritt an der Hand vielfacher und nachhaltiger Übung erreicht werden. Der zweite Lehrgang beginnt mit den negativen Zahlen; der Begriff derselben und das Rechnen mit ihnen wird aus der Gleichung  $\epsilon + 1 = 0$  entwickelt, wobei angenommen wird, daß  $\epsilon$  eine wahre den bisherigen Rechengesetzen folgende Zahl ist; dann folgen Gleichungen mit mehreren Unbekannten, Potenzen und Wurzeln, Gleichungen 2. Grads, Logarithmen — immer ist unter Beschränkung des theoretischen Teils auf das unumgänglich Notwendige, Hauptgewicht darauf gelegt, durch besonders bei den Gleichungen zahlreiche Beispiele allmähliches Verständnis anzubahnen. In gleich knapper Darstellung behandelt der 3. Lehrgang Potenzen mit gebrochenen Exponenten, — von

Künsteleien, wie von negativen und gebrochenen Wurzelexponenten<sup>4</sup> hat der Verf., nach der Ansicht des Rez. mit Recht, ganz abgesehen — arithmetische und geometrische Reihen, die Lehre von den imaginären Größen, den binomischen Lehrsatz, allgemeine Sätze über Gleichungen, denen auch die Lehre von der Division mehrgliedriger Ausdrücke untergeordnet ist, und schliesslich einige Sätze über die Teilbarkeit der Zahlen. Die gesamte, von der im allgemeinen üblichen mehrfach abweichende Art der Darstellung bekundet auf jeder Seite reiche pädagogische Erfahrung; trotz der auf kleinen Raum zusammengedrängten Fülle des Stoffes gelang es dem Herrn Verfasser, ihn zu vertiefen und durch zweckmässige Beispiele weitere Ausblicke zu eröffnen.

Auch das zweite der oben genannten Bücher zeigt in nicht wenigen Punkten ein Verlassen der in den meisten bisherigen Bearbeitungen dieses Gegenstandes begangenen Pfade. Der Herr Verfasser selbst kennzeichnet im Vorwort seinen Standpunkt wie folgt: „Es ist nicht möglich oder gar wünschenswert, dem Anfänger von vornherein ein wissenschaftliches Lehrgebäude, und zwar in fertigerem Aufbau, zu überliefern. Diese alte, aber nicht bewährte Lehrmethode schreibt sich von der blinden Nachahmung des klassischen Meisterwerkes her, welches vor zwei Jahrtausenden Euklid nicht für Knaben, sondern für gereifte Denker verfasst hat.“ Demgemäss werden in den beiden ersten der drei Lehrgänge, in welche sich unser Buch gliedert, die Umriss des Lehrgebäudes dem Auge des Lernenden nach und nach sichtbar gemacht, während der wissenschaftliche Aufbau erst im dritten Lehrgang erfolgt. Dabei tritt überall der lebendige Übungsstoff möglichst in den Vordergrund. Mit Aufgaben aus der rechnenden Geometrie, Bestimmung des Inhalts, dann der Winkel eines Dreiecks aus den Seiten, beginnt daher auch der erste Lehrgang; sie führen auf die  $\sin$  — und  $\cos$  — Funktion. Weitere Aufgaben leiten auf die beiden andern trigonometrischen Funktionen für spitze Winkel und erläutern deren Anwendung. Der zweite Lehrgang bringt zunächst den  $\cos$ -Satz, der sich wie weiterhin der  $\sin$ -Satz ungezwungen aus den bisher entwickelten Formeln ergibt, und die Erweiterung beider Funktionen auf stumpfe Winkel, ferner den Tangenssatz, einige Formeln und endlich die Berechnung verschiedener Vierecke und der regelmässigen Figuren. Im dritten Lehrgang werden die Additionstheoreme für  $\sin$  und  $\cos$  in bekannter Weise geometrisch hergeleitet, des weiteren die übrigen Formeln der Trigonometrie. Einige geometrische, von Künsteleien freie Aufgaben, unter denen die Berechnung von  $\pi$  eine für Schüler interessante Anwendung des bisher Erlernten gibt und einige Aufgaben aus der analytischen Geometrie beschliessen das Buch, welches auf knappem Raum alles für die Schule Notwendige enthält. Druck und Ausstattung beider Bücher ist gut, der Preis billig.

Dr. C. H. Müller, Stereometrische Konstruktionen. Projektions-Lehre für die Prima des Gymnasiums. Frankfurt a. Main, J. Ch. Hermann'sche Buchhandlung, 1893.

Wiederholt schon und von den verschiedensten Seiten wurde die Einführung der Elemente der darstellenden Geometrie in den Unterrichtsstoff des Gymnasiums angeregt. Denn einerseits erfordert die Stereometrie, die ja am Gymnasium gelehrt wird, die Kenntnis der darstellenden Geometrie, sollen anders nicht, wie es ja freilich in der Regel thatsächlich der Fall ist, die eigentlichen Übungen fast ganz und gar ausarten in Rechnungen aller Art; andererseits aber besitzt die darst. Geometrie selbständigen pädagogischen Wert insofern, als sie den Schüler ein neues Ausdrucksmittel seiner Gedanken über die Körperwelt, gewissermaßen eine neue Sprache kennen lehrt.

Die in vorliegender Abhandlung, einem Sonderabdruck aus dem Jahresberichte des K. Kaiser-Frdr.-Gymnasiums zu Frankfurt a. M., getroffene Auswahl aus dem Gebiete der darstellenden Geometrie gliedert sich in ganz natürlicher Weise dem stereometrischen Pensum des Gymnasiums an; daß dieser Stoff aber, abgesehen von wenigen besonders bezeichneten Paragraphen, bequem in der Schule, ohne Beeinträchtigung des übrigen mathematischen Pensums, durchgearbeitet werden kann, diese Meinung wird kaum ein Mathematiklehrer an einem bayrischen Gymnasium mit dem Herrn Verfasser teilen.

In den ersten Abschnitten werden zunächst nur begrenzte Gebilde, Punkt, Strecke, regelmäßiges Vieleck und Kreis, der Projektion unterworfen, um dann, nachdem so das Vorstellungsvermögen der Schüler hinreichend gekräftigt ist, zur Betrachtung der unbegrenzten Gebilde, Gerade und Ebene, zu schreiten. In einer Reihe von Aufgaben wird weiterhin die Projektion von Körpern in einfacher Lage auseinandergesetzt und durch eine orthogonale Polar- und Aequatorial-Projektion den Schülern das Zustandekommen eines Kartenbilds zum Verständnis gebracht. Die Betrachtung der ebenen Schnitte an Körpern führt zu den Durchdringungen; Schattenkonstruktionen und Centralperspektive, und die Verbindung beider beschließen die Abhandlung, die wie man sieht, das Hauptsächlichste und zur Entwicklung des Anschauungsvermögens Dienlichste aus der darstellenden Geometrie bietet.

München.

Sondermaier.

Börner, Dr. H., Lehrbuch der Physik für höhere Lehranstalten, sowie zur Einführung in das Studium der neueren Physik. Mit 470 Abbildungen. Berlin, Weidmann 1892. 584 Seiten groß 8°.

Die Methode des Unterrichtes in der Physik der Mittelschulen ist gegenwärtig in einem Umwandlungsprozesse begriffen, der, wie man wohl hoffen darf, zu einem wesentlichen Fortschritte in pädagogischer Beziehung führen wird. Während die meisten bisher gebrauchten Lehrbücher der Physik davon ausgingen, die Ergebnisse des Unter-

richtes in Form einer Berichterstattung darzulegen und dieselben erst hinterher durch Experimente zu bestätigen, kommt in einigen neueren Erscheinungen aus diesem Gebiete der ohne allen Zweifel richtige Gedanke zum Ausdrucke, daß gerade für die Einführung in das Gebiet der Naturwissenschaften die einzig richtige Methode die induktive ist; es wird also zuerst an die Natur eine Frage in Form eines Versuches gestellt, dann eine Erklärung gegeben, ein Begriff festgestellt, ein Gesetz abgeleitet; später erst ist es möglich, aus einem solchen Gesetze durch Deduktion Folgerungen zu ziehen, Erscheinungen zu begründen, allenfalls bestätigende Versuche anzustellen.

Nun ist dem Unterzeichneten in der ziemlich reichhaltigen, einschlägigen Literatur kein Buch bekannt, welches in solch streng folgerichtiger Weise diese neuere Methode durchgeführt hätte, als das vorliegende; klar und deutlich zeigt der Verfasser, daß der Unterricht in der Physik nicht bloß den Zweck verfolgt, eine gewisse Summe von Kenntnissen aus diesem Gebiete zu vermitteln, sondern daß dieser Unterricht durch Übung in der Anwendung logischer Methoden auf den Geist des Schülers in hohem Grade formell bildend einzuwirken vermag. Durch die eindringliche Betonung dieses pädagogischen Moments liefert das Buch einen unwiderleglichen Beweis dafür, daß die Aufnahme der Physik unter die Lehrgegenstände des humanistischen Gymnasiums, die ja dort sämtlich in erster Linie nicht um ihrer selbst willen gepflegt werden, sondern um den jugendlichen Geist zu schulen und zu bilden, wohl berechtigt war.

Der Lehrstoff, welcher das ganze Gebiet der Physik einschließlic der neuesten Forschungen umfasst, ist in zwei Stufen behandelt; in die erste Stufe — Seite 1 bis 123 — ist alles das aufgenommen, was der induktiven Behandlung unter Benützung einfacher Hilfsmittel zugänglich ist; sie ist also ihrem Wesen nach rein physikalisch und macht von mathematischen Begründungen oder Ableitungen nur soweit Gebrauch, als unumgänglich nötig ist; auf der zweiten Stufe, — Seite 124 bis 576 — in welcher, um Wiederholungen zu vermeiden, allorts auf die betreffenden Sätze der ersten Stufe verwiesen ist, ist dagegen der mathematischen Deduktion der breiteste Spielraum gewährt, allerdings nur soweit, als sie in das Gebiet der elementaren Mathematik gehört und als sie eben dazu dient, physikalische Sätze zu begründen oder abzuleiten. Dass natürlich auch auf dieser Stufe die induktive Methode angewandt wird, wo es sich um Feststellung neuer Begriffe handelt, die wie etwa die Polarisation des Lichtes ihrer Schwierigkeit wegen von der ersten Stufe ausgeschlossen waren, ist selbstverständlich.

„Die Induction ist die Grundlage aller Naturwissenschaft; sobald aber durch Induktionsschlüsse allgemeine Gesetze gefunden worden sind, greift der menschliche Geist spekulierend ein und leitet aus ihnen durch Deduktion besondere Gesetze ab“; das ist der Grundgedanke, auf welchem das ganze Lehrgebäude aufgerichtet ist; von den einfachsten Erscheinungen ausgehend, führt uns das Buch und zwar im großen und ganzen dem historischen Gange der Forschung folgend und vom Besonderen zum Allgemeinen vorwärts schreitend, zu immer weiteren

und höheren Entwicklungen fort und es ist in dem Wesen dieser Methode wohl begründet, daß der Verfasser an den Schluss seines ganzen Buches gestellt hat, was andere an die Spitze stellen: eine hier erst mögliche, erschöpfende Definition des Begriffes Physik, wie überhaupt das Schlusskapitel „Endergebnisse“ einen prächtigen Überblick über Wesen und Methode naturwissenschaftlicher Forschung bietet.

Daß die, von einigen Kleinigkeiten abgesehen, fehlerfreie Darstellung in formvollendeter Sprache gegeben ist, daß der Verfasser es versteht, das Interesse des Schülers zu erwecken und rege zu erhalten, erhöht sicherlich den Wert des Buches, das sich an Reichtum des Inhaltes mit jedem anderen, ähnlichen Werke messen kann. Diesen an einer Mittelschule ganz zu bewältigen, dürfte kaum möglich sein; das liegt auch gar nicht in der Absicht des Verfassers, welcher mit Recht hervorhebt, dass der Lehrer eklektisch vorzugehen habe. Aber gerade durch die Fülle des Gebotenen dient das Buch noch einem weiteren Zwecke, der über die Aufgabe der Mittelschulen hinausgreift: dem Unterzeichneten ist gegenwärtig kein Werk bekannt, welches er dem angehenden Physiker, Chemiker oder Mediziner auch als Lehrmittel auf der Hochschule lieber empfehlen möchte als das vorliegende. Den Herren Fachgenossen dürfte dasselbe im Hinblick auf seine Methode treffliche Dienste leisten.

Die Ausstattung des Werkes seitens der Verlagshandlung genügt allen Ansprüchen; durch verschiedene Grösse des Satzes ist Wesentliches vom minder Wichtigen deutlich abgehoben; zahlreiche Figuren tragen zur Erleichterung des Studiums bei.

---

Desselben Verfassers Leitfaden der Experimentalphysik. Mit 165 Abbildungen. Berlin, Weidmann 1893. 170 Seiten groß 8, enthält im Wesentlichen das, was die erste Stufe seines „Lehrbuches“ bietet; nur sind einige Ergänzungen aus dem zweiten Teile aufgenommen, wie etwa der Begriff der Energie, der spezifischen Wärme u. s. w. in der Absicht, auch mit diesem Leitfaden ein im gewissen Sinne abgeschlossenes Ganzes zu geben. Methode, Darstellungsweise und Ausstattung sind dieselben wie bei der ersten Stufe des Lehrbuches, die, wie oben erwähnt, von mathematischen Begründungen oder Ableitungen in so geringem Umfange Gebrauch macht, daß dieser Leitfaden unseren Gymnasiasten doch etwas zu wenig bieten dürfte.

---

Krebs Dr. G., Leitfaden der Experimentalphysik für Gymnasien. Mit einem Anhang: Mathemat. Geographie und Grundlehre der Chemie. Dritte verbesserte Auflage. Wiesbaden, Bergmann 1892. 457 Seiten 8°. M. 4,60.

Münch Dr. P., Lehrbuch der Physik. Mit einem Anhang: Die Grundlehre der Chemie und der mathem. Geographie. Zehnte, verbesserte Auflage. Freiburg, Herder 1893. 452 Seiten 8°. M. 4,00.

Die Verfasser dieser beiden bewährten Lehrbücher, von denen das erstere im 24., das letztere im 22. und dann im 26. Bande dieser Zeitschrift eingehender besprochen wurde, sind mit Erfolg bemüht durch Kürzungen im Texte Raum zu gewinnen für den Ausbau des absoluten Maßsystems, sowie für Mitteilungen über neuere Fortschritte namentlich im Gebiete der Lehre von der Elektrizität, soweit dieselben eben in einem Lehrbuche für Mittelschulen vorgetragen werden können.

Grätz L., Physikalische Revue. 1. und 2. Band in 12 Heften. Stuttgart, Engelhorn 1892. 780 und 744 Seiten 8<sup>o</sup>; mit 5 und 7 Tafeln und zahlreichen Textillustrationen. 32 M.

Es war ein dankenswertes Unternehmen, physikalische Originalarbeiten ausländischer Autoren in guten Übersetzungen dem deutschen, sachverständigen Publikum gesammelt darzubieten; denn abgesehen davon, daß diese Arbeiten in allen möglichen, oft schwer zu erlangenden Zeitschriften zerstreut erscheinen, ist es bei dem heutigen Mangel einer internationalen Gelehrtensprache dem Einzelnen nicht immer möglich, Originalarbeiten im Urtexte zu studieren; wollte sich ein Physiker diese Aufgabe stellen, so müßte er die russische und schwedische Sprache ebenso gut beherrschen, wie die französische, englische und italienische. Daß aber das Ausland im Gebiete der Physik ganz hervorragende Leistungen zu Tage fördert, ist längst bekannt und wird durch den Inhalt der vorliegenden Zeitschrift vollauf bestätigt; aus demselben seien auszugsweise folgende Abhandlungen erwähnt:

1. Band. Cailletet und Colardeau: Über den Zustand der Materie in der Nähe des kritischen Punktes. Dieselben: Untersuchungen über die Spannung des gesättigten Wasserdampfes bis zum kritischen Punkte und über die Bestimmung dieses kritischen Punktes. Mascart: Über die Farbenringe. Thomson: Über die Dielektricitätskonstante bei sehr rasch alternierenden elektrischen Kräften. Lord Rayleigh: Über Reflexion an Flüssigkeitsoberflächen in der Nähe des Polarisationswinkels. Blondlot: Experimentelle Bestimmung der Fortpflanzungsgeschwindigkeit elektromagnetischer Wellen. Perot: Über die Hertz'schen Schwingungen. Dewar: Über den Magnetismus des flüssigen Sauerstoffs und Ozons. Poynting: Über die Bestimmung der mittleren Dichte der Erde und der Gravitationskonstante mittelst der gewöhnlichen Wage. Miclescu: Eine Bestimmung des mechanischen Wärmeäquivalents. Chassy: Über die Gesetze der Elektrolyse.

2. Band. Le Chatelier: Über die optische Messung hoher Temperaturen. Brown: Über die Potentialdifferenz bei der Berührung von auf einander reagierenden Flüssigkeiten. Cailletet und Colardeau: Experimentelle Untersuchungen über den Fall von Körpern und über den Widerstand der Luft gegen ihre Bewegung. Am Eiffelturm ausgeführte Versuche. Pisati: Experimentelle Untersuchung über die Fortpflanzung der magnetischen Strömung. Towbridge: Ein Phasen-



mefsapparat. Rogers: Magnesium als Lichtquelle. Chappuis: Über die Thermometer zur Messung tiefer Temperaturen.

Aus diesen Angaben, die nicht den zehnten Teil der in beiden Bänden gebotenen Abhandlungen enthalten, möge man den Reichtum und die Vielseitigkeit des Inhaltes erkennen. Leider findet sich am Schlusse des letzten Heftes die Bemerkung: Die physikalische Revue hört mit diesem Hefte zu erscheinen auf; dessenungeachtet haben die beiden Bände, die ja für sich ein abgeschlossenes Ganzes bilden, einen nicht zu unterschätzenden Wert.

---

Noack Dr. R., Leitfaden für physikalische Schülerübungen. Mit 36 Abbildungen. Berlin, Springer 1892. 88 Seiten 8<sup>o</sup>. M. 1,20.

An einigen Anstalten Norddeutschlands hat man in den letzten Jahren den Versuch gemacht, die Schüler selbst, allerdings in fakultativer Weise, praktische Übungen in der Physik ausführen zu lassen. Es ist nun ohne weiteres klar, dafs derartige Übungen zur Vertiefung des Wissens in der Physik wesentlich beitragen; ob aber bei der gegenwärtig vorherrschenden Tendenz, die Schüler vor Überbürdung zu bewahren, die Einführung derartiger Übungen an unseren Gymnasien zu erwarten ist, ja ob sie nicht doch — bei vorausgesetzt ernstlichem Betriebe — über Zweck und Aufgabe wenigstens des humanistischen Gymnasiums hinausgreift, möchte der Unterzeichnete bezweifeln. Sollte aber einer der Herren Fachgenossen geneigt sein, etwa mit einigen der besten Schüler praktische Übungen, zu denen ja ein Übungsbuch unentbehrlich ist, vorzunehmen, so dürfte ihm der oben genannte Leitfaden gute Dienste leisten, wenn er auch zunächst als ein Versuch in diesem ganz neuen Unterrichtsgebiete zu betrachten ist.

Der Verfasser hat den Stoff in drei Teilen behandelt: im ersten Teile sind die Apparate und Geräte angegeben, teilweise auch zeichnerisch dargestellt, welche zur Ausführung der 170 Aufgaben und Übungen nötig sind, die der zweite Teil behandelt; im dritten Teile gibt der Verfasser einige Tabellen über Dichtigkeit, Ausdehnungskoeffizienten, spezif. Wärme und ähnliches. Diese fast möchte man sagen naturgemäße Dreiteilung ist sehr zu billigen; auch die Zusammenfassung der Aufgaben in Gruppen, innerhalb deren sich im allgemeinen ein Vorwärtsgehen vom Leichterem zum Schwierigeren bemerklich macht, ist anzuerkennen, wie nicht minder die kurzen Anleitungen zur Ausführung der Versuche, sowie die Bezeichnung der zu jedem derselben nötigen Apparate. Dafs derartige Übungen, welche von den Schülern paarweise ausgeführt werden sollen, nur unter der kundigen Aufsicht des Lehrers einen Wert haben, ist selbstverständlich.

Wiesengrund B., Die Elektrizität, ihre Erzeugung, praktische Verwendung und Messung. Mit 44 Abbildungen. Für Jedermann verständlich, kurz dargestellt. Frankfurt, Bechhold. 54 Seiten 8°. M. 1,00.

Die Erfolge, welche Wissenschaft und Technik im Gebiete der Elektrizität in jüngster Zeit gehabt haben, sind heutzutage fast Jedermann dem Namen nach bekannt: aber selbst in sogenannten gebildeten Kreisen ist einigermaßen tieferes Verständnis der physikalischen Vorgänge in diesem Gebiete, die Kenntnis des Baues der Maschinen, die Messungsmethode elektrischer Ströme noch wenig verbreitet, wohl großenteils deshalb, weil der Nichtfachmann in der Meinung befangen ist, daß dazu tiefergehende physikalische Studien nötig seien. Daß dem nicht so ist, daß vielmehr ganz wenige Voraussetzungen genügen, um auch von diesen Dingen wenigstens soviel zu verstehen, als zur allgemeinen Bildung gehört, beweist die hier genannte Monographie. Der Verfasser gibt auf 53 Seiten, selbstverständlich unter Verzicht auf eingehendere Begründung, ein klares Bild über die nötigen Grundbegriffe, über die elektrischen Maßeinheiten (Volt, Ampère, Ohm, Watt), über die Wirkungen des elektrischen Stromes, über Meßinstrumente, Dynamomaschinen, Elektromotoren, sowie über die vielseitigen Verwendungen der Elektrizität im praktischen Leben. Die Abhandlung ist klar, auf Grund hübsch gezeichneter Figuren leicht faßlich, fließend geschrieben und kann deshalb jedem Laien, der sich in diesem Gebiete ohne allzu große Mühe orientieren möchte, bestens empfohlen werden.

---

Wilk Dr. E., Grundbegriffe der Meteorologie für höhere Schulen und zum Selbstunterrichte zusammengestellt. Mit 5 Karten und 8 Figuren. Zweite Auflage. Leipzig, Bädcker 1892. 58 Seiten klein 8°. M. 1,00.

Vorliegendes Schriftchen ist nach der Absicht des Verfassers zunächst eine Ergänzung zu jedem Lehrbuche der Physik, in welchem die Lehren der Meteorologie gar nicht oder nur kurz vorgetragen sind, bietet aber auch für sich jedem Laien eine kurze, faßlich geschriebene Darstellung des Wichtigsten aus dieser Wissenschaft. Der Stoff ist in vier Abschnitten behandelt, von denen der erste die Wärmeverteilung, der zweite die Windverteilung, der dritte die Regenverteilung auf der Erde, der vierte Gewitter und Orkane behandelt; ein kurzer Anhang bietet eine Anleitung zur lokalen Wettervorhersage. Die Erscheinungen sind in leicht fließender, schlichter Sprache beschrieben, die aus denselben abgeleiteten Naturgesetze klar dargestellt und im Drucke gehörig hervorgehoben, Ursachen und Folgen von Vorgängen in der Natur der Fassungsgabe des jugendlichen Geistes entsprechend dargelegt. Recht hübsch und ziemlich zahlreich sind auch die Anwendungen der Lehren der Meteorologie wiedergegeben an Beispielen über Klima, Regenmenge, Windrichtungen und ähnliches in verschiedenen Regionen der Erd-

oberfläche. Das Schriftchen, welches zwar auf pädagogischen Wert keinen Anspruch macht, sondern lediglich in populärer Weise über den gegenwärtigen Stand unserer Kenntnisse im Gebiete der Meteorologie Aufschluß geben will, kann trotzdem Schülern, welche sich für diese Dinge interessieren, mit gutem Gewissen in die Hand gegeben werden.

Würzburg.

Dr. Zwinger.

Troja 1893. Bericht über die im J. 1893 veranstalteten Ausgrabungen. Von W. Dörpfeld. Unter Mitwirkung von A. Brückner, M. Weigel und W. Wilberg. Mit 2 Plänen und 83 Abbildungen. Leipzig, Brockhaus 1894.

Auf die Wichtigkeit der trojanischen Ausgrabungen des Jahres 1893 wurde in diesen Blättern schon oben S. 193 ff. hingewiesen. Jetzt liegt von der Hand Dörpfelds der ausführliche Bericht über dieselben vor. Das Ziel der Campagne war vor allem die Erforschung der VI. Schicht (von unten), der von Homer besungenen Pergamos aus der Zeit der mykenischen Kultur. Die Nachforschungen sind noch nicht abgeschlossen, aber immerhin soweit gediehen, daß über wichtige Punkte feste Resultate gewonnen sind. An 6 Stellen wurde die Mauer der homerischen Akropolis konstatiert, und somit liefs sich der Umfang derselben annähernd feststellen. Eine Zusammenstellung auf S. 46 lehrt uns, daß sie dieselbe Ausdehnung hatte, wie die Burg von Tiryns — beide sind c. 20 000 □ m. groß —, dagegen hinter der Akropolis von Athen, die ja auch in mykenischer Zeit befestigt war, und der von Mykene (25 000 resp. 30 000 □ m.) zurückbleibt. Die wichtigste Entdeckung des J. 1893 war der große Nordostturm, welcher an der Stelle liegt, wo die Burgmauer von dem Hochplateau in die Simoesebene hinabsteigt. Die Untersuchung der Gebäude, welche im Innern der Burg gefunden wurden, ergab wichtige Unterschiede sowohl von der II. Schicht, wie von denen in Mykene und Tiryns. Vor allem waren die Häuser der homerischen Pergamos, wie es scheint, bis zum Dach ganz aus Stein aufgeführt, während die der II. Stadt und der Argolis einen Oberbau aus Luftziegeln hatten. Und während die argivischen Gebäude im Grundriß drei Teile zeigen, nämlich 2 geschlossene Gemächer und eine Vorhalle, haben die Bauten in Troja meist nur einen großen Saal, welchen wir wohl Thalamos nennen dürfen, nebst Vorhalle. Davor lag wohl noch ein Hof. Vermutungsweise nimmt Dörpfeld für die Vorhalle das Wort *δομα*, für den Hof *ἀνάγι* in Anspruch und erinnert an das Haus des Paris, welches aus Thalamos, Doma und Aule bestand (Z 316). Unter den Gebäuden ist eines besonders interessant, weil dessen Saal durch eine Säulenreihe in zwei Hälften geteilt wird. Einen ganz ähnlichen Grundriß hat der Tempel in Neandria in der Troas, so daß wir wohl auch hier ein Gotteshaus annehmen müssen.

Den übrigen Schichten wurde natürlich 1893 kein so eingehendes Studium gewidmet. Doch wurden auch in ihnen, namentlich in der

IX. (römischen) Stadt wichtige Resultate erzielt. Von dem großen Athenatempel ist jetzt kein Stein mehr an Ort und Stelle. Trotzdem vermochte Dörpfeld die Lage desselben zu bestimmen aus den noch sichtbaren Sandbettungen, welche die unterste Lage der 8 m. tiefen Fundamente bildeten. Auch der Bezirk des Tempels liefs sich aus den jetzt oder früher vorhandenen Resten feststellen. Nach den spärlichen Fragmenten einer Inschrift, welche sich auf einem Architravblock fand, scheint jetzt sicher zu sein, daß der berühmte Tempel der ilischen Athene von Augustus neu aufgeführt wurde. Dies Resultat ist auch für die Kunstgeschichte wichtig, da manche Gelehrten die Metopen dieses Gebäudes, die Schliemann im Schutt fand und nach Berlin schenkte (z. B. Helios' Aufgang, Baumeister S. 639), in den Anfang der Diadochenzeit setzten.

Der 4., 5. und 6. Abschnitt des Buches sind von Brückner verfaßt und behandeln die keramischen Funde, Gräber und Inschriften. In der VI. Schicht bildet die Hauptmasse der Scherben monochrome, von Schliemann ohne Grund „lydisch“ genannte Ware. Neben dieser jetzt „entwickelt troisch“ genannten Topfware finden sich bekanntlich in gleicher Höhe mykenische Scherben, die offenbar importiert sind.

Aus der Lage kleinerer Gräber aus der Periode der VI. Schicht kann man schließen, daß die städtische Ansiedelung in der troischen Blütezeit der Ausdehnung der hellenistischen Stadt (welche von Lysimachus mit einer 40 Stadien langen Mauer umgeben worden war) wahrscheinlich nichts nachgegeben hat (S. 124). Herrschergräber, die in Mykene so reiche Ausbeute geliefert haben, sind bis jetzt in Troia noch nicht aufgedeckt.

Im letzten Abschnitt werden einige Inschriften publiziert, darunter eine sehr lange und wichtige aus dem 3. Jahrhundert v. Chr.; sie enthält Teile eines Gesetzes gegen Tyrannis und Oligarchie.

Wir haben nur auf die hauptsächlichsten von den vielen neuen Resultaten, welche uns Dörpfelds Buch bietet, hinweisen können. Für jeden, der sich für die troische Frage interessiert, ist es unentbehrlich. Besonders sei zum Schlusse noch aufmerksam gemacht auf die Tafel der 9 Schichten S. 86 f. (s. diese Blätter S. 196 Anm.) und auf die Abbildung S. 35; diese zeigt einen schematischen Durchschnitt durch den Burghügel mit Angabe der verschiedenen Schichten und kann namentlich denen, welche Troia nicht mit eigenen Augen geschaut, einen Begriff von der allmählichen Anhäufung der Schuttmassen und vom Verhältnis der einzelnen Schichten zu einander geben.

München.

Th. Preger.

Guhl u. Koner, Leben der Griechen u. Römer. 6. neu bearbeitete Auflage, herausgeg. v. Richard Engelmann. Berlin 1893. Weidmann. Gröfs 8°. 896 S. 1061 Abb. 18 M.

Die erste Lieferung dieser Neuauflage habe ich bereits zur Besprechung gebracht (s. diese Zeitschrift 1893 p. 671); in rascher Folge sind die übrigen 17 Lieferungen erschienen. Die 5. Auflage

hatte Koner noch selbst besorgt, ohne allzu stark zu ändern. Es war höchste Zeit zu einer 6., wenn das beliebte Buch den Ruf, den es nicht blofs bei uns, sondern auch im Ausland erlangt hat, nicht einbüfsen sollte. Die Arbeit eines Jahrzehnts galt es zu verwerten, vieles zu streichen, vieles ganz neu aufzubauen, alles gründlich zu revidieren. Die mühevollle Aufgabe ist mit vielem Fleifs gelöst und wer die fieberhafte Thätigkeit kennt, die auf archäologischem und epigraphischem Gebiete gegenwärtig herrscht, wie die Institute und einzelne Gelehrte draussen mit dem Spaten und zu Hause mit der Feder an der Arbeit sind, wie die Literatur in unerträglicher Weise verzettelt ist, der wird dieser neuen Auflage die Anerkennung nicht versagen. Freilich fehlt dem ganzen recht sehr der Reiz und die Frische, die Einheit und Durchsichtigkeit eines Originalwerkes, mehr als man nach der ersten Lieferung hätte erwarten können; besonders ansprechend sind diejenigen Kapitel, die losgelöst von allem systematischen Zwang die wichtigsten Ausgrabungsstätten in einer Reihe von Einzelbildern uns vor Augen führen: selbst die Terramarekultur in Oberitalien ist nicht vergessen. Doch auch da, wo der Herausgeber sich innerhalb des einmal vorhandenen Rahmens der Darstellung hält, ist überall den Ergebnissen der neuesten Forschung Rechnung getragen. Die Inschriften von Epidaurus eröffnen ganz neue Einblicke in die Krankenbehandlung und den Wunderglauben der Alten, die Schatzverzeichnisse von Delos geben uns einen Begriff von dem Reichtum und der Mannigfaltigkeit griechischer Tempelschätze u. dgl., überall zeigt der Verfasser beherrschende Kenntnis der Literatur und einen sicheren Standpunkt.

Vielleicht hätte er in manchen Punkten zurückhaltender sein dürfen, wo es sich um Fragen handelt, deren Lösung als noch zu wenig gesichert erscheint. Trotzdem Dörpfeld nach den Ausgrabungen am Olympieion in Athen die Hypäthralfrage für erledigt erklärt (Athen, Mitth. 1891 p. 334 f.), und trotz Durms Lichtausmessungen (Durm Baustile I p. 83) wird doch noch mancher mit Curtius an der Ansicht festhalten, dafs die griechischen Tempel aufer der Thüre noch irgend welche andere Lichtöffnungen müssen gehabt haben, dafs die Bildwerke eines Zeustrones in Olympia nicht blofs für Dämmerlicht oder künstliche Beleuchtung geschaffen gewesen sein können. Übrigens gibt E. hier die neueren Resultate nicht mit der nötigen Schärfe; ihr Hauptwert besteht doch darin, dafs die sogenannten Hypäthraltempel Vitruvs (Vit. III, 2, 8, nicht II, 2) jetzt so aufgefafst werden können, dafs nicht nur der mittlere Teil der Cella unter freiem Himmel lag, sondern dafs die Cella ganz unbedeckt, als ein offener, unter freiem Himmel liegender Bezirk anzusehen ist, dafs also die Vitruvstelle für das, was man bisher in der Wissenschaft unter hypäthraler Beleuchtung verstand, nicht mehr geltend gemacht werden kann. — Vom Zeusaltar in Pergamon gibt E. einen Grundrifs der Plattform mit einer um alle vier Seiten, auch die Aufgangstelle laufenden Säulenhalle (Fig. 99b). Dieser Grundrifs stammt von Bohn, ist mit seiner Zustimmung im Jahrb. d. Inst. III p. 100 veröffentlicht, es heifst aber dort ausdrück-

lich „mit allem Vorbehalt.“ Da noch jede Begründung fehlt, dieser Grundriffs auch den ersten Ausgrabungsberichten (Ergebnisse der Ausgrabungen in Pergamon p. 43) völlig widerspricht, so darf er wohl nicht als gesichert betrachtet werden. Die nebenstehende Rekonstruktion (99 a) läßt die Aufgangsstelle frei, der bisherigen Annahme entsprechend. — Hinsichtlich des Pantheon haben die Entdeckungen des Franzosen Chedanne die Frage, ob die heute erhaltene Kuppel unter Agrippa oder unter Hadrian gebaut wurde, mehr erst angeregt als gelöst. Die Bedenken Adlers (Berl. phil. Woch. 1893 Sp. 1080) sind doch nicht zu ignorieren. In der Zeitschr. f. b. K. IV. 12 nimmt übrigens ein österr. Architekt Dell die Ehre für sich in Anspruch die Hadriansstempel entdeckt zu haben. — Auch in der Bühnenfrage des griechischen Theaters schließt sich E. völlig der neuen Theorie an, hat aber übersehen, daß p. 253 doch wieder von einem *προσκήριον* oder *λογίον*, auf dem die Schauspieler agierten, die Rede ist. — Die p. 83 aufgestellte Hypothese, daß das korinthische Kapitell der Thonbildnerei seinen Ursprung verdanke, ist wohl unhaltbar. Ich meine, es bedarf kaum eines Beweises, daß dieses scharfgeschnittene, sich biegende und schmiegende Rankenwerk nur der Toreutik entsprungen sein kann. Die Erzählung, daß Kallimachos dasselbe in Korinth erfunden habe, scheint mir auch auf die Toreutik zu deuten. Kapitelle aus korinthischem Erz erwähnt Plinius 34. 13. Und andererseits hat Kallimachos eine goldene Lampe und eine über ihr sich erhebende Palme gemacht (Paus. I. 26. 7.), war also Toreut. — Der Name Pompeji wird p. 670 abgeleitet von dem griechischen *πομπή* (Stamm *πεμπ*), während bei Mau (Führer p. 1) der Name auf das oskische *pompe* = fünf zurückgeführt wird. Ein Urteil will ich mir nicht anmaßen.

Dem Zwecke des Buches entsprechend fehlt im allgemeinen jeder wissenschaftliche Apparat. Nur an einzelnen Stellen macht der Verf. eine Ausnahme, ein System vermochte ich nicht darin zu erkennen. Während trotz einer Reihe von neuen Kapiteln der Text kaum an Umfang zugenommen hat, sind die Abbildungen in erfreulicher Weise fast um das Doppelte vermehrt worden (1061 gegen 568: Nr. 408 ist identisch mit Nr. 424). Es wurde tüchtig hineingegriffen in unsern Denkmälerschatz, sehr viele Originalphotographien herangezogen, auch neben Baumeister viel Neues geboten. Ebenso sind die Abbildungen auch qualitativ besser geworden. Freilich möchte man wünschen, daß noch hundert Holzstöcke mehr unbrauchbar geworden wären, welche, wird der Herr Verf. selbst am besten wissen. Bei Plänen und Grundrissen sollte nirgends der Orientierungspfeil fehlen. Zu bedauern ist es, daß gerade diesem Werke nicht ein paar Farbentafeln beigegeben wurden. Die antike Polychromie, wie sie besonders durch die Ausgrabungen der Neuzeit und die Publikationen des Instituts bekannt geworden ist, besitzt so viel zarten Reiz, daß sie es wohl verdient hätte, einem weiteren Publikum die Augen erfreuen zu dürfen. Das Publikum, auch das gebildete, hat trotz allem heute noch davon kaum eine Ahnung. Ich meine, es ist das kein so unwesentlicher Punkt, wenn der Herr Verf. mit diesem Buche das Ziel

erreichen will „die Liebe zum Altertum in immer weitere Kreise zu tragen“ oder, wie ich lieber sagen möchte, dem Altertum die Anhänger zu erhalten, die es noch besitzt.

Würzburg.

Wilhelm Wunderer.

W. Christ, Das Theater des Polyklet in Epidauros in seiner litterar- und kunsthistorischen Bedeutung. Sitz.-Ber. der k. bayer. Akad. d. Wiss. Philos.-philol. und histor. Cl. 1894 Heft I. 52 S. 2 Tfn.

So verführerisch Dörpfelds Lehre über das bühnenlose griechische Theater ist und so gut sie zu den Forderungen unserer Dramen stimmen würde, so bot doch von jeher ein Punkt dabei eine Schwierigkeit, um die nicht leicht heranzukommen war, nämlich das bestimmte Zeugnis des Vitruv. Mit den entgegenstehenden Angaben eines Pollux und anderer Grammatiker liefs sich fertig werden. Denn die haben ja doch das Gute, was sie aus alten Quellen hatten, durch eigene Konfusion und Mangel an eigener Anschauung zum Teil entwertet. Etwas anderes war es, den praktischen Baumeister aus der Zeit des Augustus eines groben Irrtums zu zeihen. Und doch war das der einzige Ausweg.

Nun hat unser verehrter Meister W. v. Christ in einer hochinteressanten Abhandlung Vitruvs Partei gegen Dörpfeld ergriffen, indem er von neuem die Unwahrscheinlichkeit der Annahme darthut, dafs Vitruv die wahre Bedeutung des sog. *προσκήνιον* nicht gekannt haben sollte. Ausgehend von der Betrachtung des schon im Altertume wegen seiner Schönheit und seines Ebenmafses gerühmten polykletischen Theaters zu Epidauros, in der That der Glanzleistung griechischen Theaterbaues, erkennt er der späteren Phase des griechischen Theaters wieder die ihr von Dörpfeld abgesprochene hohe und schmale Bühne zu und nimmt so zwischen dem altattischen Theater und dem römischen mit seinem 5' hohen, breiten Podium eine Mittelstufe der Entwicklung an, die durch die thatsächlichen Bedürfnisse bedingt gewesen sei und durch den Bau des jüngeren Polyklet vielleicht ihre erste, zugleich ihre mustergiltige Verkörperung erhalten habe.

Die Hauptgründe der Dörpfeldianer gegen jene hohe Bühne stützen sich auf die Unzukömmlichkeiten, welche durch dieselbe für das Zusammenspiel zwischen Schauspielern und Chor bei der Aufführung der Dramen entstehen: Das angebliche Logeion ist zu schmal für viele Szenen, der Niveaunterschied von 12' ist unmöglich, gegen eine Ausgleichung desselben durch ein Gerüst für den Chor spricht die Ornamentik des Proskenions und die Thüre in der Mitte desselben. Aber ist denn nicht der Chor dem griechischen Drama im Laufe des 4. Jahrh. abhanden gekommen? Mufste nicht erst die Entfremdung der ursprünglich so innig verbundenen beiden Glieder einer dramatischen Aufführung, dann das gänzliche Verschwinden des einen Teils naturgemäß eine andere Anlage der Bühne mit sich bringen? Konnte man

doch auch solche ältere Stücke, die dann etwa noch aufgeführt werden sollten — wobei die aristophanischen und wohl auch die aeschyleischen, also die am meisten Schwierigkeiten bietenden, von vornherein abzurechnen sind —, leicht nach den neuen Erfordernissen der Räumlichkeit zurechtstutzen!

Direkt gegen die Dörpfeld'sche Annahme aber spricht, abgesehen von dem Bedenken betreffs der Angaben des Vitruv, die geringe Breite der Mittelthüre des Proskeniions und der Umstand, daß man für die Plattform des letzteren keine ausreichende Verwendung nachweisen kann; denn ein sog. *θεολογείον* brauchte man auch in den klassischen Dramen nur ein paarmal, die Göttermaschine<sup>1)</sup> kann nicht damit kombiniert werden. Da die Frage, zu welchem Zweck man denn in Epidauros die Rampen auf das Proskenion gebaut haben könnte, eng damit zusammenhängt, so sei es mir gestattet, hier auch Oehmichens Äußerung „Zur Eisodosfrage“ (Wochenschr. f. klass. Phil. 1894 Nr. 13, 362 f.) zu berühren. Dieser Gelehrte macht in dankenswerter Weise auf zwei Punkte aufmerksam, die nach seiner Ansicht noch nicht genügend beachtet seien. Davon ist der eine die Bedeutung der Rampen in Epidauros. Er meint, dieselben könnten doch als seitliche Zugänge für die Schauspieler gedient haben, während neben ihnen in gleicher oder annähernd gleicher Steigung die Parodoi für den Chor zu dessen Gerüst hinaufgeführt hätten. Wenn man von einem Gerüst spricht, kann man freilich das Theater von Epidauros nur zur Illustration eines früheren Zustandes heranziehen. Denn in diesem selbst wurde vor dem Proskenion wohl nie ein Gerüst aufgeschlagen (Christ S. 19).

Wie sah nun das Theater vor der polykletischen Neuschöpfung aus? Die der letzteren vorausliegende Periode bezeichnet das Theater des Lykurg in Athen. Auch diesem widmet der Verf. ein Kapitel Er erklärt es als unwahrscheinlich, daß die Athener erst durch Lykurg, 150 Jahre nach dem Bau eines steinernen *Θεατρον* (?), eine steinerne *σκιρτή* erhalten haben sollten, führt einige Momente an, welche bereits im 5. Jahrh. einen soliden Bau vorauszusetzen scheinen, wovon wohl die beiden Feldherrnstatuen das Überzeugendste sind, läßt aber die vorhandenen Mauerreste unter dem Namen des Lykurg gehen. Dessen Skenenbau hatte 5 m vorspringende Paraskenien und kein festes Proskenion, aber, wie Christ annimmt, ein Holzpodium von beträchtlicher Tiefe (über die Paraskenien sich vorerstreckend) und mäfsiger Höhe, vielleicht der hintere Teil (6—7') um 1—2' höher liegend als der für den Chor bestimmte vordere.

Daß Schauspieler und Chor im klassischen Drama der Griechen auf demselben oder nahezu auf demselben Niveau agierten, darf wohl als ziemlich gesichertes Ergebnis der letzten scenischen Untersuchungen gelten, selbstverständlich ist aber damit die Möglichkeit, daß sie auf einem gemeinsamen Podium agierten, nicht verneint. Wir stehen

<sup>1)</sup> Über die letztere gibt der Verfasser ebenfalls interessante Beobachtungen in dem Aufsatz: Zur Chronologie attischer Dramen, Jahrb. f. Phil. 1894, 157 ff.



hierin an der Grenze dessen, was man überhaupt aus den Dramen zu erschließen hoffen darf. Ref. gehört allerdings zu denjenigen, welche das erwähnte gleiche Niveau auf dem Boden der Orchestra suchen; die Stelle Plat. Conv. 194 B (*ὄξειπτε*) überzeugt ihn nicht, weil sich dieselbe sehr gut auch auf das Odeion beziehen läßt, und die Dramenstellen, welche unabweislich auf ein Ansteigen auftretender Personen deuten, versuchte er (Jahrbb. f. Phil. Suppl. XIX, 697) damit zu erklären, daß die Parodoi der alten athenischen Orchestra schiefe Ebenen gewesen seien (vgl. Pickard *The relative position etc.* p. 4).<sup>1)</sup> Was die Paraskenien betrifft, so hat Oehmichen a. a. O. die Existenz derselben im altattischen Theater bestritten. Im Theater des Lykurg sind sie da. Woher sollten sie damals plötzlich gekommen sein? Christ hält mit Recht daran fest, daß sie schon im vorlykurgischen Theater, wenn auch vielleicht in geringerer Ausdehnung, bestanden, und beruft sich auf die Stellen in den Dramen, welche erst unter dieser Voraussetzung ihre befriedigende Erklärung erhalten.

So hat der Verfasser einerseits das Bild, welches wir uns von dem altattischen Theater machen können, genauer präzisiert, andererseits die spätere Entwicklung der Bühne uns in neuem Lichte gezeigt. Ohne jedes Bedenken ist nun freilich Christs Annahme nicht. Er bezeichnet es ja selbst als merkwürdig, daß das römische Theater von der 12' hohen Bühne wieder zu der 5' hohen zurückkehrte. Wie läßt sich diese sprunghafte Entwicklung der Bühne, von 6' auf 12' und dann wieder herunter auf 5', erklären? Warum hat insbesondere der erste Baumeister, der ein steinernes Proskenion schuf, sich nicht damit begnügt, die zuletzt vorhandene und jedenfalls den Anforderungen entsprechende, angeblich 6' hohe Bühne einfach in festes Material zu übertragen? Und warum hat man in der zweiten Hälfte des 4. Jahrh., also nachdem die Umgestaltung der dramatischen Aufführungen durch allmähliches Einschrumphen des chorischen Teils schon weit genug gediehen war, in Athen ein neues Skenengebäude hergestellt, ohne noch im geringsten das Bedürfnis einer Neugestaltung der Bühne zu fühlen? Soll doch dieses Bedürfnis bald nachher, noch im selben Jahrh. — also ungefähr unter denselben Bedingungen — in Epidauros eine ganz neue Art von Bühnenbau ins Leben gerufen haben! Dieser Einwurf ließe sich allerdings entkräften. Das steinerne Proskenion in Epidauros stammt nämlich wahrscheinlich gar nicht von Polyklet, sondern aus späterer Zeit. Dann fällt aber seine Errichtung auch nicht mit dem Verschwinden des Chors zusammen.

Wir würden indes Christs geistvolle Arbeit gar nicht richtig würdigen, wenn wir nicht im Zusammenhange damit auch seinem scharfsinnigen Aufsatz in den *Jahrbb. f. Phil.* 1894, 27 ff. „Bedeutungswechsel einiger auf das griechische Theater bezüglichen Ausdrücke“ ein paar Worte widmeten. Dort sind unter Zugrundlegung und Ergänzung der Zusammenstellungen Wieslers bei Ersch

<sup>1)</sup> Über all die Stellen, welche auf eine Erhöhung hinweisen, s. jetzt Christs Zusammenstellung in dem schon erwähnten Aufsatz.

und Gruber Bd. 83, aber in viel übersichtlicherer Weise und mit greifbareren Resultaten die massenhaften Belegstellen für die Ausdrücke *θρημέλη, ὀρχήστρα, σκιρτή, προσκίγιον* und *πίροδοι* behandelt. Es tritt dabei besonders die Thatsache zu tage, dafs in der Bedeutung der zwei erstgenannten termini technici zu verschiedenen Zeiten grofse Unterschiede bestanden haben müssen, indem dieselben einmal in scharfem Gegensatze gegen *σκιρτή* und *λογεῖον* den Platz des Chores bezeichnen, dann aber wieder synonym mit *λογεῖον* gebraucht werden. Diese beiden Stadien aber scheinen sich mit den von Christ statuieren späteren Entwicklungsphasen des Theaters zu decken: erst das hohe vitruvische Logeion, ganz getrennt von der tiefer liegenden Orchestra, dann aber im römischen Theater Standplatz der Schauspieler, Tänzer und Sänger in dem einen grofsen Podium, das die Hälfte des früheren Orchesterkreises einnimmt, vereinigt.

München.

Dr. Ernst Bodensteiner.

Sam Wide, Lakonische Kulte. Leipzig 1893, Teubner. VIII und 417 S. 10 M.

Im Jahre 1888 liefs der schwedische Gelehrte Sam Wide in Upsala als Erstlingsschrift seine Dissertation erscheinen: *De sacris Troezeniorum, Hermionensium, Epidauriorum, commentatio academica*. Er hat darin einem Bedürfnis zu genügen gesucht, welches von den mythologischen Forschern längst anerkannt worden ist, nämlich dem einer nach den einzelnen Städten und Landschaften geordneten Darstellung der griechischen Kulte. Diese Schrift fand nicht blofs eine sehr günstige Aufnahme von Seite der Kritik, sondern gab auch alsbald Anregung zu einer neuen, indem nämlich W. Immerwahr in seinem Buche „Die Kulte und Mythen Arkadiens“ I. Die arkadischen Kulte, Leipzig 1891, dieselbe Methode befolgt und zwar so genau, dafs wohl beide Schriften auf die Anregung und Anweisung jenes Gelehrten zurückgeführt werden dürfen, welchem Wide das hier zu besprechende Werk in Liebe und Verehrung gewidmet hat, nämlich Karl Roberts. Selbstverständlich ist auch in dem neuen Werke die Methode die gleiche: Auf Grund der antiken Überlieferung (Autorenstellen, Inschriften, Kunstdenkmäler, besonders Münzen) werden die Kulte der einzelnen Städte untersucht, die einer Reihe von Städten gemeinsamen Kulte werden zusammengestellt und die Wandlungen der Kulte von einer Kultstätte zur andern beobachtet. Die einzelnen Götter werden in besonderen Abschnitten, Stadt für Stadt, durchgenommen und zwar so, dafs zuerst die antiken Zeugnisse gesammelt werden, wobei Autorenstellen und Inschriften in ihrem vollen Wortlaut mitgeteilt werden, alphabetisch geordnet nach den einzelnen Stadtgebieten oder Landschaften. Darauf folgt jedesmal ein erläuternder Kommentar, in welchem die einzelnen Kulte im Zusammenhang besprochen werden.

Den Reigen eröffnen die grofsen Götter: 1. Zeus. Interessant sind die Ausführungen über den *Z. Ἀγαμέμνον*, wonach Agamemnon

ein alter, von Zeus verdrängter und mit ihm identifizierter Gott ist, dem als weibliche Gottheit Alexandra (*Κλισσαῖνα*) zur Seite gestanden hat. Amyklai, der Hauptsitz der vordorischen Kultur, war ihr Göttersitz; erst im homerischen Epos sind sie zu heroischen Gestalten geworden. Kassandra wurde von Klytaimestra in Schatten gestellt und zum Keksweib Agamemnons. Zeus war ein Hauptgott der Dorier, also in Sparta selbst vielfach verehrt, außerhalb Spartas dagegen recht wenig; so sieht man wieder, wenn auch Zeus als der höchste hellenische Gott offiziell galt, hat er doch in den Lokalkulten bei weitem nicht die Rolle gespielt, die man ihm gewöhnlich beilegt. — 2. Hera (hatte in Sparta in historischer Zeit keine große Bedeutung, wohl aber früher). — 3. Poseidon. Hier will ich nicht verfehlen, auf die Deutung des Namens *Γαῖό-σοχος* (wie das Wort in den ältesten Inschriften geschrieben wird) = der, welcher unter der Erde fährt und dabei die Erde erschüttert, hinzuweisen, welche Wagenfahrt natürlich auch Namen wie Hippios, Hipposthenes, Hippobotes veranlaßt hat. Somit sollte doch einmal aus der Homerübersetzung die Übertragung des *γαῖόσοχος* mit Erdhalter verschwinden. Der Kult des Poseidon als einer chthonischen Gottheit ist vordorisch, bei den Doriern scheint daher Poseidon keine große Rolle gespielt zu haben, wohl aber genofs er bei den Heloten große Verehrung. Als Meeres-Poseidon tritt er in Lakonien selten auf. — 4. Der Kult der Athena war sehr verbreitet; sie steht vorzugsweise mit Poseidon und Zeus in Kultgemeinschaft; Poseidon und Athena repräsentieren die vordorischen Zeiten, Zeus und Athena dagegen sind die Rats- und Kriegsgötter des spartanischen Staates. — 5. Apollon. Seine wichtigste Erscheinung ist die des *Κάπριος*. Wide macht wahrscheinlich, daß die berühmten *Κάπρια* kein Kriegerfest gewesen, *Α. Κάπριος* ein Gott der Ernte, besonders der Weinlese und kein besonderer Doriergott war. — 6. Auch Artemis wurde in Sparta vielfach verehrt. Interessant sind bei Wide die Erklärungsversuche der *Ἄρτεμις Ὀρθία*. Die Pindarscholien erklären *Ὀρθωσία* (= *Ὀρθία*) *ὅτι ὀρθοὶ εἰς σωτηρίαν ἢ ὀρθοὶ τοὺς γεννημένους*; sie ist also eine Geburtsgöttin, der Eileithyia verwandt und mit Iphigeneia, die in den Stiftungsangelegenheiten der Artemis *Ὀρθία* eine Rolle spielt, identisch. Artemis ist die volkstümlichste unter den lakonischen Gottheiten: sie erscheint als Göttin des Erdsegens, welche die Feldfrüchte, Tiere und Kinder gedeihen läßt. — 7. Ein Kult des Hephaistos ist in Lakonien nicht nachzuweisen. — 8. Aphrodite. 9. Ares. — 10. Hermes. — 11. Dionysos. — 12. Demeter. — Somit fehlt von den großen Gottheiten noch Hestia. Aber nach den Angaben in dem Artikel Hestia in Roschers Lexikon ist es doch zweifelhaft, ob nicht auch diese Göttin in Sparta verehrt wurde. Wenigstens gab es dort eine *κοινὴ ἱερία*, wofür eine eigene Priesterin bestellt war, welche *ἱερία πόλιος* hiefs.

Es folgen nun die geringeren Gottheiten, z. B. Asklepios, Eileithyia und ihr verwandt Lecho, Ge, Selene, die Moiren und Erinyen, die Musen, Chariten, Horen und Nymphen, Leto, die Meergottheiten, Unterweltgottheiten etc. — Auch Lykurgos wird S. 281—284 be-

handelt; im Anschluß an die Untersuchungen von Wilamowitz und Ed. Meyer hatte Wide schon in seinen „Bemerkungen zur spartanischen Lykurgoslegende“ im 1. Bd. des skandinavischen Archives nachzuweisen gesucht, daß Lykurgos ein von Thrakien aus über Böotien, Attika und den größeren Teil des Peloponnes verehrter alter Gott ist, der häufig mit Zeus oder Apollo identifiziert wird. Weiter werden Hyakinthos und die Hyakinthiden, Herakles, die Dioskuren, die Leukippiden (Hilacira und Phöbe) behandelt. Sonst werden von Heroenkulten besprochen der des Agamemnon und der Alexandra (Cassandra), des Menelaos und der Helena, des Odysseus, Orestes etc. Am Schlusse sind die auf den Kult der Kaiser bezüglichen Zeugnisse zusammengestellt.

Von Seite 376 ab gibt Wide ein Verzeichnis der wichtigsten Kulte und Kultverbindungen, welche Lakonien mit anderen hellenischen Landschaften gemein hatte; aus dieser Tabelle darf aber, wie der Verfasser ausdrücklich bemerkt, nicht immer auf eine faktische Kultverbindung von zwei Landschaften geschlossen werden. Wohlthuend berührt überhaupt die Bescheidenheit und die große Zurückhaltung, mit welcher Wide seine Resultate vorträgt, und doch macht sein Buch, je näher man sich mit denselben beschäftigt, desto mehr den Eindruck, daß der Verfasser mit der größten Gründlichkeit und Vorsicht zu Werke gegangen ist. Man kann daher nur wünschen, daß er, wie er in der Vorrede in Aussicht stellt, bald eine ebenso treffliche Darstellung der boiotischen Kulte folgen lassen möge.

Mit der deutschen Form der Darstellung, die ihm begreiflicher Weise doch mancherlei Schwierigkeiten verursachen mußte, hat er sich in der glücklichsten Weise abgefunden, indem er sich bemüht, möglichst klar und einfach zu schreiben, in kürzeren Sätzen, unter Vermeidung langatmiger Perioden. Nur hie und da ist ein undeutscher Ausdruck zu verbessern. So ist S. 9 es zu tilgen in dem Satze: „Dieser Zeus Xenios ist wohl gemeint, wenn es erzählt wird, daß etc.“; ebenso S. 21: Von den Steinidolen der orchomenischen Chariten wurde es erzählt, daß etc. S. 13; aber die alte Verbindung bleibt doch stehen, muß bestehen geschrieben werden; auf derselben Seite, Z. 9 von unten fehlt das so des Nachsatzes, wie noch öfter, Z. 8 muß keine anderen für keine andere stehen. S. 21: bei Chaironeia wurde der Platz gezeigt, wo dies geschehen wäre, muß heißen: sein sollte. S. 27: „Regengüsse, die die Flüsse überschwemmen lassen“ geht schwer, besser austreten; *ibid.* die Hera, welche die Ziegen auf dem Himmel, die Wolken verjagt, ist am Himmel zu schreiben. S. 40: So war auch der Fall, schreibe das war auch der Fall. S. 41: Auf diesem Stadium schreibe In diesem Stadium. Undeutsch ist S. 60 die verträmmerte Stadt; S. 74 der Ausdruck: woran ich meine eigenen Bemerkungen hinzufügen werde (etwa: anknüpfen), S. 228: Das Primitive und Alttertümliche in diesen Vorstellungen tritt besonders darin zum Vorschein (für: zu tage).

Adolf Holm, Griechische Geschichte von ihrem Ursprunge bis zum Untergange der Selbständigkeit des griechischen Volkes. IV. Band. Die griechisch-makedonische Zeit, die Zeit der Könige und der Bünde, vom Tode Alexanders bis zur Einverleibung der letzten makedonischen Monarchie in das römische Reich. Berlin 1894. S. Calvary & Co. XV u. 782 S. 12°, Preis 15 M.

Ursprünglich hatte Holm die Absicht seine griechische Geschichte nur bis zum Jahre 146 herabzuführen, und es finden sich in diesem Bande noch mehrere Stellen, die darauf hinweisen, so namentlich S. 337 die Bemerkung, daß die Entwicklung des griech. Volkes dazu führen mußte, daß im 3. Jahrh. jene Staaten sich aufschwangen und die beiden Bünde bildeten, welche hinter Athen, Sparta und Theben in der politischen Entwicklung zurückgeblieben waren, daß also eine griechische Geschichte unvollständig wäre, welche diese Geltendmachung der früher Zurückgebliebenen nicht erzählte. Da aber Holm fand, daß die Reiche und Gemeinden dieser Zeit nicht bloß an der griechischen Bildung eine innere Einheit haben, sondern daß das Griechentum damals auch noch eine politische Seite hatte, so beschloß er auch die ganze Periode 146—30 v. Chr. als Teil der griechischen Geschichte, als welcher sie niemals dargestellt worden war, zu behandeln. Wie soll nun diese Periode genannt werden? In ausführlicher Begründung lehnt H. die Benennung hellenistisch und alexandrinisch als unzureichend und einseitig ab, dagegen entscheidet er sich für die Bezeichnung Griechisch-makedonische Zeit oder Zeit der Könige und Bünde. Daß diese Anschauung richtig ist, scheint auch durch ein merkwürdiges Zusammentreffen bestätigt zu werden: unabhängig von H. hat auch B. Niese, der die Fortsetzung von Busolts griech. Geschichte von 338 ab übernommen hat, seinem Werke den Titel gegeben: Geschichte der griechisch-makedonischen Zeit seit der Schlacht von Chäronea; auch er will die Geschichte der gesamten griechischen und griechisch-makedonischen Welt mit Einschluß der Westgriechen darstellen bis zur Einverleibung Ägyptens ins römische Reich.

Den schwierigen Stoff disponiert H. in folgender Weise: I. Wachsende Bedeutung der Griechen, zumal in geistiger Beziehung 323—220 (die Diadochen, Pyrrhos, Aratos, Kleomenes). II. Eintreten und steigende Bedeutung der Römer seit 220 (T. Quinctius, Philopomen, Aem. Paullus, Polybios). III. Wiederbeginn der Bedeutung des Orients seit 146 (Mithradates): also eine rein griechische, eine römische und eine orientalische Periode, in welchen wir Wirkung und Gegenwirkung verschiedener Kräfte finden: Aktion des monarchischen und Reaktion des freiheitlichen Princips, Aktion Roms und Reaktion der Griechen, Anstrengungen des Orients und siegreiche Gegenanstrengungen Roms.

Für einen großen Teil dieses Bandes, nämlich für die Zeit von 323—220 hat Holm einen wichtigen Vorgänger an Droysen (Geschichte des Hellenismus, 2. Bd. Diadochen. 3. Bd. Epigonen). Wir

haben uns daher zu fragen, wie stellt sich H. zu diesem Vorgänger und dessen Darstellung. Die Antwort wird uns durch mehr oder minder deutliche Hinweise Holms auf charakteristische Unterschiede sehr erleichtert. Droysen versucht auch da, wo uns die Überlieferung nur elende Trümmer erhalten hat, aus diesen einen stattlichen Bau aufzuführen, was freilich nur mit Hilfe zahlreicher Vermutungen ermöglicht wird; nur einem Droysen konnte es in der Geschichte der Epigonen gelingen, eine Reihe ausgezeichnete Einzeluntersuchungen zu einem lesbaren Bande zu vereinigen. Nun vermag ja Holm ebenso wenig wie Droysen aus den paar trümmerhaften Notizen z. B. über die sogenannten syrischen Kriege ein einigermaßen genügendes Bild zu gestalten, aber er hat es auch gar nicht versucht, und darin muß man ihm recht geben. Ein zweiter Unterschied ist mehr principieller Natur; denn er betrifft die historische Auffassung der ganzen in diesem Bande dargestellten Periode überhaupt. Droysen schreibt eine Geschichte der Fürsten jener Zeit; ihre Pläne, ihre Politik wird auch im einzelnen liebevoll dargestellt, auch wenn sie an sich wenig achtungswerte, ja verworfene Menschen waren. Bei dieser Bevorzugung der Fürsten und ihrer Diener kommt die Geschichte der eigentlichen Griechenwelt, der Republiken wie der einzelnen Stadtgemeinden zu kurz; denn vielerlei wird überhaupt übergangen, und die aus dem Freiheits-sinn der Griechen hervorgegangenen Reaktionen des freiheitlichen Princips gegen das monarchische werden nicht immer gerecht beurteilt. Diese Einseitigkeit der Beurteilung sucht H. zu vermeiden; er geht mit besonderem Interesse und besonderer Vorliebe den Lebensäußerungen des freien Griechentums und der Freistaaten überhaupt nach, sucht ihre Politik zu rechtfertigen und manches eingewurzelte Urteil zu berichtigen. Wir werden sehen, ob er nicht hie und da in die gegenteilige Einseitigkeit verfallen ist.

Verhältnismäßig kurz behandelt H. die Geschichte der Diadochen, indem er für ausführlichere Nachweise auf Droysen verweist.<sup>1)</sup> Doch leidet hie und da die Darstellung unter dieser Kürze. Ein Beispiel möge dies zeigen. S. 54 lesen wir von Ptolemaios: „Von Myndos fuhr er dann über Andros, das er „befreite“ nach Griechenland, wo ihm 308 Kratesipolis Korinth und Sikyon abtrat.“ Wer kann hier den Zusammenhang ahnen, daß Kratesipolis, die Gemahlin Alexanders, des Sohnes Polyperchons, der von den Sikyoniern ermordet worden war, das Heer und die Herrschaft ihres Gatten übernommen, die Sikyonier besiegt und durch Klugheit und Entschlossenheit die Stadt behauptet hatte? Ihr Name begegnet hier zum ersten Male; erst S. 101 bei der interessanten Charakteristik der Frauen dieser Epoche erfahren wir in Kürze das Nötige über dieses „Mannweib“. — Andererseits finden sich schon in diesem Abschnitte interessante neue Gesichtspunkte. So wird S. 75, Anm. 8 Droysens Urteil über die Armut und Roheit der Grie-

<sup>1)</sup> Jetzt kommt noch das oben erwähnte Buch von B. Niese, Geschichte der griechischen und makedonischen Staaten seit der Schlacht bei Chäroneia hinzu, dessen I. Band hinabreicht bis zum Ausgang des Lysimachos und Seleukos im Osten und dem Auftreten des Pyrrhos im Westen.

chen um 307 v. Chr. treffend widerlegt, manches neue enthält die Charakteristik Demetrios' des Phalereers S. 76; besonders interessant aber waren mir die Ausführungen über die Ehrungen, welche die Rhodier dem König Ptolemaios erwiesen (Göttliche Verehrung, heiliger Bezirk, Paiane ihm zu Ehren, der Beiname Soter), weil wir dadurch das richtige Verständnis erhalten für das Benehmen der Athener in ähnlichen Fällen; denn wenn die Anerkennung eines fremden Fürsten als Gott so sehr ein Akt internationaler Höflichkeit geworden war, daß selbst die Rhodier, denen in dieser Zeit gewiß Niemand Entartung vorwerfen kann, diesen dem Ptolemaios erwiesen, wer kann dann die Athener verurteilen, weil sie einem Antigonos und Demetrios gegenüber das Gleiche thaten? Das zeugt höchstens von einer Verkehrtheit der griechischen Religion in dieser Zeit, nicht aber vom Mangel an Freiheitssinn. — Auch sonst finden sich wiederholt Versuche zur Ehrenrettung der Athener, besonders in Kap. VI Die Bildung der Griechen, Athen. Athen ist nicht bloß dadurch noch mehr als zuvor geistiger Mittelpunkt der Griechenwelt, daß alle Philosophenschulen aus Athen hervorgegangen sind, ihren Sitz in Athen hatten und eine Menge von Fremden nach Athen zogen, sondern es ist auch der Mittelpunkt der feinen und geistreichen griechischen Welt durch eine athenische Schöpfung von großer Bedeutung, die neuere Komödie. Das Ergebnis der Erörterung, wodurch nun Holm die Athener aus der Zeit um 300 v. Chr. in Schutz nimmt gegen die wegwerfenden Urteile Neuerer, besonders Droysens II, 2, 108, dem sich dann Mommsen, R. G. I, 901 ff. und auch Christ, Lit. G. § 202 angeschlossen haben, findet sich vereinigt in der großen Note S. 202, A. 8: die neuere Komödie und der sittliche Zustand Athens; es lautet: „Das athenische Volk war um 300 noch ebenso tüchtig wie um 400“. In dieser Erörterung kommen höchst interessante neue Gesichtspunkte zur Sprache, wie überhaupt jedesmal, wenn Holm mit einer neuen Ansicht hervortritt; daß jedoch auch die bisherige, angeblich falsche Beurteilung des Demosthenes Einfluß auf die Trübung des Urteils über das Athen des 3. Jahrh. geübt habe, möchte ich nicht gleich unterschreiben. Holm sagt: „Wer dagegen mit uns annimmt, daß die Athener der demosthenischen Zeit von edlen Gesinnungen beseelt waren und nur deshalb nicht das Richtige getroffen haben, weil der von ihnen verehrte Führer die Wahrheit nicht sah, oder wenn er sie sah, sie nicht sagen wollte, und trotz seiner vielen Reden über Kriegssachen vom Kriege nicht s verstand, der wird es nicht für unwahrscheinlich halten, daß sie auch noch um 280 waren wie um 330: begeistert für alles Edle, jedoch nicht immer ausdauernd und in ihrer Zuneigung und Abneigung bisweilen das Maß überschreitend.“ Es ist dies dieselbe Auffassung von Demosthenes, welche Holm im 3. Bd. seiner griechischen Geschichte gegeben hatte (vgl. meine Besprechung im Jahrg. 28 (1892) dieser Blätter, S. 73—75, wo ich versucht habe, allerlei Widersprüche in dieser Auffassung nachzuweisen). Die Anschauungen Holms in diesem Punkte hängen eng zusammen mit denen von der politischen Bedeutung Makedoniens im 4. und im 3. Jahrh. (vgl. S. 339): „Philipp hat aller-

dings den Griechen geschadet, aber zum Teil doch deswegen, weil Demosthenes und seine Partei nicht begriffen, daß man ihn in seinem Streben nach der Herrschaft über Asien fördern müsse, statt ihn zu hemmen, und Alexander hat den Griechen viel mehr genützt als geschadet. Die Nachfolger Alexanders konnten den Griechen nur noch schaden, indem sie sich in ihre Angelegenheiten mischten. Gegen diese Einmischung reagierten die Griechen von 280—220.“ Unter diesem Gesichtspunkte beurteilt natürlich Holm die antimonarchischen Bestrebungen der Griechen ganz anders wie Droysen, aber, wie ich glaube, richtiger. So bahnt sich H. auch den Weg zu einer wirklich wohlthuernden, gerechten Beurteilung des Demosthenes am Ende seines Lebens: Philipps Unternehmung betrachtet er eben als eine Kulturmission, der Demosthenes nicht widerstreben durfte, die des Antipater dagegen als die Knechtung Griechenlands (S. 46 f.).

Mit besonderem Interesse verfolgt man, wie Holm die Beziehungen Roms zu den Griechen darstellt; denn es ist von vornherein klar, daß seine oben erwähnte, von der bisherigen verschiedene Auffassung der Könige und Freistaaten, der monarchischen und der freiheitlichen Bestrebungen hier besonders die Darstellung beeinflussen mußte. Zunächst zeigt er im XI. Kap: Rom und die Griechen bis 220 v. Chr., wie infolge des illyrischen Krieges die Römer von den Griechen als Griechen anerkannt wurden, d. h. Korinth liefs sie zu den istsmischen Spielen, Athen zu den eleusinischen Mysterien zu und gab ihnen die Isopolitie. Besonders bemerkenswert sind die Gründe, mit welchen Holm gegen die Anschauung neuerer Zeit Front macht, die Proklamation des T. Quinctius Flaminius bei den Isthmien in Korinth 196 sei eine Komödie gewesen (Kap. XVI). Überhaupt schildert Holm die Zustände Griechenlands um 200 als nicht unerfreulich und sucht die gewöhnliche Annahme, daß die Griechen dieser Zeit entartet, die Römer hinterlistig gewesen seien, zu entkräften, indem er Parallelen aus der mittleren und neueren Geschichte heranzieht und darauf hinweist, daß Philopomenen und die Abydener, welche im Kampfe gegen Philipp V. heldenmütig unterliegen, jeder Zeit und jedem Volke zur Ehre gereichen würden. Aber ebensowenig wie den Griechen, will H. den Römern der damaligen Zeit Unrecht geschehen lassen: dieselben haben sich als Beschützer der Griechen gegen die illyrischen Seeräuber eingeführt, denen die Griechen nicht gewachsen waren, ihre treuesten Bundesgenossen waren gerade die Friedensmächte Rhodos, Pergamon und Athen, und endlich griffen sie ja nur auf Wunsch der Beteiligten in die griechischen Angelegenheiten ein und zwar deshalb, weil der römische Senat damals in dem nicht unverdienten Rufe großer Weisheit und Festigkeit stand, so daß seine schiedsrichterliche Thätigkeit den Griechen selbst nützlich und nicht unpassend erscheinen mußte. Daß das später anders wurde, lag aufser an den ewig unter einander hadernnden Griechen auch daran, daß sich allmählich der Charakter der Römer änderte. Um 200 v. Chr. war das Vorhandensein des römischen Senates noch eine entschiedene Wohlthat für die griechische Welt, hundert Jahre später vielleicht nur noch eine bittere Notwen-



digkeit. Man sieht, H. geht vorsichtig zu Werke, um sich nicht in Rücksicht auf Roms späteres Verhalten in Widersprüche zu verwickeln, aber doch hat er nach meiner Ansicht den Widerspruch in der Beurteilung der Römer in Kap. XVIII (Krieg gegen Perseus) mit der eben berührten in Kap. XVI nicht vermieden, obwohl nur 25 Jahre in Mitte liegen. Rom zeigt sich im Kriege gegen Perseus militärisch unfähig und gegen Schwache grausam; Perseus siegt und erbietet sich, mit Rom einen für dasselbe vorteilhaften Vertrag abzuschließen, aber er erhält die Antwort, daß er sich bedingungslos unterwerfen solle. Die Römer leisten im Felde nichts, entschädigen sich aber durch Plünderung schwacher griechischer Städte. Wie erklärt sich dieser Widerspruch? Doch wohl dadurch, daß Holm die Römer von allem Anfang an gar zu ideal beurteilt hat. — Als interessante Einzelheit möchte ich hervorheben, daß H. die im Perseuskriege dem Eumenes von Pergamon bei Polybius zugeschriebenen Rolle, dieser habe zuerst die Römer zum Kriege gegen Perseus getrieben und sich später selbst dem anfangs siegreichen Perseus genähert, durchaus nicht mit Mommsen R. G. I, 782 als „albern gelogen“ betrachtet, sondern aus den Verhältnissen heraus als wahrscheinlich zu erweisen sucht. Dabei macht er die Bemerkung (S. 508): „Man hat also wieder einmal Könige zu ideal aufgefaßt.“ Sollte das dem Verfasser nach dem oben Gesagten nicht bisweilen selbst bei der Beurteilung der Freistaaten und der antimonarchisch Gesinnten begegnet sein?

Ein großer Vorzug der Holm'schen Geschichte, welcher auch wieder in diesem Bande hervortritt, ist die eingehende und verständnisvolle Berücksichtigung der Kulturgeschichte; deshalb wird jedermann die Kap. XX—XXIII, welche die griechische Bildung im 2. Jahrh. v. Chr. behandeln und zwar in Ägypten, Syrien, Pergamon, Rhodos, Athen und Delos, mit besonderem Interesse lesen, namentlich aber das Kap. XXIV: Griechenlands Einfluß auf Rom. Holm will zeigen, daß das Wort des römischen Dichters von dem rauhen Sieger, den das bezwungene Griechenland bezwang, indem es die „Künste“ nach Latium trug, nur halbe Wahrheit ist. Griechenland hatte wohl Philosophie, aber keine Jurisprudenz; denn Rom hat zuerst den Grundsatz durchgeführt, daß gerichtliche Entscheidungen nach allgemeinen Principien, nicht nach augenblicklichen Einfällen getroffen werden müssen. Die römischen Prätores waren die Schöpfer der Continuität im Rechtsleben, aber sie urteilten zunächst nach heimischen Principien, die für Fremde nicht paßten. Da haben sie und die *iurisconsulti* auch das *ius gentium* geschaffen, das auch den Nichtrömern diente und zwar haben sie es gethan mit Hilfe der griechischen Philosophie. Dieser Einfluß Griechenlands auf das römische Privatrecht war mehr wert als jene „Künste“.

Daß der letzte große Abschnitt griechischer Geschichte (146—30 v. Chr.) nur in großen Zügen behandelt wird, wird man begreiflich finden; denn wollte H. hier so ausführlich sein als in den Kapiteln über die Blüte Griechenlands, dann mußte er zugleich eine römische Geschichte schreiben. Eine Ausnahme macht nur das, was sich auf

die gewaltigste Erscheinung des Ostens in jener Zeit, auf Mithradates Eupator bezieht; allerdings hatte H. hier an dem allseitig anerkannten Buche von Th. Reinach eine treffliche Quelle. — Dafs schliesslich Kleopatra wieder in ihren wahren Charaktereigenschaften geschildert wird, und dafs diese Schilderung an ihr nichts zu rühmen findet als ihren Tod, das mag auch als Reaktion gegen die Auffassung des ägypterfreundlichen Romanschriftstellers mit Genugthuung begrüßt werden, der sich mit immer steigender Vorliebe in den Charakter jenes Weibes versenkt und so ein Bild geschaffen hat, welches der historischen Wahrheit kaum entspricht.

Wie im 3. Bande, so werden auch in diesem die Münzen der behandelten Städte, Länder und Könige als wichtige Quelle benützt und das mit unbestreitbarem Rechte. Ich will nur ein Beispiel anführen, welches die Wichtigkeit der Numismatik zeigt. Wir sind gewohnt, namentlich in unseren Schulbüchern zu lesen, dafs mit der Beendigung des Krieges gegen Pyrrhos Unteritalien gänzlich in die Hände der Römer fiel, Milon übergibt Burg und Stadt Tarent den Römern, diese erobern 271 Rhegion wieder, die Städte werden von den Römern geknechtet. Aber die Münzprägung zeigt, dafs Neapel, Tarent, Lokri noch 193 v. Chr. als freie Verbündete Roms gelten! — Ein Bedenken möchte ich freilich hier nicht unterdrücken, das ich schon früher geäußert habe: es wäre doch nicht notwendig gewesen, bei Heranziehung der Münzen auf alle Details der Prägung einzugehen, besonders die Angaben des Münzgewichtes könnten füglich entbehrt werden; denn in diesen Dingen ist H. genauer als ein Handbuch der griech. Geschichte und das will doch sein Werk nicht sein.

Wir freuen uns übrigens, dafs er es, wie er versprochen, zu Ende geführt und zwar mit gleicher Frische und gleichem Reichtum an neuen Gedanken und Anschauungen. Diese sind meist wohl begründet und unsichtig bewiesen, und selbst da, wo er sie zu weit zu verfolgen scheint und zum Widerspruche reizt, erfreut die originelle Darstellung und hält das Interesse des Lesers bis zum Schlusse rege. Hoffentlich läßt das in Aussicht gestellte alphabetische Register zu den 4 Bänden nicht zu lange auf sich warten; denn dadurch wird erst die richtige Benützung des Werkes ermöglicht werden.

München.

Dr. J. Meibor.

Römische Geschichte von Wilhelm Ihne. Erster Band. Von der Gründung Roms bis zum ersten punischen Kriege. Zweite, umgearbeitete Auflage. Leipzig 1893, W. Engelmann. VI und 541 S. gr. 8°.

Mommsens „ein für allemal geschriebene“ römische Geschichte hat infolge der originalen Kraft und wirkungsvollen Lebendigkeit der Darstellung, insbesondere aber durch eine seltene Kunst der Charakteristik von Anfang an Epoche gemacht und in kurzer Zeit eine Art von Alleinherrschaft errungen, wie sie kein anderes Werk auf gleichen

oder verwandtem Gebiete zu erreichen vermochte. Als daher vierzehn Jahre später Ihne mit dem 1. Bande seiner römischen Geschichte auftrat, konnte sein Unternehmen umso mehr als ein kühnes, wenn nicht gar aussichtsloses betrachtet werden, als er sich selbst bewußt war, Mommsen an Gelehrsamkeit und Darstellungskunst kaum übertreffen zu können. Und doch hat auch Ihne nicht vergeblich auf Anerkennung und Erfolg zu hoffen gehabt. Denn mit überzeugenden Gründen wies er darauf hin, daß sich in der römischen Geschichte gar manches anders als im Mommsenschen Lichte darstellen lasse; zugleich aber half er einem Mangel des Mommsenschen Werkes, das ohne allen gelehrten Apparat erschienen war, dadurch ab, daß er, statt nur die Ergebnisse seiner Untersuchungen vorzulegen, auch die wichtigsten Belegstellen aus den alten Autoren angab. Er wollte hiedurch den Leser in den Stand setzen, die Richtigkeit der von dem Verf. gezogenen Schlüsse selbst zu prüfen und sich über dessen Methode in Bezug auf die Behandlung der Quellen ein sicheres Urtheil zu bilden. Daß Ihne hierbei das Richtige getroffen hat, beweist der Umstand, daß er nach der Fortführung seines Werkes bis zum Untergang der römischen Republik daran denken konnte, dasselbe in zweiter Auflage erscheinen zu lassen. Einteilung und Umfang sind bei dem bereits vorliegenden 1. Bande (1.—3. Buch: Königsgeschichte und Geschichte der Republik bis zur Unterwerfung Italiens) gleich geblieben; aber entsprechend den seit fünf und zwanzig Jahren unermüdlich fortgesetzten Forschungen ist, wie der Verf. selbst sagt, viel Schutt weggeräumt worden. Freilich daß wir jemals zur vollen Erkenntnis der Entwicklung der älteren römischen Geschichte gelangen, daran hindert uns schon die Art der Überlieferung; denn für die frühesten Perioden sind keine zeitgenössischen Berichte vorhanden, und die historischen Denkmale der ersten Jahrhunderte sind in dem gallischen Brande fast ausnahmslos zu Grunde gegangen. Aber wenn der Geschichtschreiber unter solchen Umständen meist nur negativ verfahren kann, so ist doch schon die Zerstörung des Irrthums geeignet, uns der Wahrheit wenigstens näher zu bringen. Zugleich ist im Gegensatz zu Mommsens Dogmatismus immer daran festzuhalten, daß sich die Geschichte und die Institutionen eines Volkes nicht immer konsequent und systematisch entwickeln und daß die nämlichen Erscheinungen mitunter auf den verschiedensten Ursachen beruhen.

Zum Schluß sei der Wunsch zum Ausdruck gebracht, daß es dem noch immer eifrig thätigen, schaffensfreudigen Verfasser, unserem selbstlosen, aber anerkennungswürdigen Landsmann, beschieden sein möge, auch die zweite Auflage seines Hauptwerkes glücklich zu vollenden, nachdem er sich schon mit der ersten Auflage nicht bloß bei dem Publikum, auf das er von Anfang an mit Recht baute, ein dauerndes Denkmal gesetzt hat.

Landshut.

M. Rottmanner.

Wolfgang von Zweibrücken, Pfalzgraf bei Rhein, Herzog von Bayern, Graf von Veldenz. der Stammvater des bayerischen Königshauses 1526—1569. Unter Benützung des literarischen Nachlasses von D. J. Ph. Schwartz, bearbeitet von K. Menzel, Professor in Bonn. München 1893. 604 S. C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung.

Der Verfasser hat das umfangreiche Quellenmaterial zu einem anschaulichem Lebensbilde seines Helden und zugleich zu einer höchst anziehenden Schilderung einer tief erregten Zeit zu verarbeiten gewußt. Auf die deutsche Reichs- besonders auf die Territorialgeschichte fallen auf Grund dieser Arbeit neue und höchst beachtenswerte Streiflichter; auch erhalten wir über die religiös-politischen Beziehungen von England, Dänemark, Schweden, von Frankreich und Spanien zu einzelnen deutschen Reichsfürsten wertvolle Aufschlüsse. Die Darstellung führt uns eben teils in politischen, teils in dogmatischen Fragen von einem Fürstenhofe zum andern, von einer Verhandlung zur andern; sie macht uns mit den großen und kleinen Sorgen des deutschen Fürstentums und Adels bekannt und giebt einen Einblick in die brennenden Fragen der deutschen und auswärtigen Politik. Auch das Verhältnis des Katholicismus zum Protestantismus, sowie die dogmatischen Gegensätze innerhalb des letzteren werden beleuchtet.

Der reiche Stoff zerfällt in fünfzehn Kapitel, die teils Wolfgangs Privatverhältnisse zum Inhalt haben, teils Vorgänge und Ereignisse behandeln, an denen der Pfalzgraf einen hervorragenden Anteil genommen, wie: Die Interimsverhandlungen auf dem Reichstage zu Augsburg 1547, die Verhandlungen über den Religionsfrieden zu Augsburg 1555, die Anträge der Protestanten betreffs Aufhebung des geistlichen Vorbehalts ebendort 1559, die Verhandlungen auf dem Fürstentage zu Naumburg 1561 zur Beseitigung der Spaltungen innerhalb des deutschen Protestantismus, endlich die Beratungen über den Heidelberger Katechismus zu Augsburg 1566. Daran schließt sich weiter Wolfgangs Vertrag mit Frankourt, dem Bevollmächtigten Condés 1568, zur Unterstützung der Hugenotten Frankreichs.

Überall macht das Buch den Eindruck gründlicher Forschung, verständiger Kombination und besonnenen Urteils. Allerdings erscheint nach der Darstellung von Menzel Wolfgang nicht mehr mit all den vorteilhaften Zügen, mit denen ihn der Urheber der Biographie, J. Ph. Schwartz hätte ausstatten wollen; denn Schwartz wollte unter dem Eindruck der Widerwärtigkeiten, welche die Protestanten unter dem Ministerium Abel von 1837—1847 auszustehen hatten, diese Biographie schreiben, „um durch sie in beredter Weise auf den fürstlichen Helden hinzuweisen, der vom Geiste hochherziger Duldung und glühender Vaterlandsliebe erfüllt, obwohl ein strenger Lutheraner, den schwer bedrängten Reformierten in Frankreich mit bewaffneter Hand Hilfe geleistet und im Kampfe für die Freiheit des Evangeliums sein Leben gelassen habe. Das Buch sollte wie ein Mahnwort aus den

Erlebnissen der Vergangenheit in die Gegenwart hineintönen und die Fürsten für ächte Toleranz in Religion und Politik empfänglich machen.“

Dies günstige Urteil mochte nach dem damaligen Stand der historischen Kenntnis von Wolfgang einigermaßen begründet erscheinen, wiewohl selbst Schwartz die ihm schon vorliegenden Korrespondenzen über die Grumbachischen Händel und die spanische Bestallung dagegen hätten einige Bedenken erregen sollen. Menzel ist durch Kluckhohns Arbeit über Kurfürst Friedrich den Frommen, durch Orloffs vierbändiges Werk „Die Grumbachischen Händel“ sowie durch weitere eigene Forschungen zu einer weniger günstigen Beurteilung (vgl. bes. S. 397 ff) des Kurfürsten gekommen, wenn auch er schliesslich in Anwendung christlicher Milde „in den gewaltigen Anstrengungen, die Wolfgang zur Errettung der Reformierten in Frankreich machte, in seiner Standhaftigkeit gegen die Anerbietungen und Verlockungen der Feinde, in dem festen Beharren in dem von ihm für recht erkannten Glauben, in seinem frommen und gottergebenen Tod eine Sühne der Fehltritte sieht, die er von ihm zu berichten hatte“.

An Druckfehlern habe ich bemerkt: S. VIII Z. 16 von oben steht Lehre statt Lehren; S. 399, Z. 1 von oben blieben st. blieb; S. 400, Z. 7 von unten vor st. von; S. 487 Z. 6 von unten sollte st. sollten; S. 564 Z. 15 von oben haben st. habe; S. 433 Z. 5 von oben gefloßen st. geflossen.

J. Reifsermayer.

---

Dr. H. Stich, Kgl. Gymn.-Prof., Lehrbuch der Geschichte für die oberen Klassen der Mittelschulen. I. Teil: Das Altertum. Bamberg. C. C. Buchners Verlag 1894. VIII u. 247 Seiten. Preis 2 M. 25 Pf.

Wer mit gleicher Sachkenntnis, mit dem nämlichen Verständnisse für den Bedarf der Schule und mit derselben Sorgfalt und Unverdrossenheit wie Stich ein Lehrbuch ausarbeitet, darf sich der Anerkennung und des Dankes der einschlägigen Kreise im voraus sicher erachten. Hieran ändert nichts, dafs da und dort einmal prinzipiell abweichende Anschauungen ihre Rechte geltend zu machen suchen, oder wenn ausnahmsweise seitens des Verfassers oder des Setzers etwas Menschliches mituntergelaufen sein sollte.

Wie in der Vorrede zu dem 1892 im gleichen Verlage erschienenen III. Bande und auf S. 665 ff. des XXVIII. Jahrganges dieser Blätter des näheren dargethan ist, erstrebt und bietet der Verf. in seinem Lehrbuche der Geschichte grundsätzlich insbesondere 1. Übersichtlichkeit; 2. Andeutung der leitenden Ideen; 3. Berücksichtigung der Kulturgeschichte; 4. Mittheilung einzelner Quellen sowie einiger weniger Sätze aus neueren Geschichtswerken.

Hinsichtlich des letzten Punktes, um mit ihm zu beginnen, liefs sich Stich durch meine Darlegung nicht zur Ausscheidung solcher Stellen bekehren; nicht anders geht es mir mit seinem Verfahren.

Hier steht prinzipiell Ansicht gegen Ansicht. Er hat die Anzahl dieser Quellensätze, weil für die Geschichte des Altertums besonders wünschenswert, vom Standpunkt der Belebung des Unterrichtes und der Anschaulichkeit ausgehend, im I. Bande vielmehr noch beträchtlich vermehrt; ich sähe sie aus andern Gründen lieber samt und sonders ausgeschieden oder doch wenigstens auf ein thunlichst geringes Maß beschränkt. So sehr ich von der Berechtigung meines Wunsches überzeugt bin, so ist dem Verf. doch sein Festhalten nicht im geringsten zu verargen. Was man einmal als richtig erkannt zu haben glaubt, mit dem wechselt man ohne zwingenden Anlaß nicht über Nacht. Allein die Hoffnung vermag ich noch immer nicht aufzugeben, daß sich Stich späterhin für eine mehr oder minder starke Neigung nach meiner Seite gewinnen läßt. Ich glaube ihm daher eine genauere Angabe meiner Gründe zu schulden.

Daß unter der Einnengung dieser vielen Stellen die von Stich sonst so hoch gehaltene und musterhaft bethätigte Übersichtlichkeit des Textes leidet, bedarf an und für sich keiner weiteren Erörterung. Zugleich soll nicht verhehlt werden, daß sich mir die Ausscheidung dieser Quellensätze auch unter Berücksichtigung einer wünschenswerten Verringerung des Buchumfangs zu empfehlen scheint. Es ist gerne hervorzuheben, daß Stichs Lehrbuch eine erheblich geringere Seitenzahl aufweist als der bei uns z. Z. an den humanistischen Gymnasien am häufigsten verwendete I. Teil des Pützchen Grundrisses der Geographie und Geschichte; es kommt ferner in Betracht, daß die für die Zwecke der Übersichtlichkeit und Durchsichtigkeit ungewöhnlich weitgehende Gliederung des Stoffes viel Raum beansprucht; allein alles in allem genommen ist doch sehr viel Material untergebracht und zwar um so mehr, in je knapperen Formen sich Stichs Ausdrucksweise zu bewegen pflegt. Fragt man sich aber, was sich ohne den verhältnismäßig geringsten Schaden etwa ausscheiden ließe, so sind es doch wohl die Quellenstellen, man müßte denn auf die Beseitigung von seltenen Nebendingen folgender Art einen Wert legen: „Porcia tötete sich durch Verschlucken glühender Kohlen“ (S. 208); „Hadrian bestieg auch hohe Berge, wie den Ätna und den Mons Casius in Syrien“ (S. 229). Gelingt es dem Schüler, was sonst im Buche zum Vortrag gelangt, sich thatsächlich anzueignen, so hat er sowohl für ein gedeihliches Studium der mittleren und der neueren Geschichte als auch für eine fruchtbare Autorenlektüre einen reichen Schatz an Kennen und Können gewonnen. Dieses Ziel wird sich aber mit etwas weniger Stoff gesicherter erreichen lassen; anderseits wird die Veranschaulichung und die Belebung des Unterrichtes stets mehr Sache des Lehrers bleiben als des Buches.

Ein anderer Grund für die Beseitigung der Quellenstellen ist mir der, daß manche derselben, und mitunter recht breite, wenig belangreich sind, und daß Stellen von gleicher oder auch besserer Zugkraft aufzufinden des öfteren ein Leichtes wäre. Wer nicht an die Autoren selbst gehen kann oder will, dem bieten schon Peters Zeittafeln eine reiche Auswahl. Dazu kommt noch, daß es mit dem Buche vorzugsweise

die Schüler der VI. Klasse zu thun haben. Jeder Ordinarius derselben weiß, welche Schwierigkeiten diesen nicht selten schon der schlichte Ton der Anabasis im Zusammenhang bereitet. Nun sollen die gleichen Schüler in Stichts Buch mit mancherlei aus dem Zusammenhang gerissenen und nicht immer leichten Stellen z. B. aus Herodot und Thukydides, aus genannten und nicht genannten Dichtern, aus mehrfach ihnen nicht zugänglichen Autorentexten zurecht kommen. Statt auf manche andere verweise ich nur auf die S. 227 aus einem Briefe Trajans an den jüngeren Plinius entnommene Stelle: sine auctore vero libelli in nullo crimine locum habere debent, welche erst durch die im vorausgehenden Briefe des Plinius an den Kaiser verständlich wird. Man wende nur nicht ein, daß ja eine Besprechung in der Schule voranzugehen hat. Gewiß muß und wird diese eintreten. Allein fürs erste ist das Geschichtspensum der VI. Klasse so umfangreich, daß für Übersetzungsübungen in der Geschichtsstunde wenig Zeit übrig sein wird: dann gibt es immer und überall begründete und unbegründete Schulversammlungen, auch Anstaltswechsel im Laufe des Jahres u. dgl. mehr. Meint indes der Verf., dieser Quellenstellen nun einmal nicht entraten zu können, so fände sich ein mehr neutraler Boden für sie im Gebiete der Fußnoten, wohin jetzt schon mehrere verwiesen sind. Selbst den mancherlei hübschen Belegstellen, besonders aus Ranke, aus Mommsen, auch aus Ungenannten, wäre ich hartherzig genug das nämliche Los angedeihen zu lassen. Läßt man sich übrigens auf das Ausheben von derlei Stellen überhaupt ein, so liegt es nur allzu nahe, mitunter den Eingebungen des subjektiven Ermessens oder auch des Zufalles zum Opfer zu werden.

Stichs allenthalben bethätigte Fürsorge, dem Schüler die Aneignung des Lehrstoffes thunlichst zu erleichtern, bringt es mit sich, daß, abgesehen von dem eben besprochenen, alles überflüssige Beiwerk mit großer Bedachtsamkeit ausgeschieden ist. Wenn er zum gleichen Behufe minder Wichtiges in kleinerem Drucke vorführt und dann wieder einzelnes in Fußnoten verweist, so wird man hiemit schon darum einverstanden sein müssen, weil der Schüler durch dieses Verfahren einen zuverlässigen Wink erhält, worauf er vorzugsweise zu achten hat. Nur die Annahme wird schwerlich allgemein geteilt werden, daß die mit Sternchen versehenen Partien, in denen sich ziemlich viele „Quellensätze“ befinden, erst in der Oberklasse nachgeholt werden sollen. Wer die Aufgabe und die Arbeit des Geschichtsunterrichtes in der Oberklasse kennt, wird mir Recht geben, daß hier an eine ansehnliche Erweiterung des Geschichtspensums der VI. Klasse beim Geschichtsunterrichte nicht zu denken ist. Seien wir nur recht hübsch zufrieden, wenn das in der letztgenannten Klasse beim Geschichtsunterrichte sowie dort und da in späteren Klassen bei der Autorenlektüre Gewonnene in wertvollen und nicht allzu zusammenhangslosen Fragmenten erhalten bleibt.

Außer dem bereits Erwähnten dienen der gleichen auf die Erleichterung der Arbeit und auf die Erreichung eines tieferen Einblickes abzielenden Absicht die prägnante Hervorhebung der bewegenden

Ideen, der häufig wiederkehrende Hinweis auf den inneren Zusammenhang der einzelnen Partien in sich und unter sich, die zahlreichen Worterklärungen, die mannigfachen Verweisungen auf ähnliche historische Vorgänge und auf teils geographische, teils historische Verhältnisse anderswo und anderswie. Bei einer andern Gelegenheit äußerte ich mich darüber, daß mir diese in neueren für die Schule geschriebenen Lehrbüchern der Geschichte mehr und mehr sich einbürgernden Vergleiche da nicht unbedenklich scheinen, wo dem Schüler Neues mit ihm ebenso Unbekanntem verglichen wird. Da sich im Gegensatz hiezu Stüchs Vergleiche fast ausnahmslos auf im gleichen Kurse Behandeltes oder aus früherem Unterrichte Bekanntes beschränken, so sind sie als zweckdienlich freudig zu begrüßen.

Ein großer Vorzug des Buches liegt in der ergiebigen Berücksichtigung des kulturhistorischen Elementes, ohne daß darob die politische Geschichte zu kurz kommt, und in der geschickten Einverleibung des ersteren in die letztere. Auch des Biographischen und des Charakterisierenden ist an geeigneter Stelle manches Gute eingestreut. Nicht ein einseitiges Verständnis des antiken Lebens erstrebt der Verfasser zu vermitteln: er will das Werden desselben und sein Bestehen, sein teilweises Vergehen und teilweises Fortwirken, soweit das in einem Schulbuche angeht, klar legen.

Daß Stüchs Diktion, durch Fremdwörter nirgends verunstaltet und alles Phrasenhaften bar, eher als wortkarg zu bezeichnen ist, darf unzweifelhaft gleichfalls als ein Vorzug des Buches gelten. Dabei ist sie bestimmt, klar und korrekt. Über kleinere Unebenheiten wie z. B. S. 34 „gedeutet“ neben „bedeutet“, S. 143 „seien“ neben „seien“, S. 148 „gewählt werden“ neben „g. w.“ ist ohnedies hinwegzusehen. Desgleichen ist hinsichtlich des Ausdruckes ein Aufhebens nicht zu machen aus den gewesenen Konsuln und Beamten (S. 143, 171 und 177), oder wenn der Verf. S. 147 Rom verbrennen, S. 156 Gesandtschaften tauschen, S. 224 Flavius Josephus, S. 242 Spartaner fangen läßt, oder wenn er S. 191 Spartacus die Absicht zuschreibt, zu Schiff nach Sicilien hinüber zu gehen. Auch Herodot, „griechischer Reisender“ S. 5, der „ehrenwerte Dio Chrysostomus“ S. 229, der Adjutant (Rittmeister) des Diktators S. 136 und die Bürgermeister Konstantins S. 236 mögen nicht ernstlich beanstandet werden. Weniger werden manchen „die mit Lebenszeit erwählten Senatoren“ (S. 136), „der diesbezügliche Beschlufs“ (S. 141) und „die nochmals aufkommenden thatkräftigen Kaiser“ (S. 233) zusagen. In grammaticalischer Beziehung, sonst tadellos behandelt, werden viele an der Genetivbildung „des Thebens“ (S. 9) und „des Athens“ (S. 76) Anstofs nehmen; ferner an dem Wechsel der Trebia (S. 120) und die Trebia (S. 164). Ein Wechsel anderer Art findet sich S. 166 Hannibal ante, S. 245 ad portas.

Weil eben von der Konsequenz die Rede ist, sei hier auf ein paar andere Punkte aufmerksam gemacht. Ich meine zunächst die Orthographie. Im allgemeinen ist an Stüchs Schreibweise nichts auszusetzen. Für die Schreibung der griechischen und der lateinischen Namen



erklärt er, „angesichts der Gefahr, daß die Namen anders gesprochen werden, als sie im Lehrbuch stehen, erscheine der Mangel an Folgerichtigkeit immer noch als das kleinere Übel“ (S. IV). Nicht gerade gern, indes ich will den Grundsatz zugeben. Allein auf keinen Fall durfte das nämliche Wort an verschiedenen Stellen in verschiedener Form geboten werden wie z. B. S. 34 Uranos, S. 38 Uranus; S. 123 Cumac, S. 150 Cumā, S. 139 u. 152 Kumā; S. 122 Aquileia, S. 185 Aquileja. Auch Kyaxares neben Cyrus, Archelaus und Dardanus neben Kypselos und Orchomenos werden Bedenken erregen. Nebenher bemerkt war S. 198 zu schreiben Mühlhausen statt Mühlhausen.

In seiner redlichen Bedachtnahme auf Arbeiterleichterung fügt der Verf. Orts- und Städtenamen gut in der Regel eine nähere Bestimmung an. Öfters ist dies mit Rücksicht teils auf die einschlägigen geographischen Abschnitte, teils auf das vorauszusetzende Bekanntsein richtig unterlassen. Freilich wird ein näheres Zusehen unschwer bestätigen, daß solche Bestimmungen des öfteren auch ohne diese beiden Gründe vermifst werden.

Ähnlich verhält es sich mit der Quantitätsbezeichnung der Penultima für die Aussprache. Da die Angabe im Texte erfolgt, war sie jedesmal beim erstmaligen Vorkommen eines Namens zu bieten. Ich bin noch immer der Ansicht, daß sich diese Angaben vom didaktischen Standpunkte aus empfehlen, daß sie aber zweckmäßiger in einem systematisch geordneten Anhang, wo sie der Schüler im Bedarfsfalle jederzeit nachschlagen könnte, erfolgen würde. Selbst der umsichtige Verf. unseres Buches entging den Klippen nicht, an denen in dieser Hinsicht so ziemlich alle Herausgeber solcher Bücher Schaden zu nehmen pflegen. Darauf, daß die Quantität der Penultima mancher Namen nicht an erster Stelle bezeichnet ist, bald einzelne wiederholt bezeichnet werden, sei kein Gewicht gelegt. Allein während für Namen wie Sesostri S. 6 und Clupea S. 159 die Länge, beziehungsweise die Kürze der vorletzten Silbe völlig überflüssig angegeben ist, desgleichen die Quantitätsbezeichnung des *a* in *λαρούα* S. 88, ist sie für eine große Anzahl von Namen unterblieben. Auch mögen die Schüler mit Recht stutzig werden, wenn sie S. 121 und 161 *Insibrer* lesen, dagegen S. 216 *Cantäbrer*. Daß auch sonst einmal eine unrichtige Bezeichnung sich eingeschlichen hat wie z. B. Seite 218 *Aliso* statt *Aliso*, mit dieser Bemerkung sei hinsichtlich dieses Punktes lieber abgeschlossen.

Auch für die hier in Betracht kommenden Münzen und Münzwerte sowie Maße in ihrem Verhältnisse zu unseren deutschen wäre eine einmalige systematisch geordnete Zusammenstellung vorteilhafter als diese durch das ganze Buch zerstreuten, teils nicht mehr, teils bis zum Überdruß wiederholten Angaben. Einmal richtig erfaßt werden diese Dinge im Gedächtnis der Schüler haften bleiben; nur so gelegentlich erwähnt, verschwinden sie gleich gegentlich.

Schließlich noch ein paar Einzelheiten, die auf Versehen sei es des Verfassers, sei es des Setzers zurückzuführen sind. Dabei sollen die S. VIII, 110 u. 246 bereits richtig gestellten und belanglosere

formelle Abirrungen — es sind ihrer ohnehin nur äußerst wenige — unberücksichtigt bleiben. S. 8 ist der Zweck des Einbalsamierens der Leichen bei den Ägyptern kaum in einer allgemeiner Zustimmung sich erfreuenden Form angegeben. S. 13 Z. 1 v. u. ist Sommer zu lesen statt Winter. S. 16 genügt Phönizien allein als Westgrenze Palästinas nicht. S. 23 Z. 1 v. u. ist statt 116 zu setzen 115. Da das vielverwertete Zitat: *non cuius homini contingit adire Corinthum* wohl auf etwas ganz anderes abzielt als auf den Reichtum und die Schönheit der Stadt, so wäre es S. 29 schon aus diesem Grunde besser zurückbehalten worden. S. 73 wird mit der Angabe, durch Perikles' Verbindung mit Aspasia sei das Aufsergewöhnliche seiner Stellung noch erhöht worden, das bestehende Sachverhältnis allzu dunkel gelassen. Ob Perikles' Reden bei Thukydides auch nur „in freier Überarbeitung“ vorliegen, ist doch recht unsicher (*ibid.*). Kontroversen wie die S. 72 u. 138 berührten sind von Schulbüchern richtiger fern zu halten. In Anbetracht der obwaltenden verschiedenen Ansichten ist es überhaupt fraglich, ob nicht hinsichtlich Aristoteles' *19 v. 101.* für ein Schulbuch zur Zeit noch größere Zurückhaltung angezeigt gewesen wäre. Auch Größenbestimmungen wie die S. 123 gegebene „Sardinien ist um 5000 qkm kleiner als Sicilien“ empfehlen sich nicht für Schulbücher. S. 97 ist wohl Demosth. *Ol. I, 24* zu lesen statt *II, 24*. S. 106 bietet Buch *II, 3* statt *III, 3 (8), 28*; S. 123 Pompei statt Pompeii wie S. 225 richtig steht. S. 124 Z. 10 v. u. fehlt waren. S. 141 bietet *Liv. III 41* statt 31; S. 178 *Hor. ep. II, 1, 61* statt 161; S. 164 ist die Polybiusstelle *III, 77, 4* doch gar zu frei umgemodelt. S. 175 fällt die völlig vereinzelt Verweisung auf die Karte auf. S. 181 ist *Cic. Brut. 211* zu lesen statt 21. S. 185 u. 245 stünde richtiger an der Rhone als bei Arausio. S. 214 war die Geburt Christi weit stärker hervorzuheben. So vage Angaben wie S. 229 „Appian verfaßte mehrere Geschichtswerke“ laugen nicht für Schulbücher. S. 234 war 13 statt 12 Verwaltungsbezirke zu setzen.

Die Ausstattung des Buches verdient Lob; nur hätte der Kleindruck etwas größer ausfallen sollen. Auch wäre die Beigabe wenigstens einer Karte der alten Welt erwünscht.

München.

Markhauser.

Jahresberichte der Geschichtswissenschaft im Auftrage der Historischen Gesellschaft zu Berlin herausgegeben von J. Jastrow, XV. Jahrgang 1892. Berlin 1894. R. Gaertners Verlagsbuchhandlung. 1066 S. 8<sup>o</sup>. 30 M.

Über die Nützlichkeit oder besser gesagt Unentbehrlichkeit dieses trefflichen Hilfsmittels für den Historiker und Geschichtsforscher viele Worte zu verlieren, ist nach unseren früheren Ausführungen (cf. diese Blätter *Jhg. XXIV, S. 401* und *XXV, S. 208*) wohl unnötig. Gerade auch für den Lehrer, der mit der Erteilung des Geschichtsunterrichtes betraut ist, sind sie der vorzüglichste Behelf, um sich auf dem

Laufenden zu erhalten, und sie sollten in keiner Gymnasialbibliothek fehlen.

Seitdem wir zuletzt an dieser Stelle über das Unternehmen berichtet haben, ist in der Anordnung der „Jahresberichte“ insofern eine Veränderung eingetreten, als der (gewaltig anwachsende) Stoff nicht mehr, wie früher, in die drei Abschnitte: Altertum, Mittelalter, Neuzeit verteilt ist, sondern seit dem XI. Jahrgang 1888 folgende vier Abteilungen an deren Stelle getreten sind: I. Altertum (unverändert), II. Deutschland, zerfallend in die zwei großen Gruppen: Reichsgeschichte und Landesgeschichte durch alle Jahrhunderte (mit zwei besonderen Schlufs-Paragraphe: Verfassungsgeschichte und Gesamtgeschichte), III. Ausland, in welcher Abteilung der rührige Herausgeber durch Gewinnung neuer Berichtersteller immer größere Vollständigkeit anstrebt. So ist in dem letzten Jahrgang neu aufgenommen ein Bericht über die geschichtliche Literatur der südslavischen Völker; der Abschnitt „Italien“ ist durch zwei weitere Paragraphen und ein Schlufsreferat über Gesamtitalien und dessen Rechts- und Wirtschaftsgeschichte vermehrt worden; die ansehnliche Literatur, welche die Columbus-Feier hervorgebracht hat, gab Veranlassung, dafs ihr ebenfalls ein eigener Abschnitt eingeräumt wurde.

Endlich ist als vierte Abteilung seit 1888 hinzugekommen die Rubrik Allgemeines, welche nicht blofs Referate über allgemeine Weltgeschichte, Philosophie und Methodologie der Geschichte, Kirchengeschichte, Paläographie und Diplomatie, sondern auch seit dem letzten Jahrgang — was besonders hervorzuheben — über „allgemeine Kulturgeschichte“ bringt, und zwar aus der Feder des Kustos an der Universitätsbibliothek Jena, Dr. Steinhausen, des bekannten Herausgebers der neuen „Zeitschrift für Kulturgeschichte“ (4. Folge der Zeitschrift für deutsche Kulturgeschichte). Wir möchten uns hiebei erlauben, auf diese die Aufmerksamkeit der Leser dieser Blätter noch speziell hinzulenken. Auf keinem Gebiete macht sich ja vielleicht ein größerer Dilettantismus breit, als gerade auf dem der „Kulturgeschichte“. Um so erfreulicher ist es, wenn Steinhausen, bekannt durch seine „Geschichte des deutschen Briefes“ und seine „Kulturstudien“, den Gedanken verwirklichen will, ein Zentralorgan für eine wissenschaftliche Behandlung der Kulturgeschichte zu schaffen. Bis jetzt sind davon — im Verlag von Emil Ferber in Berlin — drei Hefte erschienen, wovon das Doppelheft 23 durch die Darlegungen über die von Prof. Lamprecht in Leipzig vertretene „sozialstatistische“ Methode in der Geschichtschreibung und über das Verhältnis zwischen politischer und Kulturgeschichte besonders lehrreich sind.

Ferner aber muß ich im Anschluß an die „Jahresberichte der Geschichtswissenschaft“ auf das daraus hervorgegangene „Handbuch zu Literaturberichten“, bearbeitet ebenfalls von Jastrow (Berlin 1891, R. Gaertner 235 S. 8<sup>o</sup>. 8 Mk.), hinweisen, wo über die Einrichtung der Jahresberichte noch nähere Aufschlüsse sich finden.

Fügen wir hinzu, dafs aufer genauen Registern ein Verzeichnis der „Siglen für einzelne Zeitschriften“ und „Bemerkungen für den

Gebrauch“ beigegeben sind, so wird man erkennen, dafs nichts unterlassen ist, um die „Jahresberichte“ möglichst vollkommen zu gestalten. Zu bedauern bleibt höchstens, dafs — offenbar um die Jahrgänge nicht allzu spät erscheinen zu lassen — immer wieder die Referate über einzelne Gebiete ausgesetzt werden müssen und dafür auf spätere Jahrgänge verwiesen werden mufs. Mich persönlich stört es auch nach wie vor, dafs bei den Berichten über Frankreich und Belgien die französische Sprache beibehalten ist. Warum dann nicht auch das Englische, das Italienische bei den betreffenden Ländern u. s. w.?

München.

H. Simonsfeld.

v. Spruner-Sieglin, Hand-Atlas zur Geschichte des Altertums, des Mittelalters und der Neuzeit. I. Abteilung: Atlas Antiquus. Atlas zur Geschichte des Altertums. 34 kolorierte Karten in Kupferstich, enthaltend 19 Übersichtsblätter, 94 historische Karten und 73 Nebenkarten, entworfen und bearbeitet von Dr. Wilhelm Sieglin. Erscheint in 8 Lieferungen zum Preise von je 2 M. 50 Pfg. Jedes Blatt ist zum Preise von 80 Pfg. einzeln zu haben. Gotha. Justus, Perthes.

Die berühmte Firma, welche vor Kurzem das deutsche Volk und die geographische Wissenschaft mit Vogels Karte des deutschen Reiches im M. v. 1:500 000 beschenkt und daran die geologische Karte von Lepsius geschlossen hat, ist nun auch der historischen Geographie im vollen Mafse gerecht geworden. Nachdem 1891 der grofse Stielerische Hand-Atlas und im vorigen Jahre der grofse Berg-hausche Physikalische Atlas in völliger Neubearbeitung in zeitgemäfsen Ausgaben neuerstanden sind, hat die Verlagsanstalt die Freude und das Glück, wie sie es selbst mit berechtigtem Stolge ausspricht, nunmehr auch das dritte Glied ihres bekannten Dreigestirns, den grofsen Sprunerschen Historischen Atlas als neu erstanden und erstehend anzukündigen.

Zunächst bietet sie durch die erste Abteilung den Hand-Atlas zur Geschichte des Altertums als eine nach Anlage wie nach Durchführung, in ganzen wie im einzelnen völlige Neuschöpfung von Dr. W. Sieglin. Der Herausgeber ist den Lesern dieser Blätter kein Unbekannter. Schon 1885 (S. 454 f) wurde daselbst seiner Karte der Entwicklung des Römischen Reiches rühmend gedacht, nachdem er sich durch seine Arbeiten zur Geschichte des hannibalischen Krieges aufs vorteilhafteste bekannt gemacht und auch an dem Geschichts-Atlas von Droysen mitgearbeitet hatte. Der vorliegende Atlas ist die Frucht nahezu zehnjähriger angestrenzter Arbeit des unermüdlichen Verfassers, der für seine gründliche wissenschaftliche Leistung nicht nur die antiken Schriftsteller, Inschriften und Münzen, sowie die bekannten gröfseren Werke der Gegenwart verwerten konnte, sondern auch Dank seiner Stellung an der Universitätsbibliothek in

Leipzig aus ungezählten Veröffentlichungen unscheinbarster Art und entlegenster Stelle zu schöpfen in der Lage war. — Was „Hauptmann“ von Spruner 1850 in der Vorrede seines Atlas Antiquus offen ausgesprochen „Es ist begreiflich, dafs sich für die früheren Blätter des Atlas bei der mit jedem Tage fortschreitenden Erweiterung unserer geographischen Kenntnis, besonders des Orients, eine Menge von Verbesserungen ergeben müssen und dafs selbst die zuletzt bearbeiteten Blätter in wenig Jahren wieder von Darstellungen überholt sein werden, die viel Altes genauer und besser, ja manches ganz Neue darbieten werden,“ das hat sich seitdem reichlich erfüllt. Vom alten Spruner-Menke'schen Atlas Antiquus ist eigentlich nur die Stelle zurückgeblieben, an welche der Sieglinsche neue Atlas zu treten hat. Was Spruner einst von seinem Atlas sagen konnte, dafs durch die mit jedem Jahre sich mehrende Zahl von wissenschaftlichen Reisewerken es damals unendlich leichter wurde, den Fingerzeigen der Alten in Auffindung der Lage ihrer Orte zu folgen, als dies zu d'Anville's, ja selbst noch zu Reichhard's Zeiten möglich gewesen, das gilt heute von dem Sieglinschen in noch höherem Grade. Ein auch nur flüchtiger Vergleich zwischen beiden Atlanten oder der tabulae C. Müllers zu den geogr. minores. Paris Didot 1855 und Strabo 1853 zeigt die einschneidenden Verbesserungen und Fortschritte der neuen Auflage auf jedem Blatte. Er zeigt aber auch seine Vorzüge gegenüber dem anerkannt tüchtigen Atlas Antiquus Kiepert's, sowohl den ausgezeichneten zwölf Karten zur alten Geschichte (11. Auflage, Berlin, D. Reimer) wie noch mehr dem vielverbreiteten historisch-geographischen Atlas der Alten Welt von Kiepert und C. Wolf (Weimar. 19. Auflage. 1884).

Es ist hier nicht der Ort, auf das Verhältnis der beiden genannten Schulatlanten zu einander einzugehen, dasselbe ist von H. Kiepert selbst in seinem Lehrbuch und Leitfaden der alten Geographie (Berlin 1878 und 1879) im Vorwort sowie in den ausführlichen „Bemerkungen zu den Kiepert'schen Atlanten der alten Welt“ von S. Gorge im Aprilhefte der Zeitschr. f. d. Gymnasialwesen (Berlin 1894. S. 249—254) genügend dargelegt worden.

Die Verdienste des Kiepert'schen Atlas um die Schule sind unbestreitbar und können auch durch den neuen Atlas von S. nicht an Billigkeit übertroffen werden. Ja man wird auch für die neue Auflage das dankbare Bekenntnis Spruners heranziehen dürfen, dafs die trefflichen Leistungen des Altmeisters der Kartographie, seine Karten von Kleinasien, Syrien und Palästina, sowie sein wahrhaft klassischer Atlas von Hellas für diese Gegenden ein höchst reichhaltiges, grundlegendes Material geboten haben und noch bieten. Seitdem haben allerdings nicht nur Kiepert, sondern die Gelehrten und Institute fast aller europäischen Kulturanstalten, wir erinnern nur an die Karten Attikas von Curtius und Kaupert, die Leistungen des Wiener militärgeogr. Instituts, der englischen Survey, des Instituto cartographico Italiano, den Boden der alten Geschichte wetteifernd vermessen und aufgenommen.

Die wissenschaftlichen Untersuchungen eines Philippi (Zur Rekonstruktion der Weltkarte des Agrippa 1880), Max C. P. Schmidt

(Zur Gesch. der geog. Litt. bei Gr. u. R. 1887), H. Berger's Geschichte der w. Erdk. der Gr. (1887), M. Dubois, Examen de la géogr. de Strabon (1891), Heberdeys Untersuchungen über den Periegeten Pausanias, (1894) [vgl. auch die Literatur in v. S. Günthers Abriss d. Gesch. d. Math. u. d. Naturw. im Altert. 2. Aufl., 1893 u. Felix Müllers Zeittafeln z. Gesch. d. Math. 1892] haben auch der antiken Kartographie u. Topographie den Boden geebnet. Auf Grund dieser Quellen und Hilfsmittel gelangen in dem gegenwärtigen Atlas Antiquus alle irgendwie wichtigen Perioden sämtlicher Länder des Altertums, des Orients wie des Occidents, in einer Vollständigkeit zur Darstellung, wie sie bisher kein Atlas jemals geboten; die Entwicklung jedes einzelnen Landes und Staates, die Geschichte seines Wachstums und Niedergangs wird in übersichtlicher, alle Hauptperioden umfassender Versinnbildlichung unvergleichlich klar und treffend zur Anschauung gebracht. Dazu treten einige sechzig Städte- und Schlachtenpläne, sowie sieben Karten, welche die wechselnden Vorstellungen der Alten über die Gestalt unserer Erde wiedergeben. Der feine Kupferstich erreicht in der Schärfe des Ausdrucks wie in der Nachgiebigkeit bei den unvermeidlichen Änderungen in Verbindung mit dem zarten Handkolorit die dem Auge wohlthueendsten und gefälligsten Kartenbilder. Von den bereits erschienenen 3 ersten Lieferungen nennen wir kurz folgende Nummern: 1. Sechs Karten zur Geschichte der antiken Erdkunde, Erdkarten nach Herodot., Eratosthenes, Strabo, Pomponius Mela, Dionysius Periegetes, Ptolemäus. 2. Ethnographische Übersicht der Länder der alten Welt mit einer Nebenkarte: die tabula Peulingeriaana. 3. Ägypten, Übersichtsblatt, mit Nebenkarten: Äthiopien nördlich der Insel Meroë. Alexandrien in der Ptolemäerzeit; in der röm. Kaiserzeit. Sieben Karten zur Gesch. Ägyptens: das ägyptische Reich im 15.—13. Jahrh. v. Chr.; vor der Eroberung durch die Perser; unter den Königen Ptolemäus I—III; zur Zeit des Antonius und der Kleopatra; im ersten und zweiten Jahrh. n. Chr.; unter Kaiser Diokletian; unter K. Arkadius. 4. Palästina und Phönizien zur Zeit der Geburt Christi, (unter Kg. Herodes), Übersichtsblatt. Spezialkarte von Judäa, Samaria und Galiläa zur Zeit des Todes Christi (unter Pontius Pilatus) mit den Nebenkarten: Ethnogr. K. Palästinas zur Zeit der Richter. Plan von Jerusalem. Umgebung. 5. Acht Karten zur Gesch. Palästinas. P. unter den Kgn. David und Salomo; zur Zeit der Kge. Basa, Omri und Josaphat; nach der Rückkehr der Juden aus der babyl. Gefangenschaft; zu Ende der Makkabäerzeit; nach der Eroberung durch Pompejus; nach dem Tode Herodes des Großen; zur Zeit der Empörung 66—70 n. Chr.; nach der Niederwerfung des Aufstandes unter Barkochba. 8. Das Persische Reich nach den Inschriften des Kg. Darius Hystaspis, die Satrapieen des P. R. nach der Neuordnung des Kg. D. H. 17. Vier Karten zur Gesch. Griechenlands im fünften Jahrh. v. Chr.; zur Zeit der Perserkriege: z. Z. der größten Ausdehnung der athen. Macht 455 v. Chr.; zu Beginn des Peiop. Krieges; am Ende des Pelop. Krieges. 21. Oberitalien. Übersichtsblatt mit einer Nebenkarte: Umgebung von Rom. 24. Sechs

Karten zur Gesch. Italiens von der Vertreibung der röm. Kge. bis zur Beendigung des ersten Pun. Krieges: Italien, Ausgang des 6. Jahrh. v. Chr.; zu Beginn des zweiten Samniterkrieges; z. Zeit des ersten Pun. Krieges; Sizilien z. Z. des Pelop. Krieges; z. Z. des Tyrannen Dionysius I.; mit den Nebenkarten: Pläne von Syrakus, Agrigent, Pompeji. 24. Vier Karten z. Gesch. Italiens seit dem 2. pun. Kr., das röm. Machtgebiet zu Beg. des hannibal. Kr.; Spezialkarte von Mittelitalien in ders. Periode; die Regionen Italiens nach d. Einrichtung des K. Augustus; im 4. Jahrh. n. Chr. 28. Spanien. Übersichtsblatt. Nebenkarte: Baetica. 29. Neun Karten zur Gesch. v. Spanien; z. Z. des Hekataüs und des von Avien übersetzten Anonymus; z. Z. der Eroberungskriege des Hamilkar, Hasdrubal und Hannibal; am Ende des hannibal. Kr.; nach dem Falle von Numantia; nach der Unterwerfung der Kantaber u. Asturer unter Augustus; beim Tode des Agrippa; bei Augustus Tode; seit Caracalla; nach der Einteilung der K. Diokletian und Valens. 30. Britannien, Übersichtsblatt. Nebenkarten: Hadrianswall. Der Piuswall. Wir behalten uns vor, auf die historischen und topographischen Fragen im Einzelnen zurückzukommen, wenn der ganze Atlas, von dessen Reichtum schon die drei ersten erschienenen Lieferungen Zeugnis abgelegt haben, uns vorliegen wird.

München.

H. Zimmerer.

Deutschland nach seinen physischen und politischen Verhältnissen geschildert von Dr. H. A. Daniel. 6. vielfach verbesserte Auflage. Neu bearbeitet von Dr. Volz. I. Band. Physische Geographie (Alpen, Deutsches Reich, Oesterreich). Leipzig. O. R. Reisland 1894.

Von dem großen vierbändigen Handbuche der Geographie Daniels, dessen Ruhm als „klassisches Meisterwerk geographischer Darstellung“ ebenso alt als vollbegründet ist, liegt der 3. Band Deutschland in neuer Auflage vor. Diese weist zahlreiche Verbesserungen, wie sie durch den Fortschritt der Forschungen bedingt sind, auf, bringt eine wesentliche Erweiterung einzelner Abschnitte z. B. Kap. I § 3 klimatische Verhältnisse, oder eine teilweise Neubearbeitung, wie Kap. II die Alpen, wodurch der Umfang des Werkes von 510 Seiten der 4. Auflage, welche zum Vergleich herangezogen werden konnte, auf 541 Seiten gestiegen ist. Außerdem ist fast auf jeder Seite die verbessernde Hand zu erkennen, die entbehrliche Fremdwörter durch gut deutsche Ausdrücke zu ersetzen bedacht ist, Meilen und andere veraltete Maßbestimmungen durch Kilometer etc. ersetzt und als Nullmeridian den Meridian von Greenwich annimmt, um das Buch in Übereinstimmung mit den neuesten Kartenwerken zu bringen. Dabei ist jedoch auf S. 95 infolge eines Übersehens aus der alten Auflage die Angabe, die Alpen erstreckten sich zwischen 22° und 34° ö. L. unberichtigt in die neue Auflage übergegangen. Ebenso hat sich auf S. 96 ein unerklärlicher Fehler eingeschlichen. Durch gleichmäßige Verteilung der ganzen Masse der Alpen über die Oberfläche von

Europa erhöht sich nämlich diese nicht um 27,23 m, sondern nur um 6,5 m (cf. Ule, die Erde, p. 84). Die 4. Auflage gibt 7 m. an. Sodann wäre es im Jahre 1894 angezeigt, bei Angabe der Alpenbahnen sich nicht auf die eine Zahnradbahn auf dem Rigi zu beschränken (p. 120), sondern gleich bei dieser Gelegenheit die wichtigsten derselben anzuführen, wie die auf den Pilatus (hievon ist erst p. 149 die Rede), auf das Rothorn bei Brienz, die Schynige Platte bei Interlaken, welche die 4. Auflage irrthümlicherweise als im Bau begriffen bezeichnete, während sie erst in jüngster Zeit in Angriff genommen und 1893 dem Verkehr übergeben wurde. — Diese Spezialbetrachtung von Deutschland, die nach Gersters Urteil (cf. Oberländer, der geogr. Unterricht) für die wissenschaftliche und patriotische Auffassung der Erdkunde als allgemein bahnbrechend anzusehen ist, wird sich in der neuen Auflage, die durch gutes Papier und schönen, korrekten Druck eine der Güte des Werkes entsprechende äußere Ausstattung erhielt, sicherlich zu den alten Freunden noch viele neue gewinnen.

Frankenthal.

Koch.

#### Der neue Gummihalter und der neue Schraffierer von F. Sönnecken in Bonn.

Der neue Gummihalter ist aus fein poliertem Holze hergestellt und kostet 40 Pf., eine Schachtel mit 6 Ersatzgummi 60 Pf. Dieser Halter besteht aus zwei losen Teilen: Der stärkere umschließt einen etwa bleistiftdünnen und 8½ centim. langen Gummi, der durch eine federnde Stahlhülse derart festgehalten wird, daß er zwar vorgestoßen werden kann, aber nicht zurückweicht. Der dünnere Teil der Hülse oder des Halters dient zum Vorstoßen, sobald der Gummi abgenützt ist. Als Vorzüge werden angegeben, daß 1. kein Holz anzuschneiden ist, 2. ein sparsamer Verbrauch stattfindet, 3. der Gummi nicht schmutzen kann, 4. eine bequeme Handhabe geboten wird. Diese Vorzüge zugestanden, so wird doch die Verwendung dieses Gummihalters sich mehr auf das Bureau und den Schreibstisch beschränken. Für Schulen ist derselbe deshalb nicht geeignet, weil es sich hier nicht nur darum handelt, kleine Radierungen vorzunehmen — für welche allein der nur bleistiftdicke Gummi geeignet ist — sondern auch große Flächen zu reinigen, was nur mit einem Gummi erfolgreich geschehen kann, der eine große Angriffsfläche darbietet. Es ist also auch hier wie in so vielen Fällen das einfachste, nämlich der gewöhnliche Radiergummi und Gummi elasticum, das beste. — Der neue Schraffierer oder Strichler ist ein ebenso einfaches als sinnreiches Instrument, das gegenüber anderen komplizierten Apparaten auch den Vorzug der Billigkeit (1 M. 25 Pf.) hat. An einem 25 cm langen Lineal sind zwei Vorstöße oder Ansätze angebracht, von denen der eine fest, der andere mittelst eines Keiles verstellbar ist. Zwischen diesen beiden Ansätzen ist ein Winkel von 45 Grad mit (in der Richtung der Hypothenuse) abgestumpften Enden verschiebbar. Die Größe des Spatiums



zwischen Winkel und verstellbarem Ansatz des Lineals ist nach der gewünschten Entfernung der Strichlagen zu bemessen. Man zieht alsdann eine Linie mit dem Winkel, schiebt denselben um die Größe des Spatiums bis zum hinteren Ansatz zurück und zieht eine zweite. Will man eine dritte Linie ziehen, so wird der Winkel in der letzten Stellung festgehalten, das Lineal dagegen am Winkel so weit zurückgeschoben, bis es mit dem vorderen Ansätze am Winkel anstößt. In gleicher Weise verfährt man bei jedem folgenden Strich. Mit einiger Übung in der Handhabung des Apparates wird man es bald dahin bringen rasch und sicher zu arbeiten. Der neue Strichler empfiehlt sich überall da, wo man viel mit Schraffierungen zu thun hat.

C. Adlers Deutscher Zeichenlehrer-Kalender 1894/95,  
Hamburg, Verlag von C. Adler. Preis 1 M.

Das stattliche Bändchen enthält in seinem I. Teil Stundenpläne, ein Kalendarium vom 1. Januar 1894 bis März 1895, Monats-Notizkalender, Erinnerungsliste für Gedenk- und Familientage nebst Notizblättern. Der II. Teil unter dem Titel „Allgemeines“ bringt Bestimmungen und Gebühren für den Post- und Telegraphenverkehr, Deutsche Wechsel-Stempel-Steuer, Bestimmungen für den Reise- und Rundreiseverkehr, Münzvergleichstabelle, Gewichtstabelle deutscher Reichsmünzen, Maße und Gewichte, Geographisch-statistische Angaben für Deutschland und für Europa, Zinsberechnungstabellen, Gerichtskostenabelle für bürgerliche Rechtsstreitigkeiten, Gebühren für Rechtsanwälte, Titulaturen der Würdenträger etc., Multiplikationstabelle, Adressenverzeichnis, Verzeichnisse entliehener und verliehener Bücher. Der III. Teil enthält „Fachliches“. Kurzgefaßter Lehrgang für das freie Körperzeichnen von Paul Stade, Ästhetische Betrachtungen von demselben, Gedenktage aus der Geschichte der Kunst, des Zeichenunterrichts und der Pädagogik, Fachvereine in Deutschland, Österreich und der Schweiz, Auszug aus dem Statut der Pensionskassa für Zeichenlehrer, Zeitschriften für das Zeichnen und den Zeichenunterricht, Literatur- und Lehrmittel-Nachweis, Verfügungen des Preussischen Unterrichtsministeriums den Zeichenunterricht und das Zeichnen betreffend, Aus dem Normaletat, betreffend die Besoldungen der Lehrer und Leiter an höheren Unterrichtsanstalten, Gesetz, betreffend das Dienst Einkommen der Lehrer an den nichtstaatlichen höheren Lehranstalten, Bekanntmachung, betreffend Änderungen in dem Berechtigungswesen der höheren preussischen Lehranstalten, Schülerlisten. Mehr kann man für eine Mark nicht verlangen.

Regensburg.

Pohlig.

### III. Abteilung.

#### Miscellen.

#### Archäologisches aus Italien und Germanien nebst Fundnotizen.

a) Die Ausgrabungen des Tempels des Zeus Anxur auf dem monte San Angelo bei Terracina. Da die Ausgrabungen des Tempels des Zeus Anxur jetzt abgeschlossen sind, dürfte es an der Zeit sein, die der Wissenschaft förderlichen Ergebnisse dieses Unternehmens zu veröffentlichen. Zunächst muß hervorgehoben werden, daß außer den Fundamenten des 33,50 m langen und 19,70 m breiten Tempels auf dessen Ostseite ein von einer Mauer eingeschlossener und mit einer kleinen Höhle, welche entschieden als Orakelstätte diente, versehener Felsen entdeckt worden ist. Die erwähnte Mauer erstreckte sich noch weiterhin, ja sie umzog den ganzen Gipfel der die Stadt beherrschenden Anhöhe, war also ohne Zweifel zum Schutze des Tempels bestimmt. Vor dessen Cella lag ein mit korinthischen Säulen, welche zugleich den Eingang eröffneten, geschmückter Pronaos; die Wände der ersteren zierten Halbsäulen. Aus den sehr gut erhaltenen und überaus fein gearbeiteten Kapitälern kann man unbedingt schließen, daß der Tempel in der ersten Hälfte des ersten Jahrhunderts nach Christus erbaut ist; andererseits gestatten die stark mit Kohlen und Asche überzogenen Reste des Heiligtums sehr wohl die Vermutung, daß der Tempel auf Grund des bekannten, 426 von Theodosius erlassenen Ediktes über die Vernichtung der heidnischen Kultusstätten zerstört ist. Für die Altertumsforschung besonders wichtig ist es, daß man außer unbedeutenden Bruchstücken von Bildsäulen und mehreren Weibgeschenken am Ende der Cella die Basis von einem Bilde des Zeus Anxur selbst aufgefunden hat, welches völlig übereinstimmt mit den Darstellungen des Gottes als eines unbärtigen Jünglings auf Münzen der gens Vibia.

b) Zum Hanauer Geräte- und Münzfund. Professor Dr. Wolff hat in der Zeitschrift Hessenland (Kassel, Verlag von Friedrich Scheel) über die Funde, welche man am Mainkanal bei Hanau neuerdings gemacht hat, berichtet. Wir ersehen daraus, daß man bei den Bauten zur Anlage einer Werft in dem genannten Kanal unzweifelhaft Spuren römischer Niederlassungen auf dem Stadtgebiete Hanaus angetroffen, auch am Ende der Brücke Schnallen, Nadeln, kleine Löffel mit nadelförmigem Griffe und mancherlei andere Gegenstände, eine Pincette, deren Feder noch jetzt geht, und zwei größere Stecknadeln oder Haarnadeln, deren Spitzen noch gegenwärtig in einer bronzenen Schutzhülle stecken, entdeckt hat. Noch wichtiger für die Wissenschaft als die geschilderten Gegenstände ist der große im Main gemachte Münzfund. Die Fundstücke umfassen fast die ganze römische Kaiserzeit von Claudius bis Antoninus und dessen Gemahlin und stammen größtenteils aus den Jahren 81—117, sind jedoch, wie sich durch Vergleichung der Münzen von Trajan, Hadrian und Antoninus einerseits und derer von Nerva und Domitian, namentlich aber von Titus und Vespasian andererseits unzweifelhaft ergibt, erst in der Zeit von 117—161, also von Hadrians Zeit bis zur Regierung des Antoninus Pius, in den Fluß gekommen. Die letztgenannten Arten sind nämlich mehr oder weniger stark abgegriffen, besonders die des Titus und Vespasianus, dagegen die Exemplare Trajans fast alle, die von Hadrian und Antoninus stammenden sämtlich sehr wohl erhalten, ja geradezu untadelig. Die Münzen waren Brücken-

gelder, welche die vierte vindelicische Kohorte von jedem Nichtsoldaten, der über die Mainbrücke ging, für den Stromgott erhob.

c) **Neuentdecktes römisches Grabmal in Castel bei Malnz.** An besonders gut erhaltenen Gräbern aus römischer Zeit ist in Deutschland gerade kein Ueberfluß; es dürfte daher ein soeben in Castel aufgefundenenes, hervorragend charakteristisches Grab das Interesse der Altertumsforscher in hohem Maße erregen, zumal dasselbe eine aus grauem Sandstein hergestellte Halle bildet, an deren vier Ecken mit Pflanzenbildern gezierter starke Pfeiler stehen, und recht schöne, teilweise rot bemalte Reliefbilder an den Giebeln aufweist. Die Halle, deren oberer Teil zu Opferzwecken benutzt wurde, war auf einer steinernen Grundlage, welche die Grabschrift und die Urne enthielt, errichtet. Im einzelnen bemerken wir, daß der innere Raum des Grabmales 75 cm hoch und 67 cm breit ist, und die eine Giebelseite eine Öffnung in Gestalt eines verschließbaren Thores zeigt, über welchem die Hälfte einer menschlichen Figur sichtbar ist, deren Hüfte von Pflanzenranken umhüllt wird; auf der Rückseite derselben ist, über einem Pfau sich erhebend, Juno mit Schale und Scepter, auf der dritten Seite der keulenschwingende Herkules, den Höllenhund Cerberus mit der Kette an sich ziehend, auf der vierten Seite Kastor und Pollux mit den Pferden dargestellt. Das Grab liegt 1,60 m unterhalb der Straßenhöhe des heutigen Castel.

d) **Fund einer hervorragenden Gemme aus der Zeit des römischen Kaisers P. Valerianus.** Die Nationalbibliothek zu Paris hat vor kurzem einen einschichtigen Sard-Onyx mit dunkelbraunem Grunde, einer mattweißen, von bläulich schimmernden Rändern umgebenen mittleren und einer rötlichen oberen Schicht erworben, dessen Länge 103 mm beträgt, während seine Breite 63 mm und seine Dicke 9 mm ist. Die Hauptteile des Basreliefs, welches die Gefangenahme des Kaisers Valerianus durch Sapores I. aus dem Geschlechte der Sassaniden im Jahre 260 darstellt, sind in der mittleren Schicht eingegraben. Jedenfalls hat Sapores das sich, abgesehen von seiner Größe, namentlich durch große Deutlichkeit der Figuren auszeichnende Kunstwerk zur Erinnerung an seinen Sieg über Valerianus anfertigen lassen. Valerianus, ein jugendlich aussehender, schwächlicher Mann, ist mit Lorbeer bekrönt und hält in der rechten Hand einen Dolch, mit welchem er den Sapores zu durchbohren droht. Dieser trägt einen runden, von einer großen Kugel, dem Sinnbilde der Sonne, überdeckten Helm; seine rechte Hand hält das Handgelenk des Valerianus fest, während seine linke auf den Griff des Schwertes gestützt ist.

e) **Römische Funde aus Metz.** Fabrikant Huber in Siargemünd hat auf dem Hügel Herapel bei Forbach, auf dem bekanntlich schon 1862 eine römische Wasserleitung mit bleiernen Leitungsrohren und 1866 viele, außer einer Silbermünze Konstantins des Großen (mit der Unterschrift „Triumphator gentium barbararum“ und dem Bildnisse des Kaisers) allerdings ziemlich wertlose Bronzemünzen aus der Zeit Konstantins entdeckt worden waren, neue Ausgrabungen veranlaßt, welche die Existenz eines befestigten Lagers der Römer auf dem Herapel außer Zweifel setzen und namentlich wichtige Schlüsse auf das Alter desselben gestatten, auch überhaupt von weit größerer Bedeutung sind als die früheren. Besonders Interesse muß ein dem Kaiser Tiberius etwa im Jahre 20 n. Chr. errichteter, jetzt vom Museum zu Metz angekaufter Denkstein mit der Inschrift: „Tib. Cae. Divi Aug. F. Divi Julii N. Aug. Pontif. Max. Cosuli III Imp. VIII. Trib. Potest. XXIII. . . . . Egovico“, d. h. Tiberio Caesari Divi Augusti Filio Divi Julii Nepoti Augusto Pontifici Maximo Cosuli III Imperatori VIII. Tribunicia Potestate XXIII. . . . . Egovico“ erregen. Man hat ferner daselbst eine gallisch-romanische Sonnenuhr, eine Taschensonnenuhr mit einer Scheibe, deren Rand 5 mm hoch ist und deren Durchmesser 4 1/2 cm beträgt, und einem Zifferblatt, welches viele zur Zeitbestimmung dienende Linien aufweist, gefunden, ferner Statuetten des Merkur und der Minerva, zahlreiche Reste von Flaschen, eine vollständige sechskantige Flasche mit zwei Untersätzen in Gestalt konzentrischer Kreise, Töpfe, Vasen aus schwarzer, brauner und roter Erde mit den verschiedensten Ornamenten, eine Glasfigur, welche einen Hafen darstellt, und mehrere Bronzefiguren. Andere daselbst entdeckte Gegenstände sind unbedeutender Art.

Dresden.

Dr. Löschnhorn.

## Programme der K. Bayer. Humanistischen Gymnasien 1893/94.

(Format durchaus in 8°; die Seitenzahl ist begedruckt.)

**Amberg**, Franz Lommer, K. Gymnasiallehrer, Geschichte der oberpfälzischen Grenzstadt Waldmünchen. II. Teil. Innere Geschichte (II. Hälfte. A). 83 S. — **Ansbach**, Erwin Walther, K. Gymnprof., Stoffsammlung für französische Diktate mit kurzer Einleitung. 40 S. — **Aschaffenburg**, Dr. Johann Strauß, K. Gymnprof., Der teleologische Gottesbeweis und seine Gegner. 63 S. — **Augsburg**, a) Gymnasium St. Anna, Dr. Hans Maisel, K. Gymnl., Beiträge zur Würdigung der Handschriften des Cassius Dio. 35 S. b) K. Kath. Lyceum und Gymnasium St. Stephan, P. Bonifaz Sepp, K. Gymnprof., Lanx satara auctior. Eine Sammlung von lateinischen und deutschen Versen, Sprüchen und Redensarten. 200 S. (c) K. Realgymnasium, Wilhelm Neu, K. Gymnprof., Apparate und Versuche zur induktiven Behandlung der Statik. 42 S.) — **Bamberg**, a) K. Altes Gymnasium, Dr. Joh. Schmaus, K. Gymnl., Aufsatzstoffe und Aufsatzproben für die Mittelstufe des humanistischen Gymnasiums. 80 S. b) K. Neues Gymnasium, Dr. Hans Fertig, Gymnasialassistent, De Philostratis Sophistis. 56 S. — **Bayreuth**, Moriz Gürsching, K. Gymnl., Alberti Kuni Leonbergensis *Errata* lib. I, II, IV e codice Tubingensi. 52 S. — **Burghausen**, Dr. Andr. Deuerling, K. Gymnasialrektor und Seminardirektor, Einige Bemerkungen zu Sophokles und Demosthenes. 39 S. — **Dillingen**, Anton Bullinger, K. Gymnprof., Das Christentum im Lichte der deutschen Philosophie (Erster Teil: Die Mystik Eckhardts.). 43 S. — **Eichstätt**, Dr. Wendelin Berdolt, K. Gymnl., Zur Entwicklungsgeschichte der Konstruktionen mit *ōare*. Beitrag zur historischen Syntax des Griechischen. 43 S. — **Erlangen**, Dr. Friedrich Lüttig, K. Gymnl., Andronikos von Rhodos. II. Teil. 32 S. — **Frelising**, H. Roppenecker, K. Gymnl., De emendatione metrica canticorum Plantinorum. 41 S. — **Hof**, Konrad Schumm, K. Gymnl., Die Bedeutung des Pathetischen in der griechischen Plastik und bei den griechischen Tragikern. 23 S. — **Kaiserslautern**, Joa. Pfifsner, K. Gymnl., Elementare Unterweisungen über die Pflanzen und ihre Teile als Einführung in den botanischen Unterricht an den humanistischen Gymnasien. 68 S. — **Kempten**, Heinrich Reffel, K. Gymnl., Über den Sprachgebrauch des Agathias. 34 S. — **Landau**, Aug. Heisenberg, Gymnasialassistent, Studien zur Textgeschichte des Georgios Akropolites. 53 S. — **Landshut**, Dr. Joseph Amsdorf, Gymnasialassistent, Symbolae ad Aristotelis politicorum crisis spectantes. Pars prior. 37 S. — **Metten**, P. Maurus Weingart, O. S. B., Gymnprof., Statuta vel Praecepta scolarium. Schülerregeln aus dem Ende des 15. Jahrhunderts. 31 S. — **München**, a) K. Ludwigsgymnasium, Dr. M. Doeberl, K. Gymnl., Die Markgrafschaft und die Markgrafen auf dem bayerischen Nordgau. 90 S. b) K. Luitpoldgymnasium, Dr. Thomas Stangl, K. Gymnl., Bobiensia. Neue Beiträge zur Textkritik und Sprache der Bobienser Ciceroscholien. 35 S. c) K. Maxgymnasium, Dr. Hermann Küberst, K. Gymnl., Der zahne Ölbaum in der religiösen Vorstellung der Griechen. 48 S. d) K. Wilhelmsgymnasium, Albert Mayr, Gymnasialassistent, Die antiken Münzen der Inseln Malta, Gozo und Pantellaria. 40 S. mit einer Münztafel. — **Münnerstadt**, ohne Programm. — **Neuburg a. D.**, G. Froschmaier, K. Gymnl., Quellenbeiträge zur Geschichte des Pfalzgrafen Wolfgang Wilhelm von Neuburg. 37 S. — **Neustadt a. d. H.**, Dr. C. Mehlig, K. Gymnl., Der Drachenfels bei Dürkheim a. d. H. Beitrag zur pfälzischen Landeskunde. I. Abteilung mit einem topographischen Plane des Drachenfels. 32 S. — **Nürnberg**, a) K. Altes Gymnasium, Dr. Hermann Braun, K. Gymnl., Die Nachahmung Herodots durch Prokop. 47 S. b) K. Neues Gymn., Friedr. Hofmann, Gymnasialassistent, Kritische Untersuchungen zu Lucian. 49 S. (c) K. Realgymn., Ludw. Keck, K. Gymnprof., Das Bell'sche Telephon und die Sprachlaute. 40 S.) — **Passau**, Joseph Schmid, K. Gymnl., Über den gnomischen Aorist der Griechen. Ein Beitrag zur griechischen Grammatik. 65 S. — **Regensburg**, a) K. Altes Gymn., Dr. Karl Günther, K. Gymnl., De Claudii Claudiani comparationibus. 37 S. b) K. Neues Gymn., Dr. Heinr. Ortner, K. Gymnl., Bemerkungen zu Heinrich v. Kleists Hermannsschlacht. Ein Beitrag zum Kapitel der Schullektüre. 32 S. — **Schweinfurt**, Karl Metzger,

K. Gymnprof., Vier Sprachwurzeln. Ein Beitrag zur griechischen Etymologie und zur Sprachvergleichung. 29 S. — **Speyer**, Dr. W. Harster, K. Gymnprof., Der Güterbesitz des Klosters Weissenburg i. Elsaßs (II. Teil). 90 S. — **Straubing**, A. Mayer, K. Gymnl., Über die Gütererwerbungen des Klosters Oberaltach bis zum Jahre 1247. 38 S. — **Würzburg**, a) K. Altes Gymn., Dr. Wilb. Wunderer, K. Gymnl., Manibiae Alexandrinae, eine Studie zur Geschichte des römischen Kunst- raubes. 31 S. b) K. Neues Gymn., Michael Amend, Gymnasialassistent, Studien zu den Gedichten des Papstes Damasus nebst einem Anhang: Damasi carmina. 39 S. (c) K. Realgymn., Dr. Hans Schumann, K. Gymnprof., Die Galilei-Newton'schen Bewegungsgesetze als Einleitung in die Mechanik. 34 S.) — **Zweibrücken**, Dr. Karl Dahl, K. Gymnl., Demetrius *αἰγιόχοιο*. Ein Beitrag zur Bestimmung der Abfassungszeit der Schrift. I. Teil. 58 S. — **Lateinschule Frankenthal**, Alwin Koch, K. Subrektor u. Fr. Joh. Hildenbrand, K. Studienlehrer, Beiträge zur Geschichte der Stadt Frankenthal in der Pfalz. a) Übersicht der Geschichte der höheren Lehranstalten der Stadt Frankenthal. 31 S. b) Quellen zur Geschichte der Stadt Frankenthal. Mit Einleitungen, herausgegeben von Fr. Joh. Hildenbrand. I. Teil: Die 1. und 2. Kapitulation 1562 und 1573, die Bauordnung 1569 und die Festungsverträge von 1620 und 1622. Nebst 4 Abbildungen. 30 S.

### Frequenz

der humanistischen Gymnasien und der isolierten Lateinschulen des Königreichs Bayern im Schuljahre 1893/94.

#### 1. Humanistische Gymnasien:

| Gymnasium                 | heuerige<br>Frequenz | Zu- oder<br>Abnahme<br>gegen das<br>Vorjahr | Gymnasium                  | heuerige<br>Frequenz | Zu- oder<br>Abnahme<br>gegen das<br>Vorjahr |
|---------------------------|----------------------|---------------------------------------------|----------------------------|----------------------|---------------------------------------------|
| 1. München, Luitpoldgym.  | 1232                 | + 14                                        | 20. Amberg . . . . .       | 372                  | + 3                                         |
| 2. München, Ludwigsgym.   | 781                  | + 53                                        | 21. Bayreuth . . . . .     | 370                  | + 31                                        |
| 3. München, Maxgymn. .    | 765                  | + 28                                        | 22. Würzburg, Altes Gymn.  | 370                  | - 1                                         |
| 4. Würzburg, Neues Gym.   | 695                  | + 4                                         | 23. Augsburg, St. Anna .   | 362                  | - 1                                         |
| 5. München, Wilhelmsgy.   | 652                  | - 40                                        | 24. Metten . . . . .       | 355                  | + 6                                         |
| 6. Augsburg, St. Stephan  | 622                  | - 2                                         | 25. Straubing . . . . .    | 350                  | + 8                                         |
| 7. Regensburg, Alt. Gymn. | 590                  | + 42                                        | 26. Ansbach . . . . .      | 319                  | + 8                                         |
| 8. Passau . . . . .       | 560                  | + 26                                        | 27. Kempten . . . . .      | 311                  | + 20                                        |
| 9. Dillingen . . . . .    | 520                  | - 4                                         | 28. Eichstätt . . . . .    | 310                  | + 30                                        |
| 10. Regensbg., Neues Gym. | 524                  | - 20                                        | 29. Burghausen . . . . .   | 304                  | + 23                                        |
| 11. Freising . . . . .    | 474                  | + 8                                         | 30. Neuburg a. D. . . . .  | 294                  | - 7                                         |
| 12. Nürnberg, Neues Gymn. | 448                  | - 6                                         | 31. Erlangen . . . . .     | 285                  | - 20                                        |
| 13. Landshut . . . . .    | 435                  | + 4                                         | 32. Kaiserslautern . . . . | 278                  | - 7                                         |
| 14. Aschaffenburg . . . . | 426                  | + 12                                        | 33. Neustadt a. H. . . . . | 272                  | + 1                                         |
| 15. Bamberg, Altes Gymn.  | 424                  | + 51                                        | 34. Münnerstadt . . . . .  | 262                  | + 5                                         |
| 16. Nürnberg, Altes Gymn. | 413                  | + 13                                        | 35. Schweinfurt . . . . .  | 259                  | - 11                                        |
| 17. Landau . . . . .      | 410                  | + 17                                        | 36. Hof . . . . .          | 249                  | + 2                                         |
| 18. Speyer . . . . .      | 408                  | + 5                                         | 37. Zweibrücken . . . . .  | 239                  | + 25                                        |
| 19. Bamberg, Neues Gymn.  | 405                  | - 1                                         |                            |                      |                                             |

Gesamtfrequenz der humanistischen Gymnasien im Schuljahre 1893/94 16 105 Schüler gegen 15 783 Schüler im Schuljahre 1892/93, somit ein Zugang von 322 Schülern.

## 2. Lateinschulen :

| Lateinschule                           | heuerige<br>Frequenz | Zu- oder<br>Abnahme<br>gegen das<br>Vorjahr | Lateinschule                            | heuerige<br>Frequenz | Zu- oder<br>Abnahme<br>gegen das<br>Vorjahr |
|----------------------------------------|----------------------|---------------------------------------------|-----------------------------------------|----------------------|---------------------------------------------|
| 1. Scheyern . . . . .                  | 183                  | - 6                                         | 24. Landstuhl . . . . .                 | 68                   | + 7                                         |
| 2. Schäftlarn (6 Klassen)              | 153                  | - 4                                         | 25. Bergzabern . . . . .                | 63                   | - 10                                        |
| 3. Rosenheim . . . . .                 | 139                  | - 3                                         | 26. Pirmasens . . . . .                 | 63                   | - 8                                         |
| 4. Frankenthal . . . . .               | 135                  | + 3                                         | 27. Dinkelsbühl . . . . .               | 62                   | + 14                                        |
| 5. Fürth (6 Klassen) . . . . .         | 133                  | + 25                                        | 28. Wunsiedel . . . . .                 | 61                   | - 10                                        |
| 6. Grünstadt . . . . .                 | 122                  | - 1                                         | 29. Hafsfurt . . . . .                  | 59                   | 0                                           |
| 7. Edenkoben . . . . .                 | 115                  | - 2                                         | 30. Kusel . . . . .                     | 58                   | + 5                                         |
| 8. Ilgolstadt . . . . .                | 109                  | - 1                                         | 31. Schwabach . . . . .                 | 56                   | + 1                                         |
| 9. Windsbach . . . . .                 | 99                   | - 8                                         | 32. Windsheim . . . . .                 | 55                   | + 7                                         |
| 10. Dürkheim . . . . .                 | 96                   | + 3                                         | 33. Hammelburg . . . . .                | 54                   | 0                                           |
| 11. Weissenburg a. Sd. . . . .         | 96                   | + 11                                        | 34. Nördlingen . . . . .                | 53                   | 0                                           |
| 12. Ludwigshafen a. Rh.<br>(6 Klassen) | 95                   | + 9                                         | 35. Gernersheim . . . . .               | 51                   | - 2                                         |
| 13. Günzburg . . . . .                 | 92                   | + 22                                        | 36. Blieskastel . . . . .               | 44                   | - 7                                         |
| 14. Miltenberg . . . . .               | 92                   | + 10                                        | 37. Kirchheimbolanden . . . . .         | 41                   | - 6                                         |
| 15. Oettingen . . . . .                | 82                   | + 2                                         | 38. Lindau . . . . .                    | 36                   | + 11                                        |
| 16. St. Ingbert . . . . .              | 79                   | + 1                                         | 39. Rothenburg o. T. . . . .            | 34                   | + 3                                         |
| 17. Memmingen . . . . .                | 79                   | + 10                                        | 40. Annweiler . . . . .                 | 32                   | + 8                                         |
| 18. Neustadt a. d. A. . . . .          | 79                   | + 6                                         | 41. Donauwörth (4 Klassen)              | 31                   | 0                                           |
| 19. Lohr . . . . .                     | 78                   | + 2                                         | 42. Thurnau (2 Klassen) . . . . .       | 25                   | - 3                                         |
| 20. Kitzingen . . . . .                | 76                   | + 5                                         | 43. Amorbach . . . . .                  | 22                   | 0                                           |
| 21. Homburg . . . . .                  | 72                   | - 4                                         | 44. Wallerstein (2 Klassen)             | 15                   | - 1                                         |
| 22. Uffenheim . . . . .                | 72                   | - 10                                        | 45. Feuchtwanen . . . . .               | 14                   | - 7                                         |
| 23. Winnweiler . . . . .               | 70                   | - 7                                         | 46. Hersbruck (3 Klassen)               | 9                    | - 2                                         |
|                                        |                      |                                             | 47. Deidesheim <sup>1</sup> (2 Klassen) | 5                    | - 6                                         |

Gesamtfrequenz der Lateinschulen im Schuljahre 1893/94 3359 Schüler, gegen 3302 Schüler im Schuljahre 1892/93, somit ein Zugang von 57 Schülern.

Gesamtfrequenz der humanistischen Anstalten des Königreichs im Schuljahre 1893/94 19464 Schüler, gegen 19085 des Vorjahres, somit ein Zugang von 379 Schülern.

<sup>1</sup> Die Privatlateinschule Deidesheim ist am Schlusse des Schuljahres 1893/94 wegen Schülermangels eingegangen; ein gedruckter Jahresbericht wurde nicht mehr ausgegeben.

## Prüfungskommissäre

zur Abhaltung der mündlichen Absolutorialprüfung wurden im verflorbenen Schuljahre vom hohen K. Staatsministerium an folgende 14 Anstalten entsendet:

1. **Aschaffenburg:** Dr. Lorenz Grasberger, K. Universitätsprof. in Würzburg. 2. **Bayreuth:** Dr. August Luchs, K. Universitätsprof. in Erlangen. 3. **Erlangen:** Dr. Eduard Ritter von Wölfflin, K. Universitätsprof. in München. 4. **Kempten:** Dr. Wolfgang Markhauser, K. Gymnasialrektor in München, Mitglied des obersten Schulrates. 5. **München,** Maximiliansgymn. und 6. **München,** Wilhelmsgymn.; Dr. Iwan Ritter von Müller, K. Universitätsprof. in München, Mitglied des obersten Schulrates. 7. **Münnerstadt** und 8. **Schweinfurt:** Dr. Georg Friedrich Unger, K. Universitätsprof. in Würzburg. 9. **Regensburg,** Altes Gymn.: Dr. Elias Steinmeyer, K. Universitätsprof. in Erlangen. 10. **Speyer:** Dr. Martin Schanz, K. Universitätsprof. in Würzburg. 11. **Straubing:** Dr. Karl Sittl, K. Universitätsprof. in Würzburg. 12. **Würzburg,** Altes und 13. **Würzburg,** Neues Gymn.: Dr. Nikolaus Wecklein, K. Gymnasialrektor in München, Mitglied des obersten Schulrates. 14. **Zweibrücken:** Dr. Adolph Roemer, K. Universitätsprof. in Erlangen.

### Progymnasien.

Bis jetzt wurden nach Massgabe der Bestimmungen der Allerhöchsten Verordnung vom 25. Juni, welche im Gesetz- und Verordnungsblatt S. 387 ff., sowie im Ministerialblatt für Kirchen- und Schulangelegenheiten S. 189 ff. veröffentlicht ist, von den 47 isolierten Lateinschulen des Königreiches folgende 25 in Progymnasien verwandelt:

1. Bergzabern, 2. Dürkheim a. H., 3. Edenkoben, 4. Frankenthal, 5. Fürth, 6. Günzburg, 7. St. Ingbert, 8. Ingolstadt, 9. Kirchheimbolanden, 10. Kitzingen, 11. Kusel, 12. Lohr, 13. Ludwigshafen a. Rh., 14. Memmingen, 15. Neustadt a. A., 16. Nördlingen, 17. Öttingen, 18. Pirmasens, 19. Rosenheim, 20. Rothenburg o. T., 21. Schäftlarn, 22. Schwabach, 23. Weissenburg a. Sd., 24. Windsheim, 25. Wunsiedel.

Die Vorstände derselben führen den Namen „Rektoren“ und haben Rang und Gehalt von Gymnasialprofessoren, die ordentlichen Lehrer der wissenschaftlichen Fächer führen den Namen „Gymnasiallehrer“; die Vorstände u. die ordentlichen Lehrer der Lateinschulen behalten die bisherige Bezeichnung als „Subrektoren“, beziehungsweise „Studienlehrer“ bei. Die Subrektoren der Lateinschulen Annweiler, Blieskastel, Germersheim, Grünstadt, Homburg, Landstuhl, Winnweiler haben Rang und Gehalt eines K. Gymnasialprofessors.

Die Anstalten zu Fürth, Ludwigshafen a. Rh. und Schäftlarn hatten schon für das Schuljahr 1893/94 provisorisch eine 6. Klasse errichtet, deren Schüler sich zu Ende des Schuljahres der vorgeschriebenen Abgangsprüfung unterzogen haben.

### Personalnachrichten.<sup>1)</sup>

#### Ernannt:

1. zu **Rektoren**: Dr. Joh. Schumann, Gymnasialprofessor in Würzburg (Realg.) zum Prof. für Mathematik und Physik und zum Rektor der Industrieschule in München; Karl Dietsch, Gymnasialprof. in Hof zum Rektor daselbst;

2. zu **Rektoren an Progymnasien**: 1. in Bergzabern der bisherige Subrektor Magnus Endrass ohne Änderung des Rangverhältnisses; 2. in Dürkheim a. H. der Subrektor Karl Roth ohne Änderung d. R.; 3. in Edenkoben der Subr. Dr. Joh. Jos. Herm. Schmitt ohne Änderung d. R.; 4. in Frankenthal der Subr. Alwin Koch ohne Änderung d. R.; 5. in Fürth Dr. Karl Hoffmann, Gymnasialprof. in München (Luitpoldg.) ohne Änderung des gegenw. Rangverhältnisses; 6. in Günzburg Karl Hussel, Gymnasiallehrer in Nürnberg (A. G.) unter Beförderung zum Range eines Gymnasialprof.; 7. in St. Ingbert der Subr. Karl Bannikel ohne Änderung d. R.; 8. in Ingolstadt der Subr. der bisher. Lateinschule Günzburg Ignaz Rummelsberger ohne Änderung d. R. berufen; 9. in Kirchheimbolanden der Subr. Franz Binder ohne Änderung d. R.; 10. in Kitzingen der Subr. Theod. Schöntag unter Verleihung des Ranges eines Gymnasialprof.; 11. in Kusel der Subr. Hans Oertel ohne Änderung d. R.; 12. in Lohr der Subr., Priester Joh. B. Ferber unter Verleihung des Ranges eines Gymnasialprofessors; 13. in Ludwigshafen a. Rh. der Subr. Jos. Fäger ohne Änderung d. R.; 14. in Memmingen der Subr. Joh. Adam Kohl ohne Änderung d. R.; 15. in Neustadt a. A. der Subr. Jos. Christ. Laurer unter Verleihung d. R. eines Gymnasialprofessors; 16. in Nördlingen der Subr. Wilhelm Friedr. Meyer ohne Änderung d. R.; 17. in Öttingen der Subr. Dr. August Böhner ohne Änderung d. R.; 18. in Pirmasens

<sup>1)</sup> Da infolge der zahlreichen Personalveränderungen der Status sich sehr verschoben hat, so werden die Herren Kollegen hiemit auf den neuen, von Koll. Dr. Stapfer zusammengestellten Status aufmerksam gemacht, welcher als Beilage zum „Neuen Taschenbuch für Lehrer an höheren Unterrichtsanstalten Bayerns“ (München, J. Lindauer'sche Buchhandlung) soeben erschienen ist, jedoch separat nicht abgegeben wird. Preis für Taschenbuch u. Status I Mk.

der Subr. Karl Wollenweber ohne Änderung d. R.; 19. in Rosenheim der Subr. Georg Gürthofer ohne Änderung d. R.; 20. in Rothenburg o. T. der Gymnasiallehrer in Augsburg (St. Anna), Gottlieb Hatz unter Beförderung z. R. eines Gymnasialprof.; 21. in Schäftlarn (Erziehungsanstalt O. S. B.) P. Placidus Aueracher; 22. in Schwabach der Subr. Cornelius Deschauer unter Verleihung d. R. eines Gymnasialprof.; 23. in Weissenburg a. Sd. der Subr. Leonhard Goetz unter Verleihung d. R. eines Gymnasialprof.; 24. in Windsheim der Subr. Mich. Meyer unter Verleihung d. R. eines Gymnasialprof.; 25. in Wunsiedel, der Studient. an der bisherigen Lateinschule Weissenburg a. Sd. Emil Hanser unter Beförderung zum R. eines Gymnasialprofessors;

**3. zu Gymnasialprofessoren:** Dr. Aug. Heerwagen, Reall. in Nürnberg, zum Gymnasialprof. (Naturw.) am Realg. in Nürnberg; Ferdinand Kissel, Reall. in Zweibrücken, zum Gymnasialprof. in Kaiserslautern (M.); Dr. Leonhard Käshöhrer, Reall. in Nürnberg zum Gymnasialprof. am Realg. in Würzburg (M.); ferner die Gymnasiallehrer: Dr. Friedrich Gebhard in München (Wilhelmsgymn.), Max Hoferer ebenda, Dr. Gustav Landgraf ebenda, Dr. Heinrich Reich ebenda, Dr. Karl Rück in München (Ludwigsgymn.), Klemens Chamberer in Burghausen, Karl Baur in Freising, Johann Mosl in Landshut, Dr. Engelbert Ammer in Straubing, Dr. Eduard Rötter in Bayreuth am Gymn. in Landau, Jakob Herzer in Zweibrücken, Franz Xaver Lommer in Amberg, Gg. Eberl in Regensburg (A. G.), Dr. Joh. Schefflein in Regensburg (N. G.), Dr. Josef Streifinger ebenda, Dr. Anton Schubert in Bamberg (A. G.), Dr. Wilhelm Brunco in Bayreuth, Johann Fugger in Kaiserslautern am Gymn. in Hof, Dr. Adolf Ebert in Ansbach, Christian Kelber in Erlangen, Dr. Albr. Köhler in Nürnberg (A. G.), Dr. Friedrich Vogel ebenda, Dr. Bartholomäus Baier in Würzburg (N. G.), Dr. Karl Koeberlin in Augsburg (St. Anna), Alfons Sedlmayr in Augsburg, Realgymn. (n. Spr.), Sebastian Roeckl in München (Maxgymn.), Dr. Joh. Rosenhauer in Keupfen, der Reallehrer Gg. Zierer in Passau zum Gymnasialprof. (M.) daselbst, Paul Meyer in Bayreuth am Gymnas. in Hof; Dr. Joh. Maisel in Augsburg (St. Anna) am Realg. daselbst; Dr. Anton Gleitsmann in München (Luitpoldg.) am Realg. daselbst.

**4. zu Gymnasiallehrern:** die Assistenten Dr. Oskar Hey in München (Ludwigsg.) am Wilhelmsg.; Gebhard Himmeler, gepr. Lehramtskandidat in München extra statum am Wilhelmsgymnasium<sup>1)</sup>; Georg Kinateter in München (Ludwigsgymn.) am Luitpoldg.; Johann Herrlein an d. Lateinschule Hammelburg in Burghausen; Georg Kustermann in Keupfen, Dr. Joseph Amsdorf in Landshut; Burkard Weissenberger in Straubing; Wilhelm Georgii in Neuburg a. D. am Gymn. zu Kaiserslautern; Dr. Max Bencker in München (Maxg.) am Gymn. zu Kaiserslautern; Wilhelm Summa in Ansbach am Gymn. zu Neustadt a. H.; Friedrich Hofmann in Nürnberg (N. G.) am Progymn. zu Pirmasens; Anton Dürrwächter in Eichstätt am alten Gymn. in Regensburg; Dr. Otto Staehelin, zuletzt Inspektor am Kollegium St. Anna in Augsburg am neuen Gymn. in Nürnberg; Friedrich Lederer in Regensburg (N. G.) am Progymnasium in Schwabach; Max Scholl in Bamberg (A. G.) am Progymn. in Windsheim; Dr. Adolf Dyroff in München (Ludwigsg.) am neuen Gymn. in Würzburg; Joseph Harbauer in Dillingen am Progymn. in Rothenburg o. T.; Joseph Nieberle in Landshut am Progymn. in Günzburg; Dr. Georg Riefs in München, Wilhelmsg. (M.), Ludwig Grofs am neuen Gymn. in Nürnberg (M.); Joseph Klug am neuen Gymn. in Würzburg (M.); Georg Friedrich Holler, Inspektor am Alumnium in Ansbach am Gymn. in Landau; Johann Hillgärtner in Landshut; Dr. Julius Denk in Regensburg (N. G.) am Progymn. in Ingolstadt; Joseph Zeller in Regensburg (A. G.) am Progymn. in Bergzabern; Ignaz Juncker von der Lateinschule Schäftlarn am Progymn. in Frankenthal; Heinrich Büttner in Passau am Progymn. in Ludwigshafen a. Rh.; Johann Kuchtnr in Dillingen am Progymn. in Pirmasens; Friedrich Unruh in Zweibrücken am Progymn. in Pirmasens; Johann Diptmar in München (Luitpoldg.)

<sup>1)</sup> Erzieher Sr. Kgl. Hoheit des Prinzen Heinrich von Bayern.



am Progymn. in Edenkoben; Joseph Probst von der Lateinschule Halsfurt am Progymn. in Edenkoben; Anton Schub in Kaiserslautern am Progymn. St. Ingbert; Anton Heeger in Erlangen am Progymn. in Dürkheim; Dr. Erhard Jahn von der Lateinschule Öttingen am Progymn. in Wunsiedel; Karl Brater von der Realschule Kitzingen am Progymn. Wunsiedel (M.); Konrad Gleber in Nürnberg (N. G.) am Progymn. in Windsheim; Ludwig Mufsgnug in Augsburg (St. Anna) am Progymn. in Windsheim; Karl Strehl in Landau am Progymn. Weisenburg a. Sd. (M.); Wilhelm Fronmüller in Landau am Progymn. Weisenburg a. Sd.; Ludwig Hahn in Nürnberg (Realg.) am Progymn. in Schwabach; Friedrich Bilz von der Lateinschule Schwabach am Progymn. Schwabach (M.); Dr. Robert Thomas in Bamberg (A. G.) am Gymn. St. Anna in Augsburg; Wilhelm Meiser von der Kreislandwirtschaftsschule Lichtenhof am Progymn. in Neustadt a. A. (M.); August Keppel in Augsburg (St. Anna) am Progymn. in Memmingen; Heinrich Diesbach von der Realschule Nördlingen am Progymn. in Günzburg (M.); Dr. Heinrich Höhl in München (Maxg.) am Progymn. in Nördlingen (M.); Heinrich Habersang von der Realschule Landau am Progymn. in Öttingen (M.); Georg Diem von der technischen Hochschule München am Progymn. in Lohr (M.); Joseph Schubeck von der Realschule Passau am Progymn. in Kirchheimbolanden (M.); Karl Hetz in Regensburg (N. G.) am Progymn. in Kusel (M.); Joh. Friedrich Lederer, Lehrer an d. Lateinschule Thurnau in Bayreuth; Aug. Schnitzlein in Bamberg (N. G.) am Progymn. Rothenburg o. T.; F. Höhl vom Realg. in München am Progymn. in Pirmasens; Joh. Stöcklein in München (Ludwigsgymn.) in Dillingen; Emil Krell in Schweinfurt am Gymnasium St. Anna in Augsburg;

5. zu Studienlehrern: Konrad Roettinger, Gymn.-Assistent in Aschaffenburg an der Lateinschule Winnweiler; Karl Goetz, Gymn.-Assistent in Landau an der Lateinschule Landstuhl.

Ihrer Vorstandsfunktion enthoben wurden der Subrektor der Lateinschule Fürth Johannes Pickel und der Subrektor der Lateinschule Rothenburg o. T. Konrad Probst; der Realienlehrer am Progymnasium Günzburg, Rudolf Oberndorfer wurde seiner Lehrstelle an dieser Anstalt enthoben; die Funktion des Subrektors an der Lateinschule in Hersbruck wurde dem Studienlehrer Friedrich Übel daselbst übertragen.

#### Versetzt (auf Ansuchen der Beteiligten):

die Rektoren: Karl Hofmann von Bayreuth an das Gymnasium bei St. Anna in Augsburg; Theodor Keppel von Hof nach Bayreuth;

die Gymnasialprofessoren: Dr. Karl Hartwig von Kaiserslautern an das Realgymn. in Nürnberg (M.); Max Toussaint von Landau nach München (Wilhelmsg.); Joseph Fink von Würzburg (N. G.) nach München (Ludwigsg.); Dr. Jos. Degenhart von Straubing nach München (Luitpoldg.); Johann Liebl von Burghausen nach Passau; Dr. Ernst Popp von Hof nach Erlangen; Eduard Groß von München (Wilhelmsg.) nach Nürnberg (N. G.); Dr. Sigmund Preufs von Kempten nach München (Luitpoldgymn.); Dr. Benedikt Rothlauf von Passau an das Maxg. in München (M.);

die Gymnasiallehrer: Dr. Jakob Haury vom Realg. an das Wilhelmsg. in München; Dr. Joseph Führer vom Wilhelmsg. an das Ludwigsg. in München; Dr. Matthäus Doell von Regensburg (A. G.) nach München (Ludwigsg.); Georg Jungwirth von Speyer nach Landshut; Dr. Heinrich Schneider von Kaiserslautern nach Passau; Dr. Lukas Grünwald von Neustadt a. H. nach Speyer; Wilhelm Wolff von Nürnberg (N. G.) nach Bayreuth (dieser berufen); Dr. Georg Hauck von Burghausen nach Würzburg (N. G.); Heinrich Reffel von Kempten nach Würzburg (N. G.); Johann Ungewitter von Dillingen nach Kempten; Ferdinand Vogelgsang von Passau nach Dillingen; Eugen Berger von Landshut nach Passau; Theodor Gollwitzer von Landau nach Nürnberg (A. G.); Max Gantner von Münnerstadt als Reallehrer f. n. Spr. an die Luitpoldkreisrealschule in München; Paul Trumpp von Schweinfurt an das Progymn. in

Memmingen; August Keppel vom Progymn. in Memmingen nach Schweinfurt; Ferdinand Horneber (n. Spr.) von Straubing nach Münnerstadt; Dr. Alois Tüchert (n. Spr.) von Zweibrücken nach Straubing; Heinrich Lieberich von Speier nach München (Realg.); Dr. Andr. Amend von Dillingen nach München (Luitholdg.); G. Simon vom Progymn. Pirmasens nach Speyer;

**die Studienlehrer:** Cölestin Kuissel von Günzburg nach Burghausen; Ludwig Seywald von Pirmasens nach Regensburg (A. G.); Heinrich Kästner von Windsheim nach Regensburg (N. G.); Moriz Treuner (Subrektor) von Hersbruck nach Bamberg (N. G.); Wilhelm Meyer von Schwabach nach Kempten; Ferdinand Seufert von Rothenburg o. T. an das Progymn. Günzburg; Franz Xaver Auer von Edenkoben an das Progymn. Rosenheim; Franz Jos. Wittig; von Pirmasens an das Progymn. Kitzingen, Jak. Barthel von Landstuhl an das Progymn. Kitzingen, sämtliche in der Eigenschaft als Gymnasiallehrer;

**die Reallehrer:** Max Lagally von Bamberg nach Neuburg a. D. (M.), Dr. Eich. Ackermann von Bamberg nach Zweibrücken (n. Spr.), beide als Gymnl.

**In Ruhestand versetzt:** Alois Mayr, Subrektor der Lateinschule Ingolstadt, für immer; Andreas Plank, Studientl. an der Lateinschule Winnweiler, für immer; Eugen Rehm, Gymnprof. (Lat.) am Realgymn. in Augsburg für immer; Karl Fries, Gymnasialrektor des Gymn. bei St. Anna in Augsburg für immer, sämtliche unter Anerkennung ihrer langjährigen, erspriesslichen Dienste, der letztgenannte unter Verleihung des Verdienstordens vom hl. Michael 4. Klasse; Konrad Probst, Gymnl. am Progymn. zu Rothenburg o. T. auf ein Jahr; Friedrich Beyer, vormals Studientl. in Pirmasens auf weitere zwei Jahre, Heinrich Hauch am Progymn. Kitzingen auf ein Jahr.

**Gestorben:** Julius Kroll, Gymnprof. a. D. in Augsburg; Simon Huber Gymnprof. a. D. in Dillingen; Adalbert Moegelin, Studientl. a. D. in Schweinfurt; Georg Gloeckler, Gymnprof. (Religionslehrer) a. D. in Regensburg (N. G.); Wilhelm Grofsmann, K. Pfarrer und Gymnprof. (Rel.) in Hof; Lorenz Koepfel, Gymnprof. a. D. in Burghausen; Ferd. Haubenstricker, Gymnl. a. D. in Nürnberg.

---

### Berichtigung.

Seite 325, Zeile 9 v. o. und 10 v. u., sowie S. 326, Z. 4 v. o. lies Loeschke statt Loeschke; Seite 326 Z. 15 v. u. lies in statt an; Seite 330 Z. 18 v. u. lies einst statt nicht.

Nürnberg.

Dr. Otto Stählin.

---

## I. Abteilung.

### Abhandlungen.

#### Alois Patins Heraklit-Studien.

Unter allen griechischen Philosophen vor Plato und Aristoteles ist keiner, dessen Persönlichkeit schärfer und energischer sich in den Bruchstücken seiner Schrift ausspricht, als der Ephesier Herakleitos. Seine aristokratische Verachtung des Pöbels und alles Pöbelglaubens, sein Widerwille gegen Homer und Hesiod, gegen die „Eigenweisheit, Vielwisserei, Schelmenkunst“ des Pythagoras, gegen Hekaläos und Xenophanes, die gewaltige Kraft seines Hasses und das unbändig-hochmütige Pochen auf die Originalität und Unabhängigkeit seiner Gedanken — alle diese Züge, die in den Fragmenten da und dort hervortreten, lassen uns wohl eine Vorstellung von dem Charakter des stolzen, leidenschaftlichen, einsamen Mannes gewinnen, dessen Ingrimm schliesslich sich bis zu dem Rat an seine Landsleute steigern konnte, „sich Mann für Mann zu erhenken und ihre Stadt den Unmündigen zu überlassen“.

Wenn so die Ungunst der Zeiten, die Heraklits Werk als Ganzes untergehen liess, in dem Bilde seiner Persönlichkeit die lebendige Eigenart nicht ganz hat verwischen können, so steht es leider weit schlimmer um die Erkenntnis seines Werkes und seiner Lehre. Wie gewaltig ist auf der einen Seite die historische Nachwirkung Heraklits; aber wie gering auf der andern die Zahl der wirklichen Fragmente! Auf Parmenides und Empedokles, auf Protagoras und Demokrit hat sein Buch tiefgreifenden Einfluss geübt, und nicht minder auf die Entstehung der platonischen Ideenlehre; der Determinismus der Stoa und die Relativitätslehre der Skeptiker empfangen von ihm die mächtigsten Anregungen; sein Logosbegriff macht ihn für Justinus den Martyrer zu einem Christen, und wiederum waren einem christlichen Bischof Sätze aus dem Werk des Dunklen gerade recht, um einen ketzerischen Gegner als *μαθητής τῶν σοκρῆται* in bösem Doppelsinne zu brandmarken.<sup>1)</sup> Hält man sich gegenwärtig, welche Wandlungen die Auffassung seiner Lehre unter so entgegengesetzten Gesichtspunkten

<sup>1)</sup> Über das Verhältnis der Christen zur heraklit Philosophie vgl. Norden, Beiträge z. Gesch. d. griech. Phil., Jahrb. f. kl. Philol. XIX. Suppl. Bd. S. 386, 2. — N.'s Entdeckung, „dass bei Gregor von Nazianz einige Verse heraklitisieren“, hat, wie ich hier nebenbei bemerke, gleichzeitig und zwar in viel weiterem Umfange auch Patin gemacht (vgl. Heraklit. Beispiele, 1. Hälfte, S. 4, 27, 84, 97; 2. Hälfte, S. 50).

durchmachen mußte, und das wir gleichwohl bei der dürftigen Zahl von urkundlich sicher bezeugten Bruchstücken uns von der Berichterstattung des Altertums nie ganz emanzipieren können: so versteht man, warum über die Grundanschauungen gerade dieses Denkers die neueren Darstellungen soweit auseinandergehen.

Schleiermachers Sammlung und Bearbeitung der Fragmente hatte für die fernere Forschung den Grund geschaffen. Der erste, der versucht hat, Heraklits System im Ganzen und in allem Einzelnen zu begreifen und zu erneuern, war bekanntlich Ferdinand Lassalle. Sein Wagnis ist gescheitert; und trotz „geistiger Behendigkeit und regen Sammelleibes“ mußte es scheitern, da ihm das unumgängliche philologische Rüstzeug mangelte, und noch mehr, weil der Junghegelianer das antike Gegenbild Hegelischer Philosophie bei Heraklit suchte und dieser vorgefaßten Meinung zu Liebe die Überlieferung aufs schwerste vergewaltigte. Von ungleich dauernderem Verdienst als Lassalles voluminöses Werk waren Jacob Bernays' Aufsätze über Heraklit: aber eine Gesamtdarstellung hat er nicht unternommen. Seine scharfe Auffassung und genaue Exegese haben auf manchen Nachfolger, so namentlich auf Schuster und Teichmüller — von Pfeleiderers Irrpfaden ganz zu schweigen — keineswegs den heilsam erziehlischen Einfluß geübt, den man hätte erwarten sollen. Gegenüber diesen Versuchen, die, sicherlich nicht ohne Verdienst, früher oder später als doch großenteils willkürlich und verfehlt erkannt wurden, ist Zellers Darstellung in seiner „Philosophie der Griechen“ schon durch ihre vorsichtige Zurückhaltung von hohem Wert. Das auch sie manche Forderung unerfüllt läßt, wird selbst der Zweifelnde schon daraus entnehmen müssen, das Theodor Gomperz im Jahre 1886 in einer geistvollen Abhandlung<sup>1)</sup> aufs neue der inneren Verkettung von Heraklits Grundlehren nachgegangen ist.

Ein Jahr vor Gomperz' Abhandlung war der wesentliche Mangel von Zellers Abschnitt über Heraklit mit allem Freimut ausgesprochen worden in A. Patins Schrift „Heraklits Einheitslehre, die Grundlage seines Systems und der Anfang seines Buches.“<sup>2)</sup> Dieser Abhandlung war bereits ein kleinerer Aufsatz desselben Verfassers vorausgegangen „Quellenstudien zu Heraklit“, in der Festschrift für Ulrichs, 1879. In den Jahren 1892 und 1893 erschienen als neue Ergebnisse von P.'s Forschungen „Heraklitische Beispiele“ 1. u. 2. Hälfte.<sup>3)</sup> Auf diese Arbeiten, denen nach meiner Überzeugung eine grundlegende Bedeutung für die Erkenntnis der heraklitischen Philosophie zukommt, mit Nachdruck hinzuweisen, ist der Zweck dieses Aufsatzes; seine Ausführlichkeit ist nicht nur, wie ich glaube, durch die Wichtigkeit von P.'s Ergebnissen hinlänglich gerechtfertigt, sondern wird zur Pflicht bei der auffallend geringen Beachtung, die sie, trotz Hermann Diels' günstigem Urteil<sup>4)</sup> über die „Einheitslehre“, bisher gefunden haben.

<sup>1)</sup> Sitzgs.-Berichte der Wiener Akademie 1886, Band 113, S. 1018 ff.

<sup>2)</sup> Progr. d. k. Ludwigs-Gymnasiums, München 1885.

<sup>3)</sup> Programme des k. humanist. Gymnasiums Neuburg a. D.

<sup>4)</sup> Archiv für Gesch. der Philos. I (1888) S. 102 ff. Sonst scheint bisher nirgendwo eine ausführlichere Besprechung von P.'s Arbeiten erschienen zu sein.

Ich beginne mit einer Übersicht über den Inhalt von Patins erster größerer Schrift: „Heraklits Einheitslehre“. Als sein Ziel erklärt der Verfasser, den zentralen Punkt in Heraklits System zu finden. „Gladisch hatte schon vor Jahren mit großer Zuversicht verkündet, dafs es eigentlich nur darauf ankomme, gleich ihm die Grundansicht des Philosophen zu erfassen, da, ehe die leitende Idee des Ganzen gefunden, die Kritik des Einzelnen und die Bestimmung spezieller Lehren überhaupt weder beginnen dürfe noch einen irgendwie sicheren Weg gehen könne“. Gladisch' Ausspruch, dessen Spitze sich gegen Zeller richtet, trifft in Wirklichkeit mit Zellers eigener Forderung zusammen; denn genau das Gleiche ist es doch, wenn Z.'s Einleitung<sup>1)</sup> das Gesetz aufstellt: „Unsere erste Aufgabe wird die sein, die Ansichten jedes Philosophen zu einem Gesamtbild zu verknüpfen, d. h. es soll das Prinzip jedes Systems ausgemittelt und genetisch erklärt, und das System selbst soll in seinem Hervorgang aus dem Prinzip begriffen werden“. Die Forderung ist auch in der That für den Forscher die erste und einzige — „solange er sie für lösbar hält“; und hier scheiden sich die Wege. Zeller scheint bei Heraklit das *ἐπέχειν* vorzuziehen: Patin glaubt die Lösung gefunden zu haben.

Den Beweis, dafs „nur die Kenntnis der ursprünglich leitenden Idee durch das Labyrinth der Trümmer zu führen vermöge“, führt P. zuerst negativ, d. h. durch den Beweis, wie unsicher jeder andere Weg sei und sein müsse. Die schlimmste Sorge über die Echtheit der Mehrzahl der Fragmente fällt allerdings deshalb weg, weil wir im Stande sind, aus ganz positiven sprachlichen und stilistischen Anzeichen auf Heraklits Urheberschaft zu schliessen. Aufser den gewöhnlich hervorgehobenen — den Bildern ohne Angabe des tertium comparationis, den Antithesen, dem Oxymoron und der Ironie — sind es zwei: „erstens eine eigentümliche Prägnanz des Ausdruckes, dadurch erzeugt, dafs sich der strenge Denker, wo er sich im Gegensatz fühlte zur gewöhnlichen Anschauung, nie wieder verleiten liefs, den konventionellen Ausdruck statt des philosophisch richtigen zu gebrauchen; zweitens eine fast ungläubliche Fülle von Spielen mit ähnlichen und sich verwandten Wörtern“. Das letztere Moment rettet eine Reihe in Zweifel gesetzter Anschauungen für Heraklit (vgl. fr. 6 Bywater: *ἄπιστοι οὐκ ἐπιστάμενοι*; fr. 15; fr. 114). Aber trotz dieser Anhaltspunkte sind wir vor groben Irrtümern dann nicht sicher, wenn wir ein Zitat in veränderter Umgebung finden, die uns auf falsche Fährte leitet. Auch

Einen energischen Hinweis auf ihre Wichtigkeit hat Joh. Dräseke im Band VII, Heft 2 des Archivs für Gesch. d. Philos. (1894), S. 158 ff. gegeben. Dräsekes Entdeckungen heraklitischen Gutes bei Eusebius von Emesa sind leider, wie ich beiläufig bemerke, mindestens problematischer Natur. An eine direkte Benützung von Heraklits Schrift durch Eusebius zu denken, verbietet in den angeführten Proben geradezu alles. — Dafs P.'s Arbeiten in der neuen Auflage von Windelbands Geschichte der alten Philosophie in W. Müllers Handbuch wieder übersehen wurden, rügt auch der Rezensent (F. Lortzing) in der Berl. Philol. Wochenschrift, 1894, Sp. 428.

<sup>1)</sup> Philos. d. Griech. I<sup>o</sup> 13.

absichtliche Fälschung kann vorliegen (so fr. 123 = Hippol. phil. IX 10 DS. p. 446, 20<sup>1)</sup>); aber noch häufiger werden unfreiwillige Täuschungen sein. Mit grossem Scharfsinn zeigt P., dafs jenes bekannte Wort: *εἰ πάντα τὰ ὄντια κατὰς γένοιτο, ὄντες ἄν διαγροῦσιν* (fr. 37) bisher nur deshalb von Niemand auch nur erträglich gedeutet worden ist, weil man aus der Umgebung, in der Aristoteles die Stelle anführt, verkehrte Schlüsse zog. Der Ton liegt, wie schon Schleiermacher ahnte, auf dem *διαγροῦσιν*; es ist ein Spott auf die Thorheit der Menschen, die selbst da noch, wo alles Rauch wäre, unterscheiden möchten, ihrem Grundirrtum folgend, der sie überall im Gleichartigen unterscheiden läßt. Erst durch Mißverständnis dieses Satzes ist das scheinbare Fragment bei Plutarch entstanden (fr. 38), das den Heraklit behaupten läßt, *ὅτι αἱ ψυχὰ ὁσμῶνται κατ' Αἰθέρ.*<sup>2)</sup> — Fr. 49 (*χρὴ γὰρ εἶν' ἄλλα πολλῶν ἴστωρος γίωσίσθους ἄνδρας εἶναι*) ist unmöglich so von Heraklit gesagt worden; es ist Mißverständnis des Anfangs von fr. 17 zu Gunsten des Pythagoras und darum zu streichen.<sup>3)</sup> Durchaus ein-

<sup>1)</sup> Das Fragment (überliefert ist *ἐνθα θεῶντι ἐπιανίστασθαι καὶ γύλιαις γί-  
νεσθαι ἐγγεῖτι ζῴωντων καὶ νεκρῶν*) ist eine der wesentlichsten Stützen für die An-  
nahme einer heraklit. Eschatologie. Zeller hält die gewöhnliche Deutung fest  
(S. 712); aber er läßt dabei die von P. hervorgehobene Schwierigkeit in fr. 85 u.  
namentlich fr. 122 (Verhöhnung der Mysterien) unbeachtet. Ist P.'s Deutung  
(welche scharfsinnig in der oratio obliqua *ἐπιανίστασθαι* den Rest einer Heraklitstelle  
erkennt, wo andern (den Anhängern der Mysterien natürlich) nachgesagt war,  
sie wähten, in der Unterwelt *θεῶν τινα ἐπιανίστασθαι* etc.), die richtige, so fällt  
damit geradezu der Hauptanlaß, anzunehmen, H. habe eine individuelle Fortdauer  
der Seele nach dem Tode gelehrt: eine Anschauung, die mit seinem System ab-  
solut unvereinbar ist, da er darnach „auf die Einzelheiten“ übertragen hätte. „was  
folgerichtig nur von der allgemeinen Seele oder dem beseelenden Feuer gesagt  
werden konnte“ (Zeller a. a. O. 711). Auch fr. 122 ist als Hohnwort gegen die  
Mysteriengläubigen sehr wohl verständlich (geg. Zeller 713, 4). Über die weiteren  
nur scheinbaren Belege für H.'s Unsterblichkeitsglauben ist außer der Beseitigung  
von fr. 38 („Einheitslehre“ S. 23) auch „Heraklit. Beisp.“ II 57, Anm. 25 zu ver-  
gleichen. — Mit aller Energie hat sich neuerdings auch E. Rohde gegen die Vor-  
stellung gewendet, H. habe je an die Unsterblichkeit der Einzelseelen glauben  
können (Psyche 442 ff.). Ich will nicht unterlassen auf die Darstellung Rohde's  
im Ganzen hier besonders hinzuweisen; denn sie stimmt großenteils überraschend  
genau mit Patins Auffassungen überein, den er nicht gelesen hat; leider: denn  
sonst hätte R. gewis nicht mit Bywater in fr. 1 geschrieben *ἐν πάντα εἶναι* statt  
*εἶδέναι* und vielleicht auch an einer Deutung des „unheilbar entstellten“ fr. 123  
nicht mehr verzweifelt. Zu seiner Erkenntnis, dafs H.'s Menschenseele keine  
„geschlossene Individualität“ sondern nur „der Allweisheit ein Teil“ ist, hat Rohde  
hauptsächlich die nämliche Plutarch-stelle geführt (de EI ap. Delph. c. 18), die  
auch Jac. Bernays die richtige Auffassung vermittelt hatte (Ges. Abh. I 64 ff. und  
109 ff.).

<sup>2)</sup> Am merkwürdigsten ist mit dieser alten crux der Heraklitforscher  
Pfeleider fertig geworden, der den Philologen „als philosophisches *εἶναι*“ die  
Conjektur *ὁσμῶνται* anbot, während für Plutarch nichts anderes als eben das  
„Riechen“, das *ἀναθιμῶν* oder *ὁσμῶσαι* das Bedeutsame ist! Gegen Pfeleider  
außer Rohde a. a. O. S. 443 ff. gelegentlich Dieterich, Nekyia. S. 75. Vgl. auch  
Cron's Auseinandersetzungen. Philol. N. F. I 226 ff. Cron ist im übrigen bei der  
Prüfung von Pfeleider's Hypothesen selbst sehr weit in den Sumpf geraten. „Alle  
Männer vom Fach sind darin sehr übel daran, dafs es ihnen nicht erlaubt ist, das  
Unnütze zu ignorieren“, sagt Goethe einmal.

<sup>3)</sup> Patins Ausführungen über die vielbesprochenen Worte in fr. 17 *καὶ ἐξ-  
λεξιμένους ταῦτας τῶς ἀγγραγῆς* sind etwas gekünstelt und nach Diels Aufsatz im

leuchtend und trotz des anscheinenden Widerspruchs der Zeugnisse schlagend (denn Clemens geht auf Plutarch oder auf Plutarchs Quelle zurück) ist fr. 31: *εἰ μὴ ἥλιος ἦν ἐγγρόνη ἄν ἦν* in *ἐγγρόνη οὐκ ἄν ἦν* verbessert; an diese Erklärung knüpft sich eine eingehende Besprechung von fr. 30, namentlich im Zusammenhang mit einer Stelle aus Ps. Hippokrates *περὶ διαίτ.* I 5 und mit fr. 35.<sup>1)</sup> In fr. 118 ist ebenfalls die Negation ausgefallen (*οὐ γινώσκει φηλαίσειν*); die geistreiche Kombination mit fr. 123 (S. 46 Anm.) verdient besonders beachtet zu werden.

Alle diese Beispiele zeigen, wie bedenklich es mit der Auffassung und Erklärung der Fragmente bestellt sein muß, solange wir nicht in Heraklits Grundanschauung eine feste Handhabe zur Erklärung alles Einzelnen besitzen. Noch schlimmer als mit den Bruchstücken steht es mit den Zeugnissen der alten Berichtstatter über Heraklits Lehre. Denn sie suchen niemals den eigentlichen Sinn des Systems zu ergründen; ihr doxographischer Zweck nötigt sie in jedem Philosophen eine bestimmte Antwort auf Fragen zu suchen, die in dem System selbst oft gar keine Begründung haben, und wo sie die Antwort nicht auffinden können, sie auf dem Weg unsicherer Folgerung zu gewinnen. Es ist eines der Verdienste von Diels Doxographie, dieses Verhältnis klar gemacht zu haben. Aber selbst Aristoteles vergleicht, wie P. mit Recht hervorhebt, die alten Philosophen nicht in historischem Interesse; er sucht bei ihnen Beiträge zur Lösung der ihn gerade beschäftigenden Frage.

Will man also zu einer sicheren und klaren Auffassung alles Einzelnen und des ganzen Systems kommen, so dreht sich alles um die eine Frage, ob sich aus den Trümmern das einheitliche Prinzip noch ermitteln läßt. Denn da fs Heraklit eine solche Grundanschauung mit Bewußtsein aufstellt und zum Mittelpunkt seines Systems macht, darüber können wir glücklicherweise einen Zweifel nicht hegen, weil fr. 2, seine stolze Verachtung der *ἀξύνετοι ἄνθρωποι* und seine bittere Feindschaft gegen alle seine Vorgänger, mit der einzigen halben Ausnahme von Bias, nicht zu erklären ist, wenn er sich nicht eines absolut trennenden Gegensatzes seiner Anschauung zu jeder andern bewußt war. Und ganz wörtlich sagt er das in dem 18. fr.: *Ὀκίσω*

Archiv für Gesch. d. Philos. III 451 ff. („Ein gefälschtes Pythagorasbuch“) nicht mehr zu halten. Wichtig ist jedoch auch hier der Hinweis auf die Berührungen zwischen fr. 7 und *carmen aureum* v. 53. Die Auffassung von *ἐκαστοῦ σοφίην* in fr. 17 ist gewiß richtig. Gomperz' Einwand gegen die von Patin geteilte bisherige Auffassung des Fragments („Unmöglich kann ein Originaldenker dem anderen eben seine Originalität zum Vorwurf machen“ a. a. O. S. 1002) wird hinfällig, wenn das *ἐκαστοῦ σοφίην* aus fr. 92 (*Τοῦ λόγου δ' ἰόντας ἔνεον ζῶνται οἱ πολλοὶ ὡς ἰδίην ἴχθυες φρόνησιν*) erklärt wird. Sehr gut darüber sind Gomperz' Auseinandersetzungen über das *κακοτεχνίην* in demselben fr.; s. darüber auch Diels a. a. O. 454 f.

<sup>1)</sup> Der bekannte hervorragende Kenner der antiken Geographie, Hugo Berger, hat sich neuerdings gleichfalls über das Fragment geäußert („Untersuchungen über das kosmische System des Xenophanes“, *Ber. d. Sächs. Ges. d. Wiss.* 1894, S. 30), gegen seine Auffassung gilt indes das nämliche, was Patin (Einheitslehre S. 36) gegen Teichmüller gesagt hat. Zur Verdeutlichung von P.'s Ausführungen diene seine eigene Auseinandersetzung in seinen „Heraklit. Beispielen“, S. 89, Anm. 10.

λόγος ἦκουσα οὐδεὶς ἀγινέεται ἐς τοῦτο, ὥστε γινώσκειν ὅτι σοφὸν ἔστι πάντων κεχωρισμένον. In diesem Satz, der wohl die Musterung der früheren Philosophen abschloß, muß das stehen, was Heraklit für seinen fundamentalen Satz ausgab; das sagt die Form, und Zellers und Schusters Erklärungen, die dieses parturiunt montes mit einem trivialen Nichts schließens lassen, sind nicht zu halten. Die Einsicht, zu der keiner vordrang, besteht also in der Erkenntnis ὅτι σοφὸν ἔστι πάντων κεχωρισμένον.<sup>1)</sup> Aber was ist nun der Sinn des schwierigen Satzes? Zur Erklärung bieten sich drei andere Stellen dar. Die erste ist die Diogenesstelle (fr. 19): ἐν τῷ σοφῷ ἐπίσινασαι γνώμην ὅτι κερβερινῶσαι πάντα διὰ πάντων; aber hier hindert uns schon die verderbte Überlieferung am Verständnis. Die 2. Stelle, die zur Erklärung dienen könnte, wäre fr. 2 — wenn sie nicht wegen ihres Logosbegriffs selbst so sehr der Erklärung bedürftig wäre. Und so bleibt drittens noch das fr., das Bywater an die Spitze des Buches gestellt hat. Οὐκ ἐμεῦ ἀλλὰ τοῦ λόγον ἀκούσαντας ὁμολογέειν σοφὸν ἔστι ἐν πάντα τίδενα. Auch hier ist aber so wenig sicherer Boden, daß Bywater nicht anstand die Konjektur εἶναι in den Text zu setzen.

Keine von allen vier Stellen vermag also für sich allein die Frage nach Heraklits Prinzip zu entscheiden. Aber zusammengenommen können sie sich allerdings gegenseitig erläutern. Dann zeigt es sich, daß ἐν πάντα εἶδέναι und σοφὸν πάντων κεχωρισμένον identisch sind. „Eines weißes alles“ oder anders ausgedrückt: „Das eine, das weise heißen kann, ist geschieden von allen Sonderexistenzen“. Und wie sich diese beiden Sätze vollständig decken, so werfen sie nun auch ihr Licht auf die beiden andern. „Alle Dinge werden nach dem λόγος“, sagt fr. 2; und der λόγος ist es nach fr. 1, von dem man lernen soll ἐν πάντα εἶδέναι. Und dieses ἐν, das alles weiß, ist eben die Einsicht (γνώμη), die nach Diogenes Alles durch Alles lenkt.

Der Satz Οὐκ ἐμεῦ κτλ. enthält in seinem ἐν πάντα εἶδέναι wie eben angedeutet, den nämlichen Gedanken, den Heraklit anderwärts als eine Weisheit ankündigt, die keiner vor ihm besessen. Bywater hat jenen Satz an die Spitze der ganzen Fragmentensammlung gestellt, aber ohne Begründung. Mit Ausnahme von Lassalle, Schuster und

<sup>1)</sup> Gomperz' Vermutung a. a. O. S. 1034, der Satz habe mit ὥστε γινώσκειν geschlossen, hat etwas Bestechendes, und zwar gerade, wenn man mit P. und Gomperz annimmt, das fr. habe den Abschluß für eine Musterung der früheren Forscher gebildet. Aber Gomperz' Annahme beizustimmen, hindert auch mich, gleich Warmbier (Studia Heraclitea Berol. 1891 p. 14, ann. 1) die Unwahrscheinlichkeit, daß Einer wohl verständliches mit dem schwer verständlichen ὅτι σοφὸν ἔστι πάντων κεχωρισμένον habe erklären wollen. Warum hat übrigens Warmbier unterlassen, gleich allen übrigen Deutungen auch die P.'s anzuführen und zu prüfen? Er selbst erklärt: „Sapientia diversa est ab omnibus rebus, nulli rei recte eam contuleris“. Und diesen Satz von der „Unvergleichlichkeit der Weisheit“ — ich wüßte nicht, wie ich das contuleris anders übersetzen sollte — diese schöne Florilegiensentenz soll Heraklit als den unerstiegenen Gipfel der Weisheit gepriesen haben? W. findet zwar auch mit Schleiermacher einen Tadel der πολυμαθειῆ in dem fr.; aber der steckt nur darin, wenn man mit P. übersetzt: „getrennt von allen Einzelexistenzen“. Gerade hier also durfte W. den ihm wohlbekanntesten Vorgänger nicht ignorieren.



Susemihl haben die Interpreten bisher an fr. 2 als Anfang des Buches festgehalten, wofür Aristoteles und Sextus gemeinsam zu zeugen schienen. Freilich beginnt dieses fr. 2 mit einem  $\tau\omicron\upsilon\delta\ \delta\epsilon\ \lambda\omicron\gamma\omicron\nu\ \tau\omicron\upsilon\delta\delta'$   $\acute{\epsilon}\omicron\rho\tau\omicron\varsigma$ ; dieses  $\delta\epsilon$ , das Hippolytos getreulich überliefert hat, ist nicht zu entfernen; und so blieb nur der verkehrte Ausweg, ein Buch mit  $\delta\epsilon$  beginnen zu lassen, was nur dann möglich ist, wenn ein Bezug auf ein anderes vorliegt; oder der richtige, offen zu gestehen, dieses  $\delta\epsilon$  mache eine Bezugnahme auf etwas Vorausgehendes nötig, nach dem daher zu suchen sei. Zeller hält freilich das  $\delta\epsilon$  am Anfang fest, indem er annimmt, das Buch sei  $\lambda\omicron\gamma\omicron\varsigma\ \pi\epsilon\rho\iota\ \gamma\upsilon\sigma\tau\omicron\varsigma$  überschrieben gewesen; aber diese Auskunft ist absolut unhaltbar, wie P. mit unwiderleglicher Klarheit darthut (S. 66 ff.).<sup>1)</sup> Der einzig mögliche Vordersatz vor dem  $\tau\omicron\upsilon\delta\delta\epsilon$  ist von Bywater und Patin gefunden und von letzterem begründet worden: es ist Byw. fr. 1. Ich muß darauf verzichten, P.'s ausführliche positive Beweise (S. 68—73) hier zu wiederholen; ich kann nur aussprechen, daß ich dieses Resultat, die selbstgewonnene Grundlage für P.'s ganze Auffassung des Heraklit, für vollständig sicher und den Skeptizismus, in welchem z. B. Cron verharret, für sehr ungerechtfertigt halte. Warmbiers Einwurf (a. a. O. p. 4), der einzig auf das  $\acute{\omicron}\mu\omicron\lambda\omicron\gamma\omicron\epsilon\iota\nu$  sich gründet, ist falsch; denn das  $\acute{\omicron}\mu\omicron\lambda\omicron\gamma\omicron\epsilon\iota\nu$  ist nur des  $\lambda\omicron\gamma\omicron\varsigma$  halber gewählt.<sup>2)</sup>

Eine Schwierigkeit bleibt hier allerdings, wie P. fortfährt, bestehen: in diesem Anfang steht nichts von dem, was Hippolyt mit ihm beweisen will; und ebensowenig ein Anlaß für Philos Behauptung, Heraklit habe an die Spitze seines Buches als Hauptstück die Entdeckung des  $\acute{\epsilon}\nu\ \acute{\epsilon}\xi\ \acute{\alpha}\rho\mu\omicron\upsilon\sigma\iota\nu\ \tau\omicron\omega\upsilon\ \acute{\epsilon}\nu\alpha\nu\tau\iota\omicron\upsilon\omega\upsilon$  gestellt. Und weiter ergibt sich der Einwurf, daß das  $\gamma\iota\nu\omicron\mu\epsilon\tau\omicron\omega\upsilon\ \pi\acute{\alpha}\nu\tau\omega\upsilon\ \kappa\alpha\tau\grave{\alpha}\ \tau\omicron\upsilon\delta\ \lambda\omicron\gamma\omicron\nu\ \tau\omicron\upsilon\delta\delta\epsilon$  kaum verständlich ist, wenn vorher nur vom Wissen, nicht von einem Lenken des  $\acute{\epsilon}\nu$  die Rede war. Demnach brauchen wir eine Vervollständigung des 1. Satzes  $\text{Οὐκ ἔμεν etc.}$  Patin sucht sie in der vielumstrittenen Diogenesstelle:  $\acute{\epsilon}\nu\ \tau\omicron\ \sigma\omicron\phi\omicron\nu\ \acute{\epsilon}\pi\iota\sigma\iota\sigma\tau\omicron\upsilon\alpha\iota\ \gamma\upsilon\omega\mu\eta\ \acute{\omicron}\tau' \acute{\epsilon}\gamma\kappa\upsilon\beta\epsilon\rho\eta\sigma\alpha\iota\ \pi\acute{\alpha}\nu\tau\alpha\ \delta\iota\grave{\alpha}\ \pi\acute{\alpha}\nu\tau\omega\upsilon.$ <sup>3)</sup> Er glaubt, hier seien Text und Paraphrase contaminirt; das  $\acute{\epsilon}\tau\iota\upsilon\alpha\ \acute{\epsilon}\nu\ \tau\omicron\ \sigma\omicron\phi\omicron\nu\ \acute{\epsilon}\pi\iota\sigma\iota\sigma\tau\omicron\upsilon\alpha\iota\ \gamma\upsilon\omega\mu\eta$  sei Paraphrase von fr. 1:  $\sigma\omicron\phi\omicron\nu\ \acute{\epsilon}\sigma\tau\iota\ \dots\ \acute{\omicron}\mu\omicron\lambda\omicron\gamma\omicron\epsilon\iota\nu\ \acute{\epsilon}\nu\ \pi\acute{\alpha}\nu\tau\alpha\ \acute{\epsilon}\iota\delta\epsilon\nu\alpha\iota$ ; näher dem ursprünglichen Wortlaut stehe dagegen vermutlich die zweite Hälfte:  $\acute{\omicron}\tau\epsilon\ \kappa\upsilon\beta\epsilon\rho\eta\sigma\alpha\iota\ \pi\acute{\alpha}\nu\tau\alpha\ \delta\iota\grave{\alpha}\ \pi\acute{\alpha}\nu\tau\omega\upsilon.$  Und dieser Relativsatz würde sich mit Leichtigkeit nach  $\acute{\epsilon}\nu\ \pi\acute{\alpha}\nu\tau\alpha\ \acute{\epsilon}\iota\delta\epsilon\nu\alpha\iota$  einfügen lassen.<sup>3)</sup>

<sup>1)</sup> Darin stimmt auch Warmbier (Studia Heraclit. p. 3, ann. 1) P. zu.

<sup>2)</sup> Vgl. auch „Her. Beisp.“ II 82.

<sup>3)</sup> Gegen P.'s Behauptung, der Archetypus des Diogenes werde  $\acute{\omicron}\tau\epsilon\ \kappa\upsilon\beta\epsilon\rho\eta\sigma\alpha\iota$  gehabt haben, erklärt Diels, Arch. f. G. d. Ph. I, 103, 2, es habe vielmehr sicher  $\text{ΟΤΕΗΚΥΒΕΡΝΗΣΑΙ}$  da gestanden. Die Handschriften schwanken zwischen  $\acute{\omicron}\tau'$  ( $\acute{\epsilon}\gamma\kappa\upsilon\beta.$  und  $\acute{\omicron}\tau\epsilon\ \kappa\upsilon\beta\epsilon\rho\eta\sigma\alpha\iota$ ). Diels vermutete  $\acute{\omicron}\tau\epsilon\nu$ . Das  $\acute{\omicron}\tau\epsilon$  wäre ganz ohne Bezug im Vorigen, und ob man dem Diogenes ein so gedankenloses Zusammenschreiben von zwei Sätzen zumuten darf, daß ein Relativum ohne alle Relation gesetzt wurde, bleibt doch, trotz Patin S. 78, Anm. 1, zweifelhaft. Zudem scheint der von Byw. zu der Stelle verzeichnete Vers aus Kleantes Hymnus (v. 36) doch für die Ursprünglichkeit der Verbindung von  $\gamma\upsilon\omega\mu\eta$  und  $\kappa\upsilon\beta\epsilon\rho\eta\sigma\alpha\iota$  zu sprechen. Über die alte Bedeutung des Wortes  $\gamma\upsilon\omega\mu\eta$  (= „die absolut gefasste Intelligenz“) hat Gomperz, Apol. der Heilkunst (Wien. Sitz. Ber. Bd. 120) S. 6 u. 167 gehandelt.

Nachdem so der Anfang des Buches gewonnen ist, versucht P. mit Hilfe des Sextus weiter zu dringen. Sextus führt als bald auf fr. 2 folgende Worte des Heraklit an: *διὸ δεῖ ἐπισθαί τῷ ξενῶ*<sup>1)</sup> *κίλ.* Auch hier muß man fragen, wie Sextus dazu komme, in diesen Worten den *κοινὸς λόγος* als *κοιτίριον* bezeichnet zu finden. P. vermutet, daß er oder vielmehr seine Vorlage dazu berechtigt war durch den Satz, der dem fr. 92 bei Heraklit unmittelbar vorausging; und in der Wahl dieses Satzes (Byw. fr. 91) begegnet er sich mit Bywater, der allerdings beiden Sätzen, entgegen dem Zeugnis des Sextus, eine Stelle in einem späteren (dem politischen) Teile von Heraklits Schrift anweisen zu müssen glaubte. P.'s Nachweis, daß diese Fragmente nach Inhalt und Form in den Anfang des Buches gehören, scheint mir den Grad von Wahrscheinlichkeit zu erlangen, der hier überhaupt möglich ist. — Nun handelt es sich nur noch darum, die Stelle, die nach Sextus Zeugnis zwischen den von ihm ausgeschriebenen Sätzen stand, zu ermitteln. Es würde zu weit führen, hier P. bis ins Einzelne zu folgen;<sup>2)</sup> das Endergebnis ist ein gedanklich vollständig zusammenschließendes, durch eine Reihe echt heraklitischer Wortspiele und formaler Beziehungen verkettetes Stück, der Anfang des Heraklitischen Buches. Der Leser wird es gewiß nicht mißbilligen, wenn ich dieses Resultat, statt es mit bloßen Fragmentenzahlen anzudeuten, in seinem Wortlaut ihm vor Augen stelle:

⟨fr. 1⟩ *Ὅτι ἐμεῦ ἄλλὰ τοῦ λόγον ἀκούσαντες ὁμολογεῖν σοφόν ἐστι ἐν πάντα εἰδέναι* ⟨fr. 19⟩ *(ὅτι κνβερονῆσαι πάντα διὰ πάντων).*<sup>3)</sup>  
 ⟨fr. 2⟩ *τοῦ δὲ λόγου τοῦδ' ἕστιος αἰεὶ ἀξύνετοι γίνονται ἄνθρωποι καὶ πρόσθεν ἢ ἀκοῦσαι καὶ ἀκούσαντες τὸ πρῶτον. γενομένων γὰρ πάντων κατὰ τὸν λόγον τῶνδε ἀπέρισι εἰκασί πειρωμένοι ἐπέων καὶ ἔργων τοιοιῶν ὅσα ἐγὼ διηγῆμαι διαίρων ἕκαστον κατὰ γένει καὶ φράζων ὅπως ἔχει. τοὺς δὲ ἄλλους ἄνθρώπους λανθάνει ὅσα ἐφροθένης ποιεῖται, ὅπως τε ὅσα εἰδόντες ἐπιλανθάνονται.* ⟨fr. 93⟩ *ὃ μάλιστα διηγεκῶς ὁμιλεῖται λόγῳ, τοῦτε διαφρόνται καὶ (οἷς) καὶ ἡμέραν (ἐγκυρόνται, ταῦτα αὐτοῖς ξένα φαίνεται).* ⟨fr. 5⟩ *οὐ γὰρ φρονέουσι τοιαῦτα [πολλοὶ] ὅμοιοι ἐγκυρόνται, οὐδὲ μαθόντες γινώσκουσι, ἐνοτιοῖσι δὲ δοκῶσι.* ⟨fr. 3⟩ *ἀξύνετοι ἀκούσαντες κωφοῖσι εἰκασί φάτις ἀνοῖσι μαυροῦσε παρεόντες ἀπέται.* ⟨fr. 111⟩ *ὅς γὰρ ἀνὼν νόος ἢ φρήν; δῆλον αἰδοῖται ἔραται καὶ διδασκάλῳ χροῖται οἰλίῳ οἷα εἰδῶσι οἱ πολλοὶ κακοὶ ὀλίγοι δὲ ἀγαθοὶ . . .* ⟨fr. 91⟩ *Ξυρὸν ἐστὶ πᾶσι τὸ φρονεῖν. ξὺν νόῳ λέγοντας ἰσχυροῦσθαι χρὴ τῷ ξενῶ πάντων ὅπως τε νόμῳ πόλις καὶ πολὺ ἰσχυροῦσθως. τρέγονται γὰρ πάντες οἱ ἄνθρωποι*

<sup>1)</sup> Das *δεῖ ἐπισθαί τῷ ξενῶ* hält P. sicherlich mit Recht als Heraklitisch fest gegenüber Bywater, der es ohne Begründung ausschied. Gomperz ist zu demselben Ergebnis wie P. gelangt (a. a. O. S. 1045), aber die Stelle, die er dem 91. fr. (den ersten Satz scheidet er aus) versuchsweise geben will, ist eine andere, er weist fr. 91 in den Übergang von der Physik zum sog. politischen Teil.

<sup>2)</sup> Ausgezeichnet ist hier namentlich die Ausführung über fr. 93, die ergiebiger als Gomperz a. a. O. S. 1097, aus M. Antoninus unzweifelhaft heraklit. Gut wiedergewinnt.

<sup>3)</sup> „Die (runden) Klammern bedeuten unheilbare Abweichungen und sehr ungewissen Wortlaut“.

νόμοι ὑπὸ ἑνὸς τοῦ Θείου. κρατέει γὰρ τοσοῦτον ὀκόσον ἐθέλει καὶ ἐξαρκέει πᾶσι καὶ περιγίνεται. <fr. 92> διὸ δὲ ἐπεσθαι τῷ ξυνῶ. τοῦ λόγου δ' ἕντος ξυνῶ ζῶουσι οἱ πολλοὶ ὡς ἰδίην ἔχοντες φρόνησιν.

Niemand wird in Abrede stellen, daß hier ein formeller und logischer Zusammenhang zwischen den einzelnen Sätzen waltet. Wer aber gleichwohl in diesem Rekonstruktionsversuch nichts als eine „Belustigung des Verstandes und Witzes“ sehen möchte, der sei hier nochmals daran erinnert, daß die Voranstellung von fr. 1 u. 2 auf sicheren Beweisen beruht und die übrigen Vermutungen von Sextus' oder besser Aenesidemus' Bemerkungen ausgehen, deren Zuverlässigkeit ohne neue Gründe nicht einfach verworfen werden kann.

Mit dem wiedergewonnenen Anfang von Heraklits Schrift tritt nun auch der Ausgangspunkt, das Prinzip des Heraklitischen Denkens greifbar vor uns hin. Heraklit begann mit den Sätzen von dem allwissenden Einen und der Allgemeinsamkeit der Vernunft. „Das Eine liegt nicht außerhalb des von ihm erkannten Alls und erkennt nichts außerhalb seiner, ja reflektiert nicht einmal auf sich selbst. Die Vielheit als solche hat keinerlei Vernunft, weder Einsicht, noch Ordnung“; aber als Einheit zusammengefaßt ist sie vernünftig und gerecht. Die Lehre von der Allgemeinsamkeit der Vernunft in lauter unvernünftigen Einzelwesen ist nur möglich, wo die Individuation gezeugnet wird; „Heraklit mußte demnach beweisen, daß trotz des Scheines der Vielheit eine Einheit existiert, und mußte erklären, wie in der tatsächlichen Einheit der Schein der Vielheit entstehen kann und muß.“<sup>1)</sup> Dem ersteren Nachweis gilt die Reihe von Beispielen, in welchen Heraklit die Einheit der Gegensätze erwies; dem Bestreben, die Entstehung der scheinbaren Vielheit nachzuweisen, entspringt seine Physik, d. h. die Erklärung der Welt aus den Wandlungen des *πῦρ ἀείζωνον*. Die konsequente Durchführung seiner Einheitslehre, die Leugnung der Individuation aber brachte H. in jenen oft betonten Gegensatz zu der gewöhnlichen menschlichen Anschauung, zum Ichbewußtsein; und dies eben bekämpft er aufs schärfste als *ἰδίη φρόνησις*. Und so scheinen den unversöhnlichen Gegensatz, in dem er zu allen stand, schon die Anfangsworte seines Buches andeuten zu sollen, die das Recht des Individuums leugnen: *Ὅν κ' ἐμεῦ, ἀλλὰ τοῦ λόγου*.

Ist so der Anfang und der Grundgedanke des heraklit. Buches in der „Einheitslehre“ wieder erschlossen, so lockt nun eine weitere Aufgabe: die Wiedergewinnung des weitschichtigen Beispielmaterials, mit welchem H., nach dem gemeinsamen Zeugnis des Diodot (bei Diogenes) und des Philo<sup>2)</sup> seine Lehre von den Gegensätzen und ihrer Einheit veranschaulicht hat. Spuren dieser großen Beispielsammlung sind bei Ps. Hippocrates, bei Philo, bei Ps. Aristoteles de mundo u. a. längst entdeckt. Bekanntlich gebührt Jacob Bernays das Verdienst,

<sup>1)</sup> Wem hier etwa H. zum Eleaten gemacht zu sein scheint, der wird vielleicht durch Bernays' Ausführungen über das *ἐν κινούμενον* des Heraklit und das *ἐν ἰσῆος* der Eleaten zu anderer Ansicht kommen (Ges. Abh. I 99 ff.).

<sup>2)</sup> Ein drittes Zeugnis findet P. im Verlauf seiner Untersuchungen bei Plato, Rep. 437 A (s. Beisp. I 78 f.).

nach Joh. M. Gesner auf die von Schleiermacher ganz übersehenen ps.-hippokratische Schrift *περὶ διαίτης* zuerst wieder hingewiesen zu haben; aber in seinen *Heraclitea* prüfte er von der großen Beispielsammlung nur einzelne Abschnitte, und das Versprechen,<sup>1)</sup> die wichtige Quelle später erschöpfend zu behandeln, blieb unerfüllt. Schuster teilte dann ohne genügende Begründung den ganzen Komplex von Beispielen in seine Fragmentensammlung auf. Aber die Frage, wie viel in dem von Ps. Hippokrates u. a. überlieferten Material an Beispielen auf Heraklit zurückgehe, ist in der That so wenig entschieden, dafs Zeller sich noch in der fünften Auflage mit der resignierten Erklärung begnügen konnte: „dafs Heraklit seine Lehre von den Gegensätzen in der Welt mit zahlreichen Beispielen belegt hat, sagt Philo, und so mag denn immerhin von dem vielen derartigen, was man bei Hippokr., Ps. Aristot., Philo u. a. findet, das eine oder andere von ihm herkommen“. Diese und andere Fundstellen genauer zu erforschen, das heraklitische Gut auszuseiden und in seinen ursprünglichen Zweck zurückzusetzen und so den paradigmatischen Teil des heraklitischen Buches nach Möglichkeit wieder aufzubauen, ist die Absicht der zwei Hefte von Patins „Heraklitischen Beispielen“.

Die Untersuchung beginnt bei dem Haufen von Gegensatzpaaren, den Philo quis rer. div. haer. I 43 zum Beweis des Satzes zusammenstellt, dafs *πάνθ' ὅσα ἐν κόσμῳ σχεδὸν ἐναντία εἶναι πέφυκεν*. 5 Gruppen von Gegensatzpaaren lassen sich hier unterscheiden. „Der 1. Teil zeigt der harmonischen Gegensätze Bedeutung für die Bildung der elementaren Weltstufen oder Stufen; der 2. für die menschliche Natur, in objektivem Sinn, der 3. für die subjektive Nachahmung, für der Menschen Kunst und Handwerk; der 4. für die Erscheinungen und Bilder unterer Ordnung; der 5. für die Rückbildung, für die Wiederherstellung des ersten Einen und die Nachwirkung dieser zurückschnellenden Kraft in der abhängigen Welt des Menschen“. Der Gedanke, der diese Gruppen gesondert hat, ist augenfällig heraklitisch; und so ist nicht nur eine Reihe von Beispielen gewonnen, die sich durch Analogien als heraklitisches Gut erweisen lassen, sondern, was viel wichtiger ist, die Abgrenzung von fünf gröfseren Abschnitten in Heraklits Buch ist erschlossen. Damit ist gleichsam ein fester Rahmen gegeben, um die Fülle anderwärts zerstreuter Beispiele in Heraklits Buch einzuordnen.

Die reichhaltigste unter allen Fundstellen aber steht bekanntlich in dem 1. Buch *περὶ διαίτης*. Ihr wendet sich der Verfasser zunächst zu. Der Hippokrater stellt sein Thema auf in Abschnitt 12 (Littre S. 488): *Ἐγὼ δὲ δηλώσω τέχνας φανεράς ἀνθρώπων παθήμασιν ὁμοίως εἶναι: καὶ φανεροῖσι καὶ ἀφανέσι*. In Abschnitt 11 gibt er es in folgender Fassung: *Οἱ δὲ ἄνθρωποι ἐκ τῶν φανερῶν τὰ ἀφανέα σέπεισθαι οὐκ ἐπίστανται τέχνησι γὰρ χρεώμενοι ὁμοίησιν ἀνθρώπινη φύσει οὐ γινώσκουσιν*. Aber schon der unmittelbar folgende Satz läfst klar erkennen, dafs der Autor irgend eine Vorlage willkür-

<sup>1)</sup> *Heraclitea* p. 26.

lich verdreht hat; da heißt es auf einmal, daß die Menschen von den Göttern lernten, sie, die Götter, nachzuahmen, d. h. also das göttliche Gesetz, nicht die „menschliche“ Natur. Daß das *ἀνθρώπινη* bei *γίγναι* ein Zusatz des Autors ist, hat P., wie er selbst bemerkt, nicht erst zu entdecken gebraucht; Goethe, der (in „Makariens Archiv“) die Stelle übersetzt hat, läßt das *ἀνθρώπινη* einfach weg, und alles Nötige über die Sache hat schon Jac. Bernays gesagt. Das ursprüngliche Thema der ganzen Ausführung ist also in Abschnitt 11 gegeben; es handelte sich um nichts anderes als „den Menschen zu befassen unter das gemeinsame Maß“<sup>1)</sup> — als zu zeigen, „daß die Menschen sich auflehnen gegen das Gesetz, mit dem sie doch am meisten ohne Unterlaß verkehren“.<sup>2)</sup>

Das ursprüngliche Thema also ist unbestreitbar hier ausgesprochen. Aber welcher Methode soll es gelingen, aus einem Buch, das Heraklit sehr stark benützt hat, aber nicht ihn allein, aus einer Stelle, die seine Gedanken in anderem Sinne zu wenden sucht, das heraklitische Gut auszulösen und die ursprüngliche Einfügung dieser verschleppten Baustecke in Heraklits eigenem Gebäude wiederzufinden? Was sich durch Ähnlichkeit mit anderwärts bezeugten Fragmenten als Heraklitisch nachweisen liefs, hatte bereits Jac. Bernays ausgemittelt; aber über den ganzen Abschnitt war auf diesem Weg nicht zur Klarheit zu kommen. Patin versuchte schon in seiner Erstlingschrift „Quellenstudien zu Heraklit“ einen neuen Pfad.<sup>3)</sup> „In Erwägung nämlich, daß Ausführungen, die zu den persönlichen Anschauungen und Absichten des Diätetikers in unversöhnlichem Widerspruche stehen, entlehnt und, je weniger sie von ihm verstanden wurden, desto gewisser und getreuer abgeschrieben sind, suche ich nach einer spröden Masse auf dem Grunde, die sich der Verarbeitung nicht gefügt hat, prüfe ich die Beispiele, ob sie nicht ihrer gegenwärtigen Bestimmung nur widerwillig dienen und dadurch eine andere ursprüngliche erkennen lassen“.

Der einleitende Abschnitt 11 wurde, obgleich er das Thema und seine Begründung enthält, bisher nur zum kleinsten Teile für heraklitisch angesehen. Er ist aber, trotz allen Abweichungen in der Form, im Gehalt durchaus von Heraklit abhängig. Den Haupteinwurf gegen diese Annahme (die Beeinflussung des Satzes *νόμον μὲν ἀνθρώποι ἐθέσαν αὐτοὶ ταυτοῖα* durch die Sophistik) beseitigt P. unter Hinweis auf fr. 91. Mit Abschnitt 12 beginnt die eigentliche Beispielsammlung. Sie zeigt ein sehr merkwürdiges Gesicht. Das Thema des Diätetikers ist, wie gesagt, nachzuweisen, daß die Thätigkeit der Handwerker Vorgängen in der menschlichen Natur entspricht. Aber er kann das, was er unternommen, einfach nicht leisten; er weiß keine Ähnlichkeiten zu finden. Er scheint als Vorbilder einer *τέχνη* mehrmals Vorgänge auszugeben, die augenscheinlich nur einer anderen *τέχνη*, nicht einem natürlichen *πάθημα* angehören. Noch häufiger wird zuerst das Ver-

<sup>1)</sup> Bernays Ges. Abh. I 54 f.

<sup>2)</sup> Marc. Anton. IV 46 = Byw. fr. 93.

<sup>3)</sup> Auch ihn war Jac. Bernays, wie P. selbst hervorhebt (Anm. 2 S. 19) schon einmal mit besserem Erfolge gegangen.

fahren eines Handwerkers geschildert; dann werden dieselben Ausdrücke, mit denen die Thätigkeit des Handwerkers bezeichnet wurde, ganz ohne weiteres vom Menschen im allgemeinen wiederholt, ohne dafs sich auch nur die mindeste Vorstellung gewinnen liefse, in welchem Zustand, aufser eben im Handwerk, denn der Mensch alle diese Thätigkeiten ausüben solle<sup>1)</sup>. P. glaubt einen solchen Grad von Thorheit dem Autor selbst nicht zumuten zu dürfen. Er nimmt einen Interpolator an (dies ist nicht Willkür, denn das corpus der hippokrat. Schriften hat nachweisbar Interpolationen erfahren), der einsah, dafs der Autor seinem Zweck, Übereinstimmung zwischen den Künsten und der menschlichen Natur zu zeigen, nur höchst sporadisch nachkam, und der nun dem Autor beispringen wollte, indem er mit den geschilderten plumpen Kunstgriffen möglichst überall die Vorstellung zu erzwingen suchte, als hätte der Autor wirklich Bilder für irgendwelche physiologische Vorgänge gegeben. Diese Hypothese liest sich komplizierter als sie in Wirklichkeit ist. Man stelle sich einfach den Hergang bei Entstehung unseres Textes vor Augen: Der Diätetiker will, als Physiologe, zeigen, dafs die Vorgänge in den verschiedenen Handwerken den natürlichen Zuständen des Menschen entsprechen. Leider passen die Beispiele, die er bringt, nicht zu seiner These, wie jeder sieht; aus dem einfachen Grund, weil sie eben nicht für diesen Zweck, sondern für einen ganz andern gedacht und ausgeführt sind. Der Autor selbst, unfähig neue, passendere Beispiele auszusinnen und ebenso unfähig, die vorhandenen seinem Zweck anzubequemen, macht nur ein paar kurze Anläufe, die gewünschte Ähnlichkeit herzustellen; die Beispiele selber will er nicht fahren lassen und setzt denn wohl oder übel seinen Auszug aus der einmal gewählten Vorlage bis zu Ende fort. Einer seiner gelehrten Leser im Altertum sieht, gleich jedem modernen Leser, wie wenig Absicht und Ausführung sich entsprechen; er glaubt dem Autor auf die Beine helfen zu können, indem er mit Gewalt durch sein *ταῦτ' ἀπέχει ἄνθρωπος* u. s. w. Analogien erpreßt, die keine sind; er glaubt den Autor zu retten und bringt den ursprünglichen Zwiespalt nun erst recht zum Vorschein. Dieser übel verbessernde Interpretator ist gar kein so unvorstellbares Wesen; denn im Grunde thut er nichts anderes, als was mehrere der modernen Interpreten auch gethan haben: auch sie flicken und ändern am Text, um — eine vergebliche Mühe — dem Autor bei der Durchführung seiner Absicht zu helfen.

Aber wie man auch dieser Hypothese gegenüber stehen mag: soviel ist handgreiflich, dafs der Diätetiker seine Beispiele nicht selbst

<sup>1)</sup> Am stärksten tritt der Unsinn in fr. 20 zu tage. Hier heifst es wörtlich: *Νησίον ἐργάζονται κόπιτοι πλέοντα ἴχθονα· περὶ μελακῆ, ἰσχυρῆ δ' αὖ, στυσισταται· ἀπειραγοῦσιντο πρὸς πάντα χροῦται· ἄνθρωπος αὐτὸν κόπιτε πλέοντα ἀλίθει, περὶ πάντας χροῦται· ἰσχυρῆ μὲν περὶ ἐν τῷ σώματι οὐ στυσισταται, μελακῆ δέ. Welcher Blödsinn: Getreide, das nicht im Backofen, sondern im menschlichen Körper gebacken werden soll und zwar nur bei mildem Feuer! Das geht doch über das, was man dem Autor selbst zumuten darf, hinaus und weist mit dem *ἐν τῷ σώματι* auf einen nachhelfenden Interpolator (s. u).*

erdacht hat, da sie zu seinem Thema fast durchweg nicht passen. Er muß also eine Vorlage benützt haben; und welche, ist ebensowenig zweifelhaft. Die Methode, durch die das Echte und Ursprüngliche ausfindig gemacht werden soll, ist gleichfalls schon oben angedeutet worden. Dafs sie sich bewährt, wird man ihr erst zugestehen dürfen, wenn sie gleichzeitig die Gedanken aufzudecken vermag, für welche Heraklit selbst jene Beispiele brauchte. Und dieser Nachweis gelingt Patin mit überraschendstem Erfolge. Ich will das Resultat kurz bezeichnen: In Abschnitt 12—24 des ps.-hippokratischen Buches liegt eine vollständig geschlossene Kette der heraklitischen Beispiele vor uns; die gewählten Vorgänge in menschlichen Handwerken veranschaulichen eine logisch vollkommen in sich zusammenhängende Folge von Gesetzen der heraklitischen Kosmogonie, die in letzter Linie zu dem Ergebnis hinführt, dafs auch der Mensch dem gemeinsamen Gesetz gehorcht und im allgemeinen Ströme verschwimmt. Und so ist uns durch den Diätetiker ein beträchtlicher Teil des heraklitischen Buches, zwar nicht von ferne im Wortlaut, auch in der Tendenz willkürlich gewendet, im Einzelnen voll Schäden und Verstümmelungen, und trotz alledem in deutlich erkennbaren Grundlinien gerettet.

Ein Beispiel wenigstens mag P.'s Beweisgang vor Augen bringen. In Abschnitt 15 vergleicht der Hippokrateer anscheinend die Kunst der Schuster, die Ganzes (d. h. das Leder) in Stücke zerschneiden, die Stücke aber zu Ganzem, zu Schuhwerk, zusammensetzen, mit dem Menschen; wörtlich steht wieder da: *καὶ ἀνθρώπος δὲ ταῖα πάσχει ἐκ τῶν ὄλων μέρη διαιρέεται καὶ ἐκ τῶν μερῶν συντιθεμένων ὅλα γίνεται*. Aber „wieso das, was der Schuster in seinem Handwerk übt, ein allgemeiner Vorgang der Menschennatur sein soll, das kann niemand ahnen oder erraten, und ist mit keiner Silbe angedeutet“. Nun folgt in demselben Abschnitt das Beispiel der Ärzte; sie machen Heil durch Schneiden und Stechen. Die Heilkraft der *γύσις* wird als Gegenstück zu dieser Heilkraft der Ärzte genannt, aber die Ähnlichkeit trifft gar nicht zu; denn die Natur „wendet doch nicht wie der Arzt das Schmerzliche selbst unmittelbar als lindernd, das Verderbliche, Böse, Tötliche als gut, rettend, heilend an“. Somit stehen in diesem Abschnitt (wie überall) zwei Beispiele, das vom Schuster und das vom Arzt, zum Teil fast mit denselben Worten geschildert. mit der nämlichen Pointe; das Vorbild in der Natur aber fehlt für beide. Welches ist nun das Gesetz, das die Beispiele aus der Menschenwelt erläutern und bekräftigen sollte? Es ist glücklicherweise mit Heraklits eigenen Worten erhalten. „Folgen die Schuster mit den Ärzten nicht dem Gesetz *ὄλα καὶ οὐχὶ ὄλα* ‚Verderbliches mit Nichtverderblichem‘ zu verbinden? Folgen sie nicht mit den Bauleuten und Walkern (die in den Abschnitten unmittelbar vor und nach 15 angeführt sind) abermals dem Gesetz *ὄλα καὶ οὐχὶ ὄλα* ‚Ganzes mit Nichtganzem‘ zu verbinden? Sehen wir nicht ferner, dafs sie aus Einem Vieles und aus Vielem Eines machen?“ Kurz, es ist hier das heraklitische Gesetz fr. 53 bewiesen: „*Συνάψιαις ὄλα καὶ οὐχὶ ὄλα, ἀρμερόμενον διαφερόμενον, ἀνὰδον διὰδον · καὶ ἐκ πάντων ἐν καὶ ἐξ ἑνὸς πάντα*“.

Die beiden Beispiele dienen nun freilich nur, um zu zeigen, daß man *οὐλα καὶ οὐχι οὐλα*, und zwar im Doppelsinn des Wortes, verbinden müsse. Aber ist es nicht mehr als ein Zufall, wenn die unmittelbar bei dem Hippokrateer folgenden Beispiele (Abschnitt 16 u. 17), Sägende und Baumeister, gerade das *ἐν σμυγερόμερον διαγερόμερον*<sup>1)</sup>, und wieder die beiden nächst folgenden Beispiele, Musik und Kochkunst, das *συνῆδον διᾶδον*<sup>2)</sup> veranschaulichen? Dieser erstaunliche Fund wird, denke ich, bei dem Leser Interesse und Vertrauen erwecken, den ich im übrigen, um nicht gar zu weitläufig zu werden, auf Patins eigene Darstellung verweisen muß.

Das 2. Heft der „Beispiele“ verfolgt nun die Spuren des heraklitischen Beweismaterials bei anderen Schriftstellern. Schon im 1. Heft und selbst in den „Quellenstudien“ war gelegentlich auf Alkmaeon, Protagoras, Demokrit, Aristipp hingewiesen worden, und die sehr interessanten Spuren von gelegentlicher Beziehung und Anspielung Demokrits auf Worte des Ephesiers werden auch hier weiter verfolgt (S. 3, 28 f., 74 f.); und zwar mit aller Vorsicht, da der Verfasser sich bewußt bleibt, daß das Material von Beispielen „noch in sehr später Zeit selbständige Bereicherungen erfahren hat“ und nie als abgeschlossen zu denken ist. Besonders genau geht P. den heraklitischen Spuren bei Sextus nach. Es handelt sich hiebei zunächst um Pyrrh. hyp. I 54–58, eine Stelle, von der Bywater mit gewohnter Zurückhaltung in seiner Fragmentensammlung nur zwei Sätze gab, um dann durch einen merkwürdigen Fund bei Albertus Magnus sich selbst allzugroßer Vorsicht zu überweisen. P. weist nicht nur bis zur Evidenz nach, daß auch die zwei Glieder, die Bywater nicht aufnahm, heraklitischen Ursprungs sind, sondern zeigt auch an diesem Bruchstück einer heraklitischen Beispielskette, mit welcher spitzfindigen, ja spielerischen Kunst H. seine Beweisglieder aneinanderreihete. Unsicherer ist die Antwort, wenn von dieser Stelle aus das gesamte Beispielmateriale selbst nur des 1. Buches der pyrrhonischen Grundzüge geprüft wird. Aber soviel ergibt sich doch, daß ein großer Teil dieses Materials nicht bloß von der Skepsis, sondern auch von Epikur verwendet wird, der das Seinige aus Demokrit entnommen hat; und die Heraklit Spuren bei Demokrit sind nicht vereinzelte. Von Karneades hinwiederum führt der Weg zu Chrysipp zurück, dem Vielschreiber, der so oft den Skeptikern „dankenswertes Material“ lieferte<sup>3)</sup> und der seinerseits so unbedenklich alle Vorgänger geplündert hat. Aus allem folgt, daß zahlreiche heraklitische Beispiele in den fixierten Bestand der epikureischen Energie- und der stoischen Kataleptislehre, in die schulmäßigen Gründe akademischer und rein skeptischer Zurückhaltung aufgenommen sind, daß also H. für diese Fragen

<sup>1)</sup> Von den Sägenden hat dies schon J. Bernays mit folgenden Worten bemerkt: „*illi cum per contraria (ὁ μὲν ἀδείει ὁ δὲ ἔλκει) idem perficiant quasi ante oculos ponunt ἐν σμυγερόμερον*“. Heraclit. p. 27.

<sup>2)</sup> Weshalb Musik und Kochkunst gepaart sind? Der Doppelsinn von *ὄσῃ* reizte dazu! Der Gegensatz dazu heißt in der Musik *βαρὺ*, in der Kochkunst *γλυκὺ*; und zum Glück hat der Hippokrateer auch wirklich beide Gegensätze erhalten. Schuster that also übel daran *γλυκὺ* in *βαρὺ* verbessern zu wollen.

<sup>3)</sup> Vgl. z. B. auch Wendland, Philos Schrift über die Vorsehung, S. 36.



nicht blofs durch die Erfindung der Gegensatzlehre überhaupt, sondern auch durch seine Sammlung induktiven Beweismaterials eine beherrschende Stellung einnimmt“.

Die alte vielumstrittene Behauptung von Aenesidemus Heraklitismus ist damit erklärt<sup>1)</sup>; in einem Exkurs prüft P. Pappenhains Gegenbeweise in dieser Frage und scheint mit der mühelosen Lösung dieser Aporien in der That eine Gegenprobe für seine Gesamtaufassung zu liefern. Der Exkurs schließt mit einer Analyse des Berichtes über die heraklit. Erkenntnistheorie bei Sextus VII 126—134. Im Gegensatz zu Zeller findet P. hier kaum ein wesentliches Mißverständnis<sup>2)</sup>; und dies wird niemand auffallen; denn was Sextus hier vorträgt, ist in allen Hauptpunkten P.s eigene Überzeugung von Heraklits Denken, die jedoch keineswegs mit dem Glauben an die Treue des Sextus oder seines Gewährsmannes steht und fällt.

Der folgende Abschnitt betritt einen „früher ziemlich abgebauten, neuerdings absichtlich aufgegebenen Boden“, die Scholienstelle zu Nicanders Alexipharmaka v. 172—177. In diesen dunklen Versen, die das urkundlich heraklitische „πῦρ ἀείζον“ (Fr. 20) in sich enthalten (v. 174), wird von der Abhängigkeit des Feuers und des Meeres vom Winde gesprochen; das Meer aber herrsche im zornigen Aufruhr über Schiffe und Mannschaft und das verderbliche Feuer über die ἔλη. Der antike Kommentar dazu<sup>3)</sup> nennt zweimal den Namen des Heraklit, einmal in Verbindung mit Menekrates, der von Oder, Susemihl und Knaack<sup>4)</sup> nicht ohne Wahrscheinlichkeit mit dem Lehrer des Aratos identifiziert wird. Heraklits Gegensatzlehre erwähnt der Kommentator, aber in einer Wendung, die in der That weit mehr von Feindseligkeit als Gegensätzlichkeit redet. Die Vorgänge nun, die Nicander hier schildert, zeigen blofs die schädliche Seite des Windes, nicht die leiseste Andeutung des Gegensatzes; darf dieser in Heraklits Sinn ergänzt werden? Die Antwort darauf findet Patin in überraschender Weise in den unmittelbar vorhergehenden Versen. Hier, wo der Kommentator nichts von Heraklit sagt, erscheint eines jener Beispiele für die Nützlichkeit und gleichzeitig Verderblichkeit des nämlichen Gegenstandes: „Derselbe Schaum des Meeres fristet dem Sturmvogel (κέρφος) das Leben und bringt ihm den Tod; indem er, ein gejagter Jäger, dem Weiß der frischgebrochenen Woge nachstreicht, fällt er in die Hände der schlimmen Fischerjungen, die, um ihn zu täuschen, schwimmend den Schaum der Woge erregen“. Das Alter dieser Beobachtung ist nicht zweifel-

<sup>1)</sup> In ähnlichem Sinn sprechen sich über die Frage neuerdings auch Gomperz a. a. O. S. 1049, v. Arnim, Philol. Untersuchungen XI 79 ff., Sepp, Pyrrh. Studien S. 32 und Wendland, Theolog. Literaturzeitung 1893, Sp. 490, aus.

<sup>2)</sup> Auch bei E. Rohde kommt Sextus wieder zu Ehren, vgl. z. B. Psyche 438, 5 u. 6.

<sup>3)</sup> Den sinnstörenden Druckfehler S. 37, Z. 8: πῦρ δὲ θαλάσσης statt ἔλησ will ich nicht unerwähnt lassen. Wentzels neue Ausgabe der Scholien (Gött. Abb. Bd. 38 [1892]), S. 44 ändert in der Stelle nichts an Varis Text.

<sup>4)</sup> Oder in Susemihls Gesch. d. alexandrin. Literatur I 234; Susemihl Jahrb. f. klass. Philol. 1894, S. 96; Knaack, Hermes XXIX 475. Die Sache ist nicht ohne Bedeutung für Arats Stoizismus.

haft, da es, wie P. bemerkt, schon durch die Existenz des Verbums *κτεπόομαι* bewiesen wird. Und während somit bei dem unmittelbar folgenden Beispiel, zu welchem H.'s Name vom Kommentar erwähnt wird, die Beziehung auf H. zunächst unsicher und dunkel bleiben mußte, liegt in dem Bilde vom Sturmvogel ein unzweifelhaftes, durchgeführtes heraklitisches Bild vor, das nun auch auf das folgende sein Licht wirft. Nicander hat den heraklit. Gegensatz eben nur weggelassen, und ihn liefern nicht nur heraklitisierende Stellen bei Plato (Theaet. 153 C) und Plutarch (de inim. util. 86 E. teilweise mit fr. 52 identisch) u. a., sondern merkwürdigerweise auch Herodot VII, 16. Das Ergebnis einer heraklitisierenden Stelle bei Herodot bleibt nicht vereinzelt; ich verweise den Leser nur noch auf S. 71, wo die überraschende Thatsache aufgedeckt wird, daß in dem altberühmten Dialog zwischen Xerxes und Artabanus VII 46 der letztere ein heraklitisches Wort ausspricht, wenn er den Schmerz des Königs über die Vergänglichkeit des Menschendaseins durch die Sentenz vertieft: „*Ἐτερον τούτων παρὰ τὴν ζῴην πεπόνθαμεν οἰκρότερα*. Ἐν γὰρ οὐτῷ βραχεῖ βίῳ οὐδεὶς οὐτῷ ἀνθρώπος ἐὼν εὐδαίμων πέφυκε, τῷ οὐ παρασιήσεται πολλὰκις καὶ οὐκ ἅπασι τεθνάαι βούλεσθαι μᾶλλον ἢ ζῆναι“. Das ist der Sinn des *ἀναπαύεσθαι* in Heraklits 86. Fragment<sup>1)</sup>.

Es folgt ein zweiter Exkurs „Vom weinenden Philosophen“. Er macht nicht nur Teichmüllers und namentlich Pfeleiderers Mißdeutungen des 79. fr. (*Αἰὼν πᾶσι ἐστὶ παιζῶν πεσσεύων · παιδὸς ἢ βασιλείης*) wohl ein für allemal ein Ende, sondern liefert auch in einer tiefeindringenden Interpretation der von Pfeleiderer so arg mißbrauchten Stelle in Platos Gesetzen, 903 D, und ihrer ganzen Umgebung einen neuen wichtigen Beitrag zur Kenntnis von Platos Verhältnis zu seinem größten Vorgänger. Pfeleiderers Verflachung und Verdrehung von Heraklits System zu einem „optimistischen“, der übrigens mit gleicher Entschiedenheit auch Zeller entgegengetreten ist, wird, wenn sie es je vermocht, nun gewifs niemand mehr irreführen. „*Τῷ θεῷ κατὰ πάντα καὶ δίκαια*; aber in der Welt der Vielheit ist alles Thorheit, Übel und Sünde“. Eine moderne Parallele, und vielleicht mehr als Parallele, liegt nahe. Wenn bei Heraklit jene beiden Anschauungen von vorneherein correlat sind, so zeigt der Einheitsgedanke Goethes Werther erst allmählich sein Doppelantlitz: Dem Hymnus auf den Geist des Ewigschaffenden und der Sehnsucht, „nur einen Augenblick in der eingeschränkten Kraft meines Busens einen Tropfen der Seligkeit des Wesens zu fühlen, das alles in sich und durch sich hervorbringt“, folgt nur allzubald der erschütternde Ausruf: „Kannst du sagen: das ist! da alles vorübergeht? Da alles mit Wetterschnelle vorüberrollt, so selten die ganze Kraft seines Daseins ausdauert, ach, in den Strom fortgerissen, untergetaucht und an Felsen zerschmettert wird? Da ist kein Augenblick, der dich nicht verzehrte und die Deinigen um dich her<sup>2)</sup>, kein Augenblick, da du nicht ein Zerstörer bist und sein mußt

<sup>1)</sup> Auf diese Entdeckung Patins ist bereits von anderer Seite in der *Wochenschrift für klass. Philol.* 1894, Nr. 5 hingewiesen worden.

<sup>2)</sup> Auf die heraklitische Leugnung des Seins, auf das *πάντα ζεῖ* in diesen

. . . . Mir untergräbt das Herz die verzehrende Kraft, die in dem All der Natur verborgen liegt, die nichts gebildet hat, das nicht seinen Nachbar, nicht sich selbst zerstörte. Und so taumel' ich beängstet, Himmel und Erde und all die webenden Kräfte um mich her! Ich sehe nichts als ein ewig verschlingendes ewig wiederkäuendes Ungeheuer\*. —

Der letzte Hauptabschnitt, aus dem ich nur mehr Einzelnes anführen kann, hat den Zweck, „diejenigen Fragmente hervorzuheben, welche Beispiele für die Harmonie der Gegensätze sind, in diesem ihrem Charakter aber bisher nicht erkannt wurden“. In diesem Sinne werden zunächst fr. 44 u. 67 besprochen; sehr zu beachten ist S. 68 die Ausführung über Heraklits ursprünglichen Dualismus. Zu M. Anton. IV 46 kommt als neuer Beweis für die Deutung auf den Trunkenen Plato Rep 403 E. Fr. 73 ist merkwürdigerweise, sicherlich weil es „Gassenweisheit“ geworden, parodiert bei Longus (Daphn. u. Chl. IV 12)<sup>1)</sup>. Fr. 127 wird von neuem erklärt; eine längere Anmerkung (S. 72 ff.) untersucht die Beziehungen des platonischen Philebus zu Heraklit<sup>2)</sup>. Ein dritter Exkurs „Vom Kreislauf des Stoffes“ beschließt das Ganze. P. versucht hier die Annahme eines zweiten Kreislaufes, in der entfalteten Welt nach der Weltbildung zu widerlegen, wobei ihm seine Gesamtaufassung zur Entkräftung des scheinbar entgegengesetzten Fr. 68 gute Dienste leistet. Über die erbitterte Auseinandersetzung mit Zeller am Schlufs ist es schwer ein Urteil zu fällen; die Stimmung, aus der sie hervorgegangen ist, kann ich begreifen; aber die Form der Polemik kann ich nicht für die rechte halten. —

Ist das Endergebnis der „Beispiele“ und namentlich die Interpretation des Ps.-Hippokrates richtig, wie ich glaube, so ist P.s Auffassung in der Einheitslehre — das Wesentliche und Unterscheidende von Heraklits Philosophie habe in dem Nachweis bestanden, dafs auch die Menschen dem gemeinen Gesetz der Natur gehorchen, dafs auch sie dem Flufs des Werdens angehören als unselbständige Wellen im Strome, und dafs die Zerstörung des Prinzips der Individuation nicht Halt macht am menschlichen Geiste — glänzend gerechtfertigt. Denn nun ist wirklich dargethan, dafs dieser Nachweis von H. in genauester und ausführlichster Weise mit einer Fülle von Beispielen gegeben wurde, dafs also ein bedeutender Teil seines Buches auf die Beant-

worten braucht man niemand aufmerksam zu machen. Wie Heraklit es ausgesprochen hat, dafs jeder Augenblick uns selbst verzehrt, mag man bei Plutarch nachlesen: *ἀλλ' ἡμῖς ἐναι γοβοῦμεθα γελῶντος θάνατον ἴδθι τοσοῦτους τεθνηκότας καὶ θνήσκοντες* (vgl. J. Bernays Ges. Abh. I 64 ff.). Die ganze Goethesche Stelle in all ihrer modernen Subjektivität ist wie ein gewaltiger Kommentar zu dem heraklitischen *ὁ αἰὼς ἄειδος καὶ ἀνώτατος*.

<sup>1)</sup> Die übrigen Anspielungen auf heraklit. Sätze, die P. im Longus finden will, bleiben mir zweifelhaft.

<sup>2)</sup> Auch hier trifft mit P. E. Rohde zusammen, wenn er zu dem Fr. 127 bemerkt (S. 444, 3): „Weil mit heraklitischer Philosophie vereinbar, sollen die Mysterien gelten. Das muß der Sinn des Ausspruches sein“. Das ist freilich nur eine Andeutung; wieso Heraklit Dionysos und Hades identisch vorstellen und darum auf die Mysterien zustimmend hinweisen konnte, ist bei P. S. 80 nachzulesen.

wortung dieser Frage gerichtet war. Man braucht nur eine neuere zusammenfassende Darstellung der Lehre Heraklits — sei es bei Zeller oder bei Windelband — nachzulesen, um zu erkennen, wie wenig gerade diese Fragen bisher zu dem Rechte gekommen sind, das ihnen in der heraklitischen Philosophie gebührt.

Es ist schade, daß der Gewichtigkeit des Inhalts in P.'s Schriften die Form nicht immer ebenbürtig zur Seite tritt. Ich meine damit keineswegs, daß es seiner Sprache an richtiger und scharfer Bezeichnung der Dinge fehlt, um die es sich handelt; noch weniger will ich über den zeitweiligen Mangel der letzten Feile klagen. Was ich schwerer vermissen, ist die Rücksicht auf den Leser. Gewiß, der Führer, der uns über Geröll, durch Runsen und Kamine auf einen Gipfel geleitet, würde uns sehr langweilig werden, wenn er sich darauf versteife, Gestrüpp und Felsbrocken sorgfältig aus unserm Pfad hinwegräumen zu wollen; aber wenn er um einen Felszacken biegt und uns nachtrollen läßt, ohne uns die Hand zu reichen, ob wir die rechten Tritte finden oder nicht, völlig unbekümmert — dann mag er der beste Steiger sein, aber ein guter Führer ist er nicht. Das Gleichnis findet nur streckenweise seine Anwendung auf Patin, wie ich gern zugebe; aber mehrere Stellen im 2. Heft der Beispiele zeigen, daß ihm selbst ein ähnliches Gefühl nicht ganz fern liegt<sup>1)</sup>. Ich will gleich noch ein anderes Gravamen hersetzen: es betrifft das Fehlen eines Index. Notiert heutzutage jeder, der in seiner Dissertation 5 oder 6 Stellen „verbessert“ hat, sie löblicherweise am Schluß in einem „Stellenregister“, so wird es niemand Patin verübeln dürfen, wenn er nächster Arbeit, die wir von ihm sicherlich erwarten können, einen Index zu seinen sämtlichen Heraklitschriften beifügt, die schon jetzt den Umfang eines Buches von 20 Bogen überschreiten.

Damit sei die Übersicht über Patins Heraklitstudien beschlossen. Nur Eins sei noch bemerkt. Ich mafe mir keineswegs an, in all den zum Teil überaus schwierigen und verwickelten Fragen der Heraklitforschung ein entscheidendes Wort mitreden zu wollen, und der Zweck dieser Zeilen kann also weit weniger sein, P.'s Ergebnisse zu beurteilen, als das Interesse der Mitforscher auf sie hinzulenken. Wie aber auch das endgiltige Urteil über Patin's Gesamtauffassung ausfallen möge: soviel wird, wie ich nicht zweifle, jeder vorurteilslos Prüfende zugestehen müssen, daß hier ein durchdringender Scharfsinn und eine leidenschaftlich innige Versenkung in die Lehre des alten Ephesiers zu einer ganzen Reihe neuer und sicherer Resultate sich selbständig den Weg bereitet hat.

München.

Dr. F. Boll.

<sup>1)</sup> Ein paar Belege für meinen Tadel: „Einheitsl.“ S. 59: „An der 2. von den 4 Stellen“; aber welches diese „vier“ Stellen sein sollen, erfahren wir erst nachher. „Beisp.“ I 19: Der Autor lädt den Leser ein, mit ihm einen besonders auffallenden Fund zu machen. Der Leser wird ihn naturgemäß auf den nächsten Seiten erwarten; aber wenn er vielleicht die allerdings nicht neue Konstatierung des Selbstverrats im 11. Abschnitt des Hippokrates dafür angesehen haben sollte, so wird ihm die richtige Belehrung über jenen Fund erst S. 51.

## Homer Ilias XVI 80:

- 76 *Οὐδέ πω Ἀτρεΐδῃω ὅπως ἔκλυον ἀνδρῖσαντος  
 ἐχθρῆς ἐκ κεφαλῆς, ἀλλ' Ἐκτορος ἀνδρομόνοιο  
 Τρωῶν κελύοντος περὶ γυννιαι. οἱ δ' ἀλαλιγῶ  
 πᾶν πεδίον κατέχονσι, μάχη νικῶντες Ἀχαιοῦς.*
- 80 *ἀλλὰ καὶ ὧς, Πάριον κτε, νεῶν ἀπὸ λοιγὸν ἀμύνων  
 ἔμπροσ' ἐπικρατέως, μὴ δὴ πνρὸς αἰδομένοιο  
 νῆας ἐπιπρόσσωσι, γίλον δ' ἀπὸ νόστιον ἔλονται.*
- 83 *πέϊθεο δ', ὡς τοι ἐγὼ μῦθον τέλος ἐν φρεσὶ θεῖω . . .*

An dieser Stelle, an der die Satzverbindung *ἀλλὰ καὶ ὧς* „aber trotzdem“ Schwierigkeit macht, helfen sich die Herausgeber des Homer auf verschiedene Weise. Faesi-Franke (1886) nimmt eine Beziehung „auf den bei den drei letzten Versen wieder besonders hervortretenden Gedanken trotz der feindlichen Gesinnung des Agamemnon“ an, wogegen einzuwenden ist, dafs *ἐχθρῆς ἐκ κεφαλῆς* (77) nur eine nebensächliche Bemerkung enthält, der Hauptgedanke der drei letzten Verse aber die große Not der Achäer schildert, weshalb nach der natürlichen Redeweise des Homer eine Bezugnahme auf die misliche Lage der Achäer unbedingt erfordert wird. Ameis-Hentze (1885) bemerkt: „*ἀλλὰ καὶ ὧς* hat in dem Vorhergehenden keine passende Beziehung; der Zusammenhang ist durch Interpolation gestört“, und setzt die Verse 69—79 in Klammern. Eine dritte Gattung von Herausgebern, zu denen seltsamerweise auch La Roche gehört, hält es für gut, ihr Urteil über die schwierige Stelle geheim zu halten und überläßt es dem Leser, sich damit nach Gutdünken abzufinden. Nach meiner Ansicht liegt weder eine Interpolation vor, noch fehlt der Zusammenhang der Gedanken, nur ist derselbe anders zu fassen als bisher geschehen ist. Zu *ἀλλὰ καὶ ὧς* gehört dem Sinne nach nicht *ἔμπροσ' ἐπικρατέως* (81), sondern *πέϊθεο δὲ* (85) und *ἐκ νεῶν ἐλάσας ἵνα πάλιν* (87). Wir haben den im Griechischen und unter gewissen Bedingungen auch im Lateinischen nicht seltenen Fall, dafs eine Verbindungspartikel zu einem später folgenden Satze gedacht ist und der diesem Satze vorgeschobene, mit der Partikel unmittelbar verbundene Satz nur der Vergleichung oder des Gegensatzes wegen eingefügt ist. Im Griechischen wird diese Gegenüberstellung meistens durch *μὲν* und *δὲ* bemerklich gemacht, und auch an unserer Stelle könnte es heißen: *ἀλλὰ καὶ ὧς νεῶν μὲν ἀπὸ λοιγὸν ἀμύνων ἔμπροσ' ἐπικρατέως . . . ἐκ νεῶν δ' ἐλάσας ἵνα πάλιν*, d. h. wiewohl die Not der Achäer so groß ist, suche doch keinen vollständigen Sieg zu gewinnen und jage die Troer nicht bis in die Stadt zurück (92), sondern, sobald du sie von den Schiffen weggetrieben hast (87 und 95), halte ein und kehre zurück. In deutscher Übersetzung kann man dem Verständnis leicht dadurch nachhelfen, dafs man bei *νεῶν ἀπὸ λοιγὸν ἀμύνων* das Wörtchen nur einsetzt, das so oft bei der Übertragung aus dem Lateinischen und Griechischen dem Ge-

danken erst die richtige Färbung gibt: Aber trotzdem, nur um von den Schiffen das Verderben abzuwehren, greife sie mit Macht an . . folge mir aber: hast du sie von den Schiffen verjagt, so kehre zurück.

### Homer Ilias XVI, 114—118:

Ἐπιωρ Αἴαντος δόρυ μείλινον ἄγχι παρασιῶς  
 115 πῆλξ' ἄσσοι μεγάλῳ, ἀίχμηϊς παρὰ κανλὸν ὕπισθεν,  
 ἀντικρὺς δ' ἀπ' ἄραξε· τὸ μὲν Τελαμώνιος Αἴας  
 πῆλξ' ἀΐτως ἐν χειρὶ κόλον δόρυ, τῆλε δ' ἀπ' αἰτώ  
 αἴχμη χαλκείη χαμῆδ' ἰσ βόμβησε πεισοῦσα.

Die Erzählung des Vorganges scheint mir erst dann klar zu werden, wenn wir die Worte *Αἴας πῆλξ δόρυ ἐν χειρὶ* fassen: Die Lanze schwankte, zitterte ihm in der Hand, nemlich infolge des Schlages, den Hektor auf sie geführt hatte. Auch was jemand unwillkürlich thut, kann als dessen Handlung bezeichnet werden, wie es z. B. XXII, 468 von der ohnmächtig zu Boden sinkenden Andromache heisst, deren Haarschmuck vom Kopfe fällt: ἤριπε δ' ἐξὸπισσω . . τῆλε δ' ἀπὸ κρατὸς βάλε δέσματα. An unserer Stelle wird mit *πύλλειν* dieselbe zitternde Bewegung bezeichnet wie bei dem ängstlich pochenden Herzen, von dem das Wort häufig bei Homer gebraucht wird.

Der Verlauf der Handlung ist folgender: Aias ist hart bedrängt und kann nicht mehr stand halten (V. 102: *Αἴας δ' οὐκέτι ἔμυνε*). Von allen Seiten fliegen die Geschosse der Troer nach ihm, und nur durch beständige Deckung mit dem Schilde, den er nach allen Seiten bewegt, vermag er sich noch zu schützen (104—108). Er kommt gar nicht mehr zu Atem und der Schweiss rinnt ihm von allen Gliedern (109—111). Diese Geschosse werden aus einiger Entfernung auf ihn geworfen; nun aber springt Hektor plötzlich nahe an ihn heran und schlägt ihm mit dem Schwerte die Spitze der Lanze ab, die als leerer Schaft in seiner Hand durch den Schlag erzittert (*πῆλξ αἰτώ ἐν χειρὶ κόλον δόρυ*). Da nemlich Aias beständig auf Deckung mit dem Schilde bedacht sein mußte, hatte er von der Lanze keinen Gebrauch machen können und hat sie, die Spitze nach vorwärts gestreckt, ruhig in der rechten Hand neben sich gehalten. Indem Hektor die Spitze abschlägt, macht er ihm diese Waffe unbrauchbar.

Erklärt man die Stelle in dieser Weise, so ist die Schilderung natürlich und anschaulich, und die Reihenfolge der einzelnen Momente *ἀπ' ἄραξε — πῆλξ — βόμβησε πεισοῦσα* folgerichtig, während jede andere Auffassung Anstöße und Schwierigkeiten bietet. Denn nimmt man mit Düntzer u. a. an, daß Aias eben im Begriffe war die Lanze gegen irgend einen der Troer abzuwerfen, als Hektor herankam und die Spitze abschlug, so steht dies in offenem Widerspruche mit der unmittelbar vorhergehenden Schilderung des Zustandes, in dem sich Aias befand, der sich kaum mehr in der Defensive hielt und

nicht daran denken konnte offensiv vorzugehen. Es wäre ja sehr unklug von ihm gewesen, wenn er, während von allen Seiten die Geschosse nach ihm flogen, seinen eigenen Speer abgeworfen und die Waffe, die er unter solchen Umständen nach dem Wurf auch nicht mehr zurückholen konnte, nutzlos verschleudert hätte. Befremdend wäre ferner der Umstand, daß nicht angegeben ist, gegen wen der Speer geschleudert wird, während sonst beim Lanzenwurf der Helden genau berichtet wird, wem derselbe gilt. Diese Auffassung ist aber auch grammatisch unmöglich. Denn wenn die Lanze mit der Hand nach einem Ziele geschwungen wird, so ist die Hand die Ursache der Bewegung und wird nach homerischem Sprachgebrauche nur *πῆλε χειρὶ* gesagt, nicht *ἐν χειρὶ*.

Andere Herausgeber schliessen sich im wesentlichen an die Scholien an; so Fäsi-Franke (1888): „Indem Aias den erlittenen Schaden nicht sofort erkennt, will er eben noch seine Lanze entsenden (ob etwa gegen Hektor, sagen auch die Scholien nicht), als schon die abgeschlagene Spitze zu Boden fällt“; Ameis-Hentze (1885): „Mit dem asyndetisch angeschlossenen *τὸ μὲν* folgt die genauere Ausführung des *ἀπίραξε* in seiner Wirkung. *τὸ μὲν* den Speer, dazu prädikativ *κόλον δόρυ*: als Aias, die Gewalt des Hiebes verkennend, den Speer von neuem in Schwung setzte, ward derselbe *κόλον*, Schaft ohne Spitze.“ Hentzes Worte lassen eine zweifache Auffassung zu. Erstens kann man annehmen, daß die Lanzenspitze durch den Schlag des Hektor nicht ganz vom Schaft getrennt wurde, sondern noch daran hing und erst durch die Bewegung des Schwunges zur Erde fiel. Damit läßt sich aber weder das vorhergehende *ἐντοκρὸς ἀπίραξε* „er schlug sie vollständig durch“ noch das folgende *τῆλε πεισοῦσα* vereinigen. Daß sie weit wegflog, konnte nur durch den wuchtigen Hieb des Hektor verursacht sein. Auch wäre kein Grund denkbar, weshalb Homer die Kraft der Erzählung dadurch abschwächen sollte, daß er den Schlag des Hektor weniger kräftig und sein Ziel nicht vollkommen reichend hinstellte. Erklärt man dagegen: Hektor schlägt die Spitze vollständig ab und diese fliegt in die Luft — Aias schwingt den Speer zum Wurf — die Spitze fällt zu Boden — so ließe sich zwar der Einwand gegen die Reihenfolge der Vorgänge, daß nemlich das Auffallen der Spitze nicht vor dem Schwung der Lanze erzählt wird, durch die Erwägung beseitigen, daß die Spitze eben weit wegflog und daher die Armbewegung des Aias sehr wohl dem Auffallen der Spitze vorangehen konnte; aber es bleibt bei dieser wie bei der vorhergehenden Erklärung der Mißstand bestehen, daß Aias in ungeeigneter Weise handelt. Denn wenn Hektor so nahe neben ihm steht, daß er ihm die Lanzenspitze abschlägt, so muß es für Aias, wenn man auch den unwahrscheinlichen Fall zugibt, daß er sich über die Bedeutung des Schlages getäuscht haben soll, der erste Gedanke sein, wie er sich gegen den etwa bevorstehenden tödlichen Schwertstreich des Hektor sowie gegen die übrigen Geschosse, die nicht plötzlich zum Stillstand gekommen sein können, decke: er kann unmöglich in so gefährlichem Augenblicke durch Schwingen des Speeres seine rechte Seite entblößen.

er kann nur, worauf die ganze homerische Schilderung hinausgeht, auf weiteren Widerstand verzichtend mit vorgehaltenem Schilde zurückweichen und die bisher verteidigte Stelle räumen (122 χῆζετο δ' ἐκ βέλτων).

Passau.

A. Spengel.

### Bemerkungen zu Horaz' Satiren.

(Im Anschlusse an die 13. Aufl. der Krüger'schen Schulausgabe)<sup>1)</sup>.

Schon der Umstand, dafs nach verhältnismäfsig kurzer Zeit wieder eine neue Auflage der Krüger'schen Schulausgabe der Satiren notwendig wurde, liefert den Beweis, dafs dieses Buch dem in den Vorreden zu den einzelnen Auflagen wiederholt dargelegten Zwecke vollkommen entspricht, und in der That bedürfen die Krüger'schen Horazausgaben bei der allgemeinen Anerkennung, deren sie sich erfreuen, und der weiten Verbreitung, die sie gefunden, keines besonderen Lobes mehr.

Die vorliegende Auflage unterscheidet sich von der vorhergehenden dadurch, dafs der Herr Verfasser, wie er selbst in der Vorrede versichert, der dreifachen Aufgabe, welche Quintilian dem emendator stellt, nämlich *adიცere*, *detrahere*, *mutare*, sich in umfassenderem Mafse unterzog.

Schon ein Blick in das S. XIV—XVI vorausgeschickte Verzeichnis der wichtigeren Abweichungen von der XII. Auflage zeigt uns, dafs nicht nur der Text, welchem die Ausgabe von Martin Hertz zu Grunde gelegt ist, nach Wortlaut und Interpunktion einer umfassenden Revision unterzogen, sondern auch der Kommentar und der Anhang dem im Vorwort zur achten Auflage ausgesprochenen Zwecke gemäfs gesichtet und ergänzt wurden. Vorzügliche Berücksichtigung fanden dabei aufser den übrigen neueren Erscheinungen auf dem Gebiete der Horazliteratur die Ausgaben von Kiefsling, Lucian Müller und Orelli-Mewes.

Auch die Vorbemerkungen über den Ursprung und das Wesen der römischen Satire haben diesmal wertvolle Zusätze aus Kiefslings Ausgabe und Ribbecks *Gesch. d. röm. Dichtung* erhalten, wogegen alles auf S. 4 Gesagte zumal für Schüler entbehrlich erscheint. Auch bei Lübker steht ein Artikel über Satira, der sich weder durch Klarheit und Übersichtlichkeit noch durch Genauigkeit auszeichnet, indem darin, sogar noch in der neuesten Auflage, Ennius als inventor der Satire, als *Gracis intacti carminis auctor* bezeichnet wird, während bei seinem Gewährsmann Horaz (l 10. 48) als inventor ausdrücklich Lucilius bezeichnet ist, dagegen hinsichtlich des auctor Gr. i. *carm. adhuc sub indice lis est*.

Durch die Vergleichung der neuen Auflage wurde ich zur erneuten Prüfung einer Reihe von Stellen veranlaßt, deren Ergebnisse

<sup>1)</sup> Des Qu. Horatius Flaccus Satiren und Episteln. Für den Schulgebrauch erklärt von Dr. G. T. A. Krüger. 13. umgearbeitete Auflage, besorgt von Dr. Gustav Krüger. I. Teil: Satiren. Leipzig. Druck und Verlag von B. G. Teubner. 1894. Pr. 1,80 M.



im Nachstehenden als kleiner Beitrag zur Erklärung des Dichters mitgeteilt werden.

Sat. I, 1 dürfte nach v. 5 u. 10 Kolon st. Punkt zu setzen sein, da ja immer zwei zusammengehören und einander gegenübergestellt werden.

v. 4 halte ich die Conj. armis (im Anhang sind armis u. annis aus Versehen vertauscht) für unnötig; auch würde durch sie nur eine neue Schwierigkeit an Stelle einer beseitigten gesetzt. Nachdem bei allen übrigen der Anlaß zur Beschwerde und Klage<sup>1)</sup>, der Grund, warum sie augenblicklich mit ihrem Stande unzufrieden sind und einen anderen haben möchten, durch einen ganzen Satz ausgedrückt ist, kann er hier nicht durch das matte, ton- und gewichtlose *gravis armis* gegeben, sondern muß in dem *multo jam fractus membra labore* enthalten sein. Auch im nächsten Beispiele ist der Grund in partizipialer Wendung gegeben, während er bei den zwei folgenden durch vollständige Sätze ausgedrückt ist. Die Absicht des Dichters ist hier nicht zu verkennen und durch die gegenteilige Annahme würde die schöne Harmonie des Ganzen zerstört werden. (Ob *jam* hier vielleicht doch „eben“ bedeutet? Oder sollte *jam* selbst zu emendieren sein?)

v. 7 die Erklärung zu *quid enim* = was ist's denn weiter? dürfte kaum richtig sein. Worauf soll sich denn das 's = es beziehen? Doch wohl auf *militia*? In diesem Falle würde das *verbum* (*est*) kaum fehlen dürfen, es müßte (*hart!*) aus *potior est* ergänzt werden. Auch wird hier dieser Sinn nicht erwartet, eine direkte Erklärung, was *militia* (= *militem esse*) sei. Ich übersetze zunächst wörtlich: „was denn“ (letzteres zu betonen!) und fasse es im Sinne einer Bestätigung: „gewiß“, ja ja“, „ei freilich“, woran sich dann das Folgende zur Begründung schließt. Auch Mewes erklärt anfangs richtig *τι γάρ; πῶς γάρ οἷ*, gibt aber im Folgenden „was ist's denn weiter“ das Richtige wieder auf. So auch Sat. II, 3. 132, wo man doch nicht verstehen kann: „was ist's denn weiter?“

v. 10 dafs wie *clamat* so auch *pulsat*, das derbe Klopfen, für den Landmann charakteristisch ist, konnte gleichfalls angemerkt werden.

v. 16 eine Bemerkung zu *qui modo miles, se. es*, erscheint für Schüler nicht überflüssig, nachdem sogar Kiefßling *eras* ergänzt.

v. 15 warum der *deus* nicht *Jupiter* selbst sein soll, sondern ein von ihm beauftragter anderer Gott, ist nicht recht einzusehen.

v. 22 könnte man nach der Anm. und dem Citat dazu meinen, *facilem* sei *Attribut* zu *aurem*; vergl. Aufl. 12 im Anhang.

v. 23 ist endlich richtig die Parenthese nach *praeterea* begonnen. Der Deutlichkeit halber dürfte es sich aber empfehlen, einmal Klammerzeichen statt Gedankenstriche zu setzen, und zwar gleich nach *praeterea*. Dafs hier schon die Parenthese beginnt, hat man beim lauten Lesen durch den Ton anzudeuten. (Mewes, Kiefßling, Schütz u. a. ungenau).

v. 30 *currere* ist überhaupt bei Horaz der Ausdruck für das rasche Hinsegeln durchs Meer.

<sup>1)</sup> Zum Gedanken vgl. man *epist. I, 14. 11: Cui placet alterius, sua nimirum est odio sors.*

v. 39. 40 vermifst man eine kurze Angabe darüber, aus welchem Grunde etwa *obstet tibi* eingeführt ist, und ob zu *neque hiems* noch *demoveat lucro* zu ergänzen, oder dasselbe schon mit dem folgenden *obstet* zu verbinden sei.

v. 40 konnte auf den Schlufs „Wettrennen“, „*hunc atque hunc superare laboret*“ verwiesen werden.

v. 43 ziehe ich die Verbindung des *quod* mit *si comminuas*, die auch die Stellung der Sätze zu fordern scheint, zugleich als natürlicher, frischer und lebhafter vor. „Aber wenn man sie verminderte, würden sie ja“ . . . st. aber diese würde, wenn man sie . . . ; also besser als Objekt zu *comminuas* denn als Subjekt zu *redigatur*.

Auch Mewes: „*at si id auri pondus . . . consumetur*“ (warum nicht *consumatur*, entsprechend dem *redigatur*?) In der vor. Aufl. ganz richtig.

v. 42. Kiefsling: „verbinde *furtim* mit *defossa*, *timidum* mit *deponere*“. Ihm folgte in der vor. Aufl. Krüger.

Auch Mewes stellt die Sache ungeachtet vieler Worte nicht klar. — Das *defodere* mufs dem *deponere* im engeren Sinne vorausgehen, aber beides zusammen bildet einen gemeinsamen, in unmittelbarer Aufeinanderfolge sich vollziehenden Akt, *deponere* im weiteren Sinne, zu welchem *furtim timidum* (also *implicite* auch zu *defossa*) gehört. Der Hauptnachdruck liegt auf *furtim deponere*.

v. 49 ist die Bemerkung zu *vel* nicht recht klar. Das rhetorische *vel* gehört schon zu *dic* und der Sinn ist: „oder wenn du das nicht glaubst (zugibst), sag (dann) an.“ — Indem er ausweichend fortfährt: *at suave est*, gibt er zugleich das *nil referre* (wie das *non plus capere* v. 46) zu.

v. 60. Das *limo turbatam* hat, wie mir scheint, Wieland, wohl mit Bezug auf v. 58, am natürlichsten erklärt.

Die Unterscheidung *urna* = das Gefäfs zum Schöpfen, *cyathus* zum Trinken, wie sie Kiefsling macht, ist nicht sachgemäfs; hier dienen beide dem gleichen Zwecke.

v. 69. Die Erklärung zu *quid rides* stimmt mit jener von Weissenfels im Anhang, die mir ganz richtig zu sein scheint, nicht genau überein. Warum wurde denn überhaupt die Bemerkung der vor. Aufl. geändert?

v. 75. Die Erklärung: „ein gelegentliches über die Stränge Schlagen“ (*desipere*) scheint mir den Gedanken viel zu eng zu begrenzen.

v. 76. Zu den Versen 73—75 hätte der Dichter hinzusetzen können: *hoc iuvat*. Daran schließt das Folgende an: „Glaubst du das? Oder macht dir etwa das Vergnügen, was du thust?“

v. 79. *horum . . . bonorum* ist der Ausdruck „solche sogenannte Güter“ auffallend. Wer nennt sie denn so? Nicht einmal „vermeintliche“ im Sinne des Geizigen wäre zutreffend, da selbst dieser das *vigilare etc.* nicht als „Güter, Freuden“ betrachten kann.

v. 91 während im Texte nach *frenis* Fragezeichen steht, ist S. XIV Z. 3 dasselbe weggelassen; ebenso fehlt daselbst das Komma

nach dat. Die Bemerkung zu *si quis asellum* dürfte für Schüler nicht ausreichen; er wird nicht verstehen, worin das widernatürliche, daher schwierige und meist (?) erfolglose Unternehmen besteht.

v. 92. *cumque habeas plus* was wäre denn damit gesagt, wenn er mehr hätte, als zuvor? Wie viel hatte er denn zuvor? Es muß vielmehr der Sinn ausgedrückt sein: „Da du jedenfalls etwas mehr hast, als gerade unerläßlich ist“ (vgl. die Erklärung zur vor. Aufl., welche in der Hauptsache richtig ist).

zu v. 104 ist wieder die einzig richtige Interpunktion hergestellt.

Sat. 2 v. 60 *personam* war in der vor. Aufl. erklärt mit *Stand sc. matronae*. So auch Mewes mit Porphyrio. Jetzt mit Kiefßling und Döderlein = Rolle. Schütz dazu: „vielleicht richtig.“ — Ich verstehe nicht, was Rolle hier bedeuten, und was den Gegensatz dazu bilden soll. Nach dem ganzen Zusammenhange kann hier nur an die „Person einer Matrone“ gedacht werden.

Sat. 3, v. 4. *hoc Wieland* nicht übel: „diese Mücke“. Man braucht nicht mit Kiefßling das vorhergehende *vitium* zu ergänzen, aber zu verstehen ist es.

Sat 4. 10. Die nach Kiefßling gegebene Erklärung zu *dictabat* ist nicht klar und genau. Denn das eigene Niederschreiben schließt doch den Begriff der Feile nicht ein. *dictare* heißt doch nicht notwendig: „fertig“ in die Feder „diktieren“? (Vgl. Stellen wie *epist. II, 1. 110*; und wieder *epist. I, 11. 49.*) Das Folgende ergänzt und erklärt.

v. 13. *multum* steht nicht für *multa*; das hiesse etwas anderes! Es bildet auch nicht den Gegensatz zu *ut magnum*, sondern zu *scribendi recte* (so auch wir sprichw. *non multa, sed multum = recte*).

v. 14. Die Erklärung ist kaum richtig. Zu sagen *accipiam* für *sumam* wäre unnatürlich.

v. 20. Nicht die Mühelosigkeit, sondern das unablässige Fortarbeiten, um nur viel, ohne Rücksicht auf den inneren Wert, zu produzieren, bildet das *tert. compar.*

v. 22 fasse ich anders: niemand liest meine Gedichte, weil niemand auf sie aufmerksam wird, da ich mich scheue, sie öffentlich vorzulesen, vgl. *bes. v. 71. 73.*

v. 30. Bei dem Ausdruck *mutare merces* möchte man zunächst freilich an den Großhändler denken; aber kann man denn lateinisch sagen *merces mutare a surgente sole ad eum, quo v. t. r. = ab oriente ad occidentem* im örtlichen Sinne? Das wäre doch erst noch nachzuweisen!

Die aus Persius gewöhnlich citierte Stelle beweist nichts weiter, als daß die Römer Tauschhandel mit dem Orient trieben. Ferner enthält das folgende *quin . . . fertur* eine Steigerung, in welcher gerade die Seefahrt und ihre Gefahren (das folgende *pulvis collectus*, durch welches nur *praeceps* veranschaulicht wird, steht dieser Auffassung nicht entgegen) den eigentlichen Mittelpunkt bildet. Gerade in der temporalen Auffassung, vom frühen Morgen bis zum späten Abend, tritt die *avaritia* so recht hervor, während der Warenumtausch an sich den Kaufmann doch nicht unter die *culpari digni* einreihet; auch

würde bei dieser Auffassung *merces mutare* genügen und das übrige sich von selbst verstehen. Auch das sei noch erwähnt, daß Horaz *vespertinus* noch viermal und zwar stets in temporalem Sinne gebraucht, nämlich sat. I, 6, 113 *vesperlinumque pererro saepe forum*;

II, 4, 17 *si vespertinus subito te oppresserit hospes*;

epod. 16, 51 *nec vespertinus circum gemit ursus ovile*.

und epist. I, 6, 20 *navus mane forum et vespertinus pete tectum*;

diese Stelle drückt auch inhaltlich den an obiger Stelle geforderten Gedanken aus.

v. 36 ist die Fassung: „im Sinne der Gegner des Dichters“ ungenau; die Gegner sind ja hier überhaupt redend eingeführt.

v. 81 halte ich an der alten Interpunktion fest; durch eine Änderung würde der ganze Rhythmus zerstört. Dieser und der Gedanke stehen höher als die äußere Concinnität, welche ebenso an gar manchen anderen Stellen nicht gewahrt und jenen untergeordnet ist.

v. 62 ist etiam wohl mit dem v. 60 vorhergehenden non, nicht mit *disiecti*<sup>1)</sup> zu verbinden. Wir: „nicht auch noch“. Im letzteren Falle findet man sie noch (also „etiam“ im Sinne von „item“).

v. 72 erwartet man nach Tigelli st. eines Punktes eine kleinere Interpunktion.

v. 76 vermifst man die Angabe, wozu die „ironische Rechtfertigung“ dienen soll.

v. 79 ist die Bemerkung bei Mewes, daß hoc nicht mit studio verbunden werden dürfe, doch wohl überflüssig.

v. 80 ist zu denique unpassend auf sat. I, 1, 92 verwiesen; dort heißt denique „kurz und gut“, hier: „am Ende (etwa, vielleicht) gar.“

v. 105. Wenn man hoc auf das Vorhergehende bezieht und ut (v. 106) final faßt, gewinnt man den Sinn: „um Laster meiden zu lernen, muß man liberius und iocosius dicere lernen (sich angewöhnen).

Auch hat ihn sein Vater nicht an das liberius und iocosius dicere gewöhnt -- dazu hätte ja der damals noch junge (puer) Horaz keinen Anlaß gehabt -- sondern an das fugere vitia exemplis notando.

Das Ganze von v. 103 an bis zum Ende ist eine scherzhafte Erklärung der Entstehung seiner Satiren. Meine im Anhang gegebene Erklärung ergänze ich noch durch Folgendes: und diese Gewohnheit, das Thun und Treiben der Leute zum Zwecke meiner Selbstvervollkommnung zu beobachten, setze ich, weil mir die Gewohnheit gleichsam zur andern Natur geworden ist, noch heute fort; und indem ich meine Beobachtungen niederschreibe, entstehen eben meine Satiren. Ich kann nicht anders, darum mußt du mir verzeihen. Das ist der Sinn und die Bedeutung der Stelle für die ganze Satire. Schon Kirchner hat im Wesentlichen, mit Recht, wie mir scheint, die Stelle so erklärt.

sat. I, 6, 8 nach dem Gedanken und dem Zusammenhange möchte man ingenuus lieber im moralischen Sinne fassen (daß an Sklaven nicht gedacht werden könne, war ja damals für jedermann

<sup>1)</sup> Wie soll denn der Gegensatz zu „etiam disiecti“ heißen?

selbstverständlich); aber der sprachliche Ausdruck ist dagegen, da, wie Kiefsling richtig bemerkt, als Prädikat nicht *sit* sondern *natus sit* ergänzt werden muß.

v. 29. In der Anmerkung (s. auch Anhang) vermißt man die Angabe, ob beide Fragen einer stellt, oder zwei Fragende zu denken sind; letzteres ist bei dem Inhalt und bei der Fassung der zweiten (Subjekt?) wohl nicht möglich. Es empfiehlt sich daher beide Fragen einem in den Mund zu legen und dann *st. aut* zu lesen *et* oder *est*.

v. 43. Dafs die Verbindung *magna sonabit* an sich zulässig ist, hätte Mewes doch nicht zu erwähnen, noch weniger durch mehrere Beispiele zu belegen gebraucht. Dafs aber die Verbindung *magna sonabit quod* unmöglich ist (man kann doch nicht etwa sagen *aliquid magna!*), bedarf wohl auch keines weiteren Beweises. Wer so verbinden will, dem können allerdings Belege nicht erlassen werden.

v. 52. *prava ambitione procul* kann, wie Kiefsling richtig bemerkt, grammatisch nur auf *cautum* bezogen werden (= ohne Ansehen der Person). Aber auch der Sinn verlangt dies und Horaz erklärt es selbst so v. 63—65: *quod placui tibi non patre praeclaro* (was eine *prava ambitio* wäre), *sed vita et pectore puro* (also *dignus*). Daraus ersieht man auch, dafs, wenn der Dichter sagt, *Maecenas habe nicht aus ambitio*, was *pravum* wäre, sondern aus Rücksicht auf sittliche Tüchtigkeit den Horaz zum Freunde angenommen, dies nicht „*parum urbanum*“ sei, selbst nicht nach unseren Begriffen von Anstand, geschweige nach denen der Alten, die ja in solchen Beziehungen (glücklicher Weise) viel weniger empfindlich waren.

v. 55. *quid essem* einfach = was ich (wert) wäre. Auch Mewes: „was an mir wäre“. Nach v. 66 wird an seine Bedeutung als Dichter hier nicht gedacht werden dürfen.

v. 58. Die Bemerkung von Mewes; *sane non poteram etc.* ist falsch; statt *poteram* müßte es *volebam* heißen. Darin liegt eben das *pectus purum*, dafs der Dichter sich gibt als das, was er ist, nicht aus sich macht (machen will), was er nicht ist.

v. 79. Mewes erklärt: *ut in magno populo, in magna urbe fieri solet et decet, se. veste decora uti et pedisequis*. Davon gilt für das damalige Rom wie für unsere Großstädte gerade das Gegenteil!

v. 87. *hoc*. Die Erklärung = *ideo* ist falsch. Richtig Mewes: *hoc cum comp. maior iuugendum et pro abl. mensurae accipiendum*.

v. 72 gehören die Interpunktionszeichen nach *orti* und *lacerto* wohl weg.

v. 95 richtig Mewes: „*parentis aequae pertinet ad vv. alios legere et ad vv. quoscunque optaret sibi quisque; quocirca distinctionem post v. legere sustuli* (was er aber im Text aus Versehen nicht gethan hat).

v. 127. Mewes erklärt *interpellet* durch *prohibebit, non sinet*; ein *lapsus calami*, da *interpellet praes. conj. ist*, = verhüten kann.

v. 122. *ego* ist rein *epanaleptisch*, unbetont und daher auch weder hervorgehoben noch in Gegensatz gestellt. Es könnte ohne alle Änderung des Sinnes fehlen. Die Erklärung zu den Worten *vagor*

aut unguor olivo ist ungenau; entweder vagari, dann kein ungui, oder statt vagari scribere und legere, dann (wohl als Ersatz des vagari?) ungui. Was unter ungui zu verstehen, geht aus dem Folgenden deutlich hervor. Von einem ungui im Anschluß an vagari steht bei Horaz kein Wort.

I, 9, 16. Andere interpungieren: Persequar. Hinc quo nunc iter est tibi? Diese Interpunktion ziehe ich vor. Durch das einzelne *persequar* erhält die aus lauter kurzen Sätzchen (Schlag auf Schlag) bestehende Rede einen kräftigen Abschluß. Die folgenden Worte würden matt nachhinken, verstehen sich auch von selbst (sind ja schon in *persequar* enthalten); *hinc* wäre dann noch leichter entbehrlich als bei der Frage. Auch glaube ich, daß der Dichter sein Schweigen (*nil respondebam*) auch hier beibehalten hätte, wenn er sich nicht durch die Frage, wohin er jetzt zu gehen gedenke, zu einer abweisenden Antwort — einem nochmaligen Versuche, den zudringlichen Gesellen loszuwerden — hätte drängen lassen. — *Hinc* verbinden die einen (Mewes) mit *persequar*, andere mit *quo* (richtiger doch mit *iter est tibi?*).

v. 37 dürfte *quod* nicht = *et hoc* sein, sondern = *aut hoc*.

v. 41. Das Komische des „*me sodes*“ ist beim Lesen durch flehenden Ton auszudrücken.

v. 43 folg. glaube ich, daß Horaz erst v. 48 zu reden beginnt und auch da nur, weil er der ganz unerhörten gemeinen Zumutung gegenüber es als ein Gebot der Pflicht erachtet, den Sachverhalt richtig zu stellen. Auch im Folgenden ist seine Rede gemessen; er spricht nur, was unerläßlich ist.

II, 1 v. 7 kann *si non optimum erat* nur heißen; wenn es nicht das beste wäre; es ist davon die Rede, was er von jetzt an, also künftighin, thun soll. Das zeigen doch deutlich die Äußerungen: „*quiescas*“, „*ne faciam omnino versus*“ (Aufhören, keine Verse mehr (weiter) machen) „*verum nequeo dormire*“. Nach der Erklärung Krügers u. a. mußte der Dichter sagen *optimum fuerat* und fortfahren: aber ich konnte nicht schlafen. Und wozu wäre denn die folgende Anweisung eines Mittels gegen die Schlaflosigkeit oder der Rat, andere Stoffe zu wählen? (Die Erklärung Jägers im Anhang der vor. Aufl. ist ganz richtig, nur „zuweilen“ hätte als unmotiviert wegbleiben sollen.

Ebenso heißt v. 16 *poteras du könntest*. Über diesen Gebrauch des Indik. Imperf. von der Gegenwart im Lateinischen (auch im Griechischen!) sieht die Erklärung von Karl Halm zur Stelle bei Kirchner im Kommentar. Wenn Trebaz sagte: du könntest bereits früher, statt Satiren zu schreiben . . . , wie könnte dann Horaz antworten: „*haud mihi deero*“ „*quid faciam*“ und (v. 60) *scribam*? Ein anschauliches Beispiel bietet Iuvenal sat. 3, 289 *his alias poteram et plures subnectere causas; sed iumenta vocant etc.* (Sinn: *ergo non subnecto*).

v. 24 ist eine von jenen Stellen, an denen es sich empfehlen würde, neben einer Erklärung oder statt einer solchen dem Schüler eine passende Übersetzung zu bieten.

v. 14. Die Erklärung nach den Schol. zu *fracta: ut fracta mitrentur, ne remitti ab hostibus possent*, dürfte einem Schüler kaum

verständlich sein. Auch das Folgende ist nicht eben sehr klar und faßlich. Auf die Schönheit der Verse war hinzuweisen!

v. 46 zu *cantabatur* konnte passend auf sat. I. 4. 34 hingewiesen werden.

v. 64. *detrahere . . . turpis* ist auf den Anhang verwiesen, daselbst aber die betr. Stelle jetzt weggelassen.

v. 77. 78 halte ich *fragili* und *solido* für *mascul*: sc. *mihi* aus dem vorhergeh. *me*, wie man schon aus der Wendung *dentem illidere* schliessen muß; „et was zerbrechliches“ könnte doch nicht einfach *fragile* heißen, auch nicht beim Dichter. Ist auch einfacher und natürlicher.

v. 82 dürfte es sich empfehlen, die Gesetzesbestimmung durch größeren Druck hervorzuheben.

v. 83 für das dopsinnige *mala* haben wir im Deutschen keinen deckenden Ausdruck.

II, 2. 20. *pulmentaria* wird erklärt durch das folgende *iuvare* Wohlgeschmack der Kost = das die Kost dir schmeckt (wenn sie auch an sich keine schmackhafte Kost wäre).

v. 53. Die Erklärung *Ofello iudice* = *me iudice* ist falsch. Wörtlich: nach dem Urteil des *Ofellus* (dessen Ansichten Horaz hier vorträgt). *Me iudice* wäre = *Horatio* oder *Flacco iudice*. Mewes legt in die Stelle etwas, was nicht beabsichtigt ist.

v. 55 ist *pravum* nicht die Folge des *detorsis*, sondern umgekehrt; daher unrichtig (auch Mewes): *ita ut pravus fias* (vielmehr *pravus factus*).

sat. 6 v. 18 darf die *mala ambitio* nicht von Horaz verstanden werden; aus den folgenden Versen 23—39 wird dies ja vollkommen klar. Der Dichter sagt: hier auf dem Lande kann ich meine Zeit zwischen Arbeit (*Studium*, *Schriftstellerei*) und Erholung in geordneter Abwechslung verteilen (v. 61). Weder die *ambitio* der Leute, noch die Ungesundheit der Jahreszeit richtet mich zu Grunde (verdirbt mir die Zeit, hemmt mich in meinem Schaffen). Anders in der Stadt: dort wird mir namentlich durch ersteres die Zeit geraubt (der Tag verdorben). Daher v. 59 *perditur*. Weil *perditur lux*, nennt er sich miser und daher die folgenden *vota*; über das *mergi* müßte er ja im Gegenteil erfreut sein; wie wir: „jetzt bin ich froh, das der Tag, an dem ich nicht mir, sondern andern angehörte, vorbei ist“.

v. 34. *per caput* weil er sich erinnert, das er auf früher an ihn gerichtete Bitten (*Roscius* und die Schreiber) Erfüllung zugesagt; *circa latus* weil der Bittsteller jetzt, auf dem Wege zum *Mäenas*, sich ihm entgegengestellt. Daher auch das verschiedene *Tempus*: *orabat*, *orabant*, *cura*.

II, 8. 13 ist, wie sat. I. 3. 10 erschen läßt, zugleich an ein langsames, feierliches Gehen zu denken.

Freising.

Höger.

### Catilina und die *senatus auctoritas*.

Cicero in Cat. I. 8, 20. Refer, inquis, ad senatum; id enim postulas et, si hic ordo placere decreverit te ire in exilium, obtemperatum te esse dicis. non referam, id quod abhorret a meis moribus, et tamen faciam ut intellegas, quid hi de te sentiant. — Egrederere ex urbe, Catilina, libera rem publicam metu, in exilium, si hanc vocem expectas, proficisere! — Quid est, Catilina? ecquid attendis, ecquid animadvertis horum silentium? patiuntur, tacent. quid expectas auctoritatem loquentium, quorum voluntatem tacitorum perspicis?

Diese Stelle macht den Auslegern Schwierigkeiten. Richter-Eberhard bemerkt zu id postulas: „Wahrscheinlich war Catilina privatim von den Führern der aristokratischen Partei zur freiwilligen Verbannung gedrängt worden, um die ganze ihr fatale Angelegenheit zu beseitigen, hatte aber die Zumutung mit dieser Forderung keck zurückgewiesen.“ Zu a meis moribus wird bemerkt: „a meis moribus erklärt man gezwungen ‚von der Milde meines Charakters‘ s. 4; jedenfalls gibt Cicero damit den wahren Grund nicht an. Nur ein richterlicher Spruch konnte durch aquae et ignis interdictio einen Bürger zum Exil nötigen; der Senat war zu einem solchen Beschlufs nicht berechtigt.“

Die Erklärung der Worte: id quod abhorret a meis moribus mit: „das verträgt sich nicht mit der Milde meines Charakters“ ist allerdings mehr als gezwungen. Denn derselbe Cicero, der vorher wiederholt bedauert, daß nur der Mangel an greifbaren Beweisen daran schuld ist, wenn Catilina noch unter den Lebenden weilt, der seinem Gegner mit denkbar größter Offenheit ins Gesicht sagt: ad mortem te, Catilina, duci iam pridem oportebat (§ 2) und: tum denique interficere, cum iam nemo . . . (§ 5), derselbe Cicero kann doch wohl einige Minuten darauf weder sagen noch meinen, daß er aus angeborner Milde keinen Beschlufs veranlassen will, durch den Catilina des Vaterlands beraubt werden könnte. Wir müssen uns nach einem anderen Grunde umsehen, warum Cicero auf das scheinbar verlockende Anerbieten des Catilina, sich dem Senate zu stellen und dem Spruche desselben unterzuordnen (obtemperatum te esse dicis) sich nicht einläßt, und den finden wir in der sehr bedenklichen staatsrechtlichen Seite des Vorschlags.

Ein Recht, die Verbannung über Catilina zu verhängen, hatte der Senat, wie Eberhard richtig bemerkt, in der That nicht; das war Sache richterlichen Beschlusses oder der Volksversammlung. U. a. sagt Herzog, Geschichte und System der röm. Staatsverfassung I, 962: „Gericht zu üben hatte der Senat als Körperschaft nicht; dies stand nur den Magistraten und dem Volke zu. Aber Einfluss auf das Gerichtswesen hatte er in mehrfacher Beziehung.“ Ein rechtskräftiges *senatus consultum* in dieser Angelegenheit zu fassen, war also der Senat nicht kompetent. Das wufste aber Catilina ebensogut wie Cicero, und weder der eine, der den Antrag stellt, noch der andere,



der ihn bespricht, können dabei ein rechtskräftiges *senatus consultum* im Auge gehabt haben. Aber der Senat hätte doch über den Fall beraten und auch in anderer Weise zu einem Beschlufs kommen können. Dieser wäre aber dann nur eine Art Gutachten (im vorliegenden Falle sozusagen ein ehrengerichtliches Gutachten) gewesen, dem zwar das Ansehen des Senates Wert gab, dem aber die rechtsverbindliche Kraft eines *s. c.* fehlt. Das war dann eine *senatus auctoritas*, d. h., wie Zöller, *röm. Staats- und Rechtsaltertümer* S. 300 sagt: „... im engeren Sinne ein Beschlufs, dem die formale Gültigkeit fehlte und dem der Beamte deshalb nicht Folge leistete.“ Lange, *R. A.* I<sup>2</sup> 842 spricht von der „rechtlich betrachtet unmaßgeblichen *senatus auctoritas*, die aber trotzdem den moralischen Wert behielt, den der Rat einsichtiger Männer, die Gutheißung eines Vorschlags von Seiten derselben selbstverständlich unter allen Umständen hat“.)

Catilina beantragte also eine solche *senatus auctoritas*, die für ihn, wenn er wollte, nicht rechtsverbindlich war. Daher auch sein Anerbieten sich einem solchen Gutachten zu fügen (*obtemperatum te esse dicis*): denn, wenn der Senatsbeschlufs ein *sen. consultum* mit Gesetzeskraft gewesen wäre, so war es überflüssig seine Bereitwilligkeit zu erklären, sich ihm zu fügen; dann hätte er eben gehen müssen. Cicero nennt den von Catilina beantragten Beschlufs selbst zweimal *senatus auctoritas*, an zwei Stellen, an denen, so viel ich sehe, das Wort *auctoritas* bisher nicht im staatsrechtlichen Sinne aufgefaßt, sondern in ziemlich undeutlicher Weise mit „Ansehen“ u. s. w. übersetzt worden ist. Das eine Mal noch im § 20. Da der thatsächliche

<sup>4)</sup> So heißen vor allem Senatsbeschlüsse, die wegen der Intercession der Tribunen nicht rechtskräftig werden, aber gelegentlich aufgezeichnet werden können, *sen. auctoritas*. Die klassische Stelle dafür ist Liv. 4, 57, 5: *Servilius sagt: si maneat in sententia senatus, dictatorem nocte proxima dicturum, ac si quis intercedat senatus consulto, auctoritate se fore contentum.* Mir scheint die Stelle nichts weiter zu besagen als: „intercedieren die Tribunen, so bleibt die gegenwärtige *sententia* des Senats eine *auctoritas*; intercedieren sie nicht, so wird die *auct.* zum *s. c.*“ Es scheint mir eine nicht durchführbare Künstelei, neben *auctoritas* im allgemeinen eine *auctoritas* im speziellen technischen Sinne zu unterscheiden, letztere im Gebrauch für Senatsbeschlüsse, gegen die intercediert wird u. s. w., wie Herzog I, 936 will, so dafs ein *senatus consultum* durch Intercession zur „*auctoritas* im engeren Sinne“ wird. Viel näher liegt es wohl zu sagen: die Senatsbeschlüsse, welche aus formellen Gründen nicht *s. c.* werden können, behalten nur den Wert der *s. auct.* im allgemeinen. Es hat in den Altertümern immer etwas Mißliches ein Wort bald im engeren, bald im weiteren Sinne verstehen zu wollen; das führt zu Willkürlichkeiten der Interpretation, wie z. B. bei dem Worte *eques*, das bald *eques equo publico* bald *eques equo privato* bedeuten sollte. Ebenso muß Herzog sofort Cicero etwas Gewalt anthun; denn er sagt p. 937 Anm. 1. zu der Stelle Cic. ad. fam. 1, 2, 3: *de his rebus — senatus auctoritas gravissima intercessit; cui cum Cato et Caninius intercessissent, tamen est perscripta: „In letzterer Stelle ist auctoritas nicht im technisch beschränkten Sinne gemeint, sondern im allgemeinen, denn jener tritt erst infolge der Intercession ein; allein die Stelle zeigt gleichsam die Genesis des Begriffes.“* Also: vor der Intercession war eine *auctoritas* (im allgemeinen) da; dann wurde intercediert und nun wurde daraus eine *auct.* im technischen Sinne? Einfacher wäre es wohl zu sagen: weil Intercession folgte, blieb es bei der gefaßten *auctoritas* und diese wurde nicht *s. c.*; nur wurde sie aufgeschrieben, was auch wertvoll war.

Wert des Beschlusses nur der gewesen wäre, daß Catilina die Meinung des Senats über sich erfahren hätte, so sagt Cicero: ich will dir auf andere Weise über die Stimmung gegen dich Klarheit verschaffen (tamen faciam ut intellegas quid hi de te sentiant); ich will dir also etwas sen. auctoritas Gleichwertiges bieten. Dann ruft er ihm ins Gesicht: in exilium proficiscere! Und als niemand widerspricht, sagt er: quid expectas auctoritatem loquentium, quorum voluntatem tacitorum perspicis? Die voluntas tacitorum ist also ebensoviel wert, als eine auctoritas loquentium, ein formuliertes, aber nicht rechtskräftiges Gutachten. — Das ist auch der Sinn des Wortes auctoritas in § 21: quorum tibi auctoritas est videlicet cara, vita vilissima — die Senatoren, deren Gutachten, (deren ehrengerichtlicher Spruch) dir ersichtlich äußerst wertvoll, deren Leben dir spottwohlfeil ist“ — (nicht „Ansehen“, wie die Übersetzer schreiben).

Wie kam aber Catilina dazu, sich bereit zu erklären, er wolle sich dem Spruche des Senats freiwillig fügen? Und warum geht Cicero nicht darauf ein? Das zeigen uns die jener Stelle unmittelbar vorhergehenden Worte in § 19.

Wir wissen, daß Catilina auch dann noch, als schon der Versuch gemacht worden war, Präneste mit bewaffneter Hand zu nehmen, unangefochten in Rom umherging und sich darin gefiel, die Rolle der verleumdeten Unschuld zu spielen<sup>1)</sup> und dabei seinen lieben Gegner Cicero zum Besten zu haben. Darum hatte er sich zu freiwilliger Haft gestellt und dabei auch an Cicero die ehrenvolle Zumutung gestellt, sein Wächter zu sein. Dies steht in § 19; unmittelbar darauf folgt im § 20 das famose Anerbieten, sich freiwillig der rechtlich nicht verpflichtenden senatus auctoritas zu unterwerfen, so der Consul zu einer solchen die Anregung gäbe (refer, inquis, ad senatum) —: kann die gekränkte Unschuld ein selbstloseres Anerbieten machen??

Wir dürfen daher wohl aus der unmittelbaren Folge der beiden Anerbietungen schließen, daß sie aus einerlei Geist entsprungen sind, und daß Catilina in seiner komödienhaften<sup>2)</sup> custodia libera seiner Rolle treu blieb: beide Vorschläge sind nicht ernsthaft gemeint, beide sind eine Posse, beide in dem unwahrscheinlichen Falle der Annahme seitens Ciceros nur geeignet diesen Schwierigkeiten zu bereiten.

Und darum ging Cicero nicht darauf ein. Denn — was bei Catilinas Charakter keineswegs unwahrscheinlich war — wenn er aus der Haft entfloh, oder im zweiten Falle, wenn er nach gehörter senatus auctoritas plötzlich sich anders besann und sagte, er brauche sich derselben nicht zu fügen: wer hatte den Spott davon? Die Ausführung eines Senatsgutachtens von dem guten Willen eines Catilina abhängig zu machen, auf einen so zweifelhaften Handel liefs sich ein Cicero nicht ein: „non referam, id quod abhorret a meis moribus.“ So ergibt sich schliesslich die Bedeutung von id quod abhorret a meis moribus: „ein solcher Handel ist ganz gegen meine Gepflogenheiten“;

<sup>1)</sup> Richter-Eberhard. Einl. § 21.

<sup>2)</sup> Cicero selbst verhöhnt sie § 19 a. E.

meis ist vorangestellt: damit fange einen anderen, aber nicht mich, den alten Praktiker in Gerichtssachen, der alle Schliche kennt, wie auch den auf seinen Ruf sehr eifersüchtigen Consul, der sich um keinen Preis einer Blofsstellung aussetzen will. Und darum ersetzt er, Spott mit bitterem Hohne vergeltend, die *auctoritas senatus loquentis* durch das vernichtende *iudicium taciturnitatis*.

Nürnberg.

B. Gerathewohl.

### Über den Encrinomenos des Künstlers Alkamenes.

Die Deutung des Beinamens *encrinomenos*, der dem *aereus pentathlus* gegeben ist,<sup>1)</sup> wird seit langer Zeit viel umstritten: Zwei Erklärungen sind aufgestellt und verbreitet worden: Einmal — und so liest man bereits in der Ausgabe des Plinius von Dalechampius — wurde der *Encrinomenos* für einen erklärt, der zum Wettkampfe zugelassen war, so dafs das Beiwort auf die dargestellte Person sich bezöge, das andere Mal wurde in dem Ausdrucke der Sinn „für mustergiltig erklärt“ gefunden und dadurch der Statue des Meisters eine ehrende Bezeichnung gegeben. So hat wohl schon Harduin verstanden, wenn er in seiner Pliniusausgabe „*ceteris praelatum*“ erklärt. Die erste und sicherste Grundlage, auf der die Untersuchung sich aufbauen mufs, liegt in der Feststellung der Bedeutung des Wortes selbst, das aus dem Griechischen stammt und *Particip praesens* beziehungsweise imperfekt passiv von *ἐγκρίνειν* ist. Da jene Feststellung noch nicht erfolgt ist, so wird eine Betrachtung der wichtigsten einschlägigen Stellen bei Autoren und auf Inschriften wohl geeignet sein.

Die *ἐγκρισις*, d. h. die Prüfung der jungen Leute, welche darüber entschied, ob sie zum Wettkampfe zugelassen, oder auch ob sie unter die Epheben aufgenommen werden sollten, und das Ergebnis derselben wird bei Schriftstellern<sup>2)</sup> und auf Inschriften wiederholt erwähnt.<sup>3)</sup> So werden auf zwei megarischen Steinen<sup>4)</sup> Namenslisten mit den Worten *οἷδε ἐνεκρίθησαν* (sc. unter die Epheben) eingeleitet. Zu *Stratonicea* in Karien<sup>5)</sup> wurde beschlossen, dafs Knaben den Stadtgöttern zum Danke einen Hymnus singen und andere Ehren erweisen sollten; *ἐὰν δέ τινες τῶν αἰρεθέντων παιδῶν*, so heifst es weiter auf der Inschrift, *ἐνκριθῶσιν ἰς τοὺς ἐγήθους, ἧ ὁ μηδεὶς θεῶν ποιήσειν, τελευτήσωσιν μὴ ἐνκριθέντες ἰς τοὺς ἐγήθους*, u. s. w. In *Talanti* (Lokris) hat Rofs<sup>6)</sup> eine Inschrift abgeschrieben, die lautet: *Ἀεὶκιον Ἄλλιον Ταύρον τῶν γυμνασίουρχων οἱ ἐνκριθέν-*

<sup>1)</sup> Plinius nat. hist. 34, 72: *Alcamenes Phidiae discipulus et marmorea fecit et aereum pentathlum qui vocatur encrinomenos.*

<sup>2)</sup> Xenophon hellenika 4, 1, 40. Lucian pro imaginibus 11, vgl. Philostratus Gymnastikus p. 38.

<sup>3)</sup> Für die Ephebie vgl. Grasberger, Erziehung und Unterricht im klassischen Altertum III 65.

<sup>4)</sup> Corpus inscript. Graec. u. s. w. I. Inscriptiones Megaridis u. s. w. 29 und 31.

<sup>5)</sup> Corpus inscript. Graec. I. 2715.

<sup>6)</sup> Griechische Königseisen I. 96.

τες ἐπ' αὐτοῦ ἀρετῆς ἔνεκεν καὶ εὐεργεσίας τῆς εἰς ἑταίρους Ἐφοῆ Ἡρακλεῖ. Die Räume, in denen die Prüfung der Athleten vorgenommen wurde, werden auf einem Steine vom Isthmos<sup>1)</sup> ἐν κριτικῶν οἴκοι genannt. Gewinnt man somit Klarheit darüber, was ἔγκριτεν in dem bestimmten Falle bedeutet, so kann doch niemals der Plinianische Encrinomenos mit dieser ἔγκρισις in Beziehung gebracht werden. Denn abgesehen davon, daß das Particip praesens oder imperfectum nur durch die Annahme wiederholter Prüfung noch zur Not erklärt werden könnte, so steht dieser Auffassung die Thatsache<sup>2)</sup> entgegen, daß das Beiwort bei Plinius ebenso wie andere ähnliche Bezeichnungen nur auf das Werk des Künstlers zu beziehen ist. Was bedeutet aber nun dieses Beiwort?

Die Entscheidung wird wiederum durch die Schriftsteller<sup>3)</sup> und Inschriften gegeben. Ἐγκρίτεν kann gemäß seiner Zusammenhänge zunächst nur den Sinn haben: „durch eine Prüfung einreihen“. Bei Photius bibliotheca cod. LXI Bkk. liest man . . . Ἀισχίνην . . . Φορβίχου . . . εἰς τοὺς ἀρίστους ἔγκριτεν und ebenda cod. CCLXII ὡν λόγων τοὺς γνησίους τρεῖς καὶ τράχονια καὶ διακοσίους ἔγκρινονσιν, endlich bei Suidas s. v. Αἰνάρχου: Α. ῥήτωρ τῶν μετὰ Δημοσθένους ἔγκριθέντων εἰς. Noch freier ist die Bedeutung bei Photius cod. LXI οὐκ ἔγκριτεν δὲ αὐτὸν (den Αἰλιανὸς νόμος) ὁ Καυκίλιος, er reiht ihn nicht unter die Werke des Aeschines ein, hält ihn nicht für echt. Den Gegensatz bildet ἀποκρίτεν, ausscheiden, wie bei Plato leges XI, 936 καὶ ὁ μὲν ἂν οὐκ ἔγκριτεν, προσφέρειν εἰς τὸ μέσον ἐξίσω τῷ ποιήσαντι, ὁ δ' ἂν ἀποκρίτεν, μήτε αὐτὸς ἐπιδικασθῆαι μηδενί.<sup>4)</sup> Von selbst entwickelt sich die Bedeutung „als mustergiltig auswählen, auszeichnen, billigen, bevorzugen“, zumal wenn das Verbum ohne nähere adverbiale Bestimmung des Ortes, die durch εἰς oder durch eine ähnliche Konstruktion gegeben wird, gesetzt ist. Bereits bei Plato selbst, leges XII 952 ist die ursprüngliche Bedeutung stark verwischt; es wird dort von den Wissenschaften (μαθήματα) gehandelt, die zur Erkenntnis der Gesetze dienen: ἃ δ' ἂν τοιῶν ἔγκρινωσιν οἱ γεραίτεροι τοὺς νεώτερος πάσῃ σπουδῇ μαθήσαντες. Polybius schließt 9, 2, 4 seine Betrachtung darüber, welche Art der Geschichtsschreibung zu wählen sei, mit den Worten: ὁ δὲ πραγματικὸς τρόπος ἐνεκρίθη. Ein erweiterter Gebrauch findet sich in einer Inschrift, die gefunden wurde „in valle Ameth ad oppidum Assarlar“,<sup>5)</sup> wo man das alte Nacolea annimmt: Es wird beschlossen, einen Mann Menelaos Metrotimos zu ehren, und nach Aufzählung seiner Verdienste heißt es Zeile 20 f.: ὅν καὶ ἄλλα πόλεις ἐνεκρίνασαι ἐκ τῶν ἰδιῶν

<sup>1)</sup> Corpus inscript. Graec. I. 1104.

<sup>2)</sup> Vgl. O. Jabn, Sächsische Berichte 1850, 125.

<sup>3)</sup> Vgl. Gg. Steffen de canone qui dicitur Aristophanis et Aristarchi, Leipzig. dissert. 1876, 17 und besonders 25 f. Anmerkung 4, siehe auch Useners Dionys. Halic. librorum de imitatione reliquiae 50.

<sup>4)</sup> Ebenso Republik 2, 377; 3, 413; vgl. auch Dio Cass. 57, 18, 5 Τεζέριος . . . τὰ βιβλία πάντα τὰ μαντιῶν τινὰ ἔχοντα ἐπισέψαστο καὶ τὰ μὲν ὡς οὐδενὸς ἄξια ἀπέκρινε, τὰ δὲ ἐνεκρίνε.

<sup>5)</sup> Corpus inscript. Graec. III. addenda 3847. b.

ἐτίμησαν. Im lexicum Seguerianum (συναγωγὴ λέξεων χρησίμων<sup>1)</sup> wird zu ἀμορρηγία hinzugesetzt: Φρόνιμος οὐκ ἐγκρίνει τὴν φωνήν (hält nicht für gut). Die Bedeutung „billigen“ hat das Wort bei Plutarch de placitis philosophorum I. cap. 8 (Ausgabe von Bernadakis V. 286): Ἐπίκουρος δὲ οὐδὲν τοῦτων ἐγκρίνει. In seiner vita des Lykurg 18 wird von den Spartanern berichtet: οὐτω δὲ τοῦ ἐράν ἐγκεκριμένον παρ' αὐτοῖς ὥστε u. s. w., was nach dem Zusammenhang nur so zu verstehen ist, daß das τὸ ἐράν gebilligt und nach der Billigung gepflegt worden ist.

Wenn man aus diesen Stellen, welche den Bedeutungswechsel des Wortes zeigen, die zur Erklärung des Plinianischen Encrinomenos besonders geeigneten aussucht, so wird man Plato leges XII 952, Polybius 9, 2, 4 und auch die Inschrift Corp. inscr. Graec. III. addenda 3847. b. wählen, da der Gebrauch des Verbums in dem Sinne „aus einer größeren Zahl heraus- und dadurch besonders hervorheben“ klarliegt. Eine weitere Bestätigung dieser Bedeutung (= ἐκκρίνειν) liegt in dem Gebrauche des abgeleiteten ἐγκριτος: Hesychius s. v. erklärt es durch ἐκλελεγμένος und ἐξελεγμένος. Plato leges XII 966 spricht von τῶν πρὸς ἀρείῃν ἐγκριτων γίνεσθαι, endlich Cyrillus Catechesis X redet von ἀνδράσι δεσὶ τοῖς πάντων ἐγκρίτοις und von διὰ δύο ἀνθρώπων ἐγκρίτων.

Stünde nun bei Plinius ἐγκριτος oder ἐγκεκριμένος, so wäre jeder Zweifel an der Richtigkeit der Erklärung gehoben. So aber macht das Participium praesens Schwierigkeit. Ein „absoluter Gebrauch des Passiv-Particips des Praesens“, den Reisch<sup>2)</sup> für bedenklich hält, liegt hier gar nicht vor, da zum Participium ‚pentathlus‘ zu ergänzen ist, und wäre es der Fall, so hätte er in den Redensarten ὁ νικῶν, ὁ κρινόμενος, τὸ τιμώμενον τῆς πόλεως<sup>3)</sup> seine Analogien. Das Praesens aber kann die wiederholte Anerkennung ausdrücken, auch für den Aorist oder das Perfekt gesetzt sein, indem die Erteilung des Lobes zwar der Vergangenheit angehört, aber die Wirkung desselben in die Gegenwart hereinreicht.<sup>4)</sup> Von wem der Statue das Lob erteilt wurde, ist bei dem gegenwärtigen Stande der kunstgeschichtlichen Quellenforschung nicht zu entscheiden, doch ist es immerhin möglich, daß die Künstler selbst das ehrende Beiwort dem Werke gegeben haben, da sie auch einer Statue des Polyklet<sup>5)</sup> den Namen ‚Canon‘ zuerkannt haben. Daß die Form des Participiums nur zur Bezeichnung des Motivs eines Werkes gebraucht werde, ist eine zu enge Auffassung der Konstruktion von Klein,<sup>6)</sup> der nur die kunsthistorischen Bücher des Plinius zum Vergleiche heranzieht. Es scheint kaum nötig zu sein, Plinius 2, 228 anzuführen, wo von einer Quelle in Dodona berichtet wird: meridie semper deficit, qua de causa

<sup>1)</sup> Bekker, Anecdota Graeca I, 362.

<sup>2)</sup> Eranos Vindobonensis 20 f.

<sup>3)</sup> Vgl. Kühner, Ausführliche Grammatik d. griechischen Sprache<sup>3</sup> II, 1, 227 ff.

<sup>4)</sup> Kühner a. a. O. II, 1, 117 f.

<sup>5)</sup> Plinius 34, 55.

<sup>6)</sup> Archäologisch-epigraphische Mitteilungen aus Österreich 14. (1891) 6—9.

*ἀναπαύομενον* vocant. Die Conjectur von Klein, encrinomenos (ein sich salbender) widerspricht der gesunden philologischen Methode, da dadurch ein nicht gerade gewöhnliches Wort, das handschriftlich überliefert ist, verdrängt wird.<sup>1)</sup>

Wenn nun auch so der Encrinomenos des Alkamenes gesichert und erklärt ist, so ist es doch sehr erfreulich, von ganz anderer Seite eine Bestätigung des Ergebnisses der Untersuchung bieten zu können: auf einer lateinischen Inschrift in Brescia (Brixia)<sup>2)</sup> liest man die Widmung: Hostiliae | Tryphaenae | P. Hostilius P. C. L. | Comicus VI vir Aug | sibi et | Florentino. Lib. | Encrinomeno. Lib. |. Der griechische Name ist von *ἐγκρίνειν* abgeleitet, wie *Ἐγκρίτος*, der auf einer Inschrift aus Amorgos<sup>3)</sup> erscheint. Es läßt sich zwar nicht bestimmt beweisen, daß dieser Name dem Beiworte der Statue des Alkamenes sein Dasein verdankt. Wie geläufig aber solche Bezeichnungen griechischer Meisterwerke in Rom waren, kann man daraus ersehen, daß auf dem Grabsteine des Tiberius Octavius Diadumenus im Vatikanischen Museum<sup>4)</sup> eine Nachbildung des die Siegerbinde anlegenden Jünglings nach Polyklet dargestellt ist. Wenn eine Beziehung nicht vorhanden ist, so wird durch die Inschrift in Brescia doch wenigstens das Wort *ἐγκρινόμενος* als ein weitverbreiteter Ausdruck der griechischen Sprache bezeugt.

Ein hochbedeutendes Werk war der Pentathlos des Alkamenes; denn nur durch diese Annahme läßt sich die Hervorhebung aus gleichartigen Werken des Künstlers oder — was wahrscheinlicher ist — aus ähnlichen Statuen anderer Meister verstehen. Der Standort ist unbekannt. Die Kampfweise des Pentathlon war seit alter Zeit an mehreren Plätzen eingeführt.<sup>5)</sup> Am liebsten möchte man die Siegerstatue in Olympia oder Delphi suchen, da diese beiden Orte eine Hauptquelle für die kunstgeschichtlichen Nachrichten des Plinius waren.<sup>6)</sup> Doch scheint Olympia deshalb ausgeschlossen zu sein, weil Pausanias die Siegerstatue eines berühmten Meisters der Blütezeit griechischer Kunst nicht ausgelassen hat<sup>7)</sup> und dies bei Alkamenes um so weniger gethan haben wird als er bei der Erwähnung der Giebel des Zeus-tempels des Künstlers mit besonderem Lobe gedenkt (5. 10. 8). Man darf hoffen, daß durch inschriftliche Funde bei den Ausgrabungen der Franzosen in Delphi eine Ergänzung des kunstgeschichtlichen Wissens gewonnen und dann vielleicht auch die Basis des pentathlus von Alkamenes gefunden wird. Auch darf man vermuten, daß das Meisterwerk in römischen Nachbildungen erhalten ist, und muß, nachdem der Götterbildner Alkamenes durch Reich's vortreffliche Abhand-

<sup>1)</sup> vgl. auch den Widerspruch, den Overbeck Plastik<sup>1</sup> I. 386 f. erhoben hat.

<sup>2)</sup> Corpus inscript. Latinarum V, 1, 4429.

<sup>3)</sup> Fick, die griechischen Personennamen<sup>2</sup> 109.

<sup>4)</sup> Helbig, Führer I. no. 131. Über die Verwendung des Beinamens der Statue zur Namengebung vgl. Friedländer zu Martial III, 65.

<sup>5)</sup> Pinder, Fünfkampf der Hellenen 8 f.

<sup>6)</sup> Loewy, Untersuchungen zur griechischen Künstlergeschichte 73.

<sup>7)</sup> Vgl. was in den Verhandlungen der Göttinger Philologenversammlung S. 333 bemerkt ist.

lung<sup>1)</sup> uns näher gebracht ist, auch den Porträtisten Alkamenes kennen zu lernen aufs neue suchen.<sup>2)</sup> wie über die Kunst seines älteren Zeitgenossen und Vorbildes Phidias nach dieser Richtung hin Licht zu verbreiten Aufgabe der Forschung ist.<sup>3)</sup>

München.

Heinrich Ludwig Urlichs.

### Zu den Schutzflehenden des Äschylus.

Danaos gibt den Töchtern Weisung, wie sie in fremdem Land vor denen zu erscheinen haben, deren Beistand ihnen nötig ist, 204:

*τὸ μὴ μάλιστα δ' ἐκ μειώπω σωφρονῶν  
ἔτω προσώπων ὄμματος παρ' ἰσχύον.*

Der jüngste Verbesserungsversuch lautet folgendermaßen:

*τὸ μὴ μάλιστα δ' ἐκ μειώπων σῶν φρενῶν  
ἔτω πρὸς ὄτων ὄμματος παρ' ἰσχύον.*

So Abenteuerliches bieten die sonstigen zahlreichen Konjekturen zu dieser Stelle zwar nicht, Befriedigendes jedoch keine einzige. Was ich vorzuschlagen habe, entfernt sich mehr von den Veränderungen als von der überlieferten Gestalt des Textes. „Gelassener Ernst soll aus ruhigem Auge über das Antlitz strömen, auf welchem Besonnenheit ausgeprägt ist, welches das Gepräge der Besonnenheit trägt.“ *μειώπω* ist verschrieben aus *τύπωμα*; Phoen. 162 liest man *ὄρω δὲ πῶς μορφῆς τύπωμα*, Äschylus selbst hat in ähnlicher Weise *τύπος* und *σχῆμα* gebraucht, Danaos wird also gesagt haben:

*τὸ μὴ μάλιστα δ' ἐς τύπωμα σωφρονῶν  
ἔτω προσώπων ὄμματος παρ' ἰσχύον.*

2. Dem Begehren des Danaos gegenüber befindet sich der König von Argos in einer Lage, die scharfen, durchdringenden Blick, einen völlig ungetrübten erfordert, V. 413 *δεῖ - ἐς βυθὸν μολεῖν*

*δεδορκὸς ὄμμα μὴδ' ἄγαν ὤνωμένον.*

Der Mediceus hat nicht *ὤνωμένον* (so Salvinius), sondern den Gen. *ὠνωμένον*. Und dieser ist vielleicht zu halten. Sollte bei *μὴδ' ἄγαν ὤνωμι*. noch keinem das bekannte Wort: *ἐν τυφλῶν πόλει γλαυκῶς βασιλεύει* eingefallen sein? Den Gegensatz zu *δεδορκέναι* bildet *γλαυῶν*, vgl. Moer. p. 111, Etym. M. 232, 43 *τὸ γλαυῶν ὕπερ ἐστὶ ληυῶν*, Poll.

<sup>1)</sup> a. a. O. 1—23.

<sup>2)</sup> Leider entbehrt die Vermutung von Kekulé, daß der stehende Diskobol im Vatikanischen Museum auf ihn zurückgehe, noch des Beweises, vgl. Overbeck a. a. O. 380 f.

<sup>3)</sup> Siehe was in der Wochenschrift für klassische Philologie 1894 no. 18, 487 f. ausgeführt ist.

2, 65: *λαμῶν καὶ γλαμῶν*. Das neutrum participii *γλαμῶν* war natürlich dem Abschreiber weniger geläufig als *ἄγαν*; m. E. nämlich lautete der Vers:

*δεδορκὸς ὄμμα, μὴ γλαμῶν ὄρωμενων.*

3. An einer anderen Stelle ist vielleicht *ἄγαν*, das ich an der oben besprochenen streiche, dem Texte einzufügen. Wer sich ein wenig in den Tragikern umgesehen, weiß, daß die bevorzugteste Stelle für *ἄγαν* die im Trimeterschluss ist. V. 737 hat der Mediceus:

*ἀλλ' οὐδὲν ἔσται τῶνδε · μὴ τρέσηιέ νῶν .*

Das Pronomen *νῶν* ist nach dem vorausgehenden Verse befremdend, so hat schon Burges geändert: *μὴ τρέσηςι ἐκνῶν*, und andere Konjekturen folgten. Man kam noch nicht auf diese:

*ἀλλ' οὐδὲν ἔσται τῶνδε · μὴ τρέσηι' ἄγαν.*

Und doch liegt diese sehr nahe, vgl. Sept. 35: *μηδ' ἐπιγλύδωντα αἰσβεῖτ' ἄγαν ἕμιλον*.

4. Der König fordert Danaos auf, die heilige Stätte, an der er mit den Töchtern Schutz gesucht, zu verlassen, um sich mit dem Zweig des Schutzflehenden zu den Altären in der Stadt zu begeben, V. 489:

*σὸ μὲν , πάτερ γεραῖέ τῶνδε παρθένων,  
κλειδὸν τε τοῖτον ἐψ' ἐν ἀγκύλαις λαβῶν  
βωμῶν ἐπ' ἄλλοις δαιμόνων ἐγχορῶν  
θῆς.*

Wellauers Änderung von *σὸ* in *σοῖ* (*ῖθι, ὄρηα*) beruht auf einer richtigen Voraussetzung, ist aber m. E. unrichtig. Vor *κλειδὸν τε* ist ein Verbum der Bewegung, wie es Wellauer verlangt, erforderlich; aber jede Änderung von *σὸ* ist verwerflich, das Pronomen ist notwendig, da der König sich mit diesem Verse direkt an Danaos wendet, die vorausgehenden Worte nicht an ihn gerichtet sind. Aber wie ist das Verbum für V. 489 zu gewinnen? Man vergleiche Herakliden 64, der Vers befindet sich in einer Scene, die von den äschyleischen Schutzflehenden nicht unabhängig ist; Jolaos wird aufgefordert, den Altar des Zeus zu verlassen:

*ἄπαιρ' · ἐγὼ δὲ τοῖσδε, κἄν σὸ μὴ θέλῃς, ἄξω.*

Hier steht *τοῖσδε* ohne Nomen, und ohne Nomen stand auch *τῶνδε* bei Äschylus, denn *παρθένων* entstammt der Phantasie des Schreibers, der in Gedanken an die Danaiden das Substantivum einfügte und das Verbum übersah, es muß heißen:

*σὸ μὲν, πάτερ γεραῖέ τῶνδ', ἄπαιρε νῶν.*

Es liegt auf der Hand, wie leicht in dem Zusammenhang dieser Verse *τῶνδε παρθένων* aus *τῶνδ' ἄπαιρε νῶν* werden konnte.



5. Trotz der beruhigenden Worte des Vaters beharren die Danaostöchter in ihrer Angst vor den Verfolgern 770:

ὥς καὶ μαιαίων ἀνοσίων τε κνωδύλων  
ἔχοντες ὄργας, χροὶ γυλιάσσεσθαι κράτος.

Man ändert *κράτος* in *πάρος* (Weil), *τάχος* (Tucker); ich glaube nicht, dafs ein Anakoluth (*ἔχοντες*) beabsichtigt ist, um den Jungfrauen die Sprache der Angst und Beklommenheit auf die Lippen zu legen, und meine, dafs die einer Vernähhung widerstrebenden Danaiden am einfachsten *χροὶ γ. κόρονος* sagen, also:

ὥς καὶ μαιαίων ἀνοσίων τε κνωδύλων  
ἔχοντες ὄργας χροὶ γυλιάσσεσθαι κόρονος.

6. „Gelten dir,“ spricht der König zu dem Herold, „die argivischen Götter nichts, dafs du die Schutzflehenden an ihrem Altar zu verletzen wagst?“ Dann folgt 935:

KH. ἄγοιμ' ἄν, εἴ τις τάσδε μὴ' ἕξαρήσειται.  
BA. κλάους ἄν, εἰ ψυύσειας, οὐ μίλ' ἐς μακρύν.

Das Verbum *ἄγειν* wird im ersten Verse kaum zu halten sein; ich verweise auf Eur. Jon. 1609: *αἶνω Φοῖβον οὐκ αἰνοῦσα πρίν, οὔνεχ' οὐ ποτ' ἠμελίγησεν παιδὸς ἀποδίδωσί μοι*. Der Herold sagt n. E.:

αἶνωϊμ' ἄν, εἴ τις τάσδε μὴ' ἕξαρήσειται.

„Eure Götter will ich loben, wenn sie mir und meinem Vorhaben nicht im Wege stehen“, und meint natürlich damit: Dieselben mögen mir gewogen sein, d. h. ich kümmerge mich nicht um sie, wenn man zur Störung meines Planes auf ihre Unverletzlichkeit verweisen will.

7. Der Herold soll die Danaiden nur wegführen, wenn sie ihm freiwillig folgen, 952:

ἄγοις ἄν, εἴπερ εὐσεβῆς τίθει λόγος.  
τοιαύδε δημόπρακτος ἐκ πόλεως μίαι  
ψήγος κέκρανται.

Dafs *ἐκ πόλεως μίαι* fehlerhaft ist, weifs man; der richtige Ausdruck ist noch nicht gefunden. Erforderlich ist der Begriff „einstimmig, ohne Meinungsverschiedenheit“; nun mufs man sich an eine für diesen Begriff übliche äschyleische Metapher erinnern: es war nicht Gewicht und Gegengewicht zweier Meinungen da, die sich bekämpften, sondern es lag nur in der einen Wagschale das Gewicht der alle überzeugenden Meinung. Dies drückt Äschylus negativ aus durch *οὐ διχορροπῶς*, vgl. Agam. 806: *οὐ διχορροπῶς ψήγους ἔθενται*, und positiv durch *ἐκ μιᾶς ὁπῆς*. Im ersten Vers aber ist *εὐσεβῆς* nicht zutreffend, für die Überredung der Danaiden handelt es sich nicht um die *εὐσεβεία*, sondern um die *εὐροια γρεῶν* (v. 951). Die Verse lauten hiernach:

ἄγοις ἄν. εἴπεις εὐμενῆρ πίθοι λόγος·  
 τοιαῦδε δημόπρακτος ἐκ ῥοπῆς μιᾶς  
 ψῆγος κέκραται.

8. Zu den schwierigsten Stellen gehören die Verse 1010 ff.:

Θῆρες δὲ κηραίνουσι καὶ βροτοί, τί μὴν;  
 καὶ κνώδαλα πετροῦνια καὶ πεδοσιβῆ  
 καρπώματα σιάζοντα κηρύσσει Κύπρις.

Mit süßer Frucht, welche Menschen und Tiere lockt, vergleicht Danaos die Jugendblüte. *Θῆρες* ist unmöglich an erster Stelle bei folgendem *κνώδαλα*. Das sophokleische *Ἔρως ἀνίκατε μάχαν* etc. veranlafste zur Änderung *Θεοὶ δὲ κηραίνουσι*, aber dafs die Götter der Schönheit und Jugend gefährlich sind, kann Danaos hier nicht sagen, der seine Töchter zum Altare der Götter als einer Schutz bietenden Stätte geführt hat. Es fehlt das Objekt zu *κηραίνουσι*, es mufs ein metaphorischer Ausdruck sein, wozu *βροτοί* und *κνώδαλα* paßt, er mufs verwandt sein mit *ὀπώρα* und sich mit *καρπώματα* inhaltlich decken. Ich erinnere an Äschylus' Vorliebe für den bildlichen Gebrauch von *ἔρος*, vgl. Pers. 822: *ἕβρις γὰρ ἔξανθοῦσ' ἐκάρπωσε σιάχην ἄτης, ὄθεν πάγκλαντῆν ἔξιμαξ' ἔρος*. „Die Sommerfrucht suchen Menschen und Tiere der Luft wie der Erde zu rauben“, also:

Ἐέρος δὲ κηραίνουσι καὶ βροτοί (τί μὴν);  
 καὶ κνώδαλα πετροῦνια καὶ πεδοσιβῆ.  
 καρπώματ' ἃ σιάζοντα κηρύσσει Κύπρις.

Der Relativsatz mit *καρπώματ'* enthält die appositionelle Erklärung zu *ἔρος*; dies ist mit *ὀπώρα* verbunden zur Bezeichnung verschiedener Grade der Jugendreife.

Heidelberg.

H. Stadtmüller.

## II. Abteilung.

### Rezensionen.

Lebensfragen. Aus den Papieren eines Denkers herausgeg. von August Sperl. München 1894. C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung (Oskar Beck). 3 Mk.

Es ist zu bedauern, daß der Titel des vorliegenden Buches zu geringen Aufschluß über dessen Herkunft gibt. Der Name des „Denkers“ hat gerade in der Geschichte des bayerischen Gymnasialschulwesens einen guten Klang: es ist der 1862 verstorbene Rektor des Ansbacher Gymnasiums, Schulrat Dr. Christian von Bomhard, aus dessen Papieren hier eine späte, freilich nicht die erste Nachlese gehalten wird. Bald nach dem Tode Bomhards erschien in den Neuen Jahrbüchern für Philol. u. Päd. 1862, II S. 173 ff. ein Nachruf, den Dr. Georg Thomas dem Lehrer widmete. Diesem Blatt der Erinnerung sind einige Proben aus hinterlassenen Aufzeichnungen Bomhards beigefügt: Aphorismen philosophischen und pädagogischen Inhalts in populärer Form. Fortgesetzt hat diese Mitteilungen ein begeisterter Verehrer Bomhards, G. Stadelmann, nicht nur in den „Ähren vom Felde der Betrachtung“, sondern auch in einzelnen Aufsätzen, die der III. Band dieser „Blätter“ (1867) enthält. Dort erfahren wir auch, wie Bomhard selbst über diese Essays (ramenta nannte er sie) urteilte: *legabo tibi has chartas, ut post obitum meum lectitanti redeat imago amici male feriat. — En haec sunt studia eorum, qui nec totam ferre possunt inertiam nec seria operosaque suscipere valent.*

Auf den Ehrennamen „Samenkörner echter Bildung und Humanität“, den Stadelmann einmal den Bomhard'schen „Spänen“ gibt, haben wohl auch die jetzt erschienenen „Lebensfragen“ Anspruch. Der Titel ist vom Herausgeber gewählt, der die Fragmente zu einem Ganzen gefügt hat. Gerichtet waren die vor etwa 40 Jahren niedergeschriebenen Worte ursprünglich vom Vater an den Sohn, dem sie die Frucht der Studien und der Erfahrung eines älteren Freundes bieten sollen. So behandeln sie die wichtigsten Lebensinteressen vom Standpunkt eines positiv christlichen, im eminenten Sinn humanistisch und besonders philosophisch gebildeten Mannes. Ihrem ersten Zweck würde es entsprechen, sie auch den reiferen und ernsteren unserer Schüler als Privatlektüre in die Hand zu geben. Einen Schüler, mit dem man z. B. die 2. Epistel des 1. Buches von Horaz liest, darf man doch wohl auch bekannt machen mit dem, was ein geistreicher Mann unseres Jahrhunderts in gemeinverständlichem Sinn über das Studium

der Philosophie, über die Vorbereitung und Vorbedingungen zu demselben sagt.

Was mir als Lehrer aber das Buch lieb macht und womit ich eine Besprechung desselben in diesen „Blättern“ rechtfertigen möchte, ist der Umstand, daß ich es als einen willkommenen Beitrag zur Schulgeschichte betrachte, insofern es die Eigenart eines hervorragenden bayerischen Schulmanns zeichnen hilft und dessen Andenken erneuert, dabei aber zugleich Stücke eines pädagogischen Testaments aufbewahrt. Zu diesen rechne ich das Kapitel „Vielmachen“, in dem eine Kunst, die sonst nicht in bestem Rufe steht, „Viel aus Wenigem zu machen“ in anderem Sinn für den Lehrer hervorgehoben wird, oder das Kapitel „Leid“, das von der Selbstzucht des Erziehers handelt, den Abschnitt „Lob“, einen anderen, „Examen“ überschrieben und den kleinsten, der aber einer der wertvollsten ist: „der Funke“. „Ich habe nicht selten beim Feuerschlagen bemerkt, daß der Funke nicht da, wo ich den Schwamm angelegt, sondern seitwärts in einiger Entfernung gezündet hat. Es mag dies ein Wink sein für alle, die durchs Wort wirken wollen — aber freilich nur für solche, die Feuer schlagen können.“

Nachdenklich muß uns aber stimmen, was wir in dem 1853 entstandenen Abschnitt „Gymnasium“ lesen, auch wenn wir jene Gedanken über die spärlichen Früchte des Gymnasialunterrichtes nur als einen Ausfluß vorübergehender pessimistischer Stimmung ansehen.

Schweinfurt.

Karl Raab.

Prof. Dr. Conrad Rethwisch, Deutschlands höheres Schulwesen im neunzehnten Jahrhundert. Geschichtlicher Überblick im Auftrage des Kgl. preuß. Ministeriums der geistlichen, Unterrichts- und Medizinalangelegenheiten. Mit aml. Nachweisungen über den Besuch der höheren Lehranstalten des Deutschen Reichs. Berlin, Gärtner. 1893. 206 u. 53 S.

Rethwisch beginnt seine Darstellung mit einem Überblick über die Schulordnungen und pädagogischen Bestrebungen vom 16. bis Ende des 18. Jahrhunderts, indem er von den Kollegien der Jesuiten, der Württembergischen Großen Kirchenordnung von 1559 und der Kur-sächsischen Schulordnung von 1580 ausgeht und mit dem Einfluß des besonders von Goethe und Herder aufgestellten Humanitätsideals abschließt. Der Gedanke einer deutsch-nationalen Bildung war bis zum Ende dieses Zeitraums noch wenig wirksam; aus den Schulerinnerungen Leopold von Ranke geht z. B. hervor, daß in Schulpforta Lehrer und Schüler für die Werke der deutschen Dichter den Namen „falsche Bücher“ hatten, und daß das ernstliche Studium ausschließlich nur der alten Welt angehörte.

In dem zweiten Abschnitt behandelt R. die Zeit bis 1840. Für die Entwicklung des preussischen Gymnasiums sind anfangs Wilhelm v. Humboldt und Süvern maßgebend, später unter Altenstein Johannes

Schulze. Ein Vergleich der die Reifeprüfung betreffenden Instruktion von 1812 mit dem Reglement für diese Prüfung von 1834 ergibt, wie die Anforderungen stiegen. Die von Meineke veranlaßte Privatlektüre griechischer und lateinischer Schriftsteller wird allgemeine Einrichtung. Die Reaktion gegen solche Übertreibung, hauptsächlich durch Lorinser vertreten, blieb nicht ohne Erfolg. In Bayern ist die Neuordnung der Lateinschulen und Gymnasien auf Friedrich Thiersch zurückzuführen; in der ursprünglichen Vorlage seines Schulplans sind eigene Lehrstunden für Deutsch nicht vorgesehen. Anderen Bildungsbedürfnissen als die Gymnasien entsprachen die Gewerbe-, Real- u. Bürgerschulen, welche allmählich in verschiedenen deutschen Staaten eingerichtet wurden. Der Stand der Gymnasiallehrer begann sich schon damals zu festigen; man rühmte an ihm Gelehrsamkeit, sittlichen Ernst und gewissenhafte Treue, vermifste aber das Interesse für die Pädagogik als Wissenschaft und Kunst.

Der dritte Abschnitt behandelt die Zeit von 1840—1870. In Preußen vollzog sich zunächst unter Eichhorn und Eilers der Kampf gegen die bisherige rationalistische Richtung. Was R. zur Beleuchtung dieses Schulregiments beibringt, ist nicht genügend. Die Revolutionsjahre brachten dann auch auf dem Gebiete des höheren Schulwesens fortschrittliche, zum Teil wohl berechtigte Bestrebungen, welche bald wieder eingedämmt, erst später wieder Anerkennung fanden. Die folgende Reaktion in Preußen unter dem Minister v. Raumer und seinem Berater Ludwig Wiese setzte sich die Belebung des christlichen Glaubens der Gymnasiallehrer zur besonderen Aufgabe; die Darstellung dieser Vorgänge, welche R. S. 79—82 gibt, läßt die Schattenseite jener Versuche auf die religiöse Überzeugung einzuwirken ganz außer acht. Der preussische Normalplan von 1856 brachte trotz der Vorliebe Wieses für die Lateinschule der Reformationszeit keine wesentliche Abänderung des bestehenden Schulsystems; die württembergische Schulordnung von 1852 und die revidierte Ordnung der bayerischen Gymnasien von 1854 waren von diesem Normalplan nicht viel verschieden, nur dafs man in Süddeutschland vom lateinischen Aufsatz und dem Unterricht in der Naturgeschichte absehen zu müssen glaubte. Das Realschulwesen nahm überall weiteren Aufschwung.

Verhältnismäfsig ausführlicher wird die Zeit von 1870 an besprochen. Mit Recht wird auf die zunehmende Bedeutung der Erziehungswissenschaft und das Streben den Unterricht im Deutschen zu heben und zu erweitern nachdrücklich hingewiesen. Die preufs. Lehrpläne von 1882, die Schulreformbewegung, die Dezember-Konferenz, die Lehrpläne von 1891 sind die Hauptmomente der Entwicklung. Zu S. 102 wäre zu berichtigen, dafs auch Bayern schon längst an dem Austausch der Programmabhandlungen beteiligt ist. Der Standpunkt, welchen R. den Gymnasialfragen gegenüber einnimmt, ist aus den Jahresberichten über das höhere Schulwesen bekannt; wir sind seinen Anschauungen in den Anzeigen der Jahresberichte mehrfach entgegengetreten.

Zu dem sich anschließenden Abschnitt: „Der Entwicklungsgang

des Lehrverfahrens in den einzelnen Fächern“ haben die Berichtersteller der Jahresberichte mitgewirkt. Auch hier macht sich ein Optimismus in der Auffassung der jetzt bestehenden Ordnungen geltend, den wir im allgemeinen nicht teilen können; besonders in Bezug auf den Unterricht in der Religionslehre, im Deutschen und in der Mathematik sind die vorhandenen Schwierigkeiten oder die entgegengesetzten Strömungen nicht hinreichend gewürdigt.

Der vorliegende historische Abriss, durch die Weltausstellung in Chicago veranlaßt, gewährt in durchsichtiger Darstellung Einblick in die reiche Entwicklung des höheren Schulwesens in Deutschland; soll die Schrift als historische Quelle herangezogen werden, so kommt in Betracht, daß sie im Auftrage des preussischen Ministeriums abgefaßt ist; außerdem sind die Urteile des Verf. durch seine dem gegenwärtigen System der Gymnasialbildung wenig günstigen Anschauungen von der Zukunft des deutschen Gymnasiums bestimmt.

Bamberg.

J. K. Fleischmann.

---

Karl Felsch, Das Verhältnis der transcendentalen Freiheit bei Kant zur Möglichkeit moralischer Erziehung. Ein Beitrag zur Berichtigung der Herbart-Zillerschen wissenschaftlichen Pädagogik. Hannover 1894. Carl Meyer (Gustav Prior). Preis 1 M. 50 Pf.

Der Verfasser beabsichtigt im Gegensatz zu den Äußerungen Herbarts aus den Werken Kants nachzuweisen, daß Kant die systematische Einwirkung auf die Erziehung nicht bloß für theoretisch möglich, sondern auch für praktisch durchführbar und notwendig hielt. Dies geht unmittelbar aus Kants Pädagogik hervor; allein Herbart und seine Schule, Th. Waitz, L. Stümpell, W. Volkmann, Tuiskon Ziller u. a. bestreiten nicht dies, sondern daß unter Voraussetzung der transcendentalen Freiheit und der Lehre von den Seelenvermögen theoretisch eine wissenschaftliche Pädagogik möglich sei. Freilich hat Herbart den Zweck der Pädagogik einzig und allein auf die Moralität beschränkt, eine verhängnisvolle Einseitigkeit, welche es seinen Anhängern schwer macht, in der Praxis des heutigen Kulturlebens mit ihrer Methodik und ihren Schulreformen durchzudringen. Sie wollen eben ausschließlich erziehen und versäumen das so notwendige Unterrichten. Von dieser Einseitigkeit ist Kant weit entfernt; er will vielmehr die vollständige und zweckmäßige Entwicklung aller Naturanlagen. Die Moralität ist nur ein Bestandteil des Unterrichts und der Erziehung. Nur von diesem beschränkten Thatbestand aus ist eine Auseinandersetzung mit Herbart und seiner Schule in dem vorliegenden Schriftchen angestellt.

Es wird nun nachgewiesen, was Kant unter transcendentaler Freiheit verstand, und wie diese Freiheit der Vernunft notwendig zu einer Freiheit des Willens sich gestaltet, die für die Moral eine unentbehrliche Voraussetzung ist. Dieser Übergang von der Vernunft auf den Willen ist höchst überzeugend und scharfsinnig vom Verfasser

vorgeführt. Der Leser wird aus diesen Auseinandersetzungen und Nachweisen aus den Hauptwerken Kants eine reiche Belehrung über die psychischen Vorgänge und Zustände schöpfen und die Überzeugung mit fortnehmen, daß auf Grund der so aufgefaßten transcendentalen Freiheit und der von der Empirie gegebenen Lehre von dem Seelenvermögen eine vernünftige und praktisch durchführbare Pädagogik möglich ist.

Besonders anziehend sind die Abschnitte über den Willen, die Pflicht, den kategorischen Imperativ, über die Freiheit des Willens und die Erziehung zur Moralität. Eines freilich vermißt man, nämlich eine kritische Beleuchtung der Herbartischen Seelenlehre im Gegensatz zu Kant.

Im allgemeinen behandelt das Schriftchen den schwierigen Stoff mit Klarheit und Sicherheit und ist geeignet, den Leser in die Kantische Psychologie einzuweihen.

---

Jos. Fetter, Inwiefern läßt sich beim Massenunterrichte individualisieren? Wien 1894. Bermann und Altmann. 70 Pf.

Eine kleine, aber interessante Schrift, welche aus einer reichen Erfahrung und feiner Beobachtung des Psychischen und Individuellen hervorgegangen ist. Die Wärme und Begeisterung, welche in derselben zum Ausdruck kommt, entschädigt für eine gewisse Systemlosigkeit derselben. Es sind nämlich in 20 kürzeren und längeren Artikeln Teile aus der Methodik des Unterrichts und der Erziehung in bunter Mischung vorgeführt, welche aber nicht den Eindruck der Verwirrung machen; ich möchte sie vielmehr einen Blumenstrauß nennen, der durch seine Naturfrische und Farbenpracht jeden Freund pädagogischer Betrachtungen ergötzt. Ihre Einheit findet übrigens doch diese Sammlung von Beispielen in jenem Begriffe, welcher die Überschrift des Ganzen bildet, nämlich in dem Begriff des Individualisierens.

Es geht aus der Schrift hervor, daß ohne Individualisieren kein guter Unterricht, noch weniger eine gute Erziehung möglich ist. Die Rücksichtnahme auf die Individualität der einzelnen Schüler sowohl als auch ganzer Altersstufen ist nur ausführbar in mäßig besetzten Klassen, in überfüllten dagegen wird der Unterricht immer mehr zum Vortrag und die Erziehung zur Schablone. Sehr treffend hebt der Verfasser hervor, daß nur derjenige Lehrer beim Unterricht und der Erziehung individualisieren und beim Unterricht zugleich erziehen könne, welcher seinen Stoff vollkommen, wissenschaftlich und pädagogisch beherrscht, an seinem Beruf sich begeistert und ein Charakter ist.

Die Schrift erweckt insbesondere das Interesse des Lehrers durch die zahlreichen, naturwahren und fein beobachteten Beispiele von Schülerindividualitäten und durch die treffliche Art ihrer Behandlung. Es ist damit ein Punkt berührt, welcher gerade jetzt, in der Zeit der überfüllten Schulen, der meisten Beachtung und Pflege bedarf. Die

pädagogisch-didaktische Ausbildung der Lehrer wird eine immer dringlichere Forderung der Zeit. Hiezu gibt das vorliegende Schriftchen eine lebhaftere Anregung. Möge es deshalb von vielen und zwar wiederholt gelesen werden.

Münnerstadt.

Nusser.

Rudolf Kögel, Geschichte der deutschen Literatur bis zum Ausgange des Mittelalters: Erster Band bis zur Mitte des elften Jahrhunderts. Erster Teil: die stabreimende Dichtung und die gotische Prosa. Strafsburg, Trübner 1894. 8°. XXIII, 340 SS. Preis 10 Mk.

Auf dem Gebiete der altdeutschen Literaturgeschichte herrschte stets rege Thätigkeit, wenn auch eine zeitlang, besonders in den achtziger Jahren die Sprachforschung vor den übrigen Zweigen der germanischen Philologie bevorzugt wurde. Allmählich wird das Gleichgewicht wieder hergestellt: Altertumskunde, Erforschung der Lebensformen und der Gedankenwelt der Germanen treten wiederum mehr in den Vordergrund. Die älteren Werke von Koberstein und Wackernagel, in denen die Ergebnisse der literaturgeschichtlichen Forschungen zu übersichtlicher und gründlicher Gesamtdarstellung verarbeitet wurden, genügen in wesentlichen Punkten dem Stande der heutigen Wissenschaft nicht mehr. Durch eine bloße Berichtigung und Ergänzung lassen sich diese verdienstvollen Werke mit dem heutigen Wissen nicht mehr in Einklang bringen. Die Arbeit muß auf neuer Grundlage gethan werden. Der Zeitpunkt dazu ist gekommen, bereits zweimal, von J. Kelle 1892 und von Kögel in Pauls Grundriß der germanischen Philologie, wurde der Versuch einer zusammenfassenden Schilderung unternommen. Jetzt legt Kögel ein umfassendes Werk vor, das in vier stattlichen Bänden die gesamte alt- und mittelhochdeutsche Literatur enthalten soll. Der Verf. sucht nicht bloß dem Fachmann, sondern auch den weiteren Kreisen aller derjenigen, die für das deutsche Altertum als Philologen, Historiker und Juristen Teilnahme hegen, insbesondere auch den Bedürfnissen der Lehrerschaft an höheren Schulen entgegen zu kommen. Das gehaltvolle Buch zeigt uns das altdeutsche Schrifttum vielfach in ganz neuer Beleuchtung, indem der Verf. teilweise bisher unbenützte Quellen heranzog, teilweise eigene neue Ergebnisse zu Grunde legte. Natürlich sind überall auch die Arbeiten anderer, soweit sie für einzelne Fragen sichere Lösungen erzielten, aufs sorgfältigste verwertet. Kögels Werk gewährt nicht bloß einen guten und verlässigen Überblick über das, was bis jetzt auf dem Gebiete der altdeutschen Literatur geleistet wurde, sondern führt auch die Wissenschaft weiter und regt überall an.

Die altdeutsche Literatur im eigentlichen Sinn, sofern die schriftlichen Denkmäler darunter zu verstehen sind, muß auf die Bestrebungen Karls d. Gr. zurückgeführt werden, indem damals die geistliche



Prosa, die Übersetzungsliteratur anhub, welcher bald die geistliche Dichtung folgte. Nachdem auf diese Weise die Niederschrift deutscher Stücke üblich geworden war, gelangten auch hier und da, mehr nur zufällig und beiläufig, weltliche Gedichte aufs Pergament. Die wenigen kärglichen Überreste, die aus der ahd. Zeit neben den literarischen Erzeugnissen der Geistlichen überliefert sind, lassen einen gewaltigen Reichtum solcher ungeschriebenen Werke ahnen. Ein Blick auf die andern germanischen Stämme lehrt die Richtigkeit dieser Vermutung. Spricht man wie üblich von zwei Blütezeiten deutscher Dichtung im 12./13. und 18./19. Jahrhundert, so darf auch eine urdeutsche Blüte vorausgesetzt werden, von der leider nur wenige spärliche Zeugnisse Kunde geben. Während bisher vorwiegend die Schriftliteratur berücksichtigt wurde, sucht Kögel über den engen Kreis des zufällig Überlieferten hinaus zu kommen und zieht mit besonderer Vorliebe die nur mündlich fortgeplante Volksdichtung heran. Der älteste Zeitraum, dessen dichterischer Reichtum sehr wohl noch beurteilt werden kann, wirkt in den volkstümlichen Erzeugnissen der späteren geschriebenen Literatur nach und bildet die zu ihrem tieferen Verständnis notwendige Voraussetzung. Zur Kenntnis echt deutscher Dichtung ist dieser Zeitraum ungleich wichtiger und zieht mit besonderer Vorliebe die nur mündlich und deutschen Quellen, aus denen die Anfänge der deutschen Schriftliteratur unter Karl erwachsen. Im ersten Buch schildert Kögel diese urdeutsche Dichtung nach Form und Inhalt. Aus weitverstreuten gelegentlichen Bemerkungen zeitgenössischer Schriftsteller, durch sachgemäße Beziehung der Überlieferung der den Deutschen nächstverwandten germanischen Stämme gewann er ein anschauliches und lebendiges Bild, wie es zuvor noch keine altdeutsche Literaturgeschichte geboten hatte.

Die älteste Dichtung war das Chorlied, das zum Opfer getanz und gesungen wurde. Die germanische Bezeichnung dafür war *laika* z, Leich. Die Verseile hiefs „Reim“ d. i. Reihe, mehrere Verse ergaben das „Lied“ d. i. die Strophe. Kögel verfolgt den Begriff „Leich“ durch alle germanischen Sprachen und findet, dafs es Hymnen des in den Kampf ziehenden Heeres, Lieder und Tänze bei der Siegesfeier und beim Friedensschluss, Opferleiche für die Götter bei allen hohen Festen, Preislieder auf berühmte Helden und deren Thaten, Hochzeitsgesänge und Lieder erotischen Inhalts gab. Selbst das dramatische Spiel hat seinen Ursprung in der chorischen Poesie, indem man schon in der Urzeit von der hymnischen Behandlung eines Mythos dazu fortschritt, ihn mit verteilten Rollen darzustellen. So sei das in manchen Gegenden noch heute übliche Kampfspiel zwischen Sommer und Winter zu erklären. Nachdem aus der Sprache der Sinn des „Leiches“ erschlossen wurde, folgen die Nachrichten und Überbleibsel, welche uns in der That solche Gedichte, die unter diesen weiten Begriff fallen, beim deutschen Volke der Urzeit, d. h. bei den Westgermanen, in Übung zeigen. Ältester Zeuge ist Tacitus. Aus seinen Mitteilungen erschließt Kögel einen Götterleich von Twisto, Mannus und den Stammvätern der Inguaconen, Herminonen und Istuaconen. Der Leich war

stabreimend. Diese Mythen werden mit nordischen Überlieferungen verglichen. Kögel teilt Müllenhoffs Ansicht, die Namen der Inguaeonen, Herminonen und Istuaeonen seien „hieratisch“, d. h. die Völker führten ihre Benennung nach den Beinamen der höchsten Götter oder nach irgend welchen Kultgebräuchen. Müllenhoff hat die germanischen Stammnamen großenteils nach diesem Grundsatz ausgelegt. Richtiger und einfacher ist der von Laistner (in den Vierteljahrsheften für württembergische Landesgeschichte 1892) eingeschlagene Weg. Die Völker nannten sich nach den nächstliegenden Verhältnissen und Beziehungen des gewöhnlichen Lebens und legten ihren Stammnamen dem Gott, den sie als ihren Erzeuger betrachteten, bei. Die Sachsen heißen nicht etwa nach Saxnôt, vielmehr erhielt der Gott (vermutlich Tiμ) seinen Beinamen von seinem Volke. Laistners treffliche Bemerkungen scheinen viel zu wenig bekannt und gewürdigt, sie ergeben manche wesentliche Berichtigung unserer mythologischen Anschauungen. Die Gleichstellung der Reihe Twisto-Mannus-Irmino Ingo Istwo mit Ymir-Buri-Bur-Odin Vili Vé ist geistvoll, aber wenig überzeugend. Die Gleichung Buri, Bur und Mannus ist ohne jede Gewähr. Es wird viel zu viel an der Überlieferung gemodelt, bis die Übereinstimmung herauskommt. Tacitus bezeugt ferner einen Kriegsleich auf Donar, Siegesleiche der Bataver, Opferleiche auf Tanfana, zu der Kögel wie auch sonst häufig eine beachtenswerte neue Etymologie beibringt, auf Nerthus, auf Isis-Nehalennia. Die altgermanischen Göttinnen Holda (s. 21) und Ostara (S. 28) werden neuerdings mit Recht stark angezweifelt und dürfen daher nicht ohne weiteres von Kögel angeführt werden. Unter den Überbleibseln führt Kögel das gotische Weihnachtsspiel an, das dem wiederkehrenden Lichtgott gegolten haben soll, und liefert beachtenswerte Beiträge zur Erklärung des schwierigen Stückes. Sehr schön ist die angelsächsische Flurbeseignung, die auch fürs urdeutsche Heidentum in Anspruch genommen werden darf. Dagegen ist die heidnische Kosmogonie der mitteldeutschen Stämme, die Kögel S. 32 und 42 im Anschluß an Kauffmann, Zeitschrift für deutsche Philol. 25. 401 behauptet, sehr fragwürdig. In mythologischen Sachen beharrt Kögel überhaupt allzu ängstlich, ängstlicher als in seiner früheren Literaturgeschichte auf dem alten Standpunkt, der dem germanischen Heidentum mit Gewalt alle möglichen fremdartigen Dinge, antike und christliche Vorstellungen zumutet. Gut sind die Brautleiche S. 44 ff. geschildert, ebenso die Totenlieder S. 47 ff. An die Leiche reihen sich die Sprüche, die seit Alters unter den Germanen sehr beliebt waren. Alles ist sorgfältig zusammengetragen, was zur Aufhellung dieser Dichtart in der Urzeit dient. In der Frage, ob eine uralte Liebeslyrik bei den Deutschen anzunehmen sei, kehrt der Verf. zu Müllenhoffs ursprünglicher Anschauung zurück, wonach die künstlerische Gestaltung des eigenen, persönlichen Empfindungslebens, die dichterische Verklärung der Liebeslust und des Liebesleides keineswegs der Anfang, sondern der Gipfel und Höhepunkt der Lyrik sei. Die „winileih“ und „winilied“, deren in alten Quellen Erwähnung geschieht, meinen epische, nicht lyrische Gedichte. im Abschnitt über die mhd.

Liederdichtung wird die Frage noch einmal behandelt werden. Bei den Sprüchen S. 68 ff. trägt Kögel seine eigenartigen und neuen Lehren über den ältesten germanischen Kurzvers vor, worüber weiter unten. Zu den Merseburger Zaubersprüchen, deren Götternamen wieder nach der alten Weise gegen Bugges und Kauffmanns Versuche erklärt werden, tritt der gleichwertige angelsächsische Spruch gegen Hexenschich und Hexenschuif, hinter dem, gleichwie hinter dem ersten Merseburger von den idisi, der Glaube an das Walten der Walküren steht. So bietet denn das erste Kapitel (S. 1—95) ein reiches Bild von den urdeutschen Leichen und Sprüchen.

Noch anschaulicher, da reichlichere Quellen fließen, ist der Abschnitt über das epische Lied (S. 96—175). Auf Grund des Inhaltes unterscheidet Kögel episch-mythische und episch-historische Lieder, d. h. solche, in denen nur sagenhafte Bestandteile vorkommen, und solche, welche aus geschichtlichen Begebenheiten erwachsen. Die Heldensage beruhe auf einer Mischung beider Gattungen, indem einem unzweifelhaft geschichtlichen Grundstock Mythen einverwebt worden seien. Den Ansichten des Verf. über den Ursprung der Heldensage stimme ich vollkommen bei. Sehr schön wird die allmähliche Umbildung der wirklichen Ereignisse zur Sage dargestellt. Doch was soll das episch-mythische Lied? Man versteht sofort, was der Verf. meint, nämlich solche Dichtungen, in denen die Sage überwiegt, geschichtliche Züge aber vollständig fehlen. Sollen wir aber derartige Gedichte, die Wielandsage, die Sigfridsage, aus dem Kreise der Heldensage, z. B. der Dietrichsage, der Sage vom Untergang der burgundischen Könige, als besondere Gattung ausscheiden? Eine historische Berechtigung scheint uns nicht vorzuliegen. Vielleicht nur zufällig, nur für unser Auge besteht ein Unterschied. Gewiß erkennen wir ohne Schwierigkeit in Dietrich den geschichtlichen Gotenkönig. Ein Vorbild für Wieland und Siegfried ist nicht zu finden, nicht bloß weil die fränkische Urzeit für uns in undurchdringliches Dunkel gehüllt ist, sondern auch weil die etwa vorhandenen Züge des wirklichen Lebens in Wielands und Siegfrieds Gestalt verwischt und vom Mythischen vollkommen überwuchert sind. Aber ist es mit dem Dietrich der mhd. Gedichte des 13. Jhs. nicht ebenso? Gesetzt, wir könnten ihn nur aus seinen Drachen-, Riesen- und Zwergenkämpfen, so wäre er uns eine durchaus mythische Persönlichkeit. Man hat es eigentlich nur mit einer einzigen Art zu thun, mit dem Liede auf einzelne Helden und Ereignisse, ursprünglich vielleicht mit dem Preisliede bei der Totenfeier. Der Bericht wird nach und nach immer mehr zum Gedichte, entfernt sich durch Einnischung mythischer Bestandteile immer weiter von der Wirklichkeit, er kann endlich völlig zum Mythos werden. Sagen wie die von Wieland, Siegfried, Beowulf lassen sich nur negativ bestimmen als solche, in denen wir keine historischen Spuren finden, vermutlich weil sie abhanden kamen. Dafs diese Heldensagen älter sind, als diejenigen mit noch erkennbaren geschichtlichen Zügen, ist allerdings sehr wahrscheinlich. Der Begriff des „episch-mythischen“ Liedes möchte nur Geltung haben für Gedichte aus dem Kreise der Götter-

sage, für Lieder, die mit dem Kulte in Zusammenhang standen, die vielleicht, wie Kögel S. 97 ausführt, beim Priester, beim *ewart*, *ésago* als dem Verkünder mythischer Lehren Pflege fanden. Der Satz auf S. 97 ‚darum ist der *gudja* „Priester“ im Norden nach Einführung des Christentums zum *Godi*, einem Beamten juristischen Charakters geworden‘, enthält Irrtümer, indem der *Gode*, d. i. der Tempelbesitzer nur auf Island und lange vor der Bekehrung zum Vorsitzenden der Dingversammlungen wurde. Über die Form der Heldenlieder äußert sich Kögel dahin, daß die älteren Gesänge strophisch und zu chorischem Vortrag (Tanzlieder, Balladen) bestimmt waren. Sie waren ferner mit Prosa untermischt, ähnlich einer Reihe nordischer Eddalieder. Meistens waren die bedeutsamen Reden — Wechsel- oder Einzelreden — in gebundener Sprache, während die Erzählung in kurzen Sätzen, etwa wie Bühnenweisungen in unseren Dramen, gegeben wurde. Das unstrophische, von Berufssängern kunstmäßig ausgebildete Epos in der stabreimenden Langzeile sei gotischen Ursprungs und erst um 500 von den Franken aufgenommen worden. Von ihnen gelangte es auch zu den übrigen Westgermanen. Der Schluss ist freilich sehr kühn, da er darauf fußt, daß Chlodowech von Theodorich einen kunstgeübten Rhapsoden (*citharocedum arte sua doctum*) zur Zierde seines Hofes erbat. Muß das ein germanischer Sänger gewesen sein, der nun alsbald den Franken gotische Heldenlieder sang? Dahn weist mich darauf hin, daß weit eher ein lateinischer Versmacher gemeint sein werde. Die Metrik der älteren Leichdichtung ragt noch stellenweise in die Epen herein. Wurde doch schon versucht, für die westgermanische Stabreimdichtung strophische Gliederung nachzuweisen. Kögels Annahme, daß die unstrophische Epik den strophischen Leich ablöst, würde erklären, daß mitunter Überreste einer älteren Dichtweise in der jüngeren begegnen. Aus dem Abschnitt über das Epos hebe ich noch folgende Einzelheiten hervor. S. 100 steht eine gute Erklärung des Namens Wieland aus *Weland*; der Sinn ist Künstler, wie auch Aelfred *Weland* mit Fabricius wiedergibt. Daß dem Berichte des Paulus Diaconus von Wodan und den Winnilern, von Authari stabreimende langobardische Lieder zu grunde liegen, wird durch Einsetzung der gewöhnlichen deutschen Worte erwiesen, da diese deutliche Reimstäbe ergeben. Zur Sagedichtung der Merowingerzeit S. 121 ff. durfte auf G. Kurth, *l'histoire poétique des Mérovingiens*, Brüssel 1893, verwiesen werden, wo die hinter den Geschichtsquellen stehende, reiche und blühende Sagenwelt aufgezeigt wird. Die Auslegung der Stelle des Jordanes in der Ermanriksage „*pro mariti fraudulentio discessu*“ = *quod ea a marito* (d. i. Ermanrik) *fraudulenter discesserat* (S. 47), wie sie bereits W. Müller vertrat, halte ich für richtig; dadurch stimmt das, was Jordanes erzählt, völlig zu den übrigen Quellen. Warum die Namensformen *Sorli* und *Hamdir* beweisen, daß die nordische Fassung der Ermanriksage nicht etwa auf gotischen, sondern auf deutschen Quellen beruhe (147/8), sehe ich nicht ein. Schwerlich gelangte die Sage über Deutschland in den Norden. S. 156 ff. trägt Kögel gute Gedanken zur Erklärung des *Beowulf* vor. Die Völker

im Beowulf sind ursprünglich Anglofriesen. Bei der Abfassung des Epos unter den Angelsachsen herrschte aber bereits die vom damaligen Standpunkt richtige Vorstellung, daß Nordgermanen, Dänen, die jütische Halbinsel bewohnten. Die älteren und neueren ethnographischen Begriffe, indem sie nebeneinander und gleichzeitig wirkten, richteten kaum zu lösende Verwirrungen an. S. 170 ff. wird die Hildesage als eine ursprünglich niederdeutsche Sage betrachtet, welche aus Deutschland in den Norden kam. Die mythischen Auslegungen, die Kögel nach Müllenhoff wiederholt, scheinen verfehlt. Daß die Sigmundsage mit dem Wodandienst in unlöslichem Zusammenhang steht, ist zweifellos. Die Sigfridsage aber hat ursprünglich nichts mit Wodan zu schaffen, wie Kögel (S. 173) auch hier nach Müllenhoff behauptet. Wenn man die Eddalieder und die Volsungasage beachtet, sieht man förmlich, wie Odin nach und nach immer enger und trotzdem ganz äußerlich in die Sigurdsage hereingezwungen wird. Die Lieder kennen überhaupt nur ein einmaliges Eingreifen Odins in Sigurds Schicksale, und zwar in einem zweifellos nordischen Zusatz zur deutschen Sigfridsage: wie Sigurd gegen Hundings Söhne einen Seezug unternimmt, erscheint ihm Odin und erbietet sich zur Hilfe. Das gleiche Motiv findet sich überdies bei vielen nordischen Helden.

An die Besprechung der gotischen Prosa im 3. Kapitel (S. 176 bis 195) knüpft Kögel eine treffliche Würdigung der wahrhaft großartigen und wunderbaren Begabung dieses ausgezeichnetsten aller germanischen Völker. Die Bemerkungen S. 194 ff. deuten an, wie weit es die Goten in ihrer Jugendblüte gebracht, wie sie bereits im 6. Jahrhundert ihre Muttersprache mit einer Freiheit, Schönheit und mit einem selbstbewußten Stolze anwandten, worin die Deutschen ihnen erst Jahrhunderte später und nie mit derselben Vollkommenheit nachfolgten.

Im zweiten Buch behandelt Kögel die überlieferten Denkmäler der altdeutschen Stabreimdichtung. Bei den kleineren Gedichten verläßt der Verfasser die übliche allgemeine literarische Darstellung, indem er dafür eine aufs einzelne eintretende Erläuterung, Kommentare mit oft neuen und scharfsinnigen Erklärungen einzelner Ausdrücke und Wendungen, bietet. Wenn dadurch auch die fließende, zusammenhängende Darstellung gehemmt wird, so ist doch ein weit gründlicheres Verständnis der Lieder und Sprüche zu erzielen. Den Kreis der von der altdeutschen Literaturgeschichte bisher behandelten Denkmäler erweitert Kögel auch in diesem Abschnitt. Das angelsächsische Walderlied sucht er auf ein ahd. Original des 8. Jahrhunderts zurückzuführen. Die ags. Bruchstücke seien Überbleibsel eines grösseren Ganzen, eines Walther-epos, und zwar des gleichen, auf welches auch das Gedicht Eckehards durch Mittelglieder zurückgeht. Das ags. Bruchstück und Eckehards lateinisches Epos ergeben somit ein alemannisches Walthari-Gedicht des 8. Jahrhunderts, nächst dem ags. Beowulf das älteste westgermanische Heldengedicht. Ein endgiltiges Urteil wird erst möglich sein, wenn wir Kögels Ansichten über den Waltharius des St. Galler Mönches kennen gelernt haben. Die stabreimende Rechtspoesie der Friesen

erscheint zum erstenmal ausführlicher nach Form und Inhalt literargeschichtlich verwertet. Aus den friesischen Gesetzen gewinnt der Verf. etwa 50 stabreimende Langzeilen und viele selbständige Kurzverse. Für besonders bedeutungsvolle Stellen des Rechtes, das wohl auch bei den Westgermanen, wie wir es sicher von den Nordgermanen wissen, durch den ‚*esago*‘ vorgetragen wurde, war dichterische Fassung erforderlich, und somit hat die altdeutsche Literaturgeschichte auch vollen Anspruch auf die poetischen Stücke der Rechtsquellen, wo solche nachweisbar sind. Auf die Zaubersprüche S. 259 ff., die mythologisch wertvolle Andeutungen veranlassen, gehe ich hier nicht ein.

Bei der geistlichen Dichtung tritt die altsächsische Bibel infolge der neuen Funde Zangemeisters (neue Heidelberger Jahrbücher IV 2. Heft) in den Vordergrund. Es ist nunmehr fest erwiesene Tatsache, daß der Dichter des Heliand auch die Genesis und andere Stücke des alten Testaments bearbeitete. Die altsächsischen Bruchstücke konnte Kögel nicht mehr einsehen, aber die 617 Verse, welche in angelsächsischer Umschrift erhalten sind, deren altsächsischen Ursprung Sievers schon längst erkannte, ermöglichen eine Bestimmung des Verhältnisses beider Werke. Die Genesis ist später gedichtet als der Heliand. Sie ist ein reiferes, kunstvolleres Werk. Beim Wessobrunner Gebet und beim Muspilli vermögen wir dem Verf. nur darin nicht beizustimmen, daß er in diesen von Grund aus geistlichen Gedichten wieder Spuren germanischen Heidentums wittert. Diese theologischen Erzeugnisse wurden allmählich aus der germanischen Mythologie entfernt, nachdem sie lange genug darin mißbraucht worden waren. Seltsam ist Kögels Erklärung *müspilli* d. h. Erdzerstörung (in Pauls Grundriß 2. 1, 212), auf die er auch in der Literaturgeschichte S. 323 verweist, die Mogk und Meyer in ihren Mythologien billigten, obwohl sie sachlich und sprachlich durchaus unhaltbar ist. Die richtige Erklärung gab Bugge, Studien über die Entstehung der altnordischen Götter- und Heldensage S. 447 ff. Man wundert sich, daß Kögel nicht sieht, daß die von ihm vertretene Auslegung im westgermanischen die Form *müspildi*, *müspeldi* heißen würde. In Pauls Grundriß erklärte Kögel allein den Ausdruck *müspilli* für heidnisch, jetzt rechnet er wieder mit mehr heidnischen Nachklängen trotz Heinzel, Zeitschr. f. österr. Gymnasien 43 (1892) S. 748.

Endlich sind Kögels wertvolle Beiträge zur Metrik der Stabreimdichtung zu erwähnen. Seit Sievers Forschungen treten immer neue und fördernde Anschauungen auf diesem Gebiete hervor, ohne daß die schwebenden Streitfragen zu einem festen Abschluss gediehen wären. Kögel begründet eine neue Lehre, indem er zwei Arten von Versen unterscheidet, einen einfachen und einen zusammengesetzten. Ersterer, der alte Kurzvers, (*paroemiacus*) gehört namentlich der Spruchdichtung an, letzterer, die sog. Langzeile, der Epik. Der Vers ist viertaktig. In jedem Verse werden zwei (seltener drei) Anlautsreime als Auszeichnung der stärkeren Hebungen gefördert. Die epische Langzeile vereinigt zwei solcher Kurzverse mit einander, indem der gleiche

Stabreim beide verknüpft. Dabei schrumpfen die Verse aufs Mindestmaß zusammen (4 Silben), ohne jedoch die älteren vollen Formen (Sievers sog. Schwellverse) ganz zu verdrängen. Kögels Standpunkt ist insoweit vorzuziehen, als eine gemeinsame Grundlage für die volleren westgermanischen und die kürzeren nordischen Typen aufgezeigt wird. Sievers geht vom 4silbigen ‚Normalvers‘ aus und betrachtet die volleren Verse eher als verwildert. Kögels metrische Lehrsätze können erst nach der Darstellung des Otfriedischen Versbaues richtig beurteilt werden. Es genüge vorerst der Hinweis, dafs auch in dieser Frage treffliche, selbständige und anregende Gedanken vorgetragen werden.

Schließlich noch eine Äußerlichkeit. Wer sich der Pflege der deutschen Altertumskunde widmet, sollte auch einen möglichst reinen Stil anstreben und unnötige Fremdwörter wie *incest*, *temperierte Sprache*, *instructiv*, *intakt*, *usus*, *conserviert*, *dominiert*, *divergierend* u. s. w., oder Sätze wie „sie sehen sich in ihrer Existenz durch die Expansion des römischen Reiches bedroht,“ lieber vermeiden.

Die Bedeutung und der reiche und tiefe Gehalt des Werkes rechtfertigen die etwas längere Anzeige in diesen Blättern. Möge das Buch eine seinem hohen Werte angemessene Verbreitung finden und das Studium der altdutschen Dichtung kräftig fördern. Hoffentlich dürfen wir bald von der Fortsetzung, die fürs Ende des laufenden Jahres (1894) angekündigt ist, Bericht erstatten.

München.

Wolfgang Golther.

Edward Stilgebauer, Grimmelshausens Dietwald und Amelinde. Ein Beitrag zur Literaturgeschichte des 17. Jahrhunderts. Gera (Reufs), Verlag von Gustav Leutsch, 1893 (54 S. 8°. M. 1,20.)

„Dietwald und Amelinde“ ist eine der weniger bekannten Erzählungen des Verfassers des „Simplicissimus.“ Dennoch lohnte sich die genauere Untersuchung auch dieses Werkes, da sie einen sehr instruktiven Einblick in die Arbeitsweise der Romanschreiber des 17. Jahrhunderts eröffnet, über deren gewöhnliches Niveau sich Grimmelshausen hier nur wenig erhebt. Stilgebauer hat seine Untersuchung mit viel Sorgfalt und Glück geführt. Auf seinen Hinweis auf den Arminius von Hagelganfs ist allerdings wenig Wert zu legen, und auch die rein statistischen Angaben über Grimmelshausens historische Quellen und ihre Angaben (S. 9—14) sind denn doch zu äußerlich, um eine wirkliche Belehrung gewähren zu können. Dagegen war es eine sehr glückliche Idee, bei der Inhaltsangabe die den historischen Vorlagen entnommenen Teile durch den kleineren Druck von den poetischen Partien zu scheiden, wodurch das Verhältnis dieser beiden Hauptbestandteile zu einander sehr klar in die Augen springt. Dafs dabei auf die Nachweise im einzelnen nicht mehr Nachdruck gelegt wurde, sondern die Belege blofs in den Anmerkungen angeführt sind, war sehr berechtigt, da ja hierbei nur ein Nachgehen auf den

von Grimmelshausen selbst gewiesenen Wegen nötig war, und sich des Dichters Angaben über seine geschichtlichen Quellen als vollständig zuverlässig erwiesen. Wichtiger und das hübsche Hauptresultat von Stilgebauers Forschung ist aber die Entdeckung der Vorlage für den poetischen Teil der Erzählung in einem Meisterliede „Von dem Grafen von Safoi.“ Dieser Nachweis ist überzeugend gelungen, und auch im einzelnen sind für manches Motiv parallele Züge aus der vorangegangenen und gleichzeitigen ritterlichen und Volksliteratur mit Recht zur Erläuterung herangezogen. Dafs dabei Stilgebauer manchmal zu weit geht, ist ein Fehler, zu dem die Suche nach Motiven nur allzu leicht verführt. Wenn er z. B. bei dem Überfall der fünf Mörder des Königs Eginhard von Böhmen Kampf mit einem Riesen und des Wigoleis vom Rade Kampf mit Riesen und Zwergen anführt, so thut das doch gar nichts zur Sache, wie auch der Name Amelinde wohl einfacher mit den in den historischen Quellen enthaltenen Namen Amalberga, Amelsind, Amelreich u. s. f. in Zusammenhang zu bringen ist, ohne dafs man zur Erklärung den Roman „Almerinde“ heranziehen müfste, von dem Stilgebauer noch dazu gar keine näheren Angaben zu machen in der Lage ist. Abgesehen von solchen kleinen Auswüchsen aber ist die Untersuchung methodisch zuverlässig und in ihren Resultaten glücklich und verdient die Beachtung eines jeden, der sich über den Roman des 17. Jahrhunderts unterrichten will.

München.

Erich Petzet.

Karl L. Leimbach, Lic. theol. Dr. phil., Direktor d. Gymnasiums u. d. Realgymnasiums zu Goslar etc., Die deutschen Dichter der Neuzeit und Gegenwart. Biographien, Charakteristiken und Auswahl ihrer Dichtungen. V. Band, 1., 2. u. 3. Lieferung. Kassel 1891 u. 1893. Verlag von Theodor Kay, K. Hof-Kunst- und Buchhändler.

Bekanntlich hat es der Verfasser unternommen, die gesamte Lyrik der neueren und neuesten Zeit, selbst soweit sie sich der erzählenden und dramatischen Dichtungsgattung zuneigt, in zahlreichen Vertretern vorzuführen.

Auch in den mir vorliegenden drei Lieferungen des V. Bandes (die Namen Knak—Lucius umfassend) hat sich Leimbach wieder die schwierige Aufgabe gestellt, nichts ungeprüft zu lassen, das Gediogene mit selbstloser Objektivität und unverholener Freude anzuerkennen, das minderwertige Mittelgut aber und das Talentlose oder gänzlich Mißlungene beim richtigen Namen zu nennen, ohne durch Selbstüberhebung und Tadelsucht die Personen irgendwie zu verletzen, wahrlich ein Unternehmen, dem nur eine so unterrichtete und edle Persönlichkeit gewachsen ist, wie wir sie in unserem Verfasser zu verehren haben.

Das größte Verdienst nun des hochbedeutenden Werkes besteht unstreitig darin, dafs sich der Herausgeber nicht begnügte, die An-



schauungen und Urteile anderer lediglich zusammenzustellen und aus hundert anthologischen Büchern ein neues zusammenzukleistern, sondern man sieht es jedem einzelnen Artikel an, daß Leimbach den betreffenden Autor selbst gelesen hat, das Gelesene auf sich einwirken liefs und erst nach reiflichen Erwägungen und entschiedenen Eindrücken den Mafstab zur Beurteilung des Dichters und der Dichtungen darbietet.

Es wird nämlich von jedem in dem Werke behandelten Poeten ein gedrängter, gleichwohl aber möglichst wahrheitsgetreuer Lebensabrifs vorausgeschickt, worauf eine meist sehr eingehende Beurteilung seiner Weltanschauung, seines dichterischen Wesens, Empfindens und schaffenden Gestaltens folgt, und das alles in lichtvoller und lebenswarmer sprachlicher Darstellung. Endlich bietet die Herausgabe, wo es anders thunlich und am Platze ist, eine mit dichterischem Feingeschmacke ausgewählte Lese aus den besten und den Dichter am treffendsten charakterisierenden Erzeugnissen. Ich kann es mir hierbei nicht versagen, so recht prägnante Stellen aus einigen ganz besonders treffenden Urteilen hierorts anzuführen. Wenn der Verfasser z. B. über Paul Lindau also schreibt: „Es ist nicht zu leugnen, daß Paul Lindau ein geistreicher Mann ist, voll Kenntnis der Welt und nicht am wenigsten ihrer Schattenseiten, daß er ganz witzig zu plaudern versteht und, wenn es sich um weiter nichts in einem Schau- oder Lustspiele handelte, ein vortrefflicher Dramatiker wäre. Nun aber von einem dramatischen Dichter aufser dem Geiste, dem französischen Esprit oder seiner deutschen Nachahmung noch etwas anderes, ungleich Wichtigeres verlangt werden muß, nämlich der sittliche Ernst, welcher auch in der Komödie die Zügel hält, die klare Aufgabe, nicht nur der Zeit, in der man lebt, einen Spiegel vorzuhalten, in dem sie sieht, wie sie gestaltet ist, sondern auch die sittlichen Aufgaben nicht vorzuhalten, in denen sie erkennt, wie sie sein soll, und das Amt des Propheten oder Richters, welches auch schon auf Erden jede Schuld rächt oder als der Sühne bedürftig und entgegengehend hinstellt, gewissenhaft zu üben — so ist das was Lindau dargeboten hat, ungenügend, weil hinter den Erwartungen zurückbleibend, vergänglich, weil es nur den Bedürfnissen eines mißgeleiteten Geschmackes auf Stunden entspricht“ etc. wer müßte dem Verf. nicht aus voller Seele beipflichten? Oder wer wollte kürzer und richtiger u. a. den Dichter Volkmann (Richard Leander) charakterisieren, von dem Leimbach schreibt: „Es sind jetzt 20 Jahre her, daß Volkmann die Welt mit einer überaus ansprechenden poetischen Gabe überraschte und erfreute. Mitten im Kriegsleben, in der verhältnismäßig stilleren Zeit der Belagerung von Paris sind die „Träumereien an französischen Kaminen“ entstanden, herzige, sinnige Märchen, zum Teil für kleine, noch mehr aber für große Leute, von einem so zarten Gewebe und so köstlichem Duft, daß wir in der deutschen Literatur Kunstmärchen von nur annähernder Schönheit nicht besitzen etc. Über Gotthold Knapps Gedichte „Ernst und frei“ urteilt Leimbach feinsinnig also: „Die Doppelnatur in sich hat der Dichter durch den Titel recht angedeutet, der ernste Grundton, der manchmal von

melancholischer Stimmung nicht weit entfernt ist, wird gar nicht selten von neckischem Humor abgelöst und durchbrochen. Der Stoff für ein Gedicht ergibt sich ihm ebenso leicht, als er denselben gestaltet; manchmal scheint es allerdings, als ob beides etwas zu leicht geschehe“ etc. Doch genug hiervon.

Ein weiterer, schon oben erwähnter Vorzug besteht in der heutzutage immer seltener werdenden Unparteilichkeit und Unbefangenheit des kritischen Verdiktes. Man mag nun Namen aufsuchen, die in religiöser, politischer, socialer und literarischer Beziehung den Anschauungen des Verfassers geradezu entgegengesetzt sind, nirgendwo findet man eine wirkliche Voreingenommenheit, überall wird man von der gerechten Würdigung, von der maßvollen Milde, ja von einem sogar liebevollen Eingehen auf die Eigenrichtung des zu behandelnden Poeten aufs angenehmste berührt und angemutet. Dabei aber vergibt er seinem religiösen und politischen Standpunkte nicht das Geringste. Rückhaltlose Anerkennung verdient der Verfasser auch dafür, daß L. nicht allein bekannte und so zu sagen in die Ruhmesassekuranz aufgenommene Namen berücksichtigt, sondern daß er, wie es mich bedünkt, sogar mit großer Vorliebe, frische Spuren des dichterischen Könnens verfolgt, wo immer er sie entdecken mag. Und so genießen wir denn die Freude, eine reiche Anzahl wackerer Poeten, welche kaum dem Namen nach allgemein bekannt sein dürften, kennen zu lernen und unter Umständen ihren Leistungen nachzugehen. Ich nenne hier nur beispielsweise den ebenso geistvollen als humoristischen Hugo Lange, den vielseitigen und höchst produktiven, wenn auch etwas fahigen Oskar Linke, den philosophischen, gleichwohl gemüthlichen Adolf Lassen, die ansprechende Mary Koch, den ernst-sittlichen und feurigpatriotischen Hans Köster etc. Wenn nun dieser Vollständigkeit zu lieb vielleicht doch so manches poetisch Geringerwertige in dem Werke uns zu Gesichte kommen sollte, so ist dies gewiß begreiflich, aber man kann es sich wohl gefallen lassen, weil man eben infolge dessen auf den großen Vorteil, zu finden, was man sucht, nicht leicht verzichten muß. Ich wenigstens habe die bisher erschienenen Lieferungen nach dieser Richtung hin nahezu in allen Fällen erprobt gefunden; denn wenn ich in keinem ähnlich angelegten Sammelwerke (und Avenarius, Brümmer, Heinze und Goette, Heinrichsen, Kurz sind wahrlich reichhaltige Fundgruben) Aufschluß erhalte, Leimbach läßt uns nicht leicht im Stiche.

Und nunmehr komme ich zum letzten Punkte, zu den Proben selbst. Was Leimbach hier bietet, läßt uns sein eigenes geistiges Wesen am besten erkennen. Mit großer Feinfühligkeit stellt er die künstlerisch wertvolleren Schöpfungen zusammen, wobei er ihm namentlich darum zu thun ist, solche Gedichte mitzuteilen, die der Eigenart des Dichters den entsprechendsten Ausdruck verleihen. Auch scheinen mir die Proben in so ausreichender Zahl gegeben zu sein, daß man die literarische Bedeutung des Dichters wohl verstehen und würdigen kann. Wenn ich mir nun aber gerade bei diesem Punkte erlaube, kleine Beanstandungen nicht zu unterdrücken und einige

wenige Wünsche auszusprechen, so geschieht es zunächst, weil ich glaube, daß ein Werk, welches ein unentbehrlicher Hilfsapparat für den Lehrer des Deutschunterrichts werden und in jeder Schulbibliothek seinen Platz finden soll, durch wohlgemeinte Winke alter Fachgenossen wesentlich gefördert werden kann. — So ist mir denn aufgefallen, daß Kobells oberbayerische Dialektdichtungen gegenüber den pfälzischen (3:2) zu spärlich vertreten sind; Hartwig Köhlers „Kaiser Friedrich-Hymne“ scheint mir doch viel zu überschwänglich und dürfte gerade wegen des verhimmelnden Tones eine der beabsichtigten entgegengesetzte Stimmung hervorrufen. Von Hermann Linggs herrlichen Sonetten, in denen die größten kosmischen und historischen Erscheinungen mit wunderbarer poetischer Gestaltungskraft zur Anschauung gebracht sind, ist keines vorgeführt. Bei Konrad Löwe dürfte die Härte der vielen Elisionen schwacher Verba im Imperfekt, dann Formen wie „dem Landfried“ entschieden gerügt werden, mag die Sprache des Dichters im ganzen auch „schön“ sein. Und so könnten noch manche andere kleine Unebenheiten geglättet werden. — Zum Schlusse aber kann ich nur wiederholt dem großartigen Unternehmen meinen aufrichtigsten Beifall zollen. Möge dem Verfasser Lust und Schaffenskraft nicht erlahmen, auf daß ihm nach Verlauf von noch etlichen Jahren das lohnende Bewußtsein erfriere, eine literarische That geleistet zu haben.

München.

Dr. Karl Zettel.

Albert Winter, Deutsches Sprach- und Übungsbuch.  
Zum Gebrauch an den Mittelschulen. Bamberg. Buchner, 1892.  
180 Seiten.

Gegenüber den an unseren Schulen noch immer mehr oder minder gebräuchlichen, zuweilen ziemlich umfangreichen Grammatiken ist das Erscheinen von deutschen Sprachbüchern, die das Wesentlichste der deutschen Sprachlehre knapp und übersichtlich bieten, aufs freudigste zu begrüßen; denn die deutsche Grammatik ist nicht in der Art durchzunehmen, daß Paragraph für Paragraph etwa gar zu schriftlichen Übungen durchgeackert wird; dies um so weniger, als die grammatikalischen Gesetze im Deutschen sich bei Erlernung der fremden Sprachen einüben. Der Lernende muß vielmehr auf den Reichtum und die Fülle seines Besitztums aufmerksam gemacht und der Regelmäßigkeit und der Gesetze bewußt werden, die in seiner Muttersprache herrschen; dies geschieht, wenn schon in den übrigen Lehrgegenständen, so noch in erhöhtem Maße in der deutschen Grammatik. Der Schüler soll nicht theoretisch lernen, daß es im Deutschen zwei Deklinationen gibt, sondern durch Beispiele, die ihm vorgeführt werden, soll er selbst suchen und beobachten, soll selbst vergleichen und die Unterschiede feststellen, selbst die Ergebnisse d. h. Regeln finden.

In dieser Beziehung verdient das Winter'sche Buch besonders

hervorgehoben zu werden; denn es ist im eigentlichen Sinn ein Sprach- und Übungsbuch, das jede Grammatik überflüssig macht. Leider aber hat der Verfasser die eben angegebenen Grundsätze nicht in der Weise durchgeführt, daß die Selbstthätigkeit des Schülers unter allen Umständen notwendig ist, und darin erblicke ich einen erheblichen Mangel des sonst so trefflichen Buches. Um obigen Prinzipien getreu zu bleiben, mußte der Verfasser nur Beispiele geben ohne Beigabe der Regel; der Verfasser ist aber, wahrscheinlich um ein Ganzes zu geben, auf halbem Wege stehen geblieben: er hat wohl die Beispiele für die einzelnen Spracherscheinungen an die Spitze gestellt, darnach aber die Regel angefügt. Damit ist gegenüber den landläufigen Grammatiken nicht gar viel gewonnen; denn ob die Regel vorn oder hinten steht, ist für den das Buch gebrauchenden Schüler gleichgiltig. Dieser wird, sobald er mit der Einrichtung des Buches einigermaßen vertraut ist, sofort die Regel ablesen und sich der Mühe entschlagen, dieselbe aus den Beispielen abzuleiten. Was also der Verfasser anstrebt: eigenes Denken, eigene Beobachtung und Selbstthätigkeit, das wird durch die Hinzufügung der Theorie illusorisch gemacht.

Abgesehen aber von diesem allerdings nicht geringen Fehler muß das Buch für die Hand des Lehrers als äußerst zweckmäßig bezeichnet werden. Namentlich enthält der erste Teil, der die Formenlehre behandelt, sehr gute, inhaltreiche Beispiele in Einzelsätzen und in zusammenhängenden Stücken; die letzteren finden sich im zweiten Teil, in dem die Satzlehre enthalten ist, nicht mehr in gleichem Umfang; es scheint, als ob da die Kraft des Verfassers erlahmt wäre.

Um auf Einzelnes einzugehen, so glaube ich, daß in den sonst guten „Vorbermerkungen aus der Satzlehre“ nicht mit dem Subjekt, sondern mit dem Rückgrat des Satzes, dem Prädikat, die Betrachtung des Satzes zu beginnen hat; auch hätte die deutsche Bezeichnung (z. B. Satzaussage) namentlich bei den ersten Abschnitten der lateinischen beigefügt werden sollen, nicht allein deshalb, weil dem aus der Volksschule übertretenden Jungen die lateinischen technischen Ausdrücke erfahrungsgemäß große Schwierigkeiten bereiten, sondern auch deshalb, weil sich auch in der wissenschaftlichen Behandlung der deutschen Grammatik der Zug nach Verdeutschung dieser technischen Bezeichnungen immer mehr geltend macht. Bei der Deklination hätte die Übung durch Sätze, nicht wie in der bisher üblichen Weise durch einzelne Wörter, gegeben werden sollen. Die Regel, wann beim Substantiv das Dativ-E wegfällt, entbehrt des dritten Falls, nämlich bei sprichwörtlichen Redensarten. Die Besprechung des Adverbiums fügt sich naturgemäß an das Adjektiv an, nicht, wie es in alten Grammatiken der Fall ist, an das Verbum; nach dem Verbum durchgenommen, fällt es aus dem natürlichen Rahmen der zu betrachtenden Redeteile. Bei den Adverbien fehlen die Kategorien, zu denen z. B. „deswegen“, „dafür“, „daraus“, „deshalb“ gehören. Auch die Komparation der Adverbien weist Lücken auf, z. B. fehlt die Steigerung von bald, gern, oft (öfter und öfters) etc. Beim zurückbezüglichen Fürwort hat sich der Verfasser von der lateinischen

Grammatik nicht frei zu machen gewußt: im Deutschen gibt es nur eine Form des Pronomen reflexivum, die der dritten Person: sich; in den Ausdrücken „ich gönne mir, wir trafen uns“ sind die Fürwörter persönliche Pronomina. Die Einteilung der Zeitwörter der starken Konjugation in sechs Klassen mit mehreren Unterklassen wirkt verwirrend auf die Schüler und hat auch nicht den mindesten praktischen Wert. Für Knaben, die bereits deutsch sprechen und schreiben, ist die Durchnahme der bisherigen Klassifizierung der Verba geradezu eine Folter: also hinaus mit dem alten schwerfälligen Rüstzeug! Viel einfacher gestaltet sich die Einteilung, wenn man den Vokal des Präteritums als Einteilungs-Prinzip annimmt: es ergeben sich dann einfach vier Klassen, nach den Vokalen a, i, o, u gesondert; man braucht nicht mehr zu teilen: i — a — u, i — a — o, e — a — o, e (a, ä, ö, i) — o, o etc. etc.

Bei der Aufzählung der Präpositionen mit dem Akkusativ fehlen: gegen und für, bei denen mit dem Genetiv: unweit, wohl nur infolge eines Versehens. Auch wäre hier die Hinzufügung der gereinigten Regeln sehr erwünscht; denn wenn ich auch sonst mit dem Klang der Reimregeln nicht einverstanden bin, so halte ich das Erlernen derselben bei den Präpositionen für sehr ersprießlich, weil gerade im Gebrauch mancher Verhältniswörter nicht selten auch der Erwachsene schwankt und an der einmal gelernten und ihm für das Leben bleibenden gereinigten Regel einen sicheren Anhaltspunkt hat.

In der Satzlehre vermißt man die bestimmte Trennung zwischen einfachem und erweitertem Satz; auch die Erweiterung durch Attribute (Adjektiva, Partizipien, Pronomia, Zahlwörter, Genetive, Präpositionalausdrücke, Apposition etc.) steht nicht am richtigen Platze, nämlich gleich am Anfange der Lehre von der Erweiterung; die Lehre von der Rektion der Kasus ist etwas zu dürftig ausgefallen. Die Einteilung der Adverbialien, sowie der Adverbialsätze, namentlich die des Grundes, ist nicht immer zutreffend; denn das Adverbiale der Einräumung oder der Bedingung kann logischer Weise nicht unter das Adverbiale des Grundes subsumiert werden. Besonders empfindlich ist, daß das Gebiet des zusammengezogenen Satzes, sowie die Lehre der Satzverbindung, der Verbindung von Hauptsätzen, zwei so wichtige Abschnitte, recht stiefmütterlich behandelt sind. Das Beispiel (S. 101, 3) „Mein armer Freund weilt nunmehr da, woher keine Botschaft mehr zu uns dringt“ gehört nicht zu den Adverbialsätzen auf die Frage: woher?, sondern zu denen auf die Frage: wo? Die Beispiele (S. 104): „Der Wahnsinnige gebärdete sich, daß man erschrecken mußte“ und ebenso das nächste Beispiel gehören eher zu den Adverbialsätzen des Grades als zu denen der Art und Weise, wie man überhaupt in diesem Teil in Bezug auf die eine und andere Unterordnung der Adverbialsätze nicht bloß zweifeln, sondern auch anderer Meinung sein kann. Wenn weiterhin einerseits der Mangel an Übungen zur Betrachtung der einfachen und zusammengesetzten Periode empfunden wird, so ist andererseits der Abschnitt über Laut- und Wortbildungslehre, sowie die Anfügung eines orthographischen Wörterverzeichnisses

anerkennend hervorzuheben, letzteres besonders deshalb, weil hier ähnlich wie bei Duden auch die Beugung angegeben ist. Über die Einteilung der Klassenpensa kann man verschiedener Meinung sein; allein, wenn der Verfasser einmal den Stoff gliederte, dann mußte er es durchweg thun, auch auf die Gefahr hin, mit alten Anschauungen in Konflikt zu geraten und auf Widerspruch zu stoßen, der bei Neuerungen gegenüber verzapften Anschauungen niemals ausbleibt; so aber vermißt man nicht selten die bestimmte Auscheidung für die einzelnen Klassen.

Die mancherlei Ausstellungen, die vielleicht zum Teil subjektivem Ermessen des Referenten entsprungen sind, können nimmermehr den Wert des guten und brauchbaren Buches beeinträchtigen, das namentlich dem sich für den Unterricht vorbereitenden Lehrer eine große Unterstützung bietet.

München.

Johannes Nicklas.

Catulli Veronensis liber. Recensuit Aemilius Baehrens. Nova editio a K. P. Schulze curata. Lipsiae 1893 B. G. Teubner. 8°. LXXVII 127 S.

Zwei Punkte sind es hauptsächlich, in welchen sich die Neubearbeitung dieser Catullausgabe wesentlich und vorteilhaft von ihrer 1876 erschienenen Vorgängerin unterscheidet. Hatte seiner Zeit Bährens die Betrachtung der handschriftlichen Überlieferung mit der bestimmten Erklärung geschlossen *in redintegrandis codicis V (des verlorenen Veronensis) lectionibus soli O<sup>1</sup>) (Oxonienensis) et G (Sangermanensis) sunt adhibendi* (p. LIII) und demgemäß seinen Apparat eingerichtet, so schreibt jetzt Schulze auf Grund der neueren Forschungen *qui (die sogen. codd. deteriores) ut codicibus O et G fide cedunt, ita nonnumquam vera servaverunt* (p. LXXIV) und führt die Lesarten der *deteriores* in Auswahl, die des Venetus (M) als ihres bedeutendsten Vertreters vollständig an. Hatte ferner Bährens nach seiner verhängnisvollen Gewohnheit den Text mit Conjekturen überschüttet, die er zum Teil im zweiten, den Commentar enthaltenden Bande seiner Ausgabe (vgl. diese Bl. XXII 562 ff.) wieder zurücknahm, so strebt Schulze mit weiser Mäßigung nach engem Anschlusse an die Überlieferung. Von diesen prinzipiellen Differenzen abgesehen war der letztgenannte Gelehrte redlich bemüht, von dem, was Bährens für die Recension und Emendation des Catulltextes geleistet hat (schon die richtige Würdigung des Oxoniensis sichert ihm den Anspruch auf dauernde Dankbarkeit und Absolution von vielen kritischen Sünden), möglichst viel beizubehalten, und man darf ihm das Zeugnis ausstellen, daß er die im vorliegenden Falle ganz besonders schwierige Doppel-

<sup>1</sup>) Den Oxoniensis, den Venetus (auf Veranlassung von C. Nigra neuerdings vollständig photographiert; vgl. Magnus, Wochenschr. f. kl. Philol. 1893, 1172 ff.) und die beiden Berolinenses (D und L) hat Schulze neu verglichen.

aufgabe, dem Fortschritte der Wissenschaft Rechnung zu tragen und die schuldige Pietät gegen den Heimgegangenen nicht außer Acht zu lassen, in befriedigender Weise gelöst hat.<sup>1)</sup>

Lafaye (Georges), *Catulle et ses modèles*. Paris 1894. Imprimerie Nationale. 8°. XII 256 S.

Am Ende des Jahres 1889 hatte die Pariser Akademie ‚des inscriptions et belles-lettres‘ die Preisaufgabe gestellt: ‚Rechercher ce que Catulle doit aux poètes alexandrins et ce qu'il doit aux vieux lyriques grecs‘. Lafayes Arbeit wurde mit dem Preise (prix Bordin) gekrönt, und sie ist dieser Auszeichnung würdig, obgleich ihr Verdienst weniger in der Erzielung neuer, grundstürzender Resultate, die ja auf diesem viel durchpflügten Felde von vorneherein nicht mehr zu erwarten waren, als in der übersichtlichen und geschmackvollen, wenn auch nicht lückenlosen Zusammenfassung der zerstreuten Einzel Forschungen und Einzelbeobachtungen liegt. Die je ein Kapitel füllende Prüfung der Jamben, der melischen Gedichte (Ode, Epithalamium, Hymnus), der Elfsilbler, des Epyllions (LXIV), der Elegieen und der Epigramme Catulls auf ihr Verhältnis zu den entsprechenden klassisch-griechischen und alexandrinischen Dichtungen lehrt bezw. bestätigt, daß ‚der poetischste römische Poet‘ (J. Bernays, Zwei Abhandl. über die aristot. Theorie des Drama S. 11) das Gute genommen, wo er es gefunden, daß er sich in der Lyrik hauptsächlich von Archilochos und Sappho, im Epyllion, in der Elegie und im Epigramm überwiegend von Apollonios, Kallimachos und anderen Alexandrinern begeistern und beeinflussen liefs, ohne aber in bewußtem Systemwechsel von den Klassikern zu den cantores Euphorionis oder von diesen zu jenen überzugehen. ‚Il y a dans toutes les parties de son œuvre des passages où l'art ancien et l'art récent sont intimement mêlés; c'est de là que ses vers tirent bien souvent le charme qui leur est propre‘. Lesbia, in der uns bald die Neobule des Archilochos, bald eine Gefährtin der Sappho, dann wiederum die Battis des Philetas oder die Leontion des Hermesianax entgegentritt, ist gewissermaßen ‚le symbole de sa muse‘. Zu bedauern ist, daß der Verfasser die neugefundenen Mimiamben des Herondas (vgl. Crusius, Untersuch. S. 8 V. 189\*\*) nur anmerkungsweise erwähnt (p. 24 n. 4; vgl. 41 n. 5) und für den Abschnitt über das Epigramm das anregende Buch von Reitzenstein, Epigramm und Skolion (Gießen 1893) nicht mehr benützt hat<sup>2)</sup>.

<sup>1)</sup> Die von mir im Philol. XLVIII 760 f. nachgewiesenen Catullreminiscenzen in der vita Martini des Paulinus von Perigueux hat Schulze unter die testimonia aufgenommen, mit Ausnahme der Verse V 201 ff., die ich mit dem Widmungsgedicht an Cornelius Nepos verglichen habe. Diese Verse werden ihren richtigen Platz in einer neuen Ausgabe des Sulpicius Severus als testimonium zu chron. I 1, 2 finden.

<sup>2)</sup> p. 4 n. 1 lies Quint. X 1, 59. — p. 4 n. 3: Phoenix von Colophon: Crusius, Herondas p. 70 sq. — p. 6 n. 4 und 19 n. 2 lies ‚Eusebii‘ statt ‚Clemens Alexandrinus‘. — Zu p. 73 ss. vgl. H. Weber, quaest. Catull. p. 81 ff. — p. 113

Morgenstern (Otto), Curae Catullianae. Berolini 1894. XX S. 4<sup>o</sup>. Wissenschaftliche Beilage zum Programm des Gymnasiums in Gr.-Lichterfelde.

Die Ausführungen des Verfassers verdienen durchweg Beachtung, sowohl da, wo er bei Diskrepanz von G und O eine Entscheidung trifft oder die Überlieferung in Schutz nimmt, als auch da, wo er zu dem gelinden Heilmittel der Interpunktionsänderung greift oder eine Conjekture wagt. Zu p. IV, wo sich M. mit Recht für das von O gebotene ‚lecticulo‘ (57, 7) ausspricht (‚lectulo‘ G), bemerke ich, daß auch bei Varro de re rust. III 9, 19 p. 294, 3 K. in zwei Handschriften ‚tenebrosum‘ statt ‚tenebricosum‘ steht. — 64, 353 fällt die Entscheidung zwischen ‚messor‘ (so M. p. IV nach O) und ‚cultor‘ (G) sehr schwer. Vgl. zu jenem außer den bereits bekannten Stellen Sil. VIII 61 und Cypr. Gall. Levit. 140 P., zu diesem Calpurn. IV 122. — 1, 8 kann ich mich einer (nicht ausnahmslosen) metrischen Theorie zu Liebe nicht entschließen, mit M. p. XIII nach Vahlens Vorgang die Interpunktion nach ‚qualecumque‘ zu tilgen und damit dieses aus der coordinierenden Verbindung mit ‚quidquid‘ (v. 7) zu reifen. Hat man schon Plin. epist. VIII 22, 4 ‚quisquis ille, qualiscumque, sileatur‘ verglichen?

P. Vergili Maronis opera apparatu critico in artius contracto iterum recensuit Otto Ribbeck. Vol. I. Bucolica et Georgica. Lipsiae 1894. B. G. Teubner. 8<sup>o</sup>. X 208 S.

Auf Wunsch seines Verlegers, der sich nicht darüber täuschen konnte, *οὐκ ἔστιν ἔτι βελτιώσιον*, hat Ribbeck bei der Neubearbeitung seiner großen Vergilausgabe eine Reduktion des kritischen Apparates vorgenommen, indem er alle Varianten, welche ihm ‚ad verba ipsa poetae certa fide constituenda‘ belanglos zu sein schienen, wegließ. Dieser Beschränkung gegenüber, zu welcher sich noch der Wegfall der ‚auctores et imitatores‘ gesellt, sind die neuen Zuthaten (ausgewählte Lesarten des von J. Kvicala verglichenen codex Pragensis, Vervollständigung der testimonia, „bessere“ Conjekturen) so mäßig, daß der Umfang des Bandes um 60 Seiten hinter dem der ersten Auflage zurückgeblieben ist. Nur eine Ausstellung sei mir gestattet. In seinen prolegomena critica, von denen, nebenbei bemerkt, keine Neubearbeitung in Aussicht genommen ist, hatte Ribbeck p. 189 geschrieben: ‚Quos omnes (nämlich die Centonen) qui accurate collatis libris manuscriptis ad Vergilianum textum adhibebit, fortasse operae admodum fastidiosae pretium aliquantillum faciet. Me quidem qui satis vitae

n. 4: Vgl. auch Plaut. Poen. III 3, 48. — p. 141 n. 4 lies ‚Porphyry‘ statt ‚Phorphyry‘. — p. 159 f. war Kaibels Aufsatz über Theokrits Epithalamium (Hermes XXVII 249 ff.) zu berücksichtigen. — p. 209 n. 1 war auch Birt (De Catulli ad Mallium epistula, Marburg 1890) als „Chorizont“ zu nennen. — p. 239 n. 1 war 1844, nicht 1884, als Erscheinungsjahr von Bergks Abhandlung über Hermesianax (jetzt Opusc. vol. II) anzugeben.



et roboris labori huic Vergiliano inpendisse mihi videor, hanc quoque aerunnam exanclare nimis pigebat'. So berechtigt und begreiflich diese Worte im Jahre 1866 waren, so seltsam muß es berühren, daß der Herausgeber auch im Jahre 1894 diese Lücke offen gelassen hat, wo sie ohne jede Mühe und ohne nennenswerte Belastung der adnotatio aus K. Schenkls 'index scripturarum Vergilianarum quae in centonibus leguntur' (Poetae christiani minores I p. 638 f.) hätte ausgefüllt werden können.

Ganzenmüller Carl, Beiträge zur Ciris. Leipzig 1894. B. G. Teubner. 8°. Besonderer Abdruck aus dem XX. Supplementbande der Jahrbücher für klassische Philologie. S. 553—657.

Eine sorgfältige Vergleichung der Ciris mit Ovid hat den Verf., einen Schüler L. v. Schwabes, zur Überzeugung gebracht, daß erstere nach des letzteren Tod, also nach 17 p. Chr., nicht, wie man mit Teuffel bisher angenommen, 19—14 a. Chr. entstanden sei. Zu diesem Resultate, das sich G. aus der Beobachtung, daß sämtliche Dichtungen Ovids in der Ciris benützt sind, ergeben mußte, stimmt auch die metrische Technik des Epyllions (vgl. S. 622—636), und in dem v. 54 R. angeredeten Messala mag etwa der von Tacitus ann. III 2 erwähnte Konsul des Jahres 20 zu erkennen sein, womit wir auf die Jahre 19—23 als nähere Begrenzung der Abfassungszeit kämen. Mit der den Hauptteil der Arbeit bildenden Darlegung der Beziehungen zwischen der Ciris und Ovid (S. 559—622) hat der Verf. — nicht zur Förderung der Übersichtlichkeit — Ergänzungen zu Bährens' Index imitationum in Ciri' (Vergil, Catull u. s. w.) und Beobachtungen über das Fortleben gewisser Wendungen (bes. Versschlüsse) bei den späteren Dichtern verbunden. Für letztere Nachweisungen wäre im 4. Kapitel (S. 648 ff.), in welchem die Benützung der Ciris bei Lucan, Valerius Flaccus, Silius, Statius und Claudian besprochen wird, der geeignetere Platz gewesen. Da ich mir früher zu anderem Zwecke Sammlungen über einige Hexameterausgänge angelegt habe, so kann ich G.'s Angaben hier und da „nach unten“ ergänzen, wobei ich jedoch die allenthalben begegnenden Klauseln, wie ‚Lumina somno‘ ‚pectore curas‘ u. dgl. übergehe.

Ciris 122 (G. S. 575) ‚vertice crinis‘: Dracont. carm. min. VIII 576. Coripp. Joh. III 112. Vgl. A. Zingerle, Zu spät. Lat. Dicht. I 54.

Ciris 250 (G. S. 592) ‚velavit amietu‘: Eclog. Einsidl. I 47 (Bährens P. L. M. III p. 62). Auson. epist. XXI 61. Prud. Apoth. 333. Sedul. pasch. carm. V 235. Paulin. Petr. vit. Mart. IV 526 (Poet. christ. min. I p. 101). Vgl. Zingerle a. a. O. 80.

Ciris 319 (G. S. 600) ‚vertice summo‘: Avien. Arat. 287. Apoll. Sid. carm. V 532. Cypr. Gall. Exod. 1120 P.

Ciris 366 (G. S. 604) ‚victima ferro‘: Prud. apoth. 484. Apoll. Sid. II 298.

Ciris 399 (G. S. 608) ‚virginis artus‘: Prud. ham. 635. Avien. Arat. 276. Dracont. carm. min. VII 22.

Cir. 511 (G. S. 619) ‚vertice vittas‘: Val. Fl. VI 64.

Nach S. 650 f. ist der Verf. mit der neueren Literatur über Valerius Flaccus nicht genügend vertraut (vgl. z. B. Wochenschr. f. klass. Philol. 1890. 1007 f. und aus neuester Zeit A. Gruenberg, De Valerio Flacco imitatore, Berlin 1893). Die S. 653 hervorgehobene „Nachahmung“ des Sallust durch Silius ist z. B. schon von Otto, Sprichw. S. 19 vermerkt worden.

Morceaux choisis des métamorphoses d'Ovide avec une introduction et des notes par Paul Lejay. Paris 1894. Armand Collin et Cie. 8°. 301 S.

Sollte in unserer an Vermittelungsversuchen reichen Zeit einmal der Gedanke auftauchen, zwischen den Vorkämpfern des ausgedehnten neusprachlichen Unterrichts und den Verteidigern der Tradition dadurch einen Compromiß zu bewerkstelligen, daß man den Schülern der deutschen Gymnasien lateinische Classiker mit französischen Anmerkungen in die Hand gebe, so würde ich mich beeilen, die vorliegende Auswahl aus Ovids Metamorphosen, welche einen Bestandteil der unter A. Cartaults Leitung erscheinenden ‚collection de classiques latins‘ bildet, angelegentlich „zur Einführung zu empfehlen“. Glücklicherweise brauche ich die Verwirklichung jener Utopie nicht abzuwarten, um die Lehrer und die Studierenden der Philologie auf das reizend ausgestattete Büchlein hinzuweisen. Die ersteren werden sich bald davon überzeugen, daß Lejays Arbeit den Vergleich mit unseren bewährten Schulausgaben (ehrende Anerkennung derselben S. 5) nicht zu scheuen hat, die letzteren aber dürfen zufrieden sein, wenn sie von Ovids Quellen, Metrik und Sprache soviel wissen, als in der trefflichen Einleitung des französischen Gelehrten den Schülern geboten wird. — S. 9 Anm. 1 vermisste ich die Namen „Ribbeck“ und „Schanz“; S. 14 lies „Varius“ statt „Varus“, S. 29 Anm. 2 „Rainer“ statt „Rainier“. S. 61 Anm. 1 ist meine Litotes durch eine Metamorphose, wie sie Ovid IX 666 ff. erzählt, in ein männliches Wesen umgewandelt worden, wogegen ich hiemit feierlich protestiere.

M. Annaei Lucani de bello civili liber primus. Texte latin publié avec Apparat critique, Commentaire et Introduction par Paul Lejay. Paris, Klincksieck 1894. 8°. 2 Bl., CIV, 95 S.

In meiner Besprechung der Lucanausgabe von Hosius (vgl. diese Bl. XXIX 521 f.) habe ich Bedenken gegen die Geringschätzung geäußert, mit welcher der Herausgeber den codex Ashburnhamensis behandelt. Diese Bedenken waren nichts weniger als ungerechtfertigt. Denn die Collationen, welche Lejay, unterstützt von einigen seiner Schüler, für die vorliegende Specialausgabe des ersten Buches vorgenommen hat, haben gelehrt, daß der Ashburnhamensis nicht nur

keine ‚note dédaigneuse‘ verdient, sondern den von Hosius bevorzugten Montepessulanus wie an Alter, so an Güte übertrifft, und dafs letztere Handschrift auch insoferne überschätzt worden ist, als nicht sie, sondern der Parisinus 7502 als bester Repräsentant der sog. Paulinischen Recension (vgl. über diese jetzt den trefflichen Aufsatz von Lejay in der *Revue de philologie* XVIII [1894] p. 53 ff.) zu gelten hat. Wie der Auswahl aus Ovids Metamorphosen hat Lejay auch dem ersten Buche des Lucan eine ausführliche Einleitung vorausgeschickt, die als allseitig orientierende Einführung in die Lektüre des Dichters einem jungen Philologen bessere Dienste leisten dürfte, als ein Handbuch der römischen Literaturgeschichte. Was den Commentar betrifft, so kann ich nur wünschen, dafs die in der Vorrede besprochenen, uns allerdings etwas sonderbar anmutenden Verhältnisse des französischen Unterrichtswesens — Lucan ist gegenwärtig ‚au programme‘, aber aller Wahrscheinlichkeit nach nur für 3 Jahre —, es dem Herausgeber ermöglichen, auch die übrigen Bücher des Epos mit einer so stoffreichen und doch nicht weitschweifigen Erklärung auszustatten.<sup>1)</sup>

Claudii Claudiani carmina recognovit Julius Koch. Lipsiae 1893. B. G. Teubner. 8°. LXI S., 1 Bl., 346 S.

Der Verbreitung der trefflichen Claudianausgabe, welche Theodor Birt 1892 als zehnten Band der ‚auctores antiquissimi‘ der ‚Monumenta Germaniae historica‘ erscheinen liess, steht ein leidiger Faktor im Wege — der hohe Preis. Um diesem Mifsstande einigermaßen abzuhelfen, veranlafste der Marburger Gelehrte, da er selbst sich zur Herstellung einer ‚editio minor‘ nicht entschliessen konnte, einen seiner Schüler, die textkritischen Errungenschaften der großen Ausgabe durch eine Rekognition in der Bibliotheca Teubneriana weiteren philologischen Kreisen zu vermitteln. J. Koch, der bereits durch seine Dissertation ‚De codicibus Cuiacianis quibus in edendo Claudiano Claverius usus est‘ (Marburg 1889) und mehrere andere Arbeiten von seiner erfolgreichen Beschäftigung mit dem Dichter Zeugnis abgelegt hat, hat sich dieser Aufgabe mit Geschick und Gewissenhaftigkeit entledigt. Weit entfernt, einen unselbständigen Abklatsch der Birtschen Recension zu liefern, ist er in zahlreichen Fällen, über welche die ‚annotationes criticae‘ p. XVII – LXI Rechenschaft geben, seinen eigenen Weg gegangen, und durch die erstmalige Heranziehung zweier (allerdings zur minderwertigen Klasse gehörender) Handschriften, eines codex Rodomensis (Rouen; 1040 s. XIII) und eines codex musei Britannici (collect. Egerton n. 2627 s. XII?), sowie besonders durch ausführlichere Mitteilungen über den textkritischen Wert bez. Unwert der editio Isenegriniana (Basel 1534) hat er den Apparat der großen Ausgabe in dankenswerter Weise ergänzt. Die kritischen Fußnoten sind zweck-

<sup>1)</sup> p. XXV hat Lucans Großvater an die Stelle des Vaters zu treten. — Über den p. LXXXV erwähnten cod. Par. 10403 vgl. jetzt E. Kalinka, Wien. Stud. XVI (1894) S. 85 ff.

mäßig auf Namhaftmachung der Gelehrten, deren Conjekturen Aufnahme in den Text gefunden haben, mit Beisatz der jeweiligen handschriftlichen Lesart beschränkt worden. Zu einer Ausstellung gibt mir die adnotatio zum Panegyrikus auf Probinus und Olybrius v. 9 (p. XVII), ‚Amniadae‘ [statt ‚Anniadae‘] scripsi Prudentium c. Symmachum I 548 secutus‘ Anlaß. Denn erstens ist das Citat aus Prudentius ungenau — der Vers steht c. Symm. I 551 —, zweitens kann kein Leser erraten, daß daselbst (nach der neuesten Ausgabe von Dressel) nicht ‚Anniadam‘, sondern (in drei Handschriften) ‚Animadam‘ überliefert ist, eine Lesart, die allerdings auf ‚Amniadam‘ führt, drittens hat bereits Otto Seeck in den Prolegomena seiner Symmachausgabe p. XCHI adn. 420 sowohl den Claudianus- als den Prudentiusvers mit der von Koch empfohlenen Namensform angeführt.

Ausonius, Die Mosella des Decimus Magnus — herausgegeben und erklärt von Dr. Carl Hosius. Marburg 1894, Elwert. 8°. VII, 100 S.

Ich brauche die philologischen Leser dieser Blätter weder mit der Mosella des Ausonius, noch mit ihrem Bearbeiter bekannt zu machen. Jene kennen sie als ein Cabinetstück der späteren römischen Poesie, diesen habe ich ihnen als Herausgeber des Lucanus vorgestellt. Seine neue Leistung ist außerordentlich dankenswert. Die flüchtig stilisierte Einleitung enthält eine treffende Charakteristik des Ausonius und eine Untersuchung über die Abfassungszeit der Mosella (Hosius setzt sie in das Jahr 371). der Commentar, der mit begreiflicher Vorliebe bei solchen Stellen verweilt, an welchen der Herausgeber seine Belesenheit in der lateinischen Poesie an den Tag legen kann, faßt sowohl die Bedürfnisse des zünftigen Philologen, als des Privatmannes, „der aus Liebe zur Poesie oder aus Zuneigung zum Stoff (H. meint natürlich den geographischen und ichthyologischen) nach der Mosella greift“, ins Auge, läßt aber hie und da die nötige Consequenz in der Berücksichtigung dieser beiden Leserkreise vermissen (vgl. z. B. 397, wo ‚Pierides‘ erklärt, und 136, wo ‚Actaeus‘ nicht erklärt ist). Als Anhang sind passend die Mosegedichte des Venantius Fortunatus (III 12, 13. X 9), ebenfalls mit Commentar versehen, beigegeben.

v. 2: ‚nova moenia‘ an gleicher Versstelle Ovid. fast. II 481. — v. 5: ‚avia‘ ist hier ‚sine notione aberrantis a via‘ (Leo zu Culex 403 p. 108) gebraucht. Vgl. Cypr. Gen. 936 P. ‚vasta per avia solus‘. — v. 37: ‚demit honorem‘ als Verschluss Ovid. met. XIII 16. — v. 96: ‚non illaudata‘ an gleicher Versstelle Stat. Theb. XI 11. Claud. Ruf. II 226. — v. 104 f.: Die angeführte Stelle aus Valerius Flaccus ist anderer Art. Vgl. dafür Paul. Nol. carm. XX 352 und Matzinger, Des hl. Cyprianus Tractat ‚de bono pudicitiae‘ S. 46. — v. 110 f. und 128: Vgl. Lact. Phoen. 133 und 169 (Birt, Rhein. Mus. XXXIV 9). — v. 178: Die gegen die gut bezeugte Lesart ‚sol igneus‘ vorgebrachten Gründe sind nicht stichhaltig. — v. 335 ‚quid memorem‘: Verg.

Aen. VI 601. — v. 350: Beachtenswerte Häufung der Alliteration. — v. 355 und 370: Vgl. meine Studien über die Figur der Litotes S. 519 (dazu Cypr. Jesu N. 437) und 532. — v. 362: Vgl. Claud Mar. Vict. Aleth II 264. — v. 421: Reiche Sammlung über den Hexameterausgang ‚moenibus urbis‘ bei Ganzenmüller, Beiträge zur Ciris S. 610 f. — v. 455: Die angezogene Cäsarstelle bildet keine Parallele. Vgl. dafür Paul. Nol. carm. XXV 104 und Cypr. Jesu N. 63 P. ‚cum depositis procumbent moenia muris.‘ — v. 471 ‚Frontis honorem‘: Cypr. Exod. 66 (dazu Peiper p. 283). —

München.

Carl Weyman.

Guilelmus Schmitz, Commentarii notarum tironianarum. Insunt prolegomena, adnotationes criticae et exegeticae, index notarum alphabeticus, CXXXII tabulae notarum autographae. Lipsiae. In aedibus B. G. Teubneri 1893. Folio. 40 M.

Von den tironischen Noten sind bekanntlich nicht allzu spärliche Überreste in zweierlei Arten der Überlieferung auf uns gekommen. In lateinischen Handschriften des 6.—11. Jahrhunderts finden sich kürzere oder längere Stellen in Noten geschrieben; einige wenige bestehen ganz aus dieser Schrift. Die umfangreichsten Texte dieser Art sind das von Lehmann in Dresden veröffentlichte Wolfenbüttler Psalterium, Leipzig 1885, die Monumenta tachygraphica, Hannover 1882 und 1883, und S. Chrodegangi regula canonicorum, Hannover 1889, beide von Schmitz in Köln herausgegeben.

Die zweite Gruppe umfaßt jene Handschriften, welche kürzere oder längere Verzeichnisse der Noten in lexikalischer Form enthalten. Diese Verzeichnisse zeigen uns die Buchstaben, Silben, Wörter und gebräuchlichere zusammenhängende Ausdrücke, namentlich vielfach solche, die mit Präpositionen gebildet sind. Die Anordnung dieser Lexika ist aber keineswegs eine alphabetische, sondern der Art, daß, von den Buchstaben und Silben abgesehen, meist Wörterfamilien zusammengestellt sind und zwar so, daß die Wörter eines Stammes oder solche, die eine grammatische Gruppe bilden, z. B. die Präpositionen, Pronomina und Zahlwörter, reihenweise aufeinander folgen. Freilich ist auch diese Ordnung durchaus nicht immer genau eingehalten, sondern es finden sich oft Einschaltungen, welche nur eines gewissen Gleichklangs wegen erfolgt zu sein scheinen; oft müssen sie als rein willkürlich bezeichnet werden.

Wollen wir nun heute die tironischen Noten studieren, so brauchen wir zwei Lexika, oder wie wir es nehmen wollen, drei, einmal das Lexikon, wie es überliefert ist, aber natürlich durch die verschiedenen Handschriften ergänzt, dann ein solches, in welchem alphabetisch die Noten nach ihren Hauptbestandteilen zusammengestellt sind, und endlich ein den gewöhnlichen Wörterbüchern entsprechendes Lexikon, in welchem nicht die Noten, sondern die Übertragungen derselben die alphabetische Reihenfolge bestimmen. Das letztgenannte kann ein einfacher

Index mit einem genauen Hinweis auf ein Lexikon der ersten oder zweiten Art ersetzen.

Ein freilich nicht vollständiges Lexikon der zweiten und dritten Art hat schon Kopp im zweiten Bande seiner *Palaeographia critica* veröffentlicht. Ein umfassendes Lexikon der ersten Art hat uns bis jetzt gefehlt. Dieses herzustellen war keine kleine Arbeit; denn es mußten zu diesem Zwecke 20 Handschriften, die in den verschiedensten Bibliotheken Europas liegen, genau miteinander verglichen, das beste und umfangreichste der Ausgabe zu grunde gelegt und sämtliche Ergänzungen und Abweichungen der übrigen an geeigneter Stelle eingeschoben werden.

An die Bewältigung dieser Riesenaufgabe hat sich Schmitz, der sein hervorragendes Wissen auf dem Gebiete der lateinischen Tachygraphie schon wiederholt an den Tag gelegt hat, bereits vor mehr als 30 Jahren gemacht. Er hat unverdrossen und unermüdet daran weiter gearbeitet und mit Beginn dieses Jahres der Gelehrtenwelt ein Werk übergeben, welches allen Erwartungen vollkommen entsprochen hat.

Die *Commentarii notarum* bilden einen großen Folioband, der für den Gebrauch höchst praktisch eingerichtet ist. Der Textteil ist ein eigenes kleineres Buch, die 132 Tafeln sind lose in einen Umschlag gelegt und nur einseitig bedruckt.

Der Text behandelt zuerst die in Frage kommenden 20 Handschriften mit genauer Angabe, welche Noten in jeder einzelnen zu finden sind, hierauf den Ursprung und die Zusammensetzung der tironischen Noten; er enthält ferner einen ausführlichen kritischen und exegetischen Kommentar und endlich einen alphabetischen Index mit jedesmaligem Hinweis darauf, wo die einzelnen Noten auf den Tafeln verzeichnet stehen. Die Tafeln selbst sind von Schöttner in Dresden sehr schön und deutlich autographiert und auf starken Karton übergedruckt.

So liegt also ein Werk vollendet vor uns, auf dessen Erscheinen die beteiligten Kreise schon lange mit Sehnsucht gewartet haben. Wenn wir die gewaltige Arbeit einerseits, die in dem Buche enthalten ist, und andererseits die absolute Richtigkeit und Zuverlässigkeit uns vor Augen halten, die aus jeder Seite und jeder Tafel spricht, so dürfen wir ruhig sagen: Nur ein deutscher Gelehrter, nur ein Mann wie Schmitz war überhaupt im stande, ein solches Werk in dieser Weise zu vollenden. Angesichts dieser Leistung kann er das Dichterwort auf sich anwenden: *Exegi monumentum aere perennius*.

An einem solchen Denkstein der Wissenschaft gibt es eigentlich nichts, was man bemängeln könnte. Mancher möchte vielleicht in der Einleitung diesen oder jenen Punkt eingehender ausgeführt sehen; allein der Verfasser hat alles, was hieher gehört, schon an andern Orten behandelt, und er ist nicht der Mann, der Gesagtes zu wiederholen geneigt ist.

Einen einzigen Punkt möchte ich herausheben, der mir beim Durchsehen der Tafeln aufgefallen ist. Auf der dritten Tafel folgen nach *item*, *itemque* zwei Noten, aus I mit dem Hilfszeichen d bestehend, wovon letzteres bei der ersten Note (3, 91) rechts oben, bei der

zweiten (3, 92) rechts unten angesetzt ist. Und beide sind so zweifellos richtig gezeichnet; denn die Seite 14 stehende Beschreibung lautet zu 3,91; In. di. a facie, zu 92; In. di. a pede. 3, 91 nun bedeutet idem; neben 92 steht edem. Im Index wiederholt der Herausgeber Seite 84 dieses edem, setzt aber ein Fragezeichen dazu. Da zwischen den beiden in Frage stehenden Noten zweifellos eine Verwandtschaft besteht, zudem unmittelbar darauf isdem folgt, so muß 92 eine Deklinationsform von idem sein. Nun ist es ein bekanntes Gesetz in den tironischen Noten, daß bei Verbalendungen, z. B. ret 14, 67 und rent 14, 70 oder bat 14, 76 und bant 14, 77, der Plural vom Singular sich dadurch unterscheidet, daß das Hilfszeichen, hier der Punkt, von oben nach unten versetzt wird. Übertragen wir dieses Gesetz auf die Deklination von idem, so heißt die Note 3, 92 idem, beziehungsweise idem plur. In geschriebenen Notentexten kommt diese Pluralform sehr selten vor. Den Singular idem habe ich mir aus den Monumenta dreimal aufgeschrieben, nämlich 75v 6, 78r 6 und 126r 4; aber idem nur 76r 5. Leider ist die Schrift in den Monumenta sehr klein. Aber trotzdem glaube ich zu sehen, daß bei der Pluralform das Hilfszeichen tiefer steht als bei den im Singular aufgeführten Stellen. Also auch die Praxis scheint meine Vermutung zu bestätigen: 3, 92 ist die Pluralform von 3, 91.

München.

Ruefs.

Hugo Merguet, Lexikon zu den philosophischen Schriften Ciceros. Mit Angabe sämtlicher Stellen. Zweiter Band. Jena, Gustav Fischer, 1892.

Plan und Anlage der Merguetischen Wörterbücher zu Ciceros Reden, zu den Schriften Cäsars und seiner Fortsetzer und zu den philosophischen Schriften Ciceros sind so allgemein bekannt und von F. Heerdegen, G. Landgraf und dem Unterzeichneten in dieser Zeitschrift Band XVII 178—179, XX 360—362, 490—500, XXI 418—419, XXVI 167—172 so eingehend dargelegt worden, daß ich mich hier über den Fortgang des Philosophikalexikons kurz fassen darf. Der der Besprechung unterstellte zweite Band reicht von faba bis ovum. Mittlerweile wurde jedoch, wie der Herr Verleger auf eine Anfrage mitzuteilen die Güte hatte, vom dritten Bande bereits pabulum bis sustineo gedruckt, und der Rest wird, falls kein unvorhergesehenes Hindernis eintritt, vom Drucker bis Michaelis fertig gestellt werden. Somit sind wir zu der für den Lateinunterricht an unseren Mittelschulen und für die wissenschaftliche Forschung höchst erfreulichen Hoffnung berechtigt, daß noch vor Ablauf dieses Jahres der gesamte Wortschatz auch der philosophischen Schriften Ciceros in übersichtlicher Anordnung erschlossen sein werde.

Wie an den früheren Bänden die Korrektheit des Textes und die Verlässigkeit der Ziffern von den Rezensenten gerühmt wurde, so ist auch die Zahl der während eines zweijährigen gelegentlichen

Gebrauches des jüngsten Bandes von mir beobachteten Druckfehler im Verhältnis zum Umfang des Werkes eine verschwindend geringe: S. 53b unter *cognomina* lies *vincendi* statt *vinvendi*; S. 290a Zeile 3 *incognitae* statt *incognita*; S. 315a *inluyies* statt *iniuyies*; S. 340b und 416b *iurgare . . . lex putat || vetat || inter se* statt *iurgare . . . lex putat inter se || vetat ||*; S. 722a (unter non A a I 1) *iure optimo* F 4. 31 statt 4, 41; S. 781b *levi admonitu + non actu || ac nutu ||* statt *levi admonitu + || ac nutu || non actu; non minimum* S. 722b, das mich wegen der Negation vor dem Superlativ interessierte (vgl. diese Zeitschrift Bd. XXVIII 14), habe ich F II 12 nicht gefunden. — S. 77a war, da auch ein Zitat mit *frenos* folgt, nicht *frenum* (wie im Cäsarlexikon<sup>1</sup>), sondern *frenus*, *frenus* fett zu drucken. — Von dem sonst ungebräuchlichen substantivierten Partizip *monitum* finden sich bei Cicero (auch de or. 2, 175) und Vergil nur die Pluralformen *monita* und *monitis*; folglich hätte Merguet S. 578a nicht *monitum*, sondern, wie Georges<sup>7</sup>, *monita* an die Spitze stellen sollen. — S. 294a — im einzigen Zitat für *indefinitus*, das gleich *indefinite* sonst nur bei Gellius, Martianus Capella und Chalcidius nachgewiesen ist — gibt Merguet *incertam et indefinitam viam* mit Quicherat, dazu in Klammern *certam et definitam viam*, eine Lesart, die mit der alten Vulgata sich deckt, wenn man *sed* hinzufügt. C. F. W. Müller Cic. scr. IV 3 p. 320, 32 notiert außerdem: *incertam et definitam viam* codex Parisinus, *incertam et infinitam viam* margo ed. Juni recte, ut videtur. — Zu *furo* ‚rasen, wüten, toben‘ S. 87b passen nicht die Stellen über Cassandra und über die Sibylle, welche beide in prophetischer Begeisterung die Zukunft verkündeten.

Als das letzte Heft des zweiten Philosophikabandes ausgegeben war, notierte ich mir beim erstmaligen zusammenhängenden Durchblättern der 938 Seiten des ersten und der 861 des zweiten Bandes unter steter Vergleichung mit Georges<sup>7</sup> die *ἁπασὶ λεγόμενα* und die anscheinend von Cicero neu gebildeten Worte, in der Absicht diese Sammlung hier mitzuteilen. Ich unterlasse es, weil die Frage der *verba novata* für uns nur mehr innerhalb sehr beschränkter Grenzen lösbar ist. Von keinem Worte, dessen Neubildung Cicero nicht nach seinem eigenen oder einem fremden Zeugnis zukommt, können wir unwiderleglich beweisen, daß es nicht schon von einem früheren Schriftsteller gebraucht wurde, sei es zuerst, sei es auf grund des Wortschatzes gewisser Berufsklassen oder geradezu des allgemeinen *sermo cotidianus*. Wie wenig kennen wir trotz Plautus und Terenz das Lexikon der vorciceronischen, unverfälschten und ungeschminkten Volkssprache? So wäre es sicher verkehrt, die bei Columella wiederkehrenden drei Worte *lucubratio*, *malleolus* ‚der Felsler‘ und *maturnitas* deshalb als Neubildungen Ciceros zu bezeichnen, weil sie uns erstmals bei Cicero entgegentreten. Das Gleiche gilt von *machinatio*, *materiare* und *medianus*, die wir zuerst bei Cicero, dann bei Vitruv lesen, von *fossio*, das bei Cicero, Vitruv und Columella steht. *Meraeus*, zuerst bei Cicero, wird durch *merac(u)lus* bei Plautus, weiterhin bei Celsus und Plinius d. Ä., als viel frühere Bildung erwiesen. Wenn



ferner Terenz mirificissimum facinus und das Adverb mire im Verse schrieb, so wird kaum jemand glauben, daß Cicero der erste war, der mirifice sprach oder in die Prosa einführte. Für mediterraneus führt Georges als ersten Gewährsmann Cicero an. Daß das Wort aus einer älteren Epoche stammt, ersehen wir aus Festus, der bemerkt, der ungefähr 13 J. vor Cicero geborene Historiker und Redner Cornelius Sisenna, ein vielverspotteter emendator sermonis usitati (Cic. Brut. 259), habe mediterraneus durch mediterreus ersetzen wollen. Als urarisch dürfen wir mamma bei Plautus, Varro und Cicero ansprechen, während matellio, dem wir zufällig wieder bei Plautus, Cato und Varro, nicht erst bei Cicero begegnen, auf eine von den arischen Anfängen weit entfernte Kulturstufe hinweist.

„Die Abfassungszeit der philosophischen Schriften“, bemerkt in der W. f. klass. Philol. 1892 No. 51 Sp. 1399 ein feiner Kenner Ciceronischen Sprachgebrauches, „ist wohl schuld daran, daß in ihnen Formen wie luxuries und materies fehlen“. Dieser Vermutung widerspricht in § 38 der um das Jahr 46 verfaßten Part. orat. ‚hac materie subiecta‘, wenigstens nach der Fassung, die E. Ströbel mit der Hs. p und darnach der neueste Herausgeber W. Friedrich (bei Müller Cic. scr. I 2 p. 398, 15) dieser Stelle gegeben hat. In den drei Büchern vom Redner, die, weil i. J. 55 herausgegeben, minder beweiskräftig sind, steht luxuries 2, 96 und 171, 3, 155 und 168, materies 1, 49, 2, 88, und 238, materiem 1, 10.

Für favor, das nach Quintilian 8, 3, 34 (= Müller IV 3 p. 300, 22) Cicero als Neubildung betrachtete, bietet Cäsar gar kein Beispiel, Ciceros Reden 2, Ciceros Philosophika 1; das synonyme gratia ist bei Cäsar und Cicero sehr häufig. Das von Cäsar durch frequens oder saepe ersetzte Adverb frequenter findet sich in Ciceros Philosophika 8 mal; ebenso oft ferre, statt dessen Cäsar fere hat, gleichwie Cicero in den Reden.

Bemerkenswert sind die Simplicia iugare, iunctio, miratio, monita, monitio, questio, von denen iugare, iunctio, monita und questio in den jüngeren rhetorischen Schriften wiederkehren und teils von librarii, teils zugleich von Herausgebern durch die Komposita coniugare (Top. 38 W. Friedrich mit einigen Hss), coniunctio (de or. 3, 191 die Hs E und Lambin), admonita (de or. 2, 175 OP Lagomars. 81, 84), conquestio (Brut. 142 Lambin, Orat. 135 Lambin und jüngst J. E. Sandys) verdrängt wurden. Dagegen beanstandet heute niemand mehr mit Lambin de or. 3, 107, 118, Brut. 82, Orat. 130, 131, Part. or. 56, fam. 5, 12, 5 miseratio, das Livius und Laktanz mit vier zwischen ihnen liegenden Autoren neben commiseratio gebrauchen, und zwar ohne allen Bedeutungsunterschied. Die häufige Verwendung von tribuere bei Cicero im Sinne von distribuere, partiri, describere hat auch dazu geführt, daß de or. 1, 68 alle neueren Herausgeber die Lesart der verstümmelten Hss philosophia in tres partes est tributa der Variante distributa vorziehen. Auch in den Pandekten-codices wurde die Erscheinung, daß zusammengesetzte Nomina oder Verba von den Schreibern oder Redaktoren der Hss gerne den nicht

zusammengesetzten Formen gleicher Bedeutung untergeschoben werden, beobachtet, und zwar, wie ich aus Leipolds Passauer Programm vom J. 1891 S. 55 lerne, von Huschke. Man hatte eben das Bewußtsein der ursprünglichen Bedeutungskraft der einfachen Formen verloren, ein Umstand, der bekanntlich auch verhältnismäßig früh zur Erweiterung der Komposita zu Dekomposita führte, zunächst in der Volkssprache und im Verse, weiterhin auch in der gewählteren Prosa. Vgl. meine Tulliana 1888 S. 53.

Wie sehr C. F. W. Müller (Cic. scr. IV 2 p. 60, 37) im Rechte war, nat. 2, 41 (solem quoque animantem esse oportet et quidem reliqua astra) et quidem als gleichwertig mit atque zu erklären und das von Orelli, Baiter und Heindorf aufgenommene atque item abzulehnen, zeigt Merguets Cicerolexikon, demzufolge et item in den Philosophika 2mal, in den Reden 4mal vorkommt; itemque dort etwa 54mal, hier 10mal; atque item, das Georges gar nicht belegt, Merguets Cäsarlexikon mit 2 Stellen aus dem B. G., weder in den Philosophika noch in den Reden. In durchaus ähnlichem Gedankenzusammenhange wie nat. 2, 41 hatte früher Müller selbst und nach ihm Niemeyer Tusc. 5, 50, ferner M. Seyffert Orator 152 das einhellig überlieferte et quidem durch atque item ersetzen wollen. Zu Cic. scr. IV 1 p. 442, 33 widerlegte jedoch Müller sich und Seyffert, indem er die Berechtigung der Gleichung et quidem = atque item für weitere 17 Cicerostellen darthat. Philologus 45, 721 hatte ich empfohlen, Cic. in Catil. 2, 8 an Stelle der Lesart fast aller Hss und der Vulgata zu setzen: Nemo non modo Romae, sed ne ullo <quidem> in angulo totius Italiae oppressus aere alieno fuit. Eberhard und Nohl haben diesen Vorschlag gebilligt. Zu den Stellen aus Ciceros rhetorischen Schriften, für welche dort die Verstümmelung ne — quidem zu ne oder non oder quidem nachgewiesen ist, kommen nunmehr aus den philosophischen Werken (bei Merguet II 655—659) Ac. 2, 36, fin. 2, 87 (cod. A), 5, 14, 5, 30, Tusc. 2, 7, off. 1, 122, Parad. 43 mit dem Ausfall von ne, Ac. 1, 7, fin. 1, 19, Tusc. 1, 65 und 1, 71 mit dem Ausfall von quidem. Wie erklärt es sich, daß so verschiedene Schreiber wiederholt in den gleichen Fehler verfielen? Die Antwort hierauf gibt nicht die Paläographie oder die Handschriftenkunde, sondern einzig die historische Grammatik der lateinischen Sprache. Es findet nämlich ne — quidem bereits in der silbernen Latinität einen Konkurrenten an nec (aber nicht an neque); später kommt dazu nec — quidem, nec quidem und neque. Im Spätlatein gleicht ein richtig angewendetes ne — quidem einem weißen Raben. Quidem „wenigstens, jedenfalls“ hat im Spätlatein, z. B. bei Cassiodorius Senator, an tamen und utique Konkurrenten. Vgl. Philol. 1894 S. 572.

Für frenare verzeichnet Georges<sup>7</sup> nur eine Cicero-Stelle; unser Merguet-Band gibt eine zweite. Inverecundior, das Georges bloß aus Valerius Maximus kennt, steht auch Cic. Ac. 2, 126 extr. Für illabor in rem zitiert Georges als einzigen Beleg Cic. legg. 2, 19 (statt 2, 39), ohne anzumerken, daß alle Hss und Vahlens Ausgabe pernicies illapsa animos ohne in haben. Kurz, der künftige Neubearbeiter von

Georges ausführlichem lateinisch-deutschen Wörterbuch wird, selbst wenn er sich auf die unerläßlichsten Ergänzungen und Berichtigungen beschränkt, wie aus andern Speziallexika, so auch aus den Merguetischen manches entnehmen müssen.

München.

Th. Stangl.

Sophokles' Elektra. Für den Schulgebrauch herausgegeben von J. Rappold. I. Teil: Einleitung und Text S. 80; II. Teil: Anmerkungen S. 58. Wien, Hölder. 1893.

Referent meint, daß Rappolds Elektraausgabe im ganzen zweckentprechend ist, die Präparation der Primaner unterstützt und im Fall der Privatlektüre gute Dienste leistet. Die Einleitung handelt von der Entwicklung der griechischen Tragödie und dem antiken Bühnenswesen, etwas breit; die wichtigeren Stellen, auf denen die Darlegungen beruhen, konnten teilweise im griechischen Wortlaut angegeben sein. Metrische Belehrungen bilden den Schluß der Einleitung; will man sicheres und rasches Lesen der Chorpartien in der Schule erzielen, so läßt sich dem Schüler durch einfache Mittel Erleichterung gewähren; ein oder zwei Buchstaben, die vor den Vers gesetzt werden, bezeichnen den Rhythmus, fett gedruckte Vokale machen auf die mehr als zweizeitigen Längen aufmerksam. Ich habe mich hierüber in der Einleitung der *Eclogae poetarum Graecorum* ausgesprochen und will das dort Ausgeführte nicht wiederholen. Das dem Kommentar beigefügte Kapitel „Zur Wiederholung und Zusammenfassung“ enthält neben Entbehrlichem und Selbstverständlichem doch vieles, was den Schüler anregen und die Erörterungen in der Klasse vereinfachen kann. Die Erklärung selbst zeigt Klarheit und Knappheit; für die schwierige Stelle 725 ff. hat wohl jeder Gelehrte und jeder Lehrer seine eigene Auffassung; Rappolds Interpretation, die vielleicht andere mehr überzeugt als den Ref., wäre jedenfalls bei bildlicher Veranschaulichung einleuchtender, ohne eine solche kommt man überhaupt nicht weg bei dieser Partie. Erklärungen wie die zu V. 1466 f. gegebene „Die Götter verderben den Menschen subjektiv aus *ἑθόροσ*, in objektiver Hinsicht aus *ῥέμεις*“ sind glücklicherweise vereinzelt. Daß einmal eine erklärungsbedürftige Stelle, auch eine solche, die ihrer Besonderheit wegen zu Textänderung veranlaßte, unerklärt bleibt, läßt sich von dieser Ausgabe wie von andern sagen; auch der umgekehrte Fall kommt vor, daß Erklärungen gegeben werden, die fehlen konnten. Ref. verzichtet auf Einzelheiten des im Ganzen praktisch eingerichteten Kommentars einzugehen; nur wenige Fragen des Textes, in dessen Behandlung übrigens der Verf. Vorsicht und Umsicht zeigt, sollen noch in Kürze berührt werden: V. 253 ist *σοὶ γὰρ ἐψόμεθ'* *ἴνα* nach Morstadt in *ἐψόμεθ' αἰεὶ* geändert; *ἴνα* mag in der That Interpolation sein aus V. 251, aber mit *αἰεὶ* ist zu viel gesagt. Der Chor sieht, daß seine Mahnungen, den Schmerz mit

mehr Gelassenheit zu tragen, von Elektra abgewiesen worden, so fügt er sich denn, nicht ohne Resignation, in ihre Stimmung, ihr Thun:

*σοὶ γὰρ ἐψόμεσθα δῆ,*

vgl. z. B. Antig. 726 *διδαξόμεσθα δῆ* (ebenfalls am Ende des Trimeters). — V. 278 schreibt R. *μένονσ'* für *ἐνροῦσ'* (*ἐκείνην ἡμέραν*): eine Änderung ohne jede Wahrscheinlichkeit. Man könnte, um die Stelle im Sinne des Verf. zu gestalten, das von andern vorgeschlagene *τυροῦσ'* (oder *γρογοῦσ'*) setzen, oder mit Änderung eines Buchstabens:

*κυροῦσ' ἐκείνην ἡμέραν,*

wie *κροεῖν* "treffen" sich mit dem Accusativ findet. Aber die Überlieferung ist nicht anzutasten und besagt mehr als diese Konjekturen: Agamemnon's Todestag ist ein Glückstag für Klytämnestra; kommt dieser Tag, so betrachtet sie dies als ein Glück für sich, als einen Fund, der ihr zu teil wird, vgl. z. B. Med. 716 *ἔνθημα δ' οὐκ οἶσθ' ὡρον ἡῖροχαις τόδε*. — Chrysothemis' Anrede an die Schwester beginnt V. 328:

*τίτ' αὖ σὲ τήρδε πρὸς θεῶωνος ἐξόδοις*

*ἔλθοῦσα φωνεῖς, ὃ κασιγνήτη, γάιτν;*

Das wenig passende *ἔλθοῦσα* ändert R. in *λήθοῦσα*: aber V. 109 *πρὸ θεῶων ἤχῳ πᾶσι προφωνεῖν* läßt eher das Gegenteil von *λήθοῦσα* erwarten. Chrysothemis weist, daß die Seele Elektras von Haß erfüllt ist, *Α* ist an die Stelle von *X* getreten, also: *τίτ' αὖ σὲ τήρδε* —

*ἔχθοῦσα φωνεῖς, ὃ κασιγνήτη, γάιτν;*

Das Activum *ἔχθειν* ist zwar selten, aber von den drei Tragikern gebraucht. — V. 433 hat der Laurentianus *οὐδ' ὅσων ἐχθρᾶς γυναικῶς ἰστίνα κτερίσμαια*: das von jüngerer Hand nach *ἐχθρᾶς* eingeschobene *ἀπὸ* mißfällt R., der *ἐχθρᾶς* <πρὸς> *γυναικῶς* in den Text setzt. Mit Recht verwerfen m. E. andere mit L. jede Präposition, so Nauck, der durch Umstellen helfen will: *οὐδ' ὅσων ἐχθρᾶς ἰστίνα κτερίσμαια γυναικῶς*. V. 440 liest man *τάσδε δεσμενεῖς χοῖς*, und so wird auch an obiger Stelle *κτερίσμαια* ein entsprechendes Attribut gehabt haben; Trimeter ohne Cäsur im dritten Takt sind bei Sophokles ziemlich zahlreich, auch in der Elektra zu finden, ich lese also:

*οὐδ' ὅσων <ἔχθρ'> ἐχθρᾶς γυναικῶς ἰστίνα | κτερίσμαια.*

V. 697 *δέναι' ἄν* (mit Meineke) in *δέναι' ἄν* zu verwandeln ist kein zwingender Grund; ebenso läßt sich *γάρ* V. 843 (R. schreibt mit Wolff *ταῖς*) recht wohl erklären. Dagegen war *πῶς κροεῖτε* (für *πῶς κροεῖ*) V. 1424 m. E. nicht zu verschmähen. — Verunglückt ist die Herstellung von V. 1144, wo Elektra von ihrer mütterlichen Sorge für den kleinen Orest spricht "(τροφῆς), τήρ ἐγὼ θάμ' ἀγαθὶ σοὶ | πόνον γλυκῆ παρῆσχον": Fr. W. Schmidt korrigiert hier *τήρ εἶ' ἀσθενοῦντι σοι*, R. dagegen *τήρ ἐγὼ θάμ' ἀλλοτριῖ σοι*; was ich einmal vermutete *τήρ ἐγὼ θάμ' ἀελοθέρνι σοι*, will ich nur erwähnen, um es gleich den beiden andern Änderungsversuchen zurückzuweisen: die treue, unermüdliche Pflege, die dem hilflosen Kinde von der Schwester zu teil wird, bezeichnen die Worte *θάμ' ἀγαθὶ σοὶ* überaus entsprechend und

anschaulich, und ein Participium wie *γοιῶσα* entbehrt man nicht. Die herrlichen Verse der Amme in den Choephoron können teilweise als Ausführung des von Sophokles kurz berührten Motivs gelten. Zweifelhaft kann nur sein, ob nicht *παρεῖχον* (Nauck) für *παρέσχον* zu schreiben ist. — Ebenso wenig sagt mir die Vertauschung von *γίλος* mit *γίλωσ* zu (*οὔτε γίρω ποιεῖ | μητρὸς σὺγ' ἴσθα μᾶλλον ἢ κέμοῦ γίλωσ* V. 1146). Besser ist Dindorf's *ἢ κέμοῦ τέκος*, aber auch nicht der treffende Ausdruck. Dafs ihr des Kindes Erziehung mehr oblag als der Mutter, will Elektra sagen; Orest war der Pflegling der Elektra; für *τέκος* erwartet man *τρέμμα*, vgl. Philoct. 243, wo Neoptolemos *ῶ τοῦ γέροντος τρέμμα Λυκομήδου*; angeredet wird. Nun findet sich aber gerade bei Sophokles im Sinne von *τρέμμα* fr. 158 die Form *τρέφος*; in unserem Verse wurde *τρέφος* darum verstümmelt und zuletzt durch die Konjekturen *γίλωσ* ersetzt, da der folgende Vers (*οὔθ' οἱ καὶ οἶκον ἴσταν, ἀλλ' ἐγὼ τρωφός*) fast übereinstimmend schlofs; danach lauten die Worte der Elektra:

*οὔτε γίρω ποιεῖ | μητρὸς σὺγ' ἴσθα μᾶλλον ἢ κέμοῦ τρέφος.*

Unberechtigt ist m. E. die Änderung von *κρέπτοσαν* in *κροῦσαν* („sie genehmigen.“) V. 826; die Überlieferung bietet einen trefflichen Ausdruck, der auch trefflich z. B. von Nauck und Bellermann erklärt wird. — V. 1070 acceptiert R. die Lesart des Par. 2794: *οἱ σφιν ἴδη τὰ μὲν ἐκ δόμων ροσεῖται*; aber dafs diese Korrektur (L hat *ροσεῖ*) nicht ohne Bedenken ist, weifs man; bis Besseres gefunden ist, möchte ich vorschlagen:

*οἱ σφιν ἴδη τὰ μὲν ἐκ δόμων ἀπορρεῖ,*

vgl. El. 1000 *ἡμῖν δ' ἀπορρεῖ* (sc. *ἡ ἐνδοαμονία*) *κἀπὶ μηδὲν ἔρχεται*, Ai. 523 *ἀπορρεῖ μηδῆσις*. — V. 1332 (*ἦν ἄν ἑμῖν ἐν δόμοις | τὰ δρωμέν' ἑμῶν πρόσθεν ἢ τὰ σόμματα*) hat er Recht, wenn er *ἑμῖν* — *ἑμῶν* neben einander für unzulässig hält. Er schreibt *οἶμαι* für *ἑμῶν* mit Nauck. Man vergleiche Eur. Heraclid. 695: *ἔσι' ἐν δόμοισιν ἔνδορ ἀρχαίωθ' ἥπλα*, daraus ergibt sich:

*ἦν ἄν ἐνδορ ἐν δόμοις | τὰ δρωμέν' ἑμῶν πρόσθεν ἢ τὰ σόμματα,*

wenn man nicht mit Beibehaltung von *ἑμῖν* lieber *ἑμῶν* in *ἔνδορ* ändern will. — V. 1414 verlangt R. (*ρῆν σφ μοῖρα καθήμερίαν γθίνειν γθίνειν*) mit Recht für *γθίνειν* intransitiven Sinn; doch glaube ich nicht, dafs *γθίνειν* ursprünglich doppelt stand; vielleicht ist *γόνοφ γθίνειν* oder *γθορῆ γθίνειν* zu schreiben, auf letzteres könnte man einen Hinweis finden in dem Scholion: *ἢ Μοῖρα εἰς γθορῆν καὶ ἐλάττωσαν τοῦ γένους ἄγει*. — Orest's Schlussworte V. 1505: *χορῆ δ' ἐθῆς εἶναι τήδε τοῖς πᾶσιν δίκην* — *κτείνειν* sind vielfach beanstandet; R. ändert nicht, aber *κτείνειν* ist in doppelter Hinsicht unpassend; man erwartet einen auf den Strafwürdigen, nicht auf den Strafenden bezüglichen Ausdruck, dann sollte auf die allgemeine Bezeichnung der Schuld (*ὅστις πέρα πρέσσειν τι τῶν νόμων θέλει*) ein Wort folgen, das Sühne im Allgemeinen ausdrückt; ohne bestimmtere Angabe der Schuld erscheint die Nennung der Todesstrafe als befremdende Hyperbel, es mufs m. E. *τείνειν* statt *κτείνειν* heissen.

Claudii Galeni protreptici quae supersunt edid. Gg. Kaibel. Berol. Weidmann 1894. 8<sup>o</sup> IX und 62 S.

Galens Protrepticus ist zuletzt von Marquardt in dem ersten Bande der Scripta minora herausgegeben worden. Abgesehen von der unpraktischen Einrichtung der Adnotatio critica, über welche A. Nauck in den Mélanges gréco-rom. V, 253 Klage führte, und von der Neigung des Herausgebers Unebenheiten und Anstöße auf Interpolationen größeren oder kleineren Umfangs zurückzuführen, hatte der Text im einzelnen manche Verbesserung erfahren. Doch blieb bei dem Mangel handschriftlichen Materials der Kritik und Emendation noch viel zu thun übrig. Deshalb ist es freudig zu begrüßen, daß ein Kenner des Griechischen wie Kaibel sich dieses trotz seines nicht medizinischen Inhaltes bisher meist nur von Medizinern herausgegebenen Schriftchens angenommen hat. Seine Ausgabe bedeutet denn auch der des Vorgängers gegenüber einen beträchtlichen Fortschritt. Wir verdanken ihr eine ganze Reihe unzweifelhafter Verbesserungen des Textes. Als solche sind u. a. zu bezeichnen: p. 1, 13 ὄς; 18 αἰήν τε ταύτην. 2, 5 κἄν <εἶ>. 22 πανισῶν. 5, 8 [τῶν], 6, 17 Ἀντιθένης. 7, 21 [ἀμαθῆς]. 8, 21 [ἐν ταῖς τέχναις]. 31 κακός ὄν. 12, 5 [τεταραμένον]. 12, 22 ἐπανοσμεν αἰῶς. 13, 16 τοῦτων, 14, 27 κίχῳ τοῦτοις, 15, 1 ὄ, 18, 3 ἀγγεῶς. 19 τὸ <δὲ> (man könnte auch τὸ <ἐκ> vermuten), 19, 3 <τῆς>, 16 <θανατίζεσθαι>, 24 ἢ γε. 20, 10 πῶν μὲν ὄν. 21, 6 αἰῶς, 7 ἄνδρα. 22, 17 ἐπιλείπειν. Dagegen scheint die Konstitution des Textes an folgenden Stellen nicht einwandfrei: p. 1, 11 πλὴν ὀλίγων δὲ τῶν ἐν ὀλίγοις. Die handschriftliche Überlieferung ὀλίγων δὲ τῶν ἐν αἰῶσις zu verlassen, liegt kein genügender Grund vor. ib. v. 17 liest K., wie überliefert ist, ζῆλῶν μὲν ἢν Ἀσκληπιοῦ τέχνην λαοικήν. ohne an der Stellung des Adjektivs Anstofs zu nehmen; dasselbe scheint aber ein fremder Zusatz zu sein. Einen solchen finde ich auch am Ende des Kapitels: κατ' ἐξοχὴν αἰῶν καὶ ὁ ἀνθρώπος μόνος δρομαῖζει λογικός. Statt hier mit K. καὶ zu tilgen, möchte ich die Worte ὁ ἀνθρώπος entfernen, die sich schon durch ihre Stellung als fremdes Einschleichen verraten; nötig sind sie für den Zusammenhang durchaus nicht. Aus demselben Grunde scheint p. 17, 21 die Überlieferung ὡς γὰρ τὰ διασεισθέντια τῶν τεχνῶν ἀπὸ μηχανημάτων ἐτοιμός ἐπὶ τῆς τεχνοσύης διαλέγεται βλάβης korrupt; ἀπὸ kann nicht richtig sein und auch die Stellung von ἀπὸ μηχανημάτων ist befremdlich. Werden die Worte als Glossen gestrichen, so wird sie niemand missen. P. 15, 7 wird man, nachdem im Vorhergehenden der Singular τὸ πρόσωπον ἐπιληρωθή steht, am einfachsten καὶ ἢν ὁμοίωτατον ἰδεῖν verbessern; dadurch wird auch der Hiatus vermieden. An folgenden Stellen möchte ich mich lieber für Marquardts Lesung entscheiden: p. 19, 22 τὸ αἰῶ τοῦτο ὄμμα. 21, 15 οὐδὲ ταύτης αἰῶς; αἰῶς ist doch wohl nur falsche Lesart statt αἰῶς und an die unrechte Stelle geraten. P. 4, 10 endlich halte ich die Überlieferung εἰσὶ δὲ καὶ φωνῆς καὶ τεμβροσῆχοι καὶ ἄπαργες, πολλοὶ δὲ μηδὲ τῶν θεῶν αἰῶν πεποιημένοι für intakt.

Augsburg.

G. Helmreich.

Syriani in Hermogenem commentaria edidit Hugo Rabe.

Vol. I: Commentarium in libros *περὶ ἰδεῶν*. Accedit Syriani quae fertur in Hermogenis libros *περὶ ἰδεῶν* praefatio. Lips. Teubner. MDCCCXCII. 8<sup>o</sup>. S. XVI und 112.

Vol. II: Commentarium in librum *περὶ σιτάσεων*. Accedunt indices. ib. MDCCCXCIII. S. VIII u. 222. Vol. I. u. II. M. 3.20.

Hermogenes hat wenig Leser mehr, noch weniger sein Kommentator Syrianos; und doch bietet der gelehrte Sophist und Neuplatoniker in seinen Commentaren zu den Schriften des Hermogenes für Rhetorik und Literaturgeschichte überhaupt des Interessanten so viel, daß auch nach der Veröffentlichung bei Chr. Walz *Rhetores graeci* eine neue Ausgabe der *ἑπομνήμια* zu den zwei gerühmtesten Schriften *περὶ ἰδεῶν* und *περὶ σιτάσεων* nicht gerade überflüssig erscheint, zumal wenn sie, wie die vorliegende, allen billigen Anforderungen der Jetztzeit fast durchaus entspricht. Rabe gibt von dem echten, gesonderten Syrian (bei Walz ist er noch mit anderen untermischt) einen verbesserten Text mit möglichst knapp gefaßtem kritischem Apparat auf Grund neuer Kollationen von Handschriften, worüber Vol. I p. III—XVI und Vol. II p. III u. IV. Den ganzen Syrian enthält ein Venetus, fast den ganzen (die *σιτάσεις* bis zum *σχοασμός* p. 54 Rabe) ein Messanensis (S), beide aus dem 13. Jahrh., beide unabhängig von einander. Die Mitteilung der handschriftlichen Lesarten, auch minutiöser Art, ist, wie ich aus der Vergleichung einiger Stellen des Cod. Monac. 8 ersehen habe, sehr genau, nur hätte folgerichtig das *ι* und das *ν* *ἐγέλκνσι*. einige Beachtung verdient, z. B. I 1, 9 Monac. *ποιεῖται*. Rabe *ποιεῖται* (an anderen Stellen wieder *ποιεῖται*).

Vol. I. p. 1—95 Syrians Kommentar zu den zwei Büchern über Stileigenschaften (*ἰδεῶν*). p. 8 eine Tabelle der *ἰδέαι*, auf welcher *δεινότης* und *κάλλος* wohl Platz tauschen müssen; p. 96—112 eine zweite dem Syrian fälschlich beigelegte praefatio; sie enthält eingangs p. 96-97 die Syriatische Vorrede, reiht (ohne Zusammenhang) daran einige an sich recht lesenswerte Bemerkungen über *μίμικτος* und über den Titel *περὶ ἰδεῶν* statt *περὶ χαρακίσεων*. Die Indices, auch für Vol. I, enthält Vol. II. — In dem mehrmals wiederkehrenden „Citat aus der *τέχνη* des Isokrates“ (I. p. 28, 30, [32], 67) *ὄλος* (var. *ὄλως*) δὲ ὁ λόγος μὴ λόγος ἔστω—*ξηρόν γάρ* — *μηδὲ ἐμμετρος* — *κατωμαγνές γάρ*—, *ἀλλὰ μείχθω παντὶ ἕνθ' αὐτῷ μάλιστα* ist der sachlich unrichtige Zusatz (s. Ammon. De Dionys. Halic. font. p. 47[48]) *ἰαμζικῆ ἢ ιροχαικῆ* durch die Handschriften nicht gegeben. — Mit dem Gegenstand und dem Sprachgebrauch des Autors und Kommentators wohl vertraut hat der Herausgeber einen verlässigen Text geliefert und gar manche Stelle geschickt geheilt. Für unrichtig halte ich mit einem anderen Rec. I p. 60, 20 *εἰ τι ἀναγκῶν ἐμπροσθετο πρῶγμα* für *ἐμπροσθε* (so S W V). P. 94, 13/14 *δικαστῆς σώφρων κινούνητα πρὸς αἰθῶς οὐ περιώφειται τὸν λέγοντα*, die Überlieferung hat *οὐ*. Rabe tilgt es nach Walz V, mit Unrecht; *οὐ περιώφειται* ist verständlich, mag man es

im Sinne *οὐκ ἀνέξεται* oder von *φυλάττειται* nehmen; der Gedanke, dafs der Richter auf die Kunstmittel der Rede — so das *προοίμιον* und die *ἐλλεινολογία* — ein wachsames Auge hat oder haben sollte, kehrt in den verschiedensten Wendungen wieder, vgl. (Long.) *π. ὕψους* c. 17, Hermog. *π. μεθ.* II p. 440 Sp., Cic. *de or.* II 203, Brut. 139, or. 210. — P. 104, 14 sqq. *οὐκ οἴοντιε γασί ζηλώσαι τοὺς τῶν ἀρχαίων τύπους. κατὰσφορομένη γὰρ ἡ γάσι πρὸς τὴν οἰκείαν διάθεσιν μεταβάλλει πρὸς τὴν ἐντιῆς ἰδιότητα πᾶσαν τοῦ λόγον διαίχσαν.* für *πρὸς τὴν οἰκείαν διάθεσιν* (gloss. zu *πρὸς τὴν ἐντιῆς ἰδιότητα*) vermutet Rabe *πρὸς αὐτούς*, und die nächste S. 105 Z. 18–21 scheint sehr für die Konjektur zu sprechen, gleichwohl ist meines Erachtens die Änderung unzulässig: „Da die Natur sich ihrer Beschaffenheit (immer wieder) zuneigt, so ändert sie die gesamte Anlage der Rede nach ihrer Eigentümlichkeit“, behaupten die Gegner der Imitation; eher würde ich den zweiten synonymen Ausdruck streichen.

Vol. II. In der Vorrede (s. o.) wird auch die Frage erörtert, ob der Kommentator des Hermogenes, der Sophist Syrian, und der Erklärer des Aristoteles, der neuplatonische Philosoph Syrian, identisch seien; sie wird — nach den Darlegungen anscheinend mit Recht — bejahend beantwortet. P. 1–205 Scholien zu den *στάσεις*. p. 54 ein Stemma der 14 Status des Hermogenes, p. 204–222 Indices. — Das zweite Bändchen verdient die gleiche Anerkennung wie das erste. Wenn p. 191, 8'9 *ἡ ἕρις καὶ εἰ τῶν πραγμάτων ἀσχήνη οὐδεμιᾶς ἐλάττω ζηρίας* die Hss. bieten, Demosthenes aber *ἐλάττων*, so ist dies wohl auch bei Syrian zusetzen; ein *v* fehlt gleich nächste Zeile in der Überlieferung Syrians *συνιδότας* für *συνιδότας*. — Unter den Indices ist p. 2078 auch ein Verzeichnis von rhetores non nominatim laudati (*ἄλλοι ἐνιοί*), was nur zu billigen; gehören dahin aber nicht auch Stellen wie *ὑπερ καὶ* (andere) *κατὰ δύο πρόσωπα ὀνομαζόντων* II 120, 12? cf. 109, 20 *ὑπερ καλοῦσαν ἐνιοί* (aufgenommen). Dafs im Index antiquarische Notizen, die zunächst nichts mit der Rhetorik zu thun haben — wie *ἐξαδικτινός*, der vom Opfer ausgeschlossen ist, oder *ἐμβατήριος ὄρθωός* oder *ὁ κολύσανέμις* Beinamen des Empedokles (I 21 und 22) —, keine Aufnahme gefunden haben, werden die bedauern, die den Kommentar einmal auch aus anderem als rhetorischem Interesse zur Hand nehmen.

Der Druck ist korrekt, die Orthographie nicht immer konsequent (II S. 113, 6 *ἐλήσιτερες* für *ἐλήσιτερες* wohl Druckfehler, auch I 54, 18 *οὐκ εἰσιν*?); die Übersichtlichkeit hat durch verständige Interpunktion und durch Anwendung kleiner spatia im Text beim Beginn von Beispielen etc. gewonnen; hätten aber nicht auch am Rand oben im ersten Teil die einzelnen *ἰδέα*, im zweiten die *στάσεις* gesetzt werden können, statt hundertmal *Συριανοῦ σοφιστοῦ* etc.? Auch die Verweisungen auf Hermogenes sind zu sehr im kritischen Apparat versteckt.

München.

Dr. G. Ammon.



Phonetische Studien. Herausgegeben von W. Viotor.  
VI. Band. 2. und 3. Heft. Marburg. M. G. Elwert.

F. Araujo (Toledo) setzt seine *Recherches sur la phonétique espagnole* fort. — R. Lenz (Santiago de Chile) beschließt seine „Chilenischen Studien“ mit einigen Bemerkungen über das amerikanische Spanisch. Außerdem rezensiert er in nur teilweise günstigem Sinne Borinskis „Grundzüge des Studiums der artikulierten Phonetik.“ — J. Balassa (Debreczin) gibt eine kurze Darstellung des ungarischen Lautsystems. — Ein kleiner Aufsatz von A. Ritschel (Elbogen) bespricht das Prager Deutsch, und K. Boddeker (Stettin) handelt über den Vorzug des gesprochenen Wortes vor dem geschriebenen beim Unterricht. — W. Swoboda (Graz) berichtet über die von der Royal Geographical Society in London, von der Société de Géographie in Paris und dem deutschen Kolonialamt gethanen Schritte zur Erzielung einer einheitlichen Schreib- und Sprechweise aufereuropäischer geographischer Namen, teilt die verschiedenen Systeme mit, vergleicht und bespricht sie. Daraus ergibt sich, daß trotz einzelner Mängel und Abweichungen eine erfreuliche Übereinstimmung im wesentlichen jetzt schon besteht, und nachdem die Royal Geographical Society ihre Bereitwilligkeit ausgesprochen hat, mit der deutschen Behörde wegen eines Übereinkommens zu verhandeln, ist zu hoffen, daß es bald zu einer vollständigen Einigung kommen wird. — Der erste Jahrgang des von Völmöller u. a. herausgegebenen „Kritischen Jahresberichtes über die Fortschritte der romanischen Philologie“ wird von J. Storm rezensiert. Er wendet sich vornehmlich gegen E. Seelmann, dem er die zu einer objektiven Kritik erforderlichen Eigenschaften abspricht. — O. Jespersen äußert sich sehr beifällig über die bis jetzt erschienenen Lieferungen des Enzyklopädischen Wörterbuchs der englischen u. deutschen Sprache von E. Muret. — Unter den Notizen bekunden einige Auszüge aus englischen Zeitschriften den Skeptizismus, dem die „neue Methode“ und insbesondere die auf englischen Boden verpflanzte und ziemlich Aufsehen erregende Methode Gouin in England begegnet. Um die Zweifel zu zerstreuen und die Wirksamkeit dieser Methode zu beweisen, überließ Mr. Stead, der Herausgeber der *Review of Reviews*, seine vier Kinder in zwei Abteilungen, bei wöchentlich zehn resp. fünf Stunden, auf sechs Monate dem Herrn Bétis, der sie nach Gouin unterrichtete und nach Verlauf des halben Jahres in einer Prüfung vor Sachverständigen die wunderbaren Erfolge der neuen Methode dokumentieren ließ.

Würzburg.

J. Jent.

Prüfungsaufgaben aus der Haupt-Prüfung der Lehramtskandidaten für neuere Sprachen in Bayern. Gesammelt und herausgegeben von Dr. Wilhelm Steuerwald, Gymnasialprofessor. Stuttgart, Jos. Roth'sche Verlagshandlung, 1894. 132 S. Mk. 1.80 ungeb.

Der Titel des Bändchens besagt etwas mehr, als der Inhalt leistet: Da es in Bayern auch eine Hauptprüfung für Italienisch und Spanisch gibt, so wäre es angezeigt gewesen, die Beschränkung auf die Prüfungsaufgaben aus der französischen und englischen Sprache auch auf dem Titelblatte kenntlich zu machen.

Die Herausgabe dieses Teiles der neusprachlichen Hauptprüfungsaufgaben indessen verdient den Dank aller Fachgenossen, besonders aber derer, welche die „Hauptprüfung“ noch nicht hinter sich haben, oder welche aus irgendwelchen Gründen es wünschen, die in diesen Blättern jeweilig gebotenen Aufgaben vereinigt in der Hand zu haben. Sie verdient unseren Dank umso mehr, als die gefällige Form der Veröffentlichung und die verhältnismäßig geringe Zahl der Druckfehler das Bändchen zu einer recht erfreulichen Ergänzung jeder Handbibliothek machen.

Schade nur, daß ein Teil der Sammlung durch die vor kurzem getroffenen Veränderungen der Prüfungsordnung an praktischer Bedeutung verloren hat, ein Mangel, für den natürlich nicht der Herausgeber verantwortlich gemacht werden kann. Die Aufstellung der Themata der französischen und englischen Aufsätze hat jetzt für den Studenten nur wenig Wert mehr, weil in Zukunft der fremdsprachliche Aufsatz nicht mehr wie bisher ausschließlich literarische Gegenstände behandeln soll. Die Angabe der lateinischen, bisher in die moderne Sprache zu übertragenden Texte ist aus demselben Grunde fast unnütz: denn diese Prüfungsaufgabe soll ja, wenn die Zeitungen wahr berichtet haben, in Wegfall kommen und die Kenntnis des Kandidaten im Latein einen Gegenstand der mündlichen Prüfung bilden. Immerhin ist die Angabe der Stellen auch jetzt nicht uninteressant, doch wäre es wohl genügend gewesen, einfach, wie es in der jährlichen Beilage dieser Blätter geschehen ist, den Ort anzugeben, wo man den betreffenden Passus finden kann: das Bändchen würde dadurch um etwa 30 Seiten kürzer und entsprechend billiger geworden sein.

Was die Prüfungsarbeiten selbst betrifft, so glaube ich, hier von einer Kritik derselben absehen zu sollen, obwohl sie, wie ausdrücklich zu konstatieren ist, derselben mehr als einen Angriffspunkt bieten. Nur ein Bedenken sei hier geäußert: Ist es nicht ein Mißstand zu nennen, wenn dieselbe Arbeit — und das ist wiederholt der Fall — mehr als einmal gegeben wird? Wie läßt sich das mit der doch so notwendigen Gleichstellung aller Kandidaten vereinigen, wenn die Möglichkeit nicht ausgeschlossen ist, daß der eine durch eine zufällig erlangte Kenntnis der älteren Prüfungsaufgaben vor einem andern, dem dieselben zufällig nicht zur Verfügung gestanden, einen Vorteil hat?

— Das ist auch eine der segensreichen Folgen der uns eben beschäftigenden Veröffentlichung, dafs jetzt, nachdem dieselbe vorliegt, an eine nochmalige Anwendung dieses Verfahrens doch wohl nicht mehr gedacht werden kann.

Souvestre, Au Coin du Feu, erklärt von Dr. A. Güth. 3. Auflage, besorgt von Prof. Dr. G. Lücking. Berlin, Weidmannsche Buchhandlung. 1893. 116 S. 1 Mark. (Weidmannsche Sammlung franz. und engl. Schriftsteller.)

Man kann von Herzen mit dem Herausgeber anerkennen, dafs die Souvestre'schen Erzählungen sich nach Form und Inhalt ganz besonders zur Schullektüre, am meisten für jüngere Jahrgänge eignen; man kann auch anerkennen, dafs die vorliegende Ausgabe derselben mit Liebe und Sachkenntnis abgefaßt ist, aber ein ernstlicher Vorwurf läfst sich derselben doch nicht ersparen, der nämlich, dafs die Anmerkungen eine bei diesem verhältnismäfsig leichten Schriftsteller ungebührliche Ausdehnung angenommen haben, ein Vorwurf, der sich indessen nicht sowohl gegen den jetzigen Herausgeber des Buches richtet, der ja wohl aus Pietät manche Änderung unterlassen hat, als gegen die Grundlage der Ausgabe. — Die Angaben enthalten nur selten etwas Unrichtiges (doch sind die Bem. zu Seite 52, Zeile 25 und S. 69, Z. 15 zu beanstanden, um von Kleinigkeiten abzusehen), häufig aber wollen sie die Grammatik, das Wörterbuch, fast immer den Lehrer ersetzen, was auf keinen Fall gut geheifsen werden kann: so darf man behaupten, dafs wohl fast die Hälfte derselben ohne jeden Schaden für das Buch und zum Nutzen der Lernenden in Wegfall kommen könnte. Oberste Regel für einen Schulkommentar sollte doch sein, nur das anzugeben, was der Schüler nicht selbst, allenfalls mit Hilfe der Grammatik und des Wörterbuches leicht herauszubringen imstande ist, und nie in den Bereich der Thätigkeit des Lehrers hinübergreifen. Hier aber findet man ganze grammatische Exkurse, und die Frage liegt nahe, warum denn die Anmerkungen nicht den doppelten, den dreifachen Raum einnehmen; warum denn nicht die ganze Grammatik, die ganze Übersetzung unter dem Texte steht.

Bamberg.

B. Herlet.

Muret, Prof. Dr. Ed., Encyclopädisches Wörterbuch der englischen und deutschen Sprache. Mit Angabe der Aussprache nach dem phonet. System der Methode Toussaint-Langenscheidt. Berlin 1893. Teil. I. Englisch-Deutsch. Lfg. 8: double-trouble—exanthematic. Lfg. 9: exanthematology—full<sup>1</sup>. Lfg. 10: full<sup>2</sup>—hazardry. Jede Lfg. M. 1,50.

Unter Verweisung auf die Besprechungen dieses Werkes in Band 27 p. 426, B. 28 p. 637, B. 29 pp. 36 u. 544, B. 30 p. 142 dieser Blätter mufs auch hier wieder die Vortrefflichkeit eines

Werkes gerühmt werden, das außer einem vollständigen Wörterbuch auch noch ein kleines Konversationslexikon darstellt, man vgl. z. B. den Artikel: „Eltrick Shepherd (m. Ausspr.) npr. Beiname des schott. Dichters James Hogg, 1772—1835, nach dem Eltrick Forest in Selkirkshire“ oder die Erklärungen der sieben unter einander stehenden Abkürzungen: F. K. C. L.; Fkn.; F. K. Q. C. P. L.; Fl. (2 Artikel); fl.; Fla., oder die Angaben bei dem bekannten Namen Graham: „bsd. Sylvester—amerik. Vegetarier (1794—1851)\*“. Diese Jahreszahlen stehen selbst im Brockhaus nicht. Auf dem Umschlag der 9. Lieferung finden sich höchst interessante Angaben über die Herstellung dieses unvergleichlichen Wörterbuches. Der Autor hat zwanzig Jahre zur Abfassung des Originalmanuskripts und zu einer zweiten Bearbeitung desselben gebraucht. Da sich innerhalb dieses Zeitraumes bedeutende Erweiterungen des Wörterbuches als notwendig herausgestellt hatten, namentlich durch das Erscheinen des 1890 in Amerika herausgekommenen Century Dictionary, das auf 7046 Seiten in Großquart nahezu alles umfaßt, was die englische Sprache heutzutage neben dem allgemeinen Wortschatze noch an wissenschaftlichen, technischen u. s. w. Ausdrücken besitzt, so wurde nun auf Grund dieses Buches unter Hinzuziehung aller neu aufgelegten englischen Wörterbücher und einer Bibliothek von Spezialwerken eine dritte Bearbeitung vorgenommen, bei welcher der Autor jedoch zur Beschleunigung der Arbeit von einem Stabe von sprachwissenschaftlich gebildeten Mitarbeitern unterstützt wurde und wird. Diese Mitarbeit ist durch einen ausführlichen Arbeitsplan geregelt. Die aus den Händen der verschiedenen Mitarbeiter, von denen jeder nur immer vierzig Seiten des Originalmanuskripts auf einmal erhält, hervorgehende Umarbeitung wird von dem Autor sorgsam geprüft und nötigenfalls dem Gesamtcharakter des Werkes angepaßt, so daß dasselbe trotz der vielköpfigen Mitarbeit wie aus einem Gusse entstanden erscheint. Nun folgt das Setzen von je zwei Spalten, welche 3mal in der Druckerei selbst und von 13 auswärtigen Herren, von denen fünf in England resp. Amerika wohnen, korrigiert werden; diese Korrekturen gehen an den Autor zurück, worauf die zweite Korrektur in der Druckerei hergestellt wird. Hierbei haben je zwei Mitleser ihre Spezialität, z. B. Kontrolle der alphabetischen Reihenfolge, der Aussprachebezeichnung, der Daten u. s. w., hierauf werden die einzelnen Spalten zu je 4 Seiten zusammengestellt, dann erfolgt der Abzug der Revision, die ebenso behandelt wird wie die erste und zweite Korrektur; zuletzt erfolgt der Abzug der Aushängebogen; hat der Autor sein Imprimatur erteilt, so wird der Satz nach fünffacher Korrektur „auf dem Blei“ endlich druckreif. Sind vier Seiten zusammengelassen, so wird ein Abklatsch des Satzes in Schriftmetall hergestellt, so daß 4 feste Stereotypplatten entstehen. Bis 16 zu einem Bogen nötige Stereotypplatten bereit sind, werden nachträglich gefundene Fehler durch Herausschneiden aus der Platte und Einlöten der Verbesserung korrigiert. Erst nach Herstellung von 16 Platten wird mit dem Druck begonnen. Nach dieser gedrängten Zusammenfassung der von der Verlagshandlung des Prof. G. Langenscheidt ge-

gebenen Schilderung der Herstellung dieses Werkes, lassen wir ihr selbst das Wort: „Der geneigte Leser, welcher unserer Darstellung bis hierher gefolgt ist, kann sich nunmehr wohl einen Begriff machen, welche Summe von Arbeit nötig ist, bis nur eine, ca. 6—7 Bogen umfassende Lieferung gedruckt und broschiert vorliegt. Es bedarf dazu eines planmäßigen Vorgehens in allen Punkten, einer streng durchgeführten Arbeitsteilung, die es dem Einzelnen ermöglicht, den ihm übertragenen Obliegenheiten seine volle und ganze Aufmerksamkeit zu widmen —: vor allem aber bedarf es bedeutender, Hunderttausende von Mark erheischender Geldopfer, die selbst der größte Absatz und die weiteste Verbreitung des Werkes nur zum kleinen Teile werden aufwiegen können“. Möge sich diese trübe Voraussicht bei einem für Deutsche und Engländer gleich nützlichen Werke als nicht begründet erweisen. Niemand, der sich mit Englisch zu befassen hat, sollte die Gelegenheit, dieses hervorragende Buch zu den kleinen Ratenzahlungen von M. 1,50 zu erwerben, vorübergehen lassen, umsoweniger als nach vollständigem Erscheinen das Werk nur komplett und zu erhöhtem Preise geliefert werden wird.

---

Weitzenböck, Prof. a. d. Landes-Oberrealschule in Graz, Lehrbuch der französischen Sprache. I. Teil. Wien 1893. F. Tempsky. 8°. 140 S. Geb. 90 kr.

Dieses Buch ist nach der Reform- oder Sprechmethode verfaßt und anscheinend — das „Begleitwort“ muß man sich eigens schicken lassen — für die untersten Klassen von Realschulen bestimmt. Es enthält auf S. 1—51 sogenannte Sprachstücke, deren Stoff meist der Umgebung des Schülers entnommen ist, S. 78—82 sind einige in Lautschrift wiederholt. Auf jedes derselben folgen Questions und Exercices. Die letzteren enthalten die dieser Methode eigenen Aufgaben wie: Setzen der verschiedenen Artikel vor die vorgekommenen Substantiva, Beifügung von Adjektiven zu männl. und weibl. Substantiven, Umwandlung der Singulare in den Plural und umgekehrt, Umformung der Verba (und Pronomina) in eine andere Person oder in ein anderes Tempus, Konjugieren von Sätzen, Negieren der affirmativen Sätze, Fragen nach der Farbe von allerlei Gegenständen etc. Seite 54—77 stehen die Präparationen zu den Sprachstücken, in denen zuweilen französische Wörter in franz. Sprache erklärt sind. Seite 83—120 findet sich eine kurzgefaßte Sprachlehre, teilweise mit phonetischer Umschrift, Seite 121 und ff. enthalten das gleichfalls mit Lautschrift versehene alphabetische Wörterverzeichnis. Der große Vorzug dieses Buches vor anderen ist die starke Heranziehung von Verben zu den Übungen und die sorgfältige, nicht zu gekünstelte Anarbeitung der letzteren. Es ist für Anstalten, an denen die Sprechmethode beliebt wird, sehr zu empfehlen.

Lieber Dr. H., Prof. am Friedrichs-Wilhelm-Realgymnasium in Stettin und v. Lühmann F., Prof. am Gymnasium in Königsberg in der Neumark, Unendliche Reihen. Elementare Theorie der Maxima und Minima. Sonderausgabe aus dem Leitfaden der Elementarmathematik, Teil II. Mit 2 Figuren im Text. 28 S. Preis 40 Pf. Berlin, Leonhard Simion 1893.

Das angezeigte Büchlein kann in seinem ersten Teile, in der Behandlung einiger unendlichen Reihen den Beifall des Berichterstatters nicht finden. Doch liegt das nicht etwa daran, daß die Darstellung nicht so gut ist, wie sie sein könnte, sondern daran, daß der Stoff der unendlichen Reihen nicht in das Gebiet der Elementarmathematik gehört und außerhalb einer ausführlichen Analysis und ohne manche Begriffe, die erst in der höhern Mathematik zur Geltung kommen, gar nicht gut dargestellt werden kann. Die erstbehandelte Reihe, die Binomialreihe ist zwar einwandfrei abgeleitet, aber die Ableitung ist von einer abschreckenden Länge, auf Seite 115 teilweise fast unverständlich gedruckt, resp. angeordnet, und muß auf den nur elementarmathematisch gebildeten Leser den Eindruck machen, als ob sie eine nur mit dem Gedächtnis zu erfassende Kette von Kunststücken sei. Noch viel mehr gilt das von den folgenden Reihen: der Exponentialreihe, den logarithmischen und einigen trigonometrischen Reihen. Von diesen Reihen kann aber nicht einmal gerühmt werden, daß sie einwandfrei abgeleitet wären. Denn es sind wiederholt in diesen Ableitungen unendlich viele unendlich kleine Glieder stillschweigend gleich Null gesetzt worden, eine Methode, welche die Lehrer der Analysis schon seit Dezennien als unstatthaft erkannt haben.

Bedeutend besser als dieses Bruchstück der Reihenlehre ist die elementare Theorie der Maxima und Minima, der zweite Teil des Büchleins. Sie zeigt einen elementaren ungekünstelten Weg um viele interessante Aufgaben über Maxima und Minima zu lösen.

Der Berichterstatter möchte übrigens, wenn er auch dazu die Macht hätte, nichts von dem hier Gebotenen in den Lehrplan eines Gymnasiums aufnehmen. Um den Geist zu bilden und die Denkhätigkeit zu schärfen, dazu reicht der mathematische Lehrstoff in seinem althergebrachten Umfange vollständig aus. Diese Bruchstücke aus der höhern Mathematik haben für sich allein genommen gar keinen Wert, und wie schwer sind sie für den allzujünglichen, von noch so vielem Andern in Anspruch genommenen Gymnasiastengeist zu erfassen, während sie für den Hochschulmathematiker im Zusammenhang mit dem Ganzen so einfach und interessant sind! Man soll die jungen Leute nicht zu früh ins Theater, nicht zu früh auf Bälle, aber auch nicht zu früh ins Gebiet der höhern Mathematik führen.

Glinzer Dr. E., Lehrer der allgem. Gewerbeschule und der Schule für Bauhandwerker in Hamburg. Lehrbuch der Elementargeometrie. I. Teil: Planimetrie. Mit 207 Figuren und einer Sammlung von 300 Aufgaben. 4. Auflage. 122 S. Dresden, Gerhard Kühnmann, 1891. M. 1,80.

Ein trefflich ausgestattetes Buch, das seinen reichhaltigen Stoff sehr gut behandelt, abgesehen von einem Beweis für das XI. euklidische Axiom, der nicht wesentlich von dem Bertrandschen verschieden ist und seit den Arbeiten von Lobatschewsky und Bolyai als wissenschaftlich unhaltbar gelten muß.

Hauck Dr. Guido, geh. Regierungsrat und Prof. an der Kgl. technischen Hochschule in Berlin, Lehrbuch der Stereometrie. Auf Grund von Dr. Ferd. Kommerells Lehrbuch neu bearbeitet und erweitert. Mit 67 in den Text eingedruckten Holzschnitten. 225 S. M. 2,40. 7. Auflage. Tübingen 1893, H. Laupp.

Ein vorzüglich ausgestattetes und ebenso vorzüglich geschriebenes Buch, welches seinen Lehrstoff ebenso durchsichtig als vollständig behandelt und mit trefflichen Figuren geschmückt ist. Übrigens bietet es weit mehr als an einem Gymnasium behandelt werden kann, und empfiehlt sich daher besonders auch zur Vorbereitung auf den elementaren Teil einer mathematischen Lehramtsprüfung.

Bussler Fr., Prof. an Sophien-Gymnasium zu Berlin, Die Elemente der Mathematik für das Gymnasium. Teil I. Pensum für das Untergymnasium (Quarta bis Untersecunda). Teil II. Pensum für das Obergymnasium (Obersecunda und Prima). 143 S. u 212 S. Dresden, L. Ehlermann 1893.

Dieses Werk hat die zweckmäßige Einrichtung, daß nicht die Algebra und Geometrie jede für sich ganz behandelt ist, sondern daß dieselben nach Jahrespensum abgeteilt vorgeführt werden. Eine Ausnahme davon macht nur in eigentlich nicht ganz motivierter Weise die Trigonometrie, indem die räumliche Trigonometrie gleich der ebenen angefügt ist, während die Stereometrie, welche der räumlichen Trigonometrie notwendig im Unterrichte vorausgehen muß, erst später folgt.

Das Werk nun ist sehr hübsch gedruckt und im allgemeinen einfach und gut geschrieben. Nicht einverstanden ist der Berichterstatter mit der Behandlung der relativen Zahlen, die Seite 51 in einer ganz dogmatischen und für Anfänger unverständlichen Weise auftreten. Ferner kann der Berichterstatter die Anordnung der logarithmischen Rechnungen Seite 121 gar nicht loben; denn dieselbe ver-

stößt vollständig gegen die mathematische Orthographie, gegen die Kürze und gegen die Deutlichkeit.

Am wenigsten gefällt dem Berichtersteller die Anführung der imaginären Zahlenebene auf S. 30 des 2. Bandes. Was soll der Schüler sich denken, wenn er liest, die im Buch gezeichnete Strecke BP, die er reell vor sich sieht, sei gleich der imaginären GröÙe  $b\sqrt{-1}$ ? Leider denkt sich ein großer Teil der Schüler nichts und glaubt Alles. Der Berichtersteller macht alljährlich die Erfahrung, daß sehr viele Schüler und nicht einmal die unfähigsten, beim Beginn des Mathematikstudiums der ersten Meinung sind, für die Mathematik gelte nicht mehr, was für ihren früher noch unverdorbenen gesunden Menschenverstand galt; in der Arithmetik sei  $2 \cdot 2 = 4$ , aber in der Mathematik könne es wohl auch gleich 5 sein. Die erste und nicht leichteste Aufgabe des Mathematiklehrers ist, die teilweise verloren gegangene Unbefangenheit des Schüler-Denkens für sein Fach wieder herzustellen und zu bewahren. Dazu trägt aber nicht bei, wenn man sagt, eine reell gezeichnete Linie sei gleich  $b\sqrt{-1}$ , ein reeller Punkt (der doch die GröÙe Null hat) sei gleich  $a + bi$ . Die Zahlenebene gehört noch weniger als die Determinanten oder die unendlichen Reihen in das Gebiet der Elemente. Dieselbe wird selbst von Anfängern im mathematischen Universitätsstudium, ja von manchen Mathematikern falsch aufgefaßt. Zu deren vollständig richtiger Auffassung gehört schon einige Vertrautheit mit den Methoden der Abbildung, welche man gewöhnlich erst in späteren Semestern kennen lernt.

Wenn  $x = f_1(\lambda, \mu)$ ;  $y = f_2(\lambda, \mu)$ ;  $z = f_3(\lambda, \mu)$  die Gleichungen einer Fläche sind, so kann man in einer Ebene die Variablen  $\lambda, \mu$ , als die Coordinaten aller ihrer Punkte auffassen, dann ist jeder Punkt der Ebene einem (oder ausnahmsweise einigen) Punkten der Fläche zugeordnet; die Ebene ist ein „Bild der Fläche“. Aber die GröÙe  $\lambda$  oder die GröÙe  $\mu$  oder ein Punkt der Fläche ist nicht ein Punkt der Ebene.

Ebenso wenn man  $f(x + iy) = g(xy) + i \cdot \psi xy = u + vi$  hat, und man betrachtet  $x$  und  $y$  als die Coordinaten der Punkte einer zweiten Ebene, so sind die beiden Ebenen Punkt für Punkt einander zugewiesen. Für sich allein betrachtet, ist der Punkt einer Ebene von der Coordinaten  $x = a, y = b$  nur ein Bild für die Versinnlichung der reellen GröÙen  $a$  und  $b$ , welche in dem imaginären Ausdrücke  $a + bi$  auftreten. — Das Angeführte ist die einzig richtige und genaue Erklärung für die imaginäre Zahlenebene.

Dieser Exkurs ist eigentlich für die Besprechung des angezeigten Mathematikbuches nicht dringend nötig, da in demselben die Zahlenebene nur so bescheiden auftritt, daß man sie leicht überschlagen kann.

Aber es ist gut, wenn man bisweilen eine Lanze bricht für die Wiederherstellung der Einfachheit im elementaren Mathematikunterrichte, welche häufig von Lehrern durch ihre wissenschaftlich und didaktisch verwerflichen Liebeleien mit der höheren Mathematik gefährdet wird.



Hercher Dr. Bernhard, ord. Lehrer am Gymnasium zu Jena, Lehrbuch der Geometrie zum Gebrauche an Gymnasien; nach den preuß. Lehrplänen bearbeitet. Leipzig, C. Jacobsen. 1893.

Erstes Heft: Planimetrie, I. Teil, einschließlich der trigonometrischen Berechnung des rechtw. Dreieckes. Anhang: Anfangsgründe der Körperlehre. 78 S. M. 1,25.

Zweites Heft: Planimetrie, II. Teil und ebene Trigonometrie. 40 S. M. —,65.

Drittes Heft: Stereometrie und die Grundlehren von den Kegelschnitten. 64 S. M. 1,10.

Lehrbuch der analytischen Geometrie für höhere Schulen. 39 S. M. —,75.

Diese trefflich geschriebenen Bücher sind in der Anordnung des Stoffes den preussischen Lehrplänen gefolgt.

In den Anfängen der Planimetrie ist ein sehr zweckmäßiger Gebrauch von den Symmetrie-Eigenschaften gemacht, jedoch so, daß ein damit nicht einverständener Lehrer die betreffenden Paragraphen überschlagen kann. In didaktisch ganz zufriedenstellender Weise ist die Parallelentheorie, das Versuchsobjekt sovieler Lehrbücher behandelt. Sonst ist nichts besonders Eigenartiges von den angezeigten Büchern zu bemerken. Der Lehrstoff ist in denselben auf ein weises Maß beschränkt und lichtvoll vorgetragen; auffälliger Weise aber fehlt die Behandlung der sphärischen Trigonometrie. Daß in diesen Büchern wie in fast allen andern bei Behandlung der Goniometrie gleich anfangs das Richtungs-Plus und Minus sowie die goniometrischen Funktionen der Winkel in allen Quadranten eingeführt sind, kann man natürlich diesem Buch speziell nicht zum Vorwurf machen. Freilich hält der Berichterstatter den seinerzeit in der Zeitschrift „Gymnasium“ besprochenen, und von Hubert Müller eingeschlagenen Weg für den didaktisch und erkenntnistheoretisch allein empfehlenswerten: Man spreche zuerst nur von den trigonometrischen Funktionen spitzer Winkel. Dann leite man durch Sonderbetrachtungen die Hauptformeln für das spitzwinklige und stumpfwinklige Dreieck ab, versuche dieselben durch Formeln, die für beide Fälle gültig sind, zu ersetzen. Analoges wird man bei Betrachtung von Vierecken mit konvexen Winkeln oder noch besser erst bei Anwendung der sphärischen Trigonometrie auf die mathematische Geographie thun, (sobald nämlich Stundenwinkel und Azimuthe  $> 180^\circ$  auftreten). Die gewonnenen Verallgemeinerungen prüft man dann, ob sie auch den Funktionalgleichungen  $\sin(\alpha + \beta) = \dots$ ;  $\cos(\alpha + \beta) = \dots$  entsprechen. Erst zum Abschluß der Trigonometrie und zur Einleitung in die analytische Geometrie komme die Coordinateubehandlung der trigonometrischen Funktionen.

Münnerstadt.

Dr. A. Schmitz.

Rudolf Heberdey, Die Reisen des Pausanias in Griechenland. Mit 2 Karten. Wien, Prag, Leipzig 1894. Abhandlungen des archäologisch-epigraphischen Seminars der Universität Wien. Heft X. Preis 10 M.

Dafs Pausanias Griechenland ungefähr in den gleichen Rundtouren bereist habe wie die meisten heutigen Touristen und Archäologen, ist ein schon mehrfach ausgesprochener Gedanke (vgl. den Artikel „Pausanias“ in Christs Griech. Litt.-G. 2. Aufl. S. 575), bis jetzt aber fehlte es an einem genauen Nachweis dafür. Auch die eingehenden Untersuchungen W. Gurlitts (Über Pausanias, Graz 1890) beschäftigten sich damit nicht im Zusammenhang, sondern griffen nur einzelne wichtige Punkte und Strecken heraus. Das Verdienst nun ein anschauliches Bild von den Reisen des Periegeten durch die von ihm beschriebenen Gebiete geliefert zu haben gebührt dem österreichischen Fachgenossen Heberdey, der sich durch mehrere auf Pausanias bezügliche Aufsätze schon rühmlich bekannt gemacht hat.

Die Grundlage für seine Schlüsse schafft sich der Verf. durch Aufzählung derjenigen Stellen, an welchen Pausanias entweder seine Anwesenheit an einem Orte ausdrücklich bezeugt (durch Wendungen wie *θεωσάμενος οἶδα* u. dgl.) oder von den Gegenständen, die er beschreibt, im Imperfektum spricht, so dafs wir auch hier an seiner Autopsie nicht zweifeln können, ohne ihn der bewußten Täuschung zu zeihen; und dafs wir dazu nicht berechtigt sind, wird jetzt wohl allgemein zugegeben. Abgesehen von den ausserhalb des eigentlichen Bereiches der Periegesis liegenden Orten ergeben sich nach des Verf.s Zusammenstellung 55 direkte und 150 indirekte Zeugnisse für Autopsie; unter den letzteren hat der Verf. 38 mit einem Stern versehen, um anzudeuten, dafs das Imperfektum hier möglicherweise nicht von der persönlichen Anwesenheit des Pausanias, sondern von dem Zeitpunkt, in welchem er über den betreffenden Gegenstand eine Schrift nachsah, zu verstehen sein könnte. Doch ist der Verf. bei der Auswahl mit solcher Besonnenheit vorgegangen, dafs wohl auch von diesen Stellen die meisten als vollgiltige Beweise angesehen werden müssen. In der Zusammenstellung am Schlusse, welche die Verteilung dieser Zeugnisse über die einzelnen Landschaften veranschaulicht, sollten bei den im 2. Buch behandelten Gebieten 18 Orte (statt 17) in der Landschaft Achaia 6 Orte (statt 5) aufgeführt sein.

Hier seien mir einige Nachträge gestattet. Zu den direkten Zeugnissen gehört noch X 35, 7 (Tempel der Artemis zu Hyampolis): *τὸ δὲ ἄγαλμα ὁλοθῆν ἴε ἐστὶν οὐκ ἐδύλωσα· δις γὰρ καὶ οὐ πλέον ἐκείστον ἐναντιὸν τὸ ἱερόν ἀνοιγνέται νομισσοῖσα.*

Aus den numerierten Zeugnissen der zweiten Klasse ist nr. 173 = IX 16, 1 auszuschneiden, da es sich nicht auf das thebanische Ammonion, sondern auf das libysche bezieht<sup>1)</sup>.

Dagegen sind in das Verzeichnis aufzunehmen: nach nr. 126 VII

<sup>1)</sup> So fassen es auch Gurlitt (a. a. O. S. 90) und Christ (a. a. O. S. 576)

22, 7 (Grabmal bei Tritēia) *πυθέσθαι μὲν δὲ τὰ ὀνόματα αὐτῶν οὐκ εἶχονεν · τισὴν δὲ ἀνδρα καὶ γυναικα ἐν κοινῷ παριστάτω ἔλασιν εἰκάζειν;*

nach nr. 138 VIII 17, 2 (Statue des Hermes auf dem Gipfel der Kyllene) *ὁκίω δὲ εἶναι ποδῶν μέγιστα αὐτῷ εἰκάζονεν.*

Bedeutend vermehren ließen sich diese Zeugnisse durch Aufzählung der Stellen, an welchen Pausanias Ausdrücke wie *ἐς ἡμᾶς* *ἢ λιπέται* u. ä. gebraucht. Wo solche neben sicheren Belegen für Autopsie vorkommen, liegt natürlich auch ihnen eigene Anschauung zu grunde; bei den andern dagegen ist es wohl unmöglich, einen zwingenden Beweis für dieselbe zu führen und H. hat daher ganz recht, wenn er sich nicht damit aufhält, sondern sich seiner eigentlichen Aufgabe zuwendet. Indem er von einem Punkt zum andern, an welchem die Anwesenheit des Pausanias nachgewiesen ist, die Verbindungslinie herstellt, wobei ihm seine eigene genaue Kenntniss des Landes sehr zu statten kommt, zeigt er den Verlauf seiner Reisen zunächst durch den Peloponnes (S. 39—96), dann durch Mittelgriechenland (S. 96—111<sup>1)</sup>). Sie fügen sich den hientigen Verkehrsverhältnissen in ungezwungener Weise ein und passen also auch zu denen des Altertums; denn soweit nicht die Eisenbahnen Veränderungen gebracht haben, sind dieselben offenbar bis heute sich ziemlich gleich geblieben. Hierbei bestätigt sich, dafs außer dem von ihm selbst gesammelten Material Pausanias auch die Werke Früherer herangezogen hat, was ganz natürlich, aber von vielen über Gebühr betont worden ist; diese Einseitigkeit wird vom Verf. in unparteiischer Weise auf das richtige Mafs zurückgeführt.

Auch zu neuen Ortsbestimmungen oder zur Unterstützung von andern vorgeschlagener mit neuen Gründen bietet sich dem Verf. in diesem Teile seiner Arbeit mehrfach Gelegenheit; ich möchte besonders auf seine interessanten Ausführungen über die Ortschaften der Thyreatis (S. 51 ff.) aufmerksam machen. Andererseits kann es nicht fehlen, dafs gegen manche Ansicht des Verf.s Zweifel erhoben werden können. Dieselben im einzelnen zu besprechen würde uns zu weit führen, ich will daher nur bezüglich zweier wichtiger Punkte meine von der des Verf.s abweichende Meinung begründen.

Die Angabe über die Lage von Samikon und Lepreos V 5, 3<sup>2)</sup>, die bekannte *crux interpretum*, will H., der mit Curtius eine Heilung durch Konjektur verwirft, als einen Zusatz aus dem auch sonst von Pausanias benützten Periplus erklären (S. 67 ff. und S. 95). Im Zusammenhang damit steht es, wenn der Verf. den Periegeten vom Mysterienheiligtum bei Andania aus nach Megalopolis, von da über Heräa nach Olympia kommen und von hier einen Abstecher nach

<sup>1)</sup> Das Verständnis dieses Teils unterstützen die beiden am Schlusse beigegebenen Karten, auf denen die von Pausanias bereisten, bezw. beschriebenen Wege vom Verf. eingetragen sind.

<sup>2)</sup> Die Handschriften bieten: *ἴσται δὲ ἀπὸ τῆς Πλίας χοροῦ ἴσται ἐπὶ δάκτυλῳ καθέξον, ὃ ἀνομιέται μιν Σαμικόν, ἐν δεξιῇ δ' ἐπιρ αὐτῷ ἢ τι Τρυγέλια κελκομένη καὶ πόλις ἴσται ἐν τῇ Τρυγέλιε Αἰπυτος.*

Samikon-Lepreos und zurück machen läßt. Bei seiner zweiten Anwesenheit in Megalopolis (auf der arkadischen Rundtour) sei er über Lykosura und Bassä nach Phigalia, von da zurück nach Megalopolis gereist. Darnach hätte Pausanias die beschwerlichen Strecken Megalopolis-Heräa, Megalopolis-Phigalia und Olympia-Lepreos je zweimal zurückgelegt, was kaum glaublich ist. Viel natürlicher ist doch die Annahme, daß er von Megalopolis über Phigalia an der Neda abwärts nach dem Samikon gelangt sei, so daß er wirklich die triphyllischen Berge zur Rechten hatte; so versteht man auch die Worte *χορίον ἐπὶ Θάλασσαν καθήκον*, welche in einem Periplus unstatthaft wären. Daß die Strecke Samikon-Lepreos in der Richtung von Olympia her beschrieben sei, schließt H. mit Unrecht aus den Worten *ἀνασιπέφαιμι δὲ αὐθις ἐπὶ τὸ Σαυκίον* (§ 7), der Besuch von Lepreos ist als Abstecher von der die Küstenebene durchziehenden Strafse ausgeführt, wie im Vorausgehenden Pausanias selbst andeutet<sup>1)</sup>. Der Text ist wahrscheinlich so herzustellen: *ἴσταν δὲ ἀπὸ τῆς <Νέδας πρώτων> τῆς Ἠλείας χορίον* u. s. w., indem wir annehmen, daß ein Abschreiber von dem ersten auf das zweite *τῆς* abgeirrt und dadurch der Ausfall der zwei Worte verursacht worden sei. Wir erhalten so einen passenden Anchluss an die Beschreibung Messeniens und beseitigen die Lücke in der Rundtour durch die peloponnesischen Küstenlandschaften, welche bei H. doch zu sehr klafft. In der arkadischen Rundtour ist dementsprechend der Ausflug von Megalopolis nach Phigalia zu streichen, die Strecke Heräa-Megalopolis ist nur einmal zurückgelegt, der ganz kurz behandelte Weg von Heräa zum Erymanthos ist wahrscheinlich aus dem Periplus nachgetragen, dem Pausanias auch sonst seine Angaben über das Flusssystem des Alpheios entnahm (vgl. S. 88).

Der Besuch von Sikyon, Titane und Phlius folgt in der Beschreibung unmittelbar auf den von Korinth, während ihn der Verf. an das Ende der peloponnesischen Rundtour stellt. Da Pausanias doch mehr Rücksicht auf die politischen Grenzen nimmt, als der Verf. (S. 112, im Widerspruch mit S. 63) zugestehen will, ist auch für seine Reise die erstere Reihenfolge wahrscheinlicher; doch läßt sich dies nicht mehr mit Sicherheit entscheiden. Sicher dagegen müssen wir die Reisen des Pausanias im attischen Gebiet von denen im übrigen Mittelgriechenland trennen; da bekanntlich die Herausgabe des ersten Buches<sup>2)</sup> zunächst für sich erfolgte, mußten die zur Vorbereitung desselben nöthigen Reisen schon gemacht sein, andrerseits ist für die zweite vom Verf. mit so großem Scharfsinn aus den

<sup>1)</sup> § 3 u. 2. *ἔστι δὲ ὁδὸς εἰς Λέπρεον ἀπὸ τῆς Σαυκίον τὸν Ἄντιγον ποταμὸν ἀγέρει ἐν ἀνασιπέφαιμι, ἰτίμα δὲ εἰς Θηακτίας, ταύτη δὲ εἰς Ἠλεῖος ἡμετέρας δὲ αὐτῶν ἴσταν εἰ μετρωτάτη.* Den in den letzten Worten liegenden Anstoß hebt der Verf. (S. 68) mit Recht hervor, seinem Verbesserungsvorschlag kann ich natürlich nicht beistimmen, vielmehr muß ich hier eine Angabe über den Weg nach Phigalia voraussetzen. Dagegen halte ich die Herstellung von c. 6, 1 (S. 72) für gelungen.

<sup>2)</sup> Hier möchte ich auf die schöne Beobachtung des Verfs. (S. 99) aufmerksam machen, daß Buch I als Sonderausgabe die Beschreibung der Megaris nicht enthielt, daß vielmehr diese bei der Gesamtausgabe zur Verknüpfung mit den übrigen Büchern erst eingefügt wurde.

zerstreuten Andeutungen des Pausanias herausgefundene Tonr in Mittelgriechenland, die ihn nach Elateia führte, ein viel späteres Datum bezeugt<sup>1)</sup> und nichts berechtigt uns die erste Reise durch Böotien u. s. w. durch einen Zeitraum von vielen Jahren von der zweiten zu trennen. Wir werden also das vom Verf. aufgestellte Routenverzeichnis dahin abzuändern haben, daß Pausanias von Athen über Marathon und Rhamnus nach Oropos<sup>2)</sup> gereist und von hier direkt nach Athen zurückgekehrt ist, sowie daß er Eleusis und Eleutherä schon vor der böotischen Reise von Athen aus einmal besucht hat.

In dem die Ergebnisse der Untersuchung zusammenfassenden Schlusse (S. 112—116) hätte als solches schärfer hervorgehoben zu werden verdient, daß Pausanias nicht ein früheres Werk von gleicher Anlage benutzt hat, das er nur zu überarbeiten brauchte, sondern daß er ein in seiner Art neues Werk geliefert hat.

Ausstattung und Sorgfalt des Druckes sind zu loben. An Versehen sind, ausser dem abgesprungenen Accent und Spiritus bei einigen griechischen Wörtern, folgende zu berichtigen:

S. 43 Z. 13 v. o. welche (l. welches) — S. 48 Z. 2 v. o. Sphaira (l. Sphairia) — S. 55 Z. 1 v. o. Kaphyatis (l. Karyatis) — S. 60 Z. 5 v. o. Gehens (l. Sehens) — ib. Z. 6 24, 1 (l. 24, 2) — S. 62 Z. 8 v. o. vorliegenden (l. vorliegende) — S. 66 Z. 7 v. o. von (l. vom) — S. 68 Z. 21 v. o. *ἐλέγιο* (l. *ἐλέγορ*) — S. 75 Z. 5 v. u. Harpleia (l. Harpina) — ib. Z. 4 von (l. vom) — S. 89 Z. 7 v. o. 25, 1 (l. 35, 1).

In dem Kärtchen von Mittelgriechenland ist außer der oben erwähnten Strecke Oropos-Amphiareion (wobei der Anfangsbuchstabe des ersteren Namens in  $\Omega$  zu ändern ist) im Gegensatz zu S. 106 der Weg von Elateia nach dem Heiligtum der Athena Kranāa als von Pausanias selbst nicht zurückgelegt eingezeichnet. Ferner ist im Widerspruch mit S. 109 Bulis mit Thisbe durch den Seeweg, nicht durch den Landweg verbunden. Auf dem Kärtchen des Peloponnes fehlt der Name Sparta sowie das Ortszeichen für das gegenüberliegende Therapne. Die Quelle nördlich von Methydrion heißt *Νευγασία* (VIII 36, 4), nicht *Νευγαίον*.

Entsprechend der Sorgfalt in der äußern Ausstattung hat der Verf. sich auch bemüht, durch guten Stil den manchmal spröden Stoff dem Leser angenehm zu machen, und so wünschen wir dem Buche die weiteste Verbreitung unter allen, die für das alte Griechenland sich interessieren, wobei wir bedauern, daß durch den hohen Ladenpreis derselben allzu enge Schranken gezogen sind.

Kaiserslautern.

M. Bencker.

<sup>1)</sup> X 34, 5. Der Verf., der früher (Archäol.-epigr. Mitt. aus Österreich 1890 S. 189) den hiefür maßgebenden Einfall der Kostoboken nach der Beendigung des Germanen-Kriegs (176) angesetzt hatte, spricht sich hier nicht darüber aus, doch sagt er selbst (S. 114), daß die Reisen des Pausanias in Griechenland nach Herausgabe des ersten Buches fallen.

<sup>2)</sup> Daß er das Amphiareion, wenn er einmal in Oropos war, unbesucht gelassen haben sollte, kann ich nicht glauben; ich vermute, daß nur aus Versehen auf der Karte diese Strecke zu den von Pausanias nicht selbst bereisten gezählt ist.

Seyffarth, Der römische Kaiserpalast in Trier. Trier, Lintz, 1893. 8°. 1 Blatt, 17 S., 1 Tafel. M. — 50. (Separatabzug aus der Westdeutschen Zeitschrift für Geschichte und Kunst, Jahrgang XII).

Die „römischen Bäder“ — so nannten Volksmund und Reisebeschreibungen nahezu 200 Jahre lang die an der Römerstraße, welche von der (röm.) Moselbrücke nach dem Amphitheater führte, gelegenen Gebäudereste — diese „römischen Bäder“ haben jetzt ihren alten Namen verloren, seitdem man im Jahre 1877 in St. Barbara bei Trier die wirkliche Thermenanlage aufgefunden. Die jetzige Deutung als Kaiserpalast, welche bereits Chr. W. Schmidt im Jahre 1845, aber nur mit wenig Erfolg versuchte, und für welche nach der Entdeckung in St. Barbara auch Hettner eintrat, ist gegenüber der Thatsache, daß Trier seit 287 Residenz der Kaiser oder kaiserlichen Prinzen war und ein Kaiserpalast von den Panegyrikern auch mehrfach erwähnt wird, zweifelsohne die richtige. Der Vf., geheimer Regierungs- und Baurat, gibt uns nun in vorliegendem Schriftchen das Schlufsergebnis der Ausgrabungen, welche in den Jahren 1866—71 auf Veranlassung des Kgl. Ministeriums der geistlichen, Unterrichts- und Medizinalangelegenheiten unter seiner Leitung auf der Ruinenstelle dieses alten Kaiserpalastes stattfanden. Es bestand nach ihm das Gebäude in seiner ursprünglichen Anlage aus 2 getrennten Komplexen, welche nur durch 2 Säulenhallen mit einander verbunden waren. Und zwar enthielt nach seinen Vermutungen das (jetzt noch nicht freigelegte) NWGebäude die eigentlichen Wohnräume, das SOGebäude die Prunk- und Festgemächer. An der Hand zweier Pläne, von denen der erste den Grundriß des Unterbaues, der zweite den restaurierten Grundriß des Hauptstockwerkes gibt, werden wir dann Gang für Gang, Raum für Raum durch das ganze SOGebäude hindurchgeführt. Der Unterbau bildet ein zusammenhängendes System von überwölbten Gängen und Lichthöfen, welche erstere zum Verkehr der Sklaven dienten und von denen aus zum großen Teile die unter den verschiedenen Räumen liegenden Hypokausten geheizt wurden. Im Hauptstockwerke finden wir eine Menge größerer und kleinerer Säle, welche sich fast sämtlich durch große tribunalartige Nischen oder Conchen als Teile eines Kaiserpalastes erweisen (vgl. vornehmlich die Anlage der byzant. Paläste). Der große Raum, der das Ganze im SO. abschließt, bildete vielleicht den Thronsaal, in dem der Kaiser zeitweise Recht sprach. Die Erbauungszeit wird aus historischen Gründen, sowie auch nach der Technik des Mauerwerkes als die Constantins angenommen.

Es entsteht so vor unserem geistigen Auge ein Palastbau, trotz der noch nachzuweisenden Einfachheit der äußeren Mauerflächen, in der Größe und dem Reichtum seiner Anlage und dem aus dem Grundrisse zu erschließenden gruppenförmigen Aufbau würdig des alten Cäsarenreiches. Schade, daß die starke Bebauung der Stelle des

NWBaues eine genaue Vorstellung vom Ganzen unmöglich macht. Jedoch „der Lebende hat Recht!“

An Kleinigkeiten sei nur erwähnt, dafs S. 3, Z. 10 v. u. statt „Spalatro“ zu lesen ist „Spalato“ und dafs der Zugang, welcher (S. 12 gg. Ende) für den Raum L vom Gange a aus angenommen wird, auf dem beigegebenen Plane (Fig. 2) nicht verzeichnet ist.

Nürnberg.

Dr. Hm. Sörgel.

### Neue Erscheinungen auf dem Gebiete der griechischen Geschichte.

Das vergangene Jahr hat uns eine überraschende Fülle von neuen Arbeiten und Beiträgen zur griechischen Geschichte gebracht, welche gegenwärtig infolge des großen Zuwachses an Material die Forscher besonders anlockt. Es scheint angezeigt, diese Werke neben einander ihrem Inhalte und ihrer Eigenart nach zu würdigen.

1. Gg. Busolt, Griechische Geschichte bis zur Schlacht bei Chaironeia. Band I: Bis zur Begründung des Peloponnesischen Bundes. Zweite vermehrte und völlig umgearbeitete Auflage. Gotha, Friedr. Andreas Perthes. 1893. X u. 716 S. 12 M. (Handbücher der alten Geschichte. II. Serie, 1. Abteilung, Bd. I).

Die 1. Auflage dieses 1. Bandes erschien 1885 und fand zusammen mit dem 2. Bd. (1887) im 25. Jahrgang dieser Blätter S. 481—489 eine eingehende Besprechung. Die 2. Auflage unterscheidet sich von der 1. so sehr, dafs der Verfasser in der kurzen Vorrede mit Recht sagen kann: „Es handelt sich thatsächlich nicht blofs um eine vermehrte und hoffentlich verbesserte Auflage, sondern um ein neues Werk“. Der Umfang des Buches ist um fast 100 Seiten (von 623 auf 716) gewachsen, aber während der 1. Bd. früher bis zum Beginn der Perserkriege reichte, schließt dieser schon mit der Darstellung des peloponnesischen Bundes; es sind also die Abschnitte über die ältere attische Geschichte, über die solonische Verfassung und die Pisistratiden, sowie über Kleisthenes ausgeschieden worden; dieselben werden in der neuen Auflage des 2. Bandes zur Behandlung kommen. Demnach mag die Erweiterung gegen 300 Seiten betragen. Das, was geblieben ist, erfährt eine vollständige Umarbeitung, Erweiterung und Neugestaltung. Zunächst ist an den Anfang des Bandes ein 126 Seiten umfassender völlig neuer Abschnitt gestellt: „Die mykenische Epoche“, zerfallend in 5 §§: 1. Mykenische Burgbefestigungen und Palastbauten, 2. mykenische Kuppelgräber, 3. die mykenischen Burggräber, 4. die Verbreitung der mykenischen Kultur über das Meer, 5. die geschichtliche Stellung der mykenischen Kultur. B. betrachtet die Denkmäler der mykenischen Periode und zwar nicht blofs die monumentalen, sondern auch die Bekleidung und Bewaffung, den Schmuck, die Thongefäße, die Gemmen, die Erzeugnisse der Metallindustrie unter fortwährender Heranziehung und Vergleichung der einschlägigen ägypt-

tischen, babylonisch-assyrischen, syrischen, hetitischen Funde. Diesen allein richtigen universalhistorischen Standpunkt verdankt er den Anregungen Eduard Meyers. Auf Grund seiner sorgfältigen Beobachtungen kommt B. zu folgenden Resultaten: Die mykenische Kultur zeigt sich einerseits stark beeinflusst vom Orient, besonders von der syrischen Mischkultur, andererseits nähert sie sich bereits der Kultur des homerischen Epos dank der immerhin hervortretenden Selbständigkeit der Mykenäer. Vermittler zwischen Syrien, worauf die meisten Beziehungen hinweisen, und Aegypten waren die Phönikier, deren Handelsfahrten im ägäischen Meere ziemlich früh angesetzt werden müssen; sie besorgten wohl auch den Export mykenischer Vasen nach Aegypten, der Troas, Italien und Sicilien, während im ägäischen Meere, dessen Inseln gleichfalls Fundstätte mykenischer Thonwaren sind, die Mykenäer wohl selbst als Seefahrer und Handelsleute auftraten. Bezüglich der Kunstgegenstände dieser Epoche nimmt B. eine Scheidung vor: die Vasen, Grabstelen, Wandmalereien gelten ihm als Erzeugnisse einheimischer Thätigkeit, während er die Gegenstände aus edlen Metallen und Elfenbein ebenso wie den größeren Teil der geschnittenen Steine aus dem Orient importiert sein läßt. Diese Ansicht ist so wohl begründet, besonders auch durch den Hinweis auf das seltene Vorkommen edler Metalle in Griechenland zu jener Zeit, daß man ihr wohl zustimmen muß. Die Schöpfer dieser Kultur betrachtet B. als hellenische Stämme, die „Vorfahren der Aeolier und Jonier“ sowie andere vordorische Stämme, eine Anschauung, die sich immer mehr Geltung verschafft; die mykenische Kultur umfaßt die Zeit von etwa 1550—1150 v. Chr.; ihr Niedergang ist die Folge des Vordringens der dorischen Stämme in Hellas, und dieses wieder steht im Zusammenhang mit den großen Völkerbewegungen, welche in der letzten Hälfte des 13. und der ersten des 12. Jahrhunderts die vorderasiatischen Länder überfluteten. Noch will ich bemerken, daß Busolts Nachweis, daß die Schliemannschen Funde in der 2. Schicht von Hissarlik eine ältere Stufe der Entwicklung darstellen als die mykenischen Funde, inzwischen durch Dörpfelds Grabungen 1893 und 1894 vollauf bestätigt worden ist.

Abgesehen von diesem ganz neuen 1. Kapitel hat die Anordnung des Stoffes auch sonst mannigfache Umänderung erfahren; B. hat den berechtigten Ausstellungen der Rezensenten der 1. Auflage Beachtung geschenkt und die übermäßig großen §§ wenigstens dadurch übersichtlicher gemacht, daß er im Inhaltsverzeichnis Unterabteilungen a), b) c) etc. gibt unter Beifügung der Seitenzahl. Es wäre nur zu wünschen, daß diese Spezialüberschriften im Texte gleichfalls angewendet worden wären, sei es nun am oberen Rande oder an der Seite. Das 2. Kapitel umfaßt jetzt außer der Quellenübersicht folgende Abschnitte: § 6 Vorgeschichtliche und historische Stämme. § 7 Die dorische Wanderung. § 8 Die Ausbreitung der Hellenen über das ägäische Meer. § 9 Die westgriechischen Kolonien. § 10 Die weitere Kolonisation im östlichen Mittelmeergebiet. Das 3. Kapitel enthält § 11 Lykurgos und die spartanische Verfassung. § 12 Die messenischen



Kriege und Pheidon von Argos. § 13 Die Tyrannis in den Isthmos-Staaten. § 14 Die pyläische Amphiktionie und der peloponnesische Bund. Demnach hat Busolt den früheren § 3, die altspartanische Verfassung, Lykurg etc., welcher nach der bisher üblichen Anordnung der Ereignisse sich unmittelbar an die dorische Wanderung anschloß, aus dieser Verbindung losgetrennt und hinter die Geschichte der Kolonisation Kleinasiens gestellt, wohin er auch gehört. — Die dorische Wanderung hält B. mit Ed. Meyer im Gegensatz zu Beloch für historisch, wir werden weiter unten auf Belochs Hypothese zu sprechen kommen. Andererseits erscheint ihm die Besiedelung der Küste Kleinasiens durch die Griechen nicht als Ergebnis der mykenischen Zeit, wie neuerdings Ed. Meyer will, sondern als die Folge der dorischen Wanderung. Auch hinsichtlich der norddorischen Stämme, der Thessaler und Böoter, die früher nach der bisherigen konventionellen Einteilung bei Beginn der dorischen Wanderung behandelt wurden, wenn schon B. bereits in der 1. Auflage begründete Zweifel an der Tradition hegt, daß die Thessaler den Anstofs zum Aufbruch der Böoter gegeben haben sollen, hat B. die Anordnung geändert. Diese Stämme bespricht er jetzt im Anschluß an die Eroberung des Peloponnes durch die Dorier, weil nach seiner jetzigen Ansicht deren Einwanderung nur von Norden her erfolgt sein kann, und sie also später in ihre Wohnsitze gelangten als die weiter südlich vorgedrungenen Stämme.

Das sind nur einige der wichtigsten Änderungen, die besonders auffallen, daneben aber zeigt eine Vergleichung mit der 1. Auflage, daß B. mit Aufwand erstaunlicher Gelehrsamkeit und mit umfassender Literaturkenntnis alle neueren Erscheinungen, Funde, Berichte etc. genau verfolgt, registriert, beurteilt, für die Darstellung verwertet hat. Wie also die 1. Auflage seines Handbuches seiner Zeit als die Befriedigung eines dringenden Bedürfnisses begrüßt wurde, so läßt sich von der neuen mit noch größerem Rechte sagen, daß sie ein unentbehrliches Hilfsmittel ist für alle jene, die in irgend einer Frage auf diesem immer mehr sich erweiternden Gebiete sich orientieren und wissenschaftlich arbeiten wollen, ein Handbuch im besten Sinne des Wortes.

2. Julius Beloch, Griechische Geschichte. I. Bd. Bis auf die Sophistische Bewegung und den Peloponnesischen Krieg. Straßburg, Karl J. Trübner 1893. XII u. 637 S. 7 M. 50 Pf.

Schon die Einteilung und Inhaltsübersicht dieses Buches, welches sich von dem eben besprochenen völlig unterscheidet, spricht für seine Eigenartigkeit. In 17 Abschnitten führt Beloch die Darstellung der griechischen Geschichte von den ältesten Zeiten bis herab zum Jahre 416, bricht also scheinbar mitten im peloponnesischen Kriege ab. Er betrachtet eben dieses Jahr als einen entschiedenen Wendepunkt für die Lage von Hellas: bisher stand Athens Macht noch aufrecht, aber der verhängnisvolle Kriegszug gegen Sicilien sollte in seiner Rückwirkung auf das Mutterland alle politischen Macht-

verhältnisse verschieben und die Peloponnesier an das langerstrebte Ziel führen, die Vernichtung des athenischen Reiches und damit der Demokratie. Ein zweiter Grund hier abzubrechen liegt für Beloch darin, daß damals gerade der Geist der Aufklärung in der öffentlichen Meinung den Sieg davon trug. Der 2. Bd. wird den übrigen Stoff behandeln, da Beloch, wie es scheint, nicht über die Schlacht von Chäronea hinauszugehen gedenkt. Doch kommen wir auf den Inhalt des 1. Bandes zurück! Als Einleitung dient ein Kapitel, betitelt „die Überlieferung“; es folgt sodann 1. Abschnitt: Die Ansiedlung am aegäischen Meere. 2. Die Kultur der griechischen Vorzeit. 3. Mythos und Religion. 4. Das Volksepos. 5. Die konventionelle Urgeschichte. 6. Die Ausbreitung der Hellenen über die Küsten des Mittelmeeres. 7. Die Umwälzung im Wirtschaftsleben. 8. Die geistige Entwicklung von Homer bis zu den Perserkriegen. 9. Die Anfänge der Einheitsbewegung. 10. Die Adelherrschaft und ihr Sturz. 11. Die Freiheitskriege. 12. Der wirtschaftliche Aufschwung nach den Perserkriegen. 13. Die Demokratie. 14. Das Gleichgewicht der Mächte. 15. Der peloponnesische Krieg. 16. Die Blüte der Dichtung und Kunst. 17. Die Begründung der Wissenschaft. Der eigentümliche, durchaus moderne Standpunkt des Verfassers, welcher jeder Überlieferung skeptisch gegenübersteht, zeigt sich schon in dem die Einleitung bildenden Kapitel „die Überlieferung“. B. verschmäh es hier, wie es scheint absichtlich, näher auf die bedeutenderen uns nicht erhaltenen Werke einzugehen, welche selbst wieder Quellen für uns erhaltene Bearbeitungen der Geschichte gewesen sind. Dies wäre aber meines Erachtens gerade für das Verständnis der abgeleiteten Berichte hie und da notwendig gewesen. S. 32 sagt B.: „Wer in der einzelnen Persönlichkeit, in den großen Männern die treibende Kraft der historischen Entwicklung sieht, statt in den Volksmassen, deren Bestrebungen sich in jenen verkörpern, der thut besser, seine Hand von der alten Geschichte zu lassen“. Aus diesen Worten erklärt sich wohl auch die abfällige Kritik der Biographien des Plutarch. B. ist zwar redlich bemüht, seine Anschauung von der geringen Bedeutung der Persönlichkeit in den einzelnen Abschnitten hervortreten zu lassen, bleibt sich aber nicht konsequent, denn die Bedeutung, welche z. B. (cf. S. 466) dem Themistokles und Cimon beigemessen wird, entspricht dem oben dargelegten Grundsatz ebenso wenig, wie die Rolle, welche der Verf. den Perikles in den letzten Abschnitten seiner Darstellung spielen läßt, wo sich eben doch alles um diese eine Persönlichkeit dreht.

Die älteste Zeit wird in den 3 ersten Abschnitten behandelt. Als Ausgangspunkt staatlicher Entwicklung gilt B. das Geschlecht, also der Sippenstaat, welcher sich dann zum Gaustaat erweitert; erst aus der gemeinsamen Verehrung heiliger Stätten und aus gemeinsamer Festfeier sollen sich Stammverbände gebildet haben; zu dauernden politischen Verbänden hätten sich die griechischen Staaten vor dem 9. Jahrh. noch nicht zusammengeschlossen; wenn also ein mykenisches Reich wirklich dereinst bestanden hat, so kann es nur ein loses Aggregat von mehreren Gaustaaten gewesen sein. Dieser Anschauung entspricht

die Bemühung, die Bedeutung der mykenischen Bauten herunterzusetzen S. 46, A. 1. Die mykenische Kultur setzt B. weit herab in die Zeit vom 11—8. Jahrh., dem Orient schreibt er möglichst geringen Einfluß auf dieselbe zu, wenn schon er nicht leugnet, daß sich orientalische Bestandteile in den Kulturresten finden. Insbesondere will er den Phönikiern größeren Einfluß auf die griechische Welt nicht einräumen; phönikische Ansiedlungen sollen im ägäischen Meere niemals bestanden haben, die Phönikier sollen überhaupt nicht früher als im 8. Jahrhundert ihren Handel nach Griechenland ausgedehnt haben. Das Vorkommen von mykenischen Thonwaren in Ägypten erklärt B. daraus, daß diese Dinge nach orientalischen Vorbildern gearbeitet worden seien; denn „an einen Import von Vasen aus dem damals noch halbbarbarischen Griechenland werden wir nicht denken dürfen“, Ich kann mich von der Richtigkeit dieser Auffassung gegenüber den Ausführungen Busolts und namentlich Ed. Meyers nicht überzeugen; ebensowenig scheinen mir die im 3. Abschnitte, Mythos und Religion, gegebenen Darlegungen richtig. Nachdem B. dort die meisten Gottheiten auf solaren oder lunaren Ursprung zurückgeführt, bemerkt er am Schlusse auf einmal, daß noch Reste viel primitiverer Religionsvorstellungen sich im Volksglauben bis auf die späteste Zeit erhalten haben, der Kult der heiligen Tiere, ferner der der heiligen Bäume, ja selbst heiliger Steine. Ei, warum ist B. nicht von dieser unleugbaren Thatsache ausgegangen und hat versucht, den Übergang zu der von ihm geschilderten Götterverehrung darzustellen. Am radikalsten verfährt B. im 5. Abschnitt, dessen Aufschrift „die konventionelle Urgeschichte“ schon deutlich genug sagt, daß der Verf. an diese nicht glaubt. In der That wird hier neben manchen brauchbaren Aufstellungen, in welchen B. mit neueren Forschern übereinstimmt, so z. B. bezüglich der Pelasgerfrage, total aufgeräumt mit allen Überlieferungen von griechischen Wanderungen, die thessalische, böotische, eieische, ja auch die dorische Wanderung werden geleugnet. Hat ja doch B. schon in der Einleitung bemerkt, daß überhaupt kein historischer Kern in der griechischen Sagen-geschichte stecke, daß es also unmöglich sei, die darin enthaltenen historischen Elemente herauszuschälen. Da B. die Geschichtlichkeit der dorischen Wanderung schon früher (Rhein. Museum 1890, S. 555 ff., *Storia greca* I, Rom 1891) verworfen hatte, so nehmen bereits Busolt in seinem eben besprochenen Werke S. 201 ff. und Ed. Meyer in dem unten zu besprechenden S. 72 u. 73 die Gelegenheit wahr, Belochs Gründe zu prüfen und zu widerlegen, so daß es bei dem Resultate bleiben dürfte, daß die dorische Wanderung als eine der wenigen zweifellos feststehenden Thatsachen der älteren griechischen Geschichte betrachtet werden kann. — Im 6. Abschnitte ist manches, was besondere Beachtung verdient, obwohl die griechische Kolonisation im Mittelmeer schon vielfach dargestellt worden ist; so möchte ich z. B. aufmerksam machen auf die trefflichen Ausführungen über die Kolonisation der Pontusländer (S. 194 f.), wo mir B. klar dargelegt zu haben scheint, weshalb eine wirkliche Hellenisierung dieser Länder, wie in

Unteritalien und Sizilien, nie gelingen konnte. Während übrigens B. sonst Namensgleichungen gerade als Entstehungsgründe von Wander- und Kolonisationssagen ansieht, widerspricht er sich S. 174 selbst, wenn er sagt: „Es wird berichtet, daß einst Choner an der Westküste des tarentinischen Golfes gegessen hätten und die Namensgleichung dieses Volkes mit den epeirotischen Chaonern kann doch schwerlich auf Zufall beruhen. Ebenso steht im Widerspruch, was S. 178, A. 4 bezüglich des Flusses Sikanos gesagt wird, zu S. 175, A. 1, wo B. gegen eine bloß zufällige Homonymie Stellung nimmt.

Nicht bloß in der älteren Geschichte Griechenlands, sondern auch in der späteren verfährt B. äußerst radikal mit der Überlieferung: Die militärische Organisation und Disziplinierung Spartas wird erst um die Mitte des 8. Jahrhunderts angesetzt, da ja B. die dorische Wanderung leugnet; auch soll diese Organisation nach dem Vorbilde des nahen und stammverwandten Kreta geschaffen worden sein, wo ähnliche Einrichtungen schon seit Jahrhunderten bestanden: also die umgekehrte Entwicklung! — Salamis ist nicht von Solon, sondern erst von Pisistratos erobert worden — Es hat nur eine einmalige Verbannung des Pisistratos stattgefunden; die überlieferte Erzählung ist eine Dittographie. — Sigeion ist nicht schon durch Solon, sondern erst durch Pisistratos erobert worden, demnach müssen Pittakos und Alkaios eben in die Zeit des Pisistratos herabgerückt werden. — Leonidas kann seine Bundesgenossen nach der Umgehung durch die Perser nicht mehr entlassen haben, das ganze peloponnesische Heer ist in den Thermopylen zu grunde gegangen (S. 372, A. 1). — Die Erzählung, daß die Perser ein Geschwader von 200 Schiffen längs der Ostküste von Euböa entsandt hätten, um den Hellenen den Rückzug durch den Euripus abzuschneiden, ist nichts weiter als ein Duplikat des Manövers, das die Perser bei Salamis wirklich ausgeführt haben (S. 372, A. 2). — Von den Listen des Themistokles zur Täuschung des Xerxes wird überhaupt mit keinem Wort gesprochen. — Theognis stammt aus dem hybläischen Megara in Sizilien; demgemäß werden seine Angaben als die einzige zuverlässige Überlieferung über die Revolution im sizilischen Megara betrachtet (S. 388, A. 1). — Der Zusammenhang zwischen dem Angriff der Barbaren im Osten und im Westen wird geleugnet (S. 390, A. 2). — Scharf wird die Überlieferung vom Untergang des Pausanias kritisiert (S. 455, A. 1): Der Brief an den Großkönig ist apokryph; die Geschichte von dem Argilier ist mehr als kindisch. — Der Bericht des Thukydides von dem Einspruch der Spartaner gegen die Befestigung Athens ist weiter nichts als eine der zahlreichen Anekdoten, die Themistokles' diplomatisches Geschick ins Licht setzen wollen (S. 458, A. 2). — Die Erzählung von der Flucht des Themistokles ist durchaus anekdotenhaft (S. 460, A.). — Mit der Bedeutung des Themistokles wird auch die der Perserkriege heruntergedrückt (S. 394): „Die Entwicklung der Ereignisse wäre dieselbe gewesen und die hellenische Kultur wäre nicht zu grunde gegangen, auch wenn Xerxes bei Salamis gesiegt hätte“. — Den pelo-

ponnesischen Krieg hat Perikles aus rein persönlichen Gründen zum Ausbruch gebracht; denn er fühlte den Boden unter sich wanken und war entschlossen, den drohenden Sturm nach außen abzulenken (Abschnitt XIV). — Euripides ist ein größerer Dichter als Sophokles; außer Homer hat kein griechischer Dichter eine so tiefgreifende Wirkung auf die Nachwelt geübt wie er. — Die Sophisten waren es, die zuerst die Sklaverei als unsittlich gebrandmarkt haben. Das allein würde hinreichen, um die Sophisten in ethischer Beziehung unendlich höher zu stellen als Sokrates und dessen ganze Schule (S. 625).

Man sieht, des Neuen findet sich in diesem Buche genug, aber auch des Unbewiesenen; daher wird die historische Kritik vielfach Gelegenheit haben, sich damit zu beschäftigen und so wirkt es anregend, auch wo es bekämpft wird. Doch wir haben die glänzenden Partien des Werkes, seinen eigentlichen Vorzug, noch gar nicht gewürdigt. Derselbe liegt auf dem Gebiete der Darstellung der wirtschaftlichen und sozialen Grundlagen des Lebens, in denen B. die materiellen Grundlagen erkennt, auf denen sich die grofsartigen Umwälzungen auch der geistigen und politischen Entwicklung vollzogen. Da Beloch gerade in dieser Beziehung das Material beherrscht wie nicht leicht ein anderer Forscher, so durfte man hierin von seiner Darstellung Ausführliches und Vorzügliches erwarten. Schon die wirtschaftliche Kultur der griechischen Vorzeit schildert er trefflich, Glanzpunkte aber sind der VII. Abschnitt: Die Umwälzung im Wirtschaftsleben (vom 7. zum 6. Jahrh.) und der XII.: Der wirtschaftliche Aufschwung nach den Perserkriegen. Mit Interesse und Freude folgt man in ersterem seinen Ausführungen über das Erwachen der Industrie und die Emanzipierung vom Orient in industrieller Beziehung, über den Seehandel und Landverkehr, besonders aber über die Entwicklung der Städte, Mafs und Gewicht und die gewaltige Umwälzung, welche das Aufkommen der Münzprägung hervorgerufen hat. Niemand als Beloch konnte so klar die agrarischen Zustände jener Zeit, sowie den Einflufs der beginnenden Sklavenarbeit darstellen. Nicht minder fesselnd sind die Darlegungen im XII. Abschnitt, welcher die Folgen der Perserkriege für das wirtschaftliche Leben Griechenlands veranschaulicht. Wir sehen, wie das wirtschaftliche Centrum sich verschiebt, von Jonien nach dem Mutterlande, wie dort die Grofsindustrie und damit die Sklavenwirtschaft sich entwickelt, Grofsstädte wie Athen und Syrakus entstehen. Über die Bevölkerungsverhältnisse, über die Getreideeinfuhr, deren hohe Transportkosten für die heimische Landwirtschaft wie ein Schutzzoll wirkten, über das Aufhören der Natural- und den Beginn der Geldwirtschaft, die Erträge der Industrie und des Handels, über Zinsen, Arbeitslöhne, das Volksvermögen und dessen Verteilung, über die Lebenshaltung der einzelnen wie über den Staatshaushalt mit seinen Einnahmen und Ausgaben erhalten wir die eingehendsten Aufschlüsse und wundern uns, wie diese wichtigen Dinge bei der Darstellung der griechischen Geschichte bisher unberücksichtigt bleiben konnten.

Fügen wir noch hinzu, dafs die Form der Darstellung eine

aufserordentlich gewandte und fließende ist, daß B. mit großem Geschick nur das Wichtigste aus alter und neuerer Literatur anführt, weil er eben in rascherem Gange die Ereignisse an uns vorüberziehen lassen will, so glauben wir allen Eigentümlichkeiten des Buches gerecht worden zu sein. Es will weder ein Handbuch sein, wie Busolts Werk (denn dazu ist es schon viel zu subjektiv gehalten), noch auch erhebt es sich zu einem so universalhistorischen Standpunkte wie das folgende.

3. Eduard Meyer, Geschichte des Altertums. 2. Band: Geschichte des Abendlandes bis auf die Perserkriege. Stuttgart 1893. Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung (Nachfolger). XVI und 880 S. — 15 M.

Wenn ich den 2. Band von E. Meyers Geschichte des Altertums unter die neuen Erscheinungen auf dem Gebiete der griechischen Geschichte einreihe, so geschieht das eigentlich gegen die ausdrückliche Verwahrung des Verfassers S. VI: „Eine Spezialgeschichte Griechenlands zu schreiben ist nie meine Absicht gewesen, weder hier noch für die Zukunft“. Der Standpunkt M.s ist der universalhistorische; er klagt in dem einleitenden Kapitel über die Zersplitterung der Einheit der Geschichtswissenschaft. „Die Erforschung der alten Geschichte hat unter dieser Isolierung schwer gelitten . . . Es erscheint dringend geboten, daß die Geschichtsforschung sich hier wie überall wieder zu einem universalhistorischen Standpunkt erhebt“. Demgemäß skizziert er selbst S. 34 seine Aufgabe in folgender Weise: „Zu ermitteln, auf welchem Wege und in welcher Gestalt die orientalische Kultur ins Abendland gedrungen ist, und in welcher Weise die einheimische Bevölkerung sie sich zu eigen gemacht hat, ist die nächste und wichtigste Aufgabe, die der Erforschung des 1. Abschnittes der abendländischen Geschichte gestellt ist“.

Zur Lösung einer solchen Aufgabe ist aber E. Meyer wie kein zweiter Historiker geeignet. Vermöge einer geradezu erstaunlichen Universalität seiner Kenntnisse schöpft er überall aus den ersten Quellen; er versteht es ägyptische, arabische und Sanskrittexte zu entziffern und zu werten, in bibelkritischen Arbeiten hat er sich als tüchtigen Kenner des Hebräischen erwiesen, ebenso erfolgreich beschäftigte er sich mit dem Studium der Keilschrift und gab von allen dem in dem epochemachenden 1. Bd. seiner Geschichte des Altertums glänzende Proben. Seine „Forschungen zur alten Geschichte“ haben ihn aber auch als trefflichen klassischen Philologen gezeigt, und doch sind diese ausgedehnten Sprachkenntnisse nur das Rüstzeug für einen besonders befähigten Historiker. Mit solchen Mitteln ist die griechische Geschichte wohl noch nicht behandelt worden!

Faktisch haben wir eben doch eine Geschichte Griechenlands; denn darauf fällt das Hauptgewicht: der italische Westen beansprucht nur einen kurzen Abschnitt. Als Einleitung dient eine Quellenkunde

zur älteren griechischen Geschichte, welche sowohl die antiken Quellen wie die neueren Darstellungen bespricht. Hierbei ist gleich zu bemerken, daß M. auf bibliographische Vollständigkeit in seinen Citaten keinen Anspruch erhebt. Das Werk selbst gliedert sich in 3 Bücher: I. Griechenland unter dem Einfluß des Orients. II. Das griechische Mittelalter. III. Der Ausgang des Mittelalters. Begründung der karthagischen und der persischen Macht. Das 1. Buch setzt nicht unvermittelt wie Busolt mit der mykenischen Kultur ein, sondern es gehen der Darstellung derselben erst 2 Kapitel voraus über die Bevölkerung des Abendlandes und über die Stämme Griechenlands überhaupt. Mit den Pelasgern wird endgültig aufgeräumt, ebensowenig haben die Leleger als Urbevölkerung in Europa zu gelten (S. 59—61); dagegen wird die Leugnung der dorischen Wanderung bekämpft S. 71 ff., aber die Griechen kommen aus dem Norden, also ist die thessalische Wanderung aus Epirus und die Wanderung der Böoter sehr problematisch. Im 2. Abschnitt sind besonders bemerkenswert die Versuche, die älteste Staats- und Rechtsordnung der griechischen Stämme zu schildern und eine Darstellung der Anfänge der griechischen Religion zu geben. Besonders auf das letztgenannte Kapitel (§ 61—76) möchte ich nachdrücklich hinweisen; denn es würde zu weit führen, hier auch nur auszugsweise dessen interessanten Inhalt mitzuteilen. Richtig wird sodann die trojanische Kultur als älter von der mykenischen geschieden (obwohl M. nur noch im Anhang auf die Resultate von Dörpfelds Grabungen hinweisen konnte); dieselbe erstreckt sich gleichartig auf beide Seiten des ägäischen Meeres, ohne dafs deshalb auf nationale oder gar politische Zusammengehörigkeit geschlossen werden dürfte (Kykladen — Thera und Therasia — Alttrojanische Kultur — Nekropolen auf Cypern — Älteste Ansiedelung auf dem Burgfels von Tiryns und Mykenä). Die Anfänge dieser Kultur reichen zum Teil beträchtlich über das Jahr 2000 v. Chr. hinauf; sie muß Jahrhunderte lang bestanden haben. —

Die Abschnitte 3 und 4 des 1. Buches schildern, wie Griechenland unter dem Einflusse des Orients sich zur mykenischen Kultur emporgearbeitet hat. Umfassender und durchdringender ist weder dieser Prozeß, noch die mykenische Kultur selbst bisher dargestellt worden. Als Zeit der vollen Blüte wird das 15. Jahrh. angenommen, aber die Anfänge müssen bis zum Beginn des 2. Jahrtausends hinaufragen, also umfaßt die Zeit von dem Herauswachsen aus der trojanischen Kultur bis zum Absterben wohl ein volles Jahrtausend. Die Verbindung mit dem Orient erfolgte auf 2 Wegen: a) zur See durch die Phönizier, b) zu Lande über Syrien und Kleinasien durch die Chetiter. Letzterer Weg ist der jüngere. Die Entdeckungsfahrten der Phönizier dagegen entwickelten sich schon im 16. Jahrh., als die ägyptischen Eroberungen begannen. Alle angeblichen und wirklichen Ansiedlungen der Phönizier im Griechenland werden auf Kadmos und seine Genossen zurückgeführt. Wie die Europasage, so ist auch die von Kadmos das Erzeugnis eines literarischen Prozesses, nicht einer

historischen Überlieferung; eine phönizische Ansiedelung in Böotien darf daraus nicht gefolgert werden, Theben trägt seiner Lage nach durchaus den Charakter einer Landstadt. Bei der Schilderung der Kultur vergleicht M. in interessanter Weise die gewaltigen Bauten der Zeit, Paläste und namentlich Kuppelgräber mit denen der Pharaonen, den Pyramiden, und erklärt sie aus der Frohnpflicht von Bauern und Leibeigenen. Auf den Abstand der homerischen Schilderung wird nachdrücklich hingewiesen. Hinsichtlich der Kunst dieser Epoche unterscheidet M. zwischen einheimischen Kunstformen und aus dem Orient gekommenen Elementen, letztere sind entweder durch die Phönizier nach Griechenland gebracht oder es sind die durch Kleinasien vermittelten Typen der helitischen Kunst. Nur darin weicht M. von Busolt ab, dafs er sagt: „Nichts ist importiert, alles ist im Lande selbst gefertigt.“ Busolts oben näher besprochene Ansicht scheint die richtigere zu sein. An dem griechischen Ursprung der mykenischen Kultur hält auch M. fest. Agamemnon, der „ganz Treffliche“, hat mit Mykenae gar nichts zu thun, sondern ist ein spartanischer Gott und zum König von Mykenae nur geworden, weil man die Helenasage mit dem Krieg gegen Troja verschmolz. — Was die Sage vom trojanischen Kriege anlangt, so wendet sich M. gegen die weitverbreitete Ansicht, diese Sage sei ein Reflex der Kämpfe, welche die Aeoler bei ihrer Festsetzung auf der Idahalbinsel mit der einheimischen Bevölkerung geführt haben; als historischen Kern der Sage betrachtet er die Zerstörung Trojas durch einen Heereszug peloponnesischer Fürsten oder vielmehr des Königs von Mykenae und seiner Mannen. Damit kommen wir zu der Hypothese Meyers von der Besiedelung der Küsten Kleasiens, die da lautet: Die erste grofse Epoche der griechischen Kolonisation gehört der mykenischen Zeit an. Das widerspricht der herrschenden Auffassung durchaus, welche die Kolonisation der Westküste Kleasiens als eine Folge der großen Völkerbewegung im europäischen Mutterland betrachtet. Die zur Begründung dieser Hypothese vorgebrachten Argumente sind auferordentlich beachtenswert. Diese erste Epoche griechischer Kolonisation fiel demnach in die Zeit zwischen 1300—1000 v. Chr., sie bildet Höhepunkt und zugleich Abschlufs der ersten Periode griechischer Geschichte.

Für das 2. Buch, welches die Verhältnisse Griechenlands nach den Wanderungen schildert, hat M. die Bezeichnung „Das griechische Mittelalter“ gewählt, die bereits Bergk in seiner Literaturgeschichte angewendet hatte. In 5 Abschnitten behandelt es 1. den Einbruch der Gebirgstämme, 2. den Staat des griechischen Mittelalters, 3. die Kultur des griechischen Mittelalters, 4. Kolonisation und 5. die Anfänge der Geschichte Italiens. Letzgenannter Abschnitt freilich will sich dem Gesamttitel des 2. Buches nicht recht einfügen. Die glänzendsten Partien sind die über den Staat und über die Kultur dieser Epoche, in welchen uns nicht nur die politischen Verhältnisse, sondern auch, und zwar in erfreulicher Übereinstimmung mit Beloch, die wirtschaftlichen in ausführlicher Darstellung vorgeführt werden.



Selbstverständlich wird auch das geistige Leben, wie es sich in Religion, Kunst und Literatur darstellt, wohl berücksichtigt; in dieser Beziehung ist besonders auf den Abschnitt über die epische Dichtung zu verweisen. In dem Kapitel über die Kolonisation ist von besonderer Wichtigkeit die Kritik der Kolonisationsgeschichte und der Gründungsdaten. Die Kolonisation beginnt etwa um die Mitte des 8. Jahrhunderts, umfaßt ein Jahrhundert und reicht mit ihren Ausläufern bis zur Mitte des 6. Jahrhunderts. Es gibt aber darüber keine historischen Nachrichten, sondern nur Rückschlüsse aus ihrer Existenz und Lage, oder Sagen und Legenden. Frühzeitig wurde der Versuch zur Bestimmung des Zeitpunktes der einzelnen Gründungen gemacht, aber die meisten dieser Gründungsdaten sind unhistorisch. M. bekennt sich daher zu dem Verfahren des Ephoros, der prinzipiell auf jedes feste Datum verzichtet und sich mit allgemeinen Ansätzen begnügt; dem gegenüber ist das Verfahren der Neuere ein Rückschritt. Der Gang der griechischen Kolonisation selbst ist ja schon vielfach dargestellt worden, besonders ausführlich bei Busolt, aber nirgends sind die Beziehungen der Griechenwelt zum südöstlichen Becken des Mittelmeeres in dieser Zeit, die Beziehungen der Staaten Asiens untereinander und ihre Rückwirkung auf die Griechen, die dauernde Verbindung zwischen Griechenland und Ägypten mit ähnlicher Sachkenntnis geschildert.

Das 3. Buch bespricht im 1. Abschnitte: „Die Anfänge einer neuen Zeit“ die sozialen und politischen Umwandlungen, welche Griechenland im 7. Jahrhundert erfuhr; es finden sich da glänzende Partien, z. B. über die Anfänge der Lyrik, § 370—375, wo Archilochos in trefflicher Weise als erster durchaus subjektiver Dichter der griechischen Literatur charakterisiert wird. Was M. bezüglich der wirtschaftlichen Zustände jener Zeit sagt, ist ebenso interessant, wie die einschlägigen Partien bei Beloch. Die weiteren Kapitel enthalten: 2. Das lydische Reich, die Tyrannis und Solon. 3. Die letzten Zeiten der griechischen Kolonisation. Begründung der karthagischen und der etruskischen Macht. 4. Geistige Entwicklung des 6. Jahrhunderts, Theologie und Philosophie. 5. Die Begründung des Perserreiches. Sparta, die Pisitriden und Kleisthenes. 6. Der Westen bis auf die Perserkriege. Der Inhalt ist zu reichhaltig, als dafs man auf Einzelheiten eingehen könnte; ich will nur hinweisen auf das selbständige Urteil Meyers gegenüber den neuen Angaben des Aristoteles über die ältere attische Geschichte, besonders über die Verfassung des Dracon und die Bedeutung des Solon, sowie auf die interessanten Ausführungen über das Vordringen der Etrusker gegen Latium, die Etruskerherrschaft in Rom, die Tarquinier, die Eigenartigkeit der etruskischen Kultur und ihre Einwirkung auf das römische Leben (S. 701 ff.).

Ein nicht genug zu schätzender Vorzug des Buches ist der treffliche, volle 50 Seiten umfassende Index, von einem Schüler Meyers, Dr. Binneboessel, sehr sorgfältig ausgearbeitet, welcher den Band erst recht benützlich macht.

Die Zeit ist auch für die Gymnasien, glaube ich, vorüber, wo

man die griechische Geschichte nach einem kurzen Seitenblick auf die dorische Wanderung mit Lykurg und Solon begann. Wenn nun jetzt in dem Buche Eduard Meyers ein Werk vorliegt, welches in so vollendeter Weise uns in die ältesten Epochen griechischer Geschichte einführt, aus welchem wir so viel lernen können, so erwächst damit auch für den Lehrer der alten Geschichte am Gymnasium die Pflicht, ein solches Buch nicht blofs zu lesen, sondern zu studieren und die Resultate desselben für den Unterricht zu verwerten. In unseren Gymnasialbibliotheken wenigstens sollte es nicht fehlen.

4. Benediktus Niese, Geschichte der Griechischen und Makedonischen Staaten seit der Schlacht bei Chäronea. 1. Teil: Geschichte Alexanders des Grofsen und seiner Nachfolger und der Westhellenen. (Handbücher der alten Geschichte. II. Serie. 2. Abteilung. 1. Teil.) Gotha, Friedrich Andreas Perthes, 1893. X und 512 S. 10 Mk.

Das vorliegende Werk will im Anschlufs an Busolt die griechische Geschichte hinabführen bis zur Schlacht bei Aktium; der 1. Teil behandelt die Ereignisse bis zum Jahre 281, der zweite wird bis 146 reichen, der dritte den Rest behandeln. Eine 20 Seiten umfassende Einleitung gibt eine Übersicht über die Quellen der ganzen Epoche und die neuere Literatur, die 2. Einleitung umfaßt die Geschichte Philipps von Makedonien und gibt eine Übersicht über die Zustände Makedoniens und des Perserreiches beim Beginn des grofsen Krieges. Der eigentliche Stoff gliedert sich naturgemäfs in 3 Bücher, welche der Reihe nach die Geschichte Alexanders des Grofsen, die Geschichte der Nachfolger Alexanders und die Geschichte der westlichen Griechen behandeln. Es entspricht also der Inhalt dem der beiden ersten Teile von Droysens Geschichte des Hellenismus (Alexander der Gr., Geschichte der Diadochen), auch mufs Niese auf Droysens Darstellung fußen, dessen unschätzbare Verdienste um die Erforschung und Würdigung jener Epoche er auch in der Übersicht über die neuere Literatur unumwunden anerkennt (S. 19). Dabei zeigt aber Nieses Buch wesentliche Unterschiede. Einmal ist es nicht für die Lektüre bestimmt; es soll vielmehr, dem Charakter der Handbücher der alten Geschichte entsprechend, allen denen das Material an die Hand geben, welche in irgend einem Teile jener noch vielfach der Aufhellung bedürftigen Periode selbständig arbeiten und forschen wollen. Daher verzichtet Niese auf die Versuche Droysens, auch da ein abgerundetes, interessantes Geschichtsbild zu konstruieren, wo uns die Überlieferung mehr oder weniger in Stiche läfst. Das ist ein Vorzug, der dem Buche hoch angerechnet werden mufs; denn erst dadurch lernen wir den Stand der Überlieferung genau kennen. Zwar die Geschichte der Überführung der Leiche Alexanders und des Kriegszuges des Perdikkas gegen Aegypten 321 erfährt verschiedene Berichtigungen und Bereicherungen durch die neuen Fragmente aus Arrians τὰ μετ' Ἀλέ-

ξαρδῶν, welche Reitzenstein entdeckt hat, sonst aber ist Niese vielfach auf den Standpunkt vor Droysen zurückgekehrt; er mißtraut der Überlieferung, merkt genau an, wo unser Wissen dürftig und unzulänglich ist und verhält sich namentlich skeptisch gegen einzelne Anekdoten, die uns außer allem geschichtlichen Zusammenhang überliefert sind, die aber Droysen z. B. unter allen Umständen einreihen zu müssen glaubte. Dies gilt besonders für die zahlreichen Nachrichten Polyäns, die für diese Zeit reichlich fließen. Hier kann ich dem Urteile Nieses nicht ganz zustimmen; es gibt hier einen Mittelweg; denn das glaube ich durch meine Untersuchungen über die Quellen des Strategemensammlers gezeigt haben, daß gerade in den die Alexander- und Diadochengeschichte betreffenden Partien völlig wertlose Stücke, die gar keine Erwähnung verdienen, neben solchen stehen, welche schon die eingehaltene chronologische Reihenfolge als aus zusammenhängender und guter Quelle genommen charakterisiert. Darauf hätte in einzelnen Fällen doch mehr geachtet werden sollen. Dagegen scheint mir die Vorsicht des Verfassers Diodor gegenüber sehr berechtigt; mit deutlichen Worten macht er namentlich auf den geringen Wert der Schlachtberichte aufmerksam, welche in ihrem rhetorischen Aufputz einander sehr gleichen (denselben Grundsatz hat Holm aufgestellt), genau werden die verstümmelten Formen der Eigennamen in den Handschriften des Diodor nebst den Verbesserungsversuchen Neuerer verzeichnet, bei allen unwahrscheinlichen Berichten, rhetorischen Übertreibungen, mutmaßlichen Doubletten gibt N. seinem Zweifel Ausdruck.

Aber nicht bloß in Bezug auf die Überlieferung ist N. sehr skeptisch, sondern er hält mit seinem Urteile überhaupt gern zurück, wenn sich die Sache nicht absolut sicher entscheiden läßt. Dies ist mir besonders aufgefallen bei der Besprechung der Katastrophen des Philotas (und Parmenio), des Kleitos und des Kallisthenes. Niese schildert diese Vorfälle in der knappsten und nüchternsten Form, indem er alle rhetorischen Einzelheiten der Quellen bei Seite läßt, und kommt damit unbewußt der Forderung Cauers in seiner gleich zu besprechenden Untersuchung nach. Wenn er aber diesen Ereignissen gar keine politische Bedeutung beimißt, so geht er in der Zurückhaltung doch etwas zu weit. Eigentümlich berührt auch das reservierte Urteil Nieses in der harpalischen Sache (S. 180) gegenüber der Sicherheit, womit Holm daraus seine Angriffe gegen Demosthenes ableitet. Dieser ganzen Art der Darstellung des Verfassers entspricht es, daß die quellenmäßigen Berichte nur sehr selten durch eigene Reflexionen, Zusammenfassungen, Rückblicke etc. unterbrochen werden. Als ausführliche Charakteristik kann nur die Alexanders (S. 186–189) bezeichnet werden, voll warmer Anerkennung; knapp sind daneben die des Antigonos S. 274 oder des Demetrios S. 384. An zusammenfassenden Abschnitten wüßte ich nur zu nennen § 13 (Buch 1.) über das Heer Alexanders nach seiner Rückkehr aus Indien, und § 14 über die Verwaltung des Reiches; hier findet sich auch eine Rechtfertigung Alexanders gegen den Vorwurf übertriebener Vorliebe für die Barbaren.

Erscheint so das Buch bei seiner Genauigkeit in der Anführung und Würdigung der Quellen, seinem objektiven und nüchternen Urteil und seinem Mangel an jeglicher schön gefärbten Darstellung als eine vortreffliche Leistung, so kann ich doch nicht umhin auf eine bedauerliche Einseitigkeit der Darstellung hinzuweisen, die um so mehr auffällt, je mehr das, was hier vernunft wird, in den oben besprochenen Werken hervortrat; ich meine nämlich das gänzliche Fehlen des kulturgeschichtlichen Elementes. Wir lesen nur von den Schlachten und Kämpfen dieser kriegerischen Epoche angefangen von Philipps Tod bis zum Ausgang des Lysimachos und Seleukos einerseits und dem Ende des Agathokles andererseits; der Kultur der Zeit, der Literatur, Kunst etc. wird nicht gedacht. Es sollte mich freuen, wenn ich hier mit meinem Tadel zu voreilig wäre, und ein späterer Band das Übergangene nachholen würde; für eine zusammenhängende Behandlung der Chronologie verweist ja Niese ohnehin auf den 2. Band.

Daneben muß auch die Form der Darstellung mehrfach beanstandet werden. Dafs sie bei dem ausgesprochenen Charakter des Werkes als eines Handbuches eine einfache und klare sein mußte, ist eben schon bemerkt und eher als Vorzug erklärt worden. Dabei konnte sie sich aber doch frei halten von Fehlern, von direkten Verstößen gegen die deutsche Grammatik. Die am meisten auffallende fehlerhafte Eigentümlichkeit der Schreibweise des Verfassers ist die Anlassung des Hilfszeitwortes „worden“ beim Präteritum des Passivs, so zuerst S. 37 Z. 14 v. o.: „Die völlige Vernichtung Spartas, die von den Nachbarn verlangt sein soll, wurde nicht ausgesprochen; dieser Fehler findet sich noch oft, so S. 81, Anm. 1, Z. 4 v. u., S. 86, Z. 2 v. u., S. 106, A. 3, Z. 3 v. o., S. 125, Z. 6 v. o., S. 196, Z. 2 v. u., S. 197, Z. 11 v. o., S. 215, Z. 8 v. o., S. 222, A. 1; S. 297, Z. 1 v. o.; S. 357, Z. 9 v. u.; S. 402, Z. 2 v. u., S. 403, A. 2, Z. 2; S. 407, Z. 12 v. u.; S. 486, Z. 2 v. o.; diesen hier herausgehobenen 15 Stellen stehen aber viel mehr gegenüber, wo das Präteritum des Passivs richtig konstruiert ist! — Daneben fällt besonders an mehreren Stellen die ganz fehlerhafte Satzkonstruktion, namentlich in Relativsätzen auf; so heifst es S. 54, A. 1: dafs Alexander das Nestosthal hinauf über die Rhodope gezogen sei, nimmt Droysen an, scheint mir aber wenig wahrscheinlich (ein und derselbe Nebensatz einmal Subjekts- und einmal Objektssatz!). — S. 91 Z. 8: es ward beschlossen, nicht sofort anzugreifen, sondern erst das Schlachtfeld zu untersuchen, was Alexander selbst mit leichten Truppen sogleich ausführte und hierauf die Anführer zu einer Ansprache versammelte. — S. 179 unten: er (Demosthenes) ward ins Gefängnis gelegt, aus dem er nach wenigen Tagen entfloh und sich in Aegina und Trözen aufhielt! — Besonders S. 180, A. 5: Weiter kam er zu den Rosseherden, bei denen er 30 Tage verweilte und dann in 7 Tagen Ekbatana erreichte. — Und erst S. 302 oben: Beim Rückzuge berührte Demetrios das tote Meer, auf dem die Araber den Asphalt gewannen und namentlich nach Ägypten verkauften. — Auch sonst ist der deutsche

Ausdruck nicht einwandfrei, z. B. S. 22, Z. 14 v. o.: wohin die Waren und Kaufleute aus allen Gegenden zusammentrafen — S. 327: Waffen und Geschütze wurden gebaut. — S. 420 unten: Diesem folgten zwei Söhne des älteren Dionysios, die nacheinander, der erste zwei Jahre lang, Syrakus in ihre Gewalt brachten. — S. 470 unten: Demokrates und die übrigen Verbannten sollten die Rückkehr erhalten. Falsch gebrauchte Pronomina erschweren wiederholt das Verständnis des Textes, so muß S. 334 Z. 4 v. o. entschieden diesem, statt ihm gelesen werden; das fehlerhafte dieser S. 370 Z. 2 von unten hat N. selbst im Anhang in jener auskorrigiert; aber auch das ist unrichtig, es muß derselbe heißen. — Lästige Wiederholungen sind viel zu wenig vermieden; ich habe mir eine ganze Reihe Stellen notiert wie diese, S. 349 A. 1: Hier sei eine sieben angeführte Erzählung Polyäns angeführt. — Endlich finden sich noch ziemlich viele Druckfehler, obwohl der Verfasser im Anhang eine Anzahl verbessert hat. Ich hebe nur einige besonders sinnstörende hervor: S. 10, Z. 12 v. o. steht ein fehlerhaftes hat. — S. 42 Z. 3 v. u. steht Olympia statt Olympias. — S. 57, A. 6 in Athen statt nach Athen. — S. 191, Z. 5 v. o. steht Parysatis statt Sisygambis (wohl ein Verschreiben des Verfassers). — S. 228 Z. 9 v. o. steht könnte statt konnte. — S. 281, Z. 12 v. o. Milesiern statt Milesier. — S. 324 Z. 5 v. o. steht als fälschlich zweimal. — S. 360 A. 3 steht Lacheres statt Lachares.

Man möge es nicht als kleinliche Nörgelei ansehen, wenn ich hier einmal ausnahmsweise so viele formale Dinge zusammengetragen habe; denn es kommt in neuerer Zeit gar nicht selten vor, daß ein inhaltlich bedeutendes Werk auf die richtige Form und den richtigen deutschen Ausdruck gar zu wenig Rücksicht nimmt. Daß dies aber dringend notwendig ist, daran wollte ich durch Vorstehendes nur erinnern haben.

An Nieses Werk reihen wir schließlichsich passend noch eine kleinere Untersuchung über einige Punkte der Alexandergeschichte.

5. Friedr. Cauer, Philotas, Kleitos, Kallisthenes. Beiträge zur Geschichte Alexanders des Großen. (Besonderer Abdruck aus dem 20. Supplementbande der Jahrb. f. Philol.) 79 S. Leipzig 1893, Teubner. 2 Mk.

Nach der Erklärung des Verfassers ist der einzig gangbare Weg, um die Frage, wieviel an den Nachrichten über Alexander den Großen im einzelnen wahr ist, der Beantwortung wenigstens anzunähern, der, daß man über jedes Ereignis alle Angaben zusammenstellt und daraufhin prüft, welche wirkliche Kunde ihnen zu grunde liegen kann, welche Faktoren wirksam gewesen sein können, die Wahrheit zu entstellen. Er macht diesen Versuch mit den Berichten über die Katastrophen des Philotas (und seines Vaters Parmenio), des Kleitos und des Kallisthenes, aber er gesteht selbst, daß nach seinem Dafürhalten nur

wenige mit dem Erfolge seines Versuches zufrieden sein werden; denn es sei ihm nicht gelungen, viele sichere Ergebnisse zu gewinnen, auch nur von negativem Charakter.

Nachdem C. einleitungsweise über die neueren Arbeiten zu den Quellen der Alexandergeschichte gehandelt hat, wird die ausführliche und eingehende Untersuchung so geführt, daß C. zunächst die Thatsache an der Hand jedes der vorhandenen Berichte (Arrian, Justin, Plutarch, Diodor, Curtius) darstellt, dann die einzelnen Berichte hinsichtlich ihres Wertes und ihrer Glaubwürdigkeit prüft, hierauf zeigt, wie die alexanderfreundliche Darstellung Droysens und die alexanderfeindliche Grottes sich aus den einzelnen Steinchen der Überlieferung zu einem subjektiv gehaltenen Mosaikbilde zusammensetzt und endlich selbständig sein Urteil in der Sache abgibt.

I. Bezüglich der Katastrophe des Philotas und Parmenio kommt er zu dem Ergebnisse, daß eine Spannung zwischen Alexander und einem Teil seiner Umgebung zweifellos bestanden hat, die offenkundig wurde, als eine an sich unbedeutende Verschwörung angezeigt ward, über die Philotas seit mehreren Tagen unterrichtet war, ohne jedoch, wie von ihm verlangt worden war, Alexander davon zu unterrichten. Alexander erhob vor den makedonischen Soldaten die Anklage des Hochverrates und vertrat sie in heftiger Rede. Die Makedonen standen damals noch so fest zu Alexander, daß sie alle Angeklagten durch Speerwürfe töteten, obgleich gegen Philotas wohl ein Verdacht aber kein Beweis vorlag. Die übrigen Angeklagten waren als Verschwörer denunziert worden. Demnach starb Philotas kraft richterlichen Urteiles, Parmenio aber wurde auf Befehl des Königs ermordet. Wenn nun aber Cauer als Motiv dazu die Eifersucht des Königs auf den Ruhm dieses Feldherrn angibt und meint, Alexander habe vermutlich diese Gewaltthat mit der politischen Notwendigkeit gerechtfertigt, er könne sich auf Parmenios Treue nach dem Tode seines Sohnes nicht mehr verlassen, so vermag ich dem nicht beizustimmen; denn diese Eifersucht bestand doch jedenfalls schon vor der Katastrophe des Philotas; warum sollte sie plötzlich so verhängnisvoll für den greisen Feldherrn sich äußern? Nein, das Motiv war die Furcht vor Parmenios Rache, der an der Spitze eines großen Heeres zu Ekbatana stand und über den unermesslichen Königsschatz verfügte.

II. Bezüglich der Ermordung des Kleitos stellt C. zwei Fassungen der Quellen fest: a) Kleitos ist verstimmt, weil Alexander sich aus einem makedonischen Volkskönig in einen asiatischen Großkönig verwandelt, er gibt diesem lang verhaltenen Ingrimms beim Wein Ausdruck; im Zorn erschlägt ihn Alexander und kann sich über die Blutthat nur beruhigen, indem er sich immer mehr dem verhängnisvollen Wahne hingibt, sein Wille sei ein höheres Gesetz als das Gebot der Moral. b) Kleitos, einer der ersten in des Königs Gunst, gerät, vom Weine erhitzt, mit diesem über eine Frage in Streit, die durchaus keine politische Bedeutung hat; nachdem ihn Alexander im Zorn erschlagen, bedauern die Makedonier mehr die vernichtende Wirkung, die diese That auf das Gemüt ihres Königs ausübt, als den

Verlust eines der ersten Offiziere. — Cauer spricht sich gegen eine politische Bedeutung des Todes des Kleitos aus, da dieser erst wenige Tage vorher Satrap von Baktrien geworden, und da Alexander über seinen Verlust tief betrübt gewesen. Allein ersteres ist nur von Curtius überliefert, letzteres erklärt sich daraus, daß Alexander im Rausche die That verübt hatte. Denn so wenig die Spannung zwischen Kleitos und Alexander aus politischen Gründen wegzuleugnen ist, ebensowenig läßt sich erweisen, daß die That selbst nicht unter dem Einflusse des für Europäer unerträglich starken Weines jener Gegend verübt wurde. Mit den Beobachtungen, die Schwartz in dieser Beziehung im Lande selbst gemacht hat (vgl. diese Blätter oben S. 161), erklärt sich die That und auch die Reue; denn so groß auch die politische Verstimmung des Kleitos war, ohne diese besonderen Umstände hätte sie nie seinen Tod zur Folge gehabt.

III. Bezüglich des Kallisthenes glaubt Cauer wahrscheinlich machen zu können 1. daß derselbe nicht als Vorkämpfer der Freiheit (weil er gegen die Einführung der *προσκήνησις* eiferte) in Ungnade gefallen ist, sondern weil er trotz seines Servilismus es nicht immer verstanden hat, Alexanders Launen zu genügen; 2. es muß dabei bleiben, daß nach dem Zeugnisse der beiden zuverlässigsten Berichterstatter die Pagen den Kallisthenes als Mitschuldigen bezeichnet haben; 3. es ist die Annahme gerechtfertigt, daß Kallisthenes nicht in der Untersuchungshaft eines natürlichen Todes gestorben ist, sondern durch Henkershand geendet hat. In den beiden letzten Punkten wird sich Sicheres kaum ermitteln lassen, dagegen weist die Überlieferung im ersten Falle doch eher darauf hin, daß auch hier das aus politischen Rücksichten hervorgegangene Widerstreben gegen die *προσκήνησις* den Untergang des Philosophen verschuldete.

Demnach wird der Schlusssatz der Untersuchung die Bedeutung der großen Katastrophen doch zu sehr einschränken, wenn er ihnen nur Wert für die Erkenntnis von Alexanders Charakter zugesteht, aber sie für ungeeignet erklärt, auf die Grundsätze seiner Politik ein Licht zu werfen, zumal unmittelbar vorher der Satz steht: „Die großen Gegensätze, die Neuere in den Katastrophen des Philotas, Kallisthenes und Kleitos ausgedrückt finden, haben bestanden und haben sicherlich den Gang der Ereignisse vielfach bestimmt.“

München.

Dr. J. Meibler.

A. Gutschmid, Kleine Schriften. Herausgegeben von Franz Rühl. Viertes Band. Leipzig, Teubner 1893. 631 S.

Das in diesen Blättern früher ausgesprochene Urteil über den hohen Wert der gesammelten Schriften Gutschmids wird durch den vorliegenden Band aufs neue gerechtfertigt. Je weiter die Sammlung fortschreitet, um so staunenswerter erscheint die Gelehrsamkeit und Arbeitskraft des zu früh dahingegangenen Tübinger Historikers. Kaum ein zweiter Geschichtsforscher der neuesten Zeit hat über so mannigfache und weit auseinanderliegende Gegenstände so zahlreiche und

fast durchgehends tüchtige Spezialforschungen angestellt, eine solche Menge wertvoller Abhandlungen der Gelehrtenwelt dargeboten. Erst jetzt kann man diese Fülle des Geleisteten übersehen, und man fühlt warmen Dank für den Herausgeber, der sich mit so großem Zeitaufwand der mühsamen Aufgabe unterzog, alles Gedruckte und Ungedruckte zusammenzusuchen und wohlgeordnet zu veröffentlichen. An der Spitze des neuen Bandes stehen die ausgezeichneten „Chronologischen Untersuchungen über die ältere griechische Geschichte“, wovon Gutschmid aus unbekanntem Gründen nur ein Bruchstück der Öffentlichkeit übergeben hatte. Diese Untersuchungen schloßen sich in Forschungsmethode und Ergebnissen eng an eine ältere Abhandlung von Brandis über die älteste Zeitrechnung der Griechen an und verdienen gerade jetzt, wo die seltsamsten Darstellungen der griechischen Urzeit auftauchen, Beachtung und Studium. Gewiß sind manche Aufstellungen Gutschmids unhaltbar oder veraltet, aber es bleiben doch außerordentlich viele Ergebnisse, denen man sich nicht entziehen kann, wenn man dem Verfasser unverdrossen bis zum Ende seiner Untersuchungen folgt. Hervorstechende Züge in der Forschung Gutschmids sind Besonnenheit und Vorsicht, ja er müßte jetzt als ein sehr konservativer Forscher gelten, wenn man ihn den neuesten Darstellern der griechischen Urzeit gegenüberstellen wollte. Eine radikale Umgestaltung der ältesten Überlieferungen lag ihm gänzlich fern. So spricht er unbelangen von dem spartanischen Gesetzgeber Lykurg und denkt nicht daran, die geschichtliche Existenz und Thätigkeit desselben in Zweifel zu ziehen. Für solche negative Geschichtsforschung hätte er überhaupt kein Verständnis gehabt.

Eine weitere wertvolle Schrift ist der gleichfalls bisher noch nicht gedruckte Index fontium Herodoti. Schreiber dieser Zeilen hat sich selbst vor Jahren eine ähnliche Notizensammlung aus Herodot angelegt, gesteht aber gerne, daß Gutschmids Zusammenstellungen weit reichhaltiger und genauer sind. Besondere Sorgfalt hat Gutschmid auf die duplex traditio verwendet, die in der That für die Würdigung Herodots von größter Bedeutung ist. Vermutlich beabsichtigte er ein zusammenfassendes und erschöpfendes Werk über die Geschichtschreibung Herodots zu schreiben, kam jedoch, wie bei anderen Stoffen, nicht über die Vorarbeiten hinaus. In seinen Vorlesungen über die Geschichte der griechischen Historiographie war gewiß der Abschnitt über Herodot einer der gehaltvollsten, und es ist zu bedauern, daß es dem Herausgeber, wie wir aus einer Anmerkung erfahren, unmöglich schien, diesen Abschnitt mitzuteilen. Auch die Partie über Thukydides wäre ohne Zweifel höchst interessant gewesen. Lieber hätten wir auf einige Abschnitte über die früheste Logographie verzichtet. Die mitgeteilten Vorlesungen hat Gutschmid bereits im Jahre 1865 abgefaßt und jedenfalls später seine Meinung über manchen Punkt geändert. Ziemlich ungerecht ist in diesen Vorlesungen die römische Geschichtschreibung beurteilt. Er nennt Sallust einen „raffinierten Tendenzhistoriker“. „Der einzige wirklich wahrheitsliebende Schriftsteller ist Tacitus, der zwar von der Rhetorik auch noch nicht



ganz frei ist, aber die Form durchaus dem Stoff untergeordnet hat“. „Die Römer sind Heuchler, während die Griechen nie verstanden haben zu heucheln“. Mit mehr Recht ließe sich das Umgekehrte sagen. Er faßt seine Ansicht dahin zusammen: „Die römische Historiographie stellt die Form über den Inhalt und ist daher von vornherein unwahr“. Sollte Gutschmid solche Urteile noch in reiferen Jahren gefällt haben, so wird sich die Mißachtung künstlerischer Geschichtsschreibung wohl daraus erklären, daß er selbst immer mit der Form und dem Ausdrucke ringen mußte. Übrigens spricht er gegen Xenophon, den einzigen griechischen Historiker, der in den mitgeteilten Vorlesungen ausführlicher behandelt ist, sehr herbe Urteile aus. Er nennt ihn nüchtern und geistig beschränkt, überdies parteiisch und unwahrhaftig. Dann kommt freilich wieder die Anerkennung seiner Klarheit, Anmut und Milde. Ja einmal ist sogar die Rede von „Xenophons poetischer Geschichtsauffassung, durch die ein poetischer Hauch über das Ganze seiner Geschichte verbreitet ist“. Das sind Widersprüche, welche vielleicht daher rühren, daß Gutschmids Auffassung von Xenophon sich im Laufe der Jahre allmählich umwandelte. Und wer hätte nicht bei längerem Studium der Schriften Xenophons seine Ansichten über den Charakter dieses Autors von Zeit zu Zeit modifiziert? Wenige Schriftsteller haben so widersprechende Beurteilungen erfahren, wie Xenophon.

Ein anderer Plan Gutschmids war die Veranstaltung einer neuen Ausgabe der Sibyllinischen Bücher. Er fertigte eine ausführliche Inhaltsangabe, die in dem vorliegenden Bande abgedruckt ist. Der textkritische Teil soll, wie der Herausgeber mitteilt, in der neuen Ausgabe, welche Professor Mendelssohn vorbereitet, verwertet werden. Den Schluß des Bandes bilden die fast 300 Seiten umfassenden „Vorlesungen über Josephos' Bücher gegen Apion“. Offenbar sollte auch daraus eine neue Ausgabe dieser Bücher geschaffen werden und diese Ausgabe wäre, wie das Vorliegende zeigt, außerordentlich gründlich und umfangreich geworden. Außer den erwähnten großen Abhandlungen enthält der Band noch viele Miscellen und Rezensionen, die den Wiederabdruck recht wohl verdient haben. Referent hat besonders die „Geschichtsüberlieferung über das Perikleische Zeitalter“ mit großem Interesse gelesen, obwohl er über viele Punkte die Auffassung Gutschmids nicht teilt.

Freiburg i. Br.

Heinrich Welzhofer.

Zeitschrift für Kulturgeschichte. Neue (4.) Folge der Zeitschrift für deutsche Kulturgeschichte. Herausgegeben von Dr. Georg Steinhausen, Kustos an der Universitätsbibliothek in Jena. Berlin 1894. Verlag von Emil Felber.

Der Herausgeber beabsichtigt im Verein mit einer größeren Anzahl namhafter Mitarbeiter in der neuen Folge dieser Zeitschrift ein Organ zu schaffen, das für die verschiedenen kulturgeschichtlichen

Interessen, die sich zu zersplittern drohen, der Sammelpunkt sein soll; sie sei bestimmt dazu zu helfen, sie zu vereinigen, zu fördern oder auch in richtige Bahnen zu lenken. Vorzugsweise, jedoch nicht ausschließlich, soll die deutsche Kulturgeschichte berücksichtigt und auch dem kritischen Teil besondere Rücksicht gewidmet werden.

Das vorliegende 144 Seiten umfassende Heft wird durch ein Vorwort des Verfassers „Zur Einführung“ eingeleitet, in dem er sich über den Begriff „Kulturgeschichte“ und ihre Aufgaben, ferner über die Ziele der Zeitschrift des nähern ausspricht. Daran reiht sich auf 45 Seiten ein gleich inhaltreicher wie gut geschriebener Aufsatz Karl Lamprechts „Deutsches Geistesleben im Mittelalter“ betitelt, in dem der Verfasser, vielfach an sein Werk „Deutsche Geschichte“ anknüpfend, über Erziehung und Unterricht, über das religiöse Leben, über Kunst und Literatur sich verbreitet. S. 50—94 bieten eine hübsche Studie „Thomas Campanella, ein Dichterphilosoph der italienischen Renaissance“ von Eberhard Gothein, in welcher der Verfasser ein Bild des Menschen, Dichters und Denkers auf den Hintergrund seiner Zeit zu ziehen versucht. Wir heben daraus lediglich den charakteristischen Satz heraus: „Campanella wollte zwar, wie sein Landsmann Giordano Bruno, auch ein Revolutionär sein, aber dabei doch ganz Mönch bleiben“. S. 95—111 teilt der Herausgeber selbst 16 Briefe geistlicher Frauen aus dem endenden Mittelalter im Original mit. S. 112—138 gibt Wilhelm Liebenam anknüpfend an sein 1890 erschienenes Buch „Zur Geschichte und Organisation des römischen Vereinswesens“ den ersten Teil eines längern Aufsatzes „Aus dem Vereinsleben im römischen Reiche“, in dem er einen geschichtlichen Abriss der Entwicklung der Vereine zu entwerfen sucht, während in einem folgenden zweiten Teil das Leben in den Vereinen selbst und ihre Bedeutung für das munizipale Bürgertum eingehender erörtert werden soll. Der Rest des Heftes S. 139—144 ist kurzen Mitteilungen und Notizen, ferner literarischen Besprechungen gewidmet.

In Anbetracht dieses tüchtigen Anfanges, mit dem die neue Folge dieser Zeitschrift, welche in jährlich 6 Heften zu 10 M. erscheinen soll, sich einführt, ist ein großer Leserkreis zu wünschen.

Die Ausstattung ist gleich gut wie früher.

Prof. Dr. Eduard Rothert, Karten und Skizzen aus der vaterländischen Geschichte der letzten hundert Jahre. Zur raschen und sichern Einprägung zusammengestellt und erläutert. Düsseldorf. Druck und Verlag von August Bagel. 1893. Preis geb. M. 2,75.

Von den 23 Nummern, denen ein orientierendes Vorwort vorausgeschickt ist, sind 18 ausschließlich der Kriegsgeschichte gewidmet. Sie bieten in kräftigen Strichen und in einer merkwürdig über-sichtlichen Weise Muster dafür, wie Heereszüge mit Hervorhebung der Schlacht- und anderer für diesen Teil der Geschichte belangreicher Orte vom Lehrer beim Geschichtsunterricht auf die Schultafel gezeich-

net werden sollen. Indes haben die Rothertschen Karten und Skizzen, auch wenn dies geschieht, für den Schüler ihren bleibenden Wert, weil wohl geeignet, in seinem Gedächtnis das einmal Gesehene bei der Repetition oder bei augenblicklichem Bedarf neu aufzufrischen und gegenwärtig zu erhalten. Will oder kann der Lehrer solche Zeichnungen nicht selbst entwerfen, so sind die von Rothert gebotenen Karten erst recht zweckdienlich, weil in hervorragendem Grade dazu angethan, dem Schüler das im Unterricht Gehörte und aus dem Buche Gelernte zu veranschaulichen. Auch die den Karten beigegebenen historischen Notizen sind zu loben, da sie in bündiger Form über das jeweilig Wichtigste Bescheid erteilen. Den Schlachtorten sind die betreffenden Zeitangaben beigegeben. Dafs hinsichtlich dieser Orte und Daten für Schülerzwecke manchmal eher etwas zu viel geschehen sein mag, und dafs ausnahmsweise einmal ein Versehen mitunterläuft, ist darum nicht erheblicher zu beanstanden, weil sich einerseits das Mehr oder Minder auf diesem Gebiete sachgemäß so genau nicht abgrenzen läßt, anderseits hinsichtlich der Angaben im ganzen grofse Verlässigkeit besteht.

Die Kämpfe des Jahres 1794 in Polen, Napoleons Zug nach Ägypten und Syrien, sein Krieg mit Spanien und sein Zug nach Rußland, der polnische Aufstand von 1831, der schlesisch-holsteinische Krieg von 1848—50, der Krimkrieg, der Krieg Österreichs von 1859 gegen Frankreich und Italien und der italienische Teil des Krieges von 1866 sind leider unberücksichtigt geblieben. Da der Herausgeber nur „die vaterländische Geschichte“ einbezogen wissen wollte, so hatte er zu dieser Ausscheidung sein gutes Recht; allein es ist kaum zu bezweifeln, dafs manche lieber diese Worte des Titelblattes als jene Karten vermissen würden. Gut sind dagegen dem Kriege von 1870/71 drei Karten zugeteilt, davon zwei von größerem Umfange.

Mit kriegerischen Ereignissen haben wenig oder nichts zu thun die Nummern 12, 13, 14, 21 und 23. Die erste derselben gibt eine Übersicht des Bestandes Preußens nach dem zweiten Pariser Frieden, unter Ausscheidung der früheren und der letzten Erwerbungen. Nr. 13 gibt die Territorien des deutschen Zollvereines nach den einschlägigen Verhältnissen des Jahres 1831. Nr. 14 bietet eine interessante Zusammenstellung der revolutionären Bewegungen von 1848—1851. Nr. 21 ist betitelt „Deutsche Geschichte nach 1871“, abgesehen von der Angabe des Standortes der 20 Armeekorps und abgesehen von dem beigefügten Texte, als historische Karte ohne namhaften Wert. Nr. 23 endlich enthält ohne eine graphische Darstellung den Text einer „Übersicht über die französische Geschichte“ von 1776—1884, mit Hervorhebung des stets nach 18 Jahren wechselnden Systems, hübsch gruppiert, aber mit der Angabe des Titelblattes „aus der vaterländischen Geschichte“ schwer in Einklang zu bringen. Um so mehr Anlaß bestand, auf dem Titelblatt diese Worte zu streichen und den vom Referenten vermißten Karten Raum zu gönnen. Jedoch ist gern anzuerkennen, dafs der Herausgeber und die Verlagshandlung auch mit dem Gebotenen den Schülern und gewifs auch vielen Lehrern ein

erwünschtes Lehrmittel hergestellt haben, das volle Berücksichtigung verdient und zu dieser hiemit angelegentlich empfohlen wird. Die äußere Ausstattung ist günstig, der angesetzte Preis mäßig.

München.

Markhauser.

*Henrici Kiepert formae orbis antiqui.* 36 Karten im Format von 52 : 64 cm. Inhalt der ersten Lieferung: Vorwort. Nr. IX: Asia provincia (citerior). XII: Insulae maris Aegaei. XV: Graecia septentrionalis. XVII: Illyricum et Thracia. XXVI: Insulae Britannicae. XXVII: Hispania. Preis jeder Lieferung M. 4,80. Ausgabe in 6 Lieferungen à 6 Karten, mit kritischem Text und Quellenangabe zu jeder Karte. Berlin 1894. Geogr. Verlagshandlung, Dietrich Reimer. Inhaber: Höfer und Vohsen.

Beinahe gleichzeitig mit dem oben S. 562 ff. besprochenen Atlas antiquus von Spruner-Sieglin ist nunmehr das monumentale Lebenswerk des Altmeisters der Kartographie erschienen und fordert dadurch unwillkürlich von selbst zum Vergleiche heraus, ein Wettstreit, bei dem Wissenschaft und Schule nur gewinnen können und den wir schon oben mit kurzem Hinweis auf die Literatur angedeutet haben. Sind sich die beiden bedeutenden Konkurrenzwerke im Preise nahezu gleich, so unterscheiden sie sich wesentlich nach ihrem äußeren Umfang und dem Ziele, das sie sich gesetzt haben. Spruner-Sieglins Handatlas verspricht dem Lernenden ein treuer Führer zur Geschichte des Altertums, des Mittelalters und der Neuzeit zu werden und stellt dadurch für Schule und Schüler an sich gewissermaßen ein rundes, abgeschlossenes Ganze dar: dafür ist sein äußerer Umfang d. h. der Maßstab der einzelnen Karten mit Recht etwas kleiner geworden als bei Kiepert, der uns Blatt für Blatt in geradezu lichtvoller Klarheit, Schönheit und Größe vorlegt. Der jedem Blatte beigegebene kritische Text entzieht sich natürlich dem Gebrauche des Schülers, gibt aber dem Forscher, dem Lehrer sowie dem Studierenden der historischen Geographie ein Material an die Hand, wie es dieser nirgends in bequemerer Übersicht und schärferer Kritik gesammelt und gesichtet vorfindet. In dem frisch geschriebenen Vorwort spricht sich H. K. mit aller nur wünschenswerten Deutlichkeit über seine Vorgänger und Nachahmer auf dem Gebiete der antiken Kartographie aus. Die außerordentliche Verzögerung aber, welche die Herstellung der jetzt schon zum Teil vorliegenden, seit langer Zeit in Aussicht gestellten Karten erfahren hat, findet ihre Berechtigung in dem Umstande, daß fast die Hälfte der antiken Kulturwelt, soweit diese Länder noch unter türkischer Herrschaft stehen oder noch vor kurzem standen, derjenigen gesicherten Grundlagen entbehrte, welche für das übrige Europa seit Frankreichs Vorgang im achtzehnten Jahrhundert regelmäßige Vermessungen unter staatlicher Autorität geschaffen haben. Diese Grundlagen durch Verarbeitung eines weitschichtigen Materials,

zum Teil erst durch mühsame Routenkonstruktionen oft aus handschriftlichen Quellen zu gewinnen, war eine unerläßliche, aber jahrelange Mühe kostende Vorarbeit, welche zunächst auch den europäischen Anteil in sich schloß, hier aber durch die inzwischen erst infolge politischen Umschwungs möglich gewordenen Vermessungsarbeiten österreichischer und russischer Offiziere zum großen Vorteil der Korrektheit auch der altgeographischen Karten ersetzt worden ist. In der größeren asiatischen Hälfte der im Altertum griechischer Zivilisation sich erfreuenden, jetzt unter türkischer Herrschaft stehenden Länder, wo staatlicherseits noch kein Schritt zur Ausführung ähnlicher Kulturarbeiten geschehen ist, mußte jene mühsame nur durch das Zufließen immer neuen Materials seitens privater Forschungsreisender und durch eigene kostspielige Reisen geförderte Arbeit der Kombination auf schwankenden Grundlagen noch immer weiter geführt werden, wie es die Erläuterungen zu den betreffenden Karten im einzelnen darlegen werden. Soweit uns dieselben schon in der ersten Lieferung vorliegen, geben sie uns einerseits einen tiefen überraschenden Einblick in die ungeheuren Fortschritte, welche die antike Kartographie seit den Tagen Bourignon d'Anvilles, Reichhardts, Otfried und Karl Müllers und Cramers in Oxford gemacht hat, anderseits weisen sie aber auch mit unnachsichtlicher Kritik die Lücken und Grenzen unseres Wissens von der Erdkunde der Alten nach und bezeichnen mit Nachdruck die Orte, wo die Forschung der Gegenwart und Zukunft einzusetzen hat. Die Hilfsquellen zur Ermittlung der antiken Ortslagen und Zustände sind durch den Wettstreit der drei leitenden Kulturvölker Europas, zu denen sich neuerdings auch im Interesse ihrer Heimat die Griechen gesellen, mittelst zahlreicher, besonders den Orient betreffender Forschungsreisen außerordentlich vermehrt: sie setzen sich zusammen aus Lokalbeschreibungen und Zeichnungen, welche eine kritische Vergleichung mit antiken Nachrichten ermöglichen, aus Auffindung von die antiken Ortsnamen enthaltenden Inschriften, aus eindringenderer philologischer Bearbeitung der auf uns gekommenen Reste der antiken Literaturen (nicht bloß der geographischen und historischen): nur sind diese Ergebnisse zerstreut in großen fortwährend sich vermehrenden Reihen gelehrter Zeitschriften und zahlreichen Einzelschriften in allen europäischen Sprachen, deren Ausbeutung jahrelange Vorarbeiten erforderte. Tausende von Fundnotizen, besonders in archäologischen, geographischen und historischen Zeitschriften des letzten halben Jahrhunderts zerstreut, ermöglichten vielfache, wenn auch noch nicht ausreichende Rekonstruktion des alten Straßennetzes und sind für die Kulturgebiete der griechisch-römischen Welt sorgfältig auf Grund der spezialsten Karten verzeichnet und in die Atlasblätter übertragen worden. Nach diesem Material konnten auch viele, in den literarisch erhaltenen Itinerarien fehlende Straßen als gesichert aufgenommen und durch besondere, auf den Karten selbst erklärte Signatur unterschieden werden. Den itinerarisch überlieferten Straßen sind als offizielle Reichsstraßen in der Signatur diejenigen gleichgestellt worden, welche durch Funde römischer Milliensteine bezeugt sind. Mit einfachen Linien sind Wege

bezeichnet, welche nur gelegentlich in historischen Nachrichten erwähnt oder nur aus Wahrscheinlichkeitsgründen angenommen worden sind. So spricht sich zum großen Teile selbst der Verfasser des für lange Zeit hinaus grundlegenden Atlas im Vorworte aus. Liegt uns einmal das ganze Werk vollendet vor, — und dafs es zu Stande kommt, dafür bürgt der Name der Verlagsanstalt sowie des Verfassers Sohn Richard, der dem Vater dabei stets helfend zur Seite stand und steht — so ist, wie wir dann im einzelnen zu zeigen hoffen, für die historische Geographie ein Hilfsmittel geschaffen, zu dem andere Länder der deutschen Wissenschaft mit aufrichtigem Neide Glück wünschen dürfen. Es braucht hier kaum erwähnt zu werden, dafs fast für jedes Blatt, das uns geboten wird, schon eine gröfsere Spezial- oder Wandkarte aus der Hand des Meisters vorliegt.

Kommen wir einstweilen zum Schlusse und damit zur schwersten Aufgabe des unparteiischen Berichterstatters, zu dem gerecht abwägenden Urteil zwischen den beiden großen Kartenwerken zweier weltberühmter Firmen, so möchten wir von dem ersteren bekennen, es werde der Schule und von dem letzteren, es werde der Wissenschaft gröfsere Dienste leisten. In der Hand des Lehrers sähen wir am liebsten beide vereint.

München.

H. Zimmerer.

E. v. Schenckendorff und Dr. med. F. A. Schmidt: Jahrbuch für Jugend- und Volksspiele. 3. Jahrg. 1894. Leipzig: R. Voigtländer.

Gleich wie in früheren Jahren, so hat auch diesmal der Ausschufs des Vereines zur Pflege und Förderung der Turn- und Jugendspiele über seine Thätigkeit, sowie über die Spielbewegung in Deutschland Bericht erstattet und denselben in seinem Jahrbuch niedergelegt. Dadurch, dafs noch viele Abhandlungen über wissenschaftliche, sowie praktische hier einschlägige Fragen, ferner der Bericht über die Verhandlungen des Zentral-Ausschusses und des I. deutschen Kongresses für Jugend- und Volksspiele zu Berlin hinzutreten, hat das Jahrbuch heuer einen gröfseren Umfang gewonnen. Wenn man aus dieser Vergröfserung auch auf eine erhöhte Verbreitung der Spiele schliessen darf, dann sind die Bestrebungen obigen Vereines wenigstens einigermafsen belohnt. In der That hat sich ja an vielen Orten ein Aufschwung gezeigt, allein was bedeutet das, wenn in ganz Deutschland in nur 853 Städten gespielt wird, während London allein über 7700 Spielplätze verfügt? Das dürfte doch wenigstens zu der Frage anregen: Haben die Turnspiele solch einen sanitären und erzieherischen Einflufs, dafs es sich der Mühe lohnt, ihre Einführung, eventuell Durchführung zu unterstützen? Wir unsererseits müssen entschieden eine bejahende Antwort geben, und wer sich noch im unklaren darüber ist, den dürften die trefflichen Worte, die Herr Oberbürgermeister Witting-Posen an die in Berlin versammelten Teil-

nehmer des Spielcongresses richtete, nicht weniger eines bessern belehren, als die Ausführungen des Herrn Prof. Dr. Angerstein-Berlin, der vom Standpunkte des Erziehers und Arztes aus den Wert der Spiele gründlich beleuchtete. — Möchten doch die Ausführungen dieser Herren gerade in unseren Schulkreisen recht bekannt werden. Ich zweifle nicht, daß dann auch an den bayerischen Mittelschulen die Spielbewegung in ein anderes Stadium treten wird, wie ich auch überzeugt bin, daß mit Einführung von solchen Spielstunden nicht nur die Schüler, sondern vor allem auch die Schule und seinerzeit der Staat großen Nutzen gewinnen werden.

München.

Dr. Haggenmüller.

Gustav Woytt, 22 Vorhängetafeln für den Zeichenunterricht an Gymnasien und anderen höheren Lehranstalten. Leipzig 1894. Verlag von Eduard Pfeiffer.

In einer Anleitung zum Gebrauch dieser Tafeln legt der Verf. seine Unterrichtsmethode dar, nach welcher hauptsächlich die Darstellung des Körperlichen angestrebt wird und Wandtafeln nur zur Ergänzung dieses Unterrichts, wie auch zur Anleitung für die farbige Ausführung dienen. Die 22 Tafeln entnehmen ihren Stoff aus den Gebieten der Natur und Kunst. Sie enthalten Sternfiguren, stilisierte Pflanzen und deren Verwendung zur ornamentalen Ausschmückung gegebener Flächen, Gefäße und Antikes. Die bis jetzt erschienene 1. Lieferung enthält 4 Tafeln, nämlich Tafel V mit Kirschblüte und Schlüsselblume, T. XIII Füllung einer Kreisläche mit Anwendung der Steinnelke, T. XIV mit Lotosblume und T. XV mit Edelmetallkanne. Die Tafeln sind gut gezeichnet und mit einfachen Farben oder auch abgetöntem Hintergrund ausgeführt. Ein abschließendes Urteil ist erst nach Erscheinen des ganzen Werkes möglich. Nach dem Preise von 8 M. pro Lieferung darf es schon etwas Gutes werden.

Regensburg.

Pohlig.

### III. Abtheilung.

#### Literarische Notizen.

Religion ohne Dogma. 6 Vorträge von John W. Chadwick. Autorisierte Übertragung aus dem Englischen von Alexander Fleischmann. Viertes Tausend. Berlin. Verlag von Bibliogr. Bureau. 145 S. Aus verschiedenen Jahrgängen gedruckter Vorträge Chadwicks legt der Herausgeber und Übersetzer in freier Auswahl 6 Reden unter obigem Titel einem deutschen Leserkreise vor. Wir zweifeln gar nicht, daß dieselben — geistreich durch und durch, von einem hohen sittlichen Ernste des Autors zeugend, mit innerer Wärme und in edler Sprache, die sich zuweilen zu glänzender Darstellung erhebt, vorgetragen — mit Interesse in Deutschland werden gelesen werden und bei der in gebildeten Schichten unseres Volkes häufig herrschenden Abneigung gegen das bestehende Kirchentum und das religiöse Dogma auf den sicheren Beifall zahlreicher Kreise rechnen dürfen. Der Amerikaner J. W. Chadwick, 1840 in Massachusetts geboren, einem Staate, in dem nun schon seit einem Jahrhundert der Unitarianismus eine besondere Pflegestätte fand, ist seit 1864 Geistlicher einer unitarischen Gemeinde in Brooklyn-New-York und hat durch eine umfangreiche literarische Thätigkeit, insbesondere auch als Dichter sich einen geachteten Namen in der neuen Welt erworben. Von seinen Kanzelvorträgen veröffentlichte seine Gemeinde jährlich acht in Druck; in 250000 Exemplaren haben sie seit 12 Jahren Verbreitung gefunden. Der Unitarianismus, der seine Auffassung des Göttlichen auf das Recht und die Pflicht stützt, die Vernunft zum entscheidenden Prüfstein für die Wahrheit zu machen, hat im Laufe der Zeit verschiedene Entwicklungsphasen durchgemacht; in Chadwick ist er auf dem Standpunkte eines konsequenten Pantheismus angekommen. Universum und Gott sind eins. Von einer geschaffenen Welt nirgends eine Spur. Jedes Existierende ist nur ein Teil des unendlichen Ganzen, dessen Körper die Natur, dessen Seele Gott ist. Das Universum ist die Offenbarung der beständigen Gegenwart Gottes, die Kundgebung seines beständigen Lebens. „Der Äther ist sein Odem, die Meeresströmungen sein Kreislauf; die Sternheere sind die Moleküle seines fruchtbar kreisenden Gehirnes. Wenn Jesus sagt: Ich und der Vater sind eins, dann hat nur das gesagt, was jeder Mensch sagen kann und muß kraft seiner Einheit mit dem Weltall. „Gott ist die immanente und transcendente Ganzheit der Welt, den wir lieben, so oft wir irgend etwas lieben, das sein Leben bekundet. Ob wir Beethovens Musik oder Laphaels Gemälde, das Vaterland, Eltern, Kinder, Frauen und Freunde lieben, wir lieben dann Gott. Gott ist die Substanz des Weltalls, und Paulus sagt: „In ihm leben und weben und sind wir.“ Natürlich steht eine solche Auffassung im Gegensatz zur biblischen Welt- und Gottesanschauung. Aber die Bibel ist nach Chadwick auch nur ein rein menschliches Erzeugnis, das eine höhere Autorität nicht beanspruchen kann. „Die Bibel ist unser Glaubensbekenntnis ist von nun an ein Lösungswort, das mangelhafte Bildung, ja in vielen Fällen unverzeihliche Unwissenheit bekundet.“ Und die Autorität Jesu? „Was wir über die Entstehung der Evangelien wissen, macht nur das Eine gewiß, daß wir von nichts, das sie uns von Jesu erzählen, gewiß sein können. Mit dem wissenschaftlichen Ergebnis, daß die vier Evangelien eine nicht apostolische Sammlung aus dem 2. Jahrhundert sind, kommt man zu der Unmöglichkeit, Jesus von der Menschheit zu trennen.“ Seine menschliche Größe wird nicht bestritten, aber eine Menschwerdung Gottes in ihm wäre eine absurde Vorstellung. „Es giebt eine Menschwerdung Gottes und eine stellvertretende Sühne, aber nie beschränkt auf ein einzelnes Individuum. Gottes Menschwerdung ist eine universelle Thatsache.“ Daß es bei einer solchen Anschauung,



welche die radikalste Verneinung des übernatürlichen Ursprungs und Charakters des Christentums in sich schließt und nur ein Entwicklungsgesetz des ewigen Weltalls gelten läßt, nicht an kräftigen und teilweise ja wohlverdienten Seitenhieben auf die Unwissenheit, den Aberglauben und die verschiedenen mit der geschichtlichen Entwicklung der religiösen Ideen verknüpften Verirrungen fehlen darf, ist natürlich. Aber so haarsträubende Angaben, wie die wiederholt angeführte, daß in den Grundstein christlicher Kathedralen ein lebendes Kind einzumauern Gebrauch gewesen wäre, sollten doch nicht gemacht werden ohne Erbringung des historischen Nachweises. Auf Zuerkennung der Religiosität macht auch die in unserem Buche vertretene Richtung Anspruch. Religion auch bei der Leugnung der Unsterblichkeit und eines persönlichen Fortlebens nach dem Tode, Lehren, die der alte Rationalismus, auf dessen Boden der Unitarianismus erwachsen ist, noch als „wesentliche“ hatte gelten lassen. Religion wird als ein „hebreres, zartes, heiliges, vertrauensvolles Gefühl unseres Verhältnisses zu der Summe des Lebens und zum Gesetz des Universums“ definiert; sie ist die Empfindung, daß jedes Gesetz der Bewegung oder Wärme, der Politik oder Kunst das Gesetz des ewigen Weltgeistes sei.“ Religiös sein heißt sich verwandt fühlen mit der Ehrfurcht gebietenden Gesamtheit der Dinge.“ Religion bethätigt sich, „wenn der Seele Freude an dem unendlichen Gott zur sittlichen Begeisterung wird, zur andächtigen Thatkraft für das Beste und Heiligste“. Sicher werden Chadwicks Vorträge sich die Sympathien der Kreise, die zwar „unkirchlich,“ aber doch nicht „irreligiös“ sein wollen, erwerben. Wir haben uns durch die Lektüre von der „Unvernunft der christlichen Offenbarungsreligion“ nicht überzeugen können und sind außer Stande, die „Herrlichkeit der neuen Auffassung“, die zu preisen der Verfasser nicht müde wird, ihm nachzuempfinden.

Neutestamentliche Schriften im Zusammenhang erläutert für höhere Schulen. Zweites Heft: Das Evangelium des Markus. Von Dr. Martin Sorof, Oberlehrer am Köllnischen Gymnasium zu Berlin. Gotha. Verlag von Fr. Andr. Perthes. 1894. 75 S. Auch das zweite Heft der Sammlung — das erste wurde oben S. 443 dieser Zeitschrift angezeigt — entspricht den Erwartungen, die wir an eine für Schüler höherer Lehranstalten berechnete Erklärung neutestamentlicher Schriften stellen. Der Stoff ist gut disponiert, die Erklärung selbst, die wir nur an einzelnen Stellen beanstanden, dem Verständnis des Schülers angepaßt und sprachlich in guter Darstellung gegeben. Die Knappheit des Ausdruckes gereicht dem Biechlein im allgemeinen zum Lob. Nur an einzelnen Stellen, welche Angaben über jüdische Einrichtungen und Verhältnisse z. B. den hohen Rat, das Rabbinenwesen und die religiösen Parteien enthalten, Dinge, deren Kenntnis zum besseren Verständnis des Evangeliums beiträgt, wäre eine etwas genauere und ausführlichere Schilderung erwünscht gewesen. Zahlreiche der Erklärung angefügte Fragen sind geeignet, den Schüler zu eigenem Nachdenken und tieferem Eindringen in die Sache anzuregen. Auch in diesem Hefte wird der Text der revidierten lutherischen Übersetzung der Erklärung vorausgedruckt. An bayerischen Gymnasien ist durch das neue Lehrprogramm die Benützung des griechischen Textes im Unterricht vorgeschrieben.

Was kann die Schule gegen die Masturbation der Kinder thun? Referat, dem achten internationalen hygienischen Kongress zu Budapest erstattet von Hermann Cohn, Dr. phil. et med., Professor der Augenheilkunde an der Universität Breslau, Ehrenpräsident der schulhygienischen Sektion des Kongresses. Berlin 1894. Verlag von Richard Schötz. 40 S. 1 Mk. Ein Nachtgeülde aus dem Schulleben! Würden uns die vorliegenden Angaben nicht verbürgt durch das Zeugnis angesehener Ärzte und erfahrener Schulmänner, so wären wir geneigt, die Schilderung der geradezu Grauen erregenden, weiten Verbreitung eines Lasters, das an dem Marke unserer vaterländischen Jugend zehrt, als Übertreibung anzusehen. Wir können uns nicht entschließen, auf den Gegenstand an dieser Stelle näher einzugehen, möchten aber allen Lehrern, denen ihr Erzieheramt am Herzen liegt, dringend die Lektüre des Schriftchens empfehlen, so peinlich dieselbe auch den ernst denkenden Mann berühren muß. Denn der Autor behandelt — vom ärztlichen Standpunkte aus —

ein wichtiges Kapitel der Schulhygiene, das der Erzieher nicht ignorieren darf, und wenn wir auch keineswegs mit allen Angaben des Referates einverstanden sein können, ja sogar gegen einzelne Vorschläge des Verfassers, der uns die Willenskraft des gebildeten Mannes mitunter zu unterschätzen scheint, aus sittlichen Erwägungen entschiedenen Protest erheben müssen, rechnen wir es ihm als ein ganz unbestreitbares Verdienst an, in rückhaltsloser Offenheit auf Schäden aufmerksam gemacht zu haben, zu deren Beseitigung oder wenigstens Einschränkung durch Anwendung zweckentprechender pädagogischer Mittel jeder gewissenhafte, auf das Wohl der ihm anvertrauten Jugend bedachte Lehrer geradezu sich verpflichtet fühlen muß. Das Schriftchen sollte in jedem Lehrerkollegium zirkulieren, damit die einzelnen Mitglieder desselben davon Kenntnis nehmen könnten.

J. J. Sachse, *Des Lehrers Rüstzeug im Kampfe der Schule gegen die Sozialdemokratie*. Leipzig, Hesse, 1891. V und 212 S. Das vorliegende Buch verdankt seine Entstehung nicht der Berliner Konferenz von 4.—17. Dezember 1890 über Fragen des höheren Unterrichts, sondern war schon vor diesen Verhandlungen abgefaßt. Der Verfasser vertritt den gewis richtigsten Standpunkt, daß jede unmittelbare Bekämpfung der Sozialdemokratie von der Schule unbedingt auszuschließen sei. Dagegen seien gelegentlich, z. B. im Anschlusse an Lese-tücke, bei der Behandlung der deutschen Aufsätze, beim Unterrichte in der Geographie, beim Rechenunterrichte den Kindern richtige volkswirtschaftliche Ansichten beizubringen. Auf positiv christlichem Boden stehend sieht der Verf. in der Befestigung der Jugend im christlichen Glauben das wirksamste Mittel gegen die Ausbreitung umstürzlerischer Bewegungen. Er behandelt in 4 Abschnitten die Geschichte der Bewegungen zum Umsturze der gesellschaftlichen Verhältnisse, widerlegt die wichtigsten Sätze der sozialdemokratischen Lehre, gibt einen Inbegriff der Volkswirtschaftslehre und legt schließlic die Aufgabe des Lehrers im Kampfe gegen die Sozialdemokratie dar. Aber indem der Verfasser die Verbreitung sozialdemokratischer Ideen auf die Agitation einzelner oder auf bestimmte politische Ansichten oder auf die Zurückdrängung der Religion und anderes zurückführt, hat er unseres Erachtens den Kernpunkt der ganzen Bewegung nicht erfaßt: die Sozialdemokratie ist eine säkulare Bewegung, hervorgegangen aus den veränderten Produktions-, Verkehrs-, Freizügigkeits- und Gewerbeverhältnissen. Eine solche elementare Bewegung kann nicht durch theoretische Belehrung, sondern nur durch die allmähliche Eingewöhnung in die neuen Verhältnisse und durch das Eintreten der Gesamtheit für die wirtschaftlich Schwächeren zurückgedämmt werden.

*Chauvinismus und Schulreform im Altertum*, Rede von Prof. Friedr. Marx in Breslau (Broslau, Köbner — 60 Pf.) gehalten am Geburtstag des Kaisers (27. I. 94), dessen „ganz besondere Fürsorge“ für das Unterrichtswesen der Redner in der Einleitung rühmt. Der hier behandelte Stoff berührt oder deckt sich vielfach mit dem, was G. Ammon in seinem Vortrag auf der Augsburger Versammlung des bayr. Gymnasiallehrervereines 1892 „über Roms höheres Schulwesen gegen Ende der Republik“ ausgeführt hat, nur beschränkt sich Ammon auf einen kürzeren Zeitraum (92—43 v. Chr.) und kann so mehr ins Einzelne gehen. Marx gibt in umfassenden, aber zu wenig kräftigen und auch nicht immer richtigen Zügen ein Bild von der „Stellungnahme der führenden Kreise des alten Rom zu der griechischen Sprache und Literatur und zu dem griechischen Unterricht, dem dabei zu Tage tretenden Chauvinismus und von den Bestrebungen, eine Schulreform nach der nationalrömischen Seite ins Werk zu setzen“ von den frühesten Anfängen bis tief in die Kaiserzeit hinein. Die griechische Literatur fand frühzeitiger in Rom Eingang als gewöhnlich angenommen wird; aber die älteren Bearbeiter griechischer Stoffe (Plautus etc.) wollten keineswegs eine nationale Poesie begründen; das Bewußtsein einer lateinischen Literatur war noch nicht vorhanden. Diese begründet Cato Censorius. Der Hauptvertreter der antigriechischen Richtung ist der große Demokrat C. Marius und durch ihn beeinflusst L. Plotius Gaius, der Begründer der ersten lateinischen Rhetorikschule; aus dieser oder einer engverwandten stammt die rhetorische Schrift an Herennius. Näheres über diese Fragen siehe in der soeben erschienenen großen Ausgabe

des auct. ad Herenn. von Marx (Lips. Tenb. 1894 S. 554). Nach Überwindung der antigriechischen Strömung ist römisches und hellenisches Element zur Jugendbildung vereinigt. — Ist es das Modernste, daß man bei einer Rede in einer Universitäts-aula mit griechischen und lateinischen Citaten zu zimperlich umgeht und ‚habet haec res panem‘ „Die Sache hat ihr Brot“ übersetzen muß?

Dr. Max Planck, Rektor des Karls Gymnasiums in Stuttgart, Schulreden. Stuttgart. Krabbe 1892. V und 214 S. Diese Reden wurden zumeist am Schlusse des Schuljahres bei der öffentlichen Feier gehalten und sind als Erinnerungszeichen den früheren Schülern, den Kollegen, den Eltern und allen Freunden des Karls Gymnasiums gewidmet; die Themen sind sehr allgemein gehalten, wie z. B. „Die Arbeit in der Schule“. „Über Bildung und Erziehung“. „Über den Wert der alten Klassiker“. „Aus dem Leben der Schule.“

Dr. O. Frick, weiland Direktor der Francke'schen Stiftungen zu Halle a. S., Schulreden. Herausgegeben von Dr. Georg Frick. Gera, Hofmann 1892. 117 S. Nach dem Vorwort des Herausgebers soll die vorliegende Sammlung „dem von fachmännischer Seite aus mehrfach geäußerten Wunsche entsprechen, möglichst alle nachgelassenen Manuskripte O. Fricks weiteren Kreisen zugänglich zu machen, sowie der besonderen Bitte einzelner früherer Schüler nach einer auch für Nichtfachleute geeigneten Erinnerungsgabe an den Dahingeschiedenen“; sie enthält Reden bei der Einweihung oder Eröffnung von Gymnasien, Reden am Geburtstag oder zum Gedächtnis der Kaiser und sechs Entlassungsreden.

G. Lüddecke, Oberlehrer zu Crossen a. O., Der Beobachtungsunterricht in Naturwissenschaft, Erdkunde und Zeichnen an höheren Lehranstalten besonders als Unterricht im Freien. Mit einem Vorwort von von Dr. Herman Schiller, Geh. Oberschulrat, Professor an der Universität und Direktor des Gymnasiums zu Gießen. Braunschweig, Salle 1893. VII und 151 S. Nachdem die Bedeutung des Beobachtungsunterrichts und die gegenwärtigen Mängel desselben erörtert sind, werden eingehende Vorschläge zum Zwecke einer entsprechenderen Praxis dargelegt; hauptsächlich durch Zusammenfassung der Einzelfächer, Vermehrung der Lehrstunden, Feldübungen (Übungen im Freien), Handausbildung und passende Verteilung des Lehrstoffs soll die Hebung des Beobachtungsunterrichts erreicht werden. Im Anhang ist ein Beispiel einer Feldübung angefügt.

Bernhard Overberg, Von der Schulzucht. Mit einer Einleitung herausgegeben von Albert Richter. Leipzig, Richter 1893. 91 S. Im Jahre 1793 erschien die Schrift „Anweisung zum zweckmäßigen Schulunterricht“ verfaßt von dem Pfarrer Overberg, der im Hochstift Münster wirkte; daraus wird hier in der Sammlung „Neudrucke pädagogischer Schriften“ das Kapitel von der Schulzucht geboten.

Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge, begründet von Rud. Virchow und Fr. von Holtzendorff, herausgegeben von Rud. Virchow und Wilh. Wattenbach. Heft 168: Zwei Vorkämpferinnen für Frauenbildung. Louise Büchner. Marie Calm. Von Alice Bousset in Dresden. Gerade jetzt, wo man bestrebt ist, die Frauenbildung auf eine höhere Stufe auch in Deutschland zu bringen, ist es sehr zeitgemäß, die Biographien jener Frauen in populärer Darstellung zu geben, die zuerst in dieser Beziehung Bahn gebrochen haben. Namentlich interessiert die Lebensbeschreibung von L. Büchner, die im Verein mit der edlen Großherzogin Alice von Hessen eine Reihe von Anstalten schuf, welche noch bestehen. Die gesunden Grundsätze dieser Frau sollten auch für die heutige Mädchenziehung gültig sein. — Heft 170: George Eliot. Von Hedwig Bender in Eisenach. Eine 52 S. umfassende interessante Biographie dieser trefflichen englischen Novellistin. — Heft 184: Die Speiseverbote. Ein Problem der Völkerkunde. Von Dr. H. Schurtz in Leipzig. Der Verfasser beabsichtigt nicht, neues Material für sein Thema beizubringen, sondern er versucht, die mannigfachen Speiseverbote auf bestimmte Gesichtspunkte zurückzuführen und so an diesem einen Beispiel zu zeigen, wie die Ethnographie überhaupt

dazu gelangen kann, Ordnung und Licht in das bunte Durcheinander menschlicher Sitten und Anschauungen zu bringen. — Heft 185: Der Dichter Ennius. Von L. Mueller. Dieser Vortrag bildet eine Ergänzung zu der vom Verfasser in Heft 92 dieser Sammlung veröffentlichten Skizze über die Ursprünge der römischen Kunst-dichtung und bietet denjenigen, welche das größere Werk über Ennius gelesen haben, nichts neues. Hier wie dort übertreibt Mueller die Hochschätzung des Dichters (vgl. bes. S. 16 des Vortrages). — Heft 186: Leben und Treiben der deutschen Frauen in der Urzeit. Von Georg Buschau. Wenn der Verfasser uns ein Bild von dem Leben und der Thätigkeit der deutschen Frau in dem älteren und jüngeren Steinzeitalter, dann in der Bronzezeit und in der älteren Eisenzeit, der sogenannten Hallstattperiode, zu geben sucht, so befindet er sich dabei trotz gewissenhafter Berücksichtigung der prähistorischen Funde auf einem vielfach unsicheren Boden, und seine Ausführungen haben daher meist nur problematischen Wert. — Heft 196. Walther von der Vogelweide. Von Theodor Uhle, Oberlehrer in Görlitz. Eine hübsch geschriebene Biographie des Dichters, welche durch Einstreuung von Proben aus seinen Gedichten belebt wird, und, wenn sie auch gerade nicht viel neues bietet, doch als eine anziehende Lektüre empfohlen werden kann.

G. Bötticher und K. Kinzel, Denkmäler der älteren deutschen Literatur für den literaturgeschichtlichen Unterricht. I. Deutsche Heldensage I. 3. verb. Aufl. Halle, Waisenhaus. 60 Pf. Die neue Auflage des s. Z. hier besprochenen Heftchens hat die Vorzüge der alten bewahrt und ist mit schonender Hand nachgebessert. Recht dankenswert ist die Erweiterung des Walthariustextes. Über einzelne Stellen in der Übersetzung und kritischen Behandlung der ahd. Texte läßt sich streiten — und wird sich in alle Zukunft streiten lassen. Der Wert des von Bötticher bearbeiteten Heftes wird dadurch nicht beeinträchtigt. Wenn es noch nötig sein sollte, sei es dringend empfohlen! (Inhalt: Waltharilied, Hildebrandslied, Muspilli, Zaubersprüche).

Zeehe, Andreas, K. K. Gymnasial-Direktor in Villach, Lehrbuch der Geschichte des Altertums für die oberen Klassen der Gymnasien. Zweite, umgearbeitete Auflage. Laibach 1893. Druck und Verlag von Ig. v. Kleinmayr und Fed. Bamberg. Die zweite Auflage dieses auf S. 166 ff. dieses Bandes unserer Blätter angezeigten hervorragend tüchtigen Buches enthält nicht eben wenige Abänderungen, teils allerdings nur formalen Natur, teils aber auch inhaltlich belangreich. Der äußere Umfang desselben wurde von 331 Seiten auf 304 herabgemindert. Durch die mehrfache Einschränkung oder auch Beseitigung allgemeiner Reflexionen, durch Kürzung einzelner Abschnitte wie z. B. der die ägyptische Religion, die Lehre Buddhas behandelnden und anderer, durch die Verweisung der Zitate in Fußnoten und durch wiederholte Textvereinfachungen hätte sich eine noch erheblichere Abminderung der Seitenzahl ergeben, wären nicht andererseits neue Zusätze aufgenommen worden. In dieser Beziehung seien nur erwähnt die Erweiterung der Abschnitte über Erziehung und Unterricht bei den Griechen und Römern, die ausführlichere Behandlung der Sokratischen Schule und einzelner Teile der alexandrinischen Kultur sowie der Beziehungen zwischen Römern und Germanen. Daß — die wichtigste Abänderung — für die Kaiserzeit in herkömmlicher Weise der biographische Standpunkt wieder in den Vordergrund gestellt wird, während in der ersten Auflage, H. Schiller folgend, der kulturgeschichtliche zur Geltung gebracht war, ist bei einem Schulbuche sicher zu billigen. Die Fortbenützung der ersten Auflage neben der zweiten wird so allerdings recht beträchtlich erschwert, unumöglich ist sie jedoch nicht gemacht. Je offenkundiger Zeehe wie wenige für die Herstellung geschichtlicher Schulbücher das Zeug in sich hat, desto mehr ist zu bedauern, daß der schon für 1891 in Aussicht gestellte 2. Teil seines Lehrbuches noch immer auf sich warten läßt.

Ciceros Rede für den Dichter Archias. Erklärt von F. Richter und A. Eberhard. In 4. Auflage bearbeitet von H. Nohl. Teubner 1893. Die Ausgabe weicht an etwa zwanzig Stellen vom Texte der dritten Auflage im Anschlusse an denselben Herausgebers Textausgabe ab; die Änderungen empfehlen

sich, wenn sie auch nicht immer unumstößlich richtig sind, wie § 10 non gravate. Im Kommentar zeigt sich eine sorgfältige Feile des bisher Gebotenen sowie zweckmäßige Erweiterung durch hinzugefügte Erklärung von Ausdrücken, deren Übersetzung nach der Erfahrung dem Schüler Schwierigkeiten bereitet, während der Zusammenhang der Rede übersichtlich und das Verständnis leicht ist. Aber manche Übersetzungsbeihilfe entfernen sich zu weit vom lateinischen Ausdrucke (§ 7), anderes konnte deutlicher gefaßt werden (1. 1 quod sicher Nom., 30. 8); auf Abwechslung im Ausdruck ist nicht immer geachtet; z. B. § 1 ‚eifrige w. Beschäftigung‘ und ‚eifrig gestrebt‘.

Otto Lutsch, Lehr- und Lesebuch für Sexta. 2. Aufl. 1892. 61 S. desgl. f. Quinta 1893. 56 S. mit zugehörigem Vocabular zu jedem Bändchen bearb. von Dr. Wilh. Sternkopf, erschienen 1892 (Sexta 92 S.) und 1893 Quinta, 2. Aufl. Verlag von Vellagen und Klasing, Bielefeld-Leipzig. Grundlage der Bücher ist die Perthes'sche Methode, daß „nicht von der Erlernung der Vokabeln und des Paradigmas zur Anschauung derselben im Satze, sondern umgekehrt von der Anschauung der Wörter und grammatischen Formen im Satze zur Erlernung der Vokabeln und des Paradigmas überzugehen“ sei. Die Anlage der 1. Aufl. ist in der 2. beibehalten worden, nur sind Vereinfachungen eingetreten durch Beseitigung seltener Wörter und Wortformen, sowie Verringerung der zu lernenden Vocabeln. In der Verteilung des Stoffes ist eine Änderung insofern vorgenommen, als unter anderem das pronom. indefinitum zum Ponsum der Quinta gezogen wurde. Als praktisch ist in den Büchern anzuerkennen die Heranziehung bekannter Fremdwörter zur Erleichterung des Verständnisses, ebenso im Vocabular die Angabe der Quantitäten. Auch mit der Einfügung zusammenhängender Stücke in beiden Teilen und besonders im Quintabuche als Vorbereitung für die Lektüre des Nepos kann man nur einverstanden sein. Die Bücher sind nach preussischen Lehrplänen gearbeitet, doch können dieselben als Hilfsbuch in der Hand des Lehrers auch bei uns nicht unwillkommene Dienste leisten.

Wörterverzeichnis zu Homeri Iliadis A—J. Nach der Reihenfolge im Verse geordnet von Dr. August Scheindler, K. K. Direktor am Staatsgymnasium im IV. Bezirk in Wien. Dritte, unveränderte Auflage. Wien, Prag, Leipzig, Tempky und Freytag. 1894. Preis geh. 70 Pf., geb. 1 M. Da die 3. Auflage dieses Wörterverzeichnisses zu den 4 ersten Gesängen der Ilias nur ein unveränderter Abdruck der 2. Auflage von 1890 ist, so mag es genügen, auf die frühere Besprechung des Büchleins in diesen Blättern, Jahrg. XXVI (1890) S. 329 zu verweisen.

Sophokles, für den Schulgebrauch erklärt von Gustav Wolff. 2. Teil. Elektra. Vierte Auflage, bearbeitet von Ludwig Bellermann. Leipzig, Teubner 1893. Geh. 1 M. 50 Pf. Während die dritte Auflage nur 152 Seiten hatte, zählt die neue 168. Sie bietet nämlich, wenn sie auch sonst nicht viele Veränderungen zeigt, mehrfache Zusätze in den Anmerkungen, welche die richtige Auffassung erleichtern und daher mit Freuden zu begrüßen sind, besonders auch neue Hinweise auf andere Schriftsteller. Als Änderungen im Texte sind zu verzeichnen: V. 90 *κατὰς*, 495 f. *τὸ τὸνδὲ τὸ θεῖος ἔχει με, μή τοδ' ἴμιν*, 853 *θοῦτ'.* An Druckfehlern und Versehen sollen angeführt werden: S. 130 Z. 17: im gewöhnlichem Sinne, im kritischen Anhang zu V. 157: *οἴα* st. *οἴα*, zu V. 479: *θεῖος* in *θεῖος* mutatum st. *θεῖος* in *θεῖος*, im Texte ist der V. 1097 als 1095 bezeichnet. Aus der dritten Auflage herübergenommen sind in der „Besprechung einzelner Stellen“ zu V. 856 *τις γῆς* st. *τι γῆς* und in der Anmerkung zu V. 1098 die Angabe: „1193—1383 Drittes Epeisodion.“ Auch läßt B. noch immer die Exodos mit V. 1442 beginnen statt mit 1398.

Sophokles erklärt von F. W. Schneidewin. 5. Bändchen: Elektra, 9. Aufl. besorgt von Aug. Nauck. Berlin, 1893 in der Weidmannschen Sammlung griechischer und lateinischer Schriftsteller mit deutschen Anmerkungen. 191 S. 8°. 1 M. 50 Pf. Das fertige Manuskript dieser Auflage wurde nach Naucks Tode abgedruckt, wobei V. Jernstedt die Korrektur übernahm, die als sorgfältig zu be-

zeichnen ist. Zu den Änderungen, die der Herausgeber selbst vornehmen wollte, gehört wohl auch *ἀδύνατος* in V. 535, wie aus dem Hinweis im kritischen Anhang zu schließen ist. Die Einleitung ist wortwörtlich aus der 8. Auflage herübergenommen, auch mit der falschen Angabe: „Prologos 1–85.“ In den Anmerkungen ist sehr wenig geändert, der Text aber zeigt manche Abweichungen von der früheren Gestalt; so kommen zu den vielen schon bisher eingeklammernten Versen und Versteilen noch hinzu: 593 f., 656 das Wort *πᾶσι*, 1173, 1201 *μόνος*, 1299–91, 1373 *Ἡράκλῆς*, 1471, 1505–7, während im V. 531 die Wörter *σὺν ἡμῶν* jetzt nicht mehr in Klammern stehen. Sodann sind abgesehen von Schreibungen, wie *τεταράχθη* 115, *ποταμὸς* 1044 u. ä. noch folgende Veränderungen hervorzuheben: 35 *ταῦτα*, 109 *ἔχρη*, 165 *ἀγαπῶς* st. *τάκων*, 437 *ἴσ' ἄν*, 454 *εἰς γὰρ*, 496 *μή ποτε μή ποθ' ἔμιν*, 593 *δ' st. γ'*, 664 *γῶν*, 769 *τῷ ἑνὶ*, 878 *ἐραργῆς*, 889 *μή*, 1109 *κλιθόνος ἐζῶντος*, 1145 *παρῖνον*, 1220 *ὦ τῶν*.

Meyers Konversationslexikon. Bd. IV Chewilló bis Dingelstedt, Bd. V Dinger bis Ethikus. Bd. VI Ethik bis Gaimersheim. Leipzig und Wien, Bibliographisches Institut 1894. Die seit dem letzten Referate in diesen Blättern erschienenen drei neuen Bände zeigen alle die an den ersten gerühmten Vorzüge, wie auch die Raschheit des Erscheinens den baldigen Abschluss des großartigen Unternehmens erhoffen läßt. Karten und Illustrationen halten sich auf der gleichen Höhe. Es sei in dieser Beziehung auf Bd. IV p. 615 ff. Darwin und Darwinismus verwiesen: Deutschland hat in demselben Bande von p. 837 an nach allen Seiten seiner reichen Entwicklung eine ebenso knappe, wie lehrreiche, durch vortreffliche Karten erläuterte Darstellung gefunden. (Besonders interessant Garnisonskarte von Mitteleuropa p. 896; Deutschostafrika zu p. 944 ff.) Im V. Bde. sind die Städtepläne von Edinburg, Elberfeld und Barmen, Düsseldorf, Dresden ganz besonders bemerkenswert, hier auch sehr instruktiv zum Artikel „Eisenbahn“ Entwicklung des Eisenbahnnetzes der Erde von 1840–91, wie auch in demselben Bande die Elektrizität eingehende Behandlung fand. Die Karten zu den Artikeln Edelstein und Emailmalerei sind wahre Perlen der Illustrationskunst. Im VI. Bde. sind die Illustrationen zwar weniger reich, aber nicht weniger vorzüglich: besonders gelungen Fixsterne des nördlichen Sternenhimmels und Farne. In demselben Bande ist Frankreich in eingehender Weise behandelt und dazu p. 781–810 in einem größeren Artikel die „Französische Literatur“ nachgetragen.

Vademecum für Candidaten des Mittelschullehreramtes in Österreich. Unter Mitwirkung von Fachmännern herausgegeben von einem Schulmanne. I. Teil: Für Philologen an Gymnasien. 152 S. 2 M. II. Teil: Für Germanisten und Historiker an Gymnasien. 158 S. 2 M. 20 Pt. Wien 1894, A. Hölder, K. u. K. Hof- u. Universitätsbuchhandlung. Veranlassung zu dieser Zusammenstellung jener allgemeinen und besonderen Vorschriften, deren Kenntnis für den praktischen Unterricht unerlässlich erscheint, war der Umstand, daß infolge des zunehmenden Lehrermangels in Österreich jetzt Lehramtskandidaten zur Unterrichterteilung herangezogen werden müssen, bevor sie durch das Probejahr in das praktische Lehramt eingeführt worden sind. Für die Gymnasien sind 3 Teile in Aussicht genommen, von welchen bisher die oben genannten 2 erschienen sind, der 3. wird wohl für die Mathematiker bestimmt sein. In allen dreien stimmen naturgemäß jene Abschnitte ganz oder teilweise überein, welche die offiziellen Texte der einschlägigen Verordnungen etc. enthalten, so I. Bestimmungen über das Probejahr, II. Lehrplan des Gymnasiums, III. Übersicht des Lehrplanes nach den Klassen, IV. Übersicht über die vorgeschriebenen schriftlichen Arbeiten, VI. Disziplinar- und Schulordnung (Schulhygiene), VII. Organisation des Gymnasiums. Die vorliegenden beiden ersten Teile unterscheiden sich nur durch den Hauptteil S. 44 ff. Instruktionen und durch Teil IX Fachmethodik. Diese Abschnitte aber machen die beiden Bändchen auch für Lehrer an den Mittelschulen außerordentlich wertvoll; denn abgesehen davon, daß die Instruktionen für die österreichischen Gymnasien ohnedies gekannt zu werden verdienen, hat der Herausgeber durch zahlreiche Anmerkungen auf einschlägige ältere und neuere Erscheinungen hingewiesen, durch welche der junge Lehrer seine Kenntnisse erweitern kann.

Besonderen Dank verdient aber die Zusammenstellung der Literatur sowohl in dem beiden Bändchen gemeinsamen cap. VIII. Allgemeine Erziehungs- und Unterrichtslehre, als auch in dem cap. IX. Fachmethodik. Gerade in Bezug auf diese Abschnitte dürfte sich die Hoffnung des Herausgebers erfüllen, daß seine Zusammenstellung auch älteren Lehrern als bequemes Nachschlagewerkchen willkommen sein werde.

Wilhelm Borchardt, Die sprichwörtlichen Redensarten im deutschen Volksmunde nach Sinn und Ursprung erläutert. Zweite, völlig umgearbeitete Auflage, herausgegeben von Gustav Wustmann. Leipzig. F. A. Brockhaus 1894, geh. 6 M., geb. 7 M. Während das bekannte Buch, die „Geflügelten Worte“ von Büchmann sich darauf beschränkt, den Ursprung von Citaten nachzuweisen, suchte Borchardt in dem oben genannten, 1888 in erster Auflage erschienenen Werke Sinn und Ursprung jener volkstümlichen Redensarten zu erforschen, an denen unsere Muttersprache ganz besonders reich ist. Kein Wunder, daß die erste Bearbeitung eines derartigen Stoffes mancherlei Lücken aufwies; daß sie aber trotzdem eine freundliche und dankbare Aufnahme fand, beweist das Notwendigwerden einer 2. Auflage nach verhältnismäßig kurzer Zeit. Da Borchardt am 7. Mai 1889 gestorben war, so erhielt Dr. G. Wustmann, der bekannte Verfasser von „Allerhand Sprachumheiten“, ein gründlicher Sprachkennner, von der Verlags-handlung 1892 die Aufforderung, eine neue Bearbeitung zu übernehmen. Durch diese ist aus dem Borchardtschen Werke fast ein neues Buch geworden, Umfang der Sammlung, Inhalt und Form der Darstellung haben in gleicher Weise gewonnen. Wenn nun schon jeder, der Sinn für den Humor der Muttersprache hat, das Buch gerne zum Nachschlagen besitzen wird, so hat dasselbe doch ganz besonderen Wert für den Lehrer. Schon auf der untersten Stufe ist es unsere Aufgabe, bei gegebenem Anlaß bildliche Redensarten, die im Laufe der Zeit so farblos geworden sind, daß wir uns des bildlichen Ausdruckes kaum mehr bewußt sind, zu erläutern (cf. Nicklas, Methodische Winke für den deutschen Unterricht S. 32/33); hiebei aber wird das vorliegende Buch treffliche Dienste leisten. Zeigt ja doch andererseits die Bemerkung Wustmanns, das Meiste und Beste zur Erklärung deutscher Redensarten habe in den letzten Jahren Lyons „Zeitschrift für den deutschen Unterricht“ geliefert, wie sehr die Schule bei dieser Erklärungsarbeit interessiert ist. Es braucht also kaum gesagt zu werden, daß das Buch warme Empfehlung verdient.

H. Nohl, Ciceros Rede für den Oberbefehl des Cn Pompejus, für Q. Ligarius und für den König Dejotarus, für T. Annius Milo. 2. verbesserte Auflage 1894. Leipzig, Freitag. 3 Bändchen à 60 Pf. geb. Nohls Bearbeitung von Ciceros Reden wurden in diesen Blättern wiederholt empfohlen. Nach dem jetzigen Plane sind die handschriftlichen und kritischen Notizen weggelassen, dafür eine deutsch geschriebene Einleitung mit Disposition jeder Rede beigegeben; am Schlusse findet sich eine Erklärung der Eigennamen und sachlich schwierigen Stellen; außerdem verbreitet sich ein Anhang zur Rede pro Ligario und pro rege Dejotaro über die Stände und Parteien in Rom, pro lege Manilia über die Ämterlaufbahn zu Ciceros Zeit, pro Milone über das Forum zu Ciceros Zeit, in durchaus falscher Weise; weniger gelungen ist der angefügte Plan des Forums, der wenig übersichtlich ist und Druckfehler enthält. Der Text zeigt verschiedene Veränderungen, darunter auch solche, die in diesen Blättern angeregt wurden, selbstverständlich als neu etwas zugeschnitten. Wegen der schönen Ausstattung, des geringen Preises und der sachlichen Güte empfehlen sich diese Ausgaben ganz besonders da, wo den Schülern nur Texte in die Hand gegeben werden.

Archäologisch-Epigraphische Mitteilungen aus Oesterreich-Ungarn. Herausgegeben von O. Benndorf und E. Bormann. Jahrgang XVI. Heft 2. Prag F. Tempsky. Wien F. Tempsky. Leipzig G. Freitag (144 Seiten mit 4 Tafeln und 50 Abbildungen. Preis 8 M.). Die Erwartung, welche man hegen konnte, hat sich bald erfüllt: das reichhaltige zweite Heft bringt einen Aufsatz von Hartwig über Fragmente zweier rotfiguriger Schalen mit Darstellungen der Ilipersis, Pollak veröffentlicht die Inschriften zweier Schalen

von Tleson und Ergoteles, die er in Florenz im Antikenhandel gesehen hat. Hiller von Gärtringen ergänzt seinen früheren Aufsatz über den rhodischen Strategen Nikagoras durch einen inschriftlichen Fund. Desgleichen werden die Berichte über eine Reise in Bosnien von Patsch und über einen Ausflug nach Liburnien und Dalmatien von Sticotti unter Beibringung von epigraphischem Material zu Ende geführt. Neue Inschriften aus Dacien hat Tégglás und Antiken aus Durazzo (Dyrrhachium) haben Forchheimer und Ad. Exner gesammelt. Die ausführlichste Arbeit handelt über Ausgrabungen in Carnuntum im Jahre 1891: Die technischen Ergebnisse sind von Dell mitgeteilt, insbesondere über das sogenannte Heidenthor und über ein Heiligtum des Jupiter Dolichenus wird ausführlich berichtet, auch einige statuarische Funde des Gottes sind abgebildet. Die Inschriften bespricht Bormann: am wichtigsten ist die Veröffentlichung zweier Militärdiplome von Pannonien aus dem Jahre 149 und 150, die nicht unmittelbar bei Carnuntum, sondern in Brigetio zu Tage gekommen sind. Merkwürdig endlich ist der Fund einer Silbermünze der historisch nicht überlieferten Kaiserin Dryilla, er gibt Rhode Veranlassung, die hierhergehörigen Münzen aufs Neue zu behandeln.

## IV. Abteilung.

### Miszellen.

#### Archäologisches aus Griechenland.

a) Aus Delphi. Außer dem bereits entdeckten Apollohymnus hat man wie Homolle, der Direktor der französischen Schule in Athen, in einem an die Pariser Akademie gerichteten und daselbst in der Sitzung vom 27. September d. J. verlesenen Schreiben mitteilt, ebenfalls im Schatzhause der Athener zu Delphi einen zweiten, mit Musiknoten versehenen Apollohymnus entdeckt, welcher in zwei Kolonnen auf einer 0,61 m breiten und 0,80 m hohen Marmortafel eingegraben und dessen Wortlaut, wie bei Versen, durch Striche geteilt ist. Die Dichtung, welche die Geburt Apollos auf Delos, seine Ankunft in Delphi und seinen Sieg über den Drachen Python behandelt, unterscheidet sich von dem ersten Apollohymnus dadurch, daß sie nicht nur mit Gesangs-, sondern auch mit Instrumentalnoten versehen ist. Das 42 Zeilen umfassende Musikstück schließt mit einer Strophe, die ein Gebet für die Stadt Athen und für die Römer enthält, ein Umstand, welcher unbedingt den Schluß erlaubt, daß das Denkmal, wie die meisten Inschriften an den Wänden des Schatzhauses, dem Ende des 2. Jahrhunderts seine Entstehung verdankt. Die Entdeckung ist um so wichtiger, als aus ihr, was früher vielfach angezweifelt wurde, mit größter Sicherheit hervorgeht, daß die Griechen die Harmonie wirklich angewandt haben, zumal sie für die Instrumente ein anderes altertümliches Notenalphabet als für die Stimmen benutzten. Das zweite Gedicht, welches im Apollotempel auf einer Fliese des Bodeus gefunden worden ist und von einem bis jetzt unbekanntem Dichter aus Skarphaea bei Lokris herrührt, stammt aus dem 4. Jahrhundert, wie teils die in ihm zur Anwendung gebrachte Schriftgattung, teils und ganz besonders der Name des Archonten zeigt, welcher auf den benachbarten, der Zeit um 340 v. Chr. angehörigen Inschriften genannt wird, ist also bedeutend älter als die Apollohymne und füllt zwei Spalten zu je 49 Zeilen, von denen jede Zeile mindestens 30 Buchstaben enthält; doch fehlen 18 Zeilen gänzlich. Weiter hat man letzthin, wie Homolle angibt, mehrere hellenische und römische, namentlich aber vier archaische Bildsäulen von hervorragendem Werte gefunden, nämlich eine nackte, dem Apollotypus ähnliche Männergestalt, zwei Frauengestalten von unsicherer Bedeutung und eine geflügelte, der athenischen Nike entsprechende weibliche Figur, ferner auch Reste einer Sphinge von getrie-



bener Arbeit und einen vollständigen korinthischen Helm. Diese Mitteilungen können noch durch folgende, der in Athen erscheinenden Zeitschrift *Palingenesia* entnommene Angaben vervollständigt werden. In der ersten Hälfte des Monats August 1-94 sind die Ausgrabungen in Delphi über die Nordseite des großen Apollontempels hinaus bis zur Kassotis ausgedehnt worden, so daß man dem Theater und der Gasthalle der Knidier z. Z. schon sehr nahe gekommen ist. Der angeführte Bericht zählt unter den Funden nachstehende wichtige Stücke auf, die allerdings bestimmungsgemäß in Griechenland verbleiben sollen, während für die französische Regierung Abgüsse derselben hergestellt werden: eine sehr gut erhaltene Antinousstatue, eine, wie erstere, fast unversehrt, im ganzen und einzelnen sehr fein gearbeitet archaische Nikestatue, eine archaische, den auf der Akropolis in Athen entdeckten Frauengestalten ähnliche Bildsäule, ein männlicher Kopf, eine Athletenfigur, ein in der Nähe von Gelons Weihgeschenk gefundener Stein, der die Form eines Nabels zeigt, und verschiedene mehr oder minder interessante Inschriften.

b) Aus Delos wird berichtet, daß man auf Grund der bei den Ausgrabungen gewonnenen Ergebnisse den Plan eines griechischen Hauses des zweiten vorchristlichen Jahrhunderts nebst allen Einzelheiten, insbesondere der Ausschmückung, genau festzustellen in der Lage ist, zumal man daseibst auch eine große Zahl wertvoller, fast unverletzter Bildwerke gefunden hat.

c) Zu den Ausgrabungen in Kreta. Über höchst wichtige Entdeckungen, die man in Kreta gemacht hat, und deren Ergebnisse fast mit Sicherheit beweisen, daß schon die mykenische, also die bei Homer geschilderte Zeit die Schrift gekannt hat, berichtet die englische Zeitschrift *Academy* Genaueres. Darnach hat der Direktor des Ashmolean-Museums zu Oxford Evans im letztvergangenen Frühjahr auf Kreta zahlreiche, mit symbolischen Zeichen versehene Steine entdeckt, welche mit hieroglyphenartigen Darstellungen auf ebenfalls in Kreta gefundenen Siegelsteinen übereinstimmen. Die Zahl der bis jetzt in Kreta entdeckten hieroglyphischen Zeichen ist 70; sie zerfallen wie die ägyptischen und hittitischen in gewisse Klassen, indem sie teils menschliche Figuren, teils Tier- und Pflanzformen, teils astronomische und geometrische Symbole darstellen, und zeigen in ihren Formen bisweilen auffallende Übereinstimmung mit den hittitischen. Dem hieroglyphischen System steht gegenüber ein aus 24 anscheinend syllabischen Zeichen, welche größtenteils mit den auf Cypern lange üblich gewesenen Schriftcharakteren übereinstimmen, bestehendes lineares System, so daß beide Systeme vor der Einführung des phönikischen Alphabets in Griechenland in Gebrauch waren. Das lineare kann man ebenfalls auf Steinen und vorgeschichtlichen Gefäßen erkennen. In Kreta war im allgemeinen die Bilderschrift üblich und den ältesten, im Osten der Insel ansässigen Bewohnern, den sogenannten Eteoakretern, eigentümlich, welche Evans richtig mit den Philistern der Bibel identifiziert, weil diese nach der hebräischen Überlieferung von den Mittelmeerinseln kamen und auf ägyptischen Denkmälern, ebenso wie auf vielen gravierten Steinen aus Ost- und Mittelkreta als Tribut leistende Unterworfenen darge-tellt werden. Er vermutet auch mit ziemlicher Sicherheit, daß die Kreter an der syrischen Küste Kolonien angelegt haben, weil gewisse Zeichen der kretischen Bilderschrift eine auffallende Ähnlichkeit mit den ältesten phönikischen Buchstaben zeigen. Diese Vermutung wird wesentlich bestärkt durch die bereits geschilderten Funde, welche man neuerdings in Kreta gemacht und über die Halbherr in der New-York-Nation berichtet hat; namentlich kommen hiefür außer einer großen Anzahl von mykenischen Vasen und Bruchstücken von Thongefäßen, welche den dem Ende des 3. und Anfang des 2. Jahrtausends v. Chr. angehörigen Vasen von Thera ähnlich sind, mehrere Steine mit neuen syllabischen, den von Evans entdeckten sehr ähnlichen Zeichen in Bericht.

d) Die Ergebnisse der Ausgrabungen in Troja und Hisarlik im Jahre 1894. Kurz vor Abschluß der diesjährigen Ausgrabungen in Troja und Hisarlik hat Dr. Dörpfeld dem Deutschen Reichs- und Kgl. preuß. Staatsanzeiger einen Bericht über die Erfolge derselben zugesandt, dem wir Folgendes entnehmen. Zunächst wird ganz besonders anerkennend hervorgehoben, daß der deutsche Kaiser 30 000 M. aus den Fonds des Reiches und Preussens für die Fortsetzung der Untersuchungen zur Verfügung gestellt hat; alsdann wird konstatiert, daß die Hauptaufgabe des diesjährigen Unternehmens, die Freilegung der ganzen

Burgmauer in der sechsten Schicht, welche der Zeit von 1500—1000 vor Chr. angehört und die Akropolis des homerischen Iliou bildet, glücklich gelöst ist. Im Jahre 1863 war nämlich nur das Vorhandensein der Mauer festgestellt, aber noch nicht ein einziges größeres Stück derselben freigelegt, vielmehr waren nur Bruchstücke auf kurze Strecken rings um den Hügel herum gefunden worden. Gegenwärtig ist sie im Zusammenhange an der ganzen Ostseite, aber auch westlich und südlich von der Burg ausgegraben, so daß nur noch das südöstliche Stück der Aufdeckung bedarf. Die im westlichen und östlichen Teile der Burg gelegenen inneren Gebäude sind nunmehr vollständig ans Tageslicht befördert; die Mauer selbst ist an den aufgedeckten Stellen außerordentlich gut erhalten. Da dieselbe bekanntlich im Norden und Nordwesten schon im Altertum gänzlich zerstört worden ist, und ihre Steine nach Strabos Angabe zum Bau der Stadtmauer von Sigeion verwendet wurden, so können die Ausgrabungen in den letztgenannten Himmelsrichtungen selbstverständlich nie zu einem Resultate führen. Im einzelnen bemerkt Dörpfeld, daß in der sechsten Schicht viele Vorratsräume, mehrere Thore und Thürme der inneren Burg aufgedeckt, auch ein Brunnen, Gräber aus der griechischen Zeit und zahlreiche Topfwaaren gefunden sind. Wir können dem Schlussteil des Berichterstatters, daß die Ergebnisse der diesjährigen Ausgrabungen recht zufriedenstellend und überhaupt die Trümmer Trojas zu den sehenswertesten antiken Bauwerken zu rechnen sind, nur unbedingt beistimmen.

Dresden.

Dr. Löschhorn.

### Institutsnachrichten.

In Rom werden die öffentlichen Sitzungen mit der Winkelmannsfeier am 7. Dezember beginnen und bis zur Paläsiensitzung, am 19. April 1895, an jedem zweiten Freitag stattfinden. Der erste Sekretär, Herr Petersen wird von Januar bis April Vorträge in den Museen halten und außerdem in den Vatikanischen Museen Übungen im Aufnehmen antiker Bildwerke leiten. Der zweite Sekretär, Herr Hülsen wird vom 15. November bis Weihnachten ungefähr zwanzig Vorträge über Topographie von Rom halten und vom Januar bis April zweimal wöchentlich epigraphische Übungen leiten. Im Frühjahr sollen Ausflüge nach Ostia, der Villa des Hadrian, Palestrina und längs der Via Appia unter Führung der beiden Herren Sekretäre stattfinden. Im Juli wird Herr Mau, wie bisher, einen achtzügigen Kursus in Pompei abhalten, über dessen Zeit später genauere Auskunft vom Römischen Sekretariat zu erhalten sein wird. In Athen beginnen die öffentlichen Sitzungen am Mittwoch den 12. Dezember und werden bis Ostern jeden zweiten Mittwoch abgehalten werden. Der erste Sekretär, Herr Dörpfeld wird seine Vorträge über die antiken Bauwerke und die Topographie von Athen, Piräus und Eleusis Mitte Oktober beginnen und wöchentlich einmal bis zum April fortsetzen. Der zweite Sekretär, Herr Wolters wird vom Dezember bis zum April Übungen zur Einführung in die Antiken-Sammlungen Athens halten. Die gewöhnliche Reise des Instituts durch den Peloponnes bis Olympia wird voraussichtlich am 15. April angetreten werden und etwa 14 Tage dauern. Da die Zahl der Teilnehmer nur eine beschränkte sein kann, ist eine möglichst frühzeitige Meldung empfehlenswert. Die zweite nach mehreren In-eln und Küstenplätzen des ägäischen Meeres gerichtete Reise wird wahrscheinlich vom 6. Mai ab stattfinden. Sie soll, wenn es möglich ist, bis Troja ausgedehnt werden. Meldungen zu beiden Reisen sind an den ersten Sekretär in Athen zu richten.

### Personalnachrichten.

**Ernannt:** Friedr. Wakenhut, Assistent am Progymn. Weissenburg a. S. zum Studienl. in Hersbruck; Jos. Schreiegg, Assistent in Hummelburg zum Studienl. in Gernersheim.

**In Ruhestand versetzt:** Jos. Kunz, Studienl. in Gernersheim auf ein Jahr. **Gestorben:** Jos. Rupp, Gymnprof. a. D. in Freising.

**Berichtigung:** S. 574, Z. 21 v. u. lies: Georg Kustermann in Burg-hausen statt in Kempton.

# I. Abteilung.

## Abhandlungen.

### Über die Möglichkeiten des Bedeutungswandels.

#### I.

Unter dem Titel „Zur griechischen Bedeutungslehre“ hat Dr. F. Schroeder im Gymnasialprogramm von Gebweiler im Elsaß 1893 eine Abhandlung veröffentlicht, die wieder einmal den Blick lenkt auf ein Gebiet, das im ganzen noch wenig beachtet und bearbeitet, und doch wichtig und fruchtbar genug ist. Diese Schrift hat die Anregung gegeben zu der im ersten Teile hier vorliegenden Abhandlung, in der einige Hauptfragen der Bedeutungslehre besprochen werden sollen.

Den Anfang von Schroeders Programm macht eine Übersicht der einschlägigen Literatur, die durchweg aus den letzten Jahrzehnten stammt. Die Bedeutungslehre ist der jüngste Zweig der Sprachwissenschaft; sie ist erst möglich geworden durch die historische Betrachtungsweise des neunzehnten Jahrhunderts, welche die Dinge zu begreifen sucht, indem sie ihrer Entwicklung nachgeht. Den ersten, freilich recht unvollkommenen Anfang machte für das Lateinische Reisig in seinen an der Universität Halle gehaltenen „Vorlesungen über latein. Sprachwissenschaft“ (veröffentlicht 1839, mit kritischen Bemerkungen abgedruckt vor Heerdegens eigener „Lat. Semasiologie“, Berlin 1890, S. 1—38). Von Reisig rührt auch die Bezeichnung „Semasiologie“ (von *σημασία* Bedeutung und *λόγος*) her. Ihm folgte sein Schüler Fr. Haase mit seinen „Vorlesungen zur lat. Sprachwissenschaft“ (gehalten zuerst 1840, veröffentlicht 1874, I. Bd.) und anderen Arbeiten, wovon Heerdegen S. 48—55 kritisch referiert. In streng wissenschaftlicher Begründung und Bearbeitung datiert die Bedeutungslehre erst von F. Heerdegens Arbeiten an, der sich im Stoffe ebenfalls auf das Lateinische beschränkte, aber manche allgemein gültige Gesichtspunkte aufstellte. Ich nenne hier die „Untersuchungen zur lat. Semasiologie“ (3 Hefte, Erlangen 1875—1881) und die schon erwähnte „Lat. Semasiologie“. Aus letzterer Schrift hat auch Schroeder die Anregung zu seiner Arbeit geschöpft (S. 35).

Unabhängig von Heerdegen hat M. Hecht eine griechische Bedeutungslehre gefordert und dafür vorgearbeitet („Die griech. Bedeutungslehre, eine Aufgabe der klass. Philologie.“ Lpz. 1883). Vom Französischen gehen aus G. Lehmann, „Der Bedeutungswandel im Französischen“ (Erlangen 1884), und Arsène Darmesteter in

seinem anziehenden Buche „La vie des mots étudiée dans leurs significations“ (4. éd. Paris 1893), vom allgemein sprachwissenschaftlichen Standpunkt Herm. Paul in seinen „Prinzipien der Sprachgeschichte“ (2. Aufl. Halle 1886 S. 66—84 „Wandel der Wortbedeutung“); auf Grund von Wundts Logik sucht Rosenstein „die psychologischen Bedingungen des Bedeutungswechsels der Wörter“ festzustellen (Leipziger Dissertation, 1884).<sup>1)</sup>

Dem Lateinischen wandte sich wieder zu O. Hey mit seinen „Semasiologischen Studien“, Jahrb. f. klass. Phil. XVIII. Supplementbd. S. 83—212, auch als Separatabdruck, Leipzig 1890.

Zu der von Schroeder angegebenen Literatur, von der hier nur das Wichtigste genannt ist, möchte ich noch einiges nachtragen, das teils vor, teils nach seiner Schrift erschienen ist. Zu nennen wäre noch gewesen Zachers Vortrag „Über griechische Wortforschung“, Verh. d. 40. Philol.-Vers. (Görlitz 1889) S. 49—72. Von der Semasiologie als Prinzipienwissenschaft hält Zacher allerdings nicht viel, dagegen ruft er um so entschiedener zur Erforschung des äußeren und inneren Lebens der griechischen Wörter auf. Freilich, ohne Prinzipien wird dabei nicht auszukommen sein, und wäre es nur, um die Methode zu regeln. Man sieht dies z. B. an der fleißigen, aber ganz ohne semasiologische Methode gearbeiteten und deshalb nur teilweise brauchbaren Zusammenstellung, die Florian Weigel in seinen *Quaestiones de vetustiorum poetarum elegiacorum sermone* (Dissert. philol. Vindobon. vol. III. p. 109—238) vom Bedeutungswandel griechischer Wörter gibt.

Wenig bedeutet die kurze Darstellung, die Alex. Giefswain („Die Hauptprobleme der Sprachwissenschaft in ihren Beziehungen zur Theologie, Philosophie und Anthropologie“, Freiburg im Br. 1892, S. 109—117) von den Hauptarten des Bedeutungswandels entwirft. Giefswain kennt nur einiges von der einschlägigen Literatur; er stützt sich hauptsächlich auf Darmesteter.<sup>2)</sup>

Weiter sind noch zu nennen:

E. Littré, *Comment les mots changent de sens*. In den *Mém. et docum. scolaires publiés par le musée pédagogique*, fasc. 45. Paris 1888 (war mir nicht zugänglich).

Gerh. Franz, *Über den Bedeutungswandel lateinischer Wörter im Französischen*. Progr. d. Wettiner Gymn. Dresden 1890.

<sup>1)</sup> Einen Auszug aus dieser Schrift gibt R. in seinem Vortrage „Das Leben der Sprache“ (Hamburg 1893), S. 21—34.

<sup>2)</sup> Giefswains Darstellung ist nicht frei von Ungenauigkeiten. So wird S. 110 als Beispiel der Verallgemeinerung angeführt, daß unser „Stadt“ (mhd. stat, identisch mit Statt und Stätte) ursprünglich „Ort, Stelle“ überhaupt bedeutet habe, woraus dann die jetzige Bedeutung hervorgegangen sei. Hier liegt doch entschieden eine Spezialisierung vor. Wenn bei der Namengebung die Dinge nach einer hervorstechenden Eigenschaft benannt werden — z. B. femina „die Säugende“, filius „der Saugende“, terra „das Trockene“ —, so bezeichnet dies G. als „Metonymie.“ Richtiger ist auch hier eine Spezialisierung anzusetzen, indem aus einer großen Zahl von Dingen, die eine gewisse Eigenschaft haben, nur eines nach ihr genannt wird. So auch Hey S. 108 Anm. Schroeder S. 11.

K. Mühlfeld, Abriss der französischen Rhetorik und Bedeutungslehre. Leipzig 1887. — Die Lehre von der Vorstellungsverwandtschaft und ihre Anwendung auf den Sprachunterricht. Leipzig 1894.

Engelbert Schneider, Semasiologische Beiträge. I. G.-Pr. Mainz 1892. Handelt vom Ausdruck der Gefühle durch Gebärden, Interjektionen und durch die Vernunftsprache und bringt zahlreiche Beispiele des Bedeutungswandels, nach sachlichen Analogien geordnet.

Morgenroth, Zum Bedeutungswandel im Französischen. Ztschr. f. franz. Spr. u. Lit. XV (1893), 1—23.

Klaus, Semasiologische Studien. Korr.-Bl. f. d. Gelehrten- u. Realsch. Württembergs. XL (1893), S. 62—69. (Nur der Vollständigkeit halber erwähnt.)

K. Schmidt, Die Gründe des Bedeutungswandels. Ein semasiologischer Versuch. Programm des Kgl. Realgymnasiums in Berlin 1894.

Begriff der Bedeutungslehre und ihre Stellung im Ganzen der philologischen Wissenschaft ist von Heerdegen im 1. Heft der „Untersuchungen“ und dann in der Lat. Sem. S. 41 ff. gründlich erörtert worden. Die Semasiologie ist ein Teil der Grammatik, und zwar derjenige, der die Funktion des Wortes an sich (außerhalb des Satzzusammenhangs), also seinen Begriffsgehalt behandelt. Ihr Gegenstand ist demnach das geschichtliche Leben der Wörter in ihren Bedeutungen; sie hat sowohl die Prinzipien der Entwicklung aufzusuchen, als den Stoff nach ihnen zu verarbeiten.

Die erste Frage, die sich hier aufdrängt, ist: Wie verändern sich die Bedeutungen der Wörter? Herrscht hierin planlose Willkür (Anomalie), oder lassen sich die Wandlungen derselben unter gewisse allgemeine Gesichtspunkte (Analogien) bringen?

Wir sind ohne Zweifel berechtigt, die Bedeutungen eines Wortes als Begriffe aufzufassen, und demgemäß schreibt Schroeder S. 13: „Die Bedeutungsübergänge . . . stellen sich entweder als Verengerungen oder als Verallgemeinerungen . . . oder als Übertragungen dar . . . Nach dem Verhältnis, in dem die Begriffe zu einander stehen (ein Begriff ist dem andern entweder über- oder untergeordnet oder keines von beiden), ist ein anderer Weg nicht möglich.“

Verengering und Verallgemeinerung gehören zusammen, da es sich hier um einen Bedeutungswandel innerhalb derselben Begriffssphäre handelt; bei der Übertragung dagegen wird das Wort in eine andere Begriffssphäre versetzt. So haben wir dieselben zwei Hauptarten des Bedeutungswandels, die bereits Tobler in seinem „Versuch eines Systems der Etymologie“ (Ztschr. für Völkerpsychologie und Sprachwissenschaft I 349 ff.) als „formelle“ und „materielle“ Bedeutungsänderung unterschieden hat. Nur die Ausdrücke „formell“ und „materieell“ sind hier unglücklich gewählt (Heerdegen, Lat. Sem. S. 81). Ähnlich sagt Lehmann, Der Bedeutungswandel im Französischen, S. 9: „Entweder bleibt der dem Worte neu beigelegte Sinn in der

Sphäre des alten, oder er geht infolge von Ähnlichkeit, von Verbindung anderer Vorstellungen mit ihm in eine andere Sphäre über.“

Dafs Bedeutungen sich verengern, also ein Übergang vom *genus* zur *species* stattfindet, ist eine in ihrer Wichtigkeit und Häufigkeit anerkannte Tatsache. Heerdegen hat hierfür neben „Bedeutungsverengung“ oder „Spezialisierung“ den Ausdruck „Determination“ vorgeschlagen; es handelt sich ja um eine engere Abgrenzung des Begriffs durch Hervorhebung von Momenten, die vorher indifferent in demselben lagen. Natürlich ist diese Bedeutungsänderung immer der Abschluß einer längeren Entwicklung. Erst wenn die spezielle Anwendung des Wortes so überwiegt, dafs es ausserhalb jedes Zusammenhanges in uns unwillkürlich diese Vorstellung erweckt, oder wenn sie vollends die allgemeine Bedeutung ganz verdrängt hat, ist sie zur wirklichen, mit dem Worte fest verwachsenen Bedeutung geworden; ausserdem handelt es sich nur um eine gelegentliche Verwendung. Wer den gegenwärtigen Bestand der deutschen Sprache mustert, findet viele Wörter, die in dieser Entwicklung begriffen sind. Der Begriff „Sittlichkeit“ z. B. wird immer mehr nur für ein Gebiet der Sittlichkeit gebraucht, während der allgemeine Begriff durch „Moral“ und „Ethik“ gedeckt wird.

Als lateinisches Musterbeispiel für die Determination hat Heerdegen im 3. Hefte der „Untersuchungen“ *orare* ausführlich behandelt: es heifst ursprünglich „reden“ (von *os*, vgl. *orator*, *oratio*, *oraculum*, *perorare*), dann „bitten“ und schliesslich, in der christlichen Zeit, „beten“. Weitere Beispiele führt H. in der lat. Sem. an, z. B. *hostis* „Fremder“ — „Landesfeind“, *latro* „Landsknecht, Söldner“ — „verkommener Söldner, Strafsenräuber“, *stuprum* „Schande“ — „dem Weibe angethane Schande“ (s. S. 133 ff.). In seinem auf der Münchener Philologenversammlung 1891 gehaltenen Vortrage „Über Analogie oder Anomalie in der Entwicklung lat. Wortbedeutungen“ (Verh. S. 202 ff.) bespricht er noch *tempesta* „Zeit, Zeitlage“ — „Wetter“ (auf die atmosphärischen Zeitverhältnisse beschränkt) — „schlechtes Wetter, Unwetter“ (auch übertragen). Von den vielen anderen Beispielen im Lateinischen erwähne ich nur noch *emere*, das, nach zahlreichen *Compositis* (*comere*, *demere*, *promere*, *sumere*, *adimere*, *dirimere* u. s. w.) zu schliesen, als Grundbedeutung „nehmen“ gehabt haben mufs, von der die Bedeutung „kaufen“ (= *pretio emere*) erst eine Determination ist.

Auch aus dem Griechischen seien von den überaus zahlreichen Beispielen, die zum Teil noch wenig beachtet sind, einige angeführt.

$\delta\epsilon\delta\acute{\omicron}\varsigma$  hat ursprünglich den Baum überhaupt bedeutet. Das zeigen einige alte Ableitungen und Zusammensetzungen im Griechischen (z. B.  $\delta\epsilon\delta\acute{\omicron}\nu\text{-}\mu\acute{\omicron}\varsigma$  Gehölz,  $\acute{\alpha}\lambda\phi\acute{\omicron}\nu\text{-}\delta\epsilon\delta\acute{\omicron}\nu\alpha$  Baumfrüchte,  $\delta\epsilon\delta\acute{\omicron}\nu\text{-}\tau\acute{\omicron}\mu\acute{\omicron}\varsigma$  Baumfäller), sowie die verwandten Wörter in anderen Sprachen: altind. *dru* Holz, got. *triu*, engl. *tree* Baum u. a. (Curtius, Griech. Etym.<sup>5</sup> Nr. 275. Prellwitz, Etym. Wörterb. d. gr. Spr. s. v.). Im Altirischen und Cambrischen hat der Stamm ebenfalls die Bedeutung „Eiche“, doch ist das kein Beweis, dafs diese bereits auf die indogermanische Urzeit zurückgeht.

Dafs im Griechischen *δρῦς* sich zu der Bedeutung „Eiche“ einschränkte, erklärt sich daraus, dafs diese unter allen griechischen Bäumen an Zahl der Arten und Individuen obenansteht. Vgl. Ahrens, *Δρῦς* und seine Sippe. Hannover 1866 (auch in den Kleinen Schriften I. 422—458). Wagler, Die Eiche in alter und neuer Zeit. I. Gymn.-Progr. Wurzen 1891. S. 3 f. Neumann-Partsch, Physikal. Geogr. von Griechenland. S. 377.

Auch für das mit *δρῦς* stammverwandte *δόρυ* ist die Grundbedeutung weiter anzusetzen als gewöhnlich geschieht; es bezeichnete ursprünglich jeden Balken oder hölzernen Schaft. Vgl. Ahrens a. a. O. S. 15 (433). Z. B. *B* 135 *δοῦρα νεῶν*. *M* 36 *δοῦρατα ἀνέγων*. § 167 heisst sogar der lebende Stamm einer Dattelpalme *δόρυ*. Bekannt ist der *δοῦριος* (*δοῦραίτιος*, *δοῦρειος*) *ἵππος*. Die später noch bei Dichtern viel übliche Verwendung von *δόρυ* für *καῦς* hat in einem uralten Gebrauche für „Einbaum“ ihre Wurzel, nicht etwa in einer metonymischen Verwechslung des Gegenstandes und seines Stoffes. Noch zur Zeit des Periegeten Pausanias wurde in Chaironeia das dort verehrte Scepter des Agamemnon *δόρυ* genannt (IX 40, 6).

*ἄγαλμα* ist ursprünglich *πᾶν ἐφ' ᾧ τις ἀγάλλεται, οὐχ ὡς ἡ σερήθεια τὸ ζῴον* (Hesych. s. v.), also Prunkstück, Schmuckstück. So noch häufig bei den älteren Dichtern: *A* 144 heisst es von einem *παρήιον ἵππων*: *βασιλῆι δὲ κείτω ἄγαλμα*. σ 300 *ἴσθμιον . . . περικαλλῆς ἄγαλμα*. Alkaios fr. 15, 3 *ἵππιοι λόφοι, κεφάλαιον ἀνδρῶν ἀγάλματα*. Soph. Ant. 1115 heisst Dionysos *Καθεύς νύμφας ἀγάλμα* („Stolz“). Später hat das Wort nur die Bedeutung „Prachtstück für die Götter, Weihgeschenk, Götterbild“, die nicht belegt zu werden braucht; den Übergang bilden Stellen wie *μ* 347

*αἰψὸν κεν Ἥελίῳ Ὑπερίονι πῖονα νῆον*

*τεύξομεν, ἐν δὲ κε θεῖμεν ἀγάλματα πολλὰ καὶ ἐσθλά.*

*ὄργῃ* (vgl. *ὄργᾶν* schwellen) ist zunächst ganz allgemein „Trieb, Geistesrichtung, Sinnesart“, dann immer mehr „leidenschaftliche, heftige Sinnesart, Zorn“. Die alte Bedeutung liegt; z. B. vor im Hymnus auf Demeter V. 204 f.

*μειδῆσαι γέλασαι τε καὶ ἴλαν οχρῆν θυμόν,*

*ἢ δὴ οἱ καὶ ἔπειτα μεθύσιρον εὔαθεν ὄργῃ —*

oder bei Tyrtaios fr. 11, 8 *ἐν δ' ὄργῃν ἐδάμ' ἀργαλέον πολέμου* (nicht, wie z. B. Biese in seiner Auswahl griechischer Lyriker erklärt, *furorem belli*, sondern *ingenium, indolem belli*), oder bei Herodot VI 128 *δειπρῶτο αἰνῶν τῆς τε ἀνδραγαθίης καὶ τῆς ὄργῆς καὶ παιδεύσεως τε καὶ τρώπων*. Eine alte Inschrift von Chios (bei Roehl, Inscr. Graec. antiquiss. Nr. 382) besagt, dafs ein Ehemann seiner verstorbenen Frau *ὄργῆς ἀνι' ἀγαθῆς* (für ihren trefflichen Charakter) ein *μνῆμα* gesetzt habe.

*σοφός* und *σοφία* hatten ursprünglich einen weiteren Begriff als den der Weisheit. Vgl. *O* 412 *τέκτονος δαίμονος, ὅς ῥά τε πάσης ἐν εὐδῆ σοφίης*, wozu schol. A: *τὸ γὰρ παλαιῶν πᾶς τεχνίτης* (Sachverständiger, Fachmann) *σοφός ἀνομάζειο*. Alkman fr. 9, 1 *ἵππῶται σοφοί* (geschickt). Daher bei den Lyrikern oft vom kunstmäßigen Dichter oder Sänger: Simon. C. fr. 118, 4 *σοφῶν αἰδοῶν*. Pind. Ol.

1, 9 ἦμος ἀμφιβάλλεται σοφῶν μητίσσει u. ö. Athenaios XIV p. 632 C berichtet, in den alten Zeiten seien alle Musiker σοφισταί genannt worden. σοφιστάδα findet sich, ebenfalls in weiterer Bedeutung, zuerst bei Hes. Op. 649 οἷε τι ραυιλίης σεσοπισμένου οἷε τι νηῶν. Humoristisch heißt in Platons Symposion p. 214 A die Kraftleistung des Alkibiades im Trinken ein σοφισμα.

Ἔπος hat bekanntlich nach Homer seine weite Grundbedeutung „Wort, Rede“ eingebüßt und sich auf die Bedeutung „Heldenlied“ (bes. plur. τὰ ἔπη) beschränken müssen; nur in der formelhaften Wendung ὡς ἔπος εἰπείν blieb, durch die figura etymologica unterstützt, ein Nachklang der alten Bedeutung. Auch das bei Homer synonyme

μῦθος beschränkt sich allmählich auf die fabelhafte, erdichtete Rede und steht so oft im Gegensatze zu λόγος, z. B. Plat. Prot. 320 C πότερον ἦν μῦθος λέγων ἐπιδείξω ἢ λόγῳ διεξελθῶν;

ὅπλα sind sowenig wie im Lat. arma ursprünglich nur „Waffen“; beide Wörter bedeuten zunächst ganz allgemein „Geräte, Werkzeuge.“<sup>1)</sup> Vgl. lat. armamenta Takelwerk, armarium Schrank; ähnlich hat sich im Deutschen „Rüstung“ entwickelt. Bei Homer finden wir für „Waffen“ nur selten, und wie es scheint, nur in späteren Stücken (K 254 und 272. Σ 614. T 21) ὅπλα, sonst ἔντευα und τεύχεα, welche beiden Wörter übrigens ursprünglich ebenfalls „Gerät, Geschirr“ bedeutet haben (vgl. η 232 ἔντευα δαιώς. hymn. Apoll. 489 ἔντευα νηός. ο 218 ἐγκοσμίετε τὰ τεύχε· ἐνῦροι, νῆ μελαίνῃ). Die alte, weitere Bedeutung von ὅπλον liegt vor z. B. Σ 412 ὅπλα —, τοῖς ἐλονεῖτο (Schmiedewerkzeuge). ζ 268 νηῶν ὅπλα —, πείσμαια καὶ σπείρα. Auch ὀπλιζῶ hat fast immer die allgemeine Bedeutung „zurüsten“, besonders mit δόρυλον oder δειλινον verbunden (z. B. A 86. β 20). Die spätere Zeit kennt ὅπλον in seiner weiten Grundbedeutung nicht mehr, sondern nur in zwei spezialisierten Bedeutungen: „Waffe“ und „Schiffstau, Tau.“ Letztere Bedeutung findet sich schon bei Homer (z. B. ξ 346 ὅπλων ἐνστροφεῖ. η 390), dann z. B. Herod. VII 25 ὅπλα ἐς τὰς γαγγήρας βύβλινά τε καὶ λευκολίνον.

νόστιος und νοσιέω haben nicht von Anfang an nur die Bedeutung der Heimkehr gehabt, sondern die weitere des Hinkommens. Erreichens, wie man schon aus dem etymologischen Zusammenhang mit νέουμαι, νόσσομαι schließen kann (Curlfius, Griech. Etym. 5 Nr. 432). Vgl. ε 344 ἐπιμύειο νόστιον γαίης Φαιάκων (strebe nach der Ankunft im Phäakenlande). Soph. Phil. 43 ἐπὶ φορβῆς νόστιον ἐξελίγηθεν. δ 619 κτίσέ με νοσιγίγναι (von Hinkommen); vgl. auch das comp. πιφι-νοσιεῖν (z. B. Plat. rep. VIII 558 A).

διώξειν ist ursprünglich ganz allgemein „in rasche Bewegung setzen, dahintreiben“; gehört es doch etymologisch zu δίεμαι eile, διερός geschwind (Prellwitz, Et. Wb. s. v.) Vgl. Θ 439 Ζεὺς δὲ πατὴρ Ἴδη-θεν ἐίτροχον ἵονα καὶ ἔλλανς Οὐλύμπόνδε δίωκε. Pind. J. 7, 35

<sup>1)</sup> ὅπλον ist abzuleiten von ἔπω „besorge, betreibe“, das vielleicht nicht eines Stammes ist mit ἐπουμαι „gehe mit“ (altind. sāpati dient, betreibt, dag. sācate ist zusammen, folgt. S. Prellwitz, Etym. Wb. s. v.).



βέλος διώζει χερί. Aesch. Eum. 406 ἔρδεν διώκουσ' ἦλθον αἰγυριον πόδα. So erklärt sich auch der Eigenname *Αιώσιππος*. Dann aber wird das Verbum auf lebende Wesen eingeschränkt, die man in feindlicher Absicht vor sich hertreibt, und von da aus wieder mannigfach übertragen. Vgl. meine Diss. „Zur hist. Entw. d. Metaph. im Griech.“ S. 34 f.

Eine eingehendere Behandlung dieser Beispiele, deren Zahl sich leicht vermehren ließe, behalte ich mir für eine spätere Gelegenheit vor.

Noch seien einige deutsche Beispiele angeführt. Hochzeit ist ursprünglich jedes Fest (mhd. hohgezite), jetzt nur noch das Fest der Vermählung. Arbeit (arebeit) ist, wie aus der Anfangsstrophe des Nibelungenliedes jedem bekannt ist, von Haus aus jede Plage, Not, Mühsal (= *πόρος*; labor), jetzt nur noch die zur Erreichung eines bestimmten Zieles pflichtmäßig aufgewandte Mühe. Noch in einem Liede Paul Gerhards heisst es: „Herz, freu dich, du sollst werden Vom Elend dieser Erden Und von der Sünden Arbeit frei“. List ist ursprünglich „Klugheit, Kunst“ überhaupt (so im Armen Heinrich 182 der wisen arzäte list). Ehe (mhd. êwe, ê), verwandt mit *αἰών* und *aevum*, bedeutet eigentlich die lange Zeit, die Ewigkeit, dann mit metonymischer Übertragung einen für immer geschlossenen Vertrag, ein für immer geltendes Recht; das alte und neue Testament heisst mhd. diu alte und diu niuwe ê. Wir kennen das Wort nur mehr in der verengerten Bedeutung des Lebensbundes von Mann und Frau. Miete ist, wie schon das verwandte *μισθός* vermuten läßt, ursprünglich jede Bezahlung oder Belohnung (z. B. im Armen Heinrich 644). Reue bedeutet jetzt die Betrübniß über einen begangenen Fehler; noch das mhd. riuwe hatte die ganz allgemeine Bedeutung „Herzeleid, Kummer, Betrübniß“. Neid (nit) heisst ursprünglich „Eifer“ (auch im guten Sinne), dann erst „feindlicher Eifer, Eifersucht, Hafs“ (s. Müller-Zarncke im Mhd. Wb.). Die Entwicklung ist ähnlich wie bei *ζήλος* Eifer — Neid. Wahn (*wân*) ist noch im Mhd. allgemein „Vermutung, Glaube“, nicht nur der irrige. Dach bezeichnete ursprünglich jede Bedeckung, Hülle; vgl. in Hartmanns Erec 8236: ez waren ir rocke unde ir dach (Überwurf) von swarzem samite. Stall ist eigentlich der Ort, wohin etwas gestellt wird (z. B. burestal der Platz, auf den eine Burg gebaut ist), jetzt nur der Raum für das Einstellen des Viehs. Gerben (*gerwen*), ursprünglich „gar machen, bereiten“, ist jetzt nur noch vom Bereiten der Felle üblich.

Häufig ist die Einschränkung des Wortbegriffs zugleich eine Verschlechterung desselben; ich erinnere nur an „Mähre“ (Pferd) und an „Pfaffe“, denen noch im Mhd. jeder verächtliche Beigeschnack fremd ist. Über diese Erscheinung und ihre Gründe soll im zweiten Teile dieser Abhandlung gesprochen werden. —

Während das Hinzutreten determinierender Elemente eine Verengung der Bedeutung bewirkt, führt das Ausscheiden von solchen zur Erweiterung der Bedeutung von der species zum genus, zur Verallgemeinerung.

So ist dicere eigentlich nur ein übertragenes *δεικνύειν* (vgl.

digitus index der Zeigefinger), steht also ursprünglich nur von einem geistigen Zeigen oder Weisen<sup>1)</sup>, wie noch bei Plautus, später aber heißt es ganz allgemein „sagen, reden“ (Heerdegen, Lat. Sem. S. 90 f.) Diese Verallgemeinerung führt Heerdegen mit Recht darauf zurück, daß dicere eben die Stelle des in die engere Bedeutung „bitten“ übergegangenen orare (s. o.) ausfüllen mußte; sie sei also durch Substitution bedingt. Heerdegen nimmt nur eine solche durch das Eintreten für ein anderes Wort bedingte Verallgemeinerung an und läßt diese demnach neben den Hauptprinzipien der Determination und Translation nur als Nebenprinzip gelten. Dagegen behauptet Hey (S. 92 f.), daß es auch eine selbständige Verallgemeinerung gebe. Z. B. habe virtus seine Bedeutung von „Mannestüchtigkeit“ (und diese war eben anfangs Stärke, Tapferkeit; Ennius sagt sogar: Melius est virtute ius, nam saepe virtutem mali nanciscuntur, fr. 223 V) zu „Vortrefflichkeit, Tugend“ erweitert. Hierin stimme ich Hey mit Schroeder (S. 4) bei. Nur gezwungen ließe sich diese Erweiterung des Begriffs als Übertragung erklären; er entwickelt sich sozusagen von innen heraus immer weiter und dehnt sich auf immer mehr Objekte derselben Sphäre aus.

Aus dem Griechischen wäre anzuführen z. B. *γράφειν*, das, in seiner Grundbedeutung ein Synonymon von *δεικνύειν*, übertragen nicht gleich „sagen“, sondern, wie schon Aristarch (Lehrs, de Ar. stud. Hom.<sup>3</sup> p. 84 sq.) erkannte, zunächst „anzeigen, kundthun“ bedeutete (vgl. m. Diss. S. 105 ff.). Ähnlich ist die Bedeutungsentwicklung von *λέγειν* (ebenda S. 53 ff. Vgl. auch Romundt, die Wurzel *ΛΕΓ* im Griech. I.-D. Lpz. 1869). Die Grundbedeutung ist „sammeln, zusammenfassen“, dann heißt es übertragen auf geistiges Zusammenfassen „zählen, erzählen“ und zuletzt verallgemeinert „sagen“ (klar zuerst bei Alkman fr. 23, 56 *τί τοι λέγω*);. Bei diesen Wörtern scheint allerdings, wie bei dicere, die Substitution im Spiele gewesen zu sein; sie traten wohl ein für das absterbende *ἐνέπω* (*ἐνρέπω*) und *μυθόμαι*. Aber selbst wenn sich nachweisen ließe, daß alle Fälle der Verallgemeinerung durch Substitution bedingt seien, würden wir diese als ebenbürtig neben Determination und Translation anerkennen müssen. Denn vorläufig handelt es sich nur um die logische Form des Bedeutungswandels, nicht um dessen Gründe. Und außerdem ist die Substitution sicherlich auch oft bei Determination und Translation das Motiv der Bedeutungsänderung gewesen. Nur ein Beispiel hiefür.

*πρόβατον* ist ursprünglich Tier, bes. Vieh, wie schon Aristarch zu Ξ 124 bemerkte (Lehrs p. 101); er erklärt das Wort *διὰ τὸ ἐίπεραν βίβιν ἔχειν πρὸ τῆς ὀπισθίας*. Ich glaube, daß *πρόβατον* etymologisch weiter nichts bedeutet als *προβαῖνον ζῷον*, wie *ἐρπειτόν* = *ἐρπον ζῷον* ist (nicht nur das kriechende Tier, denn *ἔρπω* hat einen weiteren

<sup>1)</sup> Wie auch *δεικνύειν* diese Bedeutung haben konnte, zeigt am treffendsten Hes. Op. 502: *δεικνύει δὲ δαίμασι θήρεος ἔτι μύσασιν ἰόντος* „ὅτι αἰεὶ θήρεος ἰσασίται, παύσασθαι κακούς.“

Begriff). Jedenfalls ist die alte weitere Bedeutung von *πρόβατον* noch oft genug erhalten. Z. B. Hes. Op. 557 *μεις γάρ χαλεπώτατος οἶος χιμῆρος. χιλεπὸς πρόβάτοισι, χαλεπὸς δ' ἀνθρώποισι.* Eustathios erwähnt, Pindar nenne die Pferde des Diomedes *πρόβατα*, ihre Krippe *πρόβατων τράπεζα*, auch der Pegasus heiße bei ihm *πρόβατον* (Pind. fr. 316 Bgk.). Als aber *οἶος* (*οἶς*) „Schaf“ abzukommen anfing, da übernahm *πρόβατον* diese spezielle Bedeutung und beschränkte sich immer mehr darauf. In der hellenistischen Zeit scheint *οἶς* in der Sprache des Lebens völlig von *πρόβατον* verdrängt gewesen zu sein. Ein direktes Zeugnis dafür haben wir in einer Stelle Varros, auf die mich Hr. Prof. Heerdegen freundlichst aufmerksam machte. Seiner Gewohnheit gemäß, lateinische Wörter als Entlehnungen aus dem Griechischen aufzufassen, leitet Varro de lingua Lat. V 96 *ovis* von *οἶς* ab und bemerkt erklärend zu letzterem: *ita enim antiqui dicebant, non ut nunc πρόβατον. οἶς* konnte sich wohl wegen seiner geringen Lautsubstanz nicht halten, vielleicht auch aus dem Grund, den Gustav Meyer, Essays und Studien II 63, anführt: „*οἶς* das Schaf und *ἔς* das Schwein nach neugriechischer Weise gleich zu sprechen, ist zweifellos falsch; als die beiden Wörter in ihrer Aussprache wirklich zusammengefallen waren, hat man sie durch *πρόβατον* und *χοῖρος* ersetzt.“ Übrigens scheint sich auch *pecus* (*pecoris*) im Spätlatein auf die Bedeutung „Schaf“ beschränkt zu haben; das ital. *la pecora* (von dem Plural *pecora* herstammend) hat nur diese Bedeutung. —

Von deutschen Beispielen der Verallgemeinerung führt Schroeder S. 4 an „Sache“, ursprünglich = Streitsache (noch in Widersacher, Sachwalter); ähnlich bedeutete „Ding“ von Haus aus die Rechts-handlung, Gerichtsverhandlung und ihren Gegenstand (vgl. noch dingen, Bedingung). Beide Wörter haben einen wichtigen Teil ihres Inhalts eingebüßt, dafür aber ihren Umfang von der *species* zum *genus* erweitert.

Bei der Spezialisierung und Generalisierung der Bedeutung bleibt das Wort in seiner Begriffssphäre, nur wird diese enger oder weiter.

Wenn dagegen eine Wortbedeutung in eine andere Begriffssphäre übergeht, so haben wir eine Übertragung oder Translation. Beispiele dafür gibt es unzählige. „Horn“ einerseits und „Bergspitze“, Flusssarm, Heeresflügel“ andererseits gehören ganz verschiedenen Begriffskreisen an, und doch hat der Grieche für alles ein Wort, *κέρας* (s. Diss. S. 47). *κωφός* (ebd. S. 48 ff.) ist eigentlich „stumpf“, wird aber sowohl auf die Sinne („stumm, taub“), als auf den Geist („stumpfsinnig, blöde“) übertragen. In Athen nannte man den Mietzins *ραύλλον*, den Miets Herrn *ραύκλιτρος*, ein Zeichen dafür, wie das Seeleben den Athener geistig beherrschte.

Eine Vermittlung solchen Überganges in eine andere Begriffssphäre muß da sein, und diese ist eine gewisse Ähnlichkeit zwischen dem bereits Bezeichneten und dem zu Bezeichnenden, die sich dem Geiste aufdrängt, das sog. *tertium comparationis*. Seit alten Zeiten heißt man diesen Bedeutungsübergang Metapher, und wenn die

alten Rhetoriker sie ein abgekürztes Gleichnis nannten, so ist dies logisch ganz richtig, wenn auch historisch wohl nur ganz wenige Metaphern sich erst aus der Vorstufe des Gleichnisses entwickelt haben.

Wo die Wurzeln der Metaphernbildung liegen, hat neuerdings A. Biese in seiner „Philosophie des Metaphorischen“ (Hamb. u. Lpz. 1893) in umfassender Weise gezeigt (s. die Besprechung des Buches in diesem Hefte S. 733 ff.). Die Metapher ist nicht ein willkürlicher Redeschmuck, sondern eine notwendige Form menschlichen Denkens und Sprechens. Nirgends zeigt sich dies mehr als bei unseren Ausdrücken für geistige Begriffe, die, wie es scheint, durchweg der Sinnlichkeit entnommen sind, weil wir eben Geistiges uns nur im Bilde vorstellen können. In zahllosen Fällen ist dann die sinnliche Grundbedeutung untergegangen und kann nur mehr wissenschaftlich erschlossen werden. So konnte Jean Paul mit Recht sagen: „Jede Sprache ist in Rücksicht geistiger Beziehungen ein Wörterbuch erblasseter Metaphern.“

Man denke nur an Ausdrücke wie cogito (aus co-agito) = *συνίημι*, intel-lego (eigentlich „dazwischen herauslesen“, vgl. inter-imere „dazwischen herausnehmen“), begreifen, vernehmen, vorstellen, verstehen (eigentlich sich vor etwas hinstellen, um es zu betrachten). frz. penser von pensare wägen u. a. Wörter des Sagens gehen vielfach aus solchen des Zeigens hervor: dico (*δείκνυμι*), *γράφω* (s. o.), *γάναι* und fari von demselben Stamme wie *γάνω* und *γάος*. *ελῆραι* (*εἰλ-ας*), tolerare, dulden (got. thulan) kommen von der W. tal tragen (vgl. *τελαμῶν*, tuli, tollo u. s. w.). Arguere ist eigentlich „hell, klar machen“ (*ἀργός*, argentum), suadere „schmackhaft machen“ (*ἡδής*, suavis); *ἰσχυροῦν* unser „ver-langen“, *ἰσχυρῶν* ursprünglich „sättigen“. „Lehren“ heisst nichts anderes als „auf die Spur, ins Geleis bringen“ (got. laisjan, laists Fußspur, daher noch der „Leisten“ des Schusters); eine alte Passivbildung dazu ist „lernen“. Discere heisst eigentlich „empfangen, annehmen“ (W. dec, *δέχομαι*), docere ist das Kausativum dazu (s. Prellwitz s. v. *δέχομαι*. Deecke, Erl. z. lat. Schulgramm. S. 111. 139); frz. apprendre bedeutet sowohl „lernen“ als „lehren“. „Aufrechtig“ (vgl. *ὀρθός*, rectus) ist noch bei Luther = aufrecht; er übersetzt Act. 14. 10: „Stehe aufrichtig auf deine Füße.“ Lat. malus ist ursprünglich „schmutzig“ (vgl. *μέλας*, *μολύνω* beflecke); „schlecht“ hat sich aus der sinnlichen Grundbedeutung „eben, gerade“ durch die Mittelstufen „einfach, schlicht“ und „unbedeutend, wertlos“ zu seinem jetzigen Begriff entwickelt, während „schlimm“ von Haus aus „krumm, schie“ bedeutet.

Nur so viel aus diesem reichen, schon viel bearbeiteten, aber noch nicht erschöpften Gebiete.

Wir kommen zu einer andersartigen Erscheinung im Bereiche der Translation, die zunächst einige Beispiele klar machen sollen.

*ἀγορά* heisst ursprünglich „Sammelplatz, Versammlungsplatz“ (von *ἄγω*, vgl. *πρωτὴν ἐν ἀγορῇ* bei Homer), besonders „Versammlungsort zu Wettspielen“; später ist nur die Bedeutung „Wettkampffeld“

Wettspiel“ üblich.) Diese hat sich nicht durch Erweiterung oder Verengung des Begriffs entwickelt; beide Begriffe stehen zu einander im Verhältnis der realen Abhängigkeit und Wechselwirkung.

*αἰών* (aevum, ahd. ēwa, wovon „Ehe“ und „ewig“) heißt „die Lebenszeit, das Leben“ (neben der allgemeineren Bedeutung „Zeit“), dabei aber merkwürdiger Weise auch „Rückenmark“, als Sitz des Lebens (vgl. Hesych., der aus Hippokrates anführt: *τὸν αἰῶνά τις ροσίσσας ἐβδομητῶς ἀπέθανε*).

*γλῶσσα* nnd *lingua* bezeichnen, wie die entsprechenden Wörter in vielen anderen Sprachen, nicht nur die Zunge, sondern auch die Thätigkeit des Sprechens, für die jene ein Hauptwerkzeug ist.

*cor* steht im Lateinischen auch für die psychischen und intellektuellen Fähigkeiten, als deren Sitz man sich das Herz dachte — nicht nur, wie unser „Herz“, für „Mut, Gemüt, Gefühl“, sondern auch für „Sinn, Verstand“. Für ersteres vgl. *cordi est*, für letzteres das altlateinische (und archaische) *cordatus* „gescheid, verständig“, das aus dem Verse des Ennius: *Egredie cordatus homo, catus Aelii* Sextus (bei Cic. *rep. I 30*) bekannt ist. Überhaupt ist die Bezeichnung geistiger Fähigkeiten durch ihren wirklichen oder vermeintlichen Sitz in allen Sprachen etwas sehr Gewöhnliches, man denke nur z. B. für das Griechische an *σφères, κρανίδες* u. s. f.

In allen diesen Fällen sehen wir einen Begriff in eine andere Sphäre übergehen, und doch wird niemand hier eine Metapher ansetzen wollen. Der Unterschied ist klar: bei der Metapher vermittelt eine dem Geiste sich aufdrängende Ähnlichkeit zwischen zwei Vorstellungskreisen den Übergang; in diesen Fällen dagegen gründet sich derselbe auf einen tatsächlichen Zusammenhang, eine reale Abhängigkeit. Wir nennen letzteren Übergang mit dem alten Kunstausdruck der Rhetorik eine *Metonymie*; beides aber, Metapher und Metonymie, möchte ich mit Heerdegen (*Lat. Sem. S. 66 Anm.*) als „Translation“ zusammenfassen, obwohl ja eigentlich *translatio* nur die Übersetzung von *μεταφορά* ist.

Die Metonymie ist unter den Arten des Bedeutungswandels am vielseitigsten; sie in ihren verschiedenen Erscheinungen klarzulegen, würde eine eigene Abhandlung erfordern. Nur einiges sei hier berührt; im übrigen verweise ich auf die verschiedenartigen Darstellungen von H. Paul, *Prinz. d. Sprachgesch.* 2 S. 81 f., K. Schmidt, *Gründe des Bedeutungswandels* S. 23 ff. und Mühlfeld, *Abriss der französischen Rhetorik und Bedeutungslehre* S. 20—28 (bis ins Einzelste gehende Einteilung).

Jedenfalls spielt bei der Metonymie die Kausalität die Hauptrolle; auch die Berührung in Zeit und Raum kann nur dann einen

<sup>1)</sup> Bei Homer findet sich diese Bedeutung noch nicht; er drückt den Begriff durch *ἀεθλος* aus. Auch in *ᾠδ. 259* *ὃ καὶ ἀγῶνας ἐν πρῆσσιμον ἔκαστα*, für die ich in m. Diss. S. 11 mit anderen die Bedeutung „Wettspiel“ annahm, liegt die Bedeutung „Spielplatz“ vor, die auch der nächste Vers zeigt: *λείπραν δὲ χορόν, καὶ δὲ εἴρηναι ἀγῶνα*.

metonymischen Bedeutungsübergang vermitteln, wenn das zeitlich und räumlich Zusammenliegende sich gegenseitig bedingt.

Örtlich-kausal ist die Metonymie z. B. bei „Kragen“, das ursprünglich (wie noch jetzt bei manchen Tieren) den Hals bedeutet, dann eine Bekleidung des Halses, oder bei *ἀγών. αῶν* (s. o.), *ἀγορά* (καὶ ὁ τόπος ἔρτα πικρῶσονται τὰ ὄνια, καὶ αὐτὰ τὰ ὄνια Suid.), Engl. canaster war ursprünglich der Binsenkorb zum Verpacken des Tabaks, dann dieser selbst. Capella kam dadurch von „Mantel“ zu „Kapelle“, dafs das zur Aufbewahrung des Mantels des hl. Martinus dienende Kirchlein capella genannt und diese Bezeichnung dann verallgemeinert wurde. Von Moneta zu „Münze, Geld“ führen zwei Metonymien: zuerst trat Moneta für den Tempel der Juno Moneta ein, der bekanntlich als Münzstätte diente, und dann für das darin Verfertigte. Die auffallendsten Bedeutungsübergänge erklären sich in der Regel metonymisch: sie ergeben sich nicht aus dem Begriffe des Wortes, sondern oft aus einem recht zufälligen historischen Zusammenhange.

Zeitlich-kausal ist die Metonymie z. B. bei „Mahlzeit“, das wir jetzt für das Mahl selbst gebrauchen, oder bei „Messe“ = „Jahrmarkt“, weil dieser mit den kirchlichen Festtagen zusammentreffen pflegte (vgl. frz. foire aus lat. feriae), oder bei frz. collation (it. colazione), ursprünglich Besprechung der hl. Schrift im Kloster, dann das sich daran schließende Mahl, endlich verallgemeinert.

Ich führe noch einige Beispiele eines rein kausalen Verhältnisses an. *προσβύτιρος* und *προσβύτιαιος* stehen zunächst vom Alter, dann aber auch von der Würde, die das Alter mit sich bringt (Diss. S. 83). *γίλεις* bekommt mit dem Infinitiv verbunden die Bedeutung „pflegen, solere“, weil Ofthun gewöhnlich die Folge des Gernthuns ist. Wenn zur Bezeichnung eines Affektes die Äußerung desselben genannt wird, so haben wir ebenfalls kausalen Bedeutungsübergang. *φόβος* (von *γίβειν* fugare) heifst bekanntlich noch bei Homer „Flucht“, *φοβέσθαι* „fliehen“, worauf schon Aristarch aufmerksam machte (s. Lehrs p. 75); z. B. O 666 *μηδὲ τροπᾶσθε φόβοις*. M 470 *Αἰναοὶ δὲ φόβηθεν νῆας ἀπὸ γλαφυράς*. Wenn nun *φόβος* „Furcht“, *φοβέσθαι* „fürchten“ bedeutet, so ist das keine metaphorische Übertragung: es ist nicht an ein Zurückweichen der Seele gedacht, sondern für den Affekt ist die durch ihn verursachte sinnentfällige Wirkung eingetreten. Wie zu *έβουαι φοβέω*, so verhält sich zu *σέβομαι σοβέω*; da *σοβέω* ein Verbum der Bewegung ist und „scheuchen“ heifst, so müssen wir für *σέβομαι* als Grundbedeutung etwa „scheu zurücktreten“ ansetzen; sind ja auch im Deutschen „scheuen“ und „scheuchen“ nach Bildung und Bedeutung verwandt. *ιρεῖν* ist bei Homer „zurückfahren, fliehen“, später heifst es auch „fürchten“. Vgl. über dieses Wort Lehrs a. a. O. p. 78—82 und Schroeder S. 30 f. („Es liegt eine metonymische Übertragung vor, indem ein seelischer Zustand nach dem körperlichen, in dem er sich kundgibt, seinen Namen erhält“).

Ganz entsprechend ist die Bedeutungsentwicklung von „er-

schrecken“ und „sich entsetzen“ in Deutschen. Die Grundbedeutung des letzteren Verbums ist an sich klar; „erschrecken“ heisst noch im Mhd. oft „aufspringen“ (vgl. Heuschrecke). Beide Wörter müssen lange Zeit mit Vorliebe von dem Aufspringen infolge des heftigen Affektes gebraucht worden sein; dann gingen sie von der Äußerung des Affektes auf diesen selbst über.

Es gibt demnach eine doppelte Art, auf die der Mensch in seiner Sprache Geistiges ausdrücken kann. Entweder er findet in der sinnlichen Sphäre analoge Vorgänge und zieht diese zur Benennung heran — natürlich ist diese Thätigkeit keine reflektierte, sondern eine unwillkürliche und unbewusste —, oder er benennt Geistiges nach der Äußerung, mit der es in die Welt der Sinne tritt. Jenes ist Metapher, dieses Metonymie. *καταπλήγῃ* für „erschrecken“ ist Metapher (vgl. Γ 31 *καταπλήγῃ φίλον ἦτορ*), *φοβεῖσθαι* für denselben Begriff ist Metonymie.

Seit alten Zeiten zählt man zur Metonymie auch den Übergang eines Wortes von der abstrakten zur konkreten Bedeutung. Und mit Recht. Konkrete Begriffe nennen wir solche, deren Inhalt sich ohne Zuhilfenahme eines anderen Begriffs vorstellen läßt, abstrakte aber solche, die nur als Zustände oder Thätigkeiten anderer zum Bewußtsein kommen können. Wenn also ein abstrakter Zustands- oder Thätigkeitsbegriff sich in den entsprechenden konkreten Dingbegriff verwandelt, so geschieht dies auf Grund eines kausalen Abhängigkeitsverhältnisses; folglich haben wir auch hier Metonymie.

So bedeutet „Arbeit“ eigentlich die Anstrengung, aber auch konkret das Resultat derselben; „Schreiben“ nicht nur die Thätigkeit des Schreibenden, sondern auch in bestimmten Fällen das von ihm Geschriebene; „Gang“ ursprünglich das Gehen, dann auch den begangenen Weg. „Dienst“, dessen Grundbedeutung abstrakt ist, bedeutete im Mhd. auch „Diener“; daher die „alten und jungen Dienste“ als term. techn. der gotischen Baukunst.

Dieser Übergang von Zustands- und Thätigkeitsbegriffen zu Dingbegriffen knüpft sich häufig an die stambildenden Suffixa an. So sind die Wörter auf *-is* im Griechischen, auf *-io*, *-tus* und *-ura* im Lateinischen, auf *-ung* im Deutschen, auf *-ion*, *-ure*, *-ement* im Französischen vielfach nicht mehr blofs *nomina agendi*, sondern bezeichnen auch Subjekt, inneres oder äußeres Objekt, Mittel oder Ort der Thätigkeit.

*ποίησις* ist auch das Werk der Dichtkunst, *βίσις* nicht nur das Treten, sondern auch das, worauf man tritt (vgl. „Tritt“), *δόσις* ist eigentlich das Geben, aber schon bei Homer die Gabe (vgl. *δοσις δ' ὀλίγη τε γέλη τε*); *γένσις* bedeutet ursprünglich das Wachsen, das Entstehen, dann erst die Gesamtheit des Gewordenen, die Natur.<sup>1)</sup>

<sup>1)</sup> In dieser Bedeutung ist das Wort in der älteren griechischen Literatur nicht nachzuweisen; die Titel der den älteren Philosophen zugeschriebenen Bücher *περὶ γένσεως* (bezw. *γένσεως*) sind schon deshalb späteren Ursprungs. Noch bei Empedokles (Fragment bei Plut. de plac. phil. I 39) heisst es „Entstehen“:

Lat. potio heißt nicht nur das Trinken, sondern auch der Trank, munitio nicht nur die Thätigkeit des Befestigens, sondern auch das dadurch geschaffene Werk (wie unser „Befestigung“), venatio nicht nur das Jagen, sondern auch das Erjagte, das Wildbret; legio (von legere) muß ursprünglich die Aushebung bezeichnet haben (Deecke, Erl. z. lat. Schulgramm. S. 450), dann erst die ausgehobene Mannschaft. Mansio, eigentlich das Bleiben, bezeichnet später den Ort des Bleibens, daher frz. maison (denselben Übergang zeigt gr. *μονή*); pensio geht unter der Bedeutung des Ortes der Gefangenschaft in die romanischen Sprachen über (frz. prison, it. prigione, das dann auch „Gefangener“ heißt), ähnlich ist „Gefängnis“ im Deutschen ursprünglich Zustandsbegriff. Magistratus ist ursprünglich die Amtsführung, dann der Beamte, die Behörde, wie it. podestà (von potestatem) mit verändertem Geschlecht auch den Amtmann bezeichnet; exercitus heißt noch bei Plautus einmal die Übung (Rud. 296 pro exercitu gymnastico et palaestrico hoc habemus), sonst die eingeübte Mannschaft. Captura ist nicht nur das Fangen, sondern auch das Gefangene, der Gewinn; armatura nicht nur das Waffen, sondern auch die Rüstung oder die Gerüsteten; mensura nicht nur das Messen, sondern auch das Gemessene oder das Maß.

Im Deutschen erinnere ich nur an Dichtung, Umgebung, Pflanzung, Sendung, Vorsehung, Regierung u. s. w.

Für das Französische sei auf Darmesquier, La vie des mots p. 62 verwiesen: „La plupart des substantifs français en — e ment désignent d'abord l'action verbale abstraite qu' exprime le radical, et, par métonymie, le resultat concret de l'action: ameublement, action de meubler, et ensemble des meubles, bâtiment, action de bâtir, et édifice bâti, etc.“ Viele Beispiele hat Mühlefeld, Abr. d. frz. Rhet. u. Bedtgs. S. 24.

Im Grunde dieselbe Erscheinung ist es, wenn Abstrakta zu Kollektivbegriffen werden; auch hier wird das Konkretum nach dem Zustandsbegriff benannt. Die Suffixa -heit und -schaft, ursprünglich selbständige Wörter, bezeichnen eigentlich einen Zustand, eine Beschaffenheit, dann aber vielfach die Gesamtheit derer, denen diese Eigenschaft zukommt. So wird „Menschheit“ jetzt nur noch kollektiv gebraucht (wie z. B. „Christenheit“); noch bei Goethe aber finden wir die alte Bedeutung „Menschsein, Menschlichkeit“, z. B. in dem Gedichte „Grenzen der Menschheit“ und in der bekannten Stelle des Faust „Der Menschheit gauzer Jammer faßt mich an“ (Hildebrand, Vom deutschen Sprachunterricht. S. 229. Jammer in der Ztschr. f. d. dtsh. Unterr. 1893. S. 594 f.). „Mannschaft“ ist ursprünglich die Mannheit, „Kundschaft“ das Kennen, Bekanntsein (vgl. Kundschafter, auskundschaften), jetzt nur noch die Gesamtheit der Kunden, d. h. als

*ἄλλο δὲ τοι ἴσῳ ἢ ἔστις ἀθέτος ἴσῳ πάντων  
θνητῶν, αἰδέ τις ἀλούμενον θανάτοιο τελευτῆ·  
ἄλλὰ μόνον μῆτις τε διαλλοκῆς τε μέγιστον  
ἴσῳ. ἢ ἔστις δ' ἰσὶ τοῖς ἀνομάζειται ἀνθρώποισιν.*



Käufer Bekannten: „Dienerschaft“ in der Bedeutung von „Dienen, Dienst“ findet sich noch bei Goethe.<sup>1)</sup>

Auch im Lateinischen und Griechischen ist dieser Übergang häufig. So ist im Lateinischen *iuventus* immer mehr in die Kollektivbedeutung „*multitudo iuvenum*“ übergegangen und hat deshalb eine Ersatzbildung *iuenta* für den abstrakten Begriff notwendig gemacht, wie Hey in den „Semasiolog. Studien“ S. 176 ff. ausführt. Bekannt ist *civitas* „Zustand. Recht des Bürgers“ — „Gesamtheit der Bürger, Gemeinde.“ Wie *multitudo* und „Vielheit“, *copia* und „Menge“, so bezeichnet auch *πλήθος* ursprünglich das Vielsein (z. B. P 330 *πειποιθίας ἰσοπέγ τε πλήθει τε σφετέρω*), dann auch konkret die Vielen, den großen Haufen. So ist *νείτης* auch die junge Mannschaft, z. B. Herod. IX 12 *ἐκ Αταξδαίμωνος ἐξελίλυθε ἡ νείτης*.

Auch die umgekehrte Erscheinung, dafs nämlich das Abstrakte aus dem Konkreten hervorgeht, fehlt nicht; verschiedene mit dem Suffix *-μα* gebildete Wörter, wie *χάρμα*, *θαῦμα*, *πῆμα*, *δέημα* bezeichnen nach Schroeders richtiger Beobachtung (S. 18 Anm.) zuerst den Gegenstand, der Freude, Staunen u. s. w. erregt, dann diese Affekte selbst.

Wir sehen, dafs diese Arten des Bedeutungswandels häufig auf einer veränderten Auffassung des Suffixes beruhen, und dieser hat Schroeder recht, wenn er gerade hier der Analogiebildung eine wichtige Rolle zuweist (S. 14): ist bei einem Worte mit einem bestimmten Suffixe der Übergang vollzogen, so werden sich leicht andere mit demselben Suffix gebildete ihm anschliessen. Heerdegen hat (Lat. Sem. S. 117 ff.) den Bedeutungswandel, dessen Träger das stammbildende Suffix ist, als formalen, oder besser als modalen Bedeutungswandel ausgesondert, ohne aber für ihn andere logische Prinzipien anzunehmen als für den sozusagen wurzelhaften Bedeutungswandel. Modal ist er deswegen, weil er „nicht die Wurzelbedeutung eines Wortes als solche berührt, sondern nur die Modalität, in welcher diese Wurzelbedeutung auftritt.“ Genauere Untersuchungen werden nachweisen müssen, inwieweit den Suffixen eine eigene Bedeutungsentwicklung zuzuschreiben ist.

Ich möchte nur noch an einem Beispiele zeigen, dafs es sich bei diesem modalen Bedeutungswandel nicht nur um den Übergang von der abstrakten zur konkreten Bedeutung und umgekehrt handelt. Das Wort *χαρακτῆρ* mufs nach seinem Suffix (vergl. *σωτήρ*, *πρηκτῆρ*, *θηρητῆρ*, *ἀρητῆρ* u. s. w.) ursprünglich ein nomen agentis gewesen sein, heifst aber bekanntlich in den allermeisten Fällen „das Gepräge“, im eigentlichen und übertragenen Sinne. In der Literatur scheint jene Grundbedeutung nur einmal vorzukommen: in einem längeren Fragment des Pythagoreers Euryphamos (*περὶ βίου*), das uns in Stob. flor. 103, 27 erhalten ist. Es heifst da vom Menschen: *ἀνύματα μὲν ἔθηκε τοῖς πράγμασι, χαρακτῆρ αὐτῶν γενόμενος*. An Stelle der letzten Worte setzt freilich Meineke nach einer Vermutung von Jacobs *χαρακτιῆρ*

<sup>1)</sup> Aus meinem Leben, 11. Buch: „ . . . dafs sie mich dadurch als ihren Diener anerkannte. Diese Dienerschaft nahm sie einen der folgenden Tage mit Zuversicht in Anspruch.“

αὐτῶν ἐπόμενος ein. Aber beide denken eben nicht an die aktivische Bedeutung des Wortes; die Änderung ist durchaus willkürlich und zu verwerfen. Ferner macht G. Hirschfeld in der Deutschen Literaturztg. 1887, Sp. 760 auf eine Inschrift von Olbia (CIG II 2058 A) aufmerksam, in der die aktivische Bedeutung erhalten ist; es heisst dort: τῶν τε ἀρχόντων θέντων τὰ ἱερὰ ποιήρια εἰς τὴν τῆς πόλεως χρεῖαν πρὸς Πολύχαρμον πρὸς χροσσοῦς ἐκατὸν καὶ οὐκ ἐχόντων λύσασθαι, τοῦ δὲ ξένου (nämll. Polycharmos) γέροντος ἐπὶ τὸν χαρακίηρα, αὐτὸς (ein Bürger, dessen Lob die Inschrift verkündet) ὑπεραποδοῦς τοὺς ἐκατὸν χροσσοῦς ἐλύσαιο. Hier ist χαρακίηρ offenbar der Münzmeister. Auch als Eigenname kommt Χαρακίηρ so vor in einer italischen Inschrift CIG III 6640: Ταίη Χαρακίηρος θυγατρὶ Αροῦσῖλλα Θεμισία ἡ μήτηρ.

Die Bedeutungen „Präger“ und „Gepräge“ stehen jedoch nicht unvermittelt neben einander; den Übergang bildet die Bedeutung „Prägstock“, in der das Wort bei Steph. Byz. p. 408, 2 ed Mein. vorliegt (εἰς ῥίνας καὶ σιδηροπέπλανα καὶ χαρακίηρας καὶ εἰς τὰ λιθοργικά). Werkzeugnamen sind häufig mit dem Suffix -τήρ gebildet; es liegt darin eine Art Belebung, indem die Thätigkeit, die man mittels des Werkzeuges ausübt, auf dieses selbst übertragen wird. Man denke an ῥάσιτήρ Hammer, κολλητήρ Meißel, ἀλιτήρ Sprunghanteln, τριμήρ Mörserkeule oder Ölpresse, περιήρ Säge, oder an κραιήρ Mischkrug (eig. Mischer). Hier liegt überall eine Art von Personifikation vor. Das Wort χαρακίηρ geht nun noch weiter in der Entwicklung und bezeichnet schliesslich das mit Hilfe des Prägstockes Erzeugte, das Gepräge, ähnlich wie man unter „Presse“ nicht nur die Buchdruckerpresse, sondern auch die damit hergestellten Zeitungen versteht. Vielleicht lassen sich noch andere mit dem Suffix -τήρ gebildete Substantiva finden, die denselben Übergang zeigen.

Doch nun genug von der Metonymie. Fassen wir die Ergebnisse unserer bisherigen Untersuchung zusammen, so erhalten wir folgende Hauptarten des Bedeutungswandels:

1. Bedeutungswandel innerhalb derselben Begriffssphäre.

a) Vom genus zur species — Spezialisierung (Determinatio, Verengung).

b) Von der species zum genus — Generalisierung (Verallgemeinerung).

II. Bedeutungswandel durch Übergang in eine andere Begriffssphäre

a) durch rein gedankliche Vermittlung der Begriffe — Metapher.

b) durch Vermittlung auf Grund sachlichen Zusammenhangs — Metonymie. —

Herm. Paul und Heerdegen gehen bei der Klassifizierung der Arten des Bedeutungswandels von dem Wechselverhältnis zwischen Umfang und Inhalt eines Begriffes aus. Nach H. Paul (S. 66) besteht der Bedeutungswandel „immer in einer Erweiterung oder einer Verengung des Umfangs der Bedeutung, denen eine Verarmung oder Bereicherung des Inhalts entspricht.“ Heerdegen hatte sich schon vorher im 2. Hefte der „Untersuchungen“ S. 29 ff.

auf denselben Standpunkt gestellt und geht auch in der lat. Sem. S. 61 ff. davon aus. Sehen wir, wie sich dieses Prinzip zu den eben entwickelten Kategorien verhält.

Wenn  $\delta\rho\eta\varsigma$  sich zu der Bedeutung „Eiche,“ wenn  $\delta\omega\acute{\iota}\kappa\epsilon\iota\nu$  sich zu der Bedeutung „verfolgen“ spezialisiert, so ist beidemal der Umfang des Begriffes verringert, dafür aber der Inhalt desselben durch das vorher latente, nun hervorgetretene determinierende Element (die nota specifica) bereichert. Umgekehrt ist, wenn  $\lambda\acute{\epsilon}\gamma\epsilon\iota\nu$  von „aufzählen, erzählen“ zu „sagen“ übergeht, der Umfang des Begriffes erweitert, dafür aber der Inhalt abgeschwächt und verflacht. Für unsere Spezialisierung und Generalisierung bietet also das Doppelprinzip Heerdegen und Pauls nur eine willkommene Ergänzung.

Wie verhält es sich aber mit der Translation? Paul durchbricht das von ihm an die Spitze gestellte Prinzip, das nur zwei Kategorien zulässt. Nachdem er zuerst die Spezialisierung behandelt hat, bespricht er S. 80 die „Beschränkung auf einen Teil des ursprünglichen Inhalts, womit sich aber zugleich in der Regel (NB!) Bereicherung nach einer andern Seite hin verbindet.“ Hier ist im wesentlichen die Metapher abgehandelt. Dann aber schleppt noch nach die „Übertragung auf das räumlich, zeitlich oder kausal mit dem Grundbegriff Verknüpfte“, die in keiner Weise mit dem Grundprinzip in Beziehung gebracht ist. Mit Recht hat sich Heerdegen S. 63 gegen diese Inkonsequenz gewendet, auch die unbestimmte Fassung des oben angeführten Satzes beanstandet. Aber Paul fühlte wohl, daß nicht alle Erscheinungen des Bedeutungswandels in jenem Doppelprinzip ihre Plätze finden könnten.

Nach Umfang und Inhalt können nur Begriffe verglichen werden, die einander unter- oder übergeordnet sind; die metonymischen Fälle sind damit von selbst ausgeschlossen, da hier die Begriffe nicht bloß logisch auf einander bezogen, sondern durch kausalen Zusammenhang verbunden sind. Aber auch in der Metapher können wir nicht ohne weiteres eine „Beschränkung auf einen Teil des ursprünglichen Inhalts“ bei gleichzeitiger Ausdehnung des Umfangs der Bedeutung erblicken.  $\kappa\acute{\epsilon}\rho\alpha\varsigma$  heißt metaphorisch u. a. die Bergspitze. Es ist hier allerdings von dem Begriffsinhalt des Wortes nur ein Teil, die äußere Gestalt, herausgegriffen; erweitern wir aber zugleich den Umfang, so erhalten wir als „Metapher“ nicht etwa den Begriff der Bergspitze, sondern den eines nur in Gedanken existierenden Dinges, das außer der hornförmigen Gestalt keinen Inhalt hat, und von dem die Bedeutung „Bergspitze“ erst wieder durch Spezialisierung abzuleiten wäre. Logisch läßt sich allerdings diese Metapher so konstruieren, aber niemand wird glauben, daß das der wirkliche Gang der Entwicklung ist.

In andern Fällen freilich ist die Grenze zwischen Metapher und Verallgemeinerung nicht so leicht zu ziehen. Wenn z. B. *calamitas*, eigentlich „Halmshaden,“ auch „Unglücksfall“ bedeutet, so läßt sich das logisch als ein Übergang von der species zum genus erklären; der Entstehung nach aber ist es keine Verallgemeinerung, sondern eine

Übertragung. Wenn ein Wort seine Bedeutung verallgemeinert, so treten einzelne Begriffsmomente unmerklich immer weiter zurück und schwinden schließlich völlig aus dem Bewußtsein. Die Metapher hingegen ist ihrer Entstehung nach etwas Momentanes, wenn auch natürlich ihr Durchdringen im allgemeinen Sprachgebrauche ein Werk der Zeit ist. Gerade darin liegt der Reiz des Treffenden, der ihr zum Siege verhilft, daß der bildlich gebrauchte Begriff noch in seiner ganzen Frische empfunden wird; ist sie freilich einmal allgemein üblich geworden, so wird das Bild immer mehr vergessen, und dann hat es allerdings oft den Anschein, als liege eine Verallgemeinerung vor, wie bei *calamitas*. Man halte dagegen etwa das Wort *κρασί* (*κρασίον*), das im Neugriechischen „Wein“ schlechthin, ursprünglich aber den mit Wasser gemischten Wein bezeichnet. Während die Metapher auf einer Analogie zwischen zwei verschiedenen Gebieten beruht, bleibt hier das Gebiet dasselbe; es ist nur ein ursprünglich wesentliches Moment des Begriffes, die Mischung mit Wasser, ausgefallen, weil es als selbstverständlich angesehen wurde, und heutzutage denkt niemand mehr daran, wie das Sprichwort zeigt:

*Τὸν μῆνα. τοῦ δὲρ ἔχει ὄω.  
αἶρε κρασί με τὸ νερό.*

Immerhin dürfte es Fälle geben, bei denen man zwischen Verallgemeinerung und Übertragung schwanken kann.

Eine Erweiterung ist die Translation jedenfalls immer für das Wort, das, indem es auf einen neuen Begriff bezogen wird, einen Zuwachs an Funktionen erhält und über seine bisherigen Grenzen hinausgreift. Wenn wir aber die Wege des Bedeutungswandels feststellen wollen, so müssen wir ausgehen vom Verhältnis der einzelnen Bedeutungen zueinander, nicht von dem der neuen Bedeutung zum gesamten Wortbegriff. --

Wir müssen uns hier noch auseinandersetzen mit K. Mühlefeld, der in seiner Schrift „Die Lehre von der Vorstellungsverwandtschaft und ihre Anwendung auf den Sprachunterricht“ (Leipzig 1894) ein wesentlich verschiedenes System der Arten des Bedeutungswandels (und zugleich der Tropen der Rhetorik) aufgestellt hat.

Mühlefeld entwickelt zunächst die Arten der Vorstellungen und ihre Verbindungen; es ergeben sich drei Hauptarten von Verhältnissen, in denen die Vorstellungen zu einander stehen können:

1. das des Ganzen und der Teile (Anschauungsform, Teilform),
2. das der Gattung und der Arten, der Art und der Einzelwesen (Begriffsform),
3. das von Ding und Zustand, Ursache und Wirkung, Mittel und Produkt u. s. f. (Urteilsform).

In der Sprachwissenschaft sieht M. die Verarbeitung des Sprachstoffes nach dem System der Vorstellungsverwandtschaften. Freilich gesteht er S. 58, daß sich auf allen Gebieten der Sprachbetrachtung ein Teil des Stoffes der logischen Durchdringung entzieht und keine andere als eine rein empirische Behandlung gestattet. Jedenfalls aber ist dies am wenigsten der Fall bei den Gebieten, die auf der Auf-

fassung der Begriffsverhältnisse beruhen, bei der Tropenlehre und der Semasiologie. An den herkömmlichen Tropen der Rhetorik hat M. (S. 14 f.) verschiedenes zu tadeln. Die Synekdoche werde als Vertauschung von Einzahl und Mehrzahl, Teil und Ganzen, Spezies und Gattung gefaßt. Aber das Verhältnis von Mehrzahl und Einzahl sei nur eine Unterart des Verhältnisses von Ganzen und Teil; der Unterscheidung von Ganzen und Teil liege das Anschauungsverhältnis, der von Gattung und Art das Begriffsverhältnis zu grunde, beides dürfe also nicht zusammengeworfen werden; übrigens könne auch ein Teil eines Ganzen für einen andern eintreten, „Beispiel das nach der Tradition unter Metonymie aufgeführte Verhältnis von Gefäß und Inhalt.“

Die Metapher wird erklärt als Setzung von Spezies für Spezies einer Gattung; das tertium comparationis ist der Gattungsbegriff, dem die verglichenen Dinge als Artbegriffe sich unterordnen. „Sagt man ‚Löwe‘ statt ‚Held‘; so hat man die Unterart ‚tapferes Tier‘ statt der Unterart ‚tapferer Mensch‘ des Oberbegriffs ‚tapferes Geschöpf‘ eingesetzt.“

Die Metonymie behält in der Hauptsache das, was man ihr seit alten Zeiten zugewiesen hat, zusammengefaßt und geordnet nach den Verhältnissen der „Urteilsform.“

So ergibt sich folgendes Schema:

I. Anschauungsform: a) Teil für Ganzes, b) Ganzes für Teil, c) Teil für Teil.

II. Begriffsform: a) Gattung für Art, Art für Individuum, b) umgekehrt, c) Art für Art, Individuum für Individuum (Metapher).

III. Urteilsform: a) Abstraktum der Thätigkeit oder Eigenschaft für Subjekt, Mittel, Objekt, Produkt, Ort, Zeit, b) Subjekt u. s. w. für Abstraktum des Zustandes, c) Subjekt, Objekt u. s. w. unter einander vertauscht, d) Bedingung, Folge, Wirkung u. s. w. unter einander vertauscht.

Hiezu bemerke ich Folgendes:

1) Wenn die Einzahl für die Mehrzahl steht, z. B. in dem Satze „Der Mensch ist sterblich,“ so ist das doch keineswegs eine Vertretung der Gesamtheit der Menschen durch einen einzelnen. Vielmehr ist hier für die Individuen der Gattungsbegriff eingetreten; also gehören solche Fälle unter die Verhältnisse der „Begriffsform.“

2) Ein Teil eines Ganzen kann nicht für einen andern Teil stehen. Gefäß und Inhalt z. B. sind doch nicht koordinierte Teile eines Ganzen, sondern Begriffe, die zu einander im Verhältnis der Wechselbestimmung stehen, deren Vertauschung also rein metonymisch ist. Es wäre eine recht äußerliche Auffassung, wollte man z. B. in dem Satze „Die Stadt war in Aufregung“ (statt: Die Einwohner der Stadt . . .) einen Teil eines Ganzen für den andern gesetzt finden.

3) Überhaupt hat Mühlfelds „Anschauungsform“ manches Bedenkliche. So soll nach S. 7 die „quantitative Zerlegung der Dingvorstellungen“ u. a. das Verhältnis von „Stoff und Körper“ (z. B. Thon und Krug) ergeben, und im Abr. d. frz. Rhet. u. Bedtgs. S. 17

heißt es: „Jedes sinnlich begrenzte Einzelding kann man auffassen als einen Teil des Stoffes, aus dem es geformt ist.“ Aber ein Stück Thon bleibt ein Stück Thon und ist noch kein Krug; wenn ferrum für Schwert, aurum und argentum für Gold- und Silbermünzen steht, so ist nicht das Ganze für den Teil eingetreten, sondern das Material für das daraus gefertigte Produkt; also haben wir auch hier Metonymie. Der Irrtum, hierin totum pro parte zu erkennen, tritt schon im Altertum auf: Quintil. VIII 6, 20 zählt ferrum für Schwert zur Synekdoche, ein Anonymus *περὶ συνεκδοχῆς* (Rhet. Gr. ed. Walz vol. VIII.) führt auch die Art „ἀπὸ τῆς ἴλης τὸ ἀποτέλεσμα“ auf, worin Gerber (Die Sprache als Kunst II 56) mit Recht eine „oberflächliche Betrachtung“ sieht.

4) Weiter möchte ich fragen: Ist es reine „Anschauungsform,“ wenn in der Sprache ein Teil für das Ganze eintritt und umgekehrt? Wohl kann die bloße Anschauung Teile (oder besser gesagt: Stücke) eines Körpers unterscheiden; soll aber ein Teil in der Sprache das Ganze vertreten, so muß ein urteilendes Beziehen des Einzelnen aufs Ganze, ein Erkennen des Abhängigkeits- und Zweckverhältnisses dazu kommen.

Carina steht im Lateinischen, „Segel“ im Deutschen häufig für ein Segelschiff. Kiel und Segel sind Teile des Schiffes, aber das reicht nicht hin, um diese statt des Ganzen nennen zu können; das Schiff hat noch viele Teile, die der Sprache diesen Dienst nicht leisten können. Es muß also zur Anschauung das Urteil hinzukommen, daß Segel und Kiel notwendige, wesentliche Teile des Segelschiffs sind. Bulla ist eigentlich die Blase, übertragen dann die Kapsel, im Mittelalter speziell die Siegelkapsel an kaiserlichen und päpstlichen Urkunden, schließlich diese selbst. Auch hier ist die Kapsel nicht ein zufälliges Anhängsel, sondern gerade das, was dem Übrigen erst seinen Wert und seine Beglaubigung gibt: nur so konnte bulla der Name des Ganzen werden.

So faßt denn H. Paul S. 81 die „Übertragung auf das räumlich, zeitlich und kausal mit dem Grundbegriff Verknüpfte“ mit Recht zusammen und fährt gleich fort: „Die einfachste Unterart ist pars pro toto. Der Teil ist dabei immer ein charakteristisches Merkmal, und nur als solches wird er fähig das Ganze anzudeuten.“ Wir sehen also in diesen Fällen nicht ein Verhältnis der reinen „Anschauungsform,“ sondern der „Urteilsform“, also eine Metonymie.

5) Mühlefeld erklärt die Metapher als Vertauschung von Art und Art einer Gattung. Das ist logisch unanfechtbar; aber wenn wir die Metapher als Übergang in einen anderen Begriffskreis faßten, so ist auch dies wohlbegründet und wird dem geistigen Vorgang, der in der Metapher liegt, vielleicht noch gerechter. Das einmal ist der Nachdruck mehr auf das Verbindende (das tertium comparationis), das andermal mehr auf das Verbundene (die zwei Begriffe) gelegt.

Somit halten wir unsere Einteilung für gerechtfertigt, und ebenso glauben wir, daß die herkömmlichen Tropen: Synekdoche, Metapher

und Metonymie, sich wohl aufrecht halten lassen, wenn man die Synekdoche als reines Begriffsverhältnis auffasst und die Vertauschung von Teil und Ganzem der Metonymie zuweist, zu der sie als örtlich-kausales Verhältnis gehört.

Wir haben bei der Besprechung von Mühlefelds Schrift zwischen den Tropen der Rhetorik und den Kategorien der Bedeutungslehre nicht geschieden. Es ist auch a priori nicht anders denkbar, als daß beide einander entsprechen; handelt es sich doch hier wie dort um Änderungen des Wortsinnes und um die damit gegebene Verbindung der Begriffe. So haben wir „Metapher“ und „Metonymie“ auch im semasiologischen Sinne gebraucht; Darmesteter (*La vie des mots* p. 54) faßt auch Verengerung und Erweiterung der Bedeutung als Synekdoche zusammen.

Der Unterschied aber, der bei alle dem zwischen dem rhetorischen Tropus und dem semasiologischen Bedeutungswandel besteht, darf nicht übersehen werden; seine Beachtung bildet ein Hauptstück wissenschaftlicher Wortforschung. In der Rhetorik handelt es sich um eine gelegentliche Verwendung eines Wortes in einem Sinne, der ihm sonst fremd ist; gerade hierauf beruht die rhetorische oder poetische Wirkung des Tropus. Für die Bedeutungslehre kommt dagegen direkt nur der ständige Gebrauch eines Wortes in betracht, die mit ihm konstant sich verbindenden Vorstellungen. Ein Tropus wird nur durch seine syntaktische Umgebung zu einem solchen; die Bedeutung im engeren, semasiologischen Sinne ist das, was wir unter einem Worte an sich, d. h. außerhalb des Satzzusammenhanges verstehen.<sup>1)</sup>

So hat man die Metaphern in Sprachmetaphern und Autor-metaphern geschieden<sup>2)</sup>; nur jene sind Gegenstand der Semasiologie. Ebenso gehören nicht zu ihr Metonymien wie Bacchus für Wein, Iyra für Poesie. Die Tropen der Rhetorik fallen — nach H. Pauls Ausdrucksweise — nicht in den Bereich der usuellen, sondern der

<sup>1)</sup> Bereits Reising sagt in seinen Vorlesungen (Neudruck bei Heerdegen S. 2): „Soweit diese sogenannten Figuren“ — er meint Synekdoche, Metapher und Metonymie — „auf das Ästhetische hinzielen, gehören sie allerdings der Rhetorik an, auch insofern sich einzelne derselben bedienen; wofern aber in einer besonderen Sprache nach diesen Redefiguren sich ein Redegebrauch gebildet hat, der dem Volke eigen ist, so gehören diese Figuren hieher.“ — Vgl. auch Hecht, *Griech. Bedeutungsl.* S. 41: „Die Redefiguren, Metapher, Metonymie, Synekdoche, eine auf der subjektiven Freiheit der Schriftsteller beruhende und ästhetischen Zwecken dienende Übertragung der Wörter, sind, da es sich allein um Bedeutungen, d. h. um den durch den Sprachgebrauch verallgemeinerten begrifflichen Inhalt der Worte handelt, nicht in betracht zu ziehen; wenigstens muß dieser kunstgemäße Gebrauch von vornherein ausgeschlossen werden, wenn es sich auch herausstellen wird, daß die ihm zu grunde liegende sprachschöpferische Thätigkeit von etwaiger Absichtlichkeit abgesehen zur volkstümlichen nicht nur in genauer Analogie steht, sondern mit derselben überhaupt zusammenfällt.“

<sup>2)</sup> Mit diesen Namen zuerst Fr. Brinkmann, *Die Metaphern*. I. Bonn 1878. S. 41. Schon die alten Rhetoren erkannten, daß auch die gewöhnliche Sprache des Lebens reich an Metaphern sei (vgl. Cic. de or. III 155, Quintil. VIII 6, 4); doch hatten diese für sie kein weiteres Interesse, da sie ja den praktischen Zweck der Rhetorik im Auge hatten.

occasionellen Bedeutungen, oder, um Heerdegens Unterscheidung zu gebrauchen, nicht unter den Gesichtspunkt der Bedeutung (im engeren Sinne), sondern unter den der Verwendung. Natürlich ist es nicht ausgeschlossen, daß ein Tropus zum wirklichen Bedeutungswandel wird, wie denn überhaupt die Bedeutung (im engeren Sinne) sich erst aus der Verwendung entwickelt. Weiter können wir uns hier nicht auf diese Fragen einlassen; ich verweise auf Paul S. 66 ff. Heerdegen S. 96 ff. Hey S. 105 ff.

Von den Wegen oder Formen des Bedeutungswandels sind zu scheiden die Gründe oder Bedingungen desselben. Wir haben zuerst über jene gehandelt; denn sie sind jedenfalls für die Verarbeitung des Stoffes zunächst maßgebend. Über die in der anderen Richtung bisher gemachten Versuche soll im zweiten Teile dieser Abhandlung berichtet werden. —

Ich möchte jedoch diesen Teil nicht schließen, ohne noch auf den Wert und die Wichtigkeit der Bedeutungslehre für Wissenschaft und Praxis hingewiesen zu haben. Ihr Ertrag kommt in erster Linie dem Lexikon zu gute. Daß die Lexika, die doch für uns eine äußerst wichtige Fundgrube sprachlicher und kulturgeschichtlicher Erkenntnis darstellen, gerade im wichtigsten Stücke, in der Angabe und Anordnung der Bedeutungen, viel zu wünschen übrig lassen, ist eine alte, nur zu berechnete Klage.<sup>1)</sup> Oft sind die Bedeutungen nicht richtig angegeben, sondern zu weit oder zu eng, oft sind sie nicht vollständig angegeben; oft ist Zusammengehöriges auseinandergerissen, oft Verschiedenartiges zusammengeworfen; am meisten aber fehlt es an einer Darstellung der historischen Entwicklung der Wortbedeutungen; gewöhnlich sind dieselben ziemlich willkürlich aufgereiht oder notdürftig in einem logischen Schema untergebracht. In der Bezeichnung der Bedeutungsänderungen, in der Scheidung zwischen wirklicher Bedeutung und bloßer zufälliger Verwendung eines Wortes herrscht vielfach Unklarheit und Prinzipienlosigkeit. Es übersteigt ja weit die Kraft des einzelnen Lexikographen, dem Leben jedes Wortes mit liebevoller Sorgfalt nachzugehen; um so mehr sind hier Einzelarbeiten am Platze, die dem Le-

<sup>1)</sup> Auch von nichtphilologischer Seite ist diese Klage schon wiederholt geäußert worden. So von Lazarus in seinem „Leben der Seele,“ 2. Aufl. II. Bd. (1878) S. 13: „Man wird in späterer Zeit wahrlich schwer begreifen, daß in der zweiten Hälfte dieses Jahrhunderts großartige, mit einem ungeheureren Aufwande von Geist und Fleiß geschaffene Wörterbücher entstanden sind, in denen für die Wörter zwar einerseits die vielen Bedeutungen, welche sie heute haben oder jemals hatten, nach irgend einer oder auch keiner logischen Ordnung, andererseits die lautliche historische Ableitung derselben angegeben sind, von der Geschichte dieser verschiedenen Bedeutungen, von einer chronologisch-historischen Ordnung, geschweige von einer inneren Begründung der Bereicherung und des Wandels der Bedeutungen; auch nicht ein leiser Anfang zu finden ist. Das Wort 'Bildung' z. B. oder 'Takt' oder 'Herz' oder 'Gemüt' u. s. w. (ich wähle Beispiele, die mir den Gedanken aus leicht erkennbaren Gründen sehr nahe gelegt haben) hat sehr viele Bedeutungen; man sollte wissen (denn man kann es!), seit wann das Wort diese, seit wann eine andere oder beide Bedeutungen habe; wenigstens wer der erste Schriftsteller war, bei welchem die neue Bedeutung auftritt.“



xikographen dann als Grundlage seiner Artikel nach der semasiologischen Seite hin dienen können.)

Die allgemeine sowohl wie die nationale Sprachwissenschaft werden reichen Gewinn aus semasiologischen Arbeiten ziehen. Der Etymologie muß die Semasiologie zur Seite stehen, wie umgekehrt diese die Etymologie nicht entbehren kann. Wie manche verkehrte etymologische Ableitung eines Wortes wäre nicht aufgestellt worden, wenn man sich zuerst über den Gebrauch desselben in den ältesten Schriftdenkmälern der betr. Einzelsprache unterrichtet hätte! Häufig läßt sich die richtige Etymologie erst von der historisch ermittelten Grundbedeutung des Wortes aus finden.<sup>7)</sup> Auch liefert die Semasiologie

<sup>1)</sup> Gegenwärtig geht der so lange gehegte Plan eines Thesaurus linguae Latinae seiner Verwirklichung entgegen. Im Interesse des wissenschaftlichen Charakters dieser großen Unternehmung wäre dringend zu wünschen, daß die Anordnung und Entwicklung der Bedeutungen nicht wieder eine so stiefmütterliche Behandlung erfahre als bisher in den Gesamtlexicis der alten Sprachen. Auch H. Ziemer in der Wochenschr. f. kl. Phil. 1892 Sp. 321 ff. fordert für den Thesaurus der Zukunft „die Berücksichtigung fester semasiologischer Grundsätze.“ Über die Anforderungen, die in dieser Hinsicht an ein wissenschaftliches Lexikon zu stellen sind, vgl. man Heerdegen in seinem „Abriss der lat. Lexikographie“, J. v. Müller HB. II<sup>1</sup> 608—635 und H. Paul „Über die Aufgaben der wissenschaftl. Lexikogr. mit besonderer Rücksicht auf das deutsche Wörterb.“ S.-B. d. bayer. Ak. d. W., phil.-hist. Kl. 1894, S. 53—91, bes. S. 69 ff.

Ein erfreuliches Zeichen dafür, daß die Wichtigkeit der Bedeutungslehre mehr und mehr anerkannt wird, ist das neue lateinisch-deutsche Schulwörterbuch von Stowasser (Wien 1894), in dem auf Anordnung und Ableitung der Bedeutungen mehr Wert gelegt ist als in irgend einem bisher erschienenen Lexikon der alten Sprachen. Die vorausgeschickten „Vorbegriffe“ geben S. XII—XIV auch eine — auf H. Paul beruhende — Übersicht der Arten des Bedeutungswandels, die freilich für Schüler einfacher und verständlicher hätte gestaltet werden können.

<sup>2)</sup> So widerlegt sich die von Curtius (Gr. Et. <sup>3</sup> S. 189) gegebene Zusammenstellung von ἄρχω mit Skt. arhami „bin wert, vermag, kann“ durch die Beobachtung des homerischen Sprachgebrauches, die als Grundbedeutung von ἀρχω „vorangehen“ erweist (Diss. S. 22 ff.).

Prellwitz in seinem Etymol. Wörterb. d. griech. Spr. (1892) S. 237 stellt πάλιν, allerdings nur vermutungsweise, zu πάλι, indem er die Bedeutungen von πάλιν in der Ordnung „wiederum, zurück“ angibt. Aber die Grundbedeutung ist das rein räumliche „zurück“, wie schon Aristarch betonte (Lehrs, de Ar. stud. Hom. <sup>2</sup> p. 91), und daß dieses aus dem zeitlichen πάλι hervorgegangen sei, ist nicht denkbar. Ziemer in seiner Anzeige des Buches (Ztschr. f. d. Gymnasialw. 1893. S. 279 ff.) bemerkt S. 284: „πάλιν würde ich nicht zu πάλι setzen, sondern zu ἀπομα vector, so daß ἑπιπαλίον = inversum.“ Zu vergleichen wäre auch rursus aus reversus. Sollte nicht πάλιν der zu einem Adverb erstarrte Accusativ eines Subst. πάλις „Drehung, Wendung“ sein, ähnlich wie etwa im Lat. circum eigentlich der Acc. von circus ist?

Daß δέτερος nicht zu δέο gehört, wie Curtius a. a. O. S. 234 annimmt, beweist der griechische Sprachgebrauch. δέτερος ist eine Komparativform, wozu δέυτατος „der späteste, letzte“ der Superlativ ist; die Bedeutung „der spätere“ hat es z. B. bei Homer Ψ 248 ἄ κεν ἰπιό δέτεροι — κίεσθε und in der Redensart δέτεροι ἐνά τιος „einem nachstehen.“ Wie im Lat. secundus ursprünglich der Folgende ist, dann speziell der auf den Ersten Folgende, so ist δέτερος, von δέεσθαι „zurückstehen, nachstehen“ abgeleitet, zunächst der Spätere überhaupt, dann erst durch Spezialisierung der Zweite. Vgl. Brugmann in Kuhns Ztschr. XXV 298 ff. W. Schulz widerspricht in den Quaestiones epicae (Gütersloh 1892) p. 62 ist unbegründet. Die lautliche Ähnlichkeit zwischen δέο und δέτερος mag ja den Bedeutungswandel erleichtert haben.

manche sachliche Analogien der Bedeutungsentwicklung, die als Stütze etymologischer Aufstellungen dienen können. Manche syntaktische Konstruktion erklärt sich nur von der Grundbedeutung des Wortes aus. Die synonymischen Unterschiede der Wörter erhalten ihre beste Begründung, wenn man von ihrem Grundbegriff ausgeht. Wer z. B. daran festhält, daß *hostis* von Haus aus den Fremden, nicht Landesangehörigen, bedeutete, hat sofort den Grund dafür, daß das spätere *hostis* nur den Landesfeind bezeichnen konnte.

Und wie wichtig ist vollends die klare Einsicht in die Bedeutungsentwicklung der Wörter für das Verständnis der Literatur, für die Interpretation der Schriftwerke, für die Textkritik, für die Frage nach der Echtheit, Abfassungszeit oder Umarbeitung von einzelnen Schriften! <sup>1)</sup> Eine vollständige semasiologische Durcharbeitung der homerischen Sprache z. B. würde für die Lösung der homerischen Frage höchst wertvolles Material liefern; Vorarbeiten dazu sind bereits vorhanden.

Auch die Kulturgeschichte in allen ihren Zweigen wird aus semasiologischen Arbeiten Gewinn ziehen. Ich erinnere an Useners geistvolle Worte in seinem Vortrage „Über vergleichende Sitten- und Rechtsgeschichte“ (gehalten auf der Wiener Philol.-Vers. 1893. Referat in der Zeitschr. f. d. Gymnasialw. 1893. S. 649): „Der Wortschatz ist das große Buch, in dem die ganze geistige Geschichte des Volkes, wenn auch nicht von den frühesten, doch von sehr frühen Anfängen an bis zur Vollendung eingetragen ist. Wer dieses Buch zu lesen ver-

Das Subst. *αὐλός* wird von den Etymologen, wie es scheint, einstimmig zu *αἶψυ* „blase, wehe“ gestellt, so daß seine Grundbedtg. „Blasinstrument“ wäre. Nun hat das Wort aber oft die Bedeutung „Röhre“; so steht es bei Homer von der Hülse der Speerspitze (*P* 297 *ε* 156 *αἰγυίης δολιχαύλου*) oder von den zur Bergung der Nadelspitzen dienenden Röhren einer fibula (*τ* 227), worüber Helbig, das hom. Epos<sup>3</sup> S. 277—279 zu vergleichen; ebendasselbst ist auch *αἰλώπις* *τρογύλις* erwähnt. Nehmen wir dazu noch *ἐναλός* Rinnsal, Flußbett, *αὐλόν*, Schlucht, Graben, *διὰλος*; Engpaß, doppelte Rennbahn (in den Boden eingetieft), *διὰλουρίζειν* *τὸ δὲ στενοῦ ἕειν* Suid., *αἰλώσκω* kleine Röhre (*αἰλώσκω* *ἐνώπιον* Hesych., also röhrenförmige Öhringe) u. s. w., so kommen wir auf den Grundbegriff „Vertiefung, Aushöhlung“. Es würde jeder semasiologischen Analogie widersprechen, anzunehmen, daß dieser Begriff der abgeleitete und „Blasinstrument“ der ursprüngliche sei. Dazu kommt noch, daß die Flöte, wie schon Aristarch feststellte, bei Homer nur *K* 13 und *Σ* 495 — also in zwei jungen Teilen der Ilias — vorkommt und überhaupt ursprünglich ein barbarisches Musikinstrument gewesen ist (schol. V. zu *K* 13 *οὐχ Ἑλληνικὸν δὲ αὐλοῖ*). Wenn also die Sache nicht urgriechisch ist, wie kann ein urgriechisches Wort sie von Anfang an bezeichnet haben? Die Etymologie wird statt der Ableitung von *αἶψυ* eine andere suchen müssen.

<sup>1)</sup> So spricht der Gebrauch von *orare* in der dem Cicero zugeschriebenen Rede post red. in sen. 1 gegen die Echtheit derselben; Heerdegen, Unters. III 40. Ebenso verrät sich der christliche Ursprung der den Namen des Apulejus tragenden Schriften Asclepius und de mundo schon durch den spezifisch christlichen Gebrauch von *orare* für „beten“; ebenda S. 95. — Für das Griechische erinnere ich nur an die Rolle, welche in der Frage nach der Umarbeitung des äschyleischen Prometheus die Bedeutung von *σοφιστής*; v. 62 und 976 (ed. Weckl.) spielt. S. Oberdick in der Wochenschr. f. kl. Phil. 1890 Sp. 446, dagegen Todt ebenda 931; Oberdick, der in jenen Stellen den späteren, halb verächtlichen Gebrauch des Wortes erkennt, findet die Bestimmung Weckleius (S.-B. d. bayer. Akad., phil.-hist. Kl. 1888, S. 340), der erklärt: „Man wird zugestehen müssen, daß wir den Prometheus nicht in der Gestalt haben, welche er von der Hand des Äschylus erhalten hat.“

stände, zu lesen als geschichtliches Denkmal, vor dem läge die ganze Entwicklung des Volkslebens von dem einfachen Familienverband bis zu den ausgebildetsten Formen staatlicher Verfassung, der Kultur von der Nomadenstufe, der Viehzucht und der Erfindung des Feuers bis zu der Höhe eines verfeinerten Luxus, des Geistes von den ersten tastenden Versuchen an der Sinnenwelt bis zu dem höchsten Flug nach dem Unendlichen.“<sup>1)</sup>

Gewifs hat die Bedeutungslehre der Kulturgeschichte rein sachliche Fragen nicht abzunehmen, aber schon die genaue Feststellung der Wortbedeutungen, ihres Entstehens und Vergehens, ihres gegenseitigen Verhältnisses wird für die Geschichte der Kulturbegriffe klärend und fördernd sein, und außerdem lassen die den Bedeutungsübergängen zu grunde liegenden Ideenassoziationen interessante Einblicke in das Kultur- und Seelenleben der einzelnen Völker thun. Dafs z. B. im Griechischen *ἄρχειν* „herrschen“ ursprünglich „vorangehen“ (im Kriege) bedeutet, dafs die eigentlichen Bezeichnungen für „links“, *αριστερός* und *λαίωζ*, durch die Euphemismen *ἀρισιερός* und *εὐώνυμος* ersetzt wurden, dafs *ἦρωζ* bei Homer nur den Helden, später den Halbgott bezeichnet, dafs im Lateinischen viele ständige Metaphern dem Landleben und Kriegswesen entnommen sind,<sup>2)</sup> — das sind semasiologische Ergebnisse, die auch für die Kulturgeschichte ihren Wert haben.

Auch die Praxis der Schule kann an den semasiologischen Fragen nicht vorübergehen, wenn auch eingehendere prinzipielle Erörterungen sich hier von selbst verbieten. Es wird ja auch thatsächlich in ihr bereits viel praktische Bedeutungslehre getrieben. Wenn z. B. bei einem Worte, das der Schüler zu lernen hat, zwei nicht synonyme, sondern scheinbar auseinanderliegende Bedeutungen angegeben sind, so wird in den meisten Fällen der Lehrer die Gedankenverbindung zwischen den beiden Begriffen finden lassen und dadurch dem Gedächtnis die Arbeit erleichtern, zugleich aber Aufmerksamkeit und Verstand der Schüler schärfen.<sup>3)</sup> Ein Döderlein spricht sich

<sup>1)</sup> Ähnlich Zacher in seinem eingangs angeführten Vortrage S. 55 f.: „Fast alles, was die Seele des Volkes in einer mehrtausendjährigen Entwicklung bewegt hat, ist in seinem Wortschatz ausgeprägt; an dem Wortschatz können wir die Einflüsse der Natur, die Fortschritte der Kultur Schritt für Schritt verfolgen; in den Worten liegt uns ebensowohl die innerste Seele des Volkes wie sein äufseres Leben vor Augen.“

<sup>2)</sup> S. Darmesteter, *La vie des mots* p. 96, O. Weise, *Charakteristik der lat. Spr.* S. 30. Stöcklein, *Beobachtungen über den Zusammenhang zwischen Sprache und Volkscharakter*, in diesen Blättern XXX (1894), S. 335 ff.

<sup>3)</sup> Ich meine Fälle wie manus Hand-Schar (vgl. mani-pulus Hand-voll), impedimentum Hindernis-plur. Reise- oder Marschgepäck, lingua *γλῶττα* Zungensprache, solvo *λύω* löse-bezahle (löse eine Schuld ein), pendo wäge-zahle (als Grundbedeutung ergibt die Vergleichung mit pendo „hänge auf“, nämlich die Wage), fundo gieße, schütte-schlage (hostes, eig. schütte hin, streue vor mir hin, treibe vor mir her; vgl. die Verbindung fundere fugareque), nitor stütze mich — strebe, bemühe mich (eig. stemme mich an), sapio schmecke — bin weise, colo bebaue, ehre (eig. pflege, wende Sorge auf etwas); *ἄρχω* fange an — herrsche (Gb. gehe voran), *πρέσβεις* der Alte — der Gesandte (bes. plur.) u. s. w. Der Schüler muß eine Ahnung davon bekommen, dafs in den Bedeutungen der Wörter nicht die Willkür, sondern Vernunft und Gesetz herrscht.

hierüber (in den „Erläuterungen zu dem Vocabularium für den lat. Elementarunterricht.“ Erlangen 1862. S. 56) so aus: „Für die wohlthätigste Geistesübung halte ich es, den Schüler erraten zu lassen, auf welchem Weg eine Bedeutung aus der andern hervorgeht, und dabei die Ideenassociation einzusehen.“ Wer im Homer den Schüler stutzen sieht, wenn er bei einem ihm wohlbekannten Worte, z. B. *γάτος*, eine ihm bisher unbekannte Bedeutung findet, wird eine Brücke schlagen zwischen den zwei Bedeutungen und damit einen Blick in das geschichtliche Werden der Sprache thun lassen. Auch die Lektüre unserer mittel- und neuhochdeutschen Literatur fordert zu derartigen Bemerkungen heraus; denn wie manche Wörter haben seit Klopstock und Lessing, oder gar seit Walther und dem Nibelungenliede ihre Bedeutungen geändert! Und wie leicht wird oft in eine Stelle ein falscher Sinn hineingetragen, wenn man damit nicht rechnet! Der unerschöpfliche Bildergehalt der Muttersprache kann schon in den unteren Klassen dem Schüler allmählich erschlossen werden (vgl. Hildebrand, Vom deutschen Sprachunterricht \* S. 89 ff.); die Tropen der Rhetorik, mit denen er in den oberen Klassen bekannt werden soll, geben von selbst Veranlassung darauf hinzuweisen, dafs dieselben Kräfte, die in ihnen wirksam sind, in der Sprache des gewöhnlichsten Lebens zahllose Umgestaltungen der Wortbedeutung geschaffen haben und noch schaffen. Die Verwertung semasiologischer Ergebnisse im Unterricht bringt nicht neue Belastung, sondern Vereinfachung, und dabei Belebung und Vertiefung, ähnlich wie das gelegentliche Herbeiziehen etymologischer Erklärungen, die sich vielfach von jenen nicht trennen lassen. Unsere bayerische Schulordnung fordert (§ 9 Abs. 1), dafs der deutsche Unterricht auch „Einblick in HAUPTERSCHEINUNGEN der Sprachentwicklung“ gebe; von diesen ist aber kaum eine so interessant zu gestalten als gerade der Bedeutungswandel.<sup>1)</sup> So erweist auch Hildebrand in seinem bekannten, eben erwähnten Buche, „dafs die Aufgabe, die Schüler dieses Verschieben der Bedeutung wichtiger Wörter, das sich im Stillen eigentlich fortwährend vollzieht, erkennen zu lehren, dem deutschen Unterricht überhaupt nicht zu ersparen ist“ (S. 229). Und Paul Cauer in seinem trefflichen Buche „Die Kunst des Übersetzens“ sagt, indem er die Wichtigkeit der Einsicht in die Bedeutungsentwicklung gerade für das richtige Übersetzen hervorhebt (S. 19): „Die Bedeutungslehre ist vielleicht derjenige Teil der Sprachwissenschaft, der am unmittelbarsten für die Schule fruchtbar gemacht werden kann; denn sie bietet kleine Probleme, an denen sich schon der jugendliche Geist mit Erfolg versucht, und wirft für das Verständnis der eigenen Sprache manchen erfreulichen

<sup>1)</sup> Leider fehlt es an einem Buche, das für das Deutsche etwa das wäre, was für das Französische das öfters angeführte Werkchen Darmesteters ist, das in sieben Jahren vier Auflagen erlebt hat, oder für das Englische das bis 1874 in 15 Auflagen gedruckte Buch von Trench „On the study of words“. Manches findet sich ja in den verbreiteten Büchern über die deutsche Sprache, vieles Brauchbare ist auch in den Zeitschriften zerstreut; etwas Zusammenfassendes aber über den Bedeutungswandel im Deutschen ist meines Wissens nicht vorhanden. Und welche Schätze wären hier zu heben!

Gewinn ab.“ Auch O. Weise („Die Etymologie im Dienste des lat. Unterr.“ Ztschr. f. d. Gymnasialw. 1893. S. 385 ff.) fordert zu „liebervoller Versenkung in das reiche, schöne Gebiet der Wortbedeutung“ auf. Vgl. noch Hecht, Der Bedeutungswandel innerhalb des Schulunterrichts, ebenda 1892. S. 351 ff.

Am nachdrücklichsten ist neuerdings für die Verwertung der Bedeutungslehre in der Schule eingetreten K. Mühlfeld in seiner bereits angeführten Schrift „Die Lehre von der Vorstellungsverwandtschaft und ihre Anwendung auf den Sprachunterricht.“ Ich führe die Hauptstelle (S. 26 f.) an: „Über den wissenschaftlichen Wert des Systems der Bedeutungsverwandtschaften kann kein Zweifel bestehen, die Frage, inwiefern die Schule Ursache hat, sich mit demselben zu befassen, verdient erste Prüfung. Auf empirischem Wege lernen wir schon im Kindesalter die Hauptformen kennen; ein gutes Teil der Muttersprache wird dadurch erlernt, daß wir aus den uns bekannten Bedeutungen eines Wortes in Verbindung mit der gegebenen Situation die neu uns entgegentretende wie das X einer Gleichung erschließen. Derselbe Prozeß wiederholt sich auf den höheren Stufen der Erlernung fremder Sprachen. Ich glaube, dieser Prozeß läßt sich durch eine elementare Belehrung über die Grundformen des Bedeutungswandels in einer Weise erleichtern, welche die aufzuwendende geringe Mühe reichlich lohnt. Sie braucht nur die einfachsten Fälle klarzulegen und kann doch das Urteil auch für verwickeltere Übertragungen, die sich doch immer aus den einfachen Grundbeziehungen zusammensetzen, schärfen. Sie erleichtert in hohem Grade das Auffinden der richtigen Wortbedeutungen in den Wörterbüchern. Indem sie den Blick für erfahrungsmäßig häufig übersehene Bedeutungsabzweigungen schärft, verhütet sie Fehler des Verständnisses und der Übertragung (vergl. gloire Ruhm und Ruhmsucht, secret Geheimnis und Geheimhaltung, Opfer frz. victime und sacrifice, Ausdehnung frz. extension und étendue; engl. enterprise Unternehmung und Unternehmungsgestalt). Ihr Nutzen ist besonders einleuchtend beim Übergang aus einer wohlbekannten Sprache in eine nahverwandte, welche zahlreiche Wörter in neuen Bedeutungen bietet, z. B. beim Studium von Dialekten oder älteren Sprachstufen; der Sprache Luthers, des Nibelungenliedes, Shakespeares, Molières. Ebenso kommt sie der vergleichenden Betrachtung der verschiedenen Sprachen infolge von natürlicher Verwandtschaft (Mutter- und Tochtersprache, Schwestersprachen) oder Entlehnung gemeinsamen Stoffes zu gute. Solche vergleichende Hinweise können aber von großem Nutzen sein einmal zur Unterstützung des Gedächtnisses beim Erlernen einer neuen Sprache, indem sie Bekanntes an Unbekanntes knüpfen, und zweitens zur Verhütung von Fehlern, wo ein Übersehen einer Bedeutungsänderung nahe liegt (frz. clavier, perron und deutsch Klavier, Perron). Ferner dienen Bedeutungswandel oft zur Erklärung grammatischer Eigentümlichkeiten (Geschlecht von recrue, pomme). Endlich sind sie oft kulturhistorisch oder psychologisch so interessant, daß kein Lehrer sich die Gelegenheit wird mögen entgehen lassen, im Anschlusse an die im Unterricht auftauchenden Fälle ähnliche

Beispiele zu erwähnen. Wie will man aber die analogen Fälle sammeln oder in den Sammlungen sich zurechtfinden ohne System?!

Gewiß ist diese Ausführung sehr beachtenswert. Aber über die Notwendigkeit und Möglichkeit einer, wenn auch elementar gehaltenen, systematischen Belehrung über die Hauptformen des Bedeutungswandels werden die meisten anderer Ansicht sein; ich glaube, dafs, was von der Bedeutungslehre wirklich für die Schule nutzbar gemacht werden kann, nach und nach auf rein empirischem, induktivem Wege den Schülern zu vermitteln ist.

Augsburg.

Robert Thomas.

### Paulus Manutius und Firmicus Maternus.

Die Stelle des Firmicus Maternus, auf die Paulus Manutius epist. LIX p. 125, 24 ed. Fickelscherer mit den Worten ‚de anno quem Scalarem vocant, ne tanti Firmicus. . . . apud te sit, ut animi tranquillitatem amittas‘ anspielt, ist vermutlich das 14. Kapitel des 4. Buches der *Astronomica*. Der Ausdruck ‚annus scalaris‘ unter dem das 63. Jahr zu verstehen ist, das als Produkt der 2 gefährlichen Zahlen 7 und 9 für besonders kritisch galt, findet sich jedoch weder bei Firmicus, noch an den Parallelstellen bei Plinius H. N. VII, 49, 161; Gellius N.A. XV, 7; Censorinus de die nat. 14, 9; Tertullian. de idol. 9; Ps Clem. Recogn. IX, 12; X, 12. Bei den fünf letzteren steht das griech. Wort *κλιμακτιήρ* oder *annus climactericus* (vgl. cl. tempus Plin. ep. II, 20, 3), was Plinius mit ‚scansilis annorum lex occidua‘ übersetzt. Der Text des Firmicus, wie er uns in der Aldina von 1499 und in der Prucknerschen Ausgabe (Basel 1551, p. 105) vorliegt, hat an jener Stelle auch das Wort *κλιμακτιήρ* nicht; aber Salmasius (de annis climacter. 103) verbessert den Satz: „Inter caeteros praeterea diametros hoc maxime observandum est, quod septeni anni ac noveni . . . variis hominem periculorum discriminibus semper afficiunt“ aus dem ältesten Codex folgendermaßen: „Extra caeteros Climacteres septimi anni ac noni e. q. s.“ (so auch jetzt Sittl IV, 19, 52, p. 227). Wie aus *climacteres diametros* werden konnte, ist sehr leicht erklärlich, wenn man einerseits die naheliegende Verlesung d für cl und andererseits die Form *climateres*, die sich häufig in alten Drucken findet, berücksichtigt. An einer anderen Stelle bei Firmicus VIII, 26 (p. 234), wo die *anni climacteres* nur nebenbei erwähnt werden, steht übrigens auch in unseren Drucken das Wort *climateras*. Darnach ist anzunehmen, dafs Manutius selbst mit der Bezeichnung *annus scalaris* das griech. *κλιμακτιήρ* übersetzt hat. Ich verdanke diesen wertvollen Nachtrag zu meiner Besprechung der Fickelschererschen Ausgabe (diese Bl. XXIX 528) meinem Freunde Franz Boll.

München.

C. Weyman.

## II. Abteilung.

### Rezensionen.

Alfred Biese, die Philosophie des Metaphorischen. In Grundlinien dargestellt. Hamburg und Leipzig, Leop. Vofs. 1893. 229 S. 5 M.

Der durch seine „Entwicklung des Naturgefühls“ bekannte Verfasser hat es in dem vorliegenden Buche unternommen, das Metaphorische auf seinen vollen Gehalt zu untersuchen und in den geistigen Lebensäußerungen der Menschheit nachzuweisen. Das Metaphorische ist ihm der Einklang von Innerem und Äußerem, von psychischem und physischem Dasein; wie die Metapher nicht ein willkürlicher Schmuck der Rede, sondern „eine naturgemäße und naturnotwendige Ausdrucksweise“ (S. 3) ist, so ist das Metaphorische für uns gemäß unserer geistlichen Natur eine notwendige Form der Anschauung und des Denkens. Wir übertragen beständig unser Doppelwesen auf die Dinge außer uns, wir können aber auch Geistiges uns nur im Bilde der sinnlichen Anschauung zum Bewußtsein und Ausdruck bringen. Das ist in aller Kürze der Hauptgedanke des Buches, das als Motto Goethes Ausspruch trägt: „Der Mensch begreift niemals, wie anthropomorphisch er ist“.

Zunächst weist der Verfasser das Metaphorische in der kindlichen Phantasie nach, für die noch kein Unterschied des Lebenden und Leblosen besteht. Die Sprache ist metaphorisch 1) an sich als Verkörperung des Seelischen im Laute und als Vergeistigung des Körperlichen, des Lautes, 2) wegen des Wandels der sinnlichen Wortbedeutung zur geistigen und andererseits wegen der Beseelung des Seelenlosen, die z. B. auch den leblosen Gegenständen ein Geschlecht leiht.

Der Mythos ist hervorgegangen aus der Nötigung, sich alle Kräfte und Vorgänge der Natur durch Vermenschlichung verständlich zu machen. (Freilich geht hierin die Mythenbildung nicht auf!) Die Religion wurzelt bei den Naturvölkern in eben dieser Naturbeseelung und in einem durchaus metaphorisch aufzufassenden Glauben an die Fortdauer der Seelen Verstorbener. Aber auch die höchsten Stufen der Religion können das Symbol, das Gleichnis für das Übersinnliche nicht entbehren, wenn es auch immer feiner und tiefer wird.

Die Kunst ist metaphorisch als „Vermählung des Stofflichen mit dem Ideellen“ (S. 69), mag dieses Stoffliche nun Stein oder Farbe oder Ton oder Wort sein, und zwar einerseits als Beseelung des Stoffes.

andererseits als stoffliche Darstellung des Seelenlebens; nur dann entsteht wahre Kunst, wenn das Äußere durch die Seele hindurchgegangen und in ihr gleichsam wiedergeboren ist. Darum sind die Werke der Kunst metaphorische Verkörperungen des gesamten Seelenlebens einer Persönlichkeit oder einer Epoche, eines Volksstamms, wie sich z. B. in der Baustilen zeigt. Wie die Natur von der Kunst beseelt wird, lehrt am unmittelbarsten die Poesie, die von der Urzeit an bis zu den modernsten Realisten das Gegenständliche mit menschlichem Empfinden erfüllt. Hierüber hätte wohl Schillers schönes Selbstzeugnis in den „Idealen“ (Str. 2 und 3) angeführt werden können. Umgekehrt wird vom Dichter das Innere zum Äußeren, das Abstrakte zum Konkreten gestaltet. „Das Poetische, wie das Künstlerische überhaupt, ist eine Synthese von Welt und Geist und führt zu jenem Einklang, der aus dem Inneren dringt und in das Herz die Welt zurücke schlingt“ (S. 103).

Auch die Philosophie, die doch reines abstraktes Denken versteht, denkt im letzten Grunde in Bildern und kommt in ihrem Streben nach Erkenntnis des Seienden nicht über die Analogien der menschlichen Erfahrung, also über das Metaphorische, hinaus. Schon die Wahrnehmung bedeutet eine Vergeistigung des Körperlichen. Sogar der Materialismus, der sich als völlig exakt und objektiv aufspielt, ist von metaphorischen Elementen stark durchsetzt: Begriffe wie Kraft, Stoff, Gesetz sind von unseren menschlichen Verhältnissen auf die Natur übertragen. „Der Mensch kommt aus dem engen Zirkel nicht hinaus, der durch sein psychisch-physisches Wesen bedingt ist; das Geistige kann er sich nur erläutern, begreiflich machen, veranschaulichen durch das Sinnliche, und das Sinnliche, die Welt der Wahrnehmungen und der Empfindungen, kann er sich nur deuten durch lebendige Thätigkeit, durch Geist“ (S. 122). „Aber wie die Nötigung, uns zum Mafse der Dinge zu machen, in uns selbst liegt, so muß auch eine Harmonie zwischen dem Geiste und den Dingen an sich, die wir nicht erkennen, walten, da wir sonst nicht die Brücke der Analogie vom Inneren zum Äußeren bauen könnten“ (S. 124).

Wie das Metaphorische tatsächlich in allen philosophischen Systemen eine Rolle spielt, sucht eine Übersicht der Geschichte der Philosophie aus diesem Gesichtspunkte nachzuweisen.

Ein Schlußwort faßt die Resultate noch einmal zusammen und betont wiederum, daß das Metaphorische nicht Lug und Schein, sondern „die Brücke zum Ewigen“ sei, indem es die Vermittlung von Subjekt und Objekt darstelle.

Ein vielseitig anregendes, gedankenreiches Buch, das jeder, der Sinn hat für die Probleme der Sprache und des Denkens, mit Interesse und Nutzen lesen wird, wenn er auch nicht in allem dem Verfasser beipflichtet. Wohlthuend ist die idealistische Weltanschauung, die überall in dem Buche mit Wärme vertreten wird.

Für uns Philologen ist vor allem von Bedeutung, daß der Begriff der Metapher eine tiefere Begründung erhält; noch immer schleppt sich jene äußerliche Auffassung der Metapher als eines bewußt ge-



wählten Kunstmittels der Rhetorik und Poesie fort, obwohl bereits Giambattista Vico, der geniale Neapolitaner des 18. Jahrhunderts, und Jean Paul in ihr eine notwendige Form menschlichen Denkens und Sprechens erkannten.

Das aber kann ich Biese nicht zugeben, daß die vielfach angenommene Einteilung von Sprach- und Antormetaphern durch diese tiefere Auffassung hinfällig wird (vergl. seine Ausführungen i. d. Wochenschr. f. kl. Ph. 1892, Sp. 511 f.). Es ist ja damit nicht behauptet, daß beide Arten nicht in einem Vermögen des Geistes ihren Ursprung haben könnten; die Unterscheidung betrifft nur die äußere Thatsache, ob eine Metapher zum festen Bestand einer Sprache zu zählen ist oder nicht. Die wissenschaftliche Sprachforschung kann ohne diese Unterscheidung nicht auskommen.

Ferner kann ich nicht billigen, daß Biese Synekdoche und Metonymie mit der Metapher zusammenwirft, auch wenn er sich hiefür auf Aristoteles beruft. Dieser nennt bekanntlich *μεταφορά* jeden Gebrauch eines uneigentlichen Ausdrucks (*ὀνόματος ἀλλοτριῶν ἐπιφορά*) und nimmt vier Arten dieser Übertragung an: von der Gattung auf die Art, von der Art auf die Gattung, von der Art auf die Art und endlich die *μεταφορά κατὰ τὸ ἀνάλογον* (Poet. 21). Von diesen Arten entspricht die letzte dem, was seit Aristoteles allgemein unter Metapher verstanden wird; die beiden ersten wurden als Synekdoche, die dritte als Metonymie davon unterschieden (Genaueres bei Gerber, Die Sprache als Kunst, II 24 ff.). Biese will den Begriff der Metapher wieder möglichst weit fassen und sieht darin einen Rückschritt, wenn nach Aristoteles jene drei Tropen unterschieden wurden (S. 14); er verwickelt sich aber in einen Widerspruch, wenn er trotzdem immer als das wahre Kennzeichen der Metapher die Analogie hinstellt (z. B. S. 57 „Das Metaphorische, welches statt des Nächstliegenden ein durch Analogie der Sphären Verwandtes setzt“); denn Synekdoche und Metonymie beruhen doch nicht auf Analogie.

Biese führt manche Äußerungen anderer an, die sich mit seinem Grundgedanken berühren. Es ließe sich hier noch verschiedenes nachtragen. Z. B. nennt L. Morel in seinem *Essai sur la métaphore dans la langue grecque* (Genève 1879) die Metapher „une des formes de la pensée, la plus simple et la plus ordinaire“. Viktor Hehn in seinen „Gedanken über Goethe“ schreibt am Ende einer Betrachtung über Goethes Gleichnisse (S. 331): „So offenbart sich der innige Zusammenhang oder vielmehr die ewige Identität des Gedankens und des äußeren unmittelbaren Daseins. Die Welt wird zu einer unermeßlichen Reihe von Sinnbildern; die Natur ist erstarrter Geist, der Geist bewußt und freigewordene Natur; so entstand die Mythologie, so die Sprache in ihrer Entwicklung aus dem Einzelnen, Simulichen zum Allgemeinen. Diese Fähigkeit, überall außer sich Gleichartiges und Verwandtes zu schauen, sie ist es, was in der Ode: ‚Welcher Unsterblichen soll der höchste Preis sein?‘ unter dem Namen der Phantasie gefeiert wird.“ — Nach Bieses Buch, aber offenbar noch vor dem Erscheinen desselben abgeschlossen, erschien in der „Zeitschr.

f. Philos. u. philos. Kritik“ eine Abhandlung von G. Kohfeldt „Zur Ästhetik der Metapher“ (103. Bd. S. 221—286). Auch hierin finden sich neben vielen Verschiedenheiten einige Berührungspunkte mit Bieses Ausführungen, z. B. S. 254 f. über das Metaphorische in der Kunst.

S. 96 f. schreibt Biese: „In einer vergleichenden Tropik, die zu den interessantesten Aufgaben der Literaturgeschichte gehört, . . . würde es ein fesselndes Kapitel für sich geben, wenn man darstellte, wie das Leid, das Unglück durch Metaphern, sagen wir nur vom Meer und vom Sturm, versinnlicht wird.“ Ein Anfang hiezu liegt bereits vor in dem Gymnasialprogramm von J. Herzer (Zweibrücken 1884) „Metaphorische Studien zu griechischen Dichtern. I. Die auf Unglück und Verwandtes bezüglichen Metaphern und Bilder bei den Tragikern“.

Noch zwei Ungenauigkeiten: Die Römer nannten anfangs die Elephanten nicht libysche Ochsen (S. 26), sondern lukanische (boves Lucae), weil sie zuerst in Lukanien mit ihnen bekannt wurden. S. 64 ist das Wort „Strebepeifer“ falsch gebraucht (für die Tragpeifer im Innern des Gebäudes).

Augsburg.

Robert Thomas.

Faust und Brand. Hamlet. Zwei Vorträge von Johannes Petersen. Gotha, Friedrich Andreas Perthes, 1890. (VII und 64 Seiten. 8<sup>o</sup>.)

Aus den Papieren des 1887 verstorbenen Kreisschulinspektors Petersen zu Apenrode teilt Emil Wolf zwei Vorträge von zweifellos ästhetischer Bedeutung weiteren Kreisen des literarisch gebildeten Publikums mit. In dem ersten Vortrage (schon aus dem Jahre 1879) beleuchtet Petersen die Charaktere von Goethes Faust (im Anfang der Tragödie) und von Ibsens Brand. Zwei Titanennaturen erblickt er in ihnen, in Faust einen Titanen der Erkenntnis, in Brand einen Titanen des ethischen Wollens. Faust ist ein Gelehrter aus reinem Wissensdrang, der die Einheit der Welt erkennen will, der nicht nur mit dem Kopf, sondern mit dem Gefühl, mit dem Herzen, mit seinem ganzen Wesen wissen will, egoistisch in seinem Streben nach Erkenntnis, tief tragisch in seiner Stimmung des Weltschmerzes. Die Tragödie „Faust“ ist ein „Drama des Weltschmerzes“. Ein rascher Seitenblick fällt dabei auf „Hamlet“, „Manfred“ und andere weltschmerzliche Dramen der neueren Literatur. Auch einige Andeutungen über die Behandlung des Schuldproblems in Goethes „Faust“ sind beigelegt; da jedoch hier der sonst geistvolle und scharfsinnige Verfasser ganz in der Irre wandelt, wird man sich freuen, daß er es bei dürftigen Andeutungen bewenden liefs. Viel besser ist wieder seine Betrachtung des Ibsen'schen Helden. Auch Brand ist ein Titane, ein Titane der Pflicht, nicht egoistisch, sondern ein Titane der Nächsterliebe, nicht ein Titane der metaphysischen Schnsucht, sondern des Christentums. Aber so rein seine sittlichen Forderungen, so streng sein eigener Wandel ist, so fehlt ihm doch eines, die Demut. Er überschätzt sein eigenes Er-

kennen, er maßt sich eine nur Gott zustehende Sicherheit im Urteil an. Diese Vermessenheit ist seine Schuld; statt wirklich zu reformieren, zerstört er, bis ihn selbst die Naturgewalt, deren Unerbittlichkeit er nachahmte, zu Boden schlägt.

Der zweite Vortrag behandelt das Hamletproblem. Mit Recht knüpft dabei Petersen an Goethes tiefgründende Erörterungen im „Wilhelm Meister“ an, die er zu ergänzen sucht, indem er sich die Frage stellt, warum Hamlet seiner Aufgabe nicht gewachsen sei. Er antwortet darauf: Nicht, weil sein Geist etwa zu zart, zu ängstlich wäre, auch nicht, weil es ihm an Mut oder Geist fehlt; sondern Hamlet will seine Aufgabe nicht lösen, er kann sie nicht lösen wollen. Denn er ist Ironiker, er lebt ganz und gar in der Ironie und übt alle Arten von Ironie, zur Verbergung seiner Absichten, zur Ausforschung und zur satirischen Geißelung seiner Mitmenschen. Seine geistige und ethische Anlage, seine Lebenslage und seine pessimistische Weltanschauung treiben ihn gleichmäßig zur Ironie. Ironisch spielt er denn auch mit seiner ungeheuren Aufgabe. Jähe Thaten, durch momentane Impulse hervorgerufen (wie die Tötung des Polonius oder zuletzt des Königs), wechseln mit einem ironischen Schwanken, Zögern, Sichverstellen, Aushorchen, Witzeln und Sticheln. In dieser Ironie, in seinem Charakter liegt Hamlets Schuld. Dafs nun aber gerade er vor die ihm unlösbare Aufgabe gedrängt wird, das ist die Ironie des Schicksals, die ihn trifft, des Ironikers ironisches Verhängnis. Das Ganze bezeichnet demnach Petersen als die „Tragödie der Ironie“.

Im Einzelnen läfst sich gegen diese Erklärung des Hamletproblems ja manches einwenden. Aber man muß anerkennen, dafs Petersen mit vielem Geist allerorten Belege aufzubringen sucht, dafs er sicher und klar in der Analyse des rätselhaften Charakters fortschreitet, dafs er überall einen feinen ästhetischen Sinn bewährt und auch stilistisch alles wohl auszugestalten weifs. Anregend und nicht selten belehrend sind darum seine Vorträge auch für den Leser, der den darin ausgesprochenen Ansichten nicht immer beizutreten geneigt ist.

München.

Franz Muncker.

Oskar Hartung, Die deutschen Altertümer des Nibelungenliedes und der Kudrun. Cöthen, Otto Schulze 1894. 8°. 551 S.

Der Verf. hat eine sehr gründliche und nützliche Arbeit geliefert, indem er ein anschauliches und vollständiges Bild der kulturgeschichtlichen Verhältnisse entwarf, welche in unsern Volksepen vorausgesetzt sind. Er führt uns das mittelalterliche Leben nach allen Seiten vor, nichts Wissenswertes ist übersehen. Die Benützung der Quellen verdient alles Lob, indem die Gedichte sorgfältig, wenn notwendig auch mit Berücksichtigung abweichender Lesarten ausgeschöpft sind. Während der Verf. sich einerseits streng an seinen Plan hält und nur die Verhältnisse der beiden Volksepen betrachtet, ist andererseits nie unterlassen, wo die Überlieferung des Nibelungenliedes und der Kudrun selbst irgend einen Punkt zu wenig hervortreten läfst, zur Ergänzung

andere Quellen heranzuziehen. So ist jeder Zug, auf den die Volksepen nur anspielen oder den sie ausreichend beschreiben, gleichmäßig deutlich und vollständig zur Darstellung gelangt. Zugleich bemüht sich Hartung, namentlich solche Zustände, die aus der altgermanischen Zeit sich entwickeln, also Sippe, Stand, Rechtswesen u. dgl., auf weiterem geschichtlichem Hintergrunde zu zeigen. Dadurch tritt der Unterschied, welcher zwischen dem höfisch-ritterlichen Leben der Volksepen und demjenigen der Romane obwaltet, in helles Licht: Hier ist mehr am alten heimischen Brauch festgehalten, dort wird auf die neue aus Frankreich eingewanderte Mode Gewicht gelegt. Ob man freilich darauf hin die Abfassungszeit der Volksepen einige Jahrzehnte früher ansetzen darf, als es jetzt gewöhnlich geschieht (d. h. zwischen 1190 und 1210), wie Hartung in Herrigs Archiv Bd. 89 Heft 4 aus einer Beschreibung der Waffen schlofs, scheint uns fraglich. Dafs die Volksepen vom Standpunkt der ritterlich-höfischen Gesellschaft um 1200 in mancher Hinsicht altmodisch sind und der hochmodernen Richtung des Romanes zuwider laufen, ist in ihrem Stoff bedingt. Obschon das Bestreben der österreichischen Dichter dahin zielt, die deutsche Heldensage wider zu Ehren zu bringen und unter den literarisch Gebildeten ihr Freunde zu erwerben, haftet doch den Gestalten der Heldensage immerhin mehr Altertümliches an als den Rittern der Romane. Ein Recke läfst sich niemals völlig ins höfische Gewand zwingen, immer wird stellenweise seine rauhere Art hervorbrechen. Wenn also die Altertümer der beiden Volksepen um eine Stufe hinter denen der Romane und der feinen höfischen Gesellschaft um 1200 zurückstehen, so ist der Grund hiefür nicht notwendig in einer früheren Abfassungszeit zu suchen, sondern zunächst im Stoffe bedingt. Wer gleichzeitig einen Tristan und Parzival und Sigfrid seinen Hörern vorführt, wird es schwerlich fertig bringen, alle drei ganz gleich zu schildern. Immer haften an Sigfrid altfränkische Züge; denn die Quellen, welche dem Dichter für ihn zu Gebot stehen, reichen allerdings in ältere Zeit zurück, während Parzival und Tristan bereits in den Vorlagen als modische Ritter gezeichnet sind. Gerade darum ist es aber von grossem Wert, die Lebensverhältnisse, die sich in den Volksepen widerspiegeln, gesondert zu betrachten, um zu sehen, wie sie sich im Vergleiche zum übrigen höfischen Leben darbieten. Somit begrüfsen wir Hartungs Buch als willkommene Ergänzung zu A. Schultzs' höfischem Leben zur Zeit der Minnesänger. Was sich bei Schultz im Gesamtbild darstellt, dürfte gerade durch zeitliche und räumliche Abgrenzung und durch Einzelbeobachtung wesentliche Bereicherung erfahren.

Hartung hat es verstanden, mit Fleifs und Sorgfalt alle die verstreuten Züge zu sammeln und in übersichtlichen Abschnitten zu anschaulicher Darstellung zu vereinigen. Nicht blofs auf erschöpfende Ausnützung der Quellen selber ist sein Bestreben gerichtet, sondern auch auf möglichst vollständige Verwertung der vorhandenen gelehrten Schriften, soweit sie zur Aufhellung der einzelnen Stellen beitragen. Dadurch wird er ein verlässiger Führer für den Leser. Besonders

werden Lehrer, welche die Gedichte zu erklären haben, dem Verfasser zu lebhaftem Danke sich verpflichtet fühlen. Der Inhalt der Gedichte gewinnt an Reiz, wenn man das reiche und bunte Leben vor sich sieht, auf dem die Darstellung sich abhebt. Andererseits wächst die Teilnahme an den Zeitverhältnissen, wenn man durch die Gedichte immer von Neuem darauf hingewiesen wird. Dem Schüler wird namentlich auf diese Art der Stoff lebendiger werden, und es liegt nur am Lehrer, sich die Vorteile, die ihm Hartungs treffliche Arbeit bequemer zur Hand legen, zu Nutz zu machen.

Zu den Bemerkungen übers Bahrgericht S. 110 ff. ist K. Lehmanns Aufsatz in den ‚Germanistischen Abhandlungen zum 70. Geburtstag K. v. Maurers‘, Göttingen 1893 S. 21 ff. nachzutragen.

München.

Wolfgang Golther.

1) C. Julii Caesaris commentarii cum A. Hirtii aliorumque supplementis ex recensione Bernardi Kübler. vol. I. comm. de bello Gallico. ed. maior. Lipsiae, in aed. G. Teubneri MDCXCIII. Mk. 1,20.

2) Dasselbe, ed. minor = ed. maior ohne die 130 Seiten starke praefatio. M. 0,75.

Die Überlieferung von Caesars beilum Gallicum, um das es sich hier zunächst handelt, stützt sich auf zwei Klassen von Handschriften, die, obschon aus einem Archetypus hervorgegangen, doch eine beträchtliche Verschiedenheit des Textes zeigen. Nipperdey hat seine große kritische Ausgabe aus Gründen, die er praef. p. 44 ff. derselben darlegt, auf die Klasse der ‚integri‘, wie er sie nannte, gebaut und ist der andern, die er für schlimm interpoliert hielt, im bell. Gall. I—VIII nur im äußersten Notfall gefolgt. Seine Anschauung wurde schon früh von H. J. Heller kräftig bestritten (Philol. XVII (1861), 492—509, ferner ibid. XIX (1863) S. 512), auch Detlefsen hat sich z. B. Philologus XVII S. 564 gegen die ‚maßlose Bevorzugung‘ der ‚echten‘ Codices ausgesprochen. Indessen Nipperdey drang in der Hauptsache durch; auch Holder, seit welchem man die beiden Klassen mit  $\alpha$  u.  $\beta$  zu bezeichnen pflegt, stellte seinen Archetypus vor allem auf Grund von  $\alpha$  her. Erst im letzten Jahrzehnt hat sich vornehmlich durch die Forschungen von H. Meusel und R. Schneider, niedergelegt hauptsächlich in den Jahresberichten des Berliner philologischen Vereins, ein Umschwung vollzogen. Man wies darauf hin, daß  $\beta$  (= den interpolati Nipperdeys) unbestritten stellenweise allein die richtige Überlieferung erhalten habe, daß es aber auch an zahlreichen anderen Stellen das sprachlich Korrektere und Wahrscheinlichere enthalte, dabei allerdings immer zugegeben, daß es nicht frei von Interpolationen sei. Die letzten Ausgaben von Kraner-Dittenberger, wie Döbereiner-Dinter ließen bereits den Einfluß dieser neuen kritischen Anschauung erkennen.

Bernhard Küblers Ausgabe, auf Wölflins Veranlassung unternommen, stellt einen weiteren und zwar noch energischeren Vorstofs in dieser Richtung dar. Die genauere Kenntniss der Codices rücksichtlich des Lesartenbestandes wie ihres gegenseitigen Verhältnisses einerseits, die Resultate der Erforschung des cäsarischen Sprachgebrauches andererseits, letztere namentlich gefördert durch die Cäsarlexika von Menge-Preufs<sup>1)</sup> und vor allem Meusel, rechtfertige heutzutage das günstigere Urteil über  $\beta$ : überdies vergewärtige es die alte, freilich an vielen Stellen verderbte Vulgata, während  $\alpha$ , wie aus den Subskriptionen hervorgehe, notorisch revidiert (vgl. Meusel, Berl. Jahresb. XI. 1885 S. 187 f.) weit eher Mißtrauen verdiene. Als maßgebende Vertreter der Handschriftengruppe  $\beta$  gelten Kübler, nach dem gegenwärtigen Stande der handschriftlichen Forschung mit Recht, Paris. II oder Thuanus (mit Holder als T bezeichnet) und Ursinianus (U); von  $\alpha$  kommen zwei Paare in Betracht: Bongarsianus I (A) und Moysiaccensis (M), sodann Romanus Vaticanus 3864 (R) und Floriacensis (B). Kübler gibt indessen keinen kritischen Apparat; er weist für solche Zwecke auf die in Vorbereitung befindliche (inzwischen erschienene) Ausgabe von Meusel hin. Statt dessen bietet er einen in Kolumnenform quer über je zwei Seiten gedruckten Konspekt der von ihm bevorzugten Lesarten und zwar in Spalte 1 die von ihm recipierte LA. von  $\alpha$  (in Klammern daneben die abgelehnte LA. von  $\beta$ ), in Sp. 2 die von ihm vorgezogene LA. von  $\beta$  (in Klammern daneben die abgelehnte LA. von  $\alpha$ ), in Sp. 3 LA. aus schlechteren Handschriften oder Konjekturen, die aufgenommen wurden. An zahlreichen Stellen, wo dem Herausgeber  $\alpha$  und  $\beta$  gleichwertig erschienen, ist er trotz seiner prinzipiellen Anschauung  $\alpha$  gefolgt, namentlich auch in der Wortstellung, da er für eine Schulausgabe im Zweifelsfall der eingebürgerten Lesart den Vorzug einräumen zu sollen glaubte. Dieser eben erwähnten Zurückhaltung ungeachtet ist kaum ein Kapitel vorhanden, wie K. selbst erwähnt, in dem sich nicht eine gröfsere oder geringere Abweichung vom Nipperdey'schen Texte fände. In etwa 940 Fällen der Divergenz von  $\alpha$  und  $\beta$  hat Kübler die LA. von  $\beta$ , in 660 Fällen die von  $\alpha$  gewählt; die Bevorzugung von  $\beta$  spricht sich in diesem Zahlenverhältnis deutlich aus. Einige Beispiele mögen den Standpunkt beleuchten! Der Herausgeber entschied sich 1, 38, 1 für *processisse*, 40, 10 *auderent* 43, 1 *utriusque* II, 20, 2 *incursus* 27, 2 *pugnae* 31, 2 *sine ope deorum* IV, 2, 6 *patiuntur* V, 3, 5 *auctoritate* 7, 4 *conscendere naves* 11, 4 *ut quam plurimas possit eis legionibus, quae sint apud eum, naves instituat* 14, 2 *horribiliores* 27, 5 *alteri* 29, 5 *spe* 34, 2 *procurreret* 39, 1 *sunt* (statt *continebantur*) 42, 3 *cogebantur* 44, 2 *uter alteri* 49, 6 *cum tantis copiis* 52, 6 *laetitia* 56, 3 *iudicandum curat* VI, 5, 3 *contenturum* 21, 3 *a parvis* 38, 1 *apud Caesarem* VII,

<sup>1)</sup> Das Lexikon nach Menge allein zu zitieren, wie es Kübler thut, ist unzulässig.

<sup>2)</sup> Gelegentlich der Erörterung über die Person des Flavius Licinius Firminus Lupicinus (praef. VII. f.) ist ein Versehen untergelaufen: Die Jahre 473–521 umfassen nicht die Zeit des Episkopats, sondern das ganze Leben des Eudodius.

5, 6 ponendum 7. se . . coniungunt 8, 3 diripi patiat 11, 1 eoque biduo 14, 10 aestimari debere 20, 12 paene consumptum 24, 4 occurreretur 26, 2 castra Vercingetorix habebat 28, 4 Cenabensi caede 35, 3 positus 5 progredi ibid. caperet 36, 4 periclitaretur 40, 7 per fugit 42, 6 ad arma concitant 47, 1 signa constiterunt 54, 2 maturari ibid. retinendos non censuit 58, 1 fieri (st. confieri) 60, 4 paulo post 61, 3 progredere 62, 4 transfixi pilis 66, 1 toti Galliae 7 perequitarit 67, 4 converti 68, 3 quo maxime confidebant 70, 4 coartantur 73, 4 complicati 75, 1 ad Alesiam 77, 11 praerepto 78, 5 custodiis VIII, 13, 4 parvulis 23, 4 et centurio velut insueta re permotus vellet celeriter Commium conficere, a familiaribus prohibitus non potuit 47; 2 in officio maneret 50, 1 commendaret.<sup>1)</sup> Daneben haben natürlich auch Emendationen, älteren wie neueren Datums, auch solche des Herausgebers selbst, Aufnahme gefunden. Dagegen ist eine bemerkenswerte Vorsicht in der Annahme von Glossen beobachtet worden. Ganz aus dem Text verschwunden sind zunächst nur fast allgemein anerkannte Einschübsel wie I, 22, 1 L. ibid. 24, 2 ita uti supra 31, 1 in occulto 38, 4 Alduas 54, 1 senserunt IV, 3, 3 quod 25, 6 primis ferner V, 23, 4 [et] prioris nach Ellebod, ib. 25, 5 hibernis nach Vielhaber, ib. 28, 2 magnas nach Chr. Schneider, ib. 31, 6 Ambiorige nach Tittler, VIII 38. 5 a Gutruato nach Oudendorp. Eingeklammert ist II, 1, 1 in hibernis nach Görlitz, ib. 12, 1 confecto nach Nipperdey ibid. 15, 4 eorum nach Morus, 20, 1 quod erat insigne, cum ad arma concurrere oporteret, signa tuba dandum, in dieser Ausdehnung erst von Kübler selbst, IV, 34, 1 novitate pugnae nach Kraffert, V, 12, 4 aut aere nach Mommsen, 16, 1 equestris . . . inferebat mit der ed. pr., ib. 25, 5 legatis quaestoribusque nach Vielhaber, VI, 14, 1 militiae — immunitatem nach Paul, ib. 36, 2 si quidem . . . liceret nach Paul, VII, 19, 2 in civitates nach Paul,<sup>2)</sup> ib. 41, 1 noctis nach v. Göler, ib. 75, 3 Rauracis [et] Bois, von Kübler, VIII, 20, 2 cognita calamitate nach Dittenberger, 27, 2 et Romanum nach Frigell. Man wird gegen diese vorsichtige Zurückhaltung, die sogar an einigen Stellen noch größer hätte sein dürfen, bei dem gegenwärtigen Stande der höheren Kritik, die noch keineswegs zu einem Abschluss gelangt ist, zumal in einer Schulausgabe, als welche rücksichtlich des Textes K. auch die editio maior betrachtet wissen will, nichts einzuwenden haben. Näher auf diese Entscheidungen wie überhaupt auf die bisher erwähnten kritischen Thatsachen einzugehen, unterlasse ich. Wohl aber erheischt der vom Herausgeber für die Textesrecension praef. p. VIII geltend gemachte Grundsatz: *Atque codices classis β permultis mendis foedatos esse neque Meuselius neque R. Schneider negat neque ipse nego: de industria vel animi causa a magistro quodam Caesaris verba mutata aut additamentis aucta esse non concedo* eine Stellungnahme. Damit ist meiner festen Überzeugung nach das richtige Maß der Wertschätzung von β bereits erheblich überschritten. Bei

<sup>1)</sup> Über die Stellen, wo K. den erweiterten Text von β gebilligt hat, wird nachher gesprochen werden.

<sup>2)</sup> Wie übrigens schon Morus cf. Meusel, *tabula coniecturarum* z. St.

den Bestrebungen des letzten Jahrzehnts,  $\beta$  wieder mehr Geltung zu verschaffen, sind seine unbestreitbaren Mängel, die denn doch Nipperdeys Urteil ‚codices interpolati‘ nicht so ganz unberechtigt erscheinen lassen, begrifflicher Weise etwas in den Hintergrund getreten. Es ist doch zu wenig gesagt, wenn Meusel, Berl. Jahresber. XI. 1885 S. 188 sich äußert: „Willkürliche Änderungen, Zusätze und, wenn man will, Interpolationen enthält  $\beta$  gerade so wie —  $\alpha$ . Entstanden sind sie aus Randnotizen“. Die Klasse  $\alpha$  ist vielmehr von eigentlichen Additamenten, bezw. Lesarten, die aus solchen entstanden sind, unverhältnismäßig reiner. Vielleicht ist es nicht überflüssig, hier, wo uns zum erstenmal wieder eine Ausgabe entgegentritt, die  $\beta$  stark berücksichtigt, den Bestand der jeder Klasse eigentümlichen Interpolationen (im eben genannten Sinne) zu überblicken.

Es sind in Klasse  $\alpha$ : II, 4, 7 *suam totius belli summam* (letzteres als Verbesserung über *suam* geschrieben, kam in den Text ohne dies zu verdrängen), II, 8, 2 *castigatus castratus*) IV, 22, 3 *oc-tigentis octoginta* VI, 7, 7 *nonnullos Gallos Gallicis rebus favere* (wahrscheinlich), VII 23, 3 *coagminatis coagmentatis*<sup>2)</sup>, VII, 77, 10 *Romanorum animos . . . sine causa . . . exerceri* statt *Romanos . . . animae causa*, VII, 78, 2 *illo tamen tempore potius utendum consilio* (tempore durch Dittographie zwischen *tam* und *potius* entstanden), VIII, 27, 3 *non*, VIII, 30, 1 *duobus milibus ex fuga quinque collectis — quinque* ist Doppelgänger zu *duobus* und nach Wattenbach, Anl. z. lat. Pal. S. 84 zu beurteilen, wo darauf hingewiesen ist, daß z. B.  $\bar{u}$ . ebensogut *secundo* als *quinto* heißen könne (cf. IV, 22, 3), VIII, 36, 1 *a milibus non longe amplius* XII; ib. 43, 2 ist in einem Teil von  $\alpha$  die Glosse *ignari* an die Stelle von *suspensi* getreten (cf. *Mellodunum* und *Metiosedum*). VIII, 24, 3 *qui repentino latrocinio atque impetu incolae illorum erant oppressi* — so  $\alpha$ ; *eorum* ohne *incolae*  $\beta$  —, betrachte ich nicht *incolae*, sondern *illorum* als interpoliert und stelle die Vermutung auf, ein ursprüngliches *accolarum* sei — bei offenem  $\alpha$  ein leicht erklärlicher Vorgang — in *incolae* verdorben und die richtige Beziehung in  $\alpha$  durch *illorum*, in  $\beta$  durch *eorum* herzustellen versucht worden. Man kann also wirklich mit Nipperdey von einer *paucitas additamentorum* in dieser Familie (10–12) sprechen. Auch in ihrer *ratio* sind sie überaus durchsichtig — Verbindung von Glosse und Glossiertem, Ersatz des Glossierten durch die Glosse, Dittographien: nur in einem Falle VII, 77, 10 syntaktische Ausgleichung.

Die erste, sozusagen naive Form von Interpolationen, Verbindung von Glosse und Glossiertem, finde ich in dem der Kl.  $\beta$  eigentümlichen Textbestand nur einmal und auch hier infolge weiterer Trennung der identischen Begriffe etwas verhüllter: VII, 44, 4 *nec iam aliter sentire uno colle ab Romanis occupato si alterum amisissent, non*

<sup>1)</sup> II, 27, 2 *tum* vor *calones* könnte Dittographie der ersten Silbe von *calones* sein, offenes  $\alpha$  angenommen, allein mit mehr Recht darf man vielleicht das für die Stelle sehr passende *item* dahinter suchen.

<sup>2)</sup> *Mellodunum* statt des richtigen *Metiosedum* VII, 58, 2 steht auch in einem Teil von  $\beta$ . — Ob VII, 63, 5 *eodem* interpoliert ist, steht dahin.



dubitari quin . . . interclusi viderentur. Zugleich ist diese Glosse entschieden grammatischer Art. Häufiger ist die Erklärung eines seltenen Wortes an dessen Stelle getreten: so II, 8, 2 sollicitationibus exquirebat an die Stelle von periclitabatur, welches späterhin nicht mehr die Bedeutung „Versuche machen“ hatte. VII, 8, 2 hat labore das charakteristische sudore, 87, 1 assignatum das treffendere adiudicatum, 42, 1 inclinatum das durch Cäsars sonstigen Gebrauch vorzüglich beglaubigte proclinatorum, VII, 9, 3 coronis als späterer term. techn. die ganze Redensart: loricae pro portione (?) eius altitudinis verdrängt. Dafs VII, 11, 8 oppido potitur perpaucis ex hostium numero desideratis, quin cuncti caperentur mit  $\alpha$ , nicht mit  $\beta$  quin vivi caperentur, zu lesen ist, geht schon daraus hervor, dafs auf cuncti kein Interpolator geraten wäre, da es einer eigentümlichen pleonastischen Denkweise entstammt, die, offenbar mit der ursprünglichen Selbständigkeit der Quin-Sätze zusammenhängend, sich gelegentlich findet. Ter. Ad. 293. Cato de v. s. 38. Colm. 7, 17, 2; vgl. Plaut. Amph. 158. Hiezu kommen eine Reihe erweiternder Zusätze, aus teils richtiger teils unrichtiger Erklärung des Textes hervorgegangen. So V, 52, 1 longius prosequi noluit veritus VII, 24, 1 luto frigore et assiduis imbribus (logisch wie grammatisch falsch) VII, 77, 8 quid hominum milibus LXXX uno loco interfectis quid propinquis . . . animi fore existimatis (in einem Teil von  $\beta$ ) — 85, 2 utrisque ad animum occurrit unum illud esse tempus praedicat, quo maxime contendere conveniat (der Interpolator verstand nicht, wovon der Infin. esse abhängt). Lassen sich hier noch die Einschiebsel reinlich ausscheiden, so haben derartige, öfters auch durch eine Verderbnis veranlafste Korrekturversuche häufig weitergehende Veränderungen der ganzen Umgebung hervorgerufen und hier ist die Hauptquelle meines Mißtrauens gegen  $\beta$ . I, 49, 2 war fälschlich sese statt esse gelesen; der Interpolator ergänzte nun geschickt das Ganze zu in armis sese tenere ( $\alpha$ : in armis esse). V, 43, 3 hat  $\alpha$  richtig sicuti parta iam atque explorata victoria; die leichte Verschreibung zu secuti in der Vorlage von  $\beta$  hat in dieser Gruppe die Erweiterung zu insecuti quasi, letzteres als Ersatz von sicuti verschuldet. Ebenso ist klärl. VI, 17, 5 aus gravissimumque ei rei supplicium cum cruciati constitutum est (so  $\alpha$ ), in  $\beta$  gravissimumque ibi supplicium horum delictorum cum cruciati etc. geworden, nachdem ei rei zu ibi verdorben war und ein Objekt zu fehlen schien. V, 22, 4 hat die falsche Schreibung oder auch nur Lesung hiemem statt des allein richtigen hiemare ( $\alpha$ ) zur Ergänzung durch agere nach motus, im selben Kapitel a. E. ein ähnliches Versehen bei noccat zu der höchst eleganten Korrektur bellum faciat geführt. V, 30, 4 sic et ad subeundum periculum et ad vitandum multum fortuna valuit vermifste der Unbekannte im zweiten Glied ein Substantiv und corrigierte mit erstaunlichem Geschick ad vitandum tumultum; VII, 66, 6 wurde aus terrori hostibus futurum, nachdem hostium gelesen war, in  $\beta$  terrori hostium non defuturum, VIII, 38, 1 aus ne qua rursus novorum consiliorum capiendorum Belgis facultas daretur durch Verkenn-

ung von Belgis ad capiendum bellum. — Diese Beispiele — lauter Stellen, an denen auch Kübler die LA. von  $\beta$  abgelehnt hat — dürften denn doch beweisen, daß  $\beta$  de industria und zwar in einem ganz anderen Grad als  $\alpha$  interpoliert ist. Man wird danach auch an den Stellen, wo nicht gerade ein Wort mehr hinzutritt, aber doch der Text von  $\alpha$  beträchtlich abweicht, alle Vorsicht anwenden müssen, beziehentlich oft die Korrektur klar nachweisen können. Eine der instruktivsten Stellen dieser Art findet sich I, 47, 4. In  $\alpha$  steht: Commodissimum visum est C. Valerium Procillum, C. Valerii Caburi filium . . . et propter fidem et propter linguae Gallicae scientiam, qua multa iam Ariovistus . . . utebatur, . . . ad eum mittere. In  $\beta$ : filium . . . quorum amicitia iam A. utebatur, et propter fidem etc. Multa war nach qua in amicitia verlesen, was bei Annahme des offenen a sehr wohl denkbar ist, und nun wurde der ganze Satz, der an seiner Stelle keinen Sinn mehr hatte, umgestellt und das Relativum auch angeglichen. IV, 14, 5 sed qui sunt ex iis nati, eorum habentur liberi, quo primum virgo quaeque deducta est wurde der ganze letzte Satz nach der Entstehung von ducta und in Berücksichtigung von eorum in quibus primo virgines quaeque ductae sunt unkorrigiert, was sich schon durch den Plural von quisque, sodann durch den Dativ beim Passiv, welcher sonst bei Cäsar fehlt, verdächtig macht. Besonders merkwürdig ist VI, 44, 1 factis religionibus in  $\beta$  statt vastatis regionibus ( $\alpha$ ). Es ist einleuchtend, daß zuerst regionibus in religionibus verdorben und dann vastatis in factis geändert wurde, zwar dem Sinne der Stelle ganz zuwider, aber an sich keineswegs sinnlos. Der Interpolator hatte die Stelle VIII, 24, 4 adeo fines eius vastare civibus aedificiis pecore, ut odio suorum Ambiorix . . . nullum reditum propter tantas calamitates haberet in civitatem im Sinne oder vor Augen. Er mochte sich die Sache so zurecht legen: Die Verwüstung des Landes und der daraus entstehende Haß der Eburonen bildet für Ambiorix eine religio, nicht zurückzukehren, wie es für Dumnorix angeblich religiones gab, den Boden von Britannien nicht zu betreten, oder auch: er war, als von den Göttern sichtlich verlassen, für die Eburonen künftighin ein Gegenstand der religio. Ich weiß nicht, ob H. J. Heller Philologus XVII, S. 505 bei den Worten: quae vero adiuntur aut variantur in interpolatis data opera . . . . . etiam adiecta sunt ab eodem ex comparatione inter similes commentariorum locos instituta nur stilistische Veränderungen im Sinne gehabt hat, wie seine Beispiele anzudeuten scheinen, oder auch sachliche; jedenfalls scheint mir auch die letztere Annahme auf Grund des vorliegenden Beispiels zulässig, um so mehr als damit sofort eine benachbarte Stelle aufgeklärt wird.

VI, 43, 2 steht nämlich in  $\beta$  und Kübler hat es aufgenommen: Omnes vici atque omnia aedificia, quae quisque conspexerat, incendebantur, pecora interficiebantur, praeda ex omnibus locis agebatur etc. Die Worte pecora interficiebantur fehlen in  $\alpha$ . Mit Recht. Einmal zeigen ja gleich die folgenden Worte praeda agebatur, in

denen agere doch deutlich einen Hinweis auf ‚Vieh‘ enthält, daß dies nicht getötet, sondern mitgenommen wurde, sodann gebraucht Caesar *interficere* nur da von Tieren, wo sie sozusagen als Feinde erscheinen, wie VI, 28 die *uri*. Das Einschiesel geht auf ein Mißverständnis der schon oben angeführten Stelle aus Hirtius zurück. VIII, 24, 4 *adeo fines eius vastare civibus aedificiis pecore*. Der Interpolator schloß daraus *cives, aedificia, pecus* seien gleichmäßig behandelt, nämlich vernichtet worden; allein der Anfang des nächsten Kapitels 25, 1 gibt die wünschenswerteste Aufklärung: *cum . . . omnia caedibus, incendiis, rapinis vastasset: offenbar entsprechen sich caedibus und civibus, incendiis und aedificiis, pecus und rapinis*. — Auch b. Afr. 26, 4 hat Wölflin *pecus diripi* von dem unrichtigen Zusatz *trucidari* befreit.

Man wird angesichts solcher Proben seinen Skeptizismus allem gegenüber, was  $\beta$  über den Textbestand von  $\alpha$  hinaus bietet, wachsen fühlen und die Stellen, an denen Kübler das Mehr von  $\beta$  gebilligt und in den Text aufgenommen hat, doppelt mißtrauisch prüfen. I, 44, 9 hat K. von der LA.  $\beta$  ausgehend geschrieben: *quod ab senatu Haeduos amicos appellatos diceret*, während man in  $\alpha$  liest: *quod fratres Haeduos appellatos diceret*. Daß *fratres* vor allem vorzuziehen ist, gilt mir auf Grund von I, 33, 2 *fratres consanguineosque saepenumero a senatu appellatos*, ib. 36, 5 *fraternum nomen populi Romani* schon wegen des fühlbaren sachlichen Unterschiedes, der in *amicos* liegt, als gewiß; in  $\beta$  wurde letzteres eingeschoben, als *fratres* aus irgend einem Grund verschwunden, vielleicht zu eben jenem *a se* verflüchtigt war, in welchem R. Schneider, Berl. Jahresber. 1885, S. 159 nach Oudendorps Vorgang *a senatu* erkennen zu dürfen glaubt. Die von K. aufgenommene LA.  $\beta$  IV, 12, 1 *erant trans Mosam profecti* entstand nach bekanntem Muster (s. o. in *armis sese tenere*) als *ierant trans Mosam* ( $\alpha$ ) zu *erant* geworden war; die umgekehrte Annahme, *erant* sei in  $\alpha$  zu *ierant* geworden, widerspricht der ganzen Natur der  $\alpha$ -Tradition. Hieher gehört nach meiner Ansicht auch die schwierige Stelle V, 42, 1. Dort steht in  $\alpha$ : *haec et superiorum annorum consuetudine a nobis cognoverant et quosdam de exercitu habebant captivos ab iis docebantur*, in  $\beta$ : *a nostris cognoverant et quosdam de exercitu nacti captivos ab his docebantur*. R. Menge hat jenes (nach *captivos* interpungierend und mit *his* statt *iis*), Kübler dieses aufgenommen, die übrigen Neueren lesen meist nach Whitte: *et quos[dam] de exercitu habebant captivos, ab his docebantur*. Die Lesart von  $\beta$  scheint sich durch ihre Glätte, wie durch eine sehr ähnliche Stelle, die ich Meusels Lexikon entnehme: b. civ. 3, 108, 2 *adiutores quosdam consilii sui nactus ex regis amicis exercitum . . . Alexandriam evocavit*, zu empfehlen. Allein einerseits vermifft man bei dieser Fassung der Worte eine Andeutung, daß dem Leser das Vorhandensein der Gefangenen bei den Nerviern bereits bekannt ist (c. 39, 2 *huic quoque accidit . . . ut non nulli milites . . . repentino equitum adventu intereiperentur*), anderseits legen die Worte *superiorum annorum consuetudine* bei dem gewählten

Parallellismus der Satzglieder einen Gegensatz der Zeit sehr nahe. Dem ersten Erfordernis entspricht Madvigs Vermutung quod quosdam, wie Whittes Konjektur, das zweite wird durch eine leichte Änderung des von W. eingeklammerten *dam* erreicht. Ich denke dabei nicht an *iam*, wie Kraffert und mit der Änderung in *quoniam* Pauly, sondern an *tum*. Die Vorlage von  $\alpha$  und  $\beta$  hatte *tum* in einer Form, die mit „*dam*“ verwechselt werden konnte. Für die Möglichkeit der Verwechslung von *a* und *u* bedarf es keiner Beweise mehr; für die Annahme *t* statt *d* sei auf den Wechsel zwischen *Aduatucos* und *Atuatucos* V, 38, 2 *ibid.* 39, 3, die Schreibung *idem* statt *item* I, 36, 1, ferner auch das Variieren zwischen *dum* und dem „*tum*“ außerordentlich ähnlichen *cum* hingewiesen: z. B. V, 22, 1 in  $\alpha$  *cum* statt *dum*, *ibid.* 44, 4 *ebenda* *dum* statt *cum*. Der Kritiker von  $\beta$  nahm, nachdem *quosdam* entstanden war, an *habebant* Anstofs und korrigierte in einer Weise, die seiner Kenntnis des cäsarischen Sprachgebrauchs alle Ehre macht. Wer annehmen wollte, er habe für *nacti* ein in  $\alpha$  nach *exercitu* ausgefallenes *nostro*, das man ernstlich vermifst, zum Ausgangspunkt genommen, würde mich nicht zum Gegner haben: die Formen von *noster* waren im Archetypus oft abgekürzt geschrieben und sind nicht selten, wie man sich in dem Artikel ‚*noster*‘ bei Meusel überzeugen kann, falsch aufgelöst worden, so mit *non* in *B' M' V*, 15, 1, ebenso VI, 39, 1; III, 4, 3 ist in A Q das notwendige *nostr* ausgelassen, M hat *non*, VII, 71, 5 steckt *nostrum* in dem ‚*m'* von *quam*; I 11, 3 steht in *h nisi* statt *nostr*, III, 21, 1, VI, 37, 5 in *BM nihil* statt *nostr*. Demnach dürfte die Stelle zu lesen sein: *et quos tum de exercitu nostro habebant captivos, ab his docebantur.* — Sachliche Unebenheit und ungenaue Beziehung auf Vorhergehendes oder Folgendes verrät auch an anderen von Kübler nach  $\beta$  gegebenen Stellen die korrigierende Hand. Wem III, 8, 2 in dem Satze: *ab his (Venetis) fit initium retinendi Silii atque Velanii et si quos intercipere potuerunt* nicht schon die überaus grose sprachliche Härte der letzten in  $\alpha$  fehlenden Worte ihre Unechtheit verbürgten, dem würde doch ein Vergleich mit 7, 3 und 4 und 8, 3 ebenso die Unzulässigkeit des Zusatzes beweisen, wie seine Entstehung erklären. Dort heißt es: *praefectos tribunosque militum complures in finitimas civitates . . . dimisit: quo in numero est T. Terrasidius missus in Esubios, M. Trebius Gallus in Coriosolitas, Q. Velanius cum T. Silio in Venetos, 8, 3 Horum auctoritate finitimi adducti . . . eadem de causa Trebium Terrasidiumque retinent.* Das Schicksal aller 7, 4 namentlich angeführten Offiziere ist also in c. 8 erwähnt oder vielmehr es sind c. 7 diejenigen Offiziere namentlich aufgeführt, welche dann das c. 8 erzählte Schicksal der Gefangennahme hatten. Der Interpolator vermifste aber c. 8 eine Erwähnung der übrigen und suchte die vermutete Lücke in der angegebenen Weise zu ergänzen. Da aber schlechterdings kein Grund vorhanden ist anzunehmen, es seien zu den *Venetern* mehr als die ausdrücklich genannten Q. Velanius cum T. Silio geschickt worden, so konnten jene auch keine anderen gefangen nehmen. Ein ähnliches Mißverständnis liegt, dünkt mich, auch IV, 30, 1 vor,

wo K. nach  $\beta$  schreibt: quibus rebus cognitis principes Britanniae, qui post proelium factum ad ea, quae iusserat Caesar facienda convenerant, . . . duxerunt (in  $\alpha$ : qui post proelium ad Caesarem convenerant). Da Cäsar nach c. 27, 5 wie 31, 1 nur Geiseln verlangt hatte, so müßte nach  $\beta$  der Grund des Erscheinens der principes die Erfüllung dieser Bedingung gewesen sein. Allein 27, 6 heißt es nach obsides imperavit weiter: quorum illi partem statim dederunt, partem ex longinquo locis accessitam paucis post diebus sese daturos dixerunt. Interea suos remigrare in agros iusserunt principesque undique convenire et se civitatesque suas Caesari commendare coeperunt. Hier ist also einmal direkt ein anderer Grund des convenire angegeben: se suasque civitates commendare, sodann indirekt interea (d. h. während die Geiseln ex longinquo locis herbeigeht wurden) die Annahme, daß sie die Geiseln mitbrachten, ausgeschlossen. Ihre Anwesenheit schien allerdings die Erfüllung der gestellten Bedingung zu verbürgen und darum konnte Cäsar nachher ex eo quod obsides dare intermiserant, auf den Abfall schließen, allein man kann bei den gegebenen Verhältnissen schwerlich sagen: sie hatten sich eingefunden, um dies zu thun, was Cäsar befohlen hatte, d. h. also um Geiseln zu stellen. Der Ausdruck verrät sich gerade in seiner Halbwahrheit als ein Produkt einer einseitigen Erklärung. Meusels Lexikon belehrt uns überdies, daß der Satz auch sprachlich isoliert steht.

Ich darf nicht auf alle Fälle ähnlichen Charakters hier eingehen und beschränke mich darauf, zu erwähnen, daß ich die Lesarten  $\beta$  und Kübler I, 40, 7 Germanos, ib. 43, 4 ab Romanis II, 10, 3 quoque ib. 23, 1 regressos ac III, 20, 2 Carcasone V, 44, 2 uter alteri ibid. 56, 3 iudicandum curat VI, 13, 9 deligitur ( $\beta$ : adlegitur), ib. 38, 4 deficiens VII, 55, 4 instans ib. 5 aut itineris ib. 68, 3 quo maxime confidebant, ib. 80, 2 intenti animi 90, 8 huius anni rebus VIII, 23, 5 vellet ibid. vulneravit gleichfalls aus triftigen Gründen abweisen zu sollen glaube. Es bleibt eine Reihe von Stellen, wo die Wage des Urteils schwanken mag, wie II, 15, 3 ad luxuriam pertinentium IV, 23, 1 naves solvit VIII, 19, 2 certis custodiis, VIII, 19, 7 quo fors tulerat: eine recht kleine Anzahl endlich, wo  $\beta$  entschieden den Vorzug verdienen dürfte, so IV, 17, 10 deiciendi causa ib. 34, 2 ad lacessendum hostem V, 13, 2 insula VII, 20, 12 paene 31, 1 earum principes donis pollicitationibusque alliciebat. Denn jedes Mehr in  $\beta$  abzulehnen, verbietet die notorische Flüchtigkeit des Schreibers von  $\alpha$ . Im Prinzip aber — das dürften die vorangehenden Untersuchungen erwiesen haben — verdient  $\beta$  in Bezug auf Zusätze und stärkere textliche Änderungen durchaus das Mißtrauen, welches ihm Nipperdey entgegengebracht hat. Daß Kübler die zahlreichen absichtlichen Änderungen dieser Art in  $\beta$  verkannt und oft für die bessere Überlieferung gehalten hat, betrachte ich als den Hauptfehler seiner Ausgabe, welche mir die Empfehlung derselben für die Schule ernstlich erschwert, auf die

sie im übrigen auch durch die äußere Korrektheit des Textes<sup>1)</sup> Anspruch hätte.

Über die Grundsätze, welche in grammatischen und orthographischen Dingen befolgt sind — Cäsar, der Analogist, soll möglichst zu seinem Rechte kommen — gibt die praefatio ausführlich Rechenschaft. Am bemerkenswertesten erscheint wohl die Durchführung des von Meusel erkannten Gesetzes betr. den Gebrauch von a und ab vor Konsonanten, hinsichtlich dessen  $\beta$  eine augenfällige Konsequenz zeigt. In der Schreibung Haedui folgt K. gleichfalls Meuselschen Auseinandersetzungen. Die Ausmerzung der Perfektformen auf ere = erunt mußte noch vollständiger sein. Abgesehen von vertere VII, 21, 1, welches vom Herausgeber selbst praef. CXXXVIII zurückgezogen wird, hätte auch I, 25, 6 circumvenere getilgt werden sollen. — „Fortunae nomen locis plerisque a littera maxima incipiendum curavi“ sagt der Verf. praef. XXI und so erscheint denn auch Fortuna im Schlußverzeichnis der Eigennamen. Der betreffende Artikel ist aber, wie überhaupt mancher im index nominum,<sup>2)</sup> ungenau und nicht ganz geordnet. Es sind nämlich 1) zu streichen die Stellen III, 8, 3 V, 55, 2 VI, 30, 2 VII, 63, 8, weil hier im Text fortuna als nomen appell. behandelt ist, 2) hinzuzufügen III, 6, 2, 3) die Stellen vollständiger nach der Reihenfolge der Bücher und Kapitel zu ordnen. Schließlich erhebt sich doch angesichts solcher Fälle, wie I, 40, 12, seire enim, quibuscumque exercitus dicto audiens non fuerit, aut male re gesta Fortunam defuisse aut aliquo facinore comperto avaritiam esse iniunctam (so K. statt coniunctam der codd.); suam innocentiam perpetua vita, felicitatem Helvetiorum bello esse perspectam, wo sich ja avaritia und innocentia, Fortuna und felicitas entsprechen, die Frage, ob diese Neuerung empfehlenswert ist. — Auch die Sitte der Quantitätsbezeichnung im index nominum hätte Kübler beibehalten sollen.

Nürnberg.

Albrecht Köhler.

Sylloge epigrammatum Graecorum, quae ante medium saeculum a. Chr. n. tertium incisa ad nos pervenerunt. Edidit Ernestus Hoffmann. Halis Saxonum, 1893. C.A. Kaemmerer u. Co., 245 pp. M. 6. —

Seit dem Erscheinen von Kaibels Epigrammata graeca ex lapidibus conlecta (1878) haben sich die inschriftlichen griechischen Epigramme so gemehrt, daß eine neue Sammlung berechtigt scheint. Von dem Meister war und ist wohl eine neue Auflage seines Werkes nicht zu erwarten, und so hat es ein junger Hallenser Philologe unternommen, für das alte Material die neueren Forschungen zu verwerten und das neue hinzuzufügen. Von dieser Arbeit liegt uns die erste

<sup>1)</sup> An Druckfehlern sind mir in diesem nur aufgefallen: II, 4 fehlt am Rande die Ziffer 7; VI, 38, 3 steht O. Titurius statt Q. Titurius, VII, 24, 2 utroquo statt utroque, VII, 75, 5 ist tamen ausgefallen.

<sup>2)</sup> So Allobroges, Ambiorix, Apollo, Aquitania, Arar, Ariovistus, Arverni und Arvernus, Belgae, Bellovacii, Bituriges, Britannia, Cadurcus u. a. m.

Hälfte vor, welche die Epigramme der älteren Zeit bis rund 250 v. Chr. umfaßt. Der nahe liegende Vergleich mit Kaibels Werk fällt allerdings nicht zu gunsten der neuen Sammlung aus. Aber es wäre unrecht, von einem jungen Gelehrten die eminente Divinationsgabe und das feine Sprachgefühl zu verlangen, Vorzüge, die nicht viele unter den lebenden Philologen mit Kaibel teilen. Die Hauptsache ist bei einem derartigen Werk vor allem die Sammlung des ungemein verstreuten Materials und der Literatur, und hier hat der Verfasser wohl so ziemlich Vollständigkeit erreicht. Ja man kann im Zweifel sein, ob so unbedeutende Fragmente wie n. 50, 206, 237, 245 eine Aufnahme verdient haben. Bei den Inschriften, welche auf skulptierten Denkmälern stehen, wäre vielleicht ein Hinweis auf das Corpus der attischen Grabreliefs und auf Kabbadias *Γλυπτὰ τοῦ ἑθνικοῦ μουσείου* am Platz gewesen, zumal da in ersterer Sammlung die Inschriften manchmal in revidierter und verbesserter Fassung wiedergegeben sind. Bei N. 289 hätte Röhl's Ergänzung Burs. Jahresber. Bd. 36 S. 14 erwähnt werden sollen. Die im ganzen nicht zahlreichen eigenen Vermutungen Hoffmanns sind meist vorsichtig und zeugen von besonnener Kritik. Dafs man manchmal Bedenken gegen seine Vorschläge hat, ist ja selbstverständlich; am berechtigtesten sind die Bedenken wohl in n. 350, wo das Participium *δοῖς* auf *Ἀθηνα* bezogen ist. In n. 104 wird man wohl schliessen müssen, dafs die Interpunktion ausnahmsweise nicht den Verschluss bedeutet; denn *ἀντοκασίγηγνια* kann nicht die 2. Hälfte eines Pentameters gebildet haben, vielmehr wird mit diesem Worte ein neuer Vers beginnen. Gewagt scheint mir auch die Ergänzung *τ' ἄρεϊ ἦσ τε* in n. 146; *εἴνε]κα σωγροσύνη[ς* war wohl der Schluss eines Pentameters. Ob n. 142 in dem ersten Vers ein Name einzusetzen ist, scheint mir sehr fraglich; denn v. 3 *Ἐδδαίμων δ' ὄνου' ἔσχορ* ist wohl wörtlich zu verstehen.

Eine Reihe von Druckfehlern und Ungenauigkeiten mag wohl damit zusammenhängen, dafs der Verfasser die Drucklegung nicht selbst überwachen konnte. Manche Versehen sind sehr störend, so n. 30 habitantem, n. 45 *Σιάλαν*, n. 70 *ποθεινά*, n. 139 *πνοκάκι*, n. 238 *ocula*, n. 344 *exordia* (statt *clausulae*). Bei n. 377 fehlt die Angabe des Fundortes (Olympia); in n. 249 ist bei der älteren Fassung der Inschrift in Z. 4 die Klammer falsch gesetzt; n. 175 müssen die Worte ‚fortasse neutrum verum‘ als Worte Kaibels schräg gedruckt werden u. a. m.

Manches hätte wohl auch gebessert werden können, wenn Hoffmann den Vorteil der Autopsie gehabt hätte. Zwar standen ihm viel bessere Publikationen zur Verfügung als Kaibel; aber so mancher Stein, der vielleicht früher eingemauert oder an ungünstiger Stelle gelegen war, befindet sich jetzt in den Provinzialmuseen Griechenlands oder im Nationalmuseum zu Athen und ist dort leichter zu untersuchen. So kann z. B. in n. 11 der Name nicht *Φωκνλίδης* gelautet haben, da nach dem *Φ* auf dem Stein noch der untere Teil einer senkrechten Hasta sichtbar ist; also etwa *Φιλογένης* oder *Φιλοκράτης*. In n. 66 ist das *H* in *ἕός* erst später hinzugefügt; 114 ist für *γενή*

auf dem Stein kein Platz mehr; 128 ist das *Ἐὐδῆμος Ἐὐδάμων Ἀγιδραῖος* bei der späteren zweiten Benützung des Steines, von der auch das angefangene Relief herrührt, eingemeißelt. Und ähnliche Korrekturen wird man bei systematischer Vergleichung mit den Originalen noch oft finden. Vielleicht ist es dem Verfasser vergönnt, für den 2. Teil seiner Sammlung selbst viele Steine nachprüfen zu können: dies würde dem Werke jedenfalls von großem Vorteil sein; auch schlummert noch manches unedierte Epigramm in den griechischen Museen.

Anthologia Graeca epigrammatum Palatina cum Planudea. Edidit Hugo Stadtmüller. Vol. I. Pal. I. I—VI (Plan. I. V—VII). Lpz. Teubner 1894. XLI 419 SS. 6 M.

Eine fühlbare Lücke in der bibliotheca Teubneriana, überhaupt in der neueren philologischen Literatur bildete der Mangel einer Ausgabe der griechischen Anthologie. Man wufte schon längere Zeit, dafs Hugo Stadtmüller in Heidelberg mit der Vorbereitung für eine solche beschäftigt sei; endlich ist der erste Teil (Buch 1—6) erschienen und unsere Erwartungen sind in glänzender Weise erfüllt worden. Es wird nicht allzuviel griechische Texte geben, die mit der gleichen Akribie und Umsicht ediert sind.

Zunächst handelte es sich um eine genaue Vergleichung der Textesgrundlagen. Der berühmte Palatinus 23, wohl aus dem XI. Jahrhundert, bietet dadurch dem Philologen Schwierigkeiten, dafs verschiedene Hände, im ganzen sechs, zu unterscheiden sind. Stadtmüller hat in jahrelanger Arbeit sich der Mühe unterzogen, jedes Wort, ja jeden Accent auf seinen Ursprung zu prüfen; selbst was vom ersten Schreiber ursprünglich geschrieben und jetzt radiert und überschrieben ist, glückte ihm in den meisten Fällen festzustellen. Die Vorrede und der kritische Apparat<sup>1)</sup> bietet uns das Resultat dieser mühevollen Studien in gedrängter und doch übersichtlicher Weise. In zweiter Linie galt es den Text der Planudeischen Anthologie festzustellen. Eine genaue Collation des Autographons des Planudes (cod. Marc. 481) ergab, dafs die Lesarten dieses authentischen Exemplars nicht so weit von der Palatina abweichen als die der Ausgaben des Planudes. Auch Suidas' Anthologiecitate, die Sylloge Euphemiana und andere kleine Epigrammensammlungen, welche neben der Palatina und Planudea selbständigen Wert besitzen, wurden neu verglichen. Wenn nicht neue Quellen hinzukommen, kann die handschriftliche Kritik der Anthologie als abgeschlossen bezeichnet werden.

Leider hilft uns auch die genaueste Kenntnis der Überlieferung nicht über zahlreiche Corruptelen des Textes hinweg. Von seiner Behandlung der Überlieferung und seiner Conjecturalkritik hat Stadt-

<sup>1)</sup> Der kritische Apparat hätte vielleicht noch mehr an Übersichtlichkeit gewonnen, wenn in ihm nicht blofs die Zeilenzahl der Seite, sondern bei Beginn der Varianten eines neuen Epigramms die Nummer desselben in fetten Lettern angegeben wäre.



müller schon des öftern, auch in diesen Blättern, Proben gegeben. Er kennt nicht nur die zerstreuten Vermutungen anderer Gelehrter wie kein zweiter, so dafs es schwer sein dürfte, ihm übersehene Conjecturen nachzuweisen, sondern weifs auch auf grund seiner Kenntnis der Epigrammendichtung selbst viel zur Heilung des Textes beizutragen. Überall ist seine Kritik besonnen, sie wird nie, etwa aus Liebe zu den eigenen Emendationsvorschlägen, blind.

Auch zur Geschichte der Anthologie erhalten wir einen wichtigen Beitrag: Stadtmüller weist nämlich in der Vorrede nach, dafs in den Liebesepigrammen die Ordnung bei Planudes abhängig ist von der Palatinischen Anthologie.

In der äufseren Einrichtung hat die Ausgabe viel gegen die früheren gewonnen. Am linken Rande der Seite ist die Seitenzahl des Palatinus notiert, bei jedem Epigramm rechts unten das Blatt des Planudeischen Autographons, sowie die Stelle der antiken oder modernen Sammlung, wo das Epigramm auch zu finden ist (z. B. E 49 = Sylloge Euphemiana n. 49, Th<sup>2</sup> 7 = Theocrit ed. Ziegler n. 7). Außerdem sind die Reste der von Cephalas direkt oder indirekt benützten früheren Sammlungen des Meleager, Philippos, Agathias durch entsprechende Abkürzungen bezeichnet. Bei der Überschrift eines jeden Epigramms wird am rechten Rande notiert, welche Hand im Palatinus den Autornamen oder das Lemma geschrieben, und ob ersterer auch von Planudes geboten wird. So orientiert uns schon ein Blick in den Text über die Überlieferung des Epigramms.

Die Epigrammendichtung der Griechen, die sich selbst in Zeiten des Literaturverfalls, ja noch in Byzanz auf grosser Höhe gehalten hat, ist immer noch zu wenig bekannt. Möge Stadtmüllers Ausgabe dazu beitragen, der leicht geschürzten Muse neue Freunde zu erwerben!

München.

Th. Preger.

**Französisch-Deutsches Supplement-Lexikon.** Eine Ergänzung zu Sachs-Villatte, Encyclopädisches Wörterbuch, sowie zu allen bis jetzt erschienenen französisch-deutschen Wörterbüchern. Unter Mitwirkung von Prof. Dr. Césaire Villatte von Prof. Dr. Karl Sachs. Berlin, Langenscheidt. 1894. gr. 8<sup>o</sup>. S. XVI. 329. Preis 10 M.

Für jeden Fachmann und jeden Freund der französischen Literatur ist das Erscheinen dieses Supplementes zum grossen Sachs-Villatte ein sehr erfreuliches, längst mit Sehnsucht erwartetes Ereignis. Zwar sind erst 2 Decennien seit der Vollendung des französisch-deutschen Teiles der grossen Ausgabe dieses Wörterbuches verflossen, allein infolge des Schaffungstriebes, welcher sich in diesen 20 Jahren nicht minder auf dem Gebiete der Sprache und Literatur als auf allen anderen gezeigt hat, sowie in Folge des sich von Jahr zu Jahr steigenden Verkehrs mit anderen Völkern traten eine so grosse Anzahl von Neubildungen von Wörtern und von Bedeutungserweiterungen bezw. Änderungen an den Tag, dafs eine Ergänzung zur unabweisbaren Notwendigkeit ge-

worden war. Jedoch wurde bei der Abfassung des Supplementbandes nicht nur diesen Gesichtspunkten Rechnung getragen, es fanden vielmehr selbstredend auch alle Ergänzungen Aufnahme, welche sich durch den ausgedehnten Gebrauch des Hauptwerkes als wünschenswert ergeben hatten. So kommt es denn, daß der neue Band zu ganz unerwarteter Stärke heranwuchs. Derselbe enthält in 987 Spalten etwa 30 000 Artikel, von welchen nach beiläufiger Berechnung  $\frac{1}{3}$  neu sind. Da der Ergänzungsband nach denselben bewährten Grundsätzen wie das Hauptwerk bearbeitet ist, so ist er auch der gleich günstigen Aufnahme sicher.

München.

Wolpert.

Hermann Varnhagen, über die fiori e vita di filosafi ed altri savii ed imperadori, nebst dem italienischen Texte. Erlangen, Fr. Junge Verlagsbuchhandlung 1893. gr. 4<sup>o</sup>. XXXII, 47 S. Preis 5 M.

Varnhagen weist nach, daß die Quelle des italienischen novelistisch-lehrhaften Prosawerkes die Schrift des Vincentius Bellovacensis, *speculum historiale* ist. Der Verfasser der Fiori übersetzte ziemlich genau seine lateinische Vorlage und erlaubte sich nur wenige unbedeutende eigene Zusätze. Mit dem Nachweis der Quelle ist auch die Entstehungszeit der Fiori zwischen 1260 und 1290 fest bestimmt, ferner das Verhältnis zu andern Schriften wie z. B. zum *Novellino*, welches aus den Fiori schöpfte. Den Text gibt Varnhagen nach einer aus dem Anfange des 14. Jahrhunderts stammenden Florentiner Handschrift, deren Wortlaut an einigen Stellen nach andern Handschriften geändert wird. Varnhagen kann zwar keinen kritischen Text der Fiori bieten, da nur wenige Handschriften zugänglich waren, immerhin jedoch einen besseren dem Originale näher stehenden, als seine Vorgänger Palermo, Nannuci und Cappelli. Zum Vergleiche ist die lateinische Vorlage dem italienischen Texte gegenüber gestellt. In der Hauptsache ist durch Varnhagens Arbeit die literar-geschichtliche Stellung und Bedeutung der Fiori entschieden; eine kritische auf der gesamten handschriftlichen Überlieferung aufgebaute Ausgabe hätte wohl nur Einzelheiten nachzutragen oder zu berichtigen.

Eine schöne gelegentliche Zugabe der prächtig ausgestatteten Schrift bilden die Holzschnitte, Proben der venetianischen Bücherillustration um 1500, die aus altitalienischen Drucken der Erlanger Bibliothek entnommen sind. Die erste Seite der Florentiner Fiori-handschrift ist photographirt beigegeben.

München.

W. Golther.

Dr. Ernst Bardey. Algebraische Gleichungen nebst den Resultaten und Methoden zu ihrer Auflösung. 4. Aufl. Leipzig, Teubner, 1893. 378 S. gr. 8. Preis 6,80 M.

Die in dem Werke enthaltenen Gleichungen sind teils quadratisch, teils von höherem Grade, letztere aber alle von der Art, daß ihre Auflösung unter Anwendung der vom Verfasser gegebenen Methoden mit Hilfe quadratischer Gleichungen bewerkstelligt werden kann. Die zweite Auflage des vorliegenden Werkes ist in dieser Zeitschrift Jahrgang XIII, S. 92, 1877 angezeigt und die dritte Auflage desselben im Jahrg. XXI S. 199, 1885 ausführlich besprochen worden. Die in dieser Besprechung dem Verfasser gezollte Anerkennung ist nach dem Urteile des Referenten eine wohl verdiente. Bezüglich der neuen Auflage ist zu bemerken, daß sie dem Werke keine wesentlichen Änderungen gebracht hat, da neben der Verbesserung einiger noch vorhandenen Druckfehler nur einige Lösungen eine Erweiterung erfuhren. Nachdem die in demselben gebotenen Gleichungen, sei es durch die Methoden der Auflösungen, sei es durch die Einfachheit der meisten Lösungsergebnisse großes Interesse bieten, dieselben aber doch zu den schwierigeren zählen, dürfte das Buch geeignet sein, denjenigen Schülern der oberen Klassen empfohlen zu werden, die durch Privatfleiß ihre mathematischen Kenntnisse zu erweitern gedenken.

H. Martus, Professor, Direktor des Sophienrealgymnasiums in Berlin, Leitfaden für den Unterricht in der Raumlehre 1. T. Ebene Figuren 96 S. 1,20 M. 2. T. Dreieckrechnung u. Körperlehre 138 S., 1,80 M. Bielefeld und Leipzig, Verlag von Velhagen und Klasing 1893.

Im XXVII. Jahrgang S. 585 und 86 und im XXVIII. Jahrgang S. 640 u. ff. wurde von dem Referenten die „Raumlehre für höhere Schulen von H. Martus“ ausführlich besprochen und zum Schlusse bemerkt, daß jenes Buch viel mehr böte, als nach dem Lehrprogramm an unseren Gymnasien gefordert würde, und daß es deshalb wohl nicht zur Einführung an unseren Schulen zu empfehlen sein dürfte. In dem vorliegenden Leitfaden hat nun der Verfasser aus jenem ausführlichen Lehrbuch das für den Schulunterricht Notwendige herausgehoben, es dem Lehrer überlassend, Übungssätze und Aufgaben aus dem Hauptwerke hinzuzufügen, wenn ihm Zeit und Umstände dieses gestatten. Es kommen also dem Leitfaden, die in jenen Besprechungen ausführlich erörterten Eigenheiten und Vorzüge zu. Die wenigen dort bezüglich des Hauptwerkes gemachten Ausstellungen sind im Leitfaden teilweise berücksichtigt. Dieses „teilweise“ gilt z. B. ganz wörtlich bezüglich des Folgenden: Es war die Einteilung: a) Winkelsumme, b) Raute, c) Eckenlinien, d) Trapez als verbesserungsbedürftig bezeichnet. Jetzt lautet die Einteilung 1. T. S. 27 ff.: a) Raute, b) Ecken-

linien, c) Trapez. Es steht zu hoffen, daß wer sich von dem a los gesagt hat, wohl auch in einer weiteren Auflage sich von dem b werde lossagen können. In dieser neuen Auflage, von der wir wünschen, daß sie recht bald notwendig werde, dürfte auch die im Vorworte befindliche Mahnung an den Lehrer: „Der Lehrer wird aufser dem sicheren Einüben der Sätze mit ganzer Kraft anstreben, das Aufgabenlösen zu lehren,“ so gut sie auch gemeint sein mag, gestrichen werden, da das Buch doch hauptsächlich für die Hand des Schülers bestimmt ist, der Schüler aber nicht bezweifeln darf, daß sein Lehrer das richtige Verständnis für die Unterrichtserteilung besitzt, da ferner eine solche Bemerkung geeignet ist, die ohnedies bei zurückbleibenden Schülern und deren Eltern häufig auftretende Meinung zu nähren, daß an dem Zurückbleiben des Schülers weniger dessen Unfleiß oder Talentlosigkeit die Schuld trägt, als vielmehr der Umstand, daß „der Lehrer die Sätze nicht richtig eingeübt und nicht mit ganzer Kraft das Aufgabenlösen zu lehren erstrebt hat.“

Eichstätt.

Dr. A. Müller.

---

Dr. W. Killing, Einführung in die Grundlagen der Geometrie. Erster Band. Paderborn, Ferd. Schöningh. 1893. 357 Seiten. 7 M.

In den letzten Jahrzehnten haben sich die Mathematiker so lebhaft mit Untersuchungen über die Grundlagen der Geometrie beschäftigt, daß eine orientierende Zusammenstellung der bisher gewonnenen Resultate erwünscht erscheint. Die Forschungen sind indes noch keineswegs zum Abschluß gelangt und es ist ein systematischer Aufbau von wenigen Prinzipien aus noch nicht möglich. Der Verfasser sucht daher eine Reihe Einzelfragen nach allen Seiten hin zu beleuchten und die Folgerungen, die sich aus ihrer Beantwortung ergeben, zum Schlusse zu einem einzigen System zu vereinigen. Der vorliegende erste Band behandelt diejenigen Raumformen, welche mit der Erfahrung vereinbar sind, und überträgt ihre Theorie auf eine beliebige Anzahl von Ausdehnungen. Die beiden ersten Abschnitte beschäftigen sich mit den Eigenschaften eines endlichen Gebietes des dreidimensionalen Raumes. Der dritte Abschnitt gibt einen Überblick über den mehrdimensionalen Raum und der vierte beantwortet die Frage, wie der Raum als Ganzes beschaffen sei, und welche verschiedenen Raumformen möglich seien.

Die Vorlage wird von Niemanden entbehrt werden können, der sich mit den nicht-euklidischen Raumformen vertraut machen will. Die sorgfältige Angabe der Originalarbeiten wird dem Leser, der eine hier noch nicht gelöste Frage zu beantworten strebt, gute Dienste leisten.

Dr. P. Molenbroek, Anwendung der Quaternionen auf die Geometrie. Leyden, E. J. Brill. 1893. 253 Seiten. 7 M.

Anschließend an seine „Theorie der Quaternionen“ zeigt der Verfasser in der Vorlage die Fruchtbarkeit des Hamilton'schen Kalküls. In dem einleitenden Abschnitte gibt er einige Anwendung der Quaternionen auf die sphärische Trigonometrie und Planimetrie; in den folgenden Abschnitten wird systematisch die Anwendung der in der „Theorie“ niedergelegten Sätze auf die Aufgaben der analytischen Geometrie auseinandergesetzt. Der zweite Abschnitt enthält Aufgaben über den Punkt, die Ebene, die Gerade und die Kugel; die weiteren vier behandeln die Flächen zweiter Ordnung, die allgemeine Theorie der Flächen und der Kurven, die geradlinigen Strahlensysteme.

Würzburg.

J. Lengauer.

Paulys Realencyklopädie der klassischen Altertumswissenschaft. Neue Bearbeitung. Unter Mitwirkung zahlreicher Fachgenossen herausgegeben von Georg Wissowa. Erster Halbband: Aal—Alexandros. Stuttgart 1893. J. B. Metzlerscher Verlag. 1440 Sp. Lex. 8. 15 M.

Es ist ein hochehrfreuliches Zeichen für die kräftige Blüte unserer klassischen Altertumswissenschaften, daß gerade in der gegenwärtigen Zeit die verdiente Metzlersche Verlagsbuchhandlung sich dazu entschließen konnte, das allbekannte und seit Jahrzehnten so vielbenützte Paulysche Werk einer Neubearbeitung unterziehen lassen. 1837 war die erste Lieferung in demselben Verlage erschienen, unter der Redaktion von Pauly, Professor der alten Literatur am Gymnasium zu Stuttgart (1796—1845), 1839 war der 1. Bd. vollendet, 1842 der zweite, 1844 der dritte Bd. Nach Paulys Tode († Mai 1845) übernahmen im Juni 1845 Chr. Walz, Professor und W. S. Teuffel, damals noch Privatdozent in Tübingen, die Redaktion, unter deren Leitung der 4. Bd. 1846, der 5. 1848 und der 6. (in 2 Abt.) 1852 ausgegeben wurden. So hatte die Vollendung des ganzen Werkes einen Zeitraum von 15 Jahren beansprucht, sein Umfang betrug 10907 Seiten, also 681 Bogen, in nicht gerade engem deutschem Druck, mit 54 ungeteilten Zeilen auf der Seite; das Format war Oktav. Ein Werk von diesem Umfang und aus der Mitwirkung verschiedener Kräfte erwachsend konnte nicht von Anfang an in Plan und Durchführung die wünschenswerte Gleichmäßigkeit erzielen; dadurch entstand besonders zwischen dem 1. Bande und den späteren eine vielfach störende Ungleichheit; denn ursprünglich sollte das Werk nur ein Schulbuch werden; erst das Hinzutreten bedeutenderer Mitarbeiter bestimmte seinen Charakter als den eines Sammelwerkes von wissenschaftlichem Werte. So entschloß sich denn die Verlagsbuchhandlung, obwohl, was besonders hervorgehoben zu werden verdient, ein dringendes buchhändlerisches Bedürfnis dazu durchaus nicht vorlag, zu einer gründlichen Umarbeitung des 1. Bandes, um auch diesem wirklichen wissenschaftlichen Wert zu verleihen; diese

wurde unter Teuffels Leitung vorgenommen und zwar erschien die 1. Lieferung 24 Jahre nach dem Beginn des Werkes. 1861, 1864 und 1866 wurden die beiden Abteilungen mit zusammen 2625 Seiten fertig, wodurch also der Umfang des ganzen Werkes auf etwa 770 Bogen anwuchs. Grofs freilich müssen die Mühen und Enttäuschungen des Redakteurs gewesen sein; denn während Teuffel früher von dem Jugendmute spricht, der sich der Schwierigkeiten freut als einer Gelegenheit die eigene Kraft zu erproben, begleitet er die Vollendung der Neubearbeitung des 1. Bd. mit einem aufrichtigen Gottlob und erklärt (Jahrb. f. Philol. 89. Bd. 1864, S. 219), dafs es ihm, selbst wenn die Verlagshandlung Neigung hätte, die Umarbeitung über den ersten Band hinaus zu erstrecken, an Lust fehlen würde, ihr dabei behilflich zu sein.

Um so freudiger ist es daher zu begrüfsen, dafs sich Prof. Wissowa in Marburg trotz jener abschreckenden Klagen Teuffels bereit finden liefs, die Redaktion der Neubearbeitung zu übernehmen; wer, wie der Unterzeichnete, Gelegenheit gehabt hat, zur Zeit gemeinsamer Studien bei dem verwiegten Brunn und dann wieder während eines gemeinsamen Aufenthaltes in Italien die wirklich umfassende Gelehrsamkeit und Vielseitigkeit Wissowas kennen zu lernen, der wird schon deshalb dem neuen Werke ein sicheres Gelingen prophezeihen, weil er es unter seiner Leitung weifs. In der That liefert schon dieser 1. Halbband eine schlagende Probe von der bewundernswerten Geschicklichkeit des Herausgebers, auch für die kleinsten Artikel die richtigen Bearbeiter zu finden. Hat man nur einigermafsen die Literatur auf dem weitverzweigten Gebiete unserer Wissenschaft verfolgt und liest nun einen Artikel der neuen Realencyclopädie, ohne zunächst nach dem Verfasser zu sehen, so darf man überzeugt sein, am Schlusse fast immer den Namen verzeichnet zu finden, den man am liebsten hier sehen möchte, wenn man ihn nicht zuvor schon aus der Art der Darstellung erraten hat. So handelt z. B. Kubitschek über Rechtsverhältnisse und Beamte des imperium Romanum, Luebeck über antikes Seewesen, Droysen über Kriegsaltertümer, Mau über Privataltertümer, Hülsen über Topographie von Rom und Italien, Hirschfeld über die von Kleinasien, Milchhöfer und Partsch über die von Griechenland, Joh. Schmidt über die von Afrika, Reich über das Bühnenwesen, v. Rohden über römische Prosopographie, Ed. Meyer, Kärst, Judeich, Niese über griech. Geschichte, der Herausgeber über italische Mythologie, womit nur einige Namen herausgegriffen sein sollen mit der ausdrücklichen Bemerkung, dafs alle Mitarbeiter als Kenner in ihrem Gebiete anerkannt sind. Ich habe ab und zu einen leisen Tadel darüber erheben hören, dafs verhältnismäfsig wenig Süddeutsche beigezogen worden sind; allein dagegen ist zu bemerken, dafs es wohl keinem Redakteur verargt werden kann, wenn er sich seine Mitarbeiter zunächst in den ihm näher bekannten Kreisen sucht, die er von vornherein mit sich einig weifs „in der Gesamtauffassung der philologischen Wissenschaft und ihrer Ziele.“

Über den Plan und Umfang des Werkes gibt ein provisorisches Geleitwort auf dem Umschlag Auskunft. Pauly hatte seiner Zeit in der Vorrede der 1. Ausgabe (1837) sich also geäußert: „Die Epoche, mit welcher wir das klassische Altertum für abgeschlossen betrachten, ist der Untergang des abendländischen Kaisertums, wiewohl es namentlich in der Literatur- und Rechtsgeschichte nicht immer vermieden werden kann und darf, auch spätere, mit der klassischen Zeit in Beziehung stehende Erscheinungen zu berühren. Auch sind es nur die beiden klassischen Völker, deren Leben, Schaffen und Leiden den Stoff unserer Darstellung bildet; Egyptisches, Orientalisches, Nordisches und anderes kommt in Betrachtung, soweit es durch das Medium griechischer oder römischer Anschauung auf uns gelangt ist.“ Ähnlich ist auch das Programm der Neubearbeitung; denn die untere Zeitgrenze ist derart gezogen, daß Cassiodor und Justinian die letzten zur Darstellung kommenden Persönlichkeiten sind. Dabei ergibt sich aber aus der Bestimmung des Werkes von selbst die Modification, daß einerseits für die letzten Jahrhunderte die Aufnahme der historischen Persönlichkeiten eine sparsamere sein wird, während andererseits mehrere jenseits der Grenze liegende Männer, z. B. Isidorus, Photios, Suidas, nicht fehlen dürfen. Die Geschichte und Mythologie des Orients und Egyptens, die Geographie der entlegenen Länder des alten Erdkreises, die christliche Literatur finden in dem Maße Berücksichtigung, in dem ihre Kenntnis für das Verständnis der griechischen und lateinischen Schriftsteller und Denkmäler von Bedeutung ist. Dieses Programm ist bereits im 1. Halbband zur Durchführung gekommen, indem sich einerseits Artikel finden wie *Acta Sanctorum* (über das Werk der Bollandisten) von Jülicher, andererseits solche über Egypten von Pietschmann. Man könnte eine ganze Reihe von Artikeln herausheben, welche in vortrefflicher Weise das darstellen, was der Herausgeber verheißt, nämlich eine Codifizierung unseres gegenwärtigen Besitzstandes an Kenntnis des betreffenden Gegenstandes, so z. B. Achaia und die Geschichte des achäischen Bundes von Töpffer Sp. 156—190, eine kleine historische Monographie; eine solche könnte man auch den Artikel *Aera* von Kubitschek Sp. 606—666 nennen, der ein eigenes Inhaltsverzeichnis Sp. 652 nötig machte; in ausgezeichneter Weise ist das Leben des Kaisers Hadrian (s. v. Aelius) von Rohden behandelt Sp. 493—521 (Quellenverzeichnis, Leben vor der Regierung, Darstellung seiner Regierung nach Jahren geordnet, Charakter); vortrefflich und praktisch eingerichtet ist auch der Artikel als militärische Bezeichnung von Cichorius (46 Spalten lang), wo alle bekannten derartigen Abteilungen des römischen Heeres nach dem Alphabet aufgeführt sind. Sehr umfangreich ist der Artikel *Aberglaube* von Riess, 64 Spalten groß (Sp. 29—93)<sup>1)</sup>; derselbe hat auch den Artikel *Alchemie* (Sp. 1338—1355) verfaßt.

<sup>1)</sup> Einige Versehen darin berichtigt Koebert, der zahme Ölbaum in der religiösen Vorstellung der Griechen, Progr. d. Maxgymn., München 1894, S. 45. Anm. 1.

Neu ist ferner, dafs dieser 2. Bearbeitung auch Mittel zur Veranschaulichung beigegeben sind; so ein Stammbaum der Achämeniden (auf eigener Tafel), der Acilii, ein Stemma der Aiakiden, eine 12 Spalten umfassende Hilfstafel zum Artikel Aera; den geographischen und topographischen Artikeln sollen je nach Bedarf einfache Kartenskizzen in Zinkotypie beigegeben werden; dies ist der Fall bei „Albanergebirge,“ „Alexandria,“ dagegen ist die Skizze zu „Akragas“ doch zu klein geraten, namentlich sind die Beischriften kaum leserlich.

Zwei Bedenken habe ich bisher laut werden hören, wenn die Frage erörtert wurde, ob man das Werk für die Bibliothek anschaffen solle oder nicht; einmal, dafs seine Vollendung einen unverhältnismässigen Zeitraum beanspruche und dann, dafs der Preis doch ein hoher sei. Allein beide Bedenken dürften einer ersten Prüfung kaum standhalten. Was den Umfang anlangt, so soll das Werk in 10 Bänden, bezw. 20 Halbbänden erscheinen, und sich auf 900 Bogen grössten Lexikon-Oktavs belaufen, also der Band auf 90, der Halbband auf 45 Bogen, deren Seiten in 2 Spalten 68 Zeilen in ziemlich engen lateinischen Lettern enthalten. Voraussichtlich wird in jedem Jahre ein Band ausgegeben werden können,<sup>1)</sup> so dafs das Ganze in 10, höchstens 12 Jahren fertig vorliegen wird. Die 1. Bearbeitung beanspruchte 15 Jahre und umfafste nur 681 Bogen! Hoffentlich wird jedermann den Fortschritt erkennen; denn mehr als einen Band zu 90 Bogen im Jahr wird bei der Schwierigkeit der Zusammenstellung auch der unverdrossenste Redakteur nicht fertig bringen. Und der Preis? Er beträgt 15 M. für den Halbband zu 45 Bogen.<sup>2)</sup> Man vergleiche doch damit die Preise anderer wissenschaftlicher Werke, und bedenke die ungleich höheren Herstellungskosten eines so gros angelegten Sammelwerkes mit über 100 Mitarbeitern, dann wird man den Preis eher mässig finden.

Also mögen sich die Verwalter unserer Gymnasialbibliotheken entschliessen, dieselben um ein Werk zu bereichern, welches in gewissem Sinne viele andere Einzelwerke in sich schliesst und teilweise entbehrlich macht. Da die Ausgabe von Supplementbänden in Aussicht genommen ist, so ist auch die Befürchtung unbegründet, dafs die ersten Teile vor Abschluss des Ganzen bis zu einem gewissen Grade veralten möchten. Die Frage nach der Brauchbarkeit oder besser gesagt Unentbehrlichkeit des Werkes braucht nach dem, was oben ausgeführt wurde, überhaupt nicht diskutiert zu werden.

München.

Dr. J. Melber.

<sup>1)</sup> Für den 1. Band hat die Verlagshandlung ihr Versprechen gehalten; denn vor einigen Monaten erschien bereits der 2. Halbband, bis Apollonkrates reichend, über den wir bald berichten zu können hoffen.

<sup>2)</sup> Übrigens erscheint mit der Bandausgabe auch eine Ausgabe in Lieferungen; dieselben folgen sich in Zwischenräumen von 3—4 Wochen, enthalten je 6 Bogen und kosten 2 M. die Lieferung.



F. W. Fischer, Armin und die Römer. Halle a. S. 1893. Verlag der Buchhandlung des Waisenhauses. VIII und 293 S. kl. 8<sup>o</sup>.

Zweck des vorliegenden Buches ist, ein Bild der gesamten Lebens-thätigkeit des liberator Germaniae und eine Schilderung der zu Arminius' Zeiten bestehenden Zustände Germaniens zu geben. Bei der Spärlichkeit der Quellen sieht sich der Verf., jedoch genötigt, bisweilen zu romanhafter Ausschmückung des Stoffes zu greifen, wobei der Leser das Gefühl hat, daß auch der feurigste Patriotismus nicht hinreicht, um bloße Vermutungen wie sichere Wahrheiten wirken zu lassen. Bei der Darstellung der Varusschlacht hält sich der Verf. an Vellejus, Tacitus, Florus und Frontin, deren Angaben sich nach ihm vortrefflich ergänzen; die Erzählung Dios verwirft er, da sie nach dem tendenziösen Berichte gemacht sei, den Augustus dem Senate zugehen liefs, um die Wahrheit zu verschleiern. Der Schauplatz der Niederlage des Varus wird mit Höfer in den Lippeschen Wald verlegt, die Örtlichkeit der Schlacht von Idistaviso auf das linke Weserufer an die östliche Seite des Wiehengebirges, das Kastell Aliso an den Punkt, wo Elison und Lippe zusammenfliessen, also nach dem heutigen Neuhaus, 5 Kilometer von Paderborn, letzteres freilich unter der Voraussetzung, daß Aliso eben jenes Kastell ist, das Drusus nach Dio 54, 33 i. J. 11 v. Chr. nach dem Kampfe bei Arbalo errichtete. Die scharfe Kritik, die von dem 2. Buch der Annalen des Tacitus bezüglich des Feldzuges vom J. 16 n. Chr. in Germanien gegeben wird, bildet gewissermaßen ein Seitenstück zu der Beurteilung, die das 1. Buch der Annalen durch L. Spengel (Abh. d. k. b. Akademie d. Wiss. Bd. VII. Abt. III. München 1855) gefunden hat. Daß die Germania des Tacitus schon 80 Jahre nach der Varusschlacht verfaßt wurde, behauptet der Verf. S. 138 wohl nur infolge eines Flüchtigkeitsfehlers. Formen wie neuste, gehn, bestehn, ein Scherben, frühste, futtern u. a. gelten in guter Prosa wohl nicht als zulässig; auch die Schreibweise inderthat (S. 114 jedoch in der That) ist noch ungewöhnlich. Im übrigen liest sich das mit mancherlei kulturhistorischen Bemerkungen ausgestattete Buch um so leichter und angenehmer, da es alles gelehrten Ballastes entbehrt. Ob letzterer fehlt, weil der Verf. eine Kontrolle seiner Ausführungen nicht für nötig hält, oder weil er dem Leser die eingehendste Kenntnis der Quellen zutraut, ist nicht zu entscheiden.

Landshut.

M. Rottmanner.

Dr. Hans Blum, Das deutsche Reich zur Zeit Bismarcks. Politische Geschichte von 1871—1890. Leipzig und Wien. Bibliographisches Institut 1893. XX und 708 S.

Der im Buche behandelte Zeitabschnitt unserer vaterländischen Geschichte und der während desselben nach außen wie im Innern die Geschicke des vorzugsweise durch ihn geeinigten Reiches leitende Staatsmann sichern dem Werke, man mag sich ob der Art der Behand-

lung auch noch so oft ernsten Bedenken nicht verschließen können, einen großen Leserkreis.

Blums „Deutsches Reich“ ist, um es kurz zu sagen, eine rückhaltlose Verherrlichung des Fürsten Bismarck. Welche Kämpfe dieser von 1871—90 und wie er sie durchkämpfte, wissen wir, wenn auch nicht in allen Einzelheiten, so doch im großen und ganzen insgesamt. Keine der größeren politischen Parteien ist im Laufe der genannten Jahre von ihm nicht aufs äußerste bekämpft worden, keine hatte nach dem Grundsatz „wie du mir, so ich dir“ früher oder später Grund, mit ihm irgendwie zimperlich zu verkehren. Da nun Blum in ganzen Buche die Sache des Fürsten durch dick und dünn verfigt, so kann es nicht fehlen, daß nur wenige Blätter desselben, sei es von der einen, sei es von der andern Seite, unangefochten bleiben werden. Es muß dies um so notwendiger erfolgen, als Blum überall mit gleicher Findigkeit, Wärme und Schärfe für seinen Helden in die Schranken tritt. Was er vom Leser fordert, ist nicht etwa erst die Bildung eines eigenen Urteiles nach der jeweiligen Lage der Dinge, sondern einzig ein gläubiges Herz; das Urteil liegt jedesmal bereits fix und fertig vor.

Ein besonderer Dorn im Auge ist H. Blum Rom und was der Bezeichnung römisch-katholisch würdig erscheint. Daher die immer wiederkehrenden Ausfälle gegen „den Unfehlbaren“, „die schwarze Leibgarde des Papstes“, „die Päpstlinge“, „die Römlinge“, „die Schwarzen“ und „ihre unveröhnlich grausame Kirche“, „das schwarze Kartell des Zentrums“, „die geriebene Handelsgesellschaft des Zentrums“, „das ultramontane Widerwasser“ und wie die dem Verfasser nach dieser Richtung zur Verfügung stehenden Kosenamen sonst noch heißen mögen. Wie er derlei Dinge zu beurteilen pflegt, hiefür von vielen nur ein Beispiel! S. 114 wird der bekannte Oggersheimer Fall Hanebergs mit dem Beisatz erzählt, der Bischof habe zur offenen Auflehnung den ebenso offenen Hohn gegen den König Ludwig II. gesellt. Der Mann dürfte schwer zu finden sein, der den heiligmäßig lebenden und in seinem Herzen überaus zartbesaiteten Bischof persönlich oder auch nur aus seinen Schriften gekannt und je einmal zu der Annahme, Haneberg werde sich gegen seinen König auflehnen, Anlaß gehabt, je ein Wort des Hohnes aus seinem Munde gehört hätte und zwar nicht bloß gegen seinen König, sondern gegen wen immer.

Dem Verfasser geschähe indes ein Unrecht, wollte behauptet werden, daß er Rom, das Zentrum und seine Führer allein nicht günstig behandle. Vor allen die Sozialdemokraten, dann die Deutschfreisinnigen, die Konservativen, der von den Nationalliberalen abgestofene linke Flügel, nicht minder die Nationalliberalen selbst, im allgemeinen genommen das Scholkind des Verfassers; ferner „die romanisierende, undaldisame Rechtgläubigkeit in der protestantischen Kirche“, „die Schwarzen des protestantischen Lagers“, sie alle und alle andern, die wenn auch nur vorübergehend dem Fürsten Bismarck die Heeresfolge versagten, einschließlic der gegnerischen Presse bis herab zu „der erhabenen, klotzigen, unübersteiglichen Grobheit des Dr. Sigl im

„Bayerischen Vaterland“ empfangen ihr vollgerütteltes Maß des Tadels. So kann es niemand wunder nehmen, daß, wo es sich um Rügen handelt, nicht allein das mit Vorliebe in den Vordergrund gestellte „Triunvirat Windthorst—Richter—Grillenberger“ oder Lasker, „der sonst so klare und sich selbst beherrschende Mann“ „mit seinem explosiven Ungestüm“, nebst Stauffenberg, Forckenbeck und Bamberg mit ihrem „unheilvollen Einfluß“, oder Blankenburg und Ploon, oder „der politische Dilettantismus“ Virchows, sondern selbst der „wie in seinem harten Lebensgange und in seiner ungewöhnlichen Kenntnis der Denkweise und Empfindungen der Massen so in seinem Äußern dem Vater des Verfassers, Robert Blum, ähnliche Völk, ja sogar Bennigsen, „der maßvollste und einsichtsvollste aller national-liberalen, ja wohl aller damaligen Abgeordneten überhaupt,“ indes doch auch einmal „in einer verhängnisvollen Täuschung befangen“, an geeigneter Stelle Blums Tadel nicht entgehen. Wie bei solchem Verfahren Arnim behandelt ist und behandelt sein muß — die Stellen, welche besondere Rekriminationen veranlaßten, finden sich S. 189 und 194, denen sich S. 234 ff. und 241 anreihen —, ferner Geffcken und die Staatskunst des „neuen Kurses“, dem S. 676—705 in der Schlufsbetrachtung ein ausgiebiges Sündenregister vor Augen gehalten wird, braucht nur angedeutet zu werden. Gänzlich einwandfrei sind dem Verfasser nur der Held des Buches und — die Führer der altkatholischen Bewegung, soweit sie sich als solche auf der öffentlichen Bühne zeigen.

Ein Urteil über diese Art der Behandlung unserer neuesten Geschichte will der Referent lieber nicht aussprechen. Ihm interessiert hier, dem Charakter unserer „Blätter“ entsprechend, vielmehr lediglich eine andere Frage. Das Buch wendet sich „namentlich an unsere Jugend“. Ist es, insoweit die gymnasiale mit inbegriffen sein soll, für sie geeignet? Diese Frage glaubt der Referent unbedingt verneinen zu müssen. Er hält den Verfasser für viel zu gut unterrichtet und für zu verständig, als daß er eitle Proselytenmacherei betreiben möchte. Will er das nicht, so kann er an Schüler katholischer oder paritätischer Anstalten von selbst nicht denken. Aber auch an protestantischen Anstalten müßte die Einstellung unseres Buches in die Schülerlesebibliothek sehr ernst zu nehmenden Bedenken begegnen. Eine so ausgesprochene Parteischrift, die mit ätzender Kritik selbst vor dem Kaiser und seinem Hause nicht Halt macht, kann die Schule der ihr anvertrauten Jugend nimmermehr in die Hand geben, ohne sich vielfachen und berechtigten Beanstandungen seitens des Elternhauses auszusetzen. Der Referent anerkennt gern den warnherzigen Patrioten, der von seinem politischen und konfessionellen Standpunkte aus in jeder Zeile sich kund gibt; er übersieht nicht Blums weitgehende, auf tieferen Studien beruhende, und stellenweise vom Fürsten Bismarck selbst erholte Vertrautheit mit den Verhältnissen; er schätzt Blums Mut, mit dem dieser, selbst den heikelsten Fragen nicht ängstlich aus dem Wege gehend, seine Ziele mit voller Bestimmtheit und Energie verfolgt; er fügt dem bei, daß das Buch durchweg klar ge-

dacht, anziehend und formell musterhaft korrekt geschrieben und von der Verlagshandlung vortrefflich ausgestattet ist; allein alle diese Vorzüge vermögen es in Anbetracht der angedeuteten Mängel nicht zu einem der Jugend von der Schule zu empfehlenden Buch zu gestalten. Die Schule hat weder den Beruf noch die Zeit, die Jugend mit den politischen Parteiverhältnissen der neuesten Zeit in diesem Umfange und noch dazu von einem so einseitigen Parteistandpunkte aus vertraut zu machen.

Wohl aber verdient Blums „Deutsches Reich zur Zeit Bismarcks“ angelegentlich zum Studium empfohlen zu werden gereiften Männern von selbständigem Urtheile, insbesondere Lehrern der Geschichte. Ihre Sache wird es sein zu unterscheiden, wo der Verfasser Recht hat, während aus anders gearteten Darstellungen „der heute bei vielen Deutschen zu den häuslichen Tugenden gehörende Undank gegen Bismarck“ spricht; wo hier „rückhaltlose Wahrheitsliebe“ die Feder geführt hat, wo Voreingenommenheit und Parteilichkeit oder auch Unkenntnis; wo jetzt schon ein abschließendes Urteil möglich ist, wo nicht; mit einem Worte, was als im Unterricht verwertbar gelten kann, was nicht.

Vorausgeschickt ist dem Buche ein 14 Seiten umfassendes Inhaltsverzeichnis. Zu bedauern bleibt, dafs ihm nicht ein sorgfältig ausgearbeitetes Namenregister, das zahlreiche Leser vermissen werden, beigegeben wurde.

München.

Markhauser.

Dr. Zweck und Dr. Bernecker, Hülfsbuch für den Unterricht in der Geographie. Hannover. Hahn'sche Buchhandlung. 1893.

Dieses von der Verlagshandlung sehr gut ausgestattete und in allen Theilen mit recht deutlichem grossem Druck versehene Hülfsbuch ist nach den norddeutschen Schulplänen für die preussischen Anstalten bearbeitet und umfaßt 2 Theile. Der erste enthält nach kurzer Rekapitulation des Lehrstoffes für Sexta das Pensum für Quinta und Quarta mit löblicher Beschränkung auf das Wichtigste und Nötigste. Im zweiten Theile wird der Lehrstoff der mittleren und obern Klassen behandelt mit überwiegender Berücksichtigung des Handels und der Industrie. Am Schlusse folgt ein „Allgemeine Geographie“ betitelter Abschnitt, in dem die sogenannte mathematische Geographie (ziemlich kurz) die physikalischen Verhältnissen unserer Erde, Biologie (Lebewesen), Verkehrsstrassen der Gegenwart nebst einer historischen Übersicht der wichtigsten Verkehrs- und Handelswege bis heute zusammengefaßt sind. Dafs in einem Lehrbuche für preussische Anstalten die übrigen Länder Deutschlands verhältnismäfsig kurz wegkommen, liegt nahe; es finden sich aber doch bei der Besprechung von Bayern einige Irrtümer, die Berichtigung verdienen. Auf Seite 44 des ersten Theiles ist von der wichtigen Grenzfestung Passau an der Innmündung die Rede. Davon ist uns in Bayern nichts bekannt, da wir nur In-

golstadt und Germersheim als Festungen kennen. Die Veste Oberhaus, die nur im Mittelalter erhebliche Bedeutung hatte, dient heute als Gefängnis. Auch ist die Seite 124 des zweiten Theiles befindliche Angabe, München liege nahe an der Isar, wo diese für die w.-ö. Strafsen (Paris—Strafsburg—Wien) zwischen weiten Morästen einen Übergang gestattet, sehr geeignet, eine völlig falsche Vorstellung von der Umgebung Münchens zu veranlassen. Es ist doch nicht richtig, das Erdinger und Dachauer Moos „weite Moräste“ zu nennen, die etwa an die Rokitno-Sümpfe erinnern könnten. Zwischen einem Moose und einem Moraste ist ein großer Unterschied. So viel zur Ehrenrettung der Lage unserer Haupt- und Residenzstadt. Im übrigen hat das Buch Anspruch auf Beachtung.

Anleitung zur Schreibung und Aussprache der geogr. Fremdwörter für die Zwecke der Schule. Zweite, verbesserte Auflage, bearb. von F. Behr, A. Hummel, F. Marthe, E. Oehlmann, B. Volz. Ferd. Hirt. Breslau. Preis 1 M.

In Heft 4 des Jahrganges 1893 dieser Blätter habe ich bei Besprechung von Niederdings geographischem Leitfaden beklagt, daß über Schreibung und Aussprache der geographischen Fremdnamen fast in jedem Lehrbuche andere Angaben sich fänden, und dies an ein paar drastischen Beispielen nachgewiesen. Wer nicht selbst sprachkundig sei, wisse da wirklich nicht, woran er sich zu halten habe. Dem liefse sich nun bald abhelfen, wenn die Herrn Herausgeber der geogr. Leitfäden bei künftigen Neuauflagen sich an das treffliche Heft halten wollten, das soeben zum erstenmale im Buchhandel käuflich erschienen ist. Dem Verleger und den Herausgebern, welche sämtlich in der geographischen Literatur durch ihre Leistungen sich einen wohlbegründeten Ruf erworben haben, ist man dafür lebhaften Dank schuldig. Vorangeschickt sind dem Namensverzeichnis Vorbemerkungen, die sich über die Grundsätze bei der Bearbeitung desselben verbreiten und allseitigste Zustimmung finden werden. Es ist mit großer Sorgfalt das gesammelte Material geprüft und von sprachkundigen Gelehrten eine möglichst genaue Transskription gegeben worden, so daß der Lehrer einstweilen wenigstens in Zweifelsfällen ein durchaus zuverlässiges Nachschlagebuch zur Hand hat, das ihn über die Aussprache namentlich englischer Namen orientiert, die bekanntlich das Hauptkreuz aller nicht der englischen Sprache Kundigen bilden. Daß da keine kleinen Schwierigkeiten zu überwinden waren, ist leicht ersichtlich; auch die Transskription der franz. Nasallaute ist eine Frage, die gar verschiedene Behandlung bisher erfahren hat. Die Verfasser haben die in Norddeutschland übliche Bezeichnung durch ang' zwar beibehalten, weil sie von diakritischen Zeichen keinen Gebrauch machen wollten, aber wenigstens hervorgehoben, daß damit der Nasenlaut nur angedeutet, keineswegs aber seine genaue Aussprache angegeben werden solle. Damit wird man sich einstweilen zufrieden geben müssen.

Daran reihen sich Ausspracheregeln für fremdsprachige Namen. Über die Aufnahme einzelner Namen ins Verzeichnis wollen wir nicht rechten, warum aber Boulogne fehlt, ist nicht abzusehen. Es hätte jedenfalls größern Anspruch als manche andere mehr oder minder unbekannte Ortschaft. Summa: das Heft ist sehr zu empfehlen.

Frankenthal.

Koch.

### III. Abteilung.

#### Literarische Notizen.

Prüfungsaufgaben für das Lehramt der Mathematik und Physik an den Kgl. bayrischen humanistischen und technischen Unterrichtsanstalten. (1873—1893.) Zusammengestellt von A. Zahn, Kgl. Reallehrer, Ansbach, C. Brügel und Sohn 1894, 64 S. Preis 1,20 M.; ebenda:

Prüfungsaufgaben für das Lehramt der Handelswissenschaften an den Kgl. bayer. technischen Unterrichtsanstalten. (1873—1893). 50 S. 1 M.

Prüfungsaufgaben für das Lehramt der Chemie und der beschreibenden Naturwissenschaften an den Kgl. bayer. technischen Mittelschulen. (1873—1893.) 31 S. 0,80 M.

Prüfungsaufgaben für das Lehramt der deutschen Sprache, der Geschichte und Geographie an den Kgl. bayer. Mittelschulen. (1873 bis 1893.) 9 S. 0,40 M.

Mit der Herausgabe der aufgezählten Prüfungsaufgaben hofft der oben genannte Veranstalter dieser Sammlung nicht nur den Fachlehrern eine erwünschte Übersicht über den Prüfungsstoff, sondern auch den Lehramtskandidaten einen kleinen Anhaltspunkt für die spezielle Vorbereitung zum Staatsexamen geboten zu haben. Wir glauben, daß er namentlich in letztgenannter Hinsicht recht hat, da die Kandidaten bisher vielfach über die Anforderungen des Examins sehr im unklaren waren. In diesen Kreisen namentlich werden also die einzelnen Bändchen, welche die Aufgaben nicht fachweise, sondern nach Jahrgängen geordnet auführen, um eine etwaige Ergänzung zu erleichtern, sicher auf Absatz rechnen können.

Encyklopädisches Handbuch der Pädagogik, herausgegeben von W. Rein. 5. Lieferung: Beobachtung, pädagogische — Bilder, geographische. 1 M. — Die Verlagshandlung macht darauf aufmerksam, daß mit dem Erscheinen der 6. Lieferung (Ende November) das Abonnement auf die Lieferungs Ausgabe geschlossen wird, und später eingehende Bestellungen nur für die Ausgabe in Halbbänden (= 6 Lieferungen) zum erhöhten Preis von 7 M. 50 Pf. für den Halbband gelten. — Die eben ausgegebene 5. Lieferung enthält einige besonders interessante Artikel, so namentlich über die Besoldungen der Lehrer und Lehrerinnen, dann der Seminarlehrer und der Lehrer an den Mittelschulen. Die Angaben sind, wie wir uns bei Durchsicht der bayerischen Verhältnisse betreffenden Partien überzeugen konnten, zuverlässig und richtig. Außerdem möchten wir auf die Artikel über Bilder, besonders auf den über Geographische Bilder von Prof. Dr. S. Günther in München hinweisen, welcher für den angehenden Lehrer der Geographie manigfache Anregung enthält.

Weiffenborn, Dr. Edmund, Aufgabensammlung zum Übersetzen ins Griechische im Anschluß an die Lektüre von Xenophons Anabasis. Dritte, verbesserte Auflage. Leipzig, Teubner 1894. X und 234 S. Preis geh. M. 1,80. Die Sammlung enthält in drei Abteilungen 216 Übungsstücke. Die erste Abteilung, zur Einübung der unregelmäßigen Verba bestimmt, ist, da die Übertragung ins Griechische die vorhergegangene Lektüre der entsprechenden Abschnitte der Anabasis zur Voraussetzung hat, diese aber bei uns in der 5. Klasse nicht oder nur in sehr beschränkter Ausdehnung gelesen wird, für unsere Schulen kaum zu verwenden. Die zweite, Übungstücke über die einzelnen Kasus enthaltende Abteilung dagegen wird dem Lehrer der 6. Klasse, der in Extemporalien und Schularbeiten auf Gelesenes zurückkommen will, gute Dienste thun. Dasselbe gilt auch von der dritten Abteilung, die aus Nepos genommene Übungstücke über sämtliche Kasus enthält. In den Aufgaben wird nirgends dem Schüler etwas zugemutet, was über seine Kräfte geht; dabei sind sie durchweg sehr instruktiv und in einem Deutsch geschrieben, das wenig zu wünschen übrig läßt. Aufgefallen ist mir in dieser Beziehung folgendes: In Nr. 3 so viele Soldaten, wie sie um ich hatten, in Nr. 188 Histiaös sprach dagegen, dieses nicht zu thun, in Nr. 192 seine Belagerungswerke, die er gemacht hatte, in Nr. 193 es betrogen seine schiffe 1200 Kriegsschiffe, in Nr. 200 in der Seeschlacht bei Salamis, welche früher geschah, ehe u. s. w. Die Anmerkungen sind korrekt; doch dürfte die Bemerkung bei Nr. 564 zu „viel mehr“ (Ersprechend dem lat. ablativ. comparat. steht der dativ.) zu beanstanden sein. Der Druck ist fast fehlerlos; doch muß es in Nr. 13 heißen: 7 Tage (nicht 17), in Nr. 160 Rhamphias (nicht Rhamphios); S. 167 Nr. 198 sind durch Wegfall der Angabe *αροτῆς* die Zahlen der Verweisungen in Unordnung gekommen; in Nr. 181 steht einmal Kotyroa statt Kotyora, in Nr. 183 endlich benutzten sollten.

B. Büchschenschütz, Griechisches Lesebuch. 5. veränderte Auflage. Berlin. Öhmnigke, 1893. S. 126. Das Büchlein, welches unter gänzlichem Ausschluss deutsch-griechischer Übungsstücke bloß griechischen Lesestoff bietet, entspricht in seiner dermaligen Anlage nicht den Anforderungen der modernen Didaktik, indem die griechischen Lesestücke nicht in der Weise eingerichtet sind, daß sie die Grundlage und den Ausgangspunkt des griechischen Unterrichts bilden könnten, und überdies die planmäßige Aneignung eines entsprechenden Wortschatzes nicht erzielt werden kann. Es setzt vielmehr eine gute Schulung nach der Grammatik und einem deutsch-griechischen Übungsbuche voraus. Der Lehrgang, die Aufeinanderfolge der einzelnen Teile der Formenlehre weicht von dem gewöhnlichen Gange der Grammatik völlig ab, indem zuerst Regelmäßiges und Leichteres, später Unregelmäßiges und Schwierigeres behandelt ist. Kann man auch gegen eine derartige Anordnung im Principe nichts einwenden, so dürfte doch die Reihenfolge innerhalb dieser zwei Hauptgesichtspunkte eine zu eigenartige und schwerlich einem größeren Kreise entsprechende sein; so folgt nach der ersten und zweiten Deklination gleich die Komparation der Adjektiva auf *ος*, die Pronomina folgen erst nach der gesamten regelmäßigen Konjugation u. s. w. Der Lesestoff des mit großer Sorgfalt durchgearbeiteten Buches ist gut, indem sowohl die Einzelsätze als die zusammenhängenden Stücke einen passenden, belehrenden Inhalt bieten und auch in ihrer formellen Fassung der Auffassungsgabe der Schüler entsprechen. Es würde sich wohl empfehlen, das Buch nach den neueren Vorschriften gründlich umzuarbeiten und damit zugleich deutsch-griechisches Übungsmaterial zu verbinden.

H. Schmidt u. Wilh. Wensch, Elementarbuch der griechischen Sprache. 10. Auflage von Dr. B. Günther. Halle a. S. Waisenhaus 1893. S. VIII und 287. M. 2. Die vorliegende Auflage erweist sich als unveränderter Abdruck der vorhergehenden, über deren wesentliche Eigentümlichkeiten und Änderungen sich eine eingehende Besprechung in diesen Blättern (Jahrg. 1889, pg. 410) findet. Das Buch ist ohne Zweifel ein recht brauchbares Hilfsmittel.

Wellers lateinisches Lesebuch aus Herodot. 18., umgearbeitete Auflage besorgt von Dr. Eduard Wolff. Frankfurt a/M., Kesselring 1893. S. XII u. 157. Von Dr. G. Weller, weiland Professor am Gymnasium zu

Meinungen, stammt außer dem vorliegenden Lesebuch aus Herodot auch ein solches aus Livius (jetzt 12. Auflage), welches für Quarta verfaßt ist, während das unsrige für Quinta und mindestens das erste Semester von Quarta, eventuell auch — namentlich nach der Intention des neuen Bearbeiters — für die ganze Quarta berechnet ist. Es soll sprachlich und stofflich eine Vorstufe für den Schriftsteller bilden, weshalb besonders der Wortschatz Cäsars ausgiebig zur Verwendung gekommen ist. In 21 Kapiteln sind auf im ganzen 114 Textseiten die anziehendsten Geschichten aus Herodot dargeboten; „Solon bei Krösus“ macht den Anfang; dann folgt „Amasis und Polykrates“, „Cyrus“ etc.; „die Schlacht bei Salamis“ bildet den Schluß. Ein ausführliches Wörterverzeichnis und eine Karte der alten Welt ist beigegeben; letztere soll den Schauplatz der ersten Perserkriege verdeutlichen. Die Anmut des Herodot kommt trefflich zum Ausdruck; das Latein ist — hauptsächlich durch die hingebende Sorgfalt des neuen Bearbeiters — korrekt und dieser Stufe vollkommen angemessen, der Inhalt, infolge der glücklichen Auswahl, sehr anregend. Dafs dem Schüler durch solch eine Lektüre Freude am Latein und am Altertum erweckt wird, ist ganz unzweifelhaft. In Bayern könnte das Büchlein erst von der dritten Klasse an benützt werden, da die Kenntnis der gesamten regelmäßigen Formenlehre vorausgesetzt ist. Jedenfalls ist es für den Nachhilfe- und sonstigen Privatunterricht sehr zu empfehlen und dem bekannten „Urbis Romae viri illustres“ von Lhomond-Holzer weit überlegen.

Übungsbuch zum Übersetzen aus dem Deutschen ins Lateinische im Anschlusse an Wellers lateinisches Lesebuch aus Herodot. Herausgegeben von Dr. Eduard Wolff. Leipzig—Frankfurt a/M., Kesselring, 1894. S. VI u. 120. Preis geb. 1 M. 20 Pf. Der Wert dieses mit großer Sorgfalt und Hingabe im Anschlusse an Wellers Herodot-Lesebuch verfaßten Übungsbuches ist trotzdem ein problematischer. Es wird zu viel vorausgesetzt, es fehlt der doch so notwendige systematische Anschlusse an den grammatischen Lehrstoff, es fehlt ein Wörterverzeichnis. Auch ist sich, wie es scheint, nicht einmal der Verfasser selbst darüber klar, in welchen Klassen das Buch verwendet werden soll; er selbst spricht von V., IV. und sogar III.: das ist zu viel. Schliesslich ist es auch eine etwas starke Zumutung an Lehrer und Schüler, einseitig den gleichen Stoff so lange Zeit in lateinischer Sprache zu behandeln, so nett und interessant er auch an sich zur Darstellung gebracht ist. Als Lektüre zur Belehrung und Unterhaltung eignet sich ja das auch sehr geschmackvoll ausgestattete und billige Büchlein vollkommen.

Spamers illustrierte Weltgeschichte. VI. Bd. Illustrierte Geschichte der neueren Zeit. II. Vom dreissigjährigen Kriege bis zur Machthöhe Ludwigs IV. In 3. Aufl. bearbeitet von Prof. Otto Kämmerl. Mit 457 Text-Abbildungen, sowie 36 Beilagen und Karten. Leipzig 1894. XII u. 768 S. VII. Bd. Illustrierte Geschichte der neueren Zeit. III. Vom Verfall der bourbonischen Macht bis zum Beginn der grossen französischen Revolution. In 3. Auflage bearbeitet von Prof. Dr. Otto Kämmerl. Mit 465 Text-Abbildungen sowie 34 Beilagen und Karten. Leipzig 1894. Preis je 8 M. 50 Pf., geb. je 10 M. Wie S. 187 dieses Jahrganges unserer Blätter berichtet, wurde die Reihenfolge beim Erscheinen der einzelnen Bände des gros angelegten Spamerschen Unternehmens dadurch unterbrochen, daß auf Bd. I gleich Bd. V (Neuere Zeit, Bd. 1) folgte. An diesen schlossen sich die beiden obengenannten an. Der erste bringt den Schluß des zweiten Zeitraumes: Zeitalter der Gegenreformation und der Religionskriege, den 3. Zeitraum (der 30jährige Krieg in Deutschland, Süd- und Westeuropa im Zeitalter des 30jährigen Krieges und die englische Revolution), sowie den 4. Zeitraum: Das Zeitalter der unumschränkten Monarchie (Frankreichs Machthöhe unter Ludwig XIV. und die übrigen Staaten Europas in dieser Zeit). Die Darstellung des 4. Zeitraumes setzt sich im 7. Bde. fort (Frankreichs Macht im Niedergange, die Zeit des spanischen Erbfolgekrieges, Rußlands Aufsteigen unter Peter dem Grossen); es folgt der 5. Zeitraum: Das Zeitalter der aufgeklärten Selbstherrschaft (der Kampf um Österreich und Preußens Erhebung, die Zeit des 7jährigen Krieges, die deutschen Staaten unter der aufgeklärten Selbstherrschaft, Nord- und Osteuropa, Süd- und Westeuropa in der gleichen Zeit, England und



sein Kolonialreich). Die früher gerühmten Vorzüge des Werkes treten auch in die-en beiden inhaltreichen Bänden hervor, die einheitliche, gleichmäßige Darstellung, welche sich an einen weiteren Leserkreis wendet und dieselbe Auffassung verrät, wie sie in Kämmels deutscher Geschichte hervortritt, eine besonders für Deutschland eingehende Berücksichtigung der Kulturgeschichte, wobei jedoch die kulturelle Entwicklung anderer Staaten keineswegs unberücksichtigt bleibt; man vergleiche besonders die Abschnitte über das gesellige und geistige Leben unter Ludwig XIV. Kurz man wird in dieser Beziehung nicht leicht etwas Vergebens in dem Buche suchen; daher kann es auch dem Lehrer sehr gut zur Vorbereitung für den Unterricht dienen. Das Hauptgewicht aber ist auch in diesen Bänden, dem Plan des Werkes entsprechend, auf die Illustration gelegt. Läßt auch die Reproduktion mancher Kupferstiche zu wünschen übrig, so dürfte doch, was Reichhaltigkeit und geschickte Auswahl anlangt, das Unternehmen nicht leicht überboten werden. Geradezu lückenlos ist die historische Portraitgalerie zu nennen, auch die Pläne zu Schlachten und Belagerungen sind sehr zahlreich. Reproduktionen moderner Gemälde sind ganz vereinzelt, mit Recht ist ein Hauptgewicht auf Wiedergabe zeitgenössischer Darstellungen gelegt. Der Preis ist, wie schon früher erwähnt, ein erstaunlich billiger.

Hoffmann Georg u. Groth Ernst, Deutsche Bürgerkunde. Kleines Handbuch des politisch Wissenswertes für jedermann. Leipzig. Fr. Wilh. Grunow. 1894 VIII u. 312 Seiten. Preis gebunden 2 M. Das hübsch ausgestattete und mit anerkennenswerter Korrektheit hergestellte Buch wird unzweifelhaft weithin willkommen geheißnen werden. Es will dazu beitragen, die Kenntnis der in Deutschland bestehenden öffentlichen Einrichtungen mehr zum Gemeingut zu machen, als es bislang der Fall ist. „Die Verfasser haben sich bemüht, unsere öffentlichen Einrichtungen kurz, gemeinverständlich und anschaulich darzustellen. Auf reine Doktorfragen sind sie nicht eingegangen.“ Die Verhältnisse des Reiches nehmen den breiteren Raum ein; doch wurden auch die Verhältnisse der Einzelstaaten und der Gemeinden berücksichtigt und die wichtigsten Verschiedenheiten, wenigstens so weit sie den größeren Bundesstaaten eigen sind, entsprechend hervorgehoben. Ein Parteistandpunkt ist im Buche nicht eingenommen. Für die zweckmäßige Auswahl gab den Verfassern ihre richterliche und lehramtliche Praxis den erforderlichen Fingerzeig. Der Unterricht in der neueren Geschichte an den Mittelschulen bietet reichlich Gelegenheit, aus der „deutschen Bürgerkunde“ mancherlei zu verwerten. Auch für die Schüler-Lesebibliotheken der obersten Klassen ist sie gut verwendbar.

---

## IV. Abteilung.

### Miscellen.

---

#### Archäologische Fundnotizen.

a) Ein neu aufgefundener römischer Meilenstein. Der Großherzoglichen Altertumsammlung in Karlsruhe hat kürzlich Herr Zaun zum Sternern in Sinzheim (Amt Baden) als Geschenk einen bei Anlage eines Drainierungsgrabens 1,60 m tief auf schlammigem Wiesengrund ungefähr in der Mitte der Landstraße zwischen Sinzheim und Steinbach gefundenen römischen Meilenstein überwiesen, welcher nach Angabe des genannten Herrn von einem wagerechten Lager von Eichenbohlen herabgestürzt zu sein scheint. Das Fundstück, welches cylindrische Form zeigt, ist aus rotem Sandstein, 1,45 m hoch mit einem Durchmesser von 42 bis 43 cm und hat einen 55 cm hohen Fuß. Wie aus der am oberen Teile befindlichen Inschrift ersichtlich ist, wurde es unter dem römischen Kaiser Gordianus III. (238–244 n. Chr.) gesetzt und kann für die Altertumforschung ein um so größeres Interesse beanspruchen, als die Karlsruher Sam-

lung bereits drei weitere römische Meilensteine besitzt, einen von Caracalla, einen zweiten von Heliogabalus und einen dritten von Alexander Severus, welche alle dieselbe Bezeichnung Ab Aquis Leugae IIII (d. h. von Baden 4 gallische Meilen), wie der neu aufgefundene, tragen. Die Inschrift auf letzterem lautet:

IMP. CAES. M. ANT.  
GORDIANO. PIO. FE.  
AUG. PONT. TRI. P. P. P.  
COS. PROCOS. REST.  
ORBIS. A. AQ.  
L. IIII.

d h. Imperatori Caesari Marco Antonio  
Gordiano, Pio, Felici,  
Augusto, Pontifici, Tribunica Potestate, Patri Patriae,  
Consuli, Proconsuli, Restitutori  
Orbis. Ab Aquis  
Leugae IIII.

Besonders hervorheben wollen wir noch die Thatsache, daß Gordianus hier zum ersten Male auf einer Steininschrift restitutor orbis genannt wird, eine Bezeichnung, welche sich nur auf seine Kämpfe mit dem Perserkönig Saporez beziehen kann.

b) Das Resultat der Ausgrabungen in der Villa Hadrians zu Tivoli. Der französische Architekt Sortais hat auf Grund von Architekturaufnahmen und Ausgrabungen in der Villa Hadrians zu Tivoli konstatiert, daß der dortige Canopus keine Nachbildung des ägyptischen Canopus ist. Er hat gefunden, daß der große Portikus vor dem Halbkreise vier ionische, nicht zwölf ägyptische Kuppelsäulen, wie Viranesi und Canina angeben, hatte. Aegyptisch waren nach Sortais nur diejenigen Bildsäulen, deren Ausgrabung man schon am Ende des vorigen Jahrhunderts begann. In dem Canopus hat Sortais, wie insbesondere hervorzuheben sein dürfte, eine Anzahl kleiner, konzentrischer, mit einem Hauptsammelbecken verbundener Kanäle entdeckt.

c) Römische Funde in Maschonaland. In der Nähe der 1871 von dem Württemberger Mauch entdeckten Ruinen von Zimbabye in dem jetzt unter britischem Schutze stehenden Maschonalande sind kürzlich sechs römische Münzen gefunden worden, eine Nachricht, die um so weniger auffallend sein dürfte, als bekanntlich nach dem 64 oder 198 oder 200 n. Chr. verfaßten kaufmännischen Reisebericht, dem Periplus maris erythraei, römisch-ägyptische Kaufleute über Sansibar hinaus bis zum heutigen Mosambik oder noch südlicher vorgedrungen und ihre Münzen, wohl durch Vermittlung arabischer Händler, bis zu dem damals durch großen Goldreichtum bekannten Maschonaland gelangt sind.

d) Auffindung einer Opferschale mit goldenen Verzierungen zu Biserta. Die Opferschale, welche man bei den Ausbaggerungen im Hafen zu Biserta entdeckt hat, stammt nach Angabe des Direktors des Bardo-Museums in Tunis, dem sie überwiesen ist, ohne Zweifel aus dem ersten Jahrhundert n. Chr., ist in Hellas angefertigt, zeigt länglich runde Form, ist 9 kg schwer, 0,90 m lang und mit zwei flachen Griffen in Gestalt von Ohren versehen. Man hält sie für das wertvollste jemals in Afrika aufgefundene Metallstück und eines der hervorragendsten Werke griechischer Goldschmiedekunst überhaupt. Besonders hervorzuheben ist die reiche Verzierung des Fundstücks; in seiner Mitte ist nämlich auf einer goldenen Einlage der Kampf des Apollo mit Marsyas samt den beiderseitigen Sekundanten Athene, Olympos, Cybele u. a. eingegraben, auch erblicken wir dort als Schiedsrichterin des Kampfes die Muse, vor der ein Satyr die Doppelflöte spielt. Den Rand der Schale bildet ein flachrunder Fries alexandrinischen Stils nebst mehreren landschaftlichen, mit Verzierungen umgebenen Bildern; auf den Ohren der Schale erblicken wir die treffliche Darstellung eines ländlichen dem Dionysos dargebrachten Opfers, eine Trinkergruppe und einige zu ihrem Schmucke dienende Verzierungen.

Dresden.

Dr. Loeschhorn.

# BERICHT

ÜBER DIE

## XVIII. GENERAL-VERSAMMLUNG

DES

### BAYER. GYMNASIALLEHRERVEREINES

ABGEHALTEN ZU

B A M B E R G

AM

16. MAI 1894.



MÜNCHEN, 1894.

Die notwendigen Vorbereitungen für die 18. Generalversammlung waren von den Kollegen der beiden Bamberger Gymnasien in zuvorkommender und umsichtiger Weise getroffen worden.

Am Vorabend (Dienstag 15. Mai) fand im Saale des Schützenhauses eine gesellige Zusammenkunft statt, die sich lebhaften Zuspruchs erfreute. Hervorzuheben ist die ebenso ehrende als erfreuliche Beteiligung hervorragender Ehrengäste: des K. Reg.-Rats und Ministerial-Referenten Herrn Schätz, als des Vertreters Sr. Exz. des Herrn Kultusministers, des Herrn Regierungspräsidenten von Oberfranken, Freiherrn von Roman, sowie der Vertreter des Stadtmagistrats Bamberg, nämlich der beiden Herren Bürgermeister Ritter von Brandt und Herd und des Vorstandes des Gemeinde-Kollegiums. Aus Anlaß der heuer ebenfalls zu Pfingsten in Bamberg abgehaltenen (4.) Jahresversammlung des allgemeinen deutschen „Gymnasialvereins“, welche unmittelbar vorher zu Ende gegangen war, waren als hochwillkommene Gäste auch aufserbayerische Kollegen in stattlicher Anzahl schon an diesem Abend vertreten, so die Herren Direktoren Dr. Uhlig (Heidelberg), Dr. O. Jäger (Köln), Dr. Bender (Ulm), Dr. Richter (Leipzig). Nach einem kurzen herzlichen Zuruf durch Rektor Klüber (Bamberg A.) bewillkommnete Ass. Schnitzlein (Bamberg N.) die Erschienenen namens der Kollegien der beiden Bamberger Gymnasien in einem schwungvollen Prolog. Unter gegenseitiger Begrüßung, Gesang und Musik — es spielte die Kapelle des 5. Inf.-Regiments — verlief der Abend in animierter Stimmung.

Der Beginn der Verhandlungen war auf Mittwoch den 16. Mai vorm. 8 Uhr festgesetzt und als Lokal für dieselben die geräumige und schöne Aula des K. Neuen Gymnasiums zur Verfügung gestellt worden. Nach den Anmeldungslisten beteiligten sich an der Versammlung Mitglieder aus Amberg, Ausbach, Augsburg (St. Anna), Bamberg (Altes u. Neues Gymn.), Bayreuth, Dillingen, Erlangen, Freising, Fürth, Hammelburg, Hafsurt, Hof, Kaiserslautern, Landau, München (Ludwigsg., Luitpoldg., Maxg., Wilhelmsg.), Mürnerstadt, Nürnberg (Altes u. Neues Gymn.), Regensburg (Altes u. Neues Gymn.), Rothenburg, Schäßlarn, Schwabach, Schweinfurt, Uffenheim, Würzburg (Altes u. Neues Gymn.): im ganzen 133 Mitglieder.

Von einem seitens der Stadt Bamberg in zuvorkommender Weise gespendeten Beitrage wurde ein „Führer durch die Stadt Bamberg und ihre Umgebung“ von Fr. Leist (Bamberg, C. C. Buchner Verlag) für die Teilnehmer beschafft. Das Lehrerkollegium des K. Alten Gymnasiums widmete als Festschrift ein Programm des K. Gymn.-L. Dr. Joh. Schmaus: „Aufsatzstoffe und Aufsatzproben für die Mittelstufe des humanistischen Gymnasiums“, das des K. Neuen Gymnasiums eine Abhandlung: „De Philostratis sophist“ von Dr. J. Fertig.

Die **erste nichtöffentliche Sitzung** der Vereinsmitglieder eröffnete zur festgesetzten Stunde der Vorstand Gymn.-Rektor Gerstenecker (Regensburg A.) und berief mit Billigung derselben als Schriftführer den G.-Prof. Heid (Bamberg N.) und die Gymn.-L. Halz (Augsburg St. Anna), Dr. Kennerknecht (Bamberg A.) und Dr. E. Knoll (München Maxg.).<sup>1)</sup>

Der Vorsitzende hiefs die erschienenen Vereinsmitglieder willkommen und begann hierauf folgendermaßen mit der Erstattung des Rechenschaftsberichtes:

Die Statuten verpflichten den Vorstand zu einer Berichterstattung über den Stand des Vereines und über wichtigere Vorkommnisse während der abgelaufenen Verwaltungsperiode. Besondere Verhältnisse verlangen vorher eine kurze Aufklärung über die durch äußere Umstände notwendig gewordenen Anordnungen in der Führung der Vorstandschaft. Etwa ein halbes Jahr nach der Augsburger Versammlung mußte ich im September 1892 infolge der Veränderung meiner dienstlichen Stellung München, den Sitz der Vereinsleitung, verlassen. Nach meiner persönlichen Auffassung hatte dies an und für sich die Niederlegung der mir in Augsburg übertragenen Vorstandschaft zur notwendigen Folge. Von dieser Anschauung ausgehend legte ich damals dem Vereinsausschuß nahe, in Anbetracht der noch sehr langen Zeit bis zur nächsten Generalversammlung unter Anwendung einer Bestimmung in § 14 der Vereinsstatuten die baldige Wahl eines neuen Vorstandes zu bewerkstelligen. Allein der Vereinsausschuß war der Ansicht, ich solle trotz der berührten Veränderung der Verhältnisse die Stellung des Vorstandes bis zur nächsten Generalversammlung beibehalten; in den Fällen, in denen dies notwendig werde, solle der nach den Statuten gewählte Stellvertreter des Vorstandes die Führung der Geschäfte übernehmen. Nicht ohne schwere Bedenken mannigfacher Art fügte ich mich dieser Anschauung; so stehe ich auch vor der heutigen Versammlung mit der Verpflichtung, Rechenschaft über die Führung der Vorstandschaft abzulegen. Während der verflossenen zwei Jahre konnten wie in früheren Zeiten gleichfalls nicht alle Hoffnungen, nicht alle Erwartungen und Wünsche aller Kollegen erfüllt werden; dies verhehle ich mir nicht. Bei diesem für einen Rechenschaftspflichtigen immerhin peinlichen Gedanken verleiht mir und meinen Mitarbeitern in der Vereinsleitung das Bewußtsein redlicher, wohlüberlegter und unverdrossener Bemühung eine beruhigende, auch in etwas stürmisch bewegten Zeiten nicht so leicht zu erschütternde Zuversicht. Die dargelegten Verhältnisse bedingen diesmal eine Berichterstattung von seiten der beiden Vorstände. Zunächst wird der Stellvertreter des Vorstandes, mein verehrter Herr Kollege und Freund Professor Grofs, Ihnen den Bericht über seine Thätigkeit vorlegen; ich ersuche denselben hiemit zu beginnen.

---

<sup>1)</sup> Den Herren Schriftführern wird hiemit für ihre freundliche Mithilfe bei der Verwaltung der geziemende Dank ausgesprochen.

## Bericht des stellvertretenden Vorstandes Prof. Grofs.

Meine sehr verehrten Herren!

Der Zusammenhang, in welchem auch kleinere Abschnitte in der Geschichte eines Vereines mit der Besetzung der Vorstandschaft stehen, möge es rechtfertigen, wenn mein Anteil an dem Bericht über die letzte Verwaltungsperiode des Bayerischen Gymnasiallehrervereines von den während derselben in der Vereinsleitung vorgekommenen Veränderungen ausgeht. Ich muß dabei auf den Hergang bei den Wahlen zurückweisen, welche die vor zwei Jahren in Augsburg abgehaltene Generalversammlung vollzogen hat. Es machte damals große Schwierigkeiten den Posten des stellvertretenden Vorstandes zu besetzen; mehrere in Vorschlag gebrachte Herren lehnten entschieden ab, während ich, als bisheriger Inhaber desselben, schon vor den Wahlen die dringende Bitte um Enthebung von dem vier Jahre lang bekleideten Amte gestellt hatte. Nun wurde ich schließlich von den verehrten Vereinsgenossen — ich darf wohl sagen — genötigt, auf meinem Posten zu bleiben; doch es kam, was ich, ohne es öffentlich zu äußern, vorausgesehen hatte. Unser langjähriger verdienstvoller Vorstand wurde durch Beförderung zum Gymnasialrektor schon wenige Monate nach der Augsburger Versammlung von München abberufen und so dem Mittelpunkte der Vereinsthätigkeit entzogen. Man wird es begreifen, daß mich darüber das Gefühl der Vereinsamung überkam. Ich verlor persönlich einen hochgeschätzten Freund und sah den Verein in einem Augenblicke des erprobten Führers beraubt, wo die beginnende Landtagsperiode ganz wesentlich erhöhte Anforderungen an die Thätigkeit der Vorstandschaft mit sich brachte. Hatte ich nun schon die geringere Aufgabe des stellvertretenden Vorstandes nur ungern übernommen, so trug ich um so mehr Bedenken, an erster Stelle die Führung der Geschäfte zu übernehmen, als sich diese Pflicht ja auf den weitaus größten Teil der Verwaltungsperiode erstrecken sollte. Ich beabsichtigte deshalb, mein Amt niederzulegen, um den Ausschufs zu einer Neuwahl zu nötigen und so dem Vereine einen Leiter zu sichern, dessen Aufstellung der unmittelbaren Absicht der Wähler entsprungen wäre. Wenn ich gleichwohl schließlich auf meinem Platze blieb, so bestimmten mich dazu das Vertrauen und die Wünsche, welche teils die Ausschufsmitglieder, teils andere Münchener Vereinsgenossen mir zu erkennen gaben. Auch hielt man mir wohl nicht mit Unrecht entgegen, daß die vorbehaltfreie Annahme der zweiten Stelle die Verpflichtung einschliesse, unter Umständen die Geschäfte des leitenden Vorstandes zu übernehmen. Den Entschlufs hiezu erleichterte mir die Gewifsheit, daß Herr Rektor Gerstenecker, so weit es ihm ferne von München möglich sein würde, auch fernerhin für den Verein wirken werde. Derselbe hat die in dieser Hinsicht bei seinem Scheiden gegebene Zusage voll und ganz gehalten. Er hat in den zwei letzten Jahren an den in den Ferien abgehaltenen Ausschufssitzungen wiederholt teilgenommen und auch sonst in Wort und Schrift für unsre Sache eifrig

gewirkt. Einem durch mich veranlaßten Beschlusse des Ausschusses entsprechend hat er den Vorsitz auf der gegenwärtigen Versammlung übernommen. Seine frühere verdienstliche Wirksamkeit als vieljähriger Vorstand des Vereins steht noch bei allen in frischem Andenken. Doch niemand weiß wohl besser als ich, wie viel Mühe und Arbeit, wie viel besonnene Thatkraft und selbstlose Hingebung er dabei angewendet hat. Es ziemt sich daher, am heutigen Tage Herrn Rektor Gerstenecker, welchen wir voraussichtlich zum letzten Male an der Spitze des Vereines sehen, für seine gesamte erfolgreiche Thätigkeit lebhafteste Anerkennung und wärmsten Dank zum Ausdruck zu bringen.

Mit dankbarster Anerkennung gedenke ich hier sogleich auch der Mitwirkung unseres bewährten Kassiers, Herrn Dr. Gebhard. Wie für die Finanzen und die Kassaführung, so hat er auch für alle anderen Angelegenheiten des Vereins mit unermüdlcher Rührigkeit, Umsicht und Gewandtheit gearbeitet. Auch die sämtlichen Mitglieder des Ausschusses haben ihres Amtes mit dankenswerter Bereitwilligkeit und Sorgfalt gewaltet.

Gereichte so die schätzbare Beihilfe bewährter Mitarbeiter dem stellvertretenden Vorstände zur kräftigen Stütze, so hat noch ein anderer Umstand seine nicht immer dornenfreie Aufgabe ganz wesentlich erleichtert: Seine Exzellenz der Herr Staatsminister für Kirchen- und Schulangelegenheiten hat für alle die Ständesinteressen und Berufsfragen der bayerischen Gymnasiallehrer, welche wir uns gedungen fühlten vor ihm zur Sprache zu bringen, jederzeit ein offenes Ohr gehabt, ja lebhaftes Interesse und entschiedenes Wohlwollen an den Tag gelegt. Dem that keinen Eintrag, wenn wir wohl auch einmal den Bedenken offenen Ausdruck liehen, welchen einzelne der bestehenden Verordnungen unsrer Kenntnis nach in weiteren Kreisen der Berufsgenossen begegneten. Es ist gewiß eine mit dem ehrerbietigsten Danke zu begrüßende Huld des Herrn Staatsministers, daß unser Stand durch die seinen selbstgewählten Vertretern gewährte Erlaubnis, Tagesfragen und Ständesinteressen vor ihm zu erörtern, in die Lage kommt, in direkte Fühlung mit dem Oberhaupt der Schulverwaltung zu treten und seine Auffassungen, Hoffnungen und Wünsche unmittelbar an der entscheidenden Stelle vorzubringen. Zur vertrauensvollen Beschreitung dieser Bahn ermutigte uns der Herr Staatsminister selbst, indem er uns bei der ersten Audienz mit der Aufforderung entliefs, wieder zu kommen, wenn wir etwas hätten. Von dieser Erlaubnis haben wir denn auch fleißig Gebrauch gemacht, und wir verdanken ihr gewiß ein gut Teil des Erfolgs, welchen unsre Bemühungen wenigstens in einigen Beziehungen haben finden können.

Ich könnte mich nunmehr zu der Behandlung der Aufgaben wenden, vor welche sich die Vereinsleitung in der abgelaufenen Verwaltungsperiode gestellt sah; doch machen zwei Punkte zuvor noch eine kurze Besprechung erforderlich. Wie in früheren Jahren, so wurde nämlich auch diesmal gegen die Vorstandschaft und den Ausschuss da und dort die Klage laut, als ließen sie es an der nötigen Rührigkeit fehlen. Nun ist ja begreiflich, daß, je lebhafteres Interesse

die schwebenden Fragen einflößen, um so dringender der Wunsch wird, möglichst bald genaue Nachrichten über Stand und Gang der Dinge zu erfahren. Allein es muß doch wiederholt daran erinnert werden, daß so manche Dinge, so lange sie im Flusse sind, keine Veröffentlichung gestatten, während wichtige Entscheidungen schon durch die Tagesblätter bekannt werden. Auch besitzt unser Verein keine Organisation, welche eine ununterbrochene Fühlung zwischen der Vorstandschaft und den Mitgliedern verbürgte; die Berichterstattung von zwei zu zwei Jahren hat bisher dem Bedürfnis entsprochen und eine wesentliche Änderung hierin wäre ohne erhebliche Schwierigkeiten und Kosten kaum durchführbar. Übrigens ist bei wichtigeren Fällen stets besondere Nachricht an die Vereinsmitglieder ergangen. Dem erwähnten Vorwurfe einzelner Mitglieder steht auch die Thatsache gegenüber, daß andere besorgten, es möchte des Guten zu viel geschehen. Unter solchen Umständen durften wir wohl fortfahren, die Wege zu gehen, welche die Erfahrung und Tradition, sowie die persönliche Kenntnis der Verhältnisse an die Hand gaben.

Ich komme zu dem anderen Punkte. Die Verantwortung für den Rechenschaftsbericht trägt allein der vortragende Vorstand. So bestimmt es § 12 der Vereinssatzungen. Entgegen anderen Auffassungen und Wünschen, welche in jüngster Zeit sich in dieser Beziehung vernehmen ließen, muß diese Ordnung der Dinge ausdrücklich hervorgehoben werden. Selbstverständlich hat aber auch in der letzten Verwaltungsperiode der Vorstand der Bestimmung des § 14 der Satzungen entsprechend dem Ausschuss fortgesetzt Kenntnis von seiner Thätigkeit gegeben und ihm alle wichtigeren Angelegenheiten zur Beratung und Entscheidung vorgelegt. Somit hat thatsächlich die notwendige Solidarität zwischen den Vertretern des Vereins bestanden, und ich darf annehmen, daß mein Bericht nichts enthält, was der Billigung des Ausschusses entbehre. Auch sind fast alle wichtigeren Beschlüsse mit Einstimmigkeit gefaßt worden.

Welchen Aufgaben hatte nun in den letzten beiden Jahren die Vereinsleitung ihre Thätigkeit zu widmen? Und welchen Erfolg haben ihre Bemühungen gehabt? Die Antwort auf diese Frage konnte sich nach der Natur der gegebenen Bedingungen nur teilweise befriedigend gestalten. Die Rückwirkung der ungünstigen Finanzlage des Reiches auf die unsres engeren Vaterlandes hat sich auch für unseren Stand recht fühlbar gemacht. So ist manche wohlbegründete Hoffnung entweder gar nicht oder nur teilweise in Erfüllung gegangen.

Lebhaftes Bedauern hat gewiß bei allen Amtsgenossen das Scheitern der Hoffnung hervorgerufen, daß die sämtlichen Kollegen an Kreislateinschulen die gebührende Gleichstellung im Gehalt mit den Lehrern der Staatsanstalten erlangen würden. Die hierfür erforderlichen Beträge hatte die Kgl. Staatsregierung bei den Landratsversammlungen aller beteiligten Kreise zur Bewilligung beantragt, und es hatte auch nicht an nachdrücklicher Befürwortung des Postulats durch die Herren Vertreter der K. Kreisregierungen gefehlt. Seine Genehmigung wurde gleichwohl in der Rheinpfalz und in Oberfranken



durch die Beschlüsse des Landrats abgelehnt. Infolge dessen richteten die betroffenen Herren Kollegen von Kaiserslautern ein ehrerbietigstes Gesuch an das Kgl. Staatsministerium für Kirchen- und Schulangelegenheiten. Sie sprachen darin unter Hinweis auf die Unvereinbarkeit der Landratsbeschlüsse mit der Allerhöchsten Verordnung vom 8. Januar 1875 die Bitte aus, das Kgl. Staatsministerium möge an Allerhöchster Stelle dahin wirken, daß den jener Verordnung widerstreitenden Landratsbeschlüssen die Allerhöchste Genehmigung versagt werde. Auch vom Vereine aus bemühte man sich nach Kräften um die Förderung dieser Angelegenheit. In einer Audienz, welche uns Seine Exzellenz der Herr Staatsminister für Kirchen- und Schulangelegenheiten im März 1893 bewilligte, brachten wir dieselbe zur Sprache. Wir betonten unter Beziehung auf die erwähnte Allerhöchste Verordnung, wie empfindlich es für die betroffenen Gymnasiallehrer in doppelter Hinsicht sei, bei Gehaltsaufbesserungen wiederholt hinter den Lehrern an Staatsanstalten zurückbleiben zu müssen, welchen sie doch sonst in jeder Richtung koordiniert sind; eine bittere Erfahrung sei es vollends, bei solchem Anlaß einigen nicht akademisch gebildeten Kreisbeamten nachstehen zu müssen; auch komme in einzelnen Fällen vielleicht sogar eine dauernde materielle Schädigung in Betracht, wenn nämlich bei jetzt eintretenden Pensionsberechnungen der von der K. Staatsregierung selbst als unzureichend aufgegebene Maßstab Bestand behalte. Der Herr Staatsminister bezeichnete in seiner Erwiderung die von uns angenommene Auslegung der Allerhöchsten Verordnung vom 8. Januar 1875 als fraglich und erklärte, es sei nicht daran zu denken, daß den Landratsbeschlüssen die Allerhöchste Genehmigung versagt bleiben werde. Einem ansehnlichen Teile der betreffenden Herren werde dadurch dauernde Hilfe gebracht werden können, wenn es auf dem nächsten Landtage gelingen werde, die Übernahme der Kreislateinklassen von Kaiserslautern, Landau und Neustadt a.H. auf den Staat herbeizuführen. Mit dieser Aussicht und Erwartung rechnete der Herr Staatsminister damals noch bestimmt. Leider entwickelte sich die allgemeine Finanzlage im Laufe der nächsten Zeit so ungünstig, daß bei Aufstellung des bayerischen Budgets der Gedanke an die Verstaatlichung jener Klassen fallen gelassen wurde. Noch ist zu erwähnen, daß wir im Vorjahre vom Vereine aus in dieser Frage an die Hohen Landratsversammlungen der Rheinpfalz und von Oberfranken Eingaben gerichtet haben, worin wir vom Standpunkte vollkommener Solidarität aus die Sache der Herren Kollegen mit Nachdruck und Wärme vertraten und unterstützten.

In dem von der Kgl. Staatsregierung bei dem Hohen Landtage in Vorlage gebrachten Budget war nur eine, allerdings weitgehende, Position zu gunsten unsres Standes enthalten. Abgesehen nämlich von einer auf die Besetzung einiger Parallelklassen mit Professoren abzielenden Position waren die Mittel zur Schaffung von 35 neuen Professorenstellen beantragt worden. Diese sollten an den bis dahin mit Gymnasiallehrern besetzten fünften Klassen errichtet werden. Mit dieser prinzipiell neuen Maßregel unternahm es die K. Staats-

regierung, den anerkannt mangelhaften Gehalts- und Beförderungsverhältnissen der Gymnasiallehrer, welche überdies bei der letzten allgemeinen Beamtenaufbesserung unverhältnismäßig zurückgeblieben waren, zu Hilfe zu kommen. Ich hielt es für meine Pflicht, dem Herrn Staatsminister für Kirchen- und Schulangelegenheiten unmittelbar nach der Veröffentlichung des Budgets namens des Vereines ehrerbietigsten Dank für die hochehrwürdige Einsetzung dieser Position zum Ausdruck zu bringen. Doch konnte ich andererseits nicht mit dem Bedauern darüber zurückhalten, daß die gehoffte Verstaatlichung der genannten Kreislateinklassen nicht in Aussicht genommen sei. Seine Exzellenz nahm den Dank für die beabsichtigte Vermehrung der Professorenstellen mit Befriedigung entgegen und bemerkte hinsichtlich des zweiten Punktes, daß die Finanzlage des Königreiches nur die eine oder die andere Maßregel zugelassen habe; die Kgl. Staatsregierung habe die Schaffung der 35 neuen Professuren um so mehr für das dringendere Bedürfnis gehalten, als deren Errichtung ja auch den Lehrern an den Kreisanstalten zu gute kommen werde.

Meine Herren! wir wissen alle, daß zur Zeit die letzte Entscheidung darüber, welche Anzahl neuer Professuren der Hohe Landtag bewilligen wird, noch nicht gefallen ist. Die Mehrheit desselben hat bis jetzt nur der Errichtung von 18 neuen Stellen zugestimmt. Gleichzeitig mit unsrer heutigen Versammlung findet in der Hohen Reichsratskammer Beratung und Entscheidung über diese Angelegenheit statt, welche nun schon so lange die Gemüter in Spannung hält. Gut verbürgten Nachrichten zufolge darf man hoffen, daß die Hohe Reichsratskammer die Vollbewilligung der Position beschließen wird. Die Sache wird sodann nach der Geschäftsordnung an die Hohe Kammer der Abgeordneten zurückgehen, und welches Ende sie dort finden wird — *θεῶν ἐρ γούνασι χεῖται*.

Noch eine Bemerkung halte ich mich verpflichtet beizufügen, ehe ich diesen Gegenstand verlasse. Herr Kollege Dr. Gebhard und ich haben wiederholt bei angesehenen Abgeordneten der verschiedenen Parteien vorgesprochen, um deren Einfluß durch genauere Darlegung der für die Vollbewilligung der 35 Professuren sprechenden Gründe zu gewinnen. Indes wurden uns ganz bestimmte Zusicherungen von keiner Seite gemacht, vielmehr haben sich die betreffenden Herren auf mehr oder weniger allgemeine Andeutungen über ihre persönliche Auffassung und künftige Stellung in der Sache beschränkt. Ein Widerspruch zwischen den uns gegebenen Erklärungen und der schließlich am 16. März bethätigten Abstimmung hat sich in keinem Falle herausgestellt. Auch sind die Gründe, welche die Herren Abgeordneten uns gegenüber und später vor der Öffentlichkeit, sei es im Finanzausschuß oder in pleno, für ihre Stellungnahme anführten, in Übereinstimmung gestanden.

Noch in einer weiteren Richtung sind wir thätig gewesen, in einer Frage, deren glückliche Lösung auf den ersten Blick zwar ebenso wie die zuletzt behandelte lediglich der Verbesserung der Beförderungs-

verhältnisse in unsrem Stande zu dienen scheint, gleichwohl aber mit der Sache unsrer Gymnasien selbst enge zusammenhängt. Ich meine die Hoffnung und das Bestreben, daß zwischen der Rang- und Gehaltsstufe des Gymnasialprofessors und des Gymnasialrektors noch eine neu zu schaffende Zwischenstufe eingeschoben werde. Die Errichtung einer solchen würde zunächst älteren Professoren der Mathematik und der neueren Sprachen zu gute kommen müssen, welche bei dem Grundcharakter des humanistischen Gymnasiums für Rektorate an demselben nicht in Betracht kommen; aber auch unter den Altphilologen sind so manche, deren Laufbahn mit der Stufe des Gymnasialprofessors abschließt, nur weil eine höhere nicht mehr zur Verfügung steht. Gewiß ist der in den genannten Kreisen bestehende lebhafteste Wunsch wohlbegründet, daß die Aussicht, nach der Gymnasialprofessur noch eine weitere Rangstufe zu erreichen, eröffnet, beziehungsweise verstärkt werde. Wie bei der Vermehrung der Professorenstellen, so kommt auch bei dieser Frage das sachliche Interesse des Dienstes wesentlich in Betracht. Der so dringend erforderliche nachhaltige Zugang tüchtiger Kräfte zu dem Lehrfach an den Gymnasien kann nur erhofft werden, wenn ihren Lehrern die Aussicht auf eine im Laufe der Dienstjahre erreichbare, den Verhältnissen angemessene Verbesserung ihrer äußeren Stellung erhalten und erweitert wird. Wir machten auf dieses wichtige Moment geeigneten Orts mit dem Bemerkten aufmerksam, daß unsrem Stande ja ohnehin hinsichtlich seiner äußeren Stellung engere Grenzen gezogen sind, als so manchem anderen, während an die Vorbildung und wissenschaftliche Tüchtigkeit der Gymnasiallehrer gewiß keine geringeren Anforderungen gestellt werden. Wir gestatteten uns auch, unter Darlegung dieser Gesichtspunkte, sowohl bei Seiner Exzellenz dem Herrn Staatsminister für Kirchen- und Schulangelegenheiten als auch bei Seiner Exzellenz dem Herrn Staatsminister der Finanzen um die Errichtung einer solchen Rangstufe, schon vor der Aufstellung des Budgets, ehrerbietigst zu bitten, in der Hoffnung, dieselbe werde noch während der gegenwärtigen Budgetperiode in Angriff genommen werden. Indes haben die beiden Herren Staatsminister, ohne die prinzipielle Berechtigung unsrer Bestrebungen in Abrede zu stellen, die Durchführung einer solchen Maßregel bei der gegenwärtigen Finanzlage als unmöglich bezeichnet und daher von jedem solchen Versuche Abstand genommen. Eine öffentliche Erwähnung hat übrigens die Sache doch schon gefunden, indem sich wiederholt Abgeordnete im Landtag in günstigem Sinne darüber geäußert haben. Der Herr Kultusminister, der schon in der Sitzung des Finanzausschusses vom 18. Februar, als es galt, die Schaffung der 35 neuen Professuren zu empfehlen, davon gesprochen hatte, daß die Laufbahn der Gymnasiallehrer keine glänzende sei, betonte auch bei der Beratung des Kultusetats im Plenum der Abgeordnetenversammlung in der dankenswertesten Weise, daß die Kgl. Staatsregierung dieser Frage wohlwollend gegenüberstehe: indes habe es einige Schwierigkeiten, die entsprechende Form für die Durchführung des in Rede stehenden Gedankens zu finden, wahrscheinlich werde aber der

Landtag schon in der nächsten Finanzperiode Gelegenheit finden, sich mit diesem Gegenstand zu befassen.

Wenden wir uns jetzt der Betrachtung einer anderen Standesfrage zu, welche schon die Nürnberger Generalversammlung im Jahre 1886 beschäftigt hat. Dieselbe hatte den einstimmigen Beschlufs gefasst, es solle bei dem Kgl. Kultusministerium die Einführung einer fachmännischen Besetzung des Referentenpostens für die humanistischen Gymnasien namens des Vereins angestrebt werden. Bekanntlich sind damals die dahin gerichteten Bemühungen der Vereinsleitung erfolglos geblieben. Als nun im Juni 1893 der Referent für die humanistischen Gymnasien, ihr und unser väterlich wohlwollender Freund, Herr Ministerialrat Dr. von Giehl, seiner vieljährigen verdienstlichen Thätigkeit durch den Tod entrissen wurde, da tauchte naturgemäß in den Kreisen der Gymnasiallehrer der Gedanke auf, jetzt sei die Aussicht auf eine Verwirklichung des von der Nürnberger Generalversammlung vertretenen Gedankens näher gerückt. Dies veranlafste uns, denselben alsbald vor Seiner Exzellenz dem Herrn Kultusminister zur Sprache zu bringen. Wir gedachten zunächst des unbedingten Vertrauens und der Hochschätzung, die allgemein in unseren Kreisen Herr Regierungsrat Schätz, welchem inzwischen schon das Amt des Referenten übertragen worden war, genießt, erinnerten aber sodann an den Beschlufs der Nürnberger Vereinsversammlung und an das Gewicht der nach wie vor für denselben sprechenden Gründe. Der Herr Staatsminister betonte in seiner ausführlichen Erwidrung, dafs, wenn auch solche Bestrebungen nicht ohne prinzipielle Berechtigung seien, ihnen doch in der Praxis mancherlei erhebliche Bedenken entgegenständen. Andere Mittelschulen würden alsbald ähnliche Wünsche erheben, ebenso die Geistlichkeit beider Konfessionen, die Hochschulen. Die Mafsregel würde bedeutende Kosten verursachen, auch für den Fall nicht unbedenklich sein, dafs ein Fachreferent einer einseitigen Richtung angehöre. Der Sache sei durch die bestehende Einrichtung des Obersten Schulrats und durch die hohe Tüchtigkeit des Herrn Regierungsrats Schätz vollkommen gedient. Wir schieden mit der Erklärung, wir hätten es wegen der eingetretenen äufseren Veranlassung für unsre Pflicht halten müssen, auf diese Standesfrage jetzt zurückzukommen, doch seien wir, nachdem der bezügliche Beschlufs der Generalversammlung schon vor 7 Jahren erfolgt sei, ohne sichere Kenntnis der gegenwärtig bei der Mehrheit der Kollegen in dieser Frage bestehenden Anschauungen und Wünsche.

Meine Herren! Wie bei den hier ausführlicher erörterten Angelegenheiten, so ist die Vereinsleitung auch sonst bemüht gewesen, ihres Amtes zu warten. In nicht wenigen Fällen, wo es die Tradition des Vereines und unsre persönliche Empfindung nahelegte, haben wir den teilnehmenden Gesinnungen der Standesgenossen teils dankend, teils kondolierend, teils gratulierend, sei es schriftlich oder mündlich, Ausdruck gegeben. Wir haben noch manche Berufs- oder Standesfrage geeigneten Orts zur Besprechung gebracht, manche Anregung weiter geleitet. Es ist gelungen einiges zu erreichen, auf anderes die

Aufmerksamkeit und das wohlwollende Interesse der maßgebenden Faktoren gelenkt zu sehen. Unsren Bemühungen ist die dankenswerte Beihilfe von Amtsgenossen in der Nähe und Ferne vielfach förderlich gewesen. Auch die Presse hat unsre Angelegenheiten häufig und ausführlich zur Sprache gebracht. Gewifs wurde auch auf diesem Wege darüber Klarheit verbreitet, und unsren Interessen und Wünschen Vorschub geleistet. Leider konnte nicht allen Artikeln, die sich mit unsren Angelegenheiten befaßten, eine solche Wirkung zugeschrieben werden. Inhalt und Ton mancher Artikel waren eher geeignet zu schaden als zu nützen. Man weifs ja nicht, ob solche Elaborate von Fachgenossen unmittelbar herrührten, doch steht, da manche Einzelheiten nur eben diesen bekannt sein konnten, wenigstens die Mitwirkung von solchen aufser Frage. Es war und ist das Recht und die Pflicht der Vereinsleitung, vor Mafslosigkeit in der Presse dringend zu warnen. Möchten wir alle einmütig dahin wirken, so weit es in unsrer Macht steht, dergleichen künftig zu verhindern! Das erfordert ebensosehr die Würde als der Vorteil unsres Standes. In diesem Zusammenhang darf wohl noch ein Wunsch angereicht werden: auf Grund gewisser Erfahrungen müssen wir bitten, es möchte bei dem Gebrauche offener Postkarten künftig mit gröfserer Vorsicht verfahren werden.

Meine Herren! Ich bin am Ende meines Berichtes, doch nicht in einen Mifsklang möchte ich denselben austönen lassen. Wie könnte ich aber besser schliesen, als mit der Erinnerung an das hocherfreuliche Zeugnis, welches von weithin vernehmlicher Stelle aus unsrem Stande während des letzten Landtages zu teil geworden ist, ein Zeugnis, das auch bei auswärtigen Berufsgenossen aufmerksamste Beachtung gefunden, ja fast das Echo der Sehnsucht wachgerufen hat. Ich meine die Anerkennung, welche Se. Exzellenz der Kgl. Staatsminister für Kirchen- und Schulangelegenheiten Herr Dr. von Müller in der öffentlichen Sitzung der Kammer der Abgeordneten vom 16. März d. J. uns in so warmen Worten gezollt hat. Sie lautet: „Ich freue mich von Herzen, dem bayerischen Gymnasiallehrerstande das Zeugnis öffentlich geben zu können, dafs seine Anstrengungen das zulässige Mafs bereits erreichen, seine Leistungen vollkommen befriedigen, und seine Berufstreue, seine Berufsfreude über jeden Zweifel erhaben ist.“ Meine Herren! Das sind gewifs hocherfreuliche, überaus dankenswerte Worte. Sie mögen zum Troste gereichen, wenn manche unsrer Wünsche sich noch nicht erfüllt haben, sie seien uns aber auch ein Unterpfand der Hoffnung bei dem Gedanken an die Zukunft. (Bravo!)

Der Vorsitzende: Zur Ergänzung der eben vernommenen Darlegungen über die Leitung der Vereinsangelegenheiten brauche ich nur einige Bemerkungen beizufügen. Abgesehen von meiner Mitwirkung auf schriftlichem Wege beteiligte ich mich während der Ferien an mehreren Ausschufssitzungen zur Ordnung von Vereinsangelegenheiten. Während der Landtagssession suchte ich bei einflussreichen Persönlichkeiten, zu denen ich nähere Beziehungen habe, mündlich und schriftlich für die Förderung unserer Standesangelegenheiten zu wirken.

Was nun die Mittel und Wege zur Förderung unserer Standesangelegenheiten anlangt, so hat schon Herr Kollege Grofs sich dahin ausgesprochen, dafs die während der jüngstvergangenen Zeit aus unseren Kreisen in der Presse erschienenen Artikel nicht gebilligt werden konnten. Lassen Sie mich hieran, m. H., noch ein paar allgemeine Bemerkungen anknüpfen! Zunächst erlaube ich mir, an einige meiner Äußerungen auf der Augsburger Versammlung zu erinnern, die auch heute noch gleiche Geltung haben; ich sagte damals: „Bei dem grofsen Gewichte, das die Vereinsmitglieder auf die Förderung der zuletzt berührten Standesinteressen legen, scheinen manche Kollegen leicht zu Zweifeln geneigt zu sein, ob das Nötige von unserer Seite immer geschieht, weil von den einzelnen Schritten oft nichts an die Öffentlichkeit kommt, besonders während die Dinge sich im Flusse befinden. Allein das letztere läfst sich nicht ändern; die Vorstandschafft bedarf in dieser Hinsicht des vollen Vertrauens der Mitglieder.“ Das ist, verehrte Kollegen, für eine gedeihliche Leitung der Angelegenheiten eine grundlegende Sache. Gleichwie die Vereinsmitglieder die Vorstandschafft für verpflichtet erachten, sich nach Kräften um die allgemeinen Standesangelegenheiten anzunehmen, so mufs andererseits die Vorstandschafft den Kollegen gegenüber den Anspruch erheben, dafs diese in den allgemeinen Angelegenheiten nicht irgend eine Aktion beginnen, ohne vorher Fühlung und Verständigung mit der Vorstandschafft zu suchen. Die letztere wird naturgemäfs über den Stand vieler Fragen besser unterrichtet sein als den Dingen Fernerstehende; sie wird demnach in der Lage sein, über die Zweckmäfsigkeit der etwa beabsichtigten Schritte beachtenswerte Aufschlüsse zu geben. Auch besteht Gefahr, dafs durch die ohne solche Verständigung unternommen Aktionen anderer Kollegen unter Umständen der Erfolg der häufig recht beschwerlichen Bemühungen der Vereinsleitung gefährdet wird. Auch hinsichtlich der richtigen Form, einer bei allen derartigen Schritten keineswegs bedeutungslosen Sache, wird rechtzeitig gesuchte Verständigung vor Mißgriffen bewahren; beispielsweise dürfen Anregungen, die von den Vereinsmitgliedern an irgend einem Gymnasium oder gar nur von einem Teile derselben ausgehen, unter keinen Umständen als Meinungsäußerung des betreffenden Lehrerkollegiums bezeichnet werden. Um meine Ansicht kurz zusammenzufassen: Im Interesse der Gesamtheit liegt es, dafs die Vereinsmitglieder auch ihrerseits den Vorständen eine erspriefsliche Vertretung der gemeinsamen Angelegenheiten ermöglichen und erleichtern.

Was sonstige Dinge von Bedeutung betrifft, so sind die finanziellen Verhältnisse des Vereins wohlgeordnet; vollste Anerkennung gebührt der sorgfältigen und unermüdlichen Thätigkeit unseres Kassiers, des Herrn Kollegen Dr. Gebhard, der näheren Bericht erstatten wird.

In der Redaktion unserer Zeitschrift, eines besonders wertvollen Besitztums des Vereines, führte die ehrenvolle Berufung des bisherigen Redakteurs zum o. ö. Professor an der Universität Erlangen eine Änderung herbei. Gewifs handle ich in Ihrem Sinn, wenn ich dem

Herrn Professor Dr. Römer für seine der Sache mit rühmenswerthem Eifer gewidmete Thätigkeit den Dank des Vereines auch in dieser Versammlung ausspreche. Der Vereinsausschufs hat die Redaktion, wie Sie alle wissen, dem Herrn Kollegen Dr. Melber übertragen; die Angelegenheit soll durch Beschlussfassung in dieser Versammlung endgültig geregelt werden. Was den Inhalt unserer Zeitschrift anlangt, so kann man wohl manchmal diesen oder jenen Wunsch, auch diese oder jene Bemängelung hören. Möchte doch jeder der verehrten Herren Kollegen, der etwas vermisst, selbst das Seinige zur weiteren Vervollkommnung des noch Mangelhaften beitragen und den Redakteur mit Einsendung eigener Arbeiten erfreuen! Gerade darin erkennen wir ein Hauptverdienst der Begründer unseres Vereines, dafs sie mit Überwindung vieler Schwierigkeiten eine Fachzeitschrift schufen, die alle Kollegen ohne Unterschied des Lehrfaches anregt, in gemeinsamer wissenschaftlicher Arbeit sich selbst und die Sache zu fördern, die zu einer nie rastenden, stets nach dem Bessern strebenden Thätigkeit ein weites und allen zugängliches Feld eröffnet. Möge also hier jeder, dem das Vorhandene nicht genügt, ganz im Sinne und Geiste dieser aus unserer eigenen Kraft hervorgegangenen Schöpfung selbstthätig Hand anlegen, um Besseres zu bieten!

Eine Pflicht der Pietät erfüllen wir, indem wir auch in dieser Versammlung des verdienstvollen Mannes gedenken, den der Tod im verflrossenen Jahre aus seiner mehrere Jahrzehnte hindurch dem humanistischen Gymnasialwesen gewidmeten Wirksamkeit hinwegnahm, des K. Generalsekretärs und Ministerialrates Dr. Jos. von Giehl. Zwar hat schon ein warmempfundener Nachruf in unserer Zeitschrift seine Thätigkeit mit ehrender Anerkennung gewürdigt; aber gerade der heutige Anlafs mufs unsere Gedanken unwillkürlich wieder auf den Heimgegangenen hinlenken. Vielen von uns ist ja gegenwärtig, wie wir vor zwei Jahren in Augsburg die Freude hatten, ihn als Vertreter der Kgl. Staatsregierung in unserer Mitte zu sehen, wie er mit lebhafter Teilnahme den Verhandlungen folgte, mit freundlichem Wohlwollen jedem entgegenkam. Nur einen Zug lassen Sie mich an dem Verstorbenen nochmal hervorheben: Ministerialreferent Dr. v. Giehl war ein Verehrer und Pfleger der humanistischen Studien von unerschütterlicher Überzeugungstreue; an ihm besaßen die humanistischen Gymnasien Bayerns einen Freund und Förderer, den bei der Beurteilung der Sache selbst die jeglichem Menschenwerk anhaftenden Mängel nie beirrten, der auch in den Zeiten der heftigsten Angriffe in der grundsätzlichen Wertschätzung unserer Schulen nie wankend wurde; dessen sollen und werden wir niemals vergessen.

Schmerzliche, in manchen Fällen wahrhaft tiefergreifende Gefühle bewegen uns, wenn wir, festhaltend an der durch ein schönes Herkommen in unseren Versammlungen geheiligten Sitte, den während der letzten zwei Jahre aus diesem Leben abgeschiedenen Vereinsgenossen in treuer Gesinnung ein Wort liebevollen Andenkens widmen. Siebzehn Mitglieder hat der unerbittliche Tod seit der Augsburger Versammlung in die ewige Heimat abgerufen. Rektor Liepert in

Straubing und Lyzealprofessor Daisenberger zählten zu den ältesten, Seminarinspektor Lengfehlner in Freising zu den treuesten Mitgliedern des Vereines; wiewohl seit langer Zeit in einen andern Wirkungskreis übergetreten, schied er doch nicht aus dem Bayer. Gymnasiallehrervereine aus. In ähnlicher Weise waren die Professoren a. D. Anschütz und Dr. Kiderlin bis zu ihrem Tode beim Vereine geblieben. Nach langjähriger Wirksamkeit im Lehramte, wenn auch nicht in eigentlich hohem Lebensalter, starben die Professoren Hort und Schedlbauer in Landshut, Backmund in Neuburg, Dusmann in Amberg, die Subrektoren Bingger in Rosenheim, Böhm in Ludwigshafen, Gampert in Wunsiedel; in den Jahren des kräftigsten Mannesalters schieden aus unserer Mitte die Gymnasiallehrer Dr. Gierster in München, Ritter in Hof, Studienlehrer Eppler in Landstuhl, die Gymnasialassistenten Rud. Hoffmann und Konold in Nördlingen. Wir beklagen den Verlust aller dieser wertgeschätzten Kollegen; namentlich aber muß der Gedanke an das frühzeitige Hinscheiden und an das leidensvolle, mit so heldenhafter Willensstärke ertragene Geschick so hochbegabter Männer, wie Prof. Dr. Kiderlin und G.-L. Dr. Gierster waren, in jedem, der von den Verhältnissen nähere Kenntniß hat, wehmüthvolle Empfindungen wachrufen.

Ausgetreten sind 21 Mitglieder, die in den Ruhestand oder in andere Berufsstellungen übergingen, ferner 7 Mitglieder, die dem aktiven Gymnasiallehrerstande angehörten. Trotz des durch Tod oder Austritt veranlaßten nicht unerheblichen Abganges hat doch die Mitgliederzahl seit der letzten Versammlung eine beträchtliche Erhöhung erfahren: sie ist von 809 auf 863 gestiegen. Mag also auch in einzelnen Fällen zeitweilige Verstimmung oder Verkennung der Verhältnisse und des Erreichbaren eine Abwendung von unserem Vereine herbeiführen, so überwiegt doch unter unseren Standesgenossen in erfreulicher Weise der gesunde Geist, der an dem engeren Zusammenschließen zur Erstrebung gemeinsamer Ziele unentwegt festhält. Überblicken wir, verehrte Kollegen, den Stand unseres Vereines und der gemeinsamen Angelegenheiten im ganzen, so dürfen wir wohl dem Gefühl der Befriedigung Ausdruck geben. Indem ich den Rechenschaftsbericht schliesse, ersuche ich, etwa zweckdienlich scheinende Anregungen über die Thätigkeit des Vereines hier offen und rückhaltlos darzulegen und eröffne hiezu die Diskussion.

Als sich niemand zum Worte meldete, erhob sich Gymnasial-Rektor Dr. Dombart (Ansbach) zu folgender Kundgebung:

Die meisterhafte Berichterstattung, die wir soeben angehört haben, ist geeignet, unsere sehr vorteilhafte Meinung von der Thätigkeit der Vereinsleitung in den letzten zwei Jahren zu befestigen und zu steigern. In der That hat die Umsicht, der Eifer und die Opferwilligkeit der Vereinsleitung das Möglichste gethan, und der gesamte Gymnasiallehrerstand Bayerns ist derselben zu lebhaftem Danke verpflichtet. Ich erlaube mir, die Herren Kollegen aufzufordern, dafs



wir durch Erheben von den Sitzen unseren innigsten Dank aussprechen.

Dies geschieht unter lebhaften Beifallsbezeugungen.

Der Vorsitzende: Im Namen der Vereinsleitung danke ich den Herren für ihr freundliches Wohlwollen und ihre gütige Nachsicht; wir fühlen uns schon belohnt, wenn wir nur die Hälfte des uns gespendeten Lobes verdient haben.

Im Anschluß an den Bericht der beiden Vorsitzenden gab G.-L. Dr. Gebhard einige Anregungen in betreff des Vereinsorgans. Er führte im wesentlichen Folgendes aus: Bei aller Anerkennung dessen, was unsere Vereinszeitschrift leistet, möchte ich mir doch gestatten, eine gewisse Einseitigkeit zur Sprache zu bringen, die in derselben mit der Zeit Platz gegriffen hat. Das Schwergewicht sämtlicher Leistungen unserer Blätter liegt seit geraumer Zeit offenbar in den Rezensionen. Das halte ich nicht für gut; denn wenn auch die Rezensionen in unseren Blättern an und für sich, man kann fast sagen durchwegs, höchst lobenswert sind, wie sie denn auch allenthalben die verdiente Berücksichtigung finden, so geschieht hierin eben doch verhältnismäßig des Guten viel zu viel; sie überwuchern offenbar zu ungunsten anderer nicht minder wichtiger Gebiete. Höchstens daß die wissenschaftlichen Abhandlungen seit einiger Zeit eine gewisse Ausnahme machen, indem diese, was ich mit Freuden konstatiere, allmählich einen etwas breiteren Raum gewonnen haben. Allein eine wahrhaft stiefmütterliche Behandlung erfahren nach wie vor drei Materien, denen meines Erachtens in einer Gymnasialzeitschrift gerade eine recht hervorragende Pflege zu teil werden sollte; es sind das

1. Beiträge aus der Schulpraxis inkl. Methodik und Didaktik;
2. Abhandlungen über das Schulwesen (= Unterricht und Erziehung);
3. zeitgemäße Verlautbarungen über Standesverhältnisse.

Nun nahmen früher d. h. in den ersten Jahren nach der Gründung des Vereins diese Dinge in unseren Blättern sogar einen sehr breiten Raum ein. Ja man bekommt, wenn man die ersten (etwa 6) Jahrgänge durchmustert, den bestimmten Eindruck, daß die Zeitschrift hauptsächlich hierfür gegründet worden ist. Woher rührt also die Abnahme bzw. das völlige Verschwinden solcher Artikel? Die Gründe liegen zum Teil ziemlich klar zu tage, zum Teil läßt sich wenigstens eine Vermutung aussprechen. Jedenfalls tragen Personen daran keine Schuld; vielmehr sind es, wie mir scheint, mehr oder weniger veränderte Verhältnisse gewesen, infolge deren ein Stillstand eintrat, der dann nach dem Gesetze der Beharrung andauerte und sich im ganzen und großen bis heute erhielt.

Ich gehe die drei obengenannten Gebiete der Reihe nach durch. Was zunächst die Beiträge aus der Schulpraxis betrifft, so ist

hierin schon unter Wolfgang Bauer, dem hochverdienten Gründer unserer Zeitschrift, der sie auch bis zu seinem 1880 erfolgten Tode redigierte, ein allmählicher, wenn auch kleinerer, Rückgang wahrzunehmen. Die Ursache scheint zum Teil darin zu suchen zu sein, daß Bauer aus verschiedenen Gründen, die auseinanderzusetzen hier zu weit führen würde, mit der Zeit, zumal gegenüber Beiträgen aus dem rein praktischen Gebiete, immer wählerischer wurde. Wie dem nun sei — dasjenige, was in dieser Richtung in den verschiedenen Jahrgängen geboten worden ist, verdient ungeteilte Anerkennung und die lebhafteste Nachfolge. Es sei mir gestattet die Art dieser Beiträge zu kennzeichnen, indem ich sie selbst anführe: es sind ja einerseits nicht viele und andererseits zeigt sich so am besten, was ich im Auge habe. Es finden sich in den bisherigen 29 Jahrgängen:

„Deutsche Aufgaben (Dispositionen)“ (1865 ff.); „Themata zu deutschen Aufsätzen für die 2. Gym.-Kl.“ (1868); „Der Stoff zu den deutschen Aufsätzen in der Oberklasse“ (1883); „Der deutsche Unterricht in den obersten Kursen der Gymnasien (1891); „Ein Wort über die Entwerfung des Eingangs zum sprachlichen Aufsatz“ (1879); „Martin Greifs Heinrich der Löwe in der Schule“ (1893); „Übersetzungsversuche von mittelhochdeutschen Dichtungen“ (1873); „Disponierte Themata, entnommen Cäsars gallischem Kriege“ (1877); „Disposition von Ciceros Rede pro Archia“ (1867); „Lat. Aufgaben pro ascensu mit Übersetzung“ (1865 f.); „Die Schulpraxis bei dem grammatisch-stilistischen Unterricht im Lateinischen“ (1890), und „Zum grammatisch-stilistischen Unterricht im Lateinischen“ (1892); Übersetzungsproben aus verschiedenen lateinischen und griechischen Klassikern (mehrfach); „Mnemotechnische Kleinigkeiten“ (1889); „Proben von Geschichtsaufgaben im Gymnasium“ (1866); „Über biographischen Geschichtsunterricht“ (1879); „Ein Verfahren zur Division ganzer Zahlen“ (1880); „Der Schaukasten im Klassenzimmer“ (1887); „Winke für angehende Lehrer“ (gewissermaßen die 10 Gebote für den Lehrer) (1867). — Zu diesen etwa zwei Dutzend unmittelbar aus der Schule hervorgegangenen Beiträgen kommt eine ungefähr gleiche Anzahl von Aufsätzen, die sich mehr mit der Theorie der einzelnen Unterrichtsgegenstände befassen, namentlich über deutschen Unterricht und das Französische, dann über Mathematik, Geographie und neuestens über Archäologie; auch über Pädagogik im allgemeinen und Hygiene handeln einige Aufsätze. Ich meine nun, daß dieses ganze Gebiet weit mehr Berücksichtigung verdiente. In erster Linie denke ich an Mitteilungen über praktische Erfahrungen im Unterricht und Winke in pädagogischer und didaktischer Hinsicht; sodann geradezu an Musterlektionen à la Lehrproben — selbstverständlich ohne den Zwang eines modernen Systems — und zwar aus den verschiedenen Unterrichtszweigen: Geschichte, Geographie, Naturkunde, Mathematik, den klassischen und neueren Sprachen, insbesondere aber Deutsch (Grammatik, Aufsatz, Lektüre, Mittelhochdeutsch etc.), ebenso auch über Religion, Zeichnen. Ich getraue mir zu sagen, daß jeder von uns gar manches in scrinio hat, von dem es schade ist, wenn es der Allgemeinheit verloren geht.

Nun zählt unser Verein an aktiven Mitgliedern allein 650 Philologen, 70 Mathematiker, 30 Neuphilologen; da kann es an Stoff doch nicht fehlen. Dankbar wären für derartige Arbeiten besonders die jüngeren Kollegen. Wenn in den bisherigen 29 Bänden ungefähr je 2 Dutzend Beiträge aus der Schule und für die Schule enthalten sind und also nur je ein Beitrag auf den Band kommt, sollte m. E. fernerhin jedes Heft mindestens einen solchen kürzeren oder größeren Beitrag enthalten.

Als das 2. Gebiet, welches nach meinem Dafürhalten gegen früher etwas zu kurz wegkommt, bezeichnete ich oben das Gebiet des Schulwesens. Immerhin ist dieses Gebiet verhältnismäßig besser bebaut. In letzterer Zeit freilich sind aktuelle Fragen in den Blättern fast gar nicht mehr behandelt worden. Ich erwähne des Vergleiches halber die Titel der wichtigeren Aufsätze dieser Art aus früherer und späterer Zeit: „Klafs- oder Fachlehrersystem?“ (1865 ff.) „Das Deutsche als Unterrichtsgegenstand unter eigenen Lehrern“ (1865); „Über die Verteilung des Lehrstoffes der 3. und 4. Klasse“ (1866); „Über die Stellung des französischen Unterrichts an unseren Gymnasien und die Stellung der betr. Lehrer“ (1868); „Zur Statistik des englischen Unterrichts an den humanistischen Gymnasien Bayerns“ (1879); „Die Absolutorialprüfungen“ (1866 u. öfter); „Privatschüler?“ (1867); „Das Hospitieren“ (1871); „Ein Vorschlag (Preise betreffend)“ (1867); „Über Notensysteme“ (1866); „Die Note der Geistesfähigkeiten“ (1869); „Die Skriptionen“ (1869); „Religionspreise“ (1869); „Über Notenprädikate“ (1871); „Einige Gedanken über die Erteilung der Zensurnoten“ (1884); „Unsere vierteilige Notenskala“ (1889); „Über Schülerlesebibliotheken“ (1869); „Das Ministerialreskript vom — in betreff des Unterrichtes in der deutschen Sprache“ (1865); „Der mathematische Unterricht mit Beziehung auf den neuesten Lehrplan“ (1865); „Über den Ministerialerlass vom 4. Apr. l. Js.“ (1867); „Zur Reorganisationsfrage unserer humanistischen Mittelschulen“ (1869); „Zur Reform unserer Mittelschulen“ (1870); „Einige Bemerkungen über den Entwurf einer Ordnung der gelehrten Mittelschulen“ (1871); „Die Lateinschule in Beziehung auf den Einjährigfreiwilligendienst“ (1869); „Probearbeiten und Überbürdung des Lehrers“ mit Entgegnungen (1878); „Exkursionen mit den Schülern“ (1879); „Über die Prüfungen zum Lehramt“ (1880); „Zur Frage der pädagogischen Vorbildung“ 1889; „Abiturientenkommerse; Absolvta; Gymnasialstabenverbindungen“ (1881); „Das bayer. Schulwesen und der bayer. Landtag“, anknüpfend an eine gleichbetitelt Broschüre (1886); „Die Instruktionen für den Unterricht an den Gymnasien in Österreich“ (1887); „Die Verhältnisse der isolierten Lateinschulen mit Beziehung auf ihre bevorstehende Gesamtorganisation“ (1891). Nicht zu vergessen ist hier die „Umfrage“ über die bekannten Thesen (1888/89), eine sehr erfreuliche Erscheinung, durch welche sich der bayer. Gymnasiallehrstand viele Anerkennung erwarb.

Die meisten der vorgenannten Aufsätze sind, wie man sieht, aus der Zeit vor 1874. Mit der in diesem Jahre herausgegebenen Schul-

ordnung steht die Entstehung wie auch das Verschwinden solcher Themata in deutlich erkennbarem Zusammenhang. Es trat damals eine Art Sättigung ein; dafs diese — einige Ausnahmen abgerechnet — bis heute anhielt, ist freilich auffallend. Gar manche der oben zitierten Materialien liefsen sich auch heute noch besprechen: neue Zeiten — neue Auffassungen! Es wäre gar nicht uninteressant, Meinungsäufserungen erfahrener Schulmänner zu vernehmen sei es über Vermerke oder über Schülerarreste, Überfüllung, Schüleralter, über die Frage der Lokationen, Preise, über Kataloge, Studienprogramme, Schülerbibliotheken, Zwischenexamina, bald auch über einzelne Punkte der Schulordnung und der Instruktionen. Mehrere dieser Fragen wurden im Landtag — teilweise auch in der Tagespresse — ziemlich eingehend verhandelt; warum nicht viel besser in unseren Blättern, die doch vor allem hiezu kompetent sind und das richtige Mafs zu finden wissen werden?

Gänzlich ungepflegt ist nun aber vollends seit sehr langer Zeit das dritte der Gebiete, die ich oben bezeichnete. Fast sämtliche Artikel in unseren Blättern, die sich auf die *Standesverhältnisse* beziehen, stammen aus den ersten 4—6 Jahren ihres Bestehens. Die dort behandelten Gegenstände sind folgende:

„Zur Statistik der bayer. Studienanstalten“ (1865); „Die isolierten Lateinschulen der Pfalz“ (1866 und 1871); „Wie dürfte bei uns am besten für Lehrer und Schüler gesorgt sein?“ (1867); „Mitteilung einer Stelle aus einem Antwortschreiben des Kultusministeriums an den Finanzausschufs wegen Reduktion der Beamten“ (1868); „Mitteilung einiger bemerkenswerten Stellen aus dem Landratsabschied der Pfalz und der Oberpfalz“ (1868); „Wortlaut der an die Kammer gerichteten Vorstellung der Münchener Gymnasialprofessoren ihren Gehalt betr.“ (1868); „Mitteilung über eine Aufbesserung der österr. Gymnasiallehrer“ (1870); „Mitteilung, dafs der Finanzausschufs die Pragmatisierung der Teuerungszulage beschlossen“ (1870).

Dann versiegt die Quelle; im Jahre 1872 wurde bekanntlich die Gleichstellung der Lehrer an den Gymnasien mit den Juristen erreicht. Man ist für die Folgezeit ausschliefslich auf die Generalversammlungsberichte angewiesen, die in Zeiträumen von 2—3 Jahren erschienen und, wie es in der Natur der Sache liegt, ziemlich knapp gehalten sind. Ich bin der Meinung, dafs dies nicht genüge. Es fragt sich nun: Was soll in das Vereinsorgan in dieser Beziehung aufgenommen werden? Selbstverständlich will keiner von uns aus unseren Blättern eine Agitationsschrift machen. Ich denke also zunächst an vorwiegend Statistisches, objektiv Berichtendes über gymnasiale und Standesverhältnisse. Sodann möchte ich passende Vergleiche mit den Verhältnissen in anderen deutschen Ländern (Österreich imbegriffen) befürworten. Endlich dürfte eine fortlaufende knappe Chronik über die bemerkenswerteren einschlägigen Beschlüsse in den beiden Kammern des Landtags und in den Landräten in unseren Blättern wohl am Platze sein. Denkschriften dagegen und Ähnliches sind wohl besser als Beilagen nur an die Vereinsgenossen hinauszugeben. All das dient

dann zur Orientierung der Mitglieder, die es im gegebenen Falle zweckentsprechend benützen können und werden; aber auch die auswärtigen Abonnenten unserer Zeitschrift, die ja fast durchwegs unseres Standes sind, interessieren sich sicherlich in genügendem Maße für das, was ihnen auf diese Weise geboten werden soll.

Es ist nicht zu befürchten, daß es an Raum für alle diese Dinge mangle; einerseits vertragen die Rezensionen sowohl durch Kürzung als durch Beschränkung auf die wichtigen Erscheinungen eine gewisse Beschneidung, andererseits erlauben es die Mittel wohl, die Bogenzahl noch etwas zu erhöhen. Auch entspricht mein dreifacher Vorschlag zweifellos dem Zwecke unserer Zeitschrift (vgl. § 1 und 5 der Statuten), sowie es endlich im Sinne der neuen Schulordnung und Prüfungsordnung liegt, an den Gymnasien die praktischen Gesichtspunkte mehr in den Vordergrund treten zu lassen. Sonach darf ich wohl mit dem Wunsche schließen, es möchten alle verehrten Mitglieder des Bayer. Gymnasiallehrervereins in den genannten Richtungen ihre Mitwirkung nicht versagen. (Lebhafter Beifall!)

Der stellvertretende Redakteur Dr. Melber unterstützt diese Anregungen auf das lebhafteste und bittet namentlich die älteren Mitglieder eindringlich um Mitteilungen aus den erwähnten Gebieten.

Dr. Gebhard bemerkt noch — durch eine Anregung Dr. Melbers veranlaßt —, es verstehe sich wohl von selbst, daß Artikel über Standesverhältnisse und andere Materien, die eine gewisse Reserve benötigten, der Vorstandschaft bezw. dem Gesamtausschuß vorgelegt werden.

Der Vorsitzende hob die Zustimmung hervor, welche die Ausführungen Gebhard's und Melber's in der Versammlung fanden, bemerkte aber, daß manche der von Gebhard berührten Dinge in den seit dem Jahre 1881 viel ausführlicher als früher gehaltenen Berichten über die Generalversammlungen behandelt worden seien.

---

Zu den nächsten Punkten der Tagesordnung sich wendend schlägt der Vorsitzende vor: 1) die Honorierung der Bearbeiter des letzten Personalstatus dem Ermessen des Ausschusses zu überlassen und zwar „nach Maßgabe der finanziellen Lage“; 2) der Sitz des Ausschusses solle auch ferner in München sein. Beiden Vorschlägen wird ohne Debatte zugestimmt.

---

Nunmehr erteilt der Vorsitzende dem Vereinskassier Dr. Gebhard das Wort zur Vorlegung des Kassaberichtes, welcher lautet:

1. Die Rechnungsabschlüsse der beiden Jahre 1892 und 1893 sind folgende:



Herd und andere wertgeschätzte Ehrengäste, so die Mitglieder des tags zuvor versammelten deutschen Gymnasialvereins, die Direktoren Dr. Wendt aus Karlsruhe, Dr. Oskar Jäger aus Köln, Dr. Richter aus Leipzig, Dr. Uhlig aus Heidelberg und Dr. Bender aus Ulm, sowie Reichstags- und Landtagsabgeordneter Dr. Kropatschek aus Berlin, die Verhandlungen mit ihrer Gegenwart.

Der Vorsitzende eröffnete mit kurzen Worten die erste öffentliche Sitzung und erteilte das Wort dem Herrn des Hauses, in welchem der Versammlung zu tagen vergönnt war, dem K. Rektor des Neuen Gymnasiums Andreas Schmitt zu folgender Begrüßungsrede:

Meine sehr verehrten Vereinsgenossen!

Es ist für mich als den Hüter dieses Hauses eine angenehme Pflicht, Sie, die aus allen Teilen Bayerns zahlreich erschienenen Kollegen und Freunde, willkommen zu heißen und zugleich meiner Freude darüber Ausdruck zu verleihen, daß es uns vergönnt ist, eine Reihe von Gästen in unserer Mitte zu begrüßen. Zuerst sei es mir gestattet, den Herrn K. Regierungspräsidenten von Oberfranken Freiherrn von Roman zu begrüßen und ihm für die hohe Ehre seines Besuchs geziemendsten Dank auszusprechen. In gleicher Weise begrüße ich den Herrn K. Regierungsrat Schätz, der in Vertretung des K. Staatsministers für Kirchen- und Schulangelegenheiten unserer Versammlung beiwohnt. Unsere diesmalige Zusammenkunft erfährt eine besondere Auszeichnung durch die Teilnahme einiger Mitglieder des deutschen Gymnasialvereins, ich setze hinzu, unermüdlicher Vorkämpfer unserer humanistischen Gymnasien. Ihnen entbiete ich in gleicher Weise herzlichen Willkommgruß. In diesen Willkommgruß schliesse ich alle die verehrlichen Gäste aus hiesiger Stadt ein, die, wenn auch nicht Mitglieder des Vereins, doch durch ihre Teilnahme an der Versammlung zu erkennen geben, daß sie Sympathien für unsere Bestrebungen hegen.

Daß Bamberg zum erstenmal als Ort der Versammlung des Vereins gewählt wurde, ist eine Ehre, die außer den Lehrerkollegien der beiden hiesigen Gymnasien auch die Stadt zu würdigen weiß. Ein sprechendes Zeugnis dafür ist nicht nur die Anwesenheit der beiden Herren Bürgermeister Ritter von Brandt und Herd, sondern auch das freundliche Entgegenkommen der beiden städtischen Kollegien, die zur würdigen Gestaltung unserer diesjährigen Versammlung uns einen namhaften Geldbeitrag zukommen ließen. Ich bin der Zustimmung der Vereinsgenossen sicher, wenn ich den Dank hiefür im Namen des Vereins hier öffentlich ausspreche. (Bravo!)

Das hohe Interesse, welches die hohen und höchsten Regierungsbehörden, die zahlreichen Gäste und die Bürgerschaft unserer Versammlung entgegenbringen, ist für uns ein willkommenes Zeichen der Wertschätzung, deren sich nicht nur unser Stand zu erfreuen hat, sondern auch unsere Vereinigung, deren heilsamen Einfluß auf das Schulleben allerdings niemand in Abrede stellen wird. Denn

es handelt sich bei unseren Zusammenkünften nicht blofs um Standesinteressen und spezielle Vereinsangelegenheiten, einen wesentlichen Bestandteil unserer Versammlungen bilden Fragen der Schule, Fragen der Didaktik, der Pädagogik, der Organisation unserer humanistischen Gymnasien. Wir sind für unsere Schuleinrichtungen nicht so blind eingenommen, dafs wir hier ohne weiteres alles für vollkommen, für keiner Verbesserung fähig oder bedürftig ansehen. Die Neueinrichtung der Schule, wie sie bei uns seit drei Jahren zu Recht besteht, ist zum grofsen Teil hervorgegangen aus Anregungen, die unmittelbar aus dem Schofs des Vereins kamen. Den Forderungen der Zeit gegenüber verhalten wir uns also nicht schlechtweg ablehnend. Dafs wir uns nicht übereilen und überstürzen, wird uns niemand verargen; wir prüfen und wägen besonnen ab und sind gerne bereit, das Gute mit dem Bessern zu vertauschen. Aber an einem halten wir fest und müssen wir festhalten: an der bewährten Grundlage unserer Mittelschulen.

Wenn jetzt Organisationsfragen etwas in den Hintergrund treten, so hat das seinen guten Grund. Die Schule bedarf der Ruhe, um sich in die neue Ordnung einzuleben. Das Hauptinteresse wendet sich jetzt der Einrichtung und Gestaltung des Unterrichts zu. Die Schulordnung stellt hohe Forderungen an den Lehrer. Aber auch abgesehen davon, das Bewusstsein, dafs unserm Unterricht der beste Teil der vaterländischen Jugend anvertraut ist, macht es uns zur ersten Pflicht, im Betrieb des Unterrichts einen immer höheren Grad der Vollkommenheit anzustreben. Wir begrüfsen es daher als eine vortreffliche Einrichtung, dafs unsere Versammlungen belebt werden durch Vorträge, welche befruchtend auf den Unterricht zurückwirken, durch Aufstellung von Thesen, die uns Gelegenheit geben, unsere Meinungen und Erfahrungen auszutauschen, durch Ausstellung von Unterrichtsmitteln. Das Programm der diesjährigen Versammlung zeigt zur Genüge, dafs nach allen diesen Richtungen die Vereinsleitung mit Erfolg sich bemüht hat, den Wünschen und Bedürfnissen der Vereinsmitglieder Rechnung zu tragen. Ich schliesse mit dem innigen Wunsch, dafs die diesjährige Versammlung den früheren sich würdig anreihe, und rufe allen den verehrten Anwesenden nochmals ein herzliches Willkommen zu. (Lebhafter Beifall.)

Das Wort ergreift zunächst der K. Regierungsrat im K. Staatsministerium des Innern für Kirchen- und Schulangelegenheiten, Herr August Schätz, um im Namen und Auftrag des Kgl. Staatsministers Dr. von Müller der Versammlung seinen Grufs zu entbieten.

#### Hochansehnliche Versammlung!

Wenn ich an dieser Stelle das Wort ergreife, so geschieht es, um mich eines Auftrags Seiner Exzellenz des Herrn K. Staatsministers des Innern für Kirchen- und Schulangelegenheiten zu entledigen. Seine Exzellenz lassen der heutigen Versammlung die besten Grüsse mit dem innigen Wunsche für einen gedeihlichen Fortgang und Abschluss Ihrer Verhandlungen entbieten. Zugleich haben mich Seine Exzellenz ermächtigt, hochderen Wohlwollen und rege Teilnahme an dem



Schicksale des Gymnasiallehrstandes hier besonders zum Ausdrucke zu bringen. Die Kgl. Staatsregierung ist sich dessen wohl bewußt, welch eine schwierige und gewichtige Aufgabe dem Gymnasiallehrstande zugewiesen ist; hat ja doch dieser Stand die Aufgabe, bei der studierenden Jugend, welche einstens zur leitenden Stellung im öffentlichen Leben berufen sein wird, inbezug auf Gemüt und Religiosität, Verstand und Charakter die erste und sicherste Grundlage zu legen. Darum hat auch der Staat ein großes Interesse daran, jederzeit eine entsprechende Anzahl tüchtiger junger Männer zu diesem Berufe heranzuziehen, wie ihm auch die Aufgabe obliegt, für eine gründliche und tüchtige Berufsbildung derselben Sorge zu tragen und überhaupt die ganze Lebensstellung und die Lebensschicksale des Gymnasiallehrstandes in möglichst günstiger Weise zu gestalten. In dieser Beziehung weifs sich die Staatsregierung einig mit den Zielen und Absichten des Gymnasiallehrervereins, und Sie werden es daher begreiflich finden, dafs die K. Staatsregierung ein reges Interesse an diesen Verhandlungen nimmt und denselben mit der gröfsten Aufmerksamkeit und der lebhaftesten Teilnahme folgt. Ich schliesse mit dem innigen Wunsche, dafs die Harmonie zwischen der Kgl. Staatsregierung und dem Gymnasiallehrerverein auf diesem schönen und edlen Gebiete niemals eine Störung erfahren möge und wünsche auch meinerseits Ihren Verhandlungen den besten Erfolg! (Lebhafter Beifall!)

#### K. Regierungspräsident Freiherr von Roman.

Meine hochverehrten Herren! Auch ich will Ihnen meine Grüfse sagen, die Grüfse zum heutigen Fest, die Grüfse der K. Regierung von Oberfranken. Sie haben sich bei ihrer diesmaligen Tagung eine Stätte erwählt, die von jeher ganz besonders geneigt war, die Humaniora zu fördern. An einer der lebhaftesten Verkehrsstrafsen des öffentlichen Lebens in deutschen Landen gelegen, ist Stadt und Land von Bamberg von der Gloriele einer tausendjährigen Geschichte umstrahlt. Schon die Dynasten von Babenberg, mehr noch die Herzöge von Meran, haben sich die Pflege der Wissenschaften angelegen sein lassen. In gleicher Weise haben sich bis in die jüngsten Tage herunter gelehrte Forscher und Chronisten gefunden, welche bestrebt waren, ebenso die Geschmisse im Lande, wie die Empfindungen und Auffassungen des Volkes kommenden Geschlechtern zu übermitteln. In unsern benachbarten Klöstern Ebrach, Banz und Langheim wurden von jeher Theologie und Philosophie emsig betrieben. Hier in Bamberg war es, wo im Beginne des 16. Jahrhunderts der Hofmeister des deutschen Hochstiftes Freiherr Johann zu Schwarzenberg und Hohenlandsberg den ersten geordneten Strafkodex zusammenstellte, die Grundlage der Carolina, die überall sehr strenge Grundsätze proklamierte, aber doch insoweit einen kulturellen Erfolg zu verzeichnen hatte, als sie schrankenloser Willkür entgegentrat. In gleicher Weise ist zu erinnern an den Namen Adalbert Marcus, einen hochverdienten Arzt, der dem Bamberger

Lande die erspriesslichsten Dienste gewidmet hat. Ich gedenke ferner des hochedlen Stifters unseres Aufseesianums, des Freiherrn Jodokus Bernhard von Aufsees, der das genannte Seminar eigens und ausschliesslich zu dem Zwecke gründete, dafs darin ein tüchtiger Nachwuchs für die Pflege der Humaniora herangebildet werde. Endlich darf ich Sie erinnern an den Kirchenfürsten des hiesigen Hochstifts, an den Freiherrn Franz Ludwig von Erthal, der dasselbe mit Weisheit und grossem Verständnis, aber auch mit höchster Milde und Duldsamkeit regierte. So könnte ich Ihnen noch eine grosse Anzahl von hervorragenden Männern nennen, die auf allen Lebens- und Wissensgebieten, in der Geschichtsforschung, in der Staatsverwaltung, in Philologie und Theologie, in Jurisprudenz und Medizin hervorleuchten, und ich glaube, wenn wir uns diese Erinnerungen vor Augen führen, dürfen wir mit gehobenen Gefühlen in unserer heutigen Versammlung uns zusammenfinden. Denn alle diese Erfolge und Bestrebungen sind hervorgewachsen aus dem Studium der humanistischen Wissenschaften. So werden denn auch die Mitglieder Ihres Vereins aus diesen Reminiscenzen aufs neue das Bestreben schöpfen, fortzuschreiten auf der betretenen Bahn, um mit neuen und ungeschwächten Kräften alles das zu fördern, was dem Studium der humanistischen Wissenschaften erspriesslich ist. Und so geht auch mein Wunsch und meine Hoffnung für Sie und Ihre Versammlung dahin, dafs Sie sich nicht nur in Bamberg, wo ich Sie herzlich begrüße, wohl befinden mögen, sondern dafs überhaupt das Ergebnis der heutigen Versammlung wohl geeignet sein möge, zu Ihren seitherigen Bestrebungen und Erfolgen neue Blätter hinzuzufügen. Mit diesem Grufse bin ich unter Ihnen erschienen, mit diesem Wunsche bitte ich Sie für heute vorlieb zu nehmen. (Lebhaftes Bravo!)

Zuletzt spricht im Namen der Stadt Bamberg l. Bürgermeister Ritter von Brandt:

Er dankt der Versammlung für die hohe Ehre und Freude, die sie der Stadt durch die auf sie gefallene Erwählung zum diesmaligen Versammlungsort bereitet habe. Er begrüfst die Versammlung im Namen der Stadt Bamberg und wünscht den Verhandlungen den besten Verlauf. Er schliesst mit der Bitte, die Mitglieder des Vereins möchten während der kurzen Zeit ihres Aufenthalts in der Stadt finden, was sie erwartet und gehofft hätten, und diesen Stunden, wie der Stadt, stets eine freundliche Erinnerung bewahren. Diejenigen aber, die zum erstenmal in Bamberg weilen, möchten von der Stadt einen so angenehmen Eindruck erhalten, dafs sie auch künftig zu längerem Besuche hierher gerne ihre Schritte lenken. (Bravo!)

Der Vorsitzende spricht den hochgeschätzten Ehrengästen seinen und seiner Vereinsgenossen freudigen Dank aus für die gehörten Worte, die ein ermutigendes Interesse an unserer eigentlichen Arbeit bekunden und deshalb für die Mitglieder den höchsten Wert beanspruchen dürfen.

Es folgte nunmehr der Vortrag des Gymnasialrektors Dr. M. Lechner (Nürnberg N.):

**„Das Homerische Epos im Gymnasium“,**

welcher mit lebhaftem, langanhaltendem Beifall aufgenommen wurde; derselbe wird in der Vereinszeitschrift zum Abdruck kommen.

Anschließend an diesen Vortrag gab Schnitzlein (Bamberg N.) sein Einverständnis damit kund, daß den Schülern der unverstümmelte Text in die Hände gegeben werde, wünschte möglichst umfassende Homerlektüre und widmete seinem verstorbenen Lehrer, Professor Fritz Mezger in Augsburg, der mit Kraft, Beredsamkeit und Feuer seine Schüler in die Homerlektüre eingeführt habe, Worte dankbarer Erinnerung, während der Vorsitzende im Zusammenhange damit auf die Gefahr einer verflachenden Behandlung der Schriftsteller hinwies, die durch gewisse Hilfsmittel neueren Datums, welche auch Lechner als unstatthaft beurteilt hatte, hervorgerufen werde.

Ein Vortrag des Prof. Ducrue (München Luitpoldg.) über:

**„Erd- und Himmelsglobus nach Kopernikanischem System mit feststehender Himmelskugel aus Glas und innerhalb derselben verstellbarem Rotations-Horizont“**

bildete den Schluß der vormittägigen öffentlichen Sitzung und erfreute sich ebenfalls reichen Beifalls. (Auch dieser Vortrag wird in der Vereinszeitschrift zum Abdruck kommen.)

Ein großer Teil der versammelten Herren begab sich hierauf in den Zeichensaal des Neuen Gymnasiums, in welchem Dr. K. Wunderer (Erlangen) und Dr. Rob. Thomas (Bamberg A.) eine hübsche, sehr instruktive Ausstellung archäologischer Hilfsmittel für den Unterricht arrangiert hatten, für welche beide Herren auch die Führung übernahmen.

### Nachmittagssitzung.

In der zweiten geschlossenen Sitzung, welche nach 3 Uhr begann, gab zunächst G.-L. Schneider (Bamberg N.) auf Einladung des Vorsitzenden das Ergebnis der Kassarevision bekannt. Nach genauer und eingehender Prüfung haben die Revisoren (G.-L. Dr. Kennerknecht und G.-L. Schneider) die Kasse richtig und musterhaft geführt gefunden, zollen dem Kassier G.-L. Dr. Gebhard lobende Anerkennung und stellen an die Versammlung den Antrag, ihn zu entlasten. Dem Vorschlage des Vorsitzenden, die Kassaführung des Hrn. Kassiers anzuerkennen und ihm für seine Gewissenhaftigkeit und Unermüdlichkeit den Dank des Vereines auszusprechen, kommt die Versammlung mit Freuden nach.

Darauf empfahl der Vorsitzende die Wahlen zu erledigen. — Nach einer schon vorher erfolgten Einigung über § 10 der Statuten war

München als Sitz des Ausschusses festgesetzt worden. — Zuvörderst wurde vorgeschlagen, die Redaktion der Zeitschrift definitiv Hrn. Dr. Melber (München M.), der sie seit Beginn des Jahres führt, zu übertragen. Der Antrag findet durch Erheben von den Sitzen einhellige Annahme.

Dr. Melber: Meine sehr geehrten Herren! Gestatten Sie mir, daß ich Ihnen vor allem meinen wärmsten Dank ausspreche für das große Vertrauen, welches Sie soeben in mich gesetzt haben. Indem ich erkläre, die auf mich gefallene Wahl annehmen zu wollen, versichere ich zugleich, daß dieser Entschluß nicht etwa erst in diesem Moment in mir gereift ist, sondern ich überlegte lange, als im vorigen Herbste das Ansuchen an mich gestellt wurde, einstweilen die Redaktionsgeschäfte zu übernehmen. Schliesslich bestimmte mich dazu hauptsächlich der Umstand, daß ich seit der Zeit, wo ich von meinem sehr geehrten Herrn Vorgänger zur Mitarbeiterschaft herangezogen worden war, stets mit Liebe und Interesse die Angelegenheiten unserer Zeitschrift verfolgt hatte und so einigermaßen mit ihren Bedürfnissen vertraut geworden war. Aber um eines bitte ich Sie, meine Herren: Mögen Sie, wenn es je zu Kollisionen kommen sollte, dann die beiden Stellungen des Gymnasiallehrers und des Redakteurs von einander trennen! Im übrigen aber verspreche ich Ihnen hiemit, unserer Vereinszeitschrift meine besten Kräfte zu weihen und sie so fördern zu helfen, wie es in unser aller Wunsch gelegen ist. (Bravo!)

Der Vorsitzende versichert namens des Vereins, dem Redakteur würden in Erledigung seiner Geschäfte gewiß keine Schwierigkeiten von den Mitgliedern bereitet. Kollisionen kämen selbstverständlich zeitweise vor, aber bei der Tüchtigkeit des Redakteurs würden sie leicht zu begleichen sein. Alle Vereinsmitglieder seien Lehrer; die sonstige Stellung komme nicht in Betracht. Niemand werde seine höhere Stellung dem Redakteur gegenüber hervorkehren, wenn es Schwierigkeiten zu lösen gebe. Er möge daher alle derartigen Bedenken schwinden lassen.

Zur Wahl des Vorstandes auffordernd berichtete der Vorsitzende, Professor Grofs habe bestimmt erklärt, er sei nicht in der Lage, eine eventuelle Wiederwahl anzunehmen. Da er auch Gesundheitsverhältnisse geltend mache und schon während einer Reihe von Jahren mit Hingebung für den Verein gewirkt habe, so müsse man das berücksichtigen, wenn schon er diesen Entschluß seines Freundes von Herzen bedauere. Darauf sprach er Herrn Professor Grofs im Namen der Versammlung nochmals herzlichen Dank aus für seine vielen Mühen, besonders während der letzten Zeit. (Bravo!)

Daran reihte sich das Ersuchen, Vorschläge über die Art der Wahl zu machen. Am besten sei wohl die Wahl durch Akklamation; doch seien auch Vorbereitungen für eine schriftliche Wahl getroffen.

Obwohl G.-L. Dr. Dittmeyer (Würzburg N.) schriftliche Wahl empfahl und Prof. Grofs unter Hinweis auf § 10 der Statuten dessen

Vorschlag unterstützte, entschied sich die Versammlung für Wahl durch Akklamation.

Prof. Nicklas (München M.), von Dr. Gebhard (München W.) als Vorstand vorgeschlagen, dankte für das ihm entgegengebrachte Vertrauen, lehnte aber unter Hinweis auf seine vielfachen Berufsgeschäfte sehr entschieden ab, da er sich der ihm dadurch gestellten Aufgabe nicht in der unbedingt nötigen Weise widmen könne. Da Gebhard ihn nicht so leichten Kaufes losgeben wollte, betonte Prof. Nicklas, er sei kein Freund der Phrase, er ersuche nochmals, von ihm Umgang zu nehmen.

Den nunmehr mit Bravo begrüßten Vorschlag Dr. Pichlmayrs (München Ld.), G.-L. Dr. Gebhard als Vorstand zu wählen, erklärte dieser nicht ernst nehmen zu können, da er als Gymnasiallehrer sich zu einer solchen Stellung nicht eigne.

Prof. Dr. Hoffmann (München Lp.) fand es unter Betonung der Thatsache, daß dem Vereine auch viele Mathematiker und Neuphilologen angehören, für nicht mehr als billig, daß auch einmal ein Mathematiker als 1. oder 2. Vorstand gewählt werde, und schlug als besonders geeignet Prof. Ducrue (München Lp.) vor.

Dr. Pichlmayr wollte seinen Vorschlag, Dr. Gebhard zu wählen, zuerst zur Abstimmung gebracht wissen, da dieser die Priorität habe.

Prof. Dr. Hoffmann wünscht doch zuvor prinzipiell die Frage entschieden, ob ein Mathematiker erster Vorstand sein könne.

Nach der Meinung des Vorsitzenden hielt der Verein immer daran fest, daß er kein Verein von Philologen, sondern von Gymnasiallehrern schlechtweg ohne Unterschied des Faches sei, das sie vertreten; es sei also kein Hindernis vorhanden, einen Mathematiker als 1. Vorstand zu wählen.

G.-L. Dr. Döll (Regensburg A.) empfahl, als 1. Vorstand doch einen Philologen zu wählen, weil diese die weitaus größte Zahl der Vereinsmitglieder bildeten; als 2. Vorstand könne man ja einen Mathematiker wählen; einen solchen zum 1. Vorstande zu machen, habe immerhin Bedenken.

Nach dem wiederholten Antrag Dr. Pichlmayrs, über seinen Vorschlag abstimmen zu lassen, ersuchte Prof. Grofs, Dr. Gebhard möge eine bestimmte Erklärung abgeben, ob er die Wahl annehme. (Widerspruch aus der Versammlung).

Auf die Bemerkung Dr. Pichlmayrs, eine solche Erklärung könne erst nach erfolgter Wahl stattfinden, meint Dr. Gebhard, man möge sich erst über einen 2. Vorstand schlüssig machen; zum 2. Vorstand lasse er sich gerne wählen; zum ersten sehr ungerne.

Dem Vorschlage Dr. Hoffmanns, Ducrue zum ersten, Dr. Gebhard zum zweiten Vorstande zu wählen, trat Prof. Dr. Keck (Bamberg A.) mit einem andern Vorschlage gegenüber: man solle doch den Koll. Hoffmann selbst wählen.

Nachdem Dr. Hoffmann erklärt hatte, er könne in diesem Vorschlage nur eine Liebenswürdigkeit seines Freundes Keck erblicken,

ersuchte Dr. Pichlmayr neuerdings um Abstimmung über seinen Antrag. Der Vorsitzende richtete die Frage an Dr. Gebhard, ob er die Stelle eines 1. Vorstandes zu übernehmen entschlossen sei. — Prof. Nicklas bemerkte, diese Frage erledige sich von selbst, es sei nicht üblich, vorher darum zu fragen; wenn jedoch Dr. Gebhard absolut nicht die erste, aber die 2. Stelle einnehmen, wenn auch Dr. Hoffmann ablehnen wolle, so schlage er ein Mitglied vor, das schon dem Ausschusse angehört und sich sehr opferwillig bewiesen habe: Prof. Dr. Scheibmaier (München M.). Dr. Scheibmaier lehnte eine event. Wahl direkt ab.

Da niemand weiter sich zum Worte meldete, brachte der Vorsitzende den Antrag Dr. Pichlmayrs zur Abstimmung. Durch Erheben von den Sitzen wählte die Versammlung fast einstimmig Dr. Gebhard. (Lebhafte Bravo!) Dieser erklärte, er wolle sich der Notwendigkeit fügen; dafs er es ungerne thue, habe man gesehen. Er sei mehr als jeder andere auf die Sympathien der Mitglieder angewiesen, und bitte daher um allseitige freundliche Unterstützung; er wolle versuchen, seine Schuldigkeit zu thun.

Zum 2. Vorstand schlug ein Mitglied Prof. Ducrue vor, den die Versammlung auch durch Erheben von den Sitzen wählte. Da jedoch dieser unter dem Ausdruck herzlichen Dankes für das ihm entgegengebrachte Vertrauen bestimmt ablehnte (er gehöre dem Verein erst fünf Jahre an und sei deshalb mit den Verhältnissen noch wenig vertraut), so empfahl Dr. Pichlmayr den G.-L. Dr. Rück (München Ld.). Nachdem auch Prof. Nicklas und Dr. Gebhard diesen Vorschlag unterstützt hatten, entschied sich die Versammlung für die Wahl desselben (Bravo!). Dr. Rück dankte für das ihm bewiesene Vertrauen, erklärte sich zur Annahme der Wahl bereit und versprach nach Kräften die Zwecke des Vereins zu fördern.

Als Kassier wurde nunmehr G.-L. Dr. Stapfer (München Lp.) gewählt, der die auf ihn gefallene Wahl annahm.

An die Wahl der Vorstandschaft schlossen sich Bestimmungen über den Ort der nächsten, 1896 stattfindenden, Versammlung (München), über die noch zu haltenden, sowie über die zurückzustellenden Vorträge, über die nach der Altenburg, dem Hain und Michaelsberg für den späteren Nachmittag geplanten Spaziergänge, über das abends 7 Uhr im Schiefshause beginnende Souper, endlich über die am Donnerstag vormittags zu besichtigenden Sehenswürdigkeiten Bamberg's: Führer durch den Dom Prof. Frauenhofer und Sabel (Bamberg N. u. A.), für die Sternwarte die Prof. Dr. Braun (Bbg. N.) und Dr. Rinecker (Bbg. A.), für die Bibliothek Assist. Schnitzlein (Bbg. N.), für das Naturalienkabinet im Lyceum die G.-L. Kainz (Bbg. A.) und Schneider (Bbg. N.), für Sammlungen des historischen Vereins und zwar der Münzsammlung Prof. Jäcklein (Bbg. N.), der praehistorischen Sammlung die G.-L. Dr. Köberlin (Bbg. N.) und Dr. Schmaus (Bbg. A.)

Darauf folgte die **zweite öffentliche Sitzung.**

Der Vorsitzende lud den G.-L. Dr. Karl Wunderer (Erlangen) ein, den von ihm angekündigten Vortrag: <sup>1)</sup>

**„Über die Förderung des Gymnasialunterrichts durch Verwertung der archäologischen Hilfsmittel“**

zu erstatten. In der sich hieran anschließenden Debatte, an welcher sich aufser dem Referenten und Vorsitzenden G.-L. Dr. Littig (Erlangen), Prof. Nicklas (München M.), G.-L. Dr. Döll (Regensbg. N.), G.-Rektor Dr. Lechner (Nürnberg N.), Prof. Grofs (München W.) beteiligten, wurde vor allem davor gewarnt, in Anwendung archäologischer Hilfsmittel des Guten zuviel zu thun, und man einigte sich schliesslich auf folgende These:

„Es ist wie bisher darnach zu streben, dafs im Gymnasium eine lebendige Anschauung des klassischen Altertums erweckt werde; dem Kgl. B. Staatsministerium wird der schuldige Dank ausgesprochen für die Förderung, die bisher dieser für den Gymnasialunterricht so wichtigen Angelegenheit zu teil wurde, und zugleich an dasselbe die Bitte gestellt, dafs auch fernerhin durch Abhaltung von Ferienkursen, durch pekuniäre Unterstützung derer, die sich an dem italienischen Reisekursus beteiligen, das Interesse dafür rege erhalten werde. Dringend nötig erscheint es, dafs der Lehrmitteletat der Gymnasien zum Zweck der Anschaffung von archäologischen Anschauungsmitteln erhöht werde.“

Zuletzt hielt Prof. Ed. Grofs (München W.) einen eingehenden Vortrag: <sup>1)</sup>

**„Über das Lokationssystem“.**

Auch hieran schlofs sich eine Diskussion an, an welcher sich, aufser dem Referenten Prof. Zucker (Nürnberg N.), G.-Rektor Dr. Lechner (Nürnberg N.), Prof. K. Lös ch (Nürnberg A.), G.-Rektor Klüber (Bambg. A.), Prof. Dr. Keck (Bambg. A.) beteiligten. Von den beiden Thesen, welche lauteten:

a) Die Wiedereinführung des Lokationssystems unterliegt erheblichen Bedenken.

b) Diese Bedenken erstrecken sich nicht zugleich auf die Zuerkennung von sogenannten Preisbüchern an in jeder Hinsicht tüchtige Schüler.

wurde die erste fast einstimmig angenommen, die letztere dagegen auf Grund verschiedener von den einzelnen Reduern angeführten Bedenken und insbesondere in Würdigung der von Prof. Lös ch geäußerten Besorgnis, die Preise möchten zu der Brücke werden, die zu den Lokationen zurückführe, — vom Antragsteller Prof. Grofs zurückgezogen.

<sup>1)</sup> Der Vortrag wird im Vereinsorgan veröffentlicht.

Hiemit war die Tagesordnung erschöpft.

Der Vorsitzende: Ein ganz kurzer Rückblick ist noch notwendig. Ich spreche den herzlichsten Dank denjenigen Herren aus, welche durch Vorträge zum Gelingen der Versammlung beigetragen haben, auch denjenigen Herren, deren Vorträge nicht an die Reihe kommen konnten. Die Vereinsleitung wird dieselben, wenn sie eingereicht werden, zur Veröffentlichung bringen.<sup>1)</sup> Ich danke im Namen der Vereinsleitung auch all den Herren Kollegen, die zur Versammlung erschienen sind und durch ihre Teilnahme die gemeinsame Sache gefördert haben. Wir dürfen uns sagen, daß wir mit dem Verlauf der Versammlung zufrieden sein können.

Zu wärmstem Dank fühlen wir uns den hohen Behörden gegenüber verpflichtet, die durch Abordnung von Vertretern oder persönliches Erscheinen unsere Versammlung ausgezeichnet haben, also zunächst Sr. Exzellenz dem K. Staatsminister des Innern für Kirchen- und Schulangelegenheiten Herrn Dr. von Müller, dem K. Regierungspräsidenten Freiherrn von Roman und den hochverehrten Vertretern der Stadt. Gerade in unserer Zeit können auch die Schulen sich nicht mehr von der Öffentlichkeit abschließen. Wir müssen die Gelegenheit benützen, um weiteren, insbesondere einflußreichen Kreisen zu zeigen, wie wir denn eigentlich sind. Denn manche einflußreiche Kreise haben oft noch aus der alten Zeit jetzt nicht mehr zutreffende Vorstellungen über unsere Gymnasien. Und so glaube ich, daß es auch für die Sache gut und hochzuschätzen ist, wenn Vertreter so hoher Behörden in unseren Versammlungen erscheinen.

Die Gegenstände, die wir zu unserer Verhandlung wählen, sind immer derart, daß sie mitten in das Schulleben hineingreifen. Bei dieser Praxis hat der Verein unsere Interessen nach allen Seiten hin gefördert. Mit Zufriedenheit können wir auf die Zeit seines Bestehens zurückblicken. Wir wären eigentlich in der Lage, das dreißigjährige Jubiläum zu feiern. Der Verein entstand am 20. Dezember 1863; die erste Generalversammlung fand im Saale des Ludwigsgymnasiums in München am 20. Sept. 1864 statt. Wir schulden den Begründern unseres Vereins, die teils schon aus diesem Leben abgeschieden, teils noch in unserem Kreise weilen, herzlichen Dank. Leider können wir einen der hervorragendsten Begründer diesmal wegen Krankheit nicht unter uns sehen, H. Rektor Dr. Autenrieth, der bei der ersten Generalversammlung als Studienlehrer das Amt eines Schriftführers verwaltete. Wenn wir auf die Zeit von dreißig Jahren zurückblicken, so dürfen wir ohne Überschätzung behaupten, daß es seitdem nicht rückwärts gegangen ist, daß wir in einträchtigem Zusammenwirken das übernommene Gut wohl verwaltet und nach Kräften zu mehren gesucht haben. Mein Wunsch und gewiß auch der der Versammlung ist,

<sup>1)</sup> Dies ist bereits geschehen: Die Abhandlungen von G.-L. Dr. J. Menrad „Über ein neuentdecktes Genter Homerfragment u. den Wert seiner Varianten“, sowie von Prof. Jäcklein „Hugo von Trimberg, ein Bamberger Schulmann“ sind abgedruckt im VIII., IX. Heft des diesjährigen Jahrganges.



dafs es immerfort so bleiben und das Ideal vollständig erreicht werden möge, dafs überhaupt niemand, der in unserem Kreise als Lehrer zu wirken hat, sich von der Vereinigung ausschließt, die ja nur allgemeine Zwecke verfolgt, nicht persönliche. Ich darf die Hoffnung aussprechen, dafs auch die Versammlung in Bamberg zu diesem Ziele beigetragen hat.

Hiermit erkläre ich die Sitzung für geschlossen.

(Schluß der Sitzung 5 Uhr).

---

Das gemeinsame Abendessen fand um 7 Uhr im Saale des Schützenhauses statt. Am oberen Ende des Saales hatten die Büsten Seiner Kgl. Hoheit des Prinz-Regenten und Seiner Majestät des deutschen Kaisers inmitten reichen Pflanzenschmuckes Aufstellung gefunden; der Festraum war von den Teilnehmern, unter denen sich auch Herr Reg.-Rat Schätz, sowie mehrere Angehörige des deutschen Gymnasialvereins befanden, vollständig besetzt. Im Verlauf des Abends brachte Rekt. Klüber einen Trinkspruch aus auf S. K. Hoheit den Prinzregenten, Rekt. Schmitt auf S. Majestät den deutschen Kaiser, Rekt. Gerstenecker auf S. Exz. den K. Staatsminister Dr. von Müller, Rekt. Hofmann auf Hrn. Reg.-Rat Schätz, worauf dieser mit einem Trinkspruch auf die beiden bisherigen Vorstände erwiderte; es folgten sodann Prof. Dr. Fleischmann, welcher die Gäste vom deutschen Gymnasialverein hochleben liefs, Dir. Dr. Uhlig, der auf frisch-fröhliche Kampfgenossenschaft trank; darauf widmete G.-L. Dr. Melber ein Hoch seiner Vaterstadt Bamberg, den beiden Rektoren und dem Lokalkomiteé; Dir. Dr. Bender dem Bayer. Gymnasiallehrerverein; Rekt. Gerstenecker der neugewählten Vorstandschaft; Rekt. Dr. Lechner den jungen Gymnasiallehrern, speziell den beiden Ausstellern; G.-L. Dr. Gebhard dem einträchtigen Zusammenwirken der Vereinsgenossen. Herrn Rektor Hahn in Zweibrücken, der ein Begrüßungstelegramm gesendet hatte, wurde durch Rekt. Gerstenecker ein herzliches Prosit dargebracht, welches begeisterten Widerhall fand. Musik und Vorträge humoristischen Inhalts trugen zur Unterhaltung bei; es herrschte eine angeregte Stimmung während der rasch verfliegenden Stunden dieses schönen Festabends.

---

Viele Kollegen beteiligten sich am Donnerstag während des Vormittags an der Besichtigung der wichtigsten Sehenswürdigkeiten; den verehrten Herren, die hierbei sachkundige Führung darboten, sei hiefür der wärmste Dank ausgesprochen. — Unter den Spaziergängen, welche in diesen Tagen von den Teilnehmern an der Versammlung gruppenweise beim prächtigsten Sommerwetter nach den herrlichen Ausflugsorten der näheren Umgebung Bambergs unternommen wurden, werden diejenigen in den Hain, auf die Altenburg und insbesondere auf den Michelsberg und zur Sternwarte den betreffenden Teilnehmern stets in angenehmer Erinnerung bleiben.

# Aufgaben

bei den

Gymnasial-Absolutorien

und den

Lehramts-Prüfungen

in

**Bayern**

im Jahre

1894.



## I. Absolutoriaufgaben an den humanistischen Gymnasien 1894.

### Aufgabe zum Übersetzen aus dem Deutschen in das Lateinische.

Montag, den 18. Juni, vormittags von 7—11 Uhr.

Nachdem Cicero Denkwürdigkeiten über sein Konsulat in griechischer Sprache herausgegeben hatte, trug er sich wahrscheinlich eine zeitlang mit dem Gedanken ein umfassenderes Werk in lateinischer Sprache zu bearbeiten, welches die Geschichte seiner Zeit enthalten sollte. In einem erdichteten Gespräche zwischen Attikus, ihm und seinem Bruder Quintus läßt er nämlich ersteren folgendes sagen: „Es wird schon lange von dir, lieber Cicero, eine Geschichte verlangt oder vielmehr gefordert, da man der Ansicht ist, eine solche Arbeit von deiner Hand würde es ermöglichen, daß wir auch in diesem Fache den Griechen nicht mehr nachstünden. Und diese Leistung bist du, um meine persönliche Ansicht anzusprechen, nicht nur den Bestrebungen der Freunde deiner Schriften, sondern auch deinem Vaterlande schuldig, damit es, durch dich gerettet, auch durch dich verherrlicht sei. Fehlt es ja unserer Literatur noch an einer Geschichte, welche dieses Namens würdig wäre. Du aber vermagst sicherlich hierin etwas Befriedigendes zu stande zu bringen, da gerade ein solches Werk ganz besonders rednerische Darstellung erfordert.“ Als Quintus darauf erwiderte, daß er mit seinem Bruder öfter über diesen Gegenstand gesprochen habe, daß aber zwischen ihnen eine kleine Meinungsverschiedenheit bestehe, indem er wünsche, der Bruder möchte seine Geschichte mit den ältesten Zeiten Roms beginnen, weil die bisherigen Darstellungen derselben von der Art seien, daß sie niemand lesen möge, während dieser einer Geschichte den Vorzug gebe, die das umfassen solle, woran er selber Anteil genommen, erklärte Attikus seine Zustimmung zur Ansicht Ciceros, da in die jüngsten Zeiten so bedeutende Begebenheiten gefallen seien, und zudem Cicero auf sein denkwürdiges Konsulatsjahr zu reden kommen würde, das er lieber von ihm gepriesen sähe als die sprichwörtlich gewordenen Remus und Romulus. Cicero selbst bemerkte: „Ich erkenne sehr wohl, daß man diese Arbeit von mir fordert; ich würde mich derselben auch nicht weigern, wenn mir freie Zeit und Muße zu gebote stünden; aber solange man durch vielerlei Geschäfte und Sorgen in Anspruch genommen ist, läßt sich eine so wichtige Sache nicht unternehmen.“ Sei es daß Cicero die erforderliche Muße nicht fand oder erkannte, es sei nichts schwerer als die Geschichte der Gegenwart zu schreiben: wir finden ihn später ganz der philosophischen Schriftstellerei zugewendet.

### Katholische Religionslehre.

Montag, den 18. Juni, nachmittags von 3—5 Uhr.

#### 1. (Frage aus dem Unterrichtsstoffe der 9. Klasse.)

Welches sind

- a) die wichtigsten messianischen Weissagungen,
- b) die wichtigsten alttestamentlichen Vorbilder des Messias?

Wie haben diese Weissagungen und Vorbilder in Jesus Christus ihre Erfüllung gefunden, und welche Beweiskraft besitzen besonders die Weissagungen?

Inwieferne heißt Jesus Christus Prophet, Priester und König?

2. (Frage aus dem Unterrichtsstoffe der 8. Klasse.)

Was versteht man unter natürlicher und übernatürlicher Gnade? Wie wird die übernatürliche Gnade eingeteilt? Ist zum ewigen Heile des Menschen sowohl a) die Gnade als auch b) die Mitwirkung des Menschen notwendig, und warum? Wird die hinreichende Gnade allen Menschen zu teil?

Welche besonders wichtige Irlehren traten im Laufe der Jahrhunderte auf gegen die Lehre der katholischen Kirche von der Gnade und dem freien Willen sowie deren Verhältnis zu einander?

---

### Protestantische Religionslehre

für die humanistischen Gymnasien im rechtsrheinischen Bayern.

Montag, den 18. Juni, nachmittags von 3—5 Uhr.

1. (Frage aus dem Unterrichtsstoffe der 9. Klasse.)

Der rechtfertigende Glaube ist nach seiner Entstehung, seinem Wesen, seiner Wirkung zu beschreiben.

2. (Frage aus dem Unterrichtsstoffe der 8. Klasse.)

Die Wesensbestimmtheiten und die Offenbarungseigenschaften Gottes sind, nach ihrem Unterschied und nach ihrem Zusammenhang geordnet, anzugeben und, soweit möglich, mit Stellen der heiligen Schrift zu belegen.

---

### Protestantische Religionslehre

für die humanistischen Gymnasien im Regierungsbezirke der Pfalz.

Montag, den 18. Juni, nachmittags von 3—5 Uhr.

Es soll dargelegt und biblisch begründet werden, was man unter der Rechtfertigung nach ihrer negativen und positiven Seite zu verstehen habe, unter welcher Bedingung dieselbe gegeben werde, und wie sich dieselbe zu der Heiligung verhalte.

---

### Deutsche Ausarbeitung.

Dienstag, den 19. Juni, vormittags von 7—11 Uhr.

1. Daß besonders in Not und Gefahr der Geist und die Kraft eines Volkes sich zeigt, ist aus der deutschen Geschichte der Jahre 1813—15 zu erweisen.

2. Durch welche Charakterzüge, Handlungen und Geschehnisse erregt eine von der Kommission zu bezeichnende Person eines in der Schule gelesenen Dramas vorzugsweise unser Interesse?

3. Der Edle lebt auch nach dem Tode fort und ist so wirksam als er lebte. (Goethe.)

---

## Aufgabe zum Übersetzen aus dem Griechischen in das Deutsche.

Mittwoch, den 20. Juni, vormittags von 7—10 Uhr.

Ἐπειδὴ περὶ τῶν πηγῶν καὶ τῆς ῥύσεως τοῦ Νείλου διελίθημεν, πειρασόμεθα τὰς αἰτίας ἀποδοῦναι τῆς πληρώσεως. Θαλῆς μὲν οὖν, εἰς τῶν ἐπὶ τὰς σοφῶν ὀνομαζόμενος, γησὶ τοὺς ἐτησίας ἀντιπνεόντας ταῖς ἐκβολαῖς τοῦ ποταμοῦ κωλύειν εἰς θάλατταν προχεῖσθαι τὸ ῥέυμα, καὶ διὰ τοῦτ' αὐτὸν πληρούμενον ἐπικλύζειν ταπεινὴν οὖσαν καὶ πεδιάδα τὴν Αἴγυπτον· τοῦ δὲ λόγου τούτου, καίπερ εἶναι δοκοῦντος πιθανοῦ, ῥήδιον ἐξελέγξαι τὸ ψεῦδος· εἰ γὰρ ἦν ἀληθὲς τὸ προειρημένον, οἱ ποταμοὶ πύντες ἂν οἱ τοῖς ἐτησιαῖς ἐναντίας τὰς ἐκβολὰς ἔχοντες ἐποιοῦντο τὴν ὁμοίαν ἀνάβασιν ὡς μηδαμοῦ τῆς οἰκουμένης συμβαίνοντος ζητητέον ἑτέραν αἰτίαν ἀληθινὴν τῆς πληρώσεως. Ἀναξαγόρας δ' ὁ φυσικὸς ἀπεργάειο τῆς ἀναβάσεως αἰτίαν εἶναι τὴν τηκομένην χιόνα κατὰ τὴν Αἰθιοπίαν, ἧ καὶ ὁ ποιητὴς Εὐριπίδης μαθητὴς ὢν ἠκολούθηκε· λέγει γοῦν

Νείλου . . .

ὅς ἐκ μελαμβρότιο πληροῦται ῥοῆς  
Αἰθιοπίδος γῆς, ἵνικ' αὖ τακῆ χιῶν'

καὶ ταύτην δὲ τὴν ἀπόφασιν οὐ πολλῆς ἀντιρροίσεως δεῖσθαι συμβέβηκε. φανερὸν πᾶσαν ὄντως ὅτι διὰ τὴν ἐπερβολὴν τῶν κανυμάτων ἀδύνατον χιόνα πίπτειν περὶ τὴν Αἰθιοπίαν· καθόλου γὰρ περὶ τοὺς τόπους τούτους οὔτε πύγος οὔτε ψυχρός οὐδ' ὄλως χειμῶνος ἕψασις γίγνεται, καὶ μάλιστα περὶ τὴν ἀνάβασιν τοῦ Νείλου· ἔγγιστα δὲ τῆ ἀληθείᾳ προσεγγίλνθην Ἀγαθαρχίδης ὁ Κνίδιος· γησὶ γάρ καὶ ἐνιαυτὸν ἐν τοῖς κατὰ τὴν Αἰθιοπίαν ὄρεσι γίνεσθαι συνεχεῖς ὕμβρους ἀπὸ θερμῶν τροπῶν μέχρι τῆς μετοπωρινῆς ἰσημερίας· ἐνλόγως οὖν τὸν Νεῖλον ἐν μὲν τῇ χειμῶνι συσιτέλλεσθαι, τὴν κατὰ γῆσιν ἔχοντα ῥοῆν ἀπὸ μόνων τῶν πηγῶν, κατὰ δὲ τὸ θῆρος διὰ τοὺς ἐκχομένους ὕμβρους λαμβάνειν τὴν αὔξησιν· εἰ δὲ τὰς αἰτίας μηδεὶς ἀποδοῦναι δύναται μέχρι τοῦ νῦν τῆς τῶν ὑδάτων γενέσεως, οὐ προσήκειν ἀφειθεῖσθαι τὴν ἰδίαν ἀπόφασιν, πολλὰ γὰρ τὴν γῆσιν ἐναντίας φέρειν, ὢν τὰς αἰτίας οὐκ ἐγγικτὸν ἀνθρώποις ἀκριβῶς ἐξερεῖν.

## Aufgabe zum Übersetzen aus dem Deutschen in das Französische.

Mittwoch, den 20. Juni, nachmittags von 3—5 Uhr.

Napoleon und Hannibal.

Was Napoleons politisches und kriegerisches Leben betrifft, so kann er in dieser Beziehung am passendsten mit Hannibal verglichen werden,

den er selbst den ersten Feldherrn der Geschichte nennt. Wie jener schon als neunjähriger Knabe seinem Vater Hamilkar einen ewigen und unversöhnlichen Haß dem stolzen Rom geschworen hatte, so war auch Napoleon ein unversöhnlicher Gegner des stolzen Meerbeherrschenden Großbritannien: wie jener als ein junger 26jähriger Mann den Oberbefehl<sup>1)</sup> über das karthaginensische<sup>2)</sup> Heer in Spanien erhielt, mit demselben mit einer beispiellosen Kühnheit über die Pyrenäen, quer durch Gallien und über die Alpen nach Italien zog, um den Feind im Herzen seiner Macht aufzusuchen und anzugreifen, so erhält auch der 26jährige Bonaparte den Oberbefehl über ein entmutigtes, von allem entblößtes Heer; er geht mit demselben kühn über die Alpen, um das trefflich gerüstete, mit allem reichlich versehene, tapfere und ihm zwiefach überlegene feindliche Heer anzugreifen und zu schlagen. Wie jener nach dem großen Tage bei Cannae<sup>3)</sup> in eine rätselhafte Unthätigkeit versinkt, und dann nach der Niederlage bei Zama von Land zu Land flüchtet und sich zuletzt selbst den Tod geben muß, um der Schmach des Auslieferens<sup>4)</sup> an das stolze Rom zu entgehen, so vermißt man auch [übersetzt: man bemerkt<sup>5)</sup> die Abwesenheit] an Napoleon in dem verhängnisvollen Jahre 1813 die alte Kühnheit, Entschlossenheit und Zuversicht, so muß auch er nach der großen Niederlage bei la Belle Alliance fliehen und zuletzt seine Zuflucht zu der Großmut seines stolzesten und unversöhnlichsten Feindes nehmen, um nach einer jahrelangen Gefangenschaft auf einer wüsten Insel einsam und verlassen zu sterben.

<sup>1)</sup> c. en chef, <sup>2)</sup> carthaginois, <sup>3)</sup> Cannes, <sup>4)</sup> mit Verb zu übersetzen, <sup>5)</sup> s'apercevoir.

## Aufgaben aus der Mathematik und Physik.

Donnerstag, den 21. Juni, vormittags von 7—11 Uhr.

1. Die Quersumme einer vierzifferigen Zahl, deren 1. Ziffer rechts das 4fache der 1. Ziffer links ist, beträgt 22. Die Differenz zwischen der Summe der Quadrate der beiden Ziffern rechts und der Summe der Quadrate der beiden anderen Ziffern ist 32. Subtrahiert man von der Zahl, die durch Vertauschung der beiden mittleren Ziffern entsteht, die gesuchte Zahl, so erhält man 90.

Wie heißt die Zahl?

2. Die Summe der Diagonalen eines Rhombus, dessen Fläche 6 qcm ist, beträgt 7 cm. Es soll der Umfang des Rhombus und die Fläche des dem Rhombus eingeschriebenen Kreises berechnet werden.

3. Die Grundfläche eines geraden Prisma, dessen Summe der Seitenflächen  $M$  qcm mißt, ist ein Rhombus mit dem Winkel  $\alpha$ . Wie groß ist der Kubikinhalt, wenn die Höhe des Prisma der dem Winkel  $\alpha$  der Grundfläche gegenüberliegenden Diagonale gleich ist? (Allgemeine Lösung und Berechnung für  $\alpha = 73^\circ 44' 23,3''$  und  $M = 30$  qcm.)

4. An einer Atwood'schen Fallmaschine werden die beiden gleichen Gewichte, von denen jedes  $p = 24,25$  g wiegt, durch das Übergewicht von  $q = 0,5$  g in Bewegung gesetzt. Nach wieviel Sekunden muß das Übergewicht abgehoben werden, wenn im ganzen nach  $t = 7$  Sekunden ein Weg von  $s = 2$  m zurückgelegt werden soll? ( $g = 9,8$ )

## II. Absolutoriaufgaben an den Realgymnasien 1894.

Aufgabe für eine deutsche Ausarbeitung.

Montag den 18. Juni, vormittags von 7–11 Uhr.

1. Die Bedeutung der Flüsse in der Entwicklung der Kultur.
2. Die Natur, eine Quelle des Vergnügens, der Belehrung und der Erhebung.
3. Mein Lieblingsheld in der Geschichte.

---

Aufgabe aus der katholischen Religionslehre.

Montag den 18. Juni, nachmittags von 3–5 Uhr.

I. Was versteht man unter Beten? Welche Arten des Gebetes gibt es? Wie läßt sich a) die Notwendigkeit, b) die Nützlichkeit des Gebetes erweisen aus der heil. Schrift, der Tradition und der Vernunft? Welche Eigenschaft muß jedoch das Gebet haben, um wirksam zu sein? und wo und wann sollen wir besonders beten?

oder

II. Was versteht man unter Glauben im allgemeinen? Welche Bedeutung hat derselbe im gesellschaftlichen Verkehre und in den weltlichen Wissenschaften? Was ist der Glaube des katholischen Christen? Wie läßt sich die Pflicht und Notwendigkeit dieses Glaubens beweisen mit Rücksicht auf die Vollkommenheiten Gottes, den Inhalt der Offenbarungswahrheiten und die Bedürfnisse des einzelnen Menschen wie der menschlichen Gesellschaft überhaupt?

Welche vier Eigenschaften muß der Glaube haben?

Welches sind die wichtigsten Glaubenssymbole?

---

Aufgabe aus der protestantischen Religionslehre.

Montag den 18. Juni, nachmittags von 3–5 Uhr.

I. Was versteht man unter positiver Offenbarung? worauf beruht ihre Möglichkeit? welches sind ihre Merkmale? wo und wie finden wir sie schriftlich niedergelegt?

oder

II. Was lehrt die evangelisch-lutherische Kirche von den Sakramenten überhaupt, von der heiligen Taufe und vom heiligen Abendmahl insbesondere?

---

Übersetzung in das Französische.

Dienstag den 19. Juni, vormittags von 7–10 Uhr.

Alain René Lesage, der im Jahre 1747 im Alter von neun und siebenzig Jahren gestorben ist, hat der Nachwelt ein Lustspiel und einen Roman, die den Namen Meisterwerke verdienen, hinterlassen. Er hat sich darin zu gleicher Zeit als den Erben Molières und als den Vorläufer aller realistischen Neuerer (novateur) dieses Jahrhunderts gezeigt. Es ist nicht zu bezweifeln, daß er auf immer im Gedächtnisse der Menschen durch die Namen Gil Blas und Turcaret fortleben wird, die ebenso

bekannt und volkstümlich sind, als die des Panurge, des Tartuffe und des Figaro. Turcaret ist eine (= die) starke Sartire auf (de) die Laster des Emporkömmlings, dem es an der Erziehung fehlt. Das Bild ist so komisch und zugleich so ähnlich, daß die Steuerpächter (traitant), welche sich durch dieses Lustspiel getroffen (= erreicht) fühlten, Lesage ein ganzes Vermögen anboten, damit er es unterdrücke. Er willigte jedoch nicht ein und zog es vor arm zu bleiben. Es heißt Lesage nicht überschätzen, wenn man ihn als Lustspielschreiber unmittelbar unter Molière stellt. Dieses Verdienst wird aber noch durch den Ruf übertriften, den dieser Schriftsteller sich in der Gattung des Romans erworben hat. Der Held des Romans Gil Blas ist ein junger Mensch von bescheidener Herkunft, der das väterliche Haus mit einigen Dukaten in der Tasche verläßt, um die Welt, d. h. Spanien, zu bereisen, und der in den verschiedensten Stellungen lebt. Der Zufall gesellt (associer) ihn zuerst zu Räubern, dann wird er Diener eines Kanonikus (chanoine), Lehrling bei dem Doktor Sangrado, der seine Kranken mit (à) Aderlaß (la saignée) und heißem Wasser behandelt, hierauf Vertrauter des Erzbischofs von Granada und zuletzt Sekretär zweier berühmter Minister, welche nach einander Spanien regiert haben. Nachdem er endlich alle Grade der gesellschaftlichen Stufenleiter (échelle) durchlaufen hat, zieht sich Gil Blas, durch so viele Abenteuer und das Schauspiel der menschlichen Unvollkommenheiten klug geworden (= gemacht) in ein Schloß zurück, um dort ein schwer erworbenes Vermögen zu genießen. Gil Blas ist ein wegen seiner Ehrlichkeit sympathischer Mensch, aber er ist doch kein Muster der Sittlichkeit. Dieser Roman ist also keine erbauliche (édifiant) Geschichte; er ist ein Bild nicht der Menschen, wie sie sein sollten, sondern wie sie im achtzehnten Jahrhundert in Frankreich waren. Denn Franzosen hat der Verfasser darstellen wollen, wenn auch der Schauplatz des Romans Spanien ist. Lesage jedoch ist eine edle und reine Seele; er verstand es die guten Sitten zu achten, indem er die schlechten schilderte.

### Übersetzung in das Englische.

Dienstag den 19. Juni, nachmittags von 3—6 Uhr.

James Watt, im Jahre 1736 zu Greenock in Schottland geboren, war in seiner frühesten Jugend sehr schwächlich, und hauptsächlich wegen dieses Umstandes war es ihm gestattet, seine Zeit auf jene Vergnügungen und Beschäftigungen zu verwenden, zu denen er sich geneigt fühlte. Da er nicht imstande war, mit anderen die geräuschvollen Spiele der Kindheit zu teilen, so war er natürlicher Weise zum Nachdenken geführt. Er soll sich schon in seinem sechsten Jahre mit den Aufgaben des Euklid beschäftigt und seine Spielsachen nicht wie andere Kinder benützt haben, welche sich daran erfreuen, sie zu handhaben und vor sich hinzustellen, sondern vermittelst einer kleinen Sammlung von Werkzeugen, die ihm sein Vater geschenkt hatte, nahm er sie auseinander (to dismount) und setzte er sie wieder zusammen, und indem er benützte, was er so beachtet hatte, machte er oft neue Sachen. In seinem neunzehnten Jahre kam er zu dem Mechaniker (mechanician) Morgan in London in die Lehre (to be apprenticed to). Er brauchte neun Tage zu dieser Reise und er ahnte kaum, daß sie Dank seiner Erfindung in zwölf Stunden zurückgelegt werden könne. In London blieb er nur ein Jahr, worauf er nach Glasgow zurückging, wo er später an der Universität als Mechaniker verwendet wurde. In der Sammlung der Universität befand



sich das Modell einer von Newcomen erfundenen Dampfmaschine, welches als Mittel der Erklärung bei Vorlesungen benützt wurde. Dieses Modell war nie im Gange gewesen (to be working), und Watt wurde im Jahre 1764 beauftragt, dasselbe zu reparieren und in Gang (motion) zu setzen. Er löste dieses Problem zur allgemeinen Befriedigung. Aber mit seinem gewöhnlichen Scharfsinn hatte er auch den Fehler der ganzen Maschine entdeckt, und nun begann für ihn jene ruhmreiche Zeit, während welcher es ihm durch aufeinander folgende Erfindungen und Verbesserungen gelang, der Dampfmaschine ihre wesentliche Form zu geben. Im Jahre 1800 trat Watt seinen Anteil an dem Geschäfte seinem Sohne ab, welcher es mit dem Sohne des Herrn Boulton, dessen Teilhaber (partner) James Watt seit mehr als 25 Jahren gewesen war, fortsetzte. Von seinen Zeitgenossen hochgeehrt, starb er 1819 zu Heathfield bei Birmingham. Er ist in der Kirche von Handsworth begraben, wo ein Denkmal seine Ruhestätte bezeichnet. Außerdem sind seinem Andenken in der Westminster-Abtei, in Birmingham, in Greenock und in Manchester Standbilder errichtet worden.

### Aufgabe aus der Algebra.

Mittwoch den 20. Juni, vormittags von 7—8 Uhr.

Welches ist die Summe der Glieder folgender ins Unendliche fortgehenden Reihe

$$(A + B) + (3A^2 - 2B^2) + (9A^3 + 4B^3) + (27A^4 - 8B^4) + \dots,$$

$$\text{wenn } A = \frac{ac - 3a^2c^2}{1 - 9a^2c^2}, B = \frac{bc + 3b^2c^2}{1 + bc - 6b^2c^2}$$

und a, b und c > als 1 sind. Für welche Werte von a, b und c wird die Summe = 0?

### Aufgabe aus der Geometrie (Planimetrie).

Mittwoch den 20. Juni, vormittags von 8—9 Uhr.

Aus dem Umfange u der Mitteltransversale  $t_b$  auf die Hypotenuse c soll das rechtwinkelige Dreieck konstruiert werden.

Determination.

### Aufgabe aus der Trigonometrie.

Mittwoch den 20. Juni, vormittags von 9—10 Uhr.

Aus der Seite  $b_{em}$ , der Mitteltransversale  $t_{b,em}$  auf dieselbe und dem Winkel  $\beta$  soll die Fläche des Dreiecks gesucht werden.

Nach der allgemeinen Lösung Berechnung für  $b = 2,4$ ,  $t_b = 1$  und  $\beta = 102^\circ 54' 26,4''$ .

### Aufgabe aus der darstellenden Geometrie.

Mittwoch den 20. Juni, nachmittags von 3—5 Uhr.

Es soll der Schnitt einer vierseitigen Pyramide, deren Basis in  $T_1$  liegt, mit einem senkrechten dreiseitigen Prisma gesucht werden, dessen Grundfläche senkrecht zur Projektionsachse steht.

## Übersetzung aus dem Lateinischen.

Donnerstag den 21. Juni, vormittags von 7—10 Uhr.

Nullius tantum flumen est ingenii, nullius dicendi aut scribendi tanta vis, tanta copia, quae non dicam exornare, sed enarrare, C. Caesar, res tuas gestas possit. Tamen affirmo nullam in his esse laudem amplio- rem quam eam, quam hodierno die consecutus es.<sup>1)</sup> Soleo saepe ante oculos ponere, omnes nostrorum imperatorum, omnes clarissimorum regum res gestas cum tuis nec numero proeliorum nec varietate regionum nec celeritate conficiendi nec dissimilitudine bellorum posse conferri. Quae quidem ego nisi ita magna esse fatear, ut ea vix cuiusquam mens aut cogitatio capere possit, amens sim; sed tamen sunt alia maiora. Nam bellicas laudes solent quidam extenuare verbis easque detrabere ducibus, communicare cum multis, ne propriae sint imperatorum; at vero huius gloriae, C. Caesar, quam es paulo ante adeptus, socium habes neminem; nihil sibi ex ista laude centurio, nihil praefectus decerpit. Domuisti gentes immanitate barbaras, multitudine innumerabiles, locis infinitas, sed tamen ea vicisti, quae et naturam et condicionem, ut vinci possent, habebant; animum vincere, iracundiam cohibere, victoriae temperare, adversarium nobilitate, ingenio, virtute praestantem non modo extollere, iacentem, sed etiam amplificare eius pristinam dignitatem, haec qui facit, non ego eum cum summis viris comparo, sed simillimum deo iudico. Itaque, C. Caesar, bellicae tuae laudes celebrabuntur illae quidem non solum nostris sed paene omnium gentium litteris atque linguis, sed tamen eiusmodi res nescio quo modo, etiam cum leguntur, obstrepi clamore militum videntur et tubarum sono; at vero cum aliquid clementer mansueti, iuste moderate, sapienter factum, in iracundia praesertim, quae est inimica consilio, et in victoria, quae natura insolens et superba est, audimus aut legimus, quo studio incendimur non modo in gestis rebus, sed etiam in fictis, ut eos saepe, quos nunquam vidimus, diligamus! Te vero, quem praesentem intuemur, quibus laudibus efforemus, quibus studiis prosequemur, qua benevolentia complectemur!

---

<sup>1)</sup> Der Diktator Cäsar hatte in einer Senatssitzung erklärt, seinen politischen Gegner M. Marcellus begnadigen zu wollen; dafür dankte ihm sofort Cicero in einer feurigen Ansprache.

## Aufgabe aus der Chemie und Mineralogie.

Donnerstag den 21. Juni, nachmittags von 3—5 Uhr.

Wie kommt das Chlornatrium in der Natur vor? Auf welche Weise kann daraus Chlor, Chlorwasserstoff und Soda dargestellt werden? Mit Formeln zu erläutern. Welches sind die wichtigsten Eigenschaften des Chlors und wozu wird es benützt?

## Aufgabe aus der Physik.

Donnerstag den 21. Juni, nachmittags von 5—6 Uhr.

Es sollen aus dem Ohm'schen Gesetz die Folgerungen abgeleitet werden, auf welche Art für praktische Anwendungen die Batterie zusammengesetzt werden muß.

### III. Hauptprüfung aus den philologisch-historischen Fächern 1894.

Übersetzung aus dem Deutschen ins Lateinische.

#### Die Wiedergeburt der Sophistik.

Die alten Stilllehrer haben drei Perioden der Beredsamkeit unterschieden, eine der großen Staatsmänner Athens zur Zeit des Themistokles und Perikles, eine zweite der sogenannten zehn attischen Redner und eine dritte der sophistischen Rhetoren in der römischen Kaiserzeit. Diese dritte Periode geht auf Dionysius und Cäcilius zurück, die unter Augustus das Studium der attischen Redner in Rom eingeführt hatten. Denn dieser Zweig der griechischen Literatur fand wie kein zweiter Beifall bei den Römern, welche in den Zeiten des untergehenden Freistaates die Schlagfertigkeit der Rede als Haupthebel politischer Einflüsse ansahen und auch nachher noch der auf die Waffen gestützten kaiserlichen Gewalt die Macht der Rede im Senat und vor Gericht entgegenstellten. Aber wenn auch so von vornherein die griechische Beredsamkeit in Rom Verständnis und Beifall fand, so mußte sie sich doch, solange den Griechen im öffentlichen Leben der Mund verschlossen blieb, in den engen Grenzen der Theorie und der Schule halten. Erst als das Griechentum größere Bedeutung im römischen Reiche gewann, und einzelne Griechen zu einflußreichen Stellungen bei Hof und in der Provinzverwaltung gelangten, trat auch die Beredsamkeit aus dem Dunkel der Schule allmählich mehr an das Licht der Öffentlichkeit, so daß die großen Vorbilder der Vergangenheit nicht mehr bloß gelesen und erklärt, sondern auch nachgebildet wurden. Das geschah in steigendem Grade seit der Regierung des Kaisers Nero, der, ohne von echt griechischem Geiste durchdrungen zu sein, doch die Feinheit griechischer Bildung mehr als die Strenge des Römertums liebte. Den Höhepunkt aber erreichte diese Richtung im zweiten Jahrhundert unter Hadrian und den Antoninen, welche ihre Vorliebe für griechische Kunst und Literatur überall zur Schau trugen und selbst griechisch zu schreiben sich bemühten. Damit wuchsen den Griechen wieder die Flügel; zwar die alte Freiheit und Selbständigkeit wieder zu gewinnen, dazu machten sie nirgends einen Anlauf; sie erkannten willig die Oberherrlichkeit der Römer an, aber um so mehr pochten sie auf ihre Überlegenheit im Reiche des Geistes und priesen Athen und die alten Städte Griechenlands als die geistigen Nährmütter aller im römischen Reiche vereinigten Völker. Nach verschiedenen Seiten entstand so das Griechentum zu neuem Leben. Die nationalen Götterfeste wurden wieder im Geiste der Alten gefeiert, neue Tempel und Theater erhoben sich geschmückt mit den Bildwerken archaisierender Kunst, zur Unterweisung in der Weisheit scharte sich wieder wie zur Zeit des Plato und Sokrates eine lernbegierige Jugend um berühmte Meister. Den Hauptausdruck aber fand diese neue Richtung hellenischer Renaissance in der Literatur der Sophistik. Der Name Sophist ist uns schon aus der sokratischen Zeit und aus den Dialogen des Plato bekannt. Damals bezeichnete man mit diesem Namen gewöhnlich die Aferphilosophen, die, ohne in das Wesen der Sache zu dringen, nur mit dem Scheine der Weisheit prunkten. Aber auch Männer wie Gorgias, welche weniger auf ihren philosophischen Scharfsinn als auf ihre Kunst im Reden stolz waren und als wandernde Festredner in verschiedenen Orten Griechenlands auftraten,

wurden Sophisten genannt, und an diese zweite Klasse von Sophisten knüpfte die neue Sophistik an, die auch von den drei Gattungen der Beredsamkeit hauptsächlich die Prunkrede kultivierte.

### Übersetzung aus dem Deutschen ins Griechische.

Als Cäsar nach der Schlacht bei Thapsus nach Rom zurückgekehrt war und sah, dafs die Römer seine Macht fürchteten und deshalb viel Schlimmes, dergleichen auch wohl früher vorgekommen war, von ihm erwarteten, beruhigte und ermutigte er sie, in dem er im Senat folgende Rede hielt: „Keiner von euch, Senatoren, erwarte, dafs ich, weil ich gesiegt habe und alles, was ich will, ungestraft reden und thun kann, darum in Wort oder That jemandem zu nahe treten werde. Mein großes Glück hat mich nicht so erhoben und aufgeblasen, dafs ich euch zu tyrannisieren begehre, sondern ich bin von Natur so geartet, wie ihr mich allezeit erprobt habt. Denn wozu sollte ich, ins Einzelne gehend, durch Selbstlob euch lästig fallen? Auch möchte ich das Glück nicht heruntersetzen, sondern je größer die Gunst ist, die ich bisher von seiner Seite erfahren habe, einen desto besseren Gebrauch will ich von ihm in allen Dingen machen. Denn zu keinem anderen Zweck bemühte ich mich zu einer solchen Macht und zu solchem Ansehen zu gelangen, dafs ich alle meine Feinde züchtigen, alle meine Gegner zurechtweisen konnte, als um ungehindert edel handeln und in Ehren mein Glück hienieden zu können. Denn es ist nicht schön noch recht, wenn es sich herausstellt, dafs man das, was man den Gegnern vorwarf, selbst thut. Wer ist verpflichtet anderen mehr und größere Wohlthaten zu erweisen, als wer am meisten vermag? Wer darf sich weniger einen Fehltritt zu Schulden kommen lassen, als wer die größte Macht hat? Wer muß von den Vorteilen des Augenblicks einen weiseren Gebrauch machen, als wer am meisten hat und am meisten sie zu verlieren fürchten muß? So spreche ich nicht blofs jetzt, sondern so habe ich von jeher gedacht. Deshalb könnt ihr nicht blofs für den Augenblick getrostes Mutes, sondern auch für die Zukunft voll guter Hoffnung sein, in der Erwägung, dafs ich, hätte ich mich auch bisher verstellt, jetzt nicht mehr zurückgehalten, sondern heute meine wahre Gesinnung geoffenbart hätte. Aber wie ich früher nicht anders gesinnt war, so will ich mich jetzt noch viel mehr bestreben, nicht etwa euer Despot, sondern euer Schutzherr, nicht euer Tyrann, sondern euer Führer zu sein. Denn wie sollte ich einem von euch, die mir nichts zu Leide gethan haben, das Leben nehmen? Ich, der ich keinen von denen, die sich mir widersetzen, wenn sie auch noch so eifrig gegen mich Partei nahmen, verderbt, alle, die mir einmal gegenüberstanden, begnadigt und vielen selbst von denen, die zum zweiten Male gegen mich die Waffen ergriffen, das Leben geschenkt habe? Wie sollte ich einem etwas nachtragen, der ich alle geheimen Briefschaften, die bei meinen Feinden gefunden wurden, ohne sie zu lesen oder abschreiben zu lassen, auf der Stelle verbrannt habe? Kommen wir also, Senatoren, einander mit Vertrauen entgegen, vergessen wir alles Geschehene als ein Werk einer höheren Notwendigkeit, laßt uns von nun an einander als neue Bürger lieben! Benchmet euch gegen mich wie gegen einen Vater, indem ihr meine Umsicht und Fürsorge euch zu Nutzen macht, und ich will für euch wie für meine Kinder sorgen.“

Übersetzung aus dem Lateinischen ins Deutsche.  
Quintilian, lib. X, cap. 3.

---

Übersetzung aus dem Griechischen ins Deutsche.  
Plutarch, consolatio ad Apollonium, cap. VI  
(mit Auslassungen).

---

### Deutsche Ausarbeitung.

Kein römischer Dichter hat das allgemein Menschliche so zum reinen Ausdruck gebracht wie Horaz.

---

Thema für die schriftliche Prüfung aus der Geschichte.

Die weltgeschichtliche Bedeutung Italiens für die politische Entwicklung der abendländischen Völker soll für das Altertum, das Mittelalter und die Neuzeit dargestellt und sollen für Mittelalter und Neuzeit hierbei insbesondere die Beziehungen Italiens zu Deutschland berücksichtigt werden.

---

## IV. Hauptprüfung aus den neueren Sprachen 1894.

Übersetzung ins Französische.

Unter dem deutschen Stiefel.

Wenn man gewisse Erzählungen hört, möchte man vermuten, die Bewohner des Reichslandes seien in ebensoviele Jeremieasse verwandelt, die auf den wankenden Ruinen einer Vergangenheit sitzen, welche nicht mehr ist; man möchte sie für ebenso bemitleidenswert halten wie die Irländer unter Elisabeth, die Indianer Perus unter Pizarro oder Ferdinand Cortez. Leset Tissot und seine Reise in das Milliardenland und ihr werdet euch geneigt fühlen, einen neuen Kreuzzug zu predigen, um die unglücklichen Opfer dieser abscheulichen Deutschen zu befreien.

Ist dieses Gemälde wahr? Seufzt Elsaßs-Lothringen unter dem deutschen Stiefel? Oh, wie wünschte ich, daß diese Verleumder, daß die durch solche Erzählungen Getäuschten ein wenig in unsere Städte, in unsere Dörfer kämen! Überall sehe ich Wohlstand, die Straßen gut unterhalten, die Arbeiter gut ihren Lebensunterhalt verdienen! Ich sehe die Zeitungen die Akte der Regierung kritisieren, ihre Spalten mit Nachrichten von Paris füllen, alle möglichen Vergnügungszüge nach Paris bekannt machen. Und ich soll glauben, daß wir nicht frei sind!

Ich sehe, wie bei den Wahlen unbehindert der notorische Feind

der Regierung gewählt wird. Und ich soll glauben, daß wir nicht frei sind!

Es gibt, ich weiß es, eine Diktatur, aber sie wird in wohlwollender Weise ausgeübt. Vergebens habe ich die Städte durchzogen, ich habe nicht gesehen, daß die Gefängnisse mit politischen Gegnern angefüllt sind. Sie sind nicht im Gefängnisse, die Feinde der Regierung, sie sind ruhig zu Haus.

Es gibt eine Diktatur, aber sie ist nicht mehr, was sie in den ersten Zeiten gewesen ist; und sie verhindert Elsass-Lothringen nicht, das ruhigste, das friedlichste, das glücklichste Land zu sein. Gehet in die Dörfer, ihr werdet nur Feste und Lustbarkeiten finden. Schlagt die Zeitungen auf, nicht die deutschen Zeitungen, sondern die französischen gedruckten, und ihr werdet die Spalten mit Anzeigen von Festen und Vergnügen angefüllt finden. Wenn die Zeit der Aushebung kommt, werdet ihr patriotische Lieder hören, und Feste vereinigen vor der Abreise die Nachbarn, die Freunde, die Bräute der zukünftigen Soldaten Deutschlands.

Kurz, es ist die kühnste Lüge, es ist die unverschämteste Verleumdung zu behaupten, daß Elsass-Lothringen immer das Libera me, Domine singt.  
(Facot, Vingt ans après!)

### Französisches Diktat zum Übersetzen ins Deutsche.

L'Afrique m'apparaît comme je me la représentais toujours, ses flancs déchirés par les feux du ciel et ses sommets calcinés .. dérobés sous les nuages. A mesure que nous approchons et que le cap de Carthage se détache de l'obscurité, et semble venir au-devant de nous, toutes les grandes images, tous les noms fabuleux ou héroïques qui ont retenti sur ce rivage, sortent aussi de ma mémoire et me rappellent les drames poétiques ou historiques dont ces lieux furent successivement le théâtre: La mort céleste et les funérailles de saint Louis; — l'aveugle Bélisaire; — Marius expiant parmi les bêtes féroces sur les ruines de Carthage, bête féroce lui-même; — les crimes de Rome; — la journée lamentable où, semblable au scorpion entouré de feux qui se perce lui-même de son dard empoisonné, Carthage, entourée par Scipion et Massinissa, met elle-même le feu à ses édifices et à ses richesses; la femme d'Asdrubal, renfermée avec ses enfants dans le temple de Jupiter, reprochant à son mari de n'avoir pas su mourir et allumant elle-même la torche qui va consumer elle et ses enfants et tout ce qui reste de sa patrie, pour ne laisser que de la cendre aux Romains; — Caton d'Utique, les deux Scipion, Annibal, tous ces grands noms s'élèvent encore sur le cap abandonné, comme des colonnes debout devant un temple renversé. — L'œil ne voit rien qu'un promontoire nu, s'élevant sur une mer déserte, quelques citernes vides ou remplies de leurs propres débris, quelques aqueducs en ruines, quelques môles ravagés par les flots et recouverts par la lame; une ville barbare auprès, où ces noms même sont inconnus comme ces hommes qui vivent trop vieux et qui deviennent étrangers dans leur propre pays. Mais le passé suffit là où il brille de tant d'éclat de souvenirs. — Que sais-je même si je ne l'aime pas mieux seul, isolé au milieu de ses ruines, que profané et troublé par le bruit et la foule des générations nouvelles? Il en est des ruines ce qu'il en est des tombeaux: — au milieu du tumulte d'une grande ville et de la fange de nos rues, ils affligent et attristent l'œil, ils font tache sur toute cette vie bruyante et agitée; — mais dans la solitude, aux bords de la mer, sur un cap

abandonné, sur une grève sauvage, trois pierres jaunies par les siècles  
et brisées par la foudre font réfléchir, penser, rêver ou pleurer.

Lamartine.

---

Le Geai paré des plumes du Paon.

Un paon muait: un geai prit son plumage,  
Puis après se l'accommoda,  
Puis parmi d'autres paons tout fier se parada,  
Croyant être un beau personnage.  
Quelqu'un le reconnut: il se vit bafoué,  
Berné, sifflé, moqué, joué,  
Et par messieurs les paons plumé d'étrange sorte;  
Même vers ses pareils s'étant réfugié,  
Il fut par eux mis à la porte.  
„Il est assez de geais à deux pieds comme lui,  
Qui parent souvent des dépouilles d'autrui,  
Et que l'on nomme plagiaires.“  
Je m'en tais, et ne veux leur causer nul ennui:  
Ce ne sont pas là mes affaires.

La Fontaine.

---

Deutscher Aufsatz.

Inwiefern hat sich das deutsche Volk um die Kultur Europas verdient gemacht?

---

Französischer Aufsatz.

Les commencements du théâtre et de la poésie dramatique en France.

Übersetzung  
aus dem Lateinischen in das Französische.

Livius, lib. XXI, cap. 4.

---

Übersetzung ins Englische.

Aus Schillers „Geschichte der Unruhen in Frankreich, welche der Regierung Heinrich IV. vorangingen“.

Der Tod ihres Erstgeborenen und Karl IX. zartes Alter führten die Königin Mutter, Katharina von Medicis, auf den politischen Schauplatz und mit ihr eine neue Staatskunst und neue Szenen des Elends. Diese Fürstin, geizig nach Herrschaft, zur Intrigue geboren, ausgelernt im Betrug, Meisterin in allen Künsten der Verstellung, hatte mit Ungeduld die Fesseln ertragen, welche der Alles verdrängende Despotismus der Guisen ihrer herrschenden Leidenschaft anlegte. Unterwürfig und einschmeichelnd gegen sie, solange sie des Beistands der Königin wider Montmerency und die Prinzen von Bourbon bedurften, vernachlässigten sie dieselbe, sobald sie sich nur in ihrer usurpierten Würde befestigt sahen. Durch Fremdlinge sich aus dem Vertrauen ihres Sohnes verdrängt

und die wichtigsten Staatsgeschäfte ohne sie verhandelt zu sehen, war eine zu empfindliche Kränkung ihrer Herrschbegierde, um mit Gelassenheit ertragen zu werden. Wichtig zu sein, war ihre herrschende Neigung; ihre Glückseligkeit, jeder Partei notwendig sich zu wissen. Nichts gab es, was sie nicht dieser Neigung aufopferte, aber alle ihre Thätigkeit war auf das Feld der Intrigae eingeschränkt, wo sie ihre Talente glänzend entwickeln konnte. Die Intrigue allein war ihr wichtig, gleichgültig die Menschen. Als Regentin des Reichs und Mutter von drei Königen mit der mißlichen Pflicht beladen, die angefochtene Autorität ihres Hauses gegen wütende Parteien zu behaupten, hatte sie dem Trotz der Großen nur Verschlagenheit, der Gewalt nur List entgegenzusetzen. In der Mitte zwischen den streitenden Factionen der Guisen und der Prinzen von Bourbon beobachtete sie lange Zeit eine unsichere Staatskunst, unfähig nach einem festen und unwiderruflichen Plane zu handeln. Heute, wenn der Verdraß über die Guisen ihr Gemüt beherrschte, der reformierten Partei hingegeben, erröthete sie morgen nicht, wenn ihr Vorteil es beischte, sich eben diesen Guisen, die ihrer Neigung zu schmeicheln gewußt hatten, zu einem Werkzeug dazu zu borgen. Dann stand sie keinen Augenblick an, alle Geheimnisse preiszugeben, die ein unvorsichtiges Vertrauen bei ihr niedergelegt hatte. Nur ein einziges Laster beherrschte sie, aber welches die Mutter ist von allen: zwischen Böses und Gut keinen Unterschied zu kennen. Die Zeitumstände spielten mit ihrer Moralität, und der Augenblick fand sie gleich geneigt zur Unmenschlichkeit und zur Milde, zur Demut und zum Stolz, zur Wahrheit und zur Lüge. Unter der Herrschaft ihres Eigennutzes stand jede andere Leidenschaft, und selbst die Rachsicht, wenn das Interesse es forderte, mußte schweigen. Ein fürchterlicher Charakter, nicht weniger empörend als jene verurufenen Scheusale der Geschichte, welcher ein plumper Pinsel ins Ungeheuere malt.

### Englisches Diktat zum Übersetzen ins Deutsche.

From „A History of English Dramatic Literature“ by Adol. W<sup>m</sup> Ward, M. A. Vol. 1. page 477.

No mind is too great for national feeling; but for religious antipathies there was no place in Shakspeare's heart, and this element, so strong in Spenser, is utterly absent from his contemporary. The influence of the times is not the primary cause of this absence, but could hardly have acted otherwise upon the mind of a Shakspeare.

But this is only one aspect of the influence which may be ascribed to Shakspeare's times upon the spirit of his creative activity. If the period in which his entrance into public life fell was one of a noble enthusiasm, it was also one of hot and eager excitement. Something has already been said on this subject in discussing the characteristics common to most of his predecessors in our dramatic literature; and it will suffice to advert to it very briefly here. The enjoyments of life — and is not at such times that men seem least inclined to enjoy their lives, particularly if they belong to a full-blooded race whose vigour is far from being expended — were snatched hastily and feverishly. Literature had hitherto been regarded as an elegant pastime . . . but now when the Continent seemed a battle-field, when every vessel that unshipped its booty-laden crew in a Deven port brought home tidings, and proofs as well as tidings, of ships sunk and cities sacked by the bold adventurers of the main, the eye and ear of London could no longer



occupy themselves more than occasionally with the pretty conceits of sonnets addressed by the lover himself or by his literary friend on his behalf, to the fastidious fair, or with the reproduction of classical legends seductively decked in voluptuous imagery. In this period accordingly fell the efforts of the predecessors of Shakspeare's maturity, the Kyds and Marlowes in whom it cannot be doubted he found his first models for his efforts as a dramatist. As Marlowe left his *Hero and Leander* uncompleted, so Shakspeare may be supposed to have kept back his *Venus and Adonis*, or at all events to have put aside such labours, except in the moments of leisure. The public of his theatre called for other matter for a *Titus Andronicus*, a play so sanguinary that Kyd might have rejoiced to own it, — perhaps for an early sketch with the plot, i. e. all the deaths, of *Hamlet*; perhaps for an adaptation of another author's labours on the history of the times of Henry VI, representing as stirringly as might be upon the stage all the bustle and turmoil of actual war. It was on such subjects, it can hardly be doubted, that the Dramatist tried his 'prentice hand, working fast and eagerly, and breathlessly falling in with an insatiable demand.

---

From „*Titus Andronicus*.“ Act I scene 2.

Lucius. Give us the proudest prisoner of the Goths, . . .  
Titus. J give him you; the noblest that survives,  
The eldest son of this distressed queen.  
Tamora. Stay, Roman brethren; Gracious conqueror,  
Victorious Titus, rue the tears J shed,  
A mother's tears in 'passion for her son:  
And, if thy sons were ever dear to thee,  
O think my son to be as dear to me.  
Sufficeth not, that we are brought to Rome,  
To beautify thy triumphs, and return,  
Captive to thee, and to thy Roman yoke;  
But must my sons be slaughter'd in the streets  
For valiant doings in their country's cause?  
O! if to fight for king and common weal  
Were piety in thine, it is in these.  
Andronicus, stain not thy tomb with blood:  
Wilt thou draw near the nature of the gods?  
Draw near to them in being merciful;  
Sweet mercy is nobility's true badge;  
Thrice-noble Titus, spare my first-born son.

---

### Deutscher Aufsatz.

Durch die Geschichte lernt man die Thaten der Völker kennen,  
durch ihre Lieder sieht man ihnen ins Herz.

---

### Englischer Aufsatz.

Trace the Development of English Literature in the first thirty  
Years of the XIX<sup>th</sup>. Century.

---

Übersetzung  
aus dem Lateinischen ins Englische.

Caesar, de bello Gallico, lib. VI, cap. 29–30.

V. Lehramts-Prüfung aus der Mathematik und  
Physik 1894.

Differential- und Integralrechnung.

Dienstag, den 16. Oktober, vormittags von 8–10 Uhr.

1. Aufgabe.

Man suche diejenigen Kurvenpaare, bei denen in allen Punkten mit derselben Abscisse ( $x$ ) die Tangenten aufeinander senkrecht stehen und der Krümmungshalbmesser des einen das  $x$ -fache des der andern ist.

Dienstag, den 16. Oktober, vormittags von 10–12 Uhr.

2. Aufgabe.

Suche das allgemeine Integral der Differentialgleichung:

$$\frac{d^2y}{dx^2} + \frac{d^2y}{dy^2} = x.$$

Planimetrie und Stereometrie.

Dienstag, den 16. Oktober, nachmittags von 3–4 $\frac{1}{2}$  Uhr.

1. Aufgabe.

Zu beweisen:

Wenn man in einem Sehnenviereck beide Paare von Gegenseiten bis zum Durchschnitt verlängert und die entstandenen Winkel halbiert, so bilden die Durchschnittspunkte der Halbierungslinien mit den Viereckseiten die Ecken eines gleichseitigen Parallelogramms, dessen Seiten den Diagonalen des Vierecks parallel sind. (Kurze Angabe des Ideenganges, der zur Lösung führte, ist erwünscht.)

Dienstag, den 16. Oktober, nachmittags von 4 $\frac{1}{2}$ –6 Uhr.

2. Aufgabe:

In ein reguläres Tetraeder von der Kante  $a$  ist eine Kugel konstruiert, welche alle Tetraederkanten berührt. Wie groß sind die Rauminhalte der Körperteile des Tetraeders, welche an den Ecken durch die Kugelfläche abgeschnitten werden?

Physik.

Mittwoch, den 17. Oktober, vormittags von 8–10 Uhr.

1. Frage.

Wie heißen die beiden Hauptsätze der mechanischen Wärmetheorie, und wie hat man das mechanische Wärmeäquivalent bestimmt?

Mittwoch, den 17. Oktober, vormittags von 10—12 Uhr.

2. Frage:

Welche Methoden benützt man zur Bestimmung der elektromotorischen Kraft eines galvanischen Elementes?

Mittwoch, den 17. Oktober, nachmittags von 3—6 Uhr.

3. Frage.

Es ist die Erscheinung des einfachen und doppelten Regenbogens zu beschreiben und zu erklären.

---

Darstellende Geometrie.

Donnerstag, den 18. Oktober, vormittags von 8—12 Uhr.

1. Aufgabe.

Zwei Punkte A, B sind durch ihre senkrechten Projektionen  $A_1, A_2$  und  $B_1, B_2$  gegeben; eine Ebene E ist durch ihre Spuren  $E', E''$  gegeben. Es sollen die zwei durch die Punkte A, B gehenden und die Ebene E berührenden Kugelflächen vom Radius gleich AB mit ihrem Durchschnitt dargestellt werden. (Figur war beigegeben.)

---

Analytische Geometrie.

Freitag, den 19. Oktober, vormittags von 8—10 Uhr.

1. Frage.

Welches ist der Ort der Spitzen der dem Ellipsoid

$$\frac{x^2}{a^2} + \frac{y^2}{b^2} + \frac{z^2}{c^2} = 1$$

umschriebenen Tangentenkegel, deren Schnitte mit der X-Y Ebene Kreise sind?

Analytische und synthetische Geometrie.

Freitag, den 19. Oktober, vormittags von 10—11 Uhr.

2. Frage.

Zwei Ebenenbüschel, deren Axen  $l, l'$  windschief, aber nicht rechtwinklig sind, und welche so projektivisch auf einander bezogen sind, dafs entsprechende Ebenen zu einander senkrecht stehen, erzeugen ein Hyperboloid, das von jeder Ebene senkrecht zu  $l$  oder  $l'$  in einem Kreise geschnitten wird.

3. Frage.

Dreht sich ein rechter Winkel, dessen Scheitel A sich auf einem Kegelschnitt befindet, um diesen Punkt A, so geht die Verbindungslinie der Schnittpunkte B und C seiner Schenkel mit der Kurve durch einen festen Punkt auf der Normale von A.

### Ebene und sphärische Trigonometrie.

Freitag, den 19. Oktober, nachmittags von 3-4½ Uhr.

#### 1. Aufgabe.

Von einem Dreiecke kennt man den Umfang  $u = a + b + c$ , einen Winkel  $\alpha$  und den Radius  $\rho$  des eingeschriebenen Kreises. Man soll die Seiten und die fehlenden Winkel des Dreiecks bestimmen.

Beispiel:  $u = 232,88$   
 $\rho = 21,547$   
 $\alpha = 78^\circ 11' 16''$ .

Freitag, den 19. Oktober, nachmittags von 4½-6 Uhr.

#### 2. Aufgabe.

Die Länge der Sonne ist an einem bestimmten Tage  $\lambda = 44^\circ 30' 46''$ ; um wie viel Uhr M. E. Z. (mitteleuropäische Zeit) geht an diesem Tage die Sonne in München auf (geogr. Breite:  $\varphi = 48^\circ 8' 20''$ , geogr. Länge  $11^\circ 36' 30''$  östl. v. Greenwich), wenn die Zeitgleichung  $z = -3$  m 30 s und die Schiefe der Ekliptik  $\varepsilon = 23^\circ 27'$  ist.

### Analytische Mechanik.

Samstag, den 20. Oktober, vormittags von 8-10½ Uhr.

#### 1. Aufgabe.

Zwei Punkte mit gleichen Massen  $m$  bewegen sich unter dem Einfluß einer ihrer Entfernung proportionalen Anziehung auf zwei festen Geraden sich schneidenden Linien, deren Winkel  $\alpha$  ist. Man bestimme die Bewegung beider Punkte unter der Voraussetzung, daß zur Zeit  $t = 0$  beide in Ruhe und von dem Schnittpunkt der Geraden um  $a$  resp.  $b$  entfernt sind.

Samstag, den 20. Oktober, vormittags von 10½-12 Uhr.

#### 2. Aufgabe.

Drei gleich große zylindrische Walzen, jede vom Gewicht  $Q$  liegen so, daß sie sich gegenseitig längs Geraden berühren und zwei davon auf einer horizontalen Platte ruhen. In dieser Lage werden sie durch ein alle drei lose umschlingendes, geschlossenes Band festgehalten.

Wie groß ist die Zugkraft in diesem Bande, wenn von der Reibung abgesehen wird? (Zeichnung war beigegeben.)

### Algebra und Analysis des Endlichen.

Samstag, den 20. Oktober, nachmittags von 3-5 Uhr.

#### 1. Frage.

Gegeben ist die kubische Gleichung:

$$x^3 + ax^2 + bx + c = 0.$$

Welches ist die kubische Gleichung mit den Wurzeln:

$$\xi_1 = \alpha x_1 x_2 + x_2 + \gamma \qquad \xi_2 = \alpha x_1 x_2 + x_1 + \gamma$$

$$\xi_3 = \alpha x_1 x_2 + x_2 + \gamma$$

und wie muß man  $\alpha$  und  $\gamma$  wählen, damit diese eine reine kubische Gleichung wird?

Samstag, den 20. Oktober, nachmittags von 5—6 Uhr.

2. Frage.

Für welche Werte von  $\lambda$  lassen die homogenen Gleichungen:

$$(1 - \lambda) x + \alpha x + \beta z = 0$$

$$\alpha x + (\beta - \lambda) y + z = 0$$

$$\beta x + y + (\alpha - \lambda) z = 0$$

eine Lösung zu (die Lösung  $x = 0, y = 0, z = 0$  ausgeschlossen)?

---

Deutscher Aufsatz.

Montag, den 22. Oktober, vormittags von 8—12 Uhr.

Kann auch der Irrtum die Quelle wissenschaftlicher Fortschritte sein?

---

VI. Spezialprüfung aus der klassischen  
Philologie 1894.

Themata:

1. Studia Aetnaea.
2. De Athenagorae supplicatione pro Christianis.
3. De vi ac significatione particulae re — infracta.
4. Über die Taktik des Arrian.
5. Die Schrift über die Freiheit des Weisen wird mit Unrecht dem Philon abgesprochen.
6. Orationes, quae sunt inter Demosthenicas X et XIII, num sint eiusdem auctoris.
7. Byzantinische Familiennamen. Eine grammatische und etymologische Studie.
8. De Aurelio Prudentio Clemente Vergilii imitatore.
9. De Tatiani ad Graecos oratione quaestiones exegeticae et criticae.
10. De verborum lusu apud Platonem.
11. De Aristidis apologia.

---

VII. Spezialprüfung aus den neueren Sprachen.

Themata:

1. Das Naturgefühl in der französischen Literatur gegen Ende des XVII. und in den ersten Jahrzehnten des XVIII. Jahrhunderts.
2. Die Quellen der französischen Alexiuslegenden R. u. H.
3. Die Sprüchwörter und Sentenzen im Roman de la Rose.

---

VIII. Spezialprüfung aus der Physik.

Thema:

Theorie des Fernrohrs auf Grund der Beugung des Lichts.

## IX. Spezialprüfung aus der deutschen Sprache und Literatur.

### Themata:

1. Bertholds, Bischofs von Chiemsee, Tewtsche Theology nach ihrem Lautstande dargestellt.
2. Zur Sprache des Aegidius Albertinus. Lautlehre.
3. Vokalismus der Mundart von Schweinfurt und seiner nächsten Umgebung.
4. Zur Sprache Aventins. Die Ablautsreihen des starken Verbums.

---

Bemerkung. Spezialprüfungen aus der Mathematik und aus der Geschichte fanden in diesem Jahre nicht statt.

---

### Prüfungsergebnisse.

A. 1. Hauptprüfung aus den philologisch-historischen Fächern: gemeldet 42 Kandidaten, nicht erschienen 6, einer trat während der Prüfung zurück. Von den so verbleibenden 35 Kandidaten erhielten 1 die Note I, 17 die Note II, 12 die Note III und 5 die Note IV, also 30 bestanden. 2. Hauptprüfung aus den neueren Sprachen. a) Französisch: gemeldet 27, erschienen 26; hievon erhielten 17 die Note II, 5 die Note III, 4 die Note IV, also bestanden 22; b) Englisch: gemeldet 15, erschienen 14, hievon erhielten 7 die Note II, 5 die Note III, 2 die Note IV, also bestanden 12. 3. Hauptprüfung aus Mathematik und Physik: gemeldet 11, zurückgetreten 4, von den 7 teilnehmenden erhielt 1 die Note I, 4 die Note II, 1 die Note III, 1 die Note IV, also bestanden 6. — B. 1. Spezialprüfung aus der klassischen Philologie: 16 Arbeiten eingereicht, 13 angenommen; ein Kandidat war durch Krankheit an der Teilnahme am Kolloquium gehindert, einer bestand nicht; von den übrigen erhielten 3 die Note I, 8 die Note II. 2. Spezialprüfung aus den neueren Sprachen: 4 Arbeiten eingereicht, 3 angenommen. 1 Kandidat erhielt die Note I, 2 die Note II.

---

